Ea 405

Ea 405

Bücherſammlung
des
Königl. Kathol. Gymnaſiums
zu
Gleiwitz.

Bücherſammlung
des
Königl. Kathol. Gymnaſiums
zu
Gleiwitz.

— 65. —

Carl B. Lorck's Hausbibliothek.

James Cook

Drei Reisen um die Welt.

— 65. —

Carl B. Lorck's Hausbibliothek.

James Cook

Drei Reisen um die Welt.

James Cook

Drei Reisen um die Welt.

Neu herausgegeben

von

Friedrich Steger.

ARCHIWUM PAŃSTWOWE
w Katowicach
Oddział w Gliwicach
sygn. Ea 425 19313

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1858.

James Cook

Drei Reisen um die Welt.

Neu herausgegeben

von

Friedrich Steger.

ARCHIWUM PAŃSTWOWE
w Katowicach
Oddział w Gliwicach
sygn. Ea 425 19313

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1858.

[redacted]

[redacted]

No. 32. C. III. b. 5

Vorwort.

Vom arktischen bis zum antarktischen Kreise reicht ein unermeßliches Meer, das seine langen Wogen an den ältesten wie an den jüngsten Culturländern der Erde branden läßt, vier der fünf Welttheile zu Grenzen hat, China und Indien wie Australien und die zahllosen Atolle der Südsee, Ringinseln von Korallenthierchen und zum Theil Schöpfungen unserer Tage, bespült. In dem Wetteifer der beiden größten Handelsvölker der Welt entfalten sich die Küsten und Inseln dieses Meeres mit überraschender Schnelligkeit. Australien, bei Cooks erster Reise die Heimath armseliger Wilden, schickt uns heute Ströme von Gold, und seine Wolle macht der unsrigen den Markt streitig. Neuseeland verspricht das Großbritannien der Südsee zu werden, und Tahiti hat eine Verfassung. Die Oeffnung China's und Japans, das Vordringen Rußlands zum Amur und weit über diesen hinaus, die Ansiedelungen der Nordamerikaner an der Westküste ihres Continents, die Bestrebungen der Engländer, in diesem Meere zu ersetzen, was sie an den Küsten des atlantischen Oceans verloren haben, eröffnen eine Perspective voll Glanz, Reichthum und Macht.

In dieses Meer führen uns die Reisen Cooks. Einen Australcontinent aufsuchend, den er nicht finden konnte, weil er nicht existirte, drang der kühne Seefahrer in den antarktischen Kreis, untersuchte die Küste von Australien, das er Neuholland nannte, und gab von den Inselgruppen

No. 32. C. III. b. 5

Vorwort.

Vom arktischen bis zum antarktischen Kreise reicht ein unermeßliches Meer, das seine langen Wogen an den ältesten wie an den jüngsten Culturländern der Erde branden läßt, vier der fünf Welttheile zu Grenzen hat, China und Indien wie Australien und die zahllosen Atolle der Südsee, Ringinseln von Korallenthierchen und zum Theil Schöpfungen unserer Tage, bespült. In dem Wetteifer der beiden größten Handelsvölker der Welt entfalten sich die Küsten und Inseln dieses Meeres mit überraschender Schnelligkeit. Australien, bei Cooks erster Reise die Heimath armseliger Wilden, schickt uns heute Ströme von Gold, und seine Wolle macht der unsrigen den Markt streitig. Neuseeland verspricht das Großbritannien der Südsee zu werden, und Tahiti hat eine Verfassung. Die Oeffnung China's und Japans, das Vordringen Rußlands zum Amur und weit über diesen hinaus, die Ansiedelungen der Nordamerikaner an der Westküste ihres Continents, die Bestrebungen der Engländer, in diesem Meere zu ersetzen, was sie an den Küsten des atlantischen Oceans verloren haben, eröffnen eine Perspective voll Glanz, Reichthum und Macht.

In dieses Meer führen uns die Reisen Cooks. Einen Australcontinent aufsuchend, den er nicht finden konnte, weil er nicht existirte, drang der kühne Seefahrer in den antarktischen Kreis, untersuchte die Küste von Australien, das er Neuholland nannte, und gab von den Inselgruppen

der Südsee genauere Nachrichten, als man bisher besaß. Seine Berichte wurden von seinen Zeitgenossen mit Entzücken aufgenommen. Gleich ihm in dem Traume von der Glückseligkeit des Naturzustandes befangen, sahen sie durch Tahiti weit übertroffen, was ihre Phantasie, durch Rousseau angeregt, sich ausgemalt hatte. Es entstand eine freudige Bewegung, ganz ähnlich der, welche der Genuese hervorrief, als er Cipango aufsuchend Amerika fand.

Man wußte, als Hawkesworth den Bericht über Cooks Reise in seine Sammlung aufnahm, von der Südseewelt nicht mehr, als was Holländer und Spanier in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen für gerathen gehalten hatten. Das war nicht viel, denn beide Völker waren eifersüchtig und verschwiegen das Beste, was sie wußten. Welche Reisen und Entdeckungen sie und andere Völker bis dahin gemacht hatten, ist nun mitzutheilen, damit der Leser beurtheilen könne, welchen Theil unserer Kenntnisse von der Südsee wir ihnen, und welchen wir Cook zu verdanken haben.

Der 25. September 1513 war der Tag, an dem das erste europäische Auge auf jenes Meer sah. An jenem Tage drang Vasco Nunez Balboa durch die Urwälder der Landenge von Darien bis zum jenseitigen Ufer, wo er seine Leute aufstellte, mit Schwert und Schild in der Hand in die Wellen hineinschritt und das Meer für den König von Castilien und Leon in Besitz nahm. Wie dieses Meer auf dem nassen Wege zu erreichen sei, zeigte Ferdinand Magelhaens, ein geborner Portugiese, der Spanien seine Dienste angeboten und von Cardinal Ximenes fünf Schiffe erhalten hatte. Am 27. November 1520 erreichte er den westlichen Endpunkt der nach ihm benannten Straße an der Südspitze von Amerika und segelte in das Südmeer, das, um mit den Worten seines Biographen Herrera zu reden, mit jedem Tage umfangreicher zu werden schien. Von ihm rührt der Name des stillen Meers her, der freilich nur auf den Theil des Meeres zwischen den Wendekreisen paßt, den die Spanier später das Damenmeer genannt haben, weil die leichte Hand eines Mädchens hinreiche, ein Schiff durch diese von gleichmäßigen Winden sanft bewegten Fluthen zu steuern.

Magelhaens entdeckte die Ladronen und die Philippinen, wo er erschlagen wurde. Fünfzehn Jahre später segelten zwei Unterbefehlshaber des Eroberers von Mexico, Don Pedro Alvarado und Don Her-

der Südsee genauere Nachrichten, als man bisher besaß. Seine Berichte wurden von seinen Zeitgenossen mit Entzücken aufgenommen. Gleich ihm in dem Traume von der Glückseligkeit des Naturzustandes befangen, sahen sie durch Tahiti weit übertroffen, was ihre Phantasie, durch Rousseau angeregt, sich ausgemalt hatte. Es entstand eine freudige Bewegung, ganz ähnlich der, welche der Genuese hervorrief, als er Cipango aufsuchend Amerika fand.

Man wußte, als Hawkesworth den Bericht über Cooks Reise in seine Sammlung aufnahm, von der Südseewelt nicht mehr, als was Holländer und Spanier in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen für gerathen gehalten hatten. Das war nicht viel, denn beide Völker waren eifersüchtig und verschwiegen das Beste, was sie wußten. Welche Reisen und Entdeckungen sie und andere Völker bis dahin gemacht hatten, ist nun mitzutheilen, damit der Leser beurtheilen könne, welchen Theil unserer Kenntnisse von der Südsee wir ihnen, und welchen wir Cook zu verdanken haben.

Der 25. September 1513 war der Tag, an dem das erste europäische Auge auf jenes Meer sah. An jenem Tage drang Vasco Nunez Balboa durch die Urwälder der Landenge von Darien bis zum jenseitigen Ufer, wo er seine Leute aufstellte, mit Schwert und Schild in der Hand in die Wellen hineinschritt und das Meer für den König von Castilien und Leon in Besitz nahm. Wie dieses Meer auf dem nassen Wege zu erreichen sei, zeigte Ferdinand Magelhaens, ein geborner Portugiese, der Spanien seine Dienste angeboten und von Cardinal Ximenes fünf Schiffe erhalten hatte. Am 27. November 1520 erreichte er den westlichen Endpunkt der nach ihm benannten Straße an der Südspitze von Amerika und segelte in das Südmeer, das, um mit den Worten seines Biographen Herrera zu reden, mit jedem Tage umfangreicher zu werden schien. Von ihm rührt der Name des stillen Meers her, der freilich nur auf den Theil des Meeres zwischen den Wendekreisen paßt, den die Spanier später das Damenmeer genannt haben, weil die leichte Hand eines Mädchens hinreiche, ein Schiff durch diese von gleichmäßigen Winden sanft bewegten Fluthen zu steuern.

Magelhaens entdeckte die Ladronen und die Philippinen, wo er erschlagen wurde. Fünfzehn Jahre später segelten zwei Unterbefehlshaber des Eroberers von Mexico, Don Pedro Alvarado und Don Her-

nando Grijalva nach den Molukken, kamen bis etwa an die Linie und besuchten mehrere Inseln in der Nähe von Neuguinea. Von dem neuen Hafen Callao aus unternahm Don Alvaro Mendana in den Jahren 1567—1595 drei Reisen, die ihn mit den Marquesas und einigen anderen Inseln bekannt machten. Sein Reisegefährte, Don Pedro Fernandez de Quiros, scheint der Erste gewesen zu sein, der die Theorie von einem Australcontinent aufgestellt hat. Unter den neun Inseln, die er im östlichen Theile der Südsee besuchte, befindet sich Sagittaria, das heutige Tahiti. Seine Tierra del Espiritu Santo sind die neuen Hebriden. Don Luis Vaez de Torres befuhr zuerst die Straße zwischen Neuguinea und Australien.

Nach diesen ersten Entdeckungen erkaltete der Eifer der Spanier. Fuhr auch noch alle Jahre eine Galione, mit reichen Waaren beladen, quer über das stille Meer nach den Philippinen, so wich dieses Schiff doch nie von dem Striche ab, den man bereits kannte. Diese Trägheit hatte in der schlechteren Bauart der Schiffe, in dem tieferen Stande der seemännischen Kenntnisse und in den Schrecken der südlichen Meere gewisse Entschuldigungen. Cap Horn, in dessen Breiten heut zu Tage die Verunglückung eines Schiffes zu den seltensten Fällen gehört, erfüllte den Seemann jener Tage mit Angst und Beben. Man fürchtete dort, nachdem man Wochen lang von Wind und Wellen umhergeworfen worden sei, schließlich an einer unwirthlichen eisigen Küste zu scheitern, und konnte in der That Schiffe genug nennen, denen dieses Schicksal widerfahren war. Viele Fahrzeuge gingen zu Grunde, noch mehr kehrten nach vergeblichen Umschiffungsversuchen um. Lord Anson lief 1740 mit sieben Schiffen aus und brachte nicht mehr als vier nach dem jenseitigen Sammelplatze, der Insel Juan Fernandez. Zwei waren nach Brasilien zurückgekehrt, eines an einer Klippeninsel gescheitert. Er selbst hatte von den etwa fünfhundert Matrosen seines Flaggenschiffs zweihundert verloren, und noch mehr hatten die Fahrzeuge gelitten. Auf der „Probe" waren blos noch der Capitain, der Lieutenant und drei Matrosen dienstfähig.

Der Scorbut, durch die Fortschritte der Arzneikunde noch nicht gemildert, war der böseste Feind, den der Entdecker zu fürchten hatte. Diese Pest des Meeres, der gegenwärtig sogar die arktischen Seefahrer zu begegnen wissen, forderte zahllose Opfer. Sie äußerte sich durch Faulfieber,

nando Grijalva nach den Molukken, kamen bis etwa an die Linie und besuchten mehrere Inseln in der Nähe von Neuguinea. Von dem neuen Hafen Callao aus unternahm Don Alvaro Mendana in den Jahren 1567—1595 drei Reisen, die ihn mit den Marquesas und einigen anderen Inseln bekannt machten. Sein Reisegefährte, Don Pedro Fernandez de Quiros, scheint der Erste gewesen zu sein, der die Theorie von einem Australcontinent aufgestellt hat. Unter den neun Inseln, die er im östlichen Theile der Südsee besuchte, befindet sich Sagittaria, das heutige Tahiti. Seine Tierra del Espiritu Santo sind die neuen Hebriden. Don Luis Vaez de Torres befuhr zuerst die Straße zwischen Neuguinea und Australien.

Nach diesen ersten Entdeckungen erkaltete der Eifer der Spanier. Fuhr auch noch alle Jahre eine Galione, mit reichen Waaren beladen, quer über das stille Meer nach den Philippinen, so wich dieses Schiff doch nie von dem Striche ab, den man bereits kannte. Diese Trägheit hatte in der schlechteren Bauart der Schiffe, in dem tieferen Stande der seemännischen Kenntnisse und in den Schrecken der südlichen Meere gewisse Entschuldigungen. Cap Horn, in dessen Breiten heut zu Tage die Verunglückung eines Schiffes zu den seltensten Fällen gehört, erfüllte den Seemann jener Tage mit Angst und Beben. Man fürchtete dort, nachdem man Wochen lang von Wind und Wellen umhergeworfen worden sei, schließlich an einer unwirthlichen eisigen Küste zu scheitern, und konnte in der That Schiffe genug nennen, denen dieses Schicksal widerfahren war. Viele Fahrzeuge gingen zu Grunde, noch mehr kehrten nach vergeblichen Umschiffungsversuchen um. Lord Anson lief 1740 mit sieben Schiffen aus und brachte nicht mehr als vier nach dem jenseitigen Sammelplatze, der Insel Juan Fernandez. Zwei waren nach Brasilien zurückgekehrt, eines an einer Klippeninsel gescheitert. Er selbst hatte von den etwa fünfhundert Matrosen seines Flaggenschiffs zweihundert verloren, und noch mehr hatten die Fahrzeuge gelitten. Auf der „Probe" waren blos noch der Capitain, der Lieutenant und drei Matrosen dienstfähig.

Der Scorbut, durch die Fortschritte der Arzneikunde noch nicht gemildert, war der böseste Feind, den der Entdecker zu fürchten hatte. Diese Pest des Meeres, der gegenwärtig sogar die arktischen Seefahrer zu begegnen wissen, forderte zahllose Opfer. Sie äußerte sich durch Faulfieber,

Gelbsucht, starke rheumatische Schmerzen, durch Geschwüre, die von Knochenfäule begleitet waren und keinem Heilmittel wichen. Kranke, die in ihren Hängematten wie gesund aussahen, starben, wenn man sie von einer Seite des Verdecks zur anderen trug, oder fielen todt nieder, wenn sie aufzustehen versuchten.

Der Reichthum und die Wehrlosigkeit der spanischen Niederlassungen an der amerikanischen Westküste waren zwei starke Aufforderungen, dem Cap Horn und dem Scorbut zu trotzen. Sowohl die ersten englischen als die ersten holländischen Besucher des stillen Meeres, sowohl Sir Francis Drake und Sir Thomas Cavendish, als Simon de Cordes, Olivier van Noorts und Georg Spiegelbergen gingen auf Raub und Beute aus. Auch Lord Anson wurde zu keinem anderen Zwecke abgeschickt.

Die späteren holländischen Seefahrer, Cornelys Schouten und Jakob de Maire, machten im stillen Meere keine nennenswerthen Entdeckungen. Abel Tasman gelangte 1642 von Batavia aus bis Vandiemensland und zur Westküste von Neuseeland, Jakob Roggewein bis zur Osterinsel. Durch die Engländer Roche, Dampierre, Halley und Byron (er ist der Großvater des Dichters) und durch die Franzosen Logiers, Bouvet und Duclas Guyot, der unter spanischer Flagge fuhr, wurde der Kreis der Kenntnisse von der Südsee nicht bedeutend erweitert.

Georg III., der Byron ausschickte, nahm geographische Entdeckungen zu seinem Lieblingsziel und behielt es während seiner langen Regierung stets im Auge. „Nichts," so ist in den Anweisungen für Byron zu lesen, „nichts erhöht den seemännischen Ruf einer Nation und die Würde der englischen Krone mehr, als Entdeckungen, welche in bisher unbekannten Gegenden gemacht werden." Unmittelbar nach Byrons Rückkehr gingen Wallis und Carteret ab. Der Erste fand des Spaniers Quiros Sagittaria, der Zweite die Königin-Charlotten-Insel. Tahiti oder Sagittaria sah auch Bougainville (1766) und außerdem noch die Tierra del Espiritu Santo und mehrere unbekannte Inseln in den Gewässern von Neuguinea.

Als General Wolfe jenen berühmten Angriff auf die Abrahamshöhen machte, durch den die Eroberung der Canadas entschieden wurde, erregte ein Seemann, der den Booten als Lootse diente, durch seinen Eifer und seinen Muth allgemeine Bewunderung. Er hatte seinen reichlichen Antheil an den großen Thaten, von denen Pitt im Unterhause sagte:

Gelbsucht, starke rheumatische Schmerzen, durch Geschwüre, die von Knochenfäule begleitet waren und keinem Heilmittel wichen. Kranke, die in ihren Hängematten wie gesund aussahen, starben, wenn man sie von einer Seite des Verdecks zur anderen trug, oder fielen todt nieder, wenn sie aufzustehen versuchten.

Der Reichthum und die Wehrlosigkeit der spanischen Niederlassungen an der amerikanischen Westküste waren zwei starke Aufforderungen, dem Cap Horn und dem Scorbut zu trotzen. Sowohl die ersten englischen als die ersten holländischen Besucher des stillen Meeres, sowohl Sir Francis Drake und Sir Thomas Cavendish, als Simon de Cordes, Olivier van Noorts und Georg Spiegelbergen gingen auf Raub und Beute aus. Auch Lord Anson wurde zu keinem anderen Zwecke abgeschickt.

Die späteren holländischen Seefahrer, Cornelys Schouten und Jakob de Maire, machten im stillen Meere keine nennenswerthen Entdeckungen. Abel Tasman gelangte 1642 von Batavia aus bis Vandiemensland und zur Westküste von Neuseeland, Jakob Roggewein bis zur Osterinsel. Durch die Engländer Roche, Dampierre, Halley und Byron (er ist der Großvater des Dichters) und durch die Franzosen Logiers, Bouvet und Duclas Guyot, der unter spanischer Flagge fuhr, wurde der Kreis der Kenntnisse von der Südsee nicht bedeutend erweitert.

Georg III., der Byron ausschickte, nahm geographische Entdeckungen zu seinem Lieblingsziel und behielt es während seiner langen Regierung stets im Auge. „Nichts," so ist in den Anweisungen für Byron zu lesen, „nichts erhöht den seemännischen Ruf einer Nation und die Würde der englischen Krone mehr, als Entdeckungen, welche in bisher unbekannten Gegenden gemacht werden." Unmittelbar nach Byrons Rückkehr gingen Wallis und Carteret ab. Der Erste fand des Spaniers Quiros Sagittaria, der Zweite die Königin-Charlotten-Insel. Tahiti oder Sagittaria sah auch Bougainville (1766) und außerdem noch die Tierra del Espiritu Santo und mehrere unbekannte Inseln in den Gewässern von Neuguinea.

Als General Wolfe jenen berühmten Angriff auf die Abrahamshöhen machte, durch den die Eroberung der Canadas entschieden wurde, erregte ein Seemann, der den Booten als Lootse diente, durch seinen Eifer und seinen Muth allgemeine Bewunderung. Er hatte seinen reichlichen Antheil an den großen Thaten, von denen Pitt im Unterhause sagte:

„Kämen sie im Vegetius vor, so würde alle Welt sie bewundern, aber sie kommen in Amerika vor, und Niemand achtet auf sie.“ Derselbe Seemann hatte bereits bei der Belagerung von Quebek und bei dem Angriff auf Montmorency wichtige Dienste geleistet. Es war Jakob Cook.

1728 geboren und der Sohn eines armen Tagelöhners in Yorkshire, hatte Cook seine Laufbahn an Bord eines Kohlenschiffes als Schiffsjunge begonnen. Im Jahre 1755 trat er während des Krieges in die königliche Marine. Durch Selbststudien bildete er sich weiter, in den langen Winternächten der nordamerikanischen Küste studirte er den Euklid. Die Admirale Palliser und Saunders achteten und beförderten ihn. Nach jenen Kriegsthaten hatte er den Busen des Sanct Lorenz und die Küsten von Neuseeland vermessen. 1768 hatte er den Rang eines Marine-Lieutenants.

Im nächsten Jahre erwarteten die Astronomen den Durchgang der Venus durch die Sonne und hatten das Eintreten desselben auf den Juni berechnet. Wurde dieser Durchgang auf verschiedenen Punkten gleichzeitig beobachtet, so ließ sich danach die Entfernung der Sonne von unserem Weltkörper genauer berechnen. Die königliche Gesellschaft wünschte, daß die von Wallis neuerdings besuchte Insel Tahiti einer dieser Punkte sein möge, und Georg III. erfüllte ihre an ihn gerichtete Bitte. Die Endeavour, ursprünglich ein Kohlenschiff, wurde für die Reise bestimmt und Cook zum Befehlshaber ernannt.

Mit Cook schifften sich Solander und Banks ein. Solander, ein Schwede, war beim britischen Museum angestellt, Banks zählte damals vierundzwanzig Jahre und hatte die Naturwissenschaften zu seinem Studium gewählt. Im Knabenalter erbte er eine große Besitzung in Lincolnshire, aber sein Reichthum hielt ihn weder von den angestrengtesten Arbeiten im Zimmer ab, noch von jenen Forschungen in fernen Ländern, bei denen der Reisende Gesundheit und Leben einsetzt. Er hatte bereits die wilden Küsten von Neufundland und Labrador besucht und erforscht. Nach seiner Rückkehr wurde er in den Adelstand erhoben und war dreiundvierzig Jahre lang der Vorsitzende der Königlichen Gesellschaft.

Cooks erste Reise wurde von Dr. Hawkesworth beschrieben. Das Werk ist auch übersetzt worden und bildet in der Ausgabe von Haude und Spener drei Quartbände. Ein nicht geringer Theil besteht aus

„Kämen sie im Vegetius vor, so würde alle Welt sie bewundern, aber sie kommen in Amerika vor, und Niemand achtet auf sie.“ Derselbe Seemann hatte bereits bei der Belagerung von Quebek und bei dem Angriff auf Montmorency wichtige Dienste geleistet. Es war Jakob Cook.

1728 geboren und der Sohn eines armen Tagelöhners in Yorkshire, hatte Cook seine Laufbahn an Bord eines Kohlenschiffes als Schiffsjunge begonnen. Im Jahre 1755 trat er während des Krieges in die königliche Marine. Durch Selbststudien bildete er sich weiter, in den langen Winternächten der nordamerikanischen Küste studirte er den Euklid. Die Admirale Palliser und Saunders achteten und beförderten ihn. Nach jenen Kriegsthaten hatte er den Busen des Sanct Lorenz und die Küsten von Neuseeland vermessen. 1768 hatte er den Rang eines Marine-Lieutenants.

Im nächsten Jahre erwarteten die Astronomen den Durchgang der Venus durch die Sonne und hatten das Eintreten desselben auf den Juni berechnet. Wurde dieser Durchgang auf verschiedenen Punkten gleichzeitig beobachtet, so ließ sich danach die Entfernung der Sonne von unserem Weltkörper genauer berechnen. Die königliche Gesellschaft wünschte, daß die von Wallis neuerdings besuchte Insel Tahiti einer dieser Punkte sein möge, und Georg III. erfüllte ihre an ihn gerichtete Bitte. Die Endeavour, ursprünglich ein Kohlenschiff, wurde für die Reise bestimmt und Cook zum Befehlshaber ernannt.

Mit Cook schifften sich Solander und Banks ein. Solander, ein Schwede, war beim britischen Museum angestellt, Banks zählte damals vierundzwanzig Jahre und hatte die Naturwissenschaften zu seinem Studium gewählt. Im Knabenalter erbte er eine große Besitzung in Lincolnshire, aber sein Reichthum hielt ihn weder von den angestrengtesten Arbeiten im Zimmer ab, noch von jenen Forschungen in fernen Ländern, bei denen der Reisende Gesundheit und Leben einsetzt. Er hatte bereits die wilden Küsten von Neufundland und Labrador besucht und erforscht. Nach seiner Rückkehr wurde er in den Adelstand erhoben und war dreiundvierzig Jahre lang der Vorsitzende der Königlichen Gesellschaft.

Cooks erste Reise wurde von Dr. Hawkesworth beschrieben. Das Werk ist auch übersetzt worden und bildet in der Ausgabe von Haude und Spener drei Quartbände. Ein nicht geringer Theil besteht aus

Spreu, und selbst Weglassungen, die zum Theil politischen Gründen zuzuschreiben sind, und erdichtete Zusätze kommen vor. Für die zweite Reise konnte neben Cooks eigener Erzählung das schöne Werk von Georg Forster benutzt werden. Die dritte Reise ist theils von Cook selbst erzählt, theils von seinem tapferen Gefährten, Capitain King, fortgesetzt worden.

Wenige Jahre nach Cooks Tode faßte man in England den Beschluß, in Australien eine Verbrechercolonie zu gründen. Man wählte den Punkt der Ostküste, den er wegen des dortigen Reichthums an unbekannten Pflanzen Botany-Bai genannt hatte. Diese ersten Ansiedler kamen 1787 nach Botany-Bai, von wo sie bald nach dem nördlicher gelegenen Sidney versetzt wurden. Dieser Theil der Küste entsprach der Rücksicht auf möglichste Isolirung, die man zu nehmen hatte, war aber in anderen Beziehungen übel gewählt. Dieselbe steile Kette der blauen Berge, welche den Verbrechern die Möglichkeit der Flucht abschnitt, verhinderte, daß man ins Innere vordringen und Entdeckungen machen konnte. Die Colonie mußte durch Zuschüsse der Regierung erhalten werden, bis M'Arthur, einer der freien Colonisten, die sich seit 1796 einstellten, den Grund zu ihrem Wohlstande legte. Zufällig in den Besitz einiger Schafe gekommen, kreuzte er sie mit den langhaarigen Thieren vom Cap und von Bengalen. Die Schafzucht wurde bald zur Hauptquelle der Einnahmen, und sie war es auch, welche Entdeckungen im Innern veranlaßte.

1813 trat eine der furchtbaren Dürren ein, an denen Australien von Zeit zu Zeit zu leiden hat. Ein großer Theil der Heerden verschmachtete, und um nicht alle Thiere zu verlieren, machte man verzweifelte Anstrengungen, Wasser und Weiden aufzufinden. Die Eingebornen wollten oder konnten keine Pässe durch die blauen Berge zeigen, doch erreichten zwei Ansiedler Wentworth und Blaxland, denen sich der Lieutenant Lawson angeschlossen hatte, indem sie den Lauf eines kleinen Flusses verfolgten, den Kamm des Gebirges. Der Landmesser Evans benutzte die Weisungen dieser Pfadfinder und entdeckte sowohl die Bathurst-Ebenen als den Oberlauf des Macquarie-Flusses, vier Jahre später dann auch den Lachlan. Durch Oxley, der den Lachlan wie den Macquarie in Sümpfen enden sah, wurde der Irrthum verbreitet, daß alle australischen

Spreu, und selbst Weglassungen, die zum Theil politischen Gründen zuzuschreiben sind, und erdichtete Zusätze kommen vor. Für die zweite Reise konnte neben Cooks eigener Erzählung das schöne Werk von Georg Forster benutzt werden. Die dritte Reise ist theils von Cook selbst erzählt, theils von seinem tapferen Gefährten, Capitain King, fortgesetzt worden.

Wenige Jahre nach Cooks Tode faßte man in England den Beschluß, in Australien eine Verbrechercolonie zu gründen. Man wählte den Punkt der Ostküste, den er wegen des dortigen Reichthums an unbekannten Pflanzen Botany-Bai genannt hatte. Diese ersten Ansiedler kamen 1787 nach Botany-Bai, von wo sie bald nach dem nördlicher gelegenen Sidney versetzt wurden. Dieser Theil der Küste entsprach der Rücksicht auf möglichste Isolirung, die man zu nehmen hatte, war aber in anderen Beziehungen übel gewählt. Dieselbe steile Kette der blauen Berge, welche den Verbrechern die Möglichkeit der Flucht abschnitt, verhinderte, daß man ins Innere vordringen und Entdeckungen machen konnte. Die Colonie mußte durch Zuschüsse der Regierung erhalten werden, bis M'Arthur, einer der freien Colonisten, die sich seit 1796 einstellten, den Grund zu ihrem Wohlstande legte. Zufällig in den Besitz einiger Schafe gekommen, kreuzte er sie mit den langhaarigen Thieren vom Cap und von Bengalen. Die Schafzucht wurde bald zur Hauptquelle der Einnahmen, und sie war es auch, welche Entdeckungen im Innern veranlaßte.

1813 trat eine der furchtbaren Dürren ein, an denen Australien von Zeit zu Zeit zu leiden hat. Ein großer Theil der Heerden verschmachtete, und um nicht alle Thiere zu verlieren, machte man verzweifelte Anstrengungen, Wasser und Weiden aufzufinden. Die Eingebornen wollten oder konnten keine Pässe durch die blauen Berge zeigen, doch erreichten zwei Ansiedler Wentworth und Blaxland, denen sich der Lieutenant Lawson angeschlossen hatte, indem sie den Lauf eines kleinen Flusses verfolgten, den Kamm des Gebirges. Der Landmesser Evans benutzte die Weisungen dieser Pfadfinder und entdeckte sowohl die Bathurst-Ebenen als den Oberlauf des Macquarie-Flusses, vier Jahre später dann auch den Lachlan. Durch Oxley, der den Lachlan wie den Macquarie in Sümpfen enden sah, wurde der Irrthum verbreitet, daß alle australischen

Flüsse auf diese Weise endeten, und dadurch von weiterer Erforschung des Innern abgeschreckt. Von 1818—1828 beschäftigte man sich vorwiegend mit dem Küstensaume, doch hörten die Reisen ins Innere nie ganz auf und brachten Kunde von neuen Flüssen, vom Karaula oder Darling, vom Murrumbidschi, vom Murray. Den letzteren fanden Howell und Hume, als sie die Australalpen überstiegen und nach Port Philip an der Südküste vordrangen. Durch Hirten, die in Australien die Rolle der nordamerikanischen Jäger übernommen haben, hörte man nach und nach von allen den Flüssen, welche nördlich vom Macquarie strömen.

Die große Dürre von 1828 führte wieder zu Entdeckungen. Die Hitze war so stark und so anhaltend, daß die ausgedehnten Sümpfe, durch die Oxley zur Umkehr gezwungen worden war, ausgetrocknet sein mußten und mithin kein Hinderniß mehr bilden konnten. Nicht nur bestätigte sich diese Annahme, sondern es zeigte sich auch, daß weder der Lachlan noch der Macquarie in Sümpfen enden. In den folgenden Jahren wiesen Sturt, Mitchells und Barker nach, daß der Darling, der Lachlan, der Murrumbidschi und ihre Nebenflüsse alle mit dem Murray in Verbindung stehen, und daß dieser in den Alexandrina-See mündet. Die Kenntniß des südöstlichen Flußsystems war nun eine vollständige. Die hohen Gipfel der australischen Alpen, die den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind, halten die Feuchtigkeit, und dies lockte die Colonisten, welche diesen Theil des Landes von Cap Howe bis zum Murray Australia felix nannten. Südaustralien mit dem Hauptorte Adelaide verdankte seinen ersten Aufschwung den Massen von Mineralien, die man hier fand, den Kupfer-, Blei- und Zinkbergwerken, die zum Theil, wie die Kupferadern von Burra, eine fabelhafte Ausbeute gewährten.

Neusüdwales, Australia felix und Südaustralien sind die eigentlich besiedelten Theile von Australien. Hier lebten 1848 fast 260,000 weiße Menschen, in ganz Australien mit Hinzurechnung der 80,000 Einwohner von Vandiemensland 343,764. Ende 1845 gab es in den drei Hauptbezirken an Hausthieren 83,347 Pferde, 1,374,168 Rinder, 60,008 Schweine und 7,339,700 Schafe. 1848 empfing Australien für 2 9/10 Millionen Pf. St. Waaren und führte für 2 9/10 Millionen aus. Der Hauptausfuhrartikel war damals Wolle, deren Verbrauch in England die Hälfte des gesammten Bedarfs deckte. Zu diesem Erzeugnisse kamen noch

Flüsse auf diese Weise endeten, und dadurch von weiterer Erforschung des Innern abgeschreckt. Von 1818—1828 beschäftigte man sich vorwiegend mit dem Küstensaume, doch hörten die Reisen ins Innere nie ganz auf und brachten Kunde von neuen Flüssen, vom Karaula oder Darling, vom Murrumbidschi, vom Murray. Den letzteren fanden Howell und Hume, als sie die Australalpen überstiegen und nach Port Philip an der Südküste vordrangen. Durch Hirten, die in Australien die Rolle der nordamerikanischen Jäger übernommen haben, hörte man nach und nach von allen den Flüssen, welche nördlich vom Macquarie strömen.

Die große Dürre von 1828 führte wieder zu Entdeckungen. Die Hitze war so stark und so anhaltend, daß die ausgedehnten Sümpfe, durch die Oxley zur Umkehr gezwungen worden war, ausgetrocknet sein mußten und mithin kein Hinderniß mehr bilden konnten. Nicht nur bestätigte sich diese Annahme, sondern es zeigte sich auch, daß weder der Lachlan noch der Macquarie in Sümpfen enden. In den folgenden Jahren wiesen Sturt, Mitchells und Barker nach, daß der Darling, der Lachlan, der Murrumbidschi und ihre Nebenflüsse alle mit dem Murray in Verbindung stehen, und daß dieser in den Alexandrina-See mündet. Die Kenntniß des südöstlichen Flußsystems war nun eine vollständige. Die hohen Gipfel der australischen Alpen, die den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind, halten die Feuchtigkeit, und dies lockte die Colonisten, welche diesen Theil des Landes von Cap Howe bis zum Murray Australia felix nannten. Südaustralien mit dem Hauptorte Adelaide verdankte seinen ersten Aufschwung den Massen von Mineralien, die man hier fand, den Kupfer-, Blei- und Zinkbergwerken, die zum Theil, wie die Kupferadern von Burra, eine fabelhafte Ausbeute gewährten.

Neusüdwales, Australia felix und Südaustralien sind die eigentlich besiedelten Theile von Australien. Hier lebten 1848 fast 260,000 weiße Menschen, in ganz Australien mit Hinzurechnung der 80,000 Einwohner von Vandiemensland 343,764. Ende 1845 gab es in den drei Hauptbezirken an Hausthieren 83,347 Pferde, 1,374,168 Rinder, 60,008 Schweine und 7,339,700 Schafe. 1848 empfing Australien für 2 9/10 Millionen Pf. St. Waaren und führte für 2 9/10 Millionen aus. Der Hauptausfuhrartikel war damals Wolle, deren Verbrauch in England die Hälfte des gesammten Bedarfs deckte. Zu diesem Erzeugnisse kamen noch

Talg, Häute, Pferde, die nach Indien gehen, und Mineralien, namentlich Kupfererze, von denen das Bergwerk Burra allein in einem Jahre 7200 Tonnen förderte und den Schmelzöfen von Wales zusandte. Diese Reichthümer sind seitdem durch das australische Gold in Schatten gestellt worden. Wie man erzählt, wußte die Colonialregierung schon gegen das Ende der dreißiger Jahre von Goldfeldern, ließ aber nichts davon in die Oeffentlichkeit dringen, weil sie Anstand nahm, Sträflingen Gold in die Hand zu geben. Am Schlusse des Jahres 1850 erhielt der Colonialrath von Sidney eine neue Anzeige, die indessen unbeachtet blieb, weil man fürchtete, daß der angebliche Entdecker eine Foppere oder auch wohl einen Betrug beabsichtige. Dieses Mal drang die Nachricht ins Publikum, und es fanden Nachforschungen statt, bei denen ein ehemaliger californischer Goldgräber, Hargreaves, am glücklichsten war. Der Bezirk des Turons, eines Flusses, der in gewundenem Laufe durch die blauen Berge strömt, wurde zuerst ausgebeutet, später auch noch drei andere goldhaltige Gebiete an den Quellen des Flusses Peel, am Flusse Obercromby und vierundfünfzig Stunden südlich von der Hauptstadt, aufgefunden. In Südaustralien haben sich Mount Alexander, Ballarat, Bendigo, Eureka, die Schlucht von Adelaide und die Küste von Krorang als goldreiche Gegenden bewährt. In den drei Jahren 1852—1854 ist für sechzig Millionen Pf. St. australisches Gold gewonnen worden, und Australien wirkt seit dieser Zeit auf die englische Colonialpolitik bestimmend ein.

Unsere Kenntniß der Westküste, also des Theils, mit dem die holländischen Entdecker vorzugsweise sich beschäftigt haben, ist eine unvollkommene geblieben. Die Lage dieser Küste ist für den Handel sehr günstig, weil sie dem Cap, Ostindien und Europa näher liegt. Die Dürre, die im Osten dem thierischen Leben periodisch verderblich wird, kennt man hier nicht. Eine große Anzahl kleiner Flüsse bewässert das Land, und der herrschende Westwind führt, da er unmittelbar vom Meere kommt, so viel Feuchtigkeit mit sich, daß auch außer der nassen Jahreszeit Regen häufig sind. Auf der anderen Seite fehlt es an Häfen, und dieser Umstand scheint die ausgedehntere Besiedlung der Westküste besonders verhindert zu haben. Die Colonie am Schwanenflusse wurde bereits 1829 angelegt, und noch 1848 zählte man auf der ganzen Westküste nicht mehr als 4460 weiße Einwohner. So weit das Gebirgsland vom Schwanenfluß

Talg, Häute, Pferde, die nach Indien gehen, und Mineralien, namentlich Kupfererze, von denen das Bergwerk Burra allein in einem Jahre 7200 Tonnen förderte und den Schmelzöfen von Wales zusandte. Diese Reichthümer sind seitdem durch das australische Gold in Schatten gestellt worden. Wie man erzählt, wußte die Colonialregierung schon gegen das Ende der dreißiger Jahre von Goldfeldern, ließ aber nichts davon in die Oeffentlichkeit dringen, weil sie Anstand nahm, Sträflingen Gold in die Hand zu geben. Am Schlusse des Jahres 1850 erhielt der Colonialrath von Sidney eine neue Anzeige, die indessen unbeachtet blieb, weil man fürchtete, daß der angebliche Entdecker eine Foppere oder auch wohl einen Betrug beabsichtige. Dieses Mal drang die Nachricht ins Publikum, und es fanden Nachforschungen statt, bei denen ein ehemaliger californischer Goldgräber, Hargreaves, am glücklichsten war. Der Bezirk des Turons, eines Flusses, der in gewundenem Laufe durch die blauen Berge strömt, wurde zuerst ausgebeutet, später auch noch drei andere goldhaltige Gebiete an den Quellen des Flusses Peel, am Flusse Obercromby und vierundfünfzig Stunden südlich von der Hauptstadt, aufgefunden. In Südaustralien haben sich Mount Alexander, Ballarat, Bendigo, Eureka, die Schlucht von Adelaide und die Küste von Krorang als goldreiche Gegenden bewährt. In den drei Jahren 1852—1854 ist für sechzig Millionen Pf. St. australisches Gold gewonnen worden, und Australien wirkt seit dieser Zeit auf die englische Colonialpolitik bestimmend ein.

Unsere Kenntniß der Westküste, also des Theils, mit dem die holländischen Entdecker vorzugsweise sich beschäftigt haben, ist eine unvollkommene geblieben. Die Lage dieser Küste ist für den Handel sehr günstig, weil sie dem Cap, Ostindien und Europa näher liegt. Die Dürre, die im Osten dem thierischen Leben periodisch verderblich wird, kennt man hier nicht. Eine große Anzahl kleiner Flüsse bewässert das Land, und der herrschende Westwind führt, da er unmittelbar vom Meere kommt, so viel Feuchtigkeit mit sich, daß auch außer der nassen Jahreszeit Regen häufig sind. Auf der anderen Seite fehlt es an Häfen, und dieser Umstand scheint die ausgedehntere Besiedlung der Westküste besonders verhindert zu haben. Die Colonie am Schwanenflusse wurde bereits 1829 angelegt, und noch 1848 zählte man auf der ganzen Westküste nicht mehr als 4460 weiße Einwohner. So weit das Gebirgsland vom Schwanenfluß

bis zur Südwestküste, dem Cap d'Entrecasteaux reicht, so weit reicht auch unsere genauere Bekanntschaft mit der Westküste.

Längere Zeit glaubte man, im Inneren Australiens dieselben Naturverhältnisse annehmen zu müssen, die man noch in jedem Continent angetroffen hat, das heißt ein Gebirge, das Ströme und Flüsse, Bergzüge und Längenthäler aussendend, das feste Gezimmer bildet, an das die Ebenen und der Küstenrand angesetzt sind. Die Aussagen der Eingebornen waren dieser Vermuthung entgegen, denn verstand man sie richtig, so barg das Innere des Welttheils ein großes Binnenmeer. Dieses Binnenmeer existirt wirklich, allein nicht Wasser ist sein Element, sondern Sand. Die Reisen von Sturt, Kort Stockes, Dr. Leichardt und Gregory haben blos einen Raum von sechs Breitengraden unerforscht gelassen. Außerhalb dieser Terra incognita wiederholten sich im Inneren überall die charakteristischen Eigenschaften Australiens in ihrer schlimmsten Form: ungeheure Sandwüsten mit einigen Vertiefungen dazwischen, durch die das Wasser nach den starken Regengüssen der nassen Jahreszeit strömt, um beim Eintritt der Hitze zu einer Reihe von Lachen zusammenzuschrumpfen und endlich zu verdunsten.

In einer dieser Sandwüsten ist unser Landsmann Leichardt auf seiner letzten Reise, zu der er im October 1846 aufbrach, spurlos verschwunden. Auf seiner ersten Reise hatte er die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Sidney und Port Effington nachgewiesen, die man nothwendig brauchte, um die Pläne zu erleichtern, die man mit der Nordküste hatte. Man wollte nämlich dort Niederlassungen gründen, die Malayen von den Inseln herbeiziehen und eine Dampfschifffahrtverbindung zwischen Sidney und Singapur durch zuverlässige Aufnahmen der Nordküste und der Torresstraße einleiten. Von diesen Zwecken ist der letzte am besten erreicht worden. Die Niederlassungen sind theils aufgegeben worden, theils befinden sie sich in einem schlechten Zustande, weil man sie in der Regel an Häfen angelegt hat, die rings von Land umschlossen sind, also in Lagen, welche Magazine für Alles sind, was der menschlichen Gesundheit nur Schaden bringen kann. Unter diesen Umständen sind natürlich auch die von den Inseln erwarteten Malayenschwärme ausgeblieben. Dagegen haben die Untersuchungen der Torresstraße zum Nach-

bis zur Südwestküste, dem Cap d'Entrecasteaux reicht, so weit reicht auch unsere genauere Bekanntschaft mit der Westküste.

Längere Zeit glaubte man, im Inneren Australiens dieselben Naturverhältnisse annehmen zu müssen, die man noch in jedem Continent angetroffen hat, das heißt ein Gebirge, das Ströme und Flüsse, Bergzüge und Längenthäler aussendend, das feste Gezimmer bildet, an das die Ebenen und der Küstenrand angesetzt sind. Die Aussagen der Eingebornen waren dieser Vermuthung entgegen, denn verstand man sie richtig, so barg das Innere des Welttheils ein großes Binnenmeer. Dieses Binnenmeer existirt wirklich, allein nicht Wasser ist sein Element, sondern Sand. Die Reisen von Sturt, Kort Stockes, Dr. Leichardt und Gregory haben blos einen Raum von sechs Breitengraden unerforscht gelassen. Außerhalb dieser Terra incognita wiederholten sich im Inneren überall die charakteristischen Eigenschaften Australiens in ihrer schlimmsten Form: ungeheure Sandwüsten mit einigen Vertiefungen dazwischen, durch die das Wasser nach den starken Regengüssen der nassen Jahreszeit strömt, um beim Eintritt der Hitze zu einer Reihe von Lachen zusammenzuschrumpfen und endlich zu verdunsten.

In einer dieser Sandwüsten ist unser Landsmann Leichardt auf seiner letzten Reise, zu der er im October 1846 aufbrach, spurlos verschwunden. Auf seiner ersten Reise hatte er die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Sidney und Port Effington nachgewiesen, die man nothwendig brauchte, um die Pläne zu erleichtern, die man mit der Nordküste hatte. Man wollte nämlich dort Niederlassungen gründen, die Malayen von den Inseln herbeiziehen und eine Dampfschifffahrtverbindung zwischen Sidney und Singapur durch zuverlässige Aufnahmen der Nordküste und der Torresstraße einleiten. Von diesen Zwecken ist der letzte am besten erreicht worden. Die Niederlassungen sind theils aufgegeben worden, theils befinden sie sich in einem schlechten Zustande, weil man sie in der Regel an Häfen angelegt hat, die rings von Land umschlossen sind, also in Lagen, welche Magazine für Alles sind, was der menschlichen Gesundheit nur Schaden bringen kann. Unter diesen Umständen sind natürlich auch die von den Inseln erwarteten Malayenschwärme ausgeblieben. Dagegen haben die Untersuchungen der Torresstraße zum Nach-

weis des sichersten Curses geführt, den die Schiffer in dieser gefährlichen und zugleich unentbehrlichen Durchfahrt innehalten müssen.

Dieselben Schiffe, Rattlesnake und Bramble, die unter Owen Stanley die Torresstraße aufnahmen, beschäftigten sich von 1846 an mit Neuguinea und dem Louisiade-Archipel. Beide waren nach Cook noch von Edwards, Bligh, Portlock, Flinders, Bruny d'Entrecasteaux, Bampton, Alt, Rualt Coutance, Bristow, Dumont d'Urville und Blackwood besucht worden. Im Archipel der Louisiade kennen wir gegenwärtig etwa achtzig Inseln, doch liegen im Nordwesten wahrscheinlich noch mehrere, die künftigen Entdeckern vorbehalten sind. Yule, Befehlshaber der Bramble, ist in Beziehung auf Neuguinea unser Gewährsmann. Ueber das Innere der Insel können wir auch bei ihm keine Belehrung schöpfen, da die Einwohner, ein wildes und streitbares Geschlecht, jeden Verkehr mit Europäern von der Hand weisen. Die Südostküste ist schlammig und mit Mangelbäumen bedeckt, Schlammbänke, die Ablagerungen großer Ströme, reichen weit in das Meer hinaus, an einem dieser Punkte ist das Wasser noch drei Meilen von der Küste entfernt süß. Weiter nach Osten treten bewaldete Berge an das Meer hinan und man sieht in der Ferne eine gewaltige Bergkette, Alpen, die mit einem Vorgebirge vor sich dreihundert englische Meilen weit ziehen. Zwischen 147 und 148 Grad östlich von Greenwich erhebt sich der höchste Gipfel dieser Alpen, der Owen Stanley, bis zu 13,205 Fuß, die bedeutendste Spitze der Vorgebirge, der Astrolabe, hat 3540 Fuß und ist ein langer Rücken, der blos im Süden unregelmäßig gebaut und mit Klippen und Absätzen besäet ist.

Die Südwestküste Neuguinea's wird, „vorbehaltlich der Rechte des Sultans von Tidore," von den Holländern in Anspruch genommen. Ihr Besitzrecht ist im Grunde nichts als eine Abwehr gegen mögliche Colonisationsversuche der Engländer, die man um so mehr fürchtet, als die niederländischen Besitzungen von Ostindien und Australien gleichsam in die Mitte genommen werden. Mit ihren Ansiedlungen auf Neuguinea sind sie, und aus demselben Grunde, eben so unglücklich gewesen, als die Engländer mit den ihrigen auf Nordaustralien. Auch ihre Seefahrer, Boer, Langenberg, Kool, Banse u. a. m. können uns blos über die Beschaffenheit der Küste unterrichten, und die bedeutendste ihrer Entdeckungen ist die 1835 gemachte, daß der vermeintliche Dorgafluß eine

weis des sichersten Curses geführt, den die Schiffer in dieser gefährlichen und zugleich unentbehrlichen Durchfahrt innehalten müssen.

Dieselben Schiffe, Rattlesnake und Bramble, die unter Owen Stanley die Torresstraße aufnahmen, beschäftigten sich von 1846 an mit Neuguinea und dem Louisiade-Archipel. Beide waren nach Cook noch von Edwards, Bligh, Portlock, Flinders, Bruny d'Entrecasteaux, Bampton, Alt, Rualt Coutance, Bristow, Dumont d'Urville und Blackwood besucht worden. Im Archipel der Louisiade kennen wir gegenwärtig etwa achtzig Inseln, doch liegen im Nordwesten wahrscheinlich noch mehrere, die künftigen Entdeckern vorbehalten sind. Yule, Befehlshaber der Bramble, ist in Beziehung auf Neuguinea unser Gewährsmann. Ueber das Innere der Insel können wir auch bei ihm keine Belehrung schöpfen, da die Einwohner, ein wildes und streitbares Geschlecht, jeden Verkehr mit Europäern von der Hand weisen. Die Südostküste ist schlammig und mit Mangelbäumen bedeckt, Schlammbänke, die Ablagerungen großer Ströme, reichen weit in das Meer hinaus, an einem dieser Punkte ist das Wasser noch drei Meilen von der Küste entfernt süß. Weiter nach Osten treten bewaldete Berge an das Meer hinan und man sieht in der Ferne eine gewaltige Bergkette, Alpen, die mit einem Vorgebirge vor sich dreihundert englische Meilen weit ziehen. Zwischen 147 und 148 Grad östlich von Greenwich erhebt sich der höchste Gipfel dieser Alpen, der Owen Stanley, bis zu 13,205 Fuß, die bedeutendste Spitze der Vorgebirge, der Astrolabe, hat 3540 Fuß und ist ein langer Rücken, der blos im Süden unregelmäßig gebaut und mit Klippen und Absätzen besäet ist.

Die Südwestküste Neuguinea's wird, „vorbehaltlich der Rechte des Sultans von Tidore," von den Holländern in Anspruch genommen. Ihr Besitzrecht ist im Grunde nichts als eine Abwehr gegen mögliche Colonisationsversuche der Engländer, die man um so mehr fürchtet, als die niederländischen Besitzungen von Ostindien und Australien gleichsam in die Mitte genommen werden. Mit ihren Ansiedlungen auf Neuguinea sind sie, und aus demselben Grunde, eben so unglücklich gewesen, als die Engländer mit den ihrigen auf Nordaustralien. Auch ihre Seefahrer, Boer, Langenberg, Kool, Banse u. a. m. können uns blos über die Beschaffenheit der Küste unterrichten, und die bedeutendste ihrer Entdeckungen ist die 1835 gemachte, daß der vermeintliche Dorgafluß eine

Meerenge ist, welche die Prinz Friedrich Heinrichs-Insel vom Hauptlande trennt.

Nächst Australien ist Neuseeland die wichtigste der englischen Colonien im stillen Meere. Die pittoresk schöne Doppelinsel mit mehrfachen Bergreihen, hinter denen noch höhere Schneegipfel zum Himmel ragen, mit gewaltigen Zertrümmerungen, steilen Vorgebirgen, weiten Landspitzen, Klippenvorsprüngen, Felsenthoren, die von den Meereswogen durchströmt werden, mit lieblich bebuschten Inseln, mit Baien an Baien gereiht, hat noch in ihrem Südende, das am weitesten gegen den antarktischen Kreis vorspringt, ein mildes südenglisches Clima, ist eine überaus wichtige Station für Walfischfänger und Robbenschläger, besitzt große Strecken des fruchtbarsten Bodens, dem der europäische Ansiedler alle Körnerfrüchte seiner Heimath anvertrauen kann, und liefert dem Handel ihren einheimischen Flachs und vortreffliche Bauhölzer, den Kauri, zu Masten für die größten Schiffe brauchbar, den Tanehaka, aus dem die Schiffer Verdecke machen, den Puriri, dessen Holz nie fault, und noch fünfzehn andere Arten Nutzholz. Besiedelt wurde Neuseeland nicht früher als 1814, und zwar durch drei Glaubensboten, die Samuel Marsden, Seniorkaplan der Mission von Neusüdwales, zu ihrem Unternehmen angeregt hatte. Die ersten Erfolge waren keineswegs ermuthigend. Die Wilden stellten sich zu den Vorträgen der Prediger nicht ein, oder wenn sie kamen, lärmten sie. Zu Anfang der dreißiger Jahre trat eine merkwürdige Veränderung ein. Die Glaubensboten hatten Felder und Gärten angelegt, die Eingebornen mit europäischen Getreidepflanzen und Gemüsen, mit den nützlichsten Ackerwerkzeugen bekannt gemacht. Die materielle Verbesserung in ihrer Lage führte die Eingebornen dahin, auch die geistigen Schätze ihrer Lehrer zu achten und sich anzueignen. Die Schulen in den drei ersten Missionsstationen zu Rangihua an der nordwestlichen Seite der Inselbai, zu Kerikeri und zu Paihia wurden nun zahlreich besucht, und die Glaubensboten durften es wagen, in das Innere vorzudringen. Von den dort errichteten drei Missionen wurde Waimate, mitten zwischen zahlreichen Dörfern der Eingebornen gelegen, die wichtigste.

Nachdem die christliche Colonisation festen Fuß gefaßt hatte, bildete sich in London eine Laiengesellschaft zum planmäßigen Anbau von Neuseeland. Sie kam mit der geistlichen Gesellschaft in arge Zerwürfnisse,

Meerenge ist, welche die Prinz Friedrich Heinrichs-Insel vom Hauptlande trennt.

Nächst Australien ist Neuseeland die wichtigste der englischen Colonien im stillen Meere. Die pittoresk schöne Doppelinsel mit mehrfachen Bergreihen, hinter denen noch höhere Schneegipfel zum Himmel ragen, mit gewaltigen Zertrümmerungen, steilen Vorgebirgen, weiten Landspitzen, Klippenvorsprüngen, Felsenthoren, die von den Meereswogen durchströmt werden, mit lieblich bebuschten Inseln, mit Baien an Baien gereiht, hat noch in ihrem Südende, das am weitesten gegen den antarktischen Kreis vorspringt, ein mildes südenglisches Clima, ist eine überaus wichtige Station für Walfischfänger und Robbenschläger, besitzt große Strecken des fruchtbarsten Bodens, dem der europäische Ansiedler alle Körnerfrüchte seiner Heimath anvertrauen kann, und liefert dem Handel ihren einheimischen Flachs und vortreffliche Bauhölzer, den Kauri, zu Masten für die größten Schiffe brauchbar, den Tanehaka, aus dem die Schiffer Verdecke machen, den Puriri, dessen Holz nie fault, und noch fünfzehn andere Arten Nutzholz. Besiedelt wurde Neuseeland nicht früher als 1814, und zwar durch drei Glaubensboten, die Samuel Marsden, Seniorkaplan der Mission von Neusüdwales, zu ihrem Unternehmen angeregt hatte. Die ersten Erfolge waren keineswegs ermuthigend. Die Wilden stellten sich zu den Vorträgen der Prediger nicht ein, oder wenn sie kamen, lärmten sie. Zu Anfang der dreißiger Jahre trat eine merkwürdige Veränderung ein. Die Glaubensboten hatten Felder und Gärten angelegt, die Eingebornen mit europäischen Getreidepflanzen und Gemüsen, mit den nützlichsten Ackerwerkzeugen bekannt gemacht. Die materielle Verbesserung in ihrer Lage führte die Eingebornen dahin, auch die geistigen Schätze ihrer Lehrer zu achten und sich anzueignen. Die Schulen in den drei ersten Missionsstationen zu Rangihua an der nordwestlichen Seite der Inselbai, zu Kerikeri und zu Paihia wurden nun zahlreich besucht, und die Glaubensboten durften es wagen, in das Innere vorzudringen. Von den dort errichteten drei Missionen wurde Waimate, mitten zwischen zahlreichen Dörfern der Eingebornen gelegen, die wichtigste.

Nachdem die christliche Colonisation festen Fuß gefaßt hatte, bildete sich in London eine Laiengesellschaft zum planmäßigen Anbau von Neuseeland. Sie kam mit der geistlichen Gesellschaft in arge Zerwürfnisse,

die jeder Theil dem anderen Schuld gab. Wir glauben weder gegen die Glaubensboten noch gegen die Laien ungerecht zu sein, wenn wir sagen, das beide sündigten, die Glaubensboten durch ihre lieblosen Bemühungen, ihren Mitbewerbern jeden Zugang zu versperren, die Laien durch die Eigenmächtigkeit, mit der sie bei der Beschlagnahme von Land verfuhren. Die Regierung neigte lange zu der geistlichen Seite, doch schließlich rief sie den Capitain Fitzroy ab, denjenigen ihrer Statthalter, der die Hauptstütze der Glaubensboten gewesen war.

Die Missionen hatten in Auckland oben im Norden ihren Mittelpunkt, die Laiengesellschaft verlegte ihre Niederlassungen an die Cookstraße. Als der Hader zwischen beiden Theilen seinen Höhepunkt erreicht hatte, kam noch ein Krieg mit den Wilden hinzu. In den Jahren 1845 und 1846 maßen Weiße und Eingeborne mehrmals ihre Kräfte, und die Europäer waren nicht immer der stärkere Theil. Den englischen Zwei- und Dreißigpfündern und Bombenmörsern konnten die Pa's der Wilden freilich nicht widerstehen, und nach dem Fall der stärksten dieser Festungen legte Alles die Waffen nieder. Seitdem hat Ruhe geherrscht und ist die stetige Entwickelung eingetreten, die als Bürgschaft jeder Colonisation so hohen Werth hat. 1852 hatte Neuseeland unter einem eigenen Statthalter 140,000 Einwohner, darunter 20,000 weiße Ansiedler.

Die Inselwelt, durch deren Korallenriffe Cook seinen gefährlichen Weg fand, nimmt an dem allgemeinen Aufschwunge der Südsee Antheil. Seit Westindien durch die Emancipation der Schwarzen tief unter das alte Niveau seines Wohlstandes herabgedrückt worden ist, hat man sein Augenmerk auf diese Eilande gerichtet, wo zum Theil alle Colonialartikel Jamaika's und Cuba's gedeihen, und das Clima meistens so gesund ist, daß es den Weißen die Verrichtung von Feldarbeiten gestattet. Hier treten nun die Franzosen mit den Engländern in Concurrenz. Sie haben sich zu Schutzherren der Gesellschaftsinseln aufgeworfen, die Marquesas und Neucaledonien besetzt, sie zeigen sich häufig auf den Inseln des Tonga- und Pomotu-Archipels, und ihre katholischen Glaubensboten scheinen energischer, klüger und gewandter zu sein, als die protestantischen der Engländer. Es giebt in der ganzen Südsee gegenwärtig sehr wenige Inseln mehr, die von der Cultur und den Missionen ganz unberührt geblieben sind. Diese Berührung scheint für die einheimische Bevölkerung

die jeder Theil dem anderen Schuld gab. Wir glauben weder gegen die Glaubensboten noch gegen die Laien ungerecht zu sein, wenn wir sagen, das beide sündigten, die Glaubensboten durch ihre lieblosen Bemühungen, ihren Mitbewerbern jeden Zugang zu versperren, die Laien durch die Eigenmächtigkeit, mit der sie bei der Beschlagnahme von Land verfuhren. Die Regierung neigte lange zu der geistlichen Seite, doch schließlich rief sie den Capitain Fitzroy ab, denjenigen ihrer Statthalter, der die Hauptstütze der Glaubensboten gewesen war.

Die Missionen hatten in Auckland oben im Norden ihren Mittelpunkt, die Laiengesellschaft verlegte ihre Niederlassungen an die Cookstraße. Als der Hader zwischen beiden Theilen seinen Höhepunkt erreicht hatte, kam noch ein Krieg mit den Wilden hinzu. In den Jahren 1845 und 1846 maßen Weiße und Eingeborne mehrmals ihre Kräfte, und die Europäer waren nicht immer der stärkere Theil. Den englischen Zwei- unddreißigpfündern und Bombenmörsern konnten die Pa's der Wilden freilich nicht widerstehen, und nach dem Fall der stärksten dieser Festungen legte Alles die Waffen nieder. Seitdem hat Ruhe geherrscht und ist die stetige Entwickelung eingetreten, die als Bürgschaft jeder Colonisation so hohen Werth hat. 1852 hatte Neuseeland unter einem eigenen Statthalter 140,000 Einwohner, darunter 20,000 weiße Ansiedler.

Die Inselwelt, durch deren Korallenriffe Cook seinen gefährlichen Weg fand, nimmt an dem allgemeinen Aufschwunge der Südsee Antheil. Seit Westindien durch die Emancipation der Schwarzen tief unter das alte Niveau seines Wohlstandes herabgedrückt worden ist, hat man sein Augenmerk auf diese Eilande gerichtet, wo zum Theil alle Colonialartikel Jamaika's und Cuba's gedeihen, und das Clima meistens so gesund ist, daß es den Weißen die Verrichtung von Feldarbeiten gestattet. Hier treten nun die Franzosen mit den Engländern in Concurrenz. Sie haben sich zu Schutzherren der Gesellschaftsinseln aufgeworfen, die Marquesas und Neucaledonien besetzt, sie zeigen sich häufig auf den Inseln des Tonga- und Pomotu-Archipels, und ihre katholischen Glaubensboten scheinen energischer, klüger und gewandter zu sein, als die protestantischen der Engländer. Es giebt in der ganzen Südsee gegenwärtig sehr wenige Inseln mehr, die von der Cultur und den Missionen ganz unberührt geblieben sind. Diese Berührung scheint für die einheimische Bevölkerung

der Todesstoß werden zu sollen. Tahiti, das nach den allerdings bedeutend übertriebenen Angaben unserer beiden Reisenden, Cook und Forster, 120,000 oder gar 240,000 Einwohner haben sollte, hat gegenwärtig noch 10,000. Die Sandwichsinseln entvölkern sich nach den zuverlässigsten Angaben auf eine furchtbare Weise. Die Bevölkerung betrug:

1825 . . . 142,000 Köpfe
1832 . . . 130,313 „
1836 . . . 108,579 „
1850 . . . 84,165 „

1848 starben auf diesen Inseln 2898 und 1849 sogar 6456 Menschen mehr als geboren wurden. Die wohlmeinende Unwissenheit der Bekehrer rühmt sich auf Tahiti und den Sandwichsinseln großer Erfolge. Es ist richtig, daß das Christenthum den Tabudienst verdrängt hat, daß die Frauen mit den Männern essen dürfen und ihren Körper anständiger verhüllen, daß einige verworrene Begriffe unserer Religion und unserer Moral im Umlaufe sind, aber der Kindermord geht nach wie vor im Schwange.

Der einzelnen Fahrten in der Südsee, durch welche diese oder jene kleine Insel entdeckt wurde, sind so viele, daß wir auf eine Uebersicht verzichten. Leichter lassen sich die antarktischen Reisen übersehen, die nach Cook stattgefunden haben. Der erste seiner Nachfolger, der Walfischjäger Abraham Bristol, entdeckte 1806 die Gruppe der Aucklandsinseln südlich von Vandiemensland, Friedrich Hazlebourg 1810 die Insel Campbell, der Deutschrusse Bellinghausen 1821 die Inseln Alexander I. und Peter I. James Wedell überschritt zuerst die von Cook erreichte höchste Breite. Er drang bis zu 74 Grad 15 Min. südl. Br. vor und hatte auch hier noch ein vollkommen freies Meer vor sich, in dem bis zum Horizont kein Eistheilchen zu bemerken war. Seine Ansicht, daß der Südpol viel leichter als der Nordpol zu erreichen sein werde, galt eine kurze Zeit für richtig. Gleich die nächsten Fahrten Biscoe's und Balleny's bewiesen, daß Wedell unter ganz ausnahmsweise günstigen Umständen so weit gelangt sei, und jetzt weiß man, daß der Südpol verschlossener ist, als der Nordpol. Ein einziger Seefahrer, Sir James Clark Roß, ist in den antarktischen Meeren bis zum 78. Breitengrade vorgedrungen, während nicht weniger als sieben Nordpolreisende, Parry, Martin, Withworth,

der Todesstoß werden zu sollen. Tahiti, das nach den allerdings bedeutend übertriebenen Angaben unserer beiden Reisenden, Cook und Forster, 120,000 oder gar 240,000 Einwohner haben sollte, hat gegenwärtig noch 10,000. Die Sandwichsinseln entvölkern sich nach den zuverlässigsten Angaben auf eine furchtbare Weise. Die Bevölkerung betrug:

1825 . . . 142,000 Köpfe
1832 . . . 130,313 „
1836 . . . 108,579 „
1850 . . . 84,165 „

1848 starben auf diesen Inseln 2898 und 1849 sogar 6456 Menschen mehr als geboren wurden. Die wohlmeinende Unwissenheit der Bekehrer rühmt sich auf Tahiti und den Sandwichsinseln großer Erfolge. Es ist richtig, daß das Christenthum den Tabudienst verdrängt hat, daß die Frauen mit den Männern essen dürfen und ihren Körper anständiger verhüllen, daß einige verworrene Begriffe unserer Religion und unserer Moral im Umlaufe sind, aber der Kindermord geht nach wie vor im Schwange.

Der einzelnen Fahrten in der Südsee, durch welche diese oder jene kleine Insel entdeckt wurde, sind so viele, daß wir auf eine Uebersicht verzichten. Leichter lassen sich die antarktischen Reisen übersehen, die nach Cook stattgefunden haben. Der erste seiner Nachfolger, der Walfischjäger Abraham Bristol, entdeckte 1806 die Gruppe der Aucklandsinseln südlich von Vandiemensland, Friedrich Hazlebourg 1810 die Insel Campbell, der Deutschrusse Bellinghausen 1821 die Inseln Alexander I. und Peter I. James Wedell überschritt zuerst die von Cook erreichte höchste Breite. Er drang bis zu 74 Grad 15 Min. südl. Br. vor und hatte auch hier noch ein vollkommen freies Meer vor sich, in dem bis zum Horizont kein Eistheilchen zu bemerken war. Seine Ansicht, daß der Südpol viel leichter als der Nordpol zu erreichen sein werde, galt eine kurze Zeit für richtig. Gleich die nächsten Fahrten Biscoe's und Balleny's bewiesen, daß Wedell unter ganz ausnahmsweise günstigen Umständen so weit gelangt sei, und jetzt weiß man, daß der Südpol verschlossener ist, als der Nordpol. Ein einziger Seefahrer, Sir James Clark Roß, ist in den antarktischen Meeren bis zum 78. Breitengrade vorgedrungen, während nicht weniger als sieben Nordpolreisende, Parry, Martin, Withworth,

Kane, Willis und die Grönlandfahrer Senjen und Aeolus den 82. Grad erreicht und zum Theil über ihn hinaus gelangt sind.

Durch die neuesten Südpolreisen von Dumont d'Urville, Willis und Roß, die 1838 und in den folgenden Jahren gleichzeitig unternommen wurden, ist das Thema des antarktischen Continents wieder angeregt worden. Alle drei haben innerhalb des antarktischen Kreises Land gesehen, doch stimmen sie in ihrem Urtheil, ob dasselbe ein Continent sei oder aus Inseln bestehe, nicht überein. Roß leugnet die Continentaleigenschaft und insofern mit vollem Rechte, als er durch sein Umsegeln von d'Urville's Ludwig Philipps-Land nachgewiesen hat, daß dasselbe eine Insel ist. Bei der von d'Urville Clarie genannten Küste waren mehrere seiner eigenen Officiere der Ansicht, daß er Eisberge für Land halte, und somit bliebe nur die dreißig Stunden lange Linie des Adelaide-Landes als muthmaßlicher Umriß eines Continents bestehen.

Abgesehen von diesen höchsten Breiten ist das stille Meer, obgleich bei weitem nicht so bekannt, wie der atlantische Ocean, nirgends mehr räthselhaft. Auch mit den beiden interessantesten seiner Erscheinungen, seinen Korallen-Inseln, die sich über Tausende von Meilen ausdehnen, und den Wanderungen der polynesischen Race von Eiland zu Eiland, haben gediegene Forschungen uns bekannt gemacht. Diese Früchte haben Cooks Bemühungen getragen, dem an unserer Hand auf seinen Fahrten zu folgen wir unsere Leser jetzt einladen.

Fr. Steger.

Kane, Willis und die Grönlandfahrer Senjen und Aeolus den 82. Grad erreicht und zum Theil über ihn hinaus gelangt sind.

Durch die neuesten Südpolreisen von Dumont d'Urville, Willis und Roß, die 1838 und in den folgenden Jahren gleichzeitig unternommen wurden, ist das Thema des antarktischen Continents wieder angeregt worden. Alle drei haben innerhalb des antarktischen Kreises Land gesehen, doch stimmen sie in ihrem Urtheil, ob dasselbe ein Continent sei oder aus Inseln bestehe, nicht überein. Roß leugnet die Continentaleigenschaft und insofern mit vollem Rechte, als er durch sein Umsegeln von d'Urville's Ludwig Philipps-Land nachgewiesen hat, daß dasselbe eine Insel ist. Bei der von d'Urville Clarie genannten Küste waren mehrere seiner eigenen Officiere der Ansicht, daß er Eisberge für Land halte, und somit bliebe nur die dreißig Stunden lange Linie des Adelaide-Landes als muthmaßlicher Umriß eines Continents bestehen.

Abgesehen von diesen höchsten Breiten ist das stille Meer, obgleich bei weitem nicht so bekannt, wie der atlantische Ocean, nirgends mehr räthselhaft. Auch mit den beiden interessantesten seiner Erscheinungen, seinen Koralleninseln, die sich über Tausende von Meilen ausdehnen, und den Wanderungen der polynesischen Race von Eiland zu Eiland, haben gediegene Forschungen uns bekannt gemacht. Diese Früchte haben Cooks Bemühungen getragen, dem an unserer Hand auf seinen Fahrten zu folgen wir unsere Leser jetzt einladen.

Fr. Steger.

Inhalt.

Cooks erste Reise. (In den Jahren 1768—1771.)

I. Theil.

Erstes Kapitel.

Abfahrt von England. — Madeira. — Rio de Janeiro. — Ungastliche Aufnahme. — Colonialpolitik der portugiesischen Regierung. — Die Straße Lemaire. — Ein unglücklicher Ausflug. — Die niedrigen Inseln. — Landung in Tahiti. S. 1

Zweites Kapitel.

Die Brotfrucht. — Die Reisenden werden freundlich aufgenommen. — Benehmen der Frauen. — Diebstähle. — Bau eines Forts. — Die Königin. — Kampfspiele. — Ein sonderbares Zeichen der Ehrerbietung. — Schwimmkünste. — Morais. — Vulkanische Spuren. — Der Durchgang der Venus. S. 14

Drittes Kapitel.

Abfahrt von Tahiti. — Nachrichten über die Insel. — Bodenbildung. — Erzeugnisse. — Körperbau der Eingebornen. — Ihre Kleidung und ihre Hütten. — Nahrungsmittel und Lebensweise. — Vergnügungen. — Die Arreoy-Gesellschaften. — Gewerbe. — Arten von Pirogen. — Krankheiten. — Die Priester. — Religionsbegriffe. — Stände: Könige, Häuptlinge, Lehensträger und Bauern. — Kriege. — Klimatisches. S. 28

Viertes Kapitel.

Die Gesellschafts-Inseln. — Eine Gotteswohnung. — Obitiroa. — Fahrt nach Neuseeland. — Wildheit der Eingebornen. — Untersuchung der östlichen Küste. — Die Mercursbai. — Eine Festung der Wilden. — Ihre Waffen. S. 45

Inhalt.

Cooks erste Reise. (In den Jahren 1768—1771.)

I. Theil.

Erstes Kapitel.

Abfahrt von England. — Madeira. — Rio de Janeiro. — Ungastliche Aufnahme. — Colonialpolitik der portugiesischen Regierung. — Die Straße Lemaire. — Ein unglücklicher Ausflug. — Die niedrigen Inseln. — Landung in Tahiti. S. 1

Zweites Kapitel.

Die Brotfrucht. — Die Reisenden werden freundlich aufgenommen. — Benehmen der Frauen. — Diebstähle. — Bau eines Forts. — Die Königin. — Kampfspiele. — Ein sonderbares Zeichen der Ehrerbietung. — Schwimmkünste. — Morais. — Vulkanische Spuren. — Der Durchgang der Venus. S. 14

Drittes Kapitel.

Abfahrt von Tahiti. — Nachrichten über die Insel. — Bodenbildung. — Erzeugnisse. — Körperbau der Eingebornen. — Ihre Kleidung und ihre Hütten. — Nahrungsmittel und Lebensweise. — Vergnügungen. — Die Arreoy-Gesellschaften. — Gewerbe. — Arten von Pirogen. — Krankheiten. — Die Priester. — Religionsbegriffe. — Stände: Könige, Häuptlinge, Lehensträger und Bauern. — Kriege. — Klimatisches. S. 28

Viertes Kapitel.

Die Gesellschafts-Inseln. — Eine Gotteswohnung. — Obitiroa. — Fahrt nach Neuseeland. — Wildheit der Eingebornen. — Untersuchung der östlichen Küste. — Die Mercursbai. — Eine Festung der Wilden. — Ihre Waffen. S. 45

Fünftes Kapitel.

Der Fluß Themse, die Inselbai. — Die Neuseeländer sind Menschenfresser. — Die Nordspitze. — Fahrt an der westlichen Insel. — Entdeckung des Canals der Königin Charlotte. — Die Umsegelung von Neuseeland wird vollendet. — Abfahrt nach Neuholland. S. 64

Sechstes Kapitel.

Beschreibung von Neuseeland. — Die nördliche Insel ist fruchtbarer als die südliche. — Vierfüßer, Vögel, Insekten, Fische und Schalthiere. — Bäume und Pflanzen. — Die Bevölkerung. — Ihre Charakter, ihre Kleidung. — Wohnungen und Geräthe. — Pirogen und Schifffahrt. — Gewerbe, Musik. — Religion und Sprache der Neuseeländer. S. 73

Siebentes Kapitel.

Fahrt nach der Küste von Neusüdwales. — Botany-Bai. — Mit den Eingebornen stellt sich kein Verkehr her. — Entdeckungsfahrt längs der nördlichen Küste. — Buchten und Inseln. — Merkwürdige Ameisen. — Ein Fisch als Amphibie. — Cook scheitert an einem Korallenfelsen. — Wie er sich rettete. — Er erreicht einen guten Hafen. S. 90

Achtes Kapitel.

Das Schiff wird ausgebessert. — Verkehr mit den Eingebornen. — Das Känguruh. — Abfahrt aus der Endeavour-Bucht. — Neue Gefahren. — Fortsetzung der Fahrt an der Küste. — Das nördliche Ende von Neuholland wird erreicht. S. 109

Neuntes Kapitel.

Neuguinea. — Feindseligkeiten der Wilden. — Timorlaut und Timor. — Die Insel Sawu und ihre Erzeugnisse. — Die Eingebornen, ihre Lebensweise, ihre Sitten, Religion und Verfassung. — Hollands Politik auf diesen Inseln. S. 136

Zehntes Kapitel.

Java. — Langer Aufenthalt in Batavia. — Land und Leute. — Krankheiten und Todesfälle. — Die Prinzen-Insel. — Das Cap und St. Helena. — Ankunft in England. S. 156.

Cooks zweite Reise. (In den Jahren 1772—1775.)

Elftes Kapitel.

Ausrüstung der Schiffe und Reisegefährten. — Die capverdischen Inseln. — Leuchten des Meers. — Fahrt zur Aufsuchung des Australcontinents. — Das Thierleben dieser hohen Breiten. — Ein Südlicht. — Umkehr und Fahrt nach Neuseeland. S. 175

Fünftes Kapitel.

Der Fluß Themse, die Inselbai. — Die Neuseeländer sind Menschenfresser. — Die Nordspitze. — Fahrt an der westlichen Insel. — Entdeckung des Canals der Königin Charlotte. — Die Umsegelung von Neuseeland wird vollendet. — Abfahrt nach Neuholland. S. 64

Sechstes Kapitel.

Beschreibung von Neuseeland. — Die nördliche Insel ist fruchtbarer als die südliche. — Vierfüßer, Vögel, Insekten, Fische und Schalthiere. — Bäume und Pflanzen. — Die Bevölkerung. — Ihre Charakter, ihre Kleidung. — Wohnungen und Geräthe. — Pirogen und Schifffahrt. — Gewerbe, Musik. — Religion und Sprache der Neuseeländer. S. 73

Siebentes Kapitel.

Fahrt nach der Küste von Neusüdwales. — Botany-Bai. — Mit den Eingebornen stellt sich kein Verkehr her. — Entdeckungsfahrt längs der nördlichen Küste. — Buchten und Inseln. — Merkwürdige Ameisen. — Ein Fisch als Amphibie. — Cook scheitert an einem Korallenfelsen. — Wie er sich rettete. — Er erreicht einen guten Hafen. S. 90

Achtes Kapitel.

Das Schiff wird ausgebessert. — Verkehr mit den Eingebornen. — Das Känguruh. — Abfahrt aus der Endeavour-Bucht. — Neue Gefahren. — Fortsetzung der Fahrt an der Küste. — Das nördliche Ende von Neuholland wird erreicht. S. 109

Neuntes Kapitel.

Neuguinea. — Feindseligkeiten der Wilden. — Timorlaut und Timor. — Die Insel Sawu und ihre Erzeugnisse. — Die Eingebornen, ihre Lebensweise, ihre Sitten, Religion und Verfassung. — Hollands Politik auf diesen Inseln. S. 136

Zehntes Kapitel.

Java. — Langer Aufenthalt in Batavia. — Land und Leute. — Krankheiten und Todesfälle. — Die Prinzen-Insel. — Das Cap und St. Helena. — Ankunft in England. S. 156.

Cooks zweite Reise. (In den Jahren 1772—1775.)

Elftes Kapitel.

Ausrüstung der Schiffe und Reisegefährten. — Die capverdischen Inseln. — Leuchten des Meers. — Fahrt zur Aufsuchung des Australcontinents. — Das Thierleben dieser hohen Breiten. — Ein Südlicht. — Umkehr und Fahrt nach Neuseeland. S. 175

Zwölftes Kapitel.

Aufenthalt in der düstern Bucht. — Das feuchte Klima. — Reichthum an Fischen und Vögeln. — Verkehr mit den Eingebornen. — Wasserhosen. — Im Charlotten-Sunde vereinigen wir uns mit der Adventure. — Ihre Fahrt nach Vandiemens-Land. — Wir segeln gegen Osten, um den Australcontinent aufzusuchen. — Die Inseln des gefährlichen Archipels. S. 190

Dreizehntes Kapitel.

Tahiti. — Landung auf der kleineren Halbinsel. — Gefährliche Lage unseres Schiffs. — König Aheatua. — Eine europäische Abreise. — Aufenthalt in der Matavai-Bucht. — Unsere alten Freunde. — Der König Otu und seine Verwandten. — Die Barringtonia. — Ein Tahitier folgt uns bei unserer Abfahrt. S. 204

Vierzehntes Kapitel.

Huaheine. — König Ori. — Anfall auf Dr. Sparmann. — Omai und Heidi begleiten uns. — Heilige Vögel. — Die Hervey-Insel. — Die Freundschafts-Inseln. — Eua und Tongatabu. — Beschreibung beider Inseln, ihrer Bewohner und ihrer Erzeugnisse. S. 217

Fünfzehntes Kapitel.

Fahrt nach Neuseeland und zweiter Aufenthalt in der Charlottenbucht. — Die südliche Breite von 71 Grad 10 Min. wird erreicht. — Die Osterinsel. — Ihre Natur und ihre Bewohner. — Die Marquesas. — Der Archipel der gefährlichen Inseln. — Bemerkungen über die Georgs-Inseln und Korallenriffe überhaupt. S. 235

Sechzehntes Kapitel.

Noch einmal Tahiti. — Aus der neuesten Geschichte der Insel. — Eine große Kriegsflotte. — Huaheine und Raiatea. — Die Erroys. — Die Götterlehre von Raiatea. — Die Wilden-Insel. — Anamoka. — Fahrt nach den Neuen Hebriden. S. 260

II. Theil.

Siebzehntes Kapitel.

Die Neuen Hebriden. — Mallicollo. — Beschreibung dieser Insel und ihrer Einwohner. — Vergiftung durch Fische. — Andere Inseln. — Ein Kampf mit den Wilden. — Tanna. — Die Einwohner, ihre Waffen, Hütten u. s. w. — Die Schönheit der Landschaft, üppiger Pflanzenwuchs. — Ein Vulkan, Solfataren und heiße Quellen. S. 1

Zwölftes Kapitel.

Aufenthalt in der düstern Bucht. — Das feuchte Klima. — Reichthum an Fischen und Vögeln. — Verkehr mit den Eingebornen. — Wasserhosen. — Im Charlotten-Sunde vereinigen wir uns mit der Adventure. — Ihre Fahrt nach Vandiemens-Land. — Wir segeln gegen Osten, um den Australcontinent aufzusuchen. — Die Inseln des gefährlichen Archipels. S. 190

Dreizehntes Kapitel.

Tahiti. — Landung auf der kleineren Halbinsel. — Gefährliche Lage unseres Schiffs. — König Aheatua. — Eine europäische Abreise. — Aufenthalt in der Matavai-Bucht. — Unsere alten Freunde. — Der König Otu und seine Verwandten. — Die Barringtonia. — Ein Tahitier folgt uns bei unserer Abfahrt. S. 204

Vierzehntes Kapitel.

Huaheine. — König Ori. — Anfall auf Dr. Sparmann. — Omai und Heidi begleiten uns. — Heilige Vögel. — Die Hervey-Insel. — Die Freundschafts-Inseln. — Eua und Tongatabu. — Beschreibung beider Inseln, ihrer Bewohner und ihrer Erzeugnisse. S. 217

Fünfzehntes Kapitel.

Fahrt nach Neuseeland und zweiter Aufenthalt in der Charlottenbucht. — Die südliche Breite von 71 Grad 10 Min. wird erreicht. — Die Osterinsel. — Ihre Natur und ihre Bewohner. — Die Marquesas. — Der Archipel der gefährlichen Inseln. — Bemerkungen über die Georgs-Inseln und Korallenriffe überhaupt. S. 235

Sechzehntes Kapitel.

Noch einmal Tahiti. — Aus der neuesten Geschichte der Insel. — Eine große Kriegsflotte. — Huaheine und Raiatea. — Die Erroys. — Die Götterlehre von Raiatea. — Die Wilden-Insel. — Anamoka. — Fahrt nach den Neuen Hebriden. S. 260

II. Theil.

Siebzehntes Kapitel.

Die Neuen Hebriden. — Mallicollo. — Beschreibung dieser Insel und ihrer Einwohner. — Vergiftung durch Fische. — Andere Inseln. — Ein Kampf mit den Wilden. — Tanna. — Die Einwohner, ihre Waffen, Hütten u. s. w. — Die Schönheit der Landschaft, üppiger Pflanzenwuchs. — Ein Vulkan, Solfataren und heiße Quellen. S. 1

Achtzehntes Kapitel.

Wir beenden die Erforschung der Neuen Hebriden. — Die Tierra del Espiritu Santo. — Entdeckung von Neucaledonien. — Die natürliche Beschaffenheit des Landes. — Seine Bewohner. — Vergiftung durch einen Fisch. S. 21.

Neunzehntes Kapitel.

Fahrt an der Küste von Neucaledonien. — Die Fichten-Insel. — Entdeckung der Norfolk-Insel. — Dritter und letzter Aufenthalt im Charlottensunde. — Schicksale der Adventure seit ihrer Trennung von uns. — Die französische Expedition auf Neuseeland. — Abfahrt. S. 34

Zwanzigstes Kapitel.

Fahrt nach der Südspitze von Amerika. — Die Weihnachtsbucht. — Das dortige Thierleben. — Besuch von Pescherähs. — Der Neujahrshafen. — Das Tussock-Gras. — Entdeckung von Südgeorgien und von Sandwich-Land. — Das erste europäische Schiff. — Ankunft am Cap. — St. Helena und Ascension. — Beschreibung der letztern Inseln. — Rückkehr. S. 44

Cooks dritte Reise. (In den Jahren 1776—1780.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Aufgabe dieser Reise. — Teneriffa. — Die capverdischen Inseln und das Cap. — Die Prinz Eduards-Inseln. — Kerguelen-Land wird gefunden. — Charakter dieser Insel. — Besuch auf Vandiemens-Land. — Seine Erzeugnisse und seine Bewohner. — Aufenthalt im Charlottensunde von Neuseeland. — Der Mörder Rowe's. — Zwei Eingeborne begleiten uns. S. 65

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Entdeckung neuer Inseln. — Mangia. — Watiu. — Mehrere meiner Officiere landen. — Wie sie empfangen werden. — Die Eingebornen, ihre Tänze und Waffen. — Schiffbrüchige Tahitier. — Die Palmerston-Inseln. — Eine reizende Korallen-Grotte. — Die Entstehung dieser Inseln. S. 80

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Anamoka. — Der angebliche König von Tongatabu besucht uns. — Die Happai-Gruppe. — Ein Fest. — Tänze und Instrumente der Eingebornen. — Pulaho, der wirkliche König. — Fahrt nach Tongatabu und freundliche Aufnahme daselbst. — Auch hier Feste, aber auch viele Diebereien. — Nachrichten über das Reich der Inseln und über Fidschi. — Verfassung und Religion. S. 92

Achtzehntes Kapitel.

Wir beenden die Erforschung der Neuen Hebriden. — Die Tierra del Espiritu Santo. — Entdeckung von Neucaledonien. — Die natürliche Beschaffenheit des Landes. — Seine Bewohner. — Vergiftung durch einen Fisch. S. 21.

Neunzehntes Kapitel.

Fahrt an der Küste von Neucaledonien. — Die Fichten-Insel. — Entdeckung der Norfolk-Insel. — Dritter und letzter Aufenthalt im Charlottensunde. — Schicksale der Adventure seit ihrer Trennung von uns. — Die französische Expedition auf Neuseeland. — Abfahrt. S. 34

Zwanzigstes Kapitel.

Fahrt nach der Südspitze von Amerika. — Die Weihnachtsbucht. — Das dortige Thierleben. — Besuch von Pescherähs. — Der Neujahrshafen. — Das Tussock-Gras. — Entdeckung von Südgeorgien und von Sandwich-Land. — Das erste europäische Schiff. — Ankunft am Cap. — St. Helena und Ascension. — Beschreibung der letztern Inseln. — Rückkehr. S. 44

Cooks dritte Reise. (In den Jahren 1776—1780.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Aufgabe dieser Reise. — Teneriffa. — Die capverdischen Inseln und das Cap. — Die Prinz Eduards-Inseln. — Kerguelen-Land wird gefunden. — Charakter dieser Insel. — Besuch auf Vandiemens-Land. — Seine Erzeugnisse und seine Bewohner. — Aufenthalt im Charlottensunde von Neuseeland. — Der Mörder Rowe's. — Zwei Eingeborne begleiten uns. S. 65

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Entdeckung neuer Inseln. — Mangia. — Watiu. — Mehrere meiner Officiere landen. — Wie sie empfangen werden. — Die Eingebornen, ihre Tänze und Waffen. — Schiffbrüchige Tahitier. — Die Palmerston-Inseln. — Eine reizende Korallen-Grotte. — Die Entstehung dieser Inseln. S. 80

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Anamoka. — Der angebliche König von Tongatabu besucht uns. — Die Happai-Gruppe. — Ein Fest. — Tänze und Instrumente der Eingebornen. — Pulaho, der wirkliche König. — Fahrt nach Tongatabu und freundliche Aufnahme daselbst. — Auch hier Feste, aber auch viele Diebereien. — Nachrichten über das Reich der Inseln und über Fidschi. — Verfassung und Religion. S. 92

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Entdeckung einer kleinen Insel. — Ankunft in Tahiti. — Welchen Empfang Omai findet und wie er sich benimmt. — Unsere Matrosen entsagen dem Grog. — Ein Prophet. — Hedidi. — Ich wohne Menschenopfern bei. — Ein Scheingefecht. — Krieg und Frieden mit Eimeo. — Abfahrt nach jener Insel. — Ihr Häuptling Mahine. — Ziegendiebstähle und ihre Folgen. S. 113

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Aufenthalt in Huaheine. — Ich verschaffe Omai Haus und Garten. — Ulietea. — Desertionen vom Schiff. — Ich verhafte die Familie des Oberhaupts und soll dafür überfallen werden. — Die Ausreißer werden zurückgebracht. — Borabora. — Aus der Geschichte dieser Insel. — Die Weihnachtsinsel. — Entdeckung der Sandwichsinseln. S. 128

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Lage und einzelne Inseln der Sandwich-Gruppe. — Boden und Klima. — Pflanzen und Thiere. — Die Einwohner. — Ihre Kleidung, ihr Putz. — Wohnung und Kost. — Belustigungen und Musik. — Die mechanischen Arbeiten. — Wie hat sich die Bekanntschaft mit dem Eisen in der Südsee verbreitet? — Die Waffen. — Alle Inseln des Stillen Meeres werden von demselben Volk bewohnt. S. 147

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft an der amerikanischen Küste. — Der Nutka-Sund. — Die dortigen Indianer. — Ihre Sitten, Verkleidungen, Waffen, Häuser u. s. w. — Das Land und seine Pflanzen- und Thierwelt. — Entdeckung der Insel Kaye. — Die Prinz-Wilhelm-Einfahrt. — Indianer wollen die Discovery nehmen. — Nachrichten über sie. S. 162

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Cook-Einfahrt. — Wir untersuchen sie. — Ein Vulkan. — Eine schöne Pinguin-Art. — Die Insel Kodjak. — Ein russisches Schreiben. — Noch ein Vulkan. — Die Bristol-Bucht. — Das Land der Tschuktschen. — Wir verkehren mit den Einwohnern. — Ein Tschuktschen-Dorf. — Kleidung und Waffen. — Eine undurchdringliche Eisschranke. — Heerden von Seepferden. — Wie diese Thiere leben. — Wir kehren unter 70 Grad 44 Min. Br. um. S. 181

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Untersuchung der Halbinsel Alaschka. — Aufenthalt auf Unalaschka. — Wir treffen mit Russen zusammen. — Entdeckungsreisen der Russen. — Eine Niederlassung der Eingebornen. — Wie sie von den Russen be-

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Entdeckung einer kleinen Insel. — Ankunft in Tahiti. — Welchen Empfang Omai findet und wie er sich benimmt. — Unsere Matrosen entsagen dem Grog. — Ein Prophet. — Hedidi. — Ich wohne Menschenopfern bei. — Ein Scheingefecht. — Krieg und Frieden mit Eimeo. — Abfahrt nach jener Insel. — Ihr Häuptling Mahine. — Ziegendiebstähle und ihre Folgen. S. 113

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Aufenthalt in Huaheine. — Ich verschaffe Omai Haus und Garten. — Ulietea. — Desertionen vom Schiff. — Ich verhafte die Familie des Oberhaupts und soll dafür überfallen werden. — Die Ausreißer werden zurückgebracht. — Borabora. — Aus der Geschichte dieser Insel. — Die Weihnachtsinsel. — Entdeckung der Sandwichsinseln. S. 128

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Lage und einzelne Inseln der Sandwich-Gruppe. — Boden und Klima. — Pflanzen und Thiere. — Die Einwohner. — Ihre Kleidung, ihr Putz. — Wohnung und Kost. — Belustigungen und Musik. — Die mechanischen Arbeiten. — Wie hat sich die Bekanntschaft mit dem Eisen in der Südsee verbreitet? — Die Waffen. — Alle Inseln des Stillen Meeres werden von demselben Volk bewohnt. S. 147

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft an der amerikanischen Küste. — Der Nutka-Sund. — Die dortigen Indianer. — Ihre Sitten, Verkleidungen, Waffen, Häuser u. s. w. — Das Land und seine Pflanzen- und Thierwelt. — Entdeckung der Insel Kaye. — Die Prinz-Wilhelm-Einfahrt. — Indianer wollen die Discovery nehmen. — Nachrichten über sie. S. 162

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Cook-Einfahrt. — Wir untersuchen sie. — Ein Vulkan. — Eine schöne Pinguin-Art. — Die Insel Kodjak. — Ein russisches Schreiben. — Noch ein Vulkan. — Die Bristol-Bucht. — Das Land der Tschuktschen. — Wir verkehren mit den Einwohnern. — Ein Tschuktschen-Dorf. — Kleidung und Waffen. — Eine undurchdringliche Eisschranke. — Heerden von Seepferden. — Wie diese Thiere leben. — Wir kehren unter 70 Grad 44 Min. Br. um. S. 181

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Untersuchung der Halbinsel Alaschka. — Aufenthalt auf Unalaschka. — Wir treffen mit Russen zusammen. — Entdeckungsreisen der Russen. — Eine Niederlassung der Eingebornen. — Wie sie von den Russen be-

handelt werden. — Ihre Wohnungen, Kleidung und Lebensweise. — Rückkehr zu den Sandwichsinseln. — Cook landet in der Bai Karakakoa. — Schluß seines Tagebuchs. S. 196

Dreißigstes Kapitel.

Beschreibung der Karakakoa-Bucht. — Herzliches Benehmen der Wilden. — Cook wird göttlich verehrt. — Ein Morai. — Eine Priestercolonie. — Der König. — Ueberfluß an Lebensmitteln. — Die Wilden wünschen unsere Abreise. — Fahrt an der Küste. — Ein Sturm zwingt uns zur Rückkehr. — Die Einwohner ändern ihr Betragen. — Diebereien und Streitigkeiten. — Cook wird erdolcht. — Rückblick auf seine Leistungen und seinen Charakter. S. 212

Einunddreißigstes Kapitel.

Kampf am Morai. — Aufopferung eines Wilden. — Fruchtlose Unterhandlungen. — Neue Angriffe der Eingebornen. — Wir brennen ihr Dorf nieder. — Waffenstillstand und Frieden. — Wir versenken Cook's Ueberreste ins Meer. — Abfahrt. — Atui. — Ein Krieg, durch Ziegen hervorgerufen. S. 240

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über die Sandwichsinseln. — Eine Reise ins Innere von Owhyhee. — Der Mauna-Kea, Wälder und vulkanische Halden. — Charakter und Intelligenz der Einwohner. — Tättowirungen. Schmuck und Kleidung. — Ihre Spiele. — Ihre Schwimmkünste. — Drei Rangclassen. — Was wir von ihrer Religion wissen. — Gebräuche bei den Begräbnissen. S. 256

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Zweite Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt. — Petropaulowsk. — Gastfreundschaft der Russen. — Benjowsky. — Das Polareis zwingt uns zur Rückkehr. — Wird man eine benutzbare Durchfahrt finden? — Capitain Clerke stirbt. — Fahrt an der japanischen Küste. — Macao und Canton. — Pulo Condore. — Ein cochinchinesischer Christ. — Krankheiten im Meer von Java. — Ankunft in Stromness. — Rückblick auf die Reise. S. 277

handelt werden. — Ihre Wohnungen, Kleidung und Lebensweise. — Rückkehr zu den Sandwichsinseln. — Cook landet in der Bai Karakakoa. — Schluß seines Tagebuchs. S. 196

Dreißigstes Kapitel.

Beschreibung der Karakakoa-Bucht. — Herzliches Benehmen der Wilden. — Cook wird göttlich verehrt. — Ein Morai. — Eine Priestercolonie. — Der König. — Ueberfluß an Lebensmitteln. — Die Wilden wünschen unsere Abreise. — Fahrt an der Küste. — Ein Sturm zwingt uns zur Rückkehr. — Die Einwohner ändern ihr Betragen. — Diebereien und Streitigkeiten. — Cook wird erdolcht. — Rückblick auf seine Leistungen und seinen Charakter. S. 212

Einunddreißigstes Kapitel.

Kampf am Morai. — Aufopferung eines Wilden. — Fruchtlose Unterhandlungen. — Neue Angriffe der Eingebornen. — Wir brennen ihr Dorf nieder. — Waffenstillstand und Frieden. — Wir versenken Cook's Ueberreste ins Meer. — Abfahrt. — Atui. — Ein Krieg, durch Ziegen hervorgerufen. S. 240

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über die Sandwichsinseln. — Eine Reise ins Innere von Owhyhee. — Der Mauna-Kea, Wälder und vulkanische Halden. — Charakter und Intelligenz der Einwohner. — Tättowirungen. Schmuck und Kleidung. — Ihre Spiele. — Ihre Schwimmkünste. — Drei Naugelassen. — Was wir von ihrer Religion wissen. — Gebräuche bei den Begräbnissen. S. 256

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Zweite Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt. — Petropaulowsk. — Gastfreundschaft der Russen. — Benjowsky. — Das Polareis zwingt uns zur Rückkehr. — Wird man eine benutzbare Durchfahrt finden? — Capitain Clerke stirbt. — Fahrt an der japanischen Küste. — Macao und Canton. — Pulo Condore. — Ein cochinchinesischer Christ. — Krankheiten im Meer von Java. — Ankunft in Stromness. — Rückblick auf die Reise. S. 277

Cooks erſte Reiſe.

In den Jahren 1768—1771.

Cooks erſte Reiſe.

In den Jahren 1768—1771.

Erstes Kapitel.

Abfahrt von England. — Madeira. — Rio de Janeiro. — Ungastliche Aufnahme. — Colonialpolitik der portugiesischen Regierung. — Die Straße Lemaire. — Ein unglücklicher Ausflug. — Die niedrigen Inseln. — Landung in Tahiti.

Am 26. August 1768 ging ich von Plymouth unter Segel. Am 31. zeigten sich verschiedene der Vögel, welche die Matrosen Hühnchen der Mutter Carey nennen und als sichere Anzeichen eines Sturmes betrachten. Am folgenden Tage trat wirklich ein starker Wind ein, der uns eines unserer Boote fortriß und so große Wellen auf das Verdeck warf, daß mehrere Dutzend Stück unseres Geflügels ertranken.

Längs der spanischen Küste hatten die Herren Banks und Solander Gelegenheit, einige Seethiere zu beobachten, die bisher keinem Naturforscher bekannt gewesen zu sein scheinen. Unter anderen fingen sie ein Thier von eckiger Gestalt, etwa einen Zoll breit und drei lang, mit einer Oeffnung, die durch den ganzen Körper hindurchging und an dem einen Ende einen schwarzen Fleck hatte, der wahrscheinlich der Magen war. Dieses Thier erhielt den Namen Dagysa, weil es eine ähnliche Farbe wie der Edelstein dieses Namens hat. Es war uns merkwürdig, daß noch kein Naturforscher den Dagysa erwähnt hat, von dem das Meer bis auf zwanzig Stunden von den spanischen Küsten wimmelt. Leider giebt es unter den Seeleuten wenige, welche die anziehenden und merkwürdigen Gegenstände, deren das Meer so unendlich viele enthält, zu beobachten wünschen oder verstehen.

Erstes Kapitel.

Abfahrt von England. — Madeira. — Rio de Janeiro. — Ungastliche Aufnahme. — Colonialpolitik der portugiesischen Regierung. — Die Straße Lemaire. — Ein unglücklicher Ausflug. — Die niedrigen Inseln. — Landung in Tahiti.

Am 26. August 1768 ging ich von Plymouth unter Segel. Am 31. zeigten sich verschiedene der Vögel, welche die Matrosen Hühnchen der Mutter Carey nennen und als sichere Anzeichen eines Sturmes betrachten. Am folgenden Tage trat wirklich ein starker Wind ein, der uns eines unserer Boote fortriß und so große Wellen auf das Verdeck warf, daß mehrere Dutzend Stück unseres Geflügels ertranken.

Längs der spanischen Küste hatten die Herren Banks und Solander Gelegenheit, einige Seethiere zu beobachten, die bisher keinem Naturforscher bekannt gewesen zu sein scheinen. Unter anderen fingen sie ein Thier von eckiger Gestalt, etwa einen Zoll breit und drei lang, mit einer Oeffnung, die durch den ganzen Körper hindurchging und an dem einen Ende einen schwarzen Fleck hatte, der wahrscheinlich der Magen war. Dieses Thier erhielt den Namen Dagysa, weil es eine ähnliche Farbe wie der Edelstein dieses Namens hat. Es war uns merkwürdig, daß noch kein Naturforscher den Dagysa erwähnt hat, von dem das Meer bis auf zwanzig Stunden von den spanischen Küsten wimmelt. Leider giebt es unter den Seeleuten wenige, welche die anziehenden und merkwürdigen Gegenstände, deren das Meer so unendlich viele enthält, zu beobachten wünschen oder verstehen.

Am 12. September sahen wir die Inseln Porto Santo und Madeira. Als wir in der Bucht von Funchal ankerten, hatten wir das Unglück, unsern Hochbootsmann Weis zu verlieren. Das Ankertau erfaßte ihn beim Abrollen und riß ihn mit sich in das Meer. Obgleich wir den Anker so schnell wie möglich heraufholten, war es doch zu spät. Als der Körper des Unglücklichen, vom Tau umschlungen, auf dem Wasser erschien, zeigte es sich, daß das Leben ihn bereits verlassen hatte.

Der Wein ist der einzige Handelsartikel, den Madeira liefert. Die Einwohner sind in ihrem Weinbau so nachlässig, daß sie erst in der neuesten Zeit, und keineswegs allgemein, gelernt haben, die Reben zu pfropfen und dadurch in ihren Weinbergen eine gleichmäßige Ernte zu erzielen. Viele Besitzer weisen die Neuerung noch heute von sich und schaden ihrem Produkt durch die schlechten Trauben, die sie nicht entfernen, weil sie mehr auf Menge als auf Güte sehen. Dieses Beispiel von der Macht der Gewohnheit ist um so auffallender, als das Pfropfen bei minder edlen Gewächsen, z. B. bei der Kastanie, eingeführt und als nützlich erkannt worden ist.

Wir versahen uns in Funchal mit Ochsenfleisch, einem jungen lebenden Ochsen, Wasser und Wein. In der Nacht des 18. Septembers gingen wir wieder unter Segel, am 23. sahen wir westlich von uns den Pic von Teneriffa. Als die Sonne unterging, bot uns dieser Berg einen wunderbar schönen Anblick dar. Die Insel war in tiefdunkle Schatten gehüllt, aber der Pic leuchtete noch in den letzten Strahlen der Sonne und entfaltete ein Farbenspiel, das kein Maler der Welt wiederzugeben vermöchte.

Am 25. October überschritten wir unter den hergebrachten Ceremonien die Linie, am 29. Abends beobachteten wir das Leuchten des Meeres, von dem die Seefahrer so viel gesprochen haben. Nach Einigen ist diese Erscheinung die Folge der Bewegung von Fischen, welche ihre Beute verfolgen, nach Anderen eine Ausstrahlung, welche von faulenden Seethieren ausgeht, noch Andere schreiben sie der Elektricität zu. Uns schienen leuchtende Thiere die Ursache zu sein. Wir wurden in dieser Meinung bestärkt, als wir das Netz auswarfen und eine Medusenart fingen, welche die Farbe stark erhitzten Metalls hatte und

Am 12. September sahen wir die Inseln Porto Santo und Madeira. Als wir in der Bucht von Funchal ankerten, hatten wir das Unglück, unsern Hochbootsmann Weis zu verlieren. Das Ankertau erfaßte ihn beim Abrollen und riß ihn mit sich in das Meer. Obgleich wir den Anker so schnell wie möglich heraufholten, war es doch zu spät. Als der Körper des Unglücklichen, vom Tau umschlungen, auf dem Wasser erschien, zeigte es sich, daß das Leben ihn bereits verlassen hatte.

Der Wein ist der einzige Handelsartikel, den Madeira liefert. Die Einwohner sind in ihrem Weinbau so nachlässig, daß sie erst in der neuesten Zeit, und keineswegs allgemein, gelernt haben, die Reben zu pfropfen und dadurch in ihren Weinbergen eine gleichmäßige Ernte zu erzielen. Viele Besitzer weisen die Neuerung noch heute von sich und schaden ihrem Produkt durch die schlechten Trauben, die sie nicht entfernen, weil sie mehr auf Menge als auf Güte sehen. Dieses Beispiel von der Macht der Gewohnheit ist um so auffallender, als das Pfropfen bei minder edlen Gewächsen, z. B. bei der Kastanie, eingeführt und als nützlich erkannt worden ist.

Wir versahen uns in Funchal mit Ochsenfleisch, einem jungen lebenden Ochsen, Wasser und Wein. In der Nacht des 18. Septembers gingen wir wieder unter Segel, am 23. sahen wir westlich von uns den Pic von Teneriffa. Als die Sonne unterging, bot uns dieser Berg einen wunderbar schönen Anblick dar. Die Insel war in tiefdunkle Schatten gehüllt, aber der Pic leuchtete noch in den letzten Strahlen der Sonne und entfaltete ein Farbenspiel, das kein Maler der Welt wiederzugeben vermöchte.

Am 25. October überschritten wir unter den hergebrachten Ceremonien die Linie, am 29. Abends beobachteten wir das Leuchten des Meeres, von dem die Seefahrer so viel gesprochen haben. Nach Einigen ist diese Erscheinung die Folge der Bewegung von Fischen, welche ihre Beute verfolgen, nach Anderen eine Ausstrahlung, welche von faulenden Seethieren ausgeht, noch Andere schreiben sie der Elektricität zu. Uns schienen leuchtende Thiere die Ursache zu sein. Wir wurden in dieser Meinung bestärkt, als wir das Netz auswarfen und eine Medusenart fingen, welche die Farbe stark erhitzten Metalls hatte und

ein weißes Licht ausstrahlte. Mit diesen Medusen zugleich erhielten wir drei verschiedene Arten ganz kleiner Krabben, welche alle wie Glühwürmer leuchteten. Als Herr Banks diese Thierchen untersuchte, überzeugte er sich, daß sie den Naturforschern sämmtlich unbekannt seien.

Da unsere Lebensmittel abnahmen, entschloß ich mich, nach Rio de Janeiro zu segeln, wo ich sicher war Vorräthe zu finden und auf eine freundliche Aufnahme rechnen zu dürfen glaubte. Am 8. November erblickten wir die Küste von Brasilien und sprachen mit Fischern, denen wir ihren Fang abkauften. Zu unserer Verwunderung wiesen diese Leute die spanischen Münzen, die wir ihnen boten, zurück und forderten englische Schillinge. Nachdem wir bis zum 13. an der Küste lavirt hatten, erreichten wir den Hafen. Am Eingange desselben schickte ich Herrn Hicks, meinen ersten Lieutenant, in der Pinasse voraus, damit er dem Vicekönig anzeige, daß wir Wasser und Erfrischungen einzunehmen wünschten, und um einen Lootsen bäten. Bei der Insel Cobras kehrte die Pinasse ohne Herrn Hicks zurück und hatte einen portugiesischen Officier, aber keinen Lootsen am Bord. Ich hörte jetzt, daß es Sitte sei, den ersten Officier, der ans Land steige, so lange zurückzuhalten, bis ein Boot der Regierung das fremde Schiff untersucht habe. Ein solches mit Soldaten gefülltes Boot erschien fast auf der Stelle und fuhr beständig um uns herum, während einige Officiere, die in einem zweiten Fahrzeuge ankamen, zu uns an Bord stiegen und sich genau nach Allem erkundigten, worin unsere Ladung bestehe, welchen Zweck unsere Reise habe, wie viel Kanonen, wie viel Mannschaft wir hätten u. s. w.

Es wurde mir angezeigt, daß ich in Begleitung eines Officiers das Land betreten könne, daß aber sonst Niemand das Schiff verlassen dürfe. Als ich dem Vicekönig meinen Besuch machte, erhielt ich blos die Erlaubniß, unter Aufsicht Wasser und Erfrischungen einzunehmen. Der Befehl, daß außer mir Niemand lande, wurde wiederholt; die strenge Vorschrift des Hofes zu Lissabon laute so, erhielt ich auf meine Vorstellungen zur Antwort, und lasse sich in keinem Falle umgehen. Wie ich bemerkte, herrschte gegen uns der besondere Ver-

ein weißes Licht ausstrahlte. Mit diesen Medusen zugleich erhielten wir drei verschiedene Arten ganz kleiner Krabben, welche alle wie Glühwürmer leuchteten. Als Herr Banks diese Thierchen untersuchte, überzeugte er sich, daß sie den Naturforschern sämmtlich unbekannt seien.

Da unsere Lebensmittel abnahmen, entschloß ich mich, nach Rio de Janeiro zu segeln, wo ich sicher war Vorräthe zu finden und auf eine freundliche Aufnahme rechnen zu dürfen glaubte. Am 8. November erblickten wir die Küste von Brasilien und sprachen mit Fischern, denen wir ihren Fang abkauften. Zu unserer Verwunderung wiesen diese Leute die spanischen Münzen, die wir ihnen boten, zurück und forderten englische Schillinge. Nachdem wir bis zum 13. an der Küste lavirt hatten, erreichten wir den Hafen. Am Eingange desselben schickte ich Herrn Hicks, meinen ersten Lieutenant, in der Pinasse voraus, damit er dem Vicekönig anzeige, daß wir Wasser und Erfrischungen einzunehmen wünschten, und um einen Lootsen bäten. Bei der Insel Cobras kehrte die Pinasse ohne Herrn Hicks zurück und hatte einen portugiesischen Officier, aber keinen Lootsen am Bord. Ich hörte jetzt, daß es Sitte sei, den ersten Officier, der ans Land steige, so lange zurückzuhalten, bis ein Boot der Regierung das fremde Schiff untersucht habe. Ein solches mit Soldaten gefülltes Boot erschien fast auf der Stelle und fuhr beständig um uns herum, während einige Officiere, die in einem zweiten Fahrzeuge ankamen, zu uns an Bord stiegen und sich genau nach Allem erkundigten, worin unsere Ladung bestehe, welchen Zweck unsere Reise habe, wie viel Kanonen, wie viel Mannschaft wir hätten u. s. w.

Es wurde mir angezeigt, daß ich in Begleitung eines Officiers das Land betreten könne, daß aber sonst Niemand das Schiff verlassen dürfe. Als ich dem Vicekönig meinen Besuch machte, erhielt ich blos die Erlaubniß, unter Aufsicht Wasser und Erfrischungen einzunehmen. Der Befehl, daß außer mir Niemand lande, wurde wiederholt; die strenge Vorschrift des Hofes zu Lissabon laute so, erhielt ich auf meine Vorstellungen zur Antwort, und lasse sich in keinem Falle umgehen. Wie ich bemerkte, herrschte gegen uns der besondere Ver-

dacht, daß wir das Land ausspähen und zugleich schmuggeln wollten. Meine Erläuterungen, daß ich den Auftrag habe, den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten, waren dem Vicekönig unverständlich. Nach seinen Worten zu schließen, glaubte er, es handle sich um den Uebergang des Polarsterns über den Südpol!

Wir blieben vom 14. November bis zum 7. December, also länger als drei Wochen, im Hafen und waren während dieser ganzen Zeit Gefangene. Beständig ruderte ein Wachtschiff um uns herum, unsere Matrosen waren stets, wann sie Wasser und Vorräthe holten, von Soldaten umgeben, und ich konnte keinen Schritt am Lande thun, ohne einen Officier zur Seite zu haben. Ein langer Briefwechsel mit dem Vicekönig, den ich in der Hoffnung anfing, daß ich das vermeintliche Misverständniß leichter schriftlich als mündlich aufklären könne, führte zu keinem befriedigenden Ergebniß. Am Tage unsrer Abfahrt wurde sogar vom Fort Santa Cruz zweimal auf uns gefeuert. Der Vicekönig hatte nämlich vergessen, dem Befehlshaber des Forts anzuzeigen, daß er uns erlaubt habe, auszulaufen.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln gelang es den Herren Banks und Solander, Rio de Janeiro und die Umgegend zu besuchen, so daß ich wenigstens einige Nachrichten über die dortigen Verhältnisse geben kann.

Rio de Janeiro wird von 37,000 Weißen und von 629,000 Schwarzen bewohnt. Auf einen Weißen kommen mithin siebzehn Schwarze. Die ziemlich zahlreichen Indianer sind nicht zu den Einwohnern von Rio de Janeiro zu rechnen. Sie wohnen in der Umgegend und gehen der Reihe nach in die Stadt, um die Arbeiten zu verrichten, die man ihnen auferlegt. Sie erhalten einen ganz geringen Tagelohn.

Die Regierung ist der Form nach gemischt, aber thatsächlich unumschränkt. Die oberste Behörde besteht aus dem Vicekönig, dem Statthalter der Stadt und einem Rath, dessen Mitgliederzahl ich nicht kenne. Ohne die Zustimmung dieser Behörde, in welcher der Vicekönig den Ausschlag giebt, darf kein richterliches Urtheil verkündet werden. Es geschieht oft, daß der Vicekönig oder der Statthalter einen Menschen ganz willkürlich gefangen setzt oder ihn nach Lissa-

dacht, daß wir das Land ausspähen und zugleich schmuggeln wollten. Meine Erläuterungen, daß ich den Auftrag habe, den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten, waren dem Vicekönig unverständlich. Nach seinen Worten zu schließen, glaubte er, es handle sich um den Uebergang des Polarsterns über den Südpol!

Wir blieben vom 14. November bis zum 7. December, also länger als drei Wochen, im Hafen und waren während dieser ganzen Zeit Gefangene. Beständig ruderte ein Wachtschiff um uns herum, unsere Matrosen waren stets, wann sie Wasser und Vorräthe holten, von Soldaten umgeben, und ich konnte keinen Schritt am Lande thun, ohne einen Officier zur Seite zu haben. Ein langer Briefwechsel mit dem Vicekönig, den ich in der Hoffnung anfing, daß ich das vermeintliche Misverständniß leichter schriftlich als mündlich aufklären könne, führte zu keinem befriedigenden Ergebniß. Am Tage unsrer Abfahrt wurde sogar vom Fort Santa Cruz zweimal auf uns gefeuert. Der Vicekönig hatte nämlich vergessen, dem Befehlshaber des Forts anzuzeigen, daß er uns erlaubt habe, auszulaufen.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln gelang es den Herren Banks und Solander, Rio de Janeiro und die Umgegend zu besuchen, so daß ich wenigstens einige Nachrichten über die dortigen Verhältnisse geben kann.

Rio de Janeiro wird von 37,000 Weißen und von 629,000 Schwarzen bewohnt. Auf einen Weißen kommen mithin siebzehn Schwarze. Die ziemlich zahlreichen Indianer sind nicht zu den Einwohnern von Rio de Janeiro zu rechnen. Sie wohnen in der Umgegend und gehen der Reihe nach in die Stadt, um die Arbeiten zu verrichten, die man ihnen auferlegt. Sie erhalten einen ganz geringen Tagelohn.

Die Regierung ist der Form nach gemischt, aber thatsächlich unumschränkt. Die oberste Behörde besteht aus dem Vicekönig, dem Statthalter der Stadt und einem Rath, dessen Mitgliederzahl ich nicht kenne. Ohne die Zustimmung dieser Behörde, in welcher der Vicekönig den Ausschlag giebt, darf kein richterliches Urtheil verkündet werden. Es geschieht oft, daß der Vicekönig oder der Statthalter einen Menschen ganz willkürlich gefangen setzt oder ihn nach Lissa-

von schickt. Die Freunde und die Familie des Unglücklichen erfahren nicht, was derselbe verbrochen hat, und sehen ihn oft nie wieder.

Die Besatzung besteht aus zwölf Regimentern regelmäßiger Truppen und aus eben so vielen Milizregimentern. Die Einwohner benehmen sich gegen die ersteren sehr demüthig und unterwürfig. Wenn Jemand vor einem Officiere den Hut nicht zöge, hat man mir gesagt, würde er auf der Stelle niedergeschlagen werden. Auf der andern Seite hat die Subordination der Officiere dem Vicekönig gegenüber demüthigende Formen. Sie müssen täglich dreimal bei ihm erscheinen und nach seinen Befehlen fragen. Er antwortet regelmäßig: „Es giebt nichts Neues.“ Wie ich höre, sollen die Officiere durch diese Besuche abgehalten werden, über die nächste Umgegend der Stadt hinauszugehen.

Kein Einwohner darf eine gewisse Grenze überschreiten, die der Vicekönig wenige Stunden von der Stadt entfernt gezogen hat. Soldaten machen vor dieser Linie immerfort die Runde und schleppen Jeden, den sie jenseits antreffen, ins Gefängniß. Man hat diese Einrichtung getroffen, um die Einwohner von den Orten, wo Gold und Diamanten vorkommen, fern zu halten. Diese Reichthümer sind in solcher Fülle vorhanden, daß die Regierung sie bald verlieren würde, wenn sie nicht die strengste Wache hielte. Wo die Gold- und Diamantenbezirke eigentlich liegen und wie weit sie von der Hauptstadt entfernt sind, vermochten wir nicht zu erfahren. Man bewahrt über diese Punkte das tiefste Schweigen und versperrt alle nach jenen Oertlichkeiten führenden Wege mit Soldaten. Die Arbeiter, welche auf Rechnung der Regierung Gold waschen, sind Sclaven. Jährlich werden 40,000 Neger in die Goldbezirke geschickt, deren Arbeit eine sehr ungesunde sein muß, denn glaubwürdige Männer haben mich versichert, daß die Hauptstadt im Jahre 1766, wo eine Epidemie geherrscht zu haben scheint, als Ersatz für die Gestorbenen 20,000 Sclaven habe stellen müssen. In den Diamantengruben bleibt der Arbeiter so lange, bis er eine bestimmte Menge edler Steine geliefert hat. Er muß sich dann entfernen, und trifft man ihn später wieder im Bezirke, so wird er ohne Gnade hingerichtet. Früher, bis etwa vierzehn Monate vor unserer Ankunft, wurden die Steine von unab-

von schickt. Die Freunde und die Familie des Unglücklichen erfahren nicht, was derselbe verbrochen hat, und sehen ihn oft nie wieder.

Die Besatzung besteht aus zwölf Regimentern regelmäßiger Truppen und aus eben so vielen Milizregimentern. Die Einwohner benehmen sich gegen die ersteren sehr demüthig und unterwürfig. Wenn Jemand vor einem Officiere den Hut nicht zöge, hat man mir gesagt, würde er auf der Stelle niedergeschlagen werden. Auf der andern Seite hat die Subordination der Officiere dem Vicekönig gegenüber demüthigende Formen. Sie müssen täglich dreimal bei ihm erscheinen und nach seinen Befehlen fragen. Er antwortet regelmäßig: „Es giebt nichts Neues.“ Wie ich höre, sollen die Officiere durch diese Besuche abgehalten werden, über die nächste Umgegend der Stadt hinauszugehen.

Kein Einwohner darf eine gewisse Grenze überschreiten, die der Vicekönig wenige Stunden von der Stadt entfernt gezogen hat. Soldaten machen vor dieser Linie immerfort die Runde und schleppen Jeden, den sie jenseits antreffen, ins Gefängniß. Man hat diese Einrichtung getroffen, um die Einwohner von den Orten, wo Gold und Diamanten vorkommen, fern zu halten. Diese Reichthümer sind in solcher Fülle vorhanden, daß die Regierung sie bald verlieren würde, wenn sie nicht die strengste Wache hielte. Wo die Gold- und Diamantenbezirke eigentlich liegen und wie weit sie von der Hauptstadt entfernt sind, vermochten wir nicht zu erfahren. Man bewahrt über diese Punkte das tiefste Schweigen und versperrt alle nach jenen Oertlichkeiten führenden Wege mit Soldaten. Die Arbeiter, welche auf Rechnung der Regierung Gold waschen, sind Sclaven. Jährlich werden 40,000 Neger in die Goldbezirke geschickt, deren Arbeit eine sehr ungesunde sein muß, denn glaubwürdige Männer haben mich versichert, daß die Hauptstadt im Jahre 1766, wo eine Epidemie geherrscht zu haben scheint, als Ersatz für die Gestorbenen 20,000 Sclaven habe stellen müssen. In den Diamantengruben bleibt der Arbeiter so lange, bis er eine bestimmte Menge edler Steine geliefert hat. Er muß sich dann entfernen, und trifft man ihn später wieder im Bezirke, so wird er ohne Gnade hingerichtet. Früher, bis etwa vierzehn Monate vor unserer Ankunft, wurden die Steine von unab-

hängigen Juwelieren geschnitten. Plötzlich nahm man diesen Leuten ihre Werkzeuge und beraubte sie ihres Lebensunterhalts. Seitdem werden die Steine von Sclaven geschnitten.

Der Boden besitzt eine unglaubliche Fruchtbarkeit, doch bebaute Stellen sieht man wenig. Weiden sind in Menge vorhanden, in den kleinen Gärten zieht man die meisten unserer europäischen Gemüse und die köstlichsten Tropenfrüchte. Die ganze Fabrikthätigkeit besteht in dem Anfertigen baumwollener Hängematten, die hier die Stelle der Sänften vertreten. In diesem Theile von Brasilien würden alle Erzeugnisse unserer westindischen Inseln wachsen, und doch beziehen die Einwohner ihren Kaffe und ihre Chocolate von Lissabon. Von den Frauen behauptet man, daß nicht [redacted] sei. Das mag übertrieben sein, indessen hat Dr. Solander bei seinen heimlichen Besuchen in der Stadt nicht die günstigsten Beobachtungen gemacht. Wie er erzählt, erscheinen die Damen nach dem Dunkelwerden an den Fenstern und werfen den Vorübergehenden, welche bei ihnen in Gunst stehen, Blumen zu. Er selbst erhielt so viele dieser Gunstbezeigungen, daß sein Hut nach einem Spaziergange, der nicht lange dauerte bis an den Rand mit Sträuschen gefüllt war. Vielleicht darf man auf diese Sitte kein großes Gewicht legen; was in einem Lande eine unanständige Vertraulichkeit sein würde, ist anderswo eine hergebrachte Höflichkeit.

Auf unserer Fahrt von Rio de Janeiro bis zur Südspitze von Amerika begegnete uns wenig Bemerkenswerthes. Einmal sahen wir das Meer mit großen gelblichen Streifen von einer halben Stunde Länge und drei- bis vierhundert Klaftern Breite bedeckt und bemerkten, als wir an diesen Stellen Wasser schöpften, daß die Farbe von Bündeln kleiner Fibern herrühre, deren pflanzlicher oder thierischer Charakter für uns im Dunkel blieb; ein anderes Mal fuhren wir eine Strecke von vielleicht achtzig Stunden weit durch eine fabelhafte Menge von Landinsekten hin, von denen ein Theil flog, ein anderer auf dem Wasser trieb.

Am 11. Januar 1769 kamen wir in Sicht des Feuerlandes. Indem wir in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden an der Küste hinfuhren, sahen wir an mehreren Stellen Feuer, die wahrscheinlich

hängigen Juwelieren geschnitten. Plötzlich nahm man diesen Leuten ihre Werkzeuge und beraubte sie ihres Lebensunterhalts. Seitdem werden die Steine von Sclaven geschnitten.

Der Boden besitzt eine unglaubliche Fruchtbarkeit, doch bebaute Stellen sieht man wenig. Weiden sind in Menge vorhanden, in den kleinen Gärten zieht man die meisten unserer europäischen Gemüse und die köstlichsten Tropenfrüchte. Die ganze Fabrikthätigkeit besteht in dem Anfertigen baumwollener Hängematten, die hier die Stelle der Sänften vertreten. In diesem Theile von Brasilien würden alle Erzeugnisse unserer westindischen Inseln wachsen, und doch beziehen die Einwohner ihren Kaffe und ihre Chocolate von Lissabon. Von den Frauen behauptet man, daß nicht [redacted] sei. Das mag übertrieben sein, indessen hat Dr. Solander bei seinen heimlichen Besuchen in der Stadt nicht die günstigsten Beobachtungen gemacht. Wie er erzählt, erscheinen die Damen nach dem Dunkelwerden an den Fenstern und werfen den Vorübergehenden, welche bei ihnen in Gunst stehen, Blumen zu. Er selbst erhielt so viele dieser Gunstbezeigungen, daß sein Hut nach einem Spaziergange, der nicht lange dauerte bis an den Rand mit Sträuschen gefüllt war. Vielleicht darf man auf diese Sitte kein großes Gewicht legen; was in einem Lande eine unanständige Vertraulichkeit sein würde, ist anderswo eine hergebrachte Höflichkeit.

Auf unserer Fahrt von Rio de Janeiro bis zur Südspitze von Amerika begegnete uns wenig Bemerkenswerthes. Einmal sahen wir das Meer mit großen gelblichen Streifen von einer halben Stunde Länge und drei- bis vierhundert Klaftern Breite bedeckt und bemerkten, als wir an diesen Stellen Wasser schöpften, daß die Farbe von Bündeln kleiner Fibern herrühre, deren pflanzlicher oder thierischer Charakter für uns im Dunkel blieb; ein anderes Mal fuhren wir eine Strecke von vielleicht achtzig Stunden weit durch eine fabelhafte Menge von Landinsekten hin, von denen ein Theil flog, ein anderer auf dem Wasser trieb.

Am 11. Januar 1769 kamen wir in Sicht des Feuerlandes. Indem wir in einer Entfernung von zwei bis drei Stunden an der Küste hinfuhren, sahen wir an mehreren Stellen Feuer, die wahrscheinlich

Signale waren, denn sie erloschen, sobald wir vorbei waren. Am 14. fuhren wir in die Straße Lemaire ein, von einer so starken Fluth fortgetrieben, daß unser Bugspriet häufig unter Wasser war. In einer kleinen Bucht zwischen den Caps San Diego und San Vincent gingen wir vor Anker. Unsere beiden Naturforscher wünschten ans Land zu gehen, und ich stellte ihnen gern eine Schaluppe zur Verfügung. Bei ihrer Zurückkunft hatten sie mehr als hundert unbekannte Pflanzen und Blumen gesammelt, aber keine Eingebornen gesehen. Mit den letzteren trafen wir erst in der Bucht des guten Erfolgs zusammen. Sie benahmen sich freundschaftlich und verriethen große Freude, als wir ihnen einige Bänder und Glasperlen schenkten. Brot und Fleisch aßen sie, wenn auch anscheinend ohne großes Behagen, unsern Wein und Branntwein wiesen sie, nachdem sie davon gekostet, voll Abscheu zurück.

Am 16. Januar früh Morgens machten Banks und Solander, von dem Chirurgen Monkhouse, dem Astronomen Green, ihren Dienern und zwei Matrosen begleitet, einen Ausflug, dessen Ziel ein, wie es schien, naher Berg war. Von dem sandigen Strande gelangten sie in einen Wald und weiterhin in einen Sumpf, der mit drei Fuß hohem Zwerggebüsch von Birken bedeckt war, das sich so ineinander verschlang, daß man es nicht zur Seite biegen und sich einen Durchgang bahnen konnte. Unsere Freunde mußten bei jedem Schritt die Beine hoch heben und sanken überdies noch bis an den Knöchel in den Sumpf.

Trotz ihrer Ermüdung schritt die Gesellschaft rüstig vorwärts, obgleich das Wetter, das bis jetzt so schön wie an einem englischen Maitage gewesen war, kalt und nebelig wurde. Man hatte sich durch den Sumpf bis auf ein Dritttheil durchgearbeitet, als Buchan, einer der Zeichner, einen Anfall von fallender Sucht hatte. Nachdem ein Feuer angezündet worden war, blieben mehrere der Müdesten bei dem Kranken zurück, während die Herren Banks, Solander, Green und Monkhouse weiter gingen und glücklich den Berg erreichten, wo sie durch eine reiche Pflanzenausbeute für ihre Mühen entschädigt wurden.

Die Kälte nahm zu, es fiel eine Menge Schnee und die Lage wurde etwas beunruhigend, da man das Schiff unmöglich an diesem

Signale waren, denn sie erloschen, sobald wir vorbei waren. Am 14. fuhren wir in die Straße Lemaire ein, von einer so starken Fluth fortgetrieben, daß unser Bugspriet häufig unter Wasser war. In einer kleinen Bucht zwischen den Caps San Diego und San Vincent gingen wir vor Anker. Unsere beiden Naturforscher wünschten ans Land zu gehen, und ich stellte ihnen gern eine Schaluppe zur Verfügung. Bei ihrer Zurückkunft hatten sie mehr als hundert unbekannte Pflanzen und Blumen gesammelt, aber keine Eingebornen gesehen. Mit den letzteren trafen wir erst in der Bucht des guten Erfolgs zusammen. Sie benahmen sich freundschaftlich und verriethen große Freude, als wir ihnen einige Bänder und Glasperlen schenkten. Brot und Fleisch aßen sie, wenn auch anscheinend ohne großes Behagen, unsern Wein und Branntwein wiesen sie, nachdem sie davon gekostet, voll Abscheu zurück.

Am 16. Januar früh Morgens machten Banks und Solander, von dem Chirurgen Monkhouse, dem Astronomen Green, ihren Dienern und zwei Matrosen begleitet, einen Ausflug, dessen Ziel ein, wie es schien, naher Berg war. Von dem sandigen Strande gelangten sie in einen Wald und weiterhin in einen Sumpf, der mit drei Fuß hohem Zwerggebüsch von Birken bedeckt war, das sich so ineinander verschlang, daß man es nicht zur Seite biegen und sich einen Durchgang bahnen konnte. Unsere Freunde mußten bei jedem Schritt die Beine hoch heben und sanken überdies noch bis an den Knöchel in den Sumpf.

Trotz ihrer Ermüdung schritt die Gesellschaft rüstig vorwärts, obgleich das Wetter, das bis jetzt so schön wie an einem englischen Maitage gewesen war, kalt und nebelig wurde. Man hatte sich durch den Sumpf bis auf ein Dritttheil durchgearbeitet, als Buchan, einer der Zeichner, einen Anfall von fallender Sucht hatte. Nachdem ein Feuer angezündet worden war, blieben mehrere der Müdesten bei dem Kranken zurück, während die Herren Banks, Solander, Green und Monkhouse weiter gingen und glücklich den Berg erreichten, wo sie durch eine reiche Pflanzenausbeute für ihre Mühen entschädigt wurden.

Die Kälte nahm zu, es fiel eine Menge Schnee und die Lage wurde etwas beunruhigend, da man das Schiff unmöglich an diesem

Tage erreichen konnte. Bis zu einem kleinen Hügel, wo man sich mit den Zurückgebliebenen vereinigte, ging der Rückmarsch gut von statten. Als man nach einer kurzen Rast weiter ging, ermahnte Dr. Solander, der von dem Winter der norwegischen Gebirge her die Wirkungen großer Kälte kannte, seine Begleiter, auf keinen Fall der größten Ermüdung nachzugeben. „Wer sich niedersetzt," rief er aus, „schläft ein, und wer einschläft, ist verloren." Noch war der Sumpf nicht erreicht, als die immer strenger werdende Kälte die Wirkungen hervorrief, die man am meisten zu fürchten hatte. Dr. Solander war der Erste, der sich auf den Schnee niederlegte und allen Vorstellungen die Bitte entgegensetzte, daß man ihm die paar Minuten Schlummer vergönnen möge, die ihm seine Kräfte wiedergeben würden. Man mußte ihn gewähren lassen, und ein Schwarzer Namens Richmond folgte seinem Beispiel. Als man den Doctor nach fünf Minuten mit großer Mühe weckte, hatte er fast den Gebrauch seiner Glieder verloren, und seine Muskeln waren so steif geworden, daß die Schuhe ihm von den Füßen fielen. Ihn konnte man wenigstens zum Gehen bringen, aber der arme Richmond war trotz aller Mühe nicht fortzuschaffen. Ein Matrose und ein anderer Schwarzer, die von der Kälte am wenigsten gelitten hatten, blieben bei ihm zurück, die Uebrigen brachen sich zu einem Gehölz Bahn, wo sie ein Feuer anzündeten.

Sobald die Gesellschaft sich etwas erwärmt und erholt hatte, gingen zwei Diener zu den Verlassenen zurück, um sie nachzuholen. Nach einer halben Stunde kehrten die Beiden zurück und hatten an dem Orte, wo Richmond zurückgeblieben war, Niemand gefunden, auch auf alles Rufen keine Antwort erhalten. Man erinnerte sich jetzt, daß der Matrose die einzige Flasche Rum, die man mitgenommen hatte, getragen habe. Jedenfalls hatte der Matrose den Rum benutzt, um Richmond zu wecken, alle Drei hatten getrunken und waren dann irre gegangen. Der Schnee fiel massenhaft, und man gab jede Hoffnung auf, die drei Unglücklichen wiederzusehen. Gegen Mitternacht hörte man schreien, und als Herr Banks der Stimme nachging, fand er den Matrosen, der kaum noch stehen und eine Bitte um Hilfe hervorstammeln konnte. Durch die Nachweisungen welche dieser Mann gab, als er am Feuer etwas zu sich gekommen war, fand

Tage erreichen konnte. Bis zu einem kleinen Hügel, wo man sich mit den Zurückgebliebenen vereinigte, ging der Rückmarsch gut von statten. Als man nach einer kurzen Rast weiter ging, ermahnte Dr. Solander, der von dem Winter der norwegischen Gebirge her die Wirkungen großer Kälte kannte, seine Begleiter, auf keinen Fall der größten Ermüdung nachzugeben. „Wer sich niedersetzt," rief er aus, „schläft ein, und wer einschläft, ist verloren." Noch war der Sumpf nicht erreicht, als die immer strenger werdende Kälte die Wirkungen hervorrief, die man am meisten zu fürchten hatte. Dr. Solander war der Erste, der sich auf den Schnee niederlegte und allen Vorstellungen die Bitte entgegensetzte, daß man ihm die paar Minuten Schlummer vergönnen möge, die ihm seine Kräfte wiedergeben würden. Man mußte ihn gewähren lassen, und ein Schwarzer Namens Richmond folgte seinem Beispiel. Als man den Doctor nach fünf Minuten mit großer Mühe weckte, hatte er fast den Gebrauch seiner Glieder verloren, und seine Muskeln waren so steif geworden, daß die Schuhe ihm von den Füßen fielen. Ihn konnte man wenigstens zum Gehen bringen, aber der arme Richmond war trotz aller Mühe nicht fortzuschaffen. Ein Matrose und ein anderer Schwarzer, die von der Kälte am wenigsten gelitten hatten, blieben bei ihm zurück, die Uebrigen brachen sich zu einem Gehölz Bahn, wo sie ein Feuer anzündeten.

Sobald die Gesellschaft sich etwas erwärmt und erholt hatte, gingen zwei Diener zu den Verlassenen zurück, um sie nachzuholen. Nach einer halben Stunde kehrten die Beiden zurück und hatten an dem Orte, wo Richmond zurückgeblieben war, Niemand gefunden, auch auf alles Rufen keine Antwort erhalten. Man erinnerte sich jetzt, daß der Matrose die einzige Flasche Rum, die man mitgenommen hatte, getragen habe. Jedenfalls hatte der Matrose den Rum benutzt, um Richmond zu wecken, alle Drei hatten getrunken und waren dann irre gegangen. Der Schnee fiel massenhaft, und man gab jede Hoffnung auf, die drei Unglücklichen wiederzusehen. Gegen Mitternacht hörte man schreien, und als Herr Banks der Stimme nachging, fand er den Matrosen, der kaum noch stehen und eine Bitte um Hilfe hervorstammeln konnte. Durch die Nachweisungen welche dieser Mann gab, als er am Feuer etwas zu sich gekommen war, fand

man den Ort, wo die beiden Anderen waren. Richmond stand aufrecht, vermochte aber keinen Fuß vor den andern zu setzen, sein Begleiter lag gefühllos wie ein Stein auf dem Boden. Die dunkle Nacht, der hohe Schnee und die Zwerggebüsche, über die man fast bei jedem Schritte fiel, vereitelten alle Versuche, die Beiden fortzubringen. Feuer zu machen war ebenfalls unmöglich, und es blieb nichts zu thun, als die halb Erfrornen auf ein Bett von Zweigen zu legen und sie hoch mit Gebüsch zu bedecken. Unter den zur Rettung Herbeigeeilten waren mehrere, die bereits anfingen, das Gefühl zu verlieren.

Die Nacht war furchtbar. Zwei der Reisenden konnten für todt gelten, zwei andere waren sehr krank, man kannte den Weg zum Schiffe nicht, und von Lebensmitteln gab es blos einen Geier, den man unterwegs geschossen hatte. Dazu erreichte die Kälte einen hohen Grad, obgleich in dieser Breite Hochsommer war, denn am 21. December war hier der längste Tag gewesen. Gegen Morgen schneiete es noch immer, doch endlich wurde die Stelle am Himmel, wo die Sonne stand, etwas lichter, der Schnee fiel in großen Flocken von den Bäumen herab und die Wolken zertheilten sich. Das Erste war natürlich, daß man nach den Verunglückten sah — Beide waren todt. Der Geier lieferte den zehn Menschen ein sehr karges Frühstück, das dennoch den nagendsten Hunger stillte und einige Kraft gab. Um zehn Uhr war der Boden durch das Schmelzen des Schnees gangbar geworden, und der Aufbruch erfolgte. Nach acht peinlichen Stunden sahen sich die Reisenden unverhofft am Ufer und unfern von uns. Mit welcher Freude sie das Schiff bestiegen, kann nur Derjenige ermessen, welcher einmal in einer ähnlichen Lage war.

In den folgenden Tagen machten wir mit den Eingebornen nähere Bekanntschaft. Sie wohnen in Hütten, die nicht roher gedacht werden können. Pfähle werden kreisförmig und in schiefer Richtung, so daß ihre oberen Enden zusammenstoßen, in den Boden gesteckt. Auf der Windseite werden Zweige und Heu aufgehäuft; die Thür, durch die zugleich der Rauch seinen Ausgang nimmt, befindet sich unter dem Winde. Die innere Ausstattung besteht ausschließlich in Heu, das zu Betten und Sitzen dient. Die Menschen, die in diesen

man den Ort, wo die beiden Anderen waren. Richmond stand aufrecht, vermochte aber keinen Fuß vor den andern zu setzen, sein Begleiter lag gefühllos wie ein Stein auf dem Boden. Die dunkle Nacht, der hohe Schnee und die Zwerggebüsche, über die man fast bei jedem Schritte fiel, vereitelten alle Versuche, die Beiden fortzubringen. Feuer zu machen war ebenfalls unmöglich, und es blieb nichts zu thun, als die halb Erfrornen auf ein Bett von Zweigen zu legen und sie hoch mit Gebüsch zu bedecken. Unter den zur Rettung Herbeigeeilten waren mehrere, die bereits anfingen, das Gefühl zu verlieren.

Die Nacht war furchtbar. Zwei der Reisenden konnten für todt gelten, zwei andere waren sehr krank, man kannte den Weg zum Schiffe nicht, und von Lebensmitteln gab es blos einen Geier, den man unterwegs geschossen hatte. Dazu erreichte die Kälte einen hohen Grad, obgleich in dieser Breite Hochsommer war, denn am 21. December war hier der längste Tag gewesen. Gegen Morgen schneiete es noch immer, doch endlich wurde die Stelle am Himmel, wo die Sonne stand, etwas lichter, der Schnee fiel in großen Flocken von den Bäumen herab und die Wolken zertheilten sich. Das Erste war natürlich, daß man nach den Verunglückten sah — Beide waren todt. Der Geier lieferte den zehn Menschen ein sehr karges Frühstück, das dennoch den nagendsten Hunger stillte und einige Kraft gab. Um zehn Uhr war der Boden durch das Schmelzen des Schnees gangbar geworden, und der Aufbruch erfolgte. Nach acht peinlichen Stunden sahen sich die Reisenden unverhofft am Ufer und unfern von uns. Mit welcher Freude sie das Schiff bestiegen, kann nur Derjenige ermessen, welcher einmal in einer ähnlichen Lage war.

In den folgenden Tagen machten wir mit den Eingebornen nähere Bekanntschaft. Sie wohnen in Hütten, die nicht roher gedacht werden können. Pfähle werden kreisförmig und in schiefer Richtung, so daß ihre oberen Enden zusammenstoßen, in den Boden gesteckt. Auf der Windseite werden Zweige und Heu aufgehäuft; die Thür, durch die zugleich der Rauch seinen Ausgang nimmt, befindet sich unter dem Winde. Die innere Ausstattung besteht ausschließlich in Heu, das zu Betten und Sitzen dient. Die Menschen, die in diesen

traurigen Aufenthaltsorten wohnen, haben eine Farbe, wie Eisenrost mit Oel gemischt, und lange schwarze Haare. Die Männer sind häßlich, plump gebaut und fünf Fuß acht bis zehn Zoll groß, die Frauen werden höchstens fünf Fuß hoch. Die ganze Kleidung besteht in einem Guanaca- oder Seekuhfelle, das so, wie es vom Thiere kommt, über die Schultern geworfen wird, in rohen Schuhen von demselben Stoffe, die über dem Knöchel anschließen, und bei den Frauen noch in einer Schürze. Die Männer lassen den Mantel frei flattern, die Frauen befestigen ihn über den Hüften. Beide Geschlechter bemalen sich, die Frauen rings um die Augen mit weißer Farbe und im übrigen Gesicht mit schwarzen und rothen Streifen.

Von einer Regierung oder auch nur von einer Unterordnung unter irgend eine Autorität haben wir nichts bemerkt, eben so wenig von einer Religion. Auf ihren Streifereien tragen diese Wilden einen Stock in der Hand, einen Korb auf den Schultern und die Blase irgend eines Thiers als Wassergefäß. Ihre Bogen und Pfeile sind sauber gearbeitet, im Uebrigen sieht man nichts, was von Geschicklichkeit spräche. Gelingt es ihnen nicht etwa zuweilen, mit diesen Waffen eine Seekuh zu erlegen, woran ich zweifle, so haben sie keine andere Nahrung als Seemuscheln. Die Weiber sammeln diese, indem sie mit Stöcken und Körben der weichenden Ebbe folgen und die Muscheln von den Felsen abschlagen. Aus vielen Umständen vermuthe ich, daß die Eingebornen ein wanderndes Leben führen. Dafür spricht unter anderen, daß sie nicht in jeder Jahreszeit Muscheln finden, ihre Hütten nicht auf Dauer bewohnen und in ihrer erbärmlichen Kleidung der Winterkälte, die in dieser südlichen Breite eine furchtbare sein muß, nicht widerstehen könnten. Sie müssen mit Europäern in Verkehr stehen, denn sie besitzen Ringe, Knöpfe, Stücke Tuch und Leinen, und kennen die Wirkung der Feuerwaffen genau.

Vierfüßige Thiere sahen wir außer Seekühen, Seelöwen und Hunden, welche letzteren bellten und daher gewiß europäischen Ursprungs sind, keine. Die größten Landvögel hatten die Größe unserer Amseln, Wasservögel, namentlich Enten, gab es in Menge. Fische waren merkwürdig selten und die, welche wir fingen, kaum eßbar. Um so mehr Muscheln und Seegethiere untergeordneter Gattung

traurigen Aufenthaltsorten wohnen, haben eine Farbe, wie Eisenrost mit Oel gemischt, und lange schwarze Haare. Die Männer sind häßlich, plump gebaut und fünf Fuß acht bis zehn Zoll groß, die Frauen werden höchstens fünf Fuß hoch. Die ganze Kleidung besteht in einem Guanaca- oder Seekuhfelle, das so, wie es vom Thiere kommt, über die Schultern geworfen wird, in rohen Schuhen von demselben Stoffe, die über dem Knöchel anschließen, und bei den Frauen noch in einer Schürze. Die Männer lassen den Mantel frei flattern, die Frauen befestigen ihn über den Hüften. Beide Geschlechter bemalen sich, die Frauen rings um die Augen mit weißer Farbe und im übrigen Gesicht mit schwarzen und rothen Streifen.

Von einer Regierung oder auch nur von einer Unterordnung unter irgend eine Autorität haben wir nichts bemerkt, eben so wenig von einer Religion. Auf ihren Streifereien tragen diese Wilden einen Stock in der Hand, einen Korb auf den Schultern und die Blase irgend eines Thiers als Wassergefäß. Ihre Bogen und Pfeile sind sauber gearbeitet, im Uebrigen sieht man nichts, was von Geschicklichkeit spräche. Gelingt es ihnen nicht etwa zuweilen, mit diesen Waffen eine Seekuh zu erlegen, woran ich zweifle, so haben sie keine andere Nahrung als Seemuscheln. Die Weiber sammeln diese, indem sie mit Stöcken und Körben der weichenden Ebbe folgen und die Muscheln von den Felsen abschlagen. Aus vielen Umständen vermuthe ich, daß die Eingebornen ein wanderndes Leben führen. Dafür spricht unter anderen, daß sie nicht in jeder Jahreszeit Muscheln finden, ihre Hütten nicht auf Dauer bewohnen und in ihrer erbärmlichen Kleidung der Winterkälte, die in dieser südlichen Breite eine furchtbare sein muß, nicht widerstehen könnten. Sie müssen mit Europäern in Verkehr stehen, denn sie besitzen Ringe, Knöpfe, Stücke Tuch und Leinen, und kennen die Wirkung der Feuerwaffen genau.

Vierfüßige Thiere sahen wir außer Seekühen, Seelöwen und Hunden, welche letzteren bellten und daher gewiß europäischen Ursprungs sind, keine. Die größten Landvögel hatten die Größe unserer Amseln, Wasservögel, namentlich Enten, gab es in Menge. Fische waren merkwürdig selten und die, welche wir fingen, kaum eßbar. Um so mehr Muscheln und Seegethiere untergeordneter Gattung

beherbergte das Meer. Unter den zahlreichen Insekten befindet sich keine schädliche oder unbequeme Art. Bei Schneegestöber verbergen sich diese Thiere, wird es wieder gutes Wetter, so bewegen sie sich mit einer Lebhaftigkeit, die im heißesten Klima nicht größer sein könnte.

Lord Anson hat die Meinung verbreitet, daß auf dem Feuerlande keine Bäume vorkämen. Der berühmte Seefahrer besuchte die Straße im März, der unserm September entspricht, als Alles mit Schnee bedeckt war, und das entschuldigt seinen Irrthum. Es giebt antarktische Buchen und Birken, die bis zu vierzig Fuß hoch werden. Die Winterranea aromatica liefert in ihrer leicht schälbaren Rinde ein eben so angenehmes als gesundes Gewürz, weiße und rothe Moosbeeren wachsen in großen Mengen, Kresse und wilder Sellerie sind antiskorbutische Mittel. Die Kresse kriecht an allen feuchten Orten am Boden hin, der wilde Sellerie, der unserer bekannten Gartenpflanze ähnelt, wird am häufigsten am Strande unmittelbar über der Linie der höchsten Fluth gefunden. Wir aßen viel Sellerie in der Suppe und empfanden die wohlthätigen Wirkungen, die sich immer einstellen, wenn der Seemann nach einer langen Fahrt wieder Pflanzenkost erhält.

Ist das Feuerland auch nicht so arm, wie man es früher geschildert hat, so muß es doch wegen seines Klimas zu den elendesten Gebieten der Erde gezählt werden. Und seine Bewohner sind zufrieden! Sie haben wenige Bedürfnisse und können dieselben sämmtlich befriedigen. Die Geschenke, die wir ihnen machten, hatten augenscheinlich für sie keinen Werth. Blos Glasperlen und andere überflüssige Schmucksachen waren ihnen angenehm.

Wir brauchten im Ganzen dreißig Tage, um das Feuerland und das Cap Horn zu umfahren. Man fürchtet diese Fahrt sehr und zieht gewöhnlich die Magellans-Straße vor. Wir trafen es gut, da wir, nachdem wir die Straße Lemaire verlassen hatten, nicht ein einziges Mal genöthigt waren, unsere Marssegel ganz zu reffen. Das Wetter war zuweilen so still, daß ich Herrn Banks in einem kleinen Kahne, mit dem er auf Albatrosse und Wasserschneider Jagd machte, aussetzen konnte.

Nach unserm Eintritt in das stille Meer sahen wir am 4. April

beherbergte das Meer. Unter den zahlreichen Insekten befindet sich keine schädliche oder unbequeme Art. Bei Schneegestöber verbergen sich diese Thiere, wird es wieder gutes Wetter, so bewegen sie sich mit einer Lebhaftigkeit, die im heißesten Klima nicht größer sein könnte.

Lord Anson hat die Meinung verbreitet, daß auf dem Feuerlande keine Bäume vorkämen. Der berühmte Seefahrer besuchte die Straße im März, der unserm September entspricht, als Alles mit Schnee bedeckt war, und das entschuldigt seinen Irrthum. Es giebt antarktische Buchen und Birken, die bis zu vierzig Fuß hoch werden. Die Winterranea aromatica liefert in ihrer leicht schälbaren Rinde ein eben so angenehmes als gesundes Gewürz, weiße und rothe Moosbeeren wachsen in großen Mengen, Kresse und wilder Sellerie sind antiskorbutische Mittel. Die Kresse kriecht an allen feuchten Orten am Boden hin, der wilde Sellerie, der unserer bekannten Gartenpflanze ähnelt, wird am häufigsten am Strande unmittelbar über der Linie der höchsten Fluth gefunden. Wir aßen viel Sellerie in der Suppe und empfanden die wohlthätigen Wirkungen, die sich immer einstellen, wenn der Seemann nach einer langen Fahrt wieder Pflanzenkost erhält.

Ist das Feuerland auch nicht so arm, wie man es früher geschildert hat, so muß es doch wegen seines Klimas zu den elendesten Gebieten der Erde gezählt werden. Und seine Bewohner sind zufrieden! Sie haben wenige Bedürfnisse und können dieselben sämmtlich befriedigen. Die Geschenke, die wir ihnen machten, hatten augenscheinlich für sie keinen Werth. Blos Glasperlen und andere überflüssige Schmucksachen waren ihnen angenehm.

Wir brauchten im Ganzen dreißig Tage, um das Feuerland und das Cap Horn zu umfahren. Man fürchtet diese Fahrt sehr und zieht gewöhnlich die Magellans-Straße vor. Wir trafen es gut, da wir, nachdem wir die Straße Lemaire verlassen hatten, nicht ein einziges Mal genöthigt waren, unsere Marssegel ganz zu reffen. Das Wetter war zuweilen so still, daß ich Herrn Banks in einem kleinen Kahne, mit dem er auf Albatrosse und Wasserschneider Jagd machte, aussetzen konnte.

Nach unserm Eintritt in das stille Meer sahen wir am 4. April

das erste Land. Es war eine Insel in Eiform mit einer Lagune in der Mitte. Am Mittag zeigte sich eine zweite Insel, am 5. abermals eine von größerem Umfang. Diese letztere glich genau einem Bogen. Den Umriß des Bogens und die Sehne stellte Land dar, den Raum dazwischen füllte Wasser. Der Bogen war bewaldet und an seinen Spitzen oder Endpunkten erhoben sich zwei mächtige Gruppen von Cocosbäumen; auf der flachen Sehne bemerkten wir keinen Pflanzenwuchs, sondern blos Schichten von Seegewächsen, die von der Fluth dorthin geführt worden waren. Die Insel schien drei bis vier Stunden lang und höchstens zweihundert Ruthen breit zu sein. In dem letzteren Punkte hat uns das Auge aber gewiß getäuscht, denn man sieht eine ebene Fläche stets perspektivisch, und dies verkürzt die Entfernungen. Als wir etwa eine Stunde vom Lande entfernt das Senkblei auswarfen, fanden wir mit hundertdreißig Faden noch keinen Grund. Wir nannten diese Insel die Bogeninsel. Ihre östliche Spitze liegt unter 18 Grad 23 Minuten südlicher Breite und 14 Grad 12 Minuten westlicher Länge.

Am 3. fuhren wir dicht an Inseln vorbei, denen wir den Namen der niedrigen Gruppen gab. Die beiden größten derselben haben einen engen Canal zwischen sich und sind von kleineren Inseln umgeben, zu denen unterseeische Riffe führen. Sie sind nach allen Richtungen verbreitet und bilden sämmtlich lange und schmale Erdstreifen. Einige sind fünf Stunden und mehr lang, aber keine ist breiter als eine Achtelstunde. Bäume, namentlich Cocospalmen, sahen wir auf allen. Die Bewohner machten uns mehrmals Zeichen, von denen wir nicht wußten, ob sie Drohungen oder freundliche Einladungen sein sollten. Sie hatten zwei Waffen in den Händen, eine dünne von zehn bis vierzehn Fuß Länge, die oben mit einer Spitze versehen zu sein schien, also wohl eine Lanze war, und eine zweite von vier Fuß Länge und von Ruderform. Diese letztere vermeintliche Waffe war vielleicht nichts als ein Ruder. Die Pirogen, die wir sahen, waren meistens nur auf drei Menschen eingerichtet, doch gab es auch größere mit sechs bis sieben Ruderern

*) Die Insel heißt gegenwärtig die Harfe. Sie gehört zu dem Pomotu-Archipel oder den niedrigen Inseln, auf die sich auch Cook's folgende Bemerkungen beziehen. D. H.

das erste Land. Es war eine Insel in Eiform mit einer Lagune in der Mitte. Am Mittag zeigte sich eine zweite Insel, am 5. abermals eine von größerem Umfang. Diese letztere glich genau einem Bogen. Den Umriß des Bogens und die Sehne stellte Land dar, den Raum dazwischen füllte Wasser. Der Bogen war bewaldet und an seinen Spitzen oder Endpunkten erhoben sich zwei mächtige Gruppen von Cocosbäumen; auf der flachen Sehne bemerkten wir keinen Pflanzenwuchs, sondern blos Schichten von Seegewächsen, die von der Fluth dorthin geführt worden waren. Die Insel schien drei bis vier Stunden lang und höchstens zweihundert Ruthen breit zu sein. In dem letzteren Punkte hat uns das Auge aber gewiß getäuscht, denn man sieht eine ebene Fläche stets perspektivisch, und dies verkürzt die Entfernungen. Als wir etwa eine Stunde vom Lande entfernt das Senkblei auswarfen, fanden wir mit hundertdreißig Faden noch keinen Grund. Wir nannten diese Insel die Bogeninsel. Ihre östliche Spitze liegt unter 18 Grad 23 Minuten südlicher Breite und 14 Grad 12 Minuten westlicher Länge.

Am 3. fuhren wir dicht an Inseln vorbei, denen wir den Namen der niedrigen Gruppen gab. Die beiden größten derselben haben einen engen Canal zwischen sich und sind von kleineren Inseln umgeben, zu denen unterseeische Riffe führen. Sie sind nach allen Richtungen verbreitet und bilden sämmtlich lange und schmale Erdstreifen. Einige sind fünf Stunden und mehr lang, aber keine ist breiter als eine Achtelstunde. Bäume, namentlich Cocospalmen, sahen wir auf allen. Die Bewohner machten uns mehrmals Zeichen, von denen wir nicht wußten, ob sie Drohungen oder freundliche Einladungen sein sollten. Sie hatten zwei Waffen in den Händen, eine dünne von zehn bis vierzehn Fuß Länge, die oben mit einer Spitze versehen zu sein schien, also wohl eine Lanze war, und eine zweite von vier Fuß Länge und von Ruderform. Diese letztere vermeintliche Waffe war vielleicht nichts als ein Ruder. Die Pirogen, die wir sahen, waren meistens nur auf drei Menschen eingerichtet, doch gab es auch größere mit sechs bis sieben Ruderern

*) Die Insel heißt gegenwärtig die Harfe. Sie gehört zu dem Pomotu-Archipel oder den niedrigen Inseln, auf die sich auch Cook's folgende Bemerkungen beziehen. D. H.

am Bord und mit einem Segel, das bei Regenwetter als Schutzdach benutzt wird.

Auf einer neuen, sehr niedrigen Insel, zu der wir am 7. mit Tagesanbruch gelangten, gab es weder Cocospalmen noch Menschen, aber eine solche Menge von Vögeln, daß wir sie die Vogelinsel nannten. Eine andere, die aus zwei durch Riffe mit einander verbundenen Eilanden bestand, welche eine einzige ovale oder elliptische Insel mit einem See in der Mitte bildeten, erhielt den Namen Ketteninsel, weil sie von einer förmlichen Kette kleinerer Inseln umgeben war. Die Insel Maitea, die Capitain Wallis Osnabrück getauft hat, ist rund und hoch. Von unserer Stelle aus gesehen glich sie einem Hute mit sehr hohem Kopf; nähert man sich ihr von Norden, so glaubt man das Dach eines Hauses vor sich zu haben.

Am 10. April meldeten mir die Leute, die nach unserm Bestimmungsorte auslugten, daß sie an dem Theil des Horizonts, wo wir denselben erwarteten, Land zu sehen glaubten. Es war wirklich Tahiti oder die Georgs III. Insel des Capitains Wallis. Es herrschte eine solche Windstille, daß wir am 12. Morgens noch nicht näher gekommen waren. Um sieben Uhr endlich kam die Luft in Bewegung und um elf Uhr ruderten Pirogen auf uns zu. Die Ruderer überbrachten Zweige eines Baumes, die sie uns überreichten und dabei verschiedene Zeichen machten. Wir verstanden diese anfangs nicht, als wir aber die Zweige an einem weithin sichtbaren Theile des Schiffes befestigten, verriethen die guten Leute große Freude, denn diese Zweige sind, wie wir später erfuhren, Symbole der Freundschaft. Die Ladung der Pirogen, die aus Cocosnüssen und verschiedenen andern Früchten bestand, war uns nach der langen Seereise hoch willkommen.

Während der ganzen Nacht setzten wir unsere Fahrt unter kleinen Segeln fort und gingen am folgenden Morgen in der Bucht von Fort Royal, die bei den Eingebornen Matavai heißt, vor Anker.

am Bord und mit einem Segel, das bei Regenwetter als Schutzdach benutzt wird.

Auf einer neuen, sehr niedrigen Insel, zu der wir am 7. mit Tagesanbruch gelangten, gab es weder Cocospalmen noch Menschen, aber eine solche Menge von Vögeln, daß wir sie die Vogelinsel nannten. Eine andere, die aus zwei durch Riffe mit einander verbundenen Eilanden bestand, welche eine einzige ovale oder elliptische Insel mit einem See in der Mitte bildeten, erhielt den Namen Ketteninsel, weil sie von einer förmlichen Kette kleinerer Inseln umgeben war. Die Insel Maitea, die Capitain Wallis Osnabrück getauft hat, ist rund und hoch. Von unserer Stelle aus gesehen glich sie einem Hute mit sehr hohem Kopf; nähert man sich ihr von Norden, so glaubt man das Dach eines Hauses vor sich zu haben.

Am 10. April meldeten mir die Leute, die nach unserm Bestimmungsorte auslugten, daß sie an dem Theil des Horizonts, wo wir denselben erwarteten, Land zu sehen glaubten. Es war wirklich Tahiti oder die Georgs III. Insel des Capitains Wallis. Es herrschte eine solche Windstille, daß wir am 12. Morgens noch nicht näher gekommen waren. Um sieben Uhr endlich kam die Luft in Bewegung und um elf Uhr ruderten Pirogen auf uns zu. Die Ruderer überbrachten Zweige eines Baumes, die sie uns überreichten und dabei verschiedene Zeichen machten. Wir verstanden diese anfangs nicht, als wir aber die Zweige an einem weithin sichtbaren Theile des Schiffes befestigten, verriethen die guten Leute große Freude, denn diese Zweige sind, wie wir später erfuhren, Symbole der Freundschaft. Die Ladung der Pirogen, die aus Cocosnüssen und verschiedenen andern Früchten bestand, war uns nach der langen Seereise hoch willkommen.

Während der ganzen Nacht setzten wir unsere Fahrt unter kleinen Segeln fort und gingen am folgenden Morgen in der Bucht von Fort Royal, die bei den Eingebornen Matavai heißt, vor Anker.

Zweites Kapitel.

Die Brotfrucht. — Die Reisenden werden freundlich aufgenommen. — Benehmen der Frauen. — Diebstähle. — Bau eines Forts. — Die Königin. — Kampfspiele. — Ein sonderbares Zeichen der Ehrerbietung. — Schwimmkünste. — Morai's. — Vulkanische Spuren. — Der Durchgang der Venus.

Wir befanden uns kaum in der Bucht, als wir von mehreren Pirogen umringt wurden, die uns Cocosnüsse, Brotfrüchte und kleine Fische zum Verkauf anboten. Ein Schwein, das man uns brachte, wies ich zurück, weil die Eingebornen ein Beil dafür forderten und diesen Preis, wenn ich ihn einmal bewilligt hätte, festgehalten haben würden. Die Brotfrucht wächst auf einem Baume, der etwa die Höhe einer mittelgroßen Eiche erreicht. Seine Blätter haben eine eirunde Form und sind häufig anderthalb Fuß lang. Sie sind eben so tief eingekerbt wie die Feigenblätter, mit denen sie auch die feste Blattfaser, die Farbe und den milchigen Saft gemeinsam haben. Die Frucht hat ungefähr die Größe und Form eines Kinderkopfes. Die Oberfläche zeigt dieselbe netzartige Bildung wie die Trüffel; die Schale ist dünn, das Korngehäuse etwa so dick, wie der Griff eines kleinen Messers. Das eßbare Fleisch, das zwischen der Schale und dem Korngehäuse liegt, ist so weiß wie Schnee und etwas fester als frisches Brot. Will man die Frucht essen, so schneidet man sie in drei bis vier Stücke und röstet sie. Sie schmeckt ähnlich wie die Krume von frischem Weizenbrote.

Unter den Inselbewohnern, die uns besuchten, befand sich ein Greis Namens Owhaw, den Herr Gore und mehrere andere Begleiter des Capitains Wallis erkannten. Ich hörte, daß er der Mannschaft des Delphins viele Dienste erwiesen habe, und ließ ihn an Bord des Schiffes kommen, wo ich ihm auf jede Weise angenehm zu sein suchte, damit er gegen uns eben so gefällig sei. Unser neuer Freund führte uns ans Ufer. Dort empfingen uns mehrere hundert Menschen, in deren Blicken wir sahen, daß wir ihnen willkommen seien, obgleich sie so schüchtern waren, daß der erste, der uns entgegen kam, fast auf Händen und Füßen zu uns heran kroch. Es war mir merk-

Zweites Kapitel.

Die Brotfrucht. — Die Reisenden werden freundlich aufgenommen. — Benehmen der Frauen. — Diebstähle. — Bau eines Forts. — Die Königin. — Kampfspiele. — Ein sonderbares Zeichen der Ehrerbietung. — Schwimmkünste. — Morai's. — Vulkanische Spuren. — Der Durchgang der Venus.

Wir befanden uns kaum in der Bucht, als wir von mehreren Pirogen umringt wurden, die uns Cocosnüsse, Brotfrüchte und kleine Fische zum Verkauf anboten. Ein Schwein, das man uns brachte, wies ich zurück, weil die Eingebornen ein Beil dafür forderten und diesen Preis, wenn ich ihn einmal bewilligt hätte, festgehalten haben würden. Die Brotfrucht wächst auf einem Baume, der etwa die Höhe einer mittelgroßen Eiche erreicht. Seine Blätter haben eine eirunde Form und sind häufig anderthalb Fuß lang. Sie sind eben so tief eingekerbt wie die Feigenblätter, mit denen sie auch die feste Blattfaser, die Farbe und den milchigen Saft gemeinsam haben. Die Frucht hat ungefähr die Größe und Form eines Kinderkopfes. Die Oberfläche zeigt dieselbe netzartige Bildung wie die Trüffel; die Schale ist dünn, das Korngehäuse etwa so dick, wie der Griff eines kleinen Messers. Das eßbare Fleisch, das zwischen der Schale und dem Korngehäuse liegt, ist so weiß wie Schnee und etwas fester als frisches Brot. Will man die Frucht essen, so schneidet man sie in drei bis vier Stücke und röstet sie. Sie schmeckt ähnlich wie die Krume von frischem Weizenbrote.

Unter den Inselbewohnern, die uns besuchten, befand sich ein Greis Namens Owhaw, den Herr Gore und mehrere andere Begleiter des Capitains Wallis erkannten. Ich hörte, daß er der Mannschaft des Delphins viele Dienste erwiesen habe, und ließ ihn an Bord des Schiffes kommen, wo ich ihm auf jede Weise angenehm zu sein suchte, damit er gegen uns eben so gefällig sei. Unser neuer Freund führte uns ans Ufer. Dort empfingen uns mehrere hundert Menschen, in deren Blicken wir sahen, daß wir ihnen willkommen seien, obgleich sie so schüchtern waren, daß der erste, der uns entgegen kam, fast auf Händen und Füßen zu uns heran kroch. Es war mir merk-

würdig, daß diese Wilden uns dasselbe Friedenszeichen darboten, das bei den ältesten und mächtigsten Völkern der alten Welt im Gebrauch war, nämlich einen grünen Baumzweig. Da wir sahen, daß Jeder von Ihnen einen solchen Zweig in der Hand hielt, versahen wir uns mit demselben Symbol.

Nach einem Gange von fünf Minuten erreichten wir die Stelle, wo der Delphin sein Wasser eingenommen hatte. Als wir dort angekommen waren, begannen die Tahitier, den Boden zu reinigen, indem sie alle Pflanzen ausrissen. Dann warfen die Vornehmsten unter ihnen ihre grünen Zweige auf die Erde und luden uns durch Zeichen ein, dasselbe zu thun. Um die Feierlichkeit der Ceremonie zu erhöhen, ließ ich unsere Marinesoldaten, während wir unsere Zweige niederlegten, eine Linie bilden. Die Schüchternheit der Tahitier verwandelte sich nach und nach in eine gewisse Vertraulichkeit, als ich Glassachen und andere kleine Geschenke unter sie vertheilt hatte. Unsere Rückkehr erfolgte auf einem Umwege durch Wälder, die mit Cocosnüssen und Brotfrüchten beladen waren. Unter den Bäumen lagen Wohnungen, die blos aus einem Dach mit Stützen bestanden und weder Seitenwände noch irgend eine Einfriedigung hatten. Die ganze Scene war eine Realisirung jener poetischen Märchen, die uns von Arkadien erzählen. Nur das Eine gefiel uns nicht, daß wir auf dem ganzen Wege blos zwei Schweine und nicht ein einziges Stück Geflügel sahen.

Diejenigen unserer Leute, welche mit dem Delphin in Tahiti gewesen waren, sagten uns, daß wir noch keine Männer der ersten Classe gesehen hätten. Zwei derselben erschienen am nächsten Tage in Pirogen, und der eine wählte Herrn Banks, der andere mich zum Freunde. Sie zeigten uns ihre Wahl auf die Weise an, daß sie sich eines großen Theils ihrer Kleider entledigten und uns damit bekleideten. Als wir an diesem Tage landeten, hatten sich die Eingebornen noch zahlreicher am Ufer versammelt. Sie geleiteten uns zu einem Hause, das sich durch seine größere Länge auszeichnete und einem Häuptling Tutahah gehörte. Dieser Mann ließ Matten ausbreiten, auf denen wir Platz nahmen, und beschenkte uns mit zwei Hühnern. Das Taschentuch und die seidene mit Spitzen besetzte Halsbinde, die

würdig, daß diese Wilden uns dasselbe Friedenszeichen darboten, das bei den ältesten und mächtigsten Völkern der alten Welt im Gebrauch war, nämlich einen grünen Baumzweig. Da wir sahen, daß Jeder von Ihnen einen solchen Zweig in der Hand hielt, versahen wir uns mit demselben Symbol.

Nach einem Gange von fünf Minuten erreichten wir die Stelle, wo der Delphin sein Wasser eingenommen hatte. Als wir dort angekommen waren, begannen die Tahitier, den Boden zu reinigen, indem sie alle Pflanzen ausrissen. Dann warfen die Vornehmsten unter ihnen ihre grünen Zweige auf die Erde und luden uns durch Zeichen ein, dasselbe zu thun. Um die Feierlichkeit der Ceremonie zu erhöhen, ließ ich unsere Marinesoldaten, während wir unsere Zweige niederlegten, eine Linie bilden. Die Schüchternheit der Tahitier verwandelte sich nach und nach in eine gewisse Vertraulichkeit, als ich Glassachen und andere kleine Geschenke unter sie vertheilt hatte. Unsere Rückkehr erfolgte auf einem Umwege durch Wälder, die mit Cocosnüssen und Brotfrüchten beladen waren. Unter den Bäumen lagen Wohnungen, die blos aus einem Dach mit Stützen bestanden und weder Seitenwände noch irgend eine Einfriedigung hatten. Die ganze Scene war eine Realisirung jener poetischen Märchen, die uns von Arkadien erzählen. Nur das Eine gefiel uns nicht, daß wir auf dem ganzen Wege blos zwei Schweine und nicht ein einziges Stück Geflügel sahen.

Diejenigen unserer Leute, welche mit dem Delphin in Tahiti gewesen waren, sagten uns, daß wir noch keine Männer der ersten Classe gesehen hätten. Zwei derselben erschienen am nächsten Tage in Pirogen, und der eine wählte Herrn Banks, der andere mich zum Freunde. Sie zeigten uns ihre Wahl auf die Weise an, daß sie sich eines großen Theils ihrer Kleider entledigten und uns damit bekleideten. Als wir an diesem Tage landeten, hatten sich die Eingebornen noch zahlreicher am Ufer versammelt. Sie geleiteten uns zu einem Hause, das sich durch seine größere Länge auszeichnete und einem Häuptling Tutahah gehörte. Dieser Mann ließ Matten ausbreiten, auf denen wir Platz nahmen, und beschenkte uns mit zwei Hühnern. Das Taschentuch und die seidene mit Spitzen besetzte Halsbinde, die

ihm Herr Banks zur Erwiderung gab, legte Tutatah auf der Stelle als Kleidungsstück an und stolzirte in diesem neuen Schmuck mit einer eitlen und zufriedenen Miene, die sich unmöglich beschreiben läßt.

Nachdem wir diese Geschenke erhalten und erwidert hatten, beschäftigten wir uns mit den Frauen. Diese erwiesen uns Höflichkeiten aller Art, und es hätte nur von uns abgehangen, ihre Gefälligkeit zu benutzen. Sie selbst schienen keinerlei Bedenken zu haben. Obgleich die Hütten von allen Seiten offen sind und kein Versteck darbieten, zeigten sie oft auf Matten hin, nahmen zuweilen darauf Platz und wollten uns zu sich niederziehen, so daß es ihnen offenbar gleichgiltig war, ob sie gesehen wurden. In dem Hause eines zweiten Häuptlings, der Tubarai Tamaide hieß, wurde Herr Banks von einer der Gattinnen desselben, Tomio genannt, mit besonderer Aufmerksamkeit beehrt. Statt die Zärtlichkeiten der verblühten Dame zu erwidern, beschäftigte er sich mit einem jungen Mädchen, aber Tomio fühlte sich dadurch nicht etwa verletzt und fuhr fort, ihm Cocosmilch und andere Leckereien vorzusetzen.

Unser Beisammensein gestaltete sich recht ansprechend, als die Harmonie plötzlich gestört wurde. Die Herren Solander und Monkhouse wurden bestohlen; der eine vermißte seine Brille mit ihrem ledernen Gehäuse, der andere seine Tabaksdose. Als der doppelte Diebstahl bekannt wurde, sprang Herr Banks lebhaft auf und stampfte mit dem Flintenkolben auf die Erde. Bei dieser Bewegung und diesem Geräusch erschraken die Eingebornen so sehr, daß Alle mit Ausnahme des Wirths, einiger Frauen und zwei oder drei Vornehmen schleunigst die Flucht ergriffen. Auf Tubarai's Gesicht malten sich Verlegenheit und Scham. Er nahm Herrn Banks bei der Hand und führte ihn zu einem großen Haufen von Stoffen, indem er ihm durch Zeichen andeutete, daß er zum Ersatz beliebig auswählen oder auch Alles nehmen könne. Wir wiesen diese Ausgleichung zurück und verlangten die gestohlenen Sachen wieder. Tubarai verließ darauf in größter Eile die Hütte und brachte nach einiger Zeit sowohl die Dose als das Brillengehäuse. Das letztere war jedoch leer, und es kostete den Häuptling einen zweiten Gang, ehe er die Brille herbeigeschafft hatte. Als die gestohlenen Gegenstände bei einander waren, verrieth

ihm Herr Banks zur Erwiderung gab, legte Tutatah auf der Stelle als Kleidungsstück an und stolzirte in diesem neuen Schmuck mit einer eitlen und zufriedenen Miene, die sich unmöglich beschreiben läßt.

Nachdem wir diese Geschenke erhalten und erwidert hatten, beschäftigten wir uns mit den Frauen. Diese erwiesen uns Höflichkeiten aller Art, und es hätte nur von uns abgehangen, ihre Gefälligkeit zu benutzen. Sie selbst schienen keinerlei Bedenken zu haben. Obgleich die Hütten von allen Seiten offen sind und kein Versteck darbieten, zeigten sie oft auf Matten hin, nahmen zuweilen darauf Platz und wollten uns zu sich niederziehen, so daß es ihnen offenbar gleichgiltig war, ob sie gesehen wurden. In dem Hause eines zweiten Häuptlings, der Tubarai Tamaide hieß, wurde Herr Banks von einer der Gattinnen desselben, Tomio genannt, mit besonderer Aufmerksamkeit beehrt. Statt die Zärtlichkeiten der verblühten Dame zu erwidern, beschäftigte er sich mit einem jungen Mädchen, aber Tomio fühlte sich dadurch nicht etwa verletzt und fuhr fort, ihm Cocosmilch und andere Leckereien vorzusetzen.

Unser Beisammensein gestaltete sich recht ansprechend, als die Harmonie plötzlich gestört wurde. Die Herren Solander und Monkhouse wurden bestohlen; der eine vermißte seine Brille mit ihrem ledernen Gehäuse, der andere seine Tabaksdose. Als der doppelte Diebstahl bekannt wurde, sprang Herr Banks lebhaft auf und stampfte mit dem Flintenkolben auf die Erde. Bei dieser Bewegung und diesem Geräusch erschraken die Eingebornen so sehr, daß Alle mit Ausnahme des Wirths, einiger Frauen und zwei oder drei Vornehmen schleunigst die Flucht ergriffen. Auf Tubarai's Gesicht malten sich Verlegenheit und Scham. Er nahm Herrn Banks bei der Hand und führte ihn zu einem großen Haufen von Stoffen, indem er ihm durch Zeichen andeutete, daß er zum Ersatz beliebig auswählen oder auch Alles nehmen könne. Wir wiesen diese Ausgleichung zurück und verlangten die gestohlenen Sachen wieder. Tubarai verließ darauf in größter Eile die Hütte und brachte nach einiger Zeit sowohl die Dose als das Brillengehäuse. Das letztere war jedoch leer, und es kostete den Häuptling einen zweiten Gang, ehe er die Brille herbeigeschafft hatte. Als die gestohlenen Gegenstände bei einander waren, verrieth

er die größte Freude und wies die Geschenke, mit denen wir ihn für seine Mühe entschädigen wollten, standhaft zurück.

Wir mußten nun daran denken, ein Fort und ein Observatorium zu errichten. Für beide Zwecke wählten wir auf der südöstlichen Strecke der Bai eine Küstenstrecke, die uns geeignet zu sein schien. Die Eingebornen begleiteten mich und meine Leute in großer Zahl. Ich machte ihnen begreiflich, daß ich dieser Stelle bedürfe, um dort eine gewisse Anzahl von Nächten zu schlafen, und sie schienen nichts dagegen zu haben. Als die Arbeiten begannen und ich eine Linie gezogen hatte, welche sie nicht überschreiten durften, setzten sie sich jenseit derselben friedlich auf die Erde nieder und sahen uns zu. Ich verließ nun meine Leute, um einen Ausflug ins Innere zu machen, zu dem ich wenige Begleiter mitnahm. Der Mangel an Schweinen und Geflügel wurde uns beschwerlich, und ich wollte mich überzeugen, ob unser Argwohn, daß man diese Thiere in den Wäldern versteckt habe, begründet sei.

Wir waren nicht weit gekommen, als wir am Strande schießen hörten. Wir eilten zurück und fanden unsere Marinesoldaten allein auf dem Lagerplatze; die Eingebornen hatten sämmtlich die Flucht ergriffen. Was wir hörten, war Folgendes. Unversehens war einer der Tahitier über die Schildwache hergefallen, hatte sie niedergeworfen, ihr das Gewehr entrissen und die Flucht ergriffen. In der ersten Ueberraschung oder aus Furcht vor einem Ueberfalle hatte der Officier seine Leute mitten unter den dichten Haufen der Zuschauer feuern lassen. Zum Glück war außer dem Diebe, den eine Kugel niedergestreckt hatte, Niemand getödtet oder verwundet worden. Um die Wiederkehr eines so traurigen Vorgangs zu verhindern, verbot ich das Schießen auf Diebe mit der größten Strenge. Ich konnte meinen Soldaten kein Recht über Tod und Leben einräumen, von dem sie nach ihrem Gutdünken Gebrauch gemacht haben würden. In England hängt man die Diebe, aber das war nach meiner Ansicht kein Grund, sie in Tahiti zu erschießen.

Am nächsten Tage hatte es den Anschein, als ob meine Besorgniß, daß die Eingebornen den Verkehr mit uns abbrechen würden, in Erfüllung gehen würde. Nur wenige Menschen zeigten sich an der

er die größte Freude und wies die Geschenke, mit denen wir ihn für seine Mühe entschädigen wollten, standhaft zurück.

Wir mußten nun daran denken, ein Fort und ein Observatorium zu errichten. Für beide Zwecke wählten wir auf der südöstlichen Strecke der Bai eine Küstenstrecke, die uns geeignet zu sein schien. Die Eingebornen begleiteten mich und meine Leute in großer Zahl. Ich machte ihnen begreiflich, daß ich dieser Stelle bedürfe, um dort eine gewisse Anzahl von Nächten zu schlafen, und sie schienen nichts dagegen zu haben. Als die Arbeiten begannen und ich eine Linie gezogen hatte, welche sie nicht überschreiten durften, setzten sie sich jenseit derselben friedlich auf die Erde nieder und sahen uns zu. Ich verließ nun meine Leute, um einen Ausflug ins Innere zu machen, zu dem ich wenige Begleiter mitnahm. Der Mangel an Schweinen und Geflügel wurde uns beschwerlich, und ich wollte mich überzeugen, ob unser Argwohn, daß man diese Thiere in den Wäldern versteckt habe, begründet sei.

Wir waren nicht weit gekommen, als wir am Strande schießen hörten. Wir eilten zurück und fanden unsere Marinesoldaten allein auf dem Lagerplatze; die Eingebornen hatten sämmtlich die Flucht ergriffen. Was wir hörten, war Folgendes. Unversehens war einer der Tahitier über die Schildwache hergefallen, hatte sie niedergeworfen, ihr das Gewehr entrissen und die Flucht ergriffen. In der ersten Ueberraschung oder aus Furcht vor einem Ueberfalle hatte der Officier seine Leute mitten unter den dichten Haufen der Zuschauer feuern lassen. Zum Glück war außer dem Diebe, den eine Kugel niedergestreckt hatte, Niemand getödtet oder verwundet worden. Um die Wiederkehr eines so traurigen Vorgangs zu verhindern, verbot ich das Schießen auf Diebe mit der größten Strenge. Ich konnte meinen Soldaten kein Recht über Tod und Leben einräumen, von dem sie nach ihrem Gutdünken Gebrauch gemacht haben würden. In England hängt man die Diebe, aber das war nach meiner Ansicht kein Grund, sie in Tahiti zu erschießen.

Am nächsten Tage hatte es den Anschein, als ob meine Besorgniß, daß die Eingebornen den Verkehr mit uns abbrechen würden, in Erfüllung gehen würde. Nur wenige Menschen zeigten sich an der

Küste und keiner näherte sich dem Schiffe. Selbst Owhaw, dieser treue Anhänger, hatte uns verlassen. Als wir nach der Küste ruderten, eilten etwa dreißig Leute herbei, die uns Früchte verkauften und eben so freundschaftlich wie früher waren. Am folgenden Tage kamen unsere beiden Häuptlinge, Tubarai und Tutahah, nicht wie früher mit grünen Zweigen, sondern mit ganzen jungen Bäumen, und jeder mit einem gebratenen Schweine als Geschenk oder Sühne. Wir nahmen die Thiere um so lieber an, als wir uns noch immer keine Schweine zu verschaffen vermochten. Der Tod des Diebes war vergessen, und wir bemerkten später nie ein Zeichen von Groll oder Rachsucht.

Am 18. April begannen wir mit dem Bau unsers Forts. Da der Boden des Orts sandig war, so mußten wir unsere Schanzen durch Pfähle und Faschinen fester machen. Wir entnahmen das Holz aus den nahen Wäldern, entschädigten die Eingebornen aber für jeden Baum und Strauch, den wir fällten. Unser Fort erhielt Wälle von vierundeinhalb Fuß Höhe. Auf zwei Seiten zog sich ein Graben von zehn Fuß Breite und sechs Fuß Tiefe hin, nach dem Meere zu, wo die Fluth bis zu der Schanze stieg, fehlte der Graben, die vierte Seite, vor der ein Fluß strömte, hatte keine andere Befestigung, als eine doppelte Reihe von Wassertonnen. Auf dieser Seite, welche die schwächste war, stand ein Vierpfünder. Außerdem wurde das Fort durch sechs Steinmörser vertheidigt, aus denen die beiden einzigen Zugänge beschossen werden konnten. Die Besatzung bestand mit Einschluß der Officiere aus fünfundvierzig Mann. Die Schildwachen wurden zu einer so strengen Wachsamkeit angehalten, als ständen sie auf einem Grenzposten gegen den Feind

Tutahah schien mit der höchsten Gewalt bekleidet zu sein, obgleich er nicht König war. Eines Tages bemerkte Molineux, der die Reise auf dem Delphin mitgemacht hatte, unter den Tahitiern in Herrn Banks Zelt eine Frau, die bescheiden mitten zwischen den anderen dasaß, und benachrichtigte uns, es sei Oberea, die zur Zeit von Wallis' Anwesenheit für die Königin der Insel gegolten habe. Sie schien etwa vierzig Jahre alt zu sein, und ihre Züge verriethen noch Spuren ehemaliger Schönheit. Sie war von weißer Farbe, von

Küste und keiner näherte sich dem Schiffe. Selbst Owhaw, dieser treue Anhänger, hatte uns verlassen. Als wir nach der Küste ruderten, eilten etwa dreißig Leute herbei, die uns Früchte verkauften und eben so freundschaftlich wie früher waren. Am folgenden Tage kamen unsere beiden Häuptlinge, Tubarai und Tutahah, nicht wie früher mit grünen Zweigen, sondern mit ganzen jungen Bäumen, und jeder mit einem gebratenen Schweine als Geschenk oder Sühne. Wir nahmen die Thiere um so lieber an, als wir uns noch immer keine Schweine zu verschaffen vermochten. Der Tod des Diebes war vergessen, und wir bemerkten später nie ein Zeichen von Groll oder Rachsucht.

Am 18. April begannen wir mit dem Bau unsers Forts. Da der Boden des Orts sandig war, so mußten wir unsere Schanzen durch Pfähle und Faschinen fester machen. Wir entnahmen das Holz aus den nahen Wäldern, entschädigten die Eingebornen aber für jeden Baum und Strauch, den wir fällten. Unser Fort erhielt Wälle von vierundeinhalb Fuß Höhe. Auf zwei Seiten zog sich ein Graben von zehn Fuß Breite und sechs Fuß Tiefe hin, nach dem Meere zu, wo die Fluth bis zu der Schanze stieg, fehlte der Graben, die vierte Seite, vor der ein Fluß strömte, hatte keine andere Befestigung, als eine doppelte Reihe von Wassertonnen. Auf dieser Seite, welche die schwächste war, stand ein Vierpfünder. Außerdem wurde das Fort durch sechs Steinmörser vertheidigt, aus denen die beiden einzigen Zugänge beschossen werden konnten. Die Besatzung bestand mit Einschluß der Officiere aus fünfundvierzig Mann. Die Schildwachen wurden zu einer so strengen Wachsamkeit angehalten, als ständen sie auf einem Grenzposten gegen den Feind

Tutahah schien mit der höchsten Gewalt bekleidet zu sein, obgleich er nicht König war. Eines Tages bemerkte Molineux, der die Reise auf dem Delphin mitgemacht hatte, unter den Tahitiern in Herrn Banks Zelt eine Frau, die bescheiden mitten zwischen den anderen dasaß, und benachrichtigte uns, es sei Oberea, die zur Zeit von Wallis' Anwesenheit für die Königin der Insel gegolten habe. Sie schien etwa vierzig Jahre alt zu sein, und ihre Züge verriethen noch Spuren ehemaliger Schönheit. Sie war von weißer Farbe, von

hohem starken Wuchs und aus ihren Augen sprachen Gefühl und Verstand. Als ich ihren hohen Stand erfuhr, lud ich sie aufs Schiff ein, wohin sie mir mit ihren Begleitern gern folgte. Ich beschenkte sie mit verschiedenen Gegenständen, unter anderen mit einer Puppe, die ihr die liebste von allen Gaben war. Auf dem Rückwege nach dem Fort begegnete uns Tutahah, der unsere Aufmerksamkeiten gegen Oberea gar nicht gern sah und sie namentlich um die Puppe beneidete. Um ihn zufriedenzustellen bot ich ihm ein Beil an, er zog aber eine Puppe vor, um genau dasselbe Geschenk wie Oberea zu besitzen.

Als Herr Banks am nächsten Morgen in einer ziemlich späten Stunde der Königin seine Aufwartung machen wollte, schlief sie noch. Er glaubte sie wecken zu dürfen und schritt auf ihr Lager zu. Wie staunte er, als er einen jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren neben ihr liegen sah! Er zog sich eilig und verwirrt zurück, hörte jedoch bald, daß Jedermann von dieser Liebschaft wisse und sie ganz in der Ordnung finde.

Bald darauf trat ein komischer Zwischenfall ein. Tomio stürzte mit allen Zeichen des Schreckens ins Fort und jammerte, ihr Mann sterbe, er sei durch Etwas, das ihm ein Matrose zu essen gegeben habe, vergiftet worden. Banks machte sich sogleich auf den Weg und fand den armen Tubarai wirklich ganz schwach und elend. Man brachte ihm ein sorgfältig zusammengeschlagenes Blatt, in dem das Gift enthalten sein solle. Er untersuchte den Stoff — es war Tabak. Tubarai hatte denselben bei den Matrosen erbettelt. Er hatte gesehen, daß unsere Leute den Tabak lange im Munde behielten und darum geglaubt, daß sie ihn äßen. Er zerkaute ihn also zu Staub und schluckte ihn hinunter. Das war die Vergiftung, deren Wirkungen mit ein wenig Cocosmilch in kurzer Zeit gehoben wurden.

Im Nu war der Kummer des Häuptlings und seiner Familie in die ausgelassenste Freude verwandelt. Solche plötzliche Uebergänge von einer Seelenstimmung in die entgegengesetzte beobachteten wir oft. Unter anderen sahen wir einst eine junge Schöne, die in Thränen zerfloß. Wir fragten sie nach der Ursache ihres Kummers, aber statt zu antworten zog sie einen Haifischzahn hervor, und stieß ihn sich sechsmal in den Kopf, daß das Blut von ihr herabströmte. Die anderen

hohem starken Wuchs und aus ihren Augen sprachen Gefühl und Verstand. Als ich ihren hohen Stand erfuhr, lud ich sie aufs Schiff ein, wohin sie mir mit ihren Begleitern gern folgte. Ich beschenkte sie mit verschiedenen Gegenständen, unter anderen mit einer Puppe, die ihr die liebste von allen Gaben war. Auf dem Rückwege nach dem Fort begegnete uns Tutahah, der unsere Aufmerksamkeiten gegen Oberea gar nicht gern sah und sie namentlich um die Puppe beneidete. Um ihn zufriedenzustellen bot ich ihm ein Beil an, er zog aber eine Puppe vor, um genau dasselbe Geschenk wie Oberea zu besitzen.

Als Herr Banks am nächsten Morgen in einer ziemlich späten Stunde der Königin seine Aufwartung machen wollte, schlief sie noch. Er glaubte sie wecken zu dürfen und schritt auf ihr Lager zu. Wie staunte er, als er einen jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren neben ihr liegen sah! Er zog sich eilig und verwirrt zurück, hörte jedoch bald, daß Jedermann von dieser Liebschaft wisse und sie ganz in der Ordnung finde.

Bald darauf trat ein komischer Zwischenfall ein. Tomio stürzte mit allen Zeichen des Schreckens ins Fort und jammerte, ihr Mann sterbe, er sei durch Etwas, das ihm ein Matrose zu essen gegeben habe, vergiftet worden. Banks machte sich sogleich auf den Weg und fand den armen Tubarai wirklich ganz schwach und elend. Man brachte ihm ein sorgfältig zusammengeschlagenes Blatt, in dem das Gift enthalten sein solle. Er untersuchte den Stoff — es war Tabak. Tubarai hatte denselben bei den Matrosen erbettelt. Er hatte gesehen, daß unsere Leute den Tabak lange im Munde behielten und darum geglaubt, daß sie ihn äßen. Er zerkaute ihn also zu Staub und schluckte ihn hinunter. Das war die Vergiftung, deren Wirkungen mit ein wenig Cocosmilch in kurzer Zeit gehoben wurden.

Im Nu war der Kummer des Häuptlings und seiner Familie in die ausgelassenste Freude verwandelt. Solche plötzliche Uebergänge von einer Seelenstimmung in die entgegengesetzte beobachteten wir oft. Unter anderen sahen wir einst eine junge Schöne, die in Thränen zerfloß. Wir fragten sie nach der Ursache ihres Kummers, aber statt zu antworten zog sie einen Haifischzahn hervor, und stieß ihn sich sechsmal in den Kopf, daß das Blut von ihr herabströmte. Die anderen

Tahitier plauderten und lachten weiter, ohne auf den Schmerz der Armen zu achten. Das Benehmen dieser Frau wurde noch auffallender. Als ihr Blut zu fließen aufhörte, hob sie die Augen, blickte lächelnd umher, sammelte die Zeuchstückchen, mit denen sie ihre Wunden getrocknet hatte, trug sie zum Meere und streute sie einzeln in die Wellen, als wolle sie diese Zeugen ihres Kummers den Blicken entziehen. Sie tauchte dann im Flusse unter, wusch ihren ganzen Körper und kehrte so heiter und lustig, als ob ihr nie etwas begegnet sei, zu uns zurück. Diese kunstlosen Menschen sind wie die Kinder. Gegen die Erinnerungen ihrer Vergangenheit gleichgiltig und unbekümmert um die Zukunft, werden sie von jedem Wechsel der Gegenwart lebhaft berührt, überlassen sich dem Schmerz wie der Freude mit großer Lebhaftigkeit und sind doch immer nur der Spiegel des Augenblicks.

Am 2. Mai wollten wir unsern Quadranten aufstellen — er fehlte. Das Instrument, das uns für unsere Arbeiten unentbehrlich war, hatte in seiner Kapsel von achtzehn Zoll im Geviert in einem Zelte gelegen, in das Niemand eintreten durfte und vor dem eine Schildwache stand. Im ersten Augenblicke glaubte ich, daß unsere Leute, in dem Gehäuse Nägel oder andere zum Tauschhandel mit den Eingebornen geeignete Gegenstände vermuthend, den Diebstahl begangen hätten, und ließ das Schiff genau durchsuchen. Der Quadrant war nicht da und mußte daher auf der Insel sein. Herr Banks, der den meisten Einfluß auf die Tahitier besaß, übernahm die Nachforschung. Nach wenigen Schritten begegnete er Tubarai, der drei Strohhalme nahm und auf seiner Hand zu einem Dreieck zusammensetzte. Nun war es klar, daß ein Eingeborner der Dieb sei. Tubarai zeigte sich bereit, unsern Freund und dessen zwei Begleiter zu führen, und erkundigte sich in allen Hütten nach dem Diebe. Nach einer Weile erstiegen die Vier einen Berg, von dem sie ein beinahe noch eben so weit entferntes Gebäude sahen. Dort wohnte der Verbrecher, der sein Leben an den Besitz des Quadranten gesetzt hatte und ihn gewiß behalten wollte. Unsere Freunde befanden sich in einer etwas beunruhigenden Lage, allein unter den Wilden und entfernt von den Schiffen, wie sie waren, setzten aber ihren Weg muthig fort. Als sie jene Hütte erreichten, wurden sie von vielen Tahitiern umringt, die sich

Tahitier plauderten und lachten weiter, ohne auf den Schmerz der Armen zu achten. Das Benehmen dieser Frau wurde noch auffallender. Als ihr Blut zu fließen aufhörte, hob sie die Augen, blickte lächelnd umher, sammelte die Zeuchstückchen, mit denen sie ihre Wunden getrocknet hatte, trug sie zum Meere und streute sie einzeln in die Wellen, als wolle sie diese Zeugen ihres Kummers den Blicken entziehen. Sie tauchte dann im Flusse unter, wusch ihren ganzen Körper und kehrte so heiter und lustig, als ob ihr nie etwas begegnet sei, zu uns zurück. Diese kunstlosen Menschen sind wie die Kinder. Gegen die Erinnerungen ihrer Vergangenheit gleichgiltig und unbekümmert um die Zukunft, werden sie von jedem Wechsel der Gegenwart lebhaft berührt, überlassen sich dem Schmerz wie der Freude mit großer Lebhaftigkeit und sind doch immer nur der Spiegel des Augenblicks.

Am 2. Mai wollten wir unsern Quadranten aufstellen — er fehlte. Das Instrument, das uns für unsere Arbeiten unentbehrlich war, hatte in seiner Kapsel von achtzehn Zoll im Geviert in einem Zelte gelegen, in das Niemand eintreten durfte und vor dem eine Schildwache stand. Im ersten Augenblicke glaubte ich, daß unsere Leute, in dem Gehäuse Nägel oder andere zum Tauschhandel mit den Eingebornen geeignete Gegenstände vermuthend, den Diebstahl begangen hätten, und ließ das Schiff genau durchsuchen. Der Quadrant war nicht da und mußte daher auf der Insel sein. Herr Banks, der den meisten Einfluß auf die Tahitier besaß, übernahm die Nachforschung. Nach wenigen Schritten begegnete er Tubarai, der drei Strohhalme nahm und auf seiner Hand zu einem Dreieck zusammensetzte. Nun war es klar, daß ein Eingeborner der Dieb sei. Tubarai zeigte sich bereit, unsern Freund und dessen zwei Begleiter zu führen, und erkundigte sich in allen Hütten nach dem Diebe. Nach einer Weile erstiegen die Vier einen Berg, von dem sie ein beinahe noch eben so weit entferntes Gebäude sahen. Dort wohnte der Verbrecher, der sein Leben an den Besitz des Quadranten gesetzt hatte und ihn gewiß behalten wollte. Unsere Freunde befanden sich in einer etwas beunruhigenden Lage, allein unter den Wilden und entfernt von den Schiffen, wie sie waren, setzten aber ihren Weg muthig fort. Als sie jene Hütte erreichten, wurden sie von vielen Tahitiern umringt, die sich

dicht an sie herandrängten. Herr Banks glaubte eine seiner Pistolen zeigen zu müssen, und das wirkte. Die Eingebornen traten zurück, um sich von nun an mehr in der Ferne zu halten. Der gestohlene Quadrant wurde bis auf den Fuß und einige andere leicht ersetzbare Gegenstände zurückgegeben

Ein Misverständniß, das mit diesem Vorgange in Verbindung stand, hatte die Verhaftung Tutahah's veranlaßt. Nachdem die Beleidigung des mächtigen Häuptlings durch ein Beil und andere kleine Geschenke ausgeglichen worden war, erhielten wir von ihm eine Einladung zu einem Feste. Er führte uns in einen Hof, der mit Bambuspfählen von drei Fuß Höhe eingehegt und zu Kampfspielen bestimmt war. Als Alles bereit war, traten zehn bis zwölf Ringer, blos mit einem Gürtel bekleidet, auf den Kampfplatz. Sie machten langsam, mit niedergeschlagenen Blicken, die Runde. Nach ihnen traten ihre Gegner ein und nun folgten Herausforderungen. Diese bestanden darin, daß der Ringer, der sich einen Gegner gewählt hatte, die Fingerspitzen auf die Brust setzte und die Ellnbogen schnell auf- und niederbewegte. Wiederholte der Andere diese Zeichen, so war die Herausforderung angenommen. Nun begann das Ringen. Vom ersten Augenblicke abgesehen, entschied die Körperkraft Alles. Jeder suchte seinen Gegner am Schenkel, oder, wenn ihm dies nicht gelang, an der Hand, den Haaren, dem Gürtel oder sonst irgend wo zu fassen. Die Kämpfenden klammerten sich ohne Gewandtheit und Anmuth an einander an, bis einer der Athleten, einen günstigen Augenblick oder seine größere Stärke benutzend, den Andern zu Boden warf. Als der Kampf beendet war, beglückwünschten die Greise den Sieger mit einigen Worten, welche von der ganzen Versammlung singend wiederholt wurden. Das Schauspiel wurde nach jedem Kampfe einen Augenblick unterbrochen, und dann trat ein anderes Paar auf. War nach einem minutenlangen Ringen Keiner zur Erde geworfen, so traten die Kämpfer in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung zurück oder wurden von ihren Freunden getrennt. Während dieser ganzen Zeit führte eine andere Gesellschaft Tänze aus, die ebenfalls nie länger als eine Minute dauerten.

Am 12. Mai besuchten uns zwei Frauen von Rang unter Cere-

dicht an sie herandrängten. Herr Banks glaubte eine seiner Pistolen zeigen zu müssen, und das wirkte. Die Eingebornen traten zurück, um sich von nun an mehr in der Ferne zu halten. Der gestohlene Quadrant wurde bis auf den Fuß und einige andere leicht ersetzbare Gegenstände zurückgegeben

Ein Misverständniß, das mit diesem Vorgange in Verbindung stand, hatte die Verhaftung Tutahah's veranlaßt. Nachdem die Beleidigung des mächtigen Häuptlings durch ein Beil und andere kleine Geschenke ausgeglichen worden war, erhielten wir von ihm eine Einladung zu einem Feste. Er führte uns in einen Hof, der mit Bambuspfählen von drei Fuß Höhe eingehegt und zu Kampfspielen bestimmt war. Als Alles bereit war, traten zehn bis zwölf Ringer, blos mit einem Gürtel bekleidet, auf den Kampfplatz. Sie machten langsam, mit niedergeschlagenen Blicken, die Runde. Nach ihnen traten ihre Gegner ein und nun folgten Herausforderungen. Diese bestanden darin, daß der Ringer, der sich einen Gegner gewählt hatte, die Fingerspitzen auf die Brust setzte und die Ellnbogen schnell auf- und niederbewegte. Wiederholte der Andere diese Zeichen, so war die Herausforderung angenommen. Nun begann das Ringen. Vom ersten Augenblicke abgesehen, entschied die Körperkraft Alles. Jeder suchte seinen Gegner am Schenkel, oder, wenn ihm dies nicht gelang, an der Hand, den Haaren, dem Gürtel oder sonst irgend wo zu fassen. Die Kämpfenden klammerten sich ohne Gewandtheit und Anmuth an einander an, bis einer der Athleten, einen günstigen Augenblick oder seine größere Stärke benutzend, den Andern zu Boden warf. Als der Kampf beendet war, beglückwünschten die Greise den Sieger mit einigen Worten, welche von der ganzen Versammlung singend wiederholt wurden. Das Schauspiel wurde nach jedem Kampfe einen Augenblick unterbrochen, und dann trat ein anderes Paar auf. War nach einem minutenlangen Ringen Keiner zur Erde geworfen, so traten die Kämpfer in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung zurück oder wurden von ihren Freunden getrennt. Während dieser ganzen Zeit führte eine andere Gesellschaft Tänze aus, die ebenfalls nie länger als eine Minute dauerten.

Am 12. Mai besuchten uns zwei Frauen von Rang unter Cere-

monten der sonderbarsten Art. Herr Banks beschäftigte sich eben vor dem Thore des Forts mit dem Tauschhandel, als die Damen erschienen. Man sagte ihm, daß er ihnen entgegengehen, aber in einer Entfernung von fünfzehn Schritten Halt machen müsse. Ein Tahitier ging sechsmal zwischen Herrn Banks und den Damen hin und her und überbrachte dem ersteren jedesmal einen Bananenzweig. Nach dieser Ceremonie trug ein anderer Diener einen Ballen Stoffe herbei und breitete sie auf der Erde aus. Als drei Stück aufeinander lagen, trat eine der Frauen Namens Urattua, die vornehmste der Beiden, auf den Teppich, hob ihre Kleider bis zum Gürtel auf und machte dreimal langsamen Schritts, mit dem ernstesten und unschuldigsten Gesicht von der Welt, die Runde. Dies wiederholte sie noch zweimal und zwar immer, nachdem drei neue Stück gelegt worden waren. Schließlich erhielt Herr Banks die Stoffe zum Geschenk, und beide Damen unterhielten sich eine Stunde lang mit ihm.

Das ganz gleiche Benehmen, das ich später bei einer andern Frau beobachtete, läßt mich schließen, daß Entblößung ein Zeichen der Ehrerbietung ist. Schamhaftigkeit in unserm Sinne ist den Tahitiern völlig unbekannt, und auf Keuschheit legen sie keinen Werth. Familienväter bieten Fremden häufig ihre Schwestern oder Töchter an, und eheliche Untreue wird blos mit einigen harten Worten oder leichten Schlägen bestraft. Die Sittenlosigkeit erreicht auf diesen Inseln eine Höhe, die bei keinem Volke, von dem die Geschichte erzählt, jemals vorgekommen ist. Daß die jüngsten Mädchen die üppigsten Tänze tanzen, ist noch nicht so schlimm, als daß es Gesellschaften giebt, in denen alle Frauen allen Männern gemeinsam sind und die Kinder, die aus diesen thierischen Vermischungen hervorgehen, getödtet werden. Ich weiß das von Mitgliedern selbst, die sich nicht etwa schämten, einem solchen Vereine anzugehören, sondern im Gegentheil stolz darauf waren.

Eines Sonntags lud ich die angesehensten Tahitier ein, unserm Gottesdienste beizuwohnen. Die meisten entfernten sich, einige blieben jedoch und nahmen neben Herrn Banks Platz. Sie saßen, standen auf und knieten nieder, je nachdem ihr Nebenmann eine dieser Stellungen einnahm. Sie fühlten, daß wir mit etwas Ernstem und

monten der sonderbarsten Art. Herr Banks beschäftigte sich eben vor dem Thore des Forts mit dem Tauschhandel, als die Damen erschienen. Man sagte ihm, daß er ihnen entgegengehen, aber in einer Entfernung von fünfzehn Schritten Halt machen müsse. Ein Tahitier ging sechsmal zwischen Herrn Banks und den Damen hin und her und überbrachte dem ersteren jedesmal einen Bananenzweig. Nach dieser Ceremonie trug ein anderer Diener einen Ballen Stoffe herbei und breitete sie auf der Erde aus. Als drei Stück aufeinander lagen, trat eine der Frauen Namens Urattua, die vornehmste der Beiden, auf den Teppich, hob ihre Kleider bis zum Gürtel auf und machte dreimal langsamen Schritts, mit dem ernstesten und unschuldigsten Gesicht von der Welt, die Runde. Dies wiederholte sie noch zweimal und zwar immer, nachdem drei neue Stück gelegt worden waren. Schließlich erhielt Herr Banks die Stoffe zum Geschenk, und beide Damen unterhielten sich eine Stunde lang mit ihm.

Das ganz gleiche Benehmen, das ich später bei einer andern Frau beobachtete, läßt mich schließen, daß Entblößung ein Zeichen der Ehrerbietung ist. Schamhaftigkeit in unserm Sinne ist den Tahitiern völlig unbekannt, und auf Keuschheit legen sie keinen Werth. Familienväter bieten Fremden häufig ihre Schwestern oder Töchter an, und eheliche Untreue wird blos mit einigen harten Worten oder leichten Schlägen bestraft. Die Sittenlosigkeit erreicht auf diesen Inseln eine Höhe, die bei keinem Volke, von dem die Geschichte erzählt, jemals vorgekommen ist. Daß die jüngsten Mädchen die üppigsten Tänze tanzen, ist noch nicht so schlimm, als daß es Gesellschaften giebt, in denen alle Frauen allen Männern gemeinsam sind und die Kinder, die aus diesen thierischen Vermischungen hervorgehen, getödtet werden. Ich weiß das von Mitgliedern selbst, die sich nicht etwa schämten, einem solchen Vereine anzugehören, sondern im Gegentheil stolz darauf waren.

Eines Sonntags lud ich die angesehensten Tahitier ein, unserm Gottesdienste beizuwohnen. Die meisten entfernten sich, einige blieben jedoch und nahmen neben Herrn Banks Platz. Sie saßen, standen auf und knieten nieder, je nachdem ihr Nebenmann eine dieser Stellungen einnahm. Sie fühlten, daß wir mit etwas Ernstem und

Wichtigem beschäftigt seien, und winkten den Eingebornen vor dem Fort, still zu sein. Als der Gottesdienst aber vorbei war, stellten sie nicht eine einzige Frage und wichen unseren Erläuterungen aus. Am Nachmittag zeigten sie uns ihre Ceremonien, die allerdings ganz anderer Art waren. Ein junges Mädchen und ein junger Mann opferten in Gegenwart vieler Personen beiderlei Geschlechts der Liebesgöttin. Ich erzähle dies mit Bezug auf die vielbesprochene Frage, ob die Schamhaftigkeit auf einem natürlichen Instinkt beruht. Ist dies der Fall, wie ist es dann möglich, daß dieser Instinkt auf Tahiti gänzlich fehlt?

Die Lebensmittel wurden seltener, und da unsere Glasperlen und ähnliche Kleinigkeiten keine Anziehungskraft mehr übten, so mußten wir unsere Nägel hervorholen, die wir bis dahin zurückgehalten hatten. Für einen Nagel von vier Zoll Länge erhielten wir zwanzig Cocosnüsse und eine entsprechende Menge von Brotfrüchten. Unser Freund Tubarai, der uns oft hätte bestehlen können, hatte bisher jeder Versuchung widerstanden. Aber ein Päckchen mit großen Nägeln war für den großen Häuptling zu verführerisch, und seine Tugend unterlag. Einer der Nägel, den er unvorsichtiger Weise sehen ließ, verrieth ihn und er gestand sein Verbrechen offen ein, wobei er einen Schmerz an den Tag legte, der weit größer war als unsere Verlegenheit, ihn eines Diebstahls anklagen zu müssen.

An einem der nächsten Tage machten wir dem Häuptling Tutahah einen Besuch. Wir waren sechs Personen und fanden bei unserm Wirth eine so große Gesellschaft, daß wir für unser Nachtquartier besorgt wurden. Herr Banks hatte das Glück, von Oberea eingeladen zu werden, und sagte uns früh gute Nacht. Als er sich entkleidete, wie die Hitze es nöthig macht, beruhigte ihn die Königin hinsichtlich seiner Kleider, indem sie ihm sagte, sie selbst werde Wache halten. Er überließ sich sorglos dem Schlummer, als er aber eine Stunde vor Mitternacht erwachte, waren Rock, Weste, ein paar Pistolen, ein Pulverhorn und mehrere andere Gegenstände verschwunden. Seine Beinkleider hatte man ihm gelassen und mit diesem einzigen Kleidungsstücke suchte er uns auf. Wir waren munter und tröfteten ihn, wie Unglückliche sich gegenseitig zu trösten pflegen. Auch wir

Wichtigem beschäftigt seien, und winkten den Eingebornen vor dem Fort, still zu sein. Als der Gottesdienst aber vorbei war, stellten sie nicht eine einzige Frage und wichen unseren Erläuterungen aus. Am Nachmittag zeigten sie uns ihre Ceremonien, die allerdings ganz anderer Art waren. Ein junges Mädchen und ein junger Mann opferten in Gegenwart vieler Personen beiderlei Geschlechts der Liebesgöttin. Ich erzähle dies mit Bezug auf die vielbesprochene Frage, ob die Schamhaftigkeit auf einem natürlichen Instinkt beruht. Ist dies der Fall, wie ist es dann möglich, daß dieser Instinkt auf Tahiti gänzlich fehlt?

Die Lebensmittel wurden seltener, und da unsere Glasperlen und ähnliche Kleinigkeiten keine Anziehungskraft mehr übten, so mußten wir unsere Nägel hervorholen, die wir bis dahin zurückgehalten hatten. Für einen Nagel von vier Zoll Länge erhielten wir zwanzig Cocosnüsse und eine entsprechende Menge von Brotfrüchten. Unser Freund Tubarai, der uns oft hätte bestehlen können, hatte bisher jeder Versuchung widerstanden. Aber ein Päckchen mit großen Nägeln war für den großen Häuptling zu verführerisch, und seine Tugend unterlag. Einer der Nägel, den er unvorsichtiger Weise sehen ließ, verrieth ihn und er gestand sein Verbrechen offen ein, wobei er einen Schmerz an den Tag legte, der weit größer war als unsere Verlegenheit, ihn eines Diebstahls anklagen zu müssen.

An einem der nächsten Tage machten wir dem Häuptling Tutahah einen Besuch. Wir waren sechs Personen und fanden bei unserm Wirth eine so große Gesellschaft, daß wir für unser Nachtquartier besorgt wurden. Herr Banks hatte das Glück, von Oberea eingeladen zu werden, und sagte uns früh gute Nacht. Als er sich entkleidete, wie die Hitze es nöthig macht, beruhigte ihn die Königin hinsichtlich seiner Kleider, indem sie ihm sagte, sie selbst werde Wache halten. Er überließ sich sorglos dem Schlummer, als er aber eine Stunde vor Mitternacht erwachte, waren Rock, Weste, ein paar Pistolen, ein Pulverhorn und mehrere andere Gegenstände verschwunden. Seine Beinkleider hatte man ihm gelassen und mit diesem einzigen Kleidungsstücke suchte er uns auf. Wir waren munter und tröfteten ihn, wie Unglückliche sich gegenseitig zu trösten pflegen. Auch wir

hatten über Verluste zu klagen: meinen vier Gefährten hatte man die Röcke gestohlen, und mir fehlte eben das Kleidungsstück, das man Herrn Banks gelassen hatte. Während ich schlief, hatte man mir meine Beinkleider unter dem Kopfe hervorgezogen. Da weder Oberea noch Tutahah sich bestimmen ließen, zur Entdeckung der Diebe den geringsten Schritt zu thun, so vermutheten wir in ihnen Mitschuldige.

Man schließe nach diesen Beispielen nicht auf eine ähnliche sittliche Entwürdigung, wie sie in Europa den Diebstahl begleitet. So oft die Eingebornen unsere Geräthe und Werkzeuge sahen, wurden sie einer Versuchung ausgesetzt, zu deren Besiegung eine seltene Tugend erforderlich gewesen sein würde. Alle diese Gegenstände waren für sie Schätze. Ein Eingeborner, der unsere Glasperlen, Nägel, Messer und Aexte achtete, wäre eben so redlich als ein europäischer Bettler, der vor Koffern voll von Gold und Edelsteinen vorbeiginge, ohne sie zu berühren.

Am Ufer war eine Stelle, wo keine Corallenriffe vor der Küste lagen. Die Brandung war hier wirklich furchtbar; ich erinnere mich nicht je höhere Wogen gesehen zu haben. Jedes Schiff wäre in dieser Brandung verloren gewesen, und der beste europäische Schwimmer würde bald von den Wogen verschlungen oder an den Steinen des Ufers zerschmettert worden sein. Dieser Ort war einer der Lieblingsbadeplätze der Tahitier. Wenn die Brandung heranrauschte, tauchten sie unter und erschienen mit unbegreiflicher Gewandtheit und Leichtigkeit auf der andern Seite der Riesenwelle. Einmal fanden diese Schwimmer mitten unter den brechenden Wellen das Hintertheil einer zertrümmerten Piroge. Sie ergriffen dasselbe und stießen es schwimmend ziemlich weit ins Meer vor sich her. Nun stellten sich zwei oder drei oben darauf und wurden mit entsetzlicher Geschwindigkeit dem Lande zugetrieben. Zuweilen kamen sie bis hart an das Ufer, gewöhnlich brach sich aber die Brandung schon auf halbem Wege über ihnen, und in diesem Falle tauchten sie unter, um auf der andern Seite wieder emporzukommen, wobei sie ihre Piroge immer festhielten. Dieses Spiel schien ihnen unendliches Vergnügen zu machen und sie waren so unbefangen wie unsere englischen Kinder, wenn sie im

hatten über Verluste zu klagen: meinen vier Gefährten hatte man die Röcke gestohlen, und mir fehlte eben das Kleidungsstück, das man Herrn Banks gelassen hatte. Während ich schlief, hatte man mir meine Beinkleider unter dem Kopfe hervorgezogen. Da weder Oberea noch Tutahah sich bestimmen ließen, zur Entdeckung der Diebe den geringsten Schritt zu thun, so vermutheten wir in ihnen Mitschuldige.

Man schließe nach diesen Beispielen nicht auf eine ähnliche sittliche Entwürdigung, wie sie in Europa den Diebstahl begleitet. So oft die Eingebornen unsere Geräthe und Werkzeuge sahen, wurden sie einer Versuchung ausgesetzt, zu deren Besiegung eine seltene Tugend erforderlich gewesen sein würde. Alle diese Gegenstände waren für sie Schätze. Ein Eingeborner, der unsere Glasperlen, Nägel, Messer und Aexte achtete, wäre eben so redlich als ein europäischer Bettler, der vor Koffern voll von Gold und Edelsteinen vorbeiginge, ohne sie zu berühren.

Am Ufer war eine Stelle, wo keine Corallenriffe vor der Küste lagen. Die Brandung war hier wirklich furchtbar; ich erinnere mich nicht je höhere Wogen gesehen zu haben. Jedes Schiff wäre in dieser Brandung verloren gewesen, und der beste europäische Schwimmer würde bald von den Wogen verschlungen oder an den Steinen des Ufers zerschmettert worden sein. Dieser Ort war einer der Lieblingsbadeplätze der Tahitier. Wenn die Brandung heranrauschte, tauchten sie unter und erschienen mit unbegreiflicher Gewandtheit und Leichtigkeit auf der andern Seite der Riesenwelle. Einmal fanden diese Schwimmer mitten unter den brechenden Wellen das Hintertheil einer zertrümmerten Piroge. Sie ergriffen dasselbe und stießen es schwimmend ziemlich weit ins Meer vor sich her. Nun stellten sich zwei oder drei oben darauf und wurden mit entsetzlicher Geschwindigkeit dem Lande zugetrieben. Zuweilen kamen sie bis hart an das Ufer, gewöhnlich brach sich aber die Brandung schon auf halbem Wege über ihnen, und in diesem Falle tauchten sie unter, um auf der andern Seite wieder emporzukommen, wobei sie ihre Piroge immer festhielten. Dieses Spiel schien ihnen unendliches Vergnügen zu machen und sie waren so unbefangen wie unsere englischen Kinder, wenn sie im

Park von Greenwich den Hügel ersteigen, um sich von oben herab zu rollen.

Solcher nicht geschützter Stellen giebt es sehr wenige, wie ich auf einer Fahrt rings um die Insel bemerkte. Fast überall liegen Corallenklippen vor, zwischen denen und dem festen Lande oft ein sicherer Ankergrund vorhanden ist. Auch die Felsen, die hie und da bis an das Meer hinantreten, bilden einige gute Häfen. Der merkwürdigste Gegenstand, den wir auf dieser Rundreise sahen, war der Morai oder Begräbnißplatz Oberea's und ihres Gatten Oamo, ein plumper Bau, der sich in pyramidalischer Form stufenweise erhob und in einer Spitze, die unseren Häuserdächern glich, endete. Wir zählten elf Stufen, jede vier Fuß hoch, so daß das Ganze bis zu vierundzwanzig Fuß aufstieg. Jede Stufe war mit einer Lage weißer, sorgfältig geglätteter Corallen bedeckt. Der Rest der Masse — denn einen hohlen Raum im Innern gab es nicht — bestand aus runden Kieseln, die man, nach der Regelmäßigkeit ihrer Form zu schließen, bearbeitet hatte. Die Grundlage bildeten viereckig behauene Steine von beinahe fünf Fuß Länge und zweieindrittel Fuß Breite. Der Bau war so fest und gutgefügt, daß der tüchtigste europäische Maurer sich seiner nicht hätte zu schämen brauchen, und doch hatten die Eingebornen ihn ohne Mörtel und steinerne Werkzeuge ausgeführt. Die Felsstücke und Corallen mit Beilen von demselben Stoff zu behauen, muß ihnen unendliche Mühe gekostet haben. Das Glätten der Steine wird ihnen weit leichter geworden sein, denn das Ufer liefert einen sehr harten Corallensand. Rings um die Pyramide zog sich ein großer, von einer Mauer umgebener und mit großen Steinplatten gepflasterter Hof. Hundert Ruthen davon entfernt gab es einen zweiten gepflasterten Hof mit sieben Fuß hohen, auf hölzernen Säulen ruhenden Plattformen. Diese Ewattas, wie der tahitische Name lautet, scheinen Altäre zu sein, auf denen man den Göttern opfert. Wir sahen später ganze Schweine auf ihnen liegen und zählten einmal mehr als fünfzig Schädel dieser Thiere.

Bei einem andern Morai sahen wir eine kleine plump gearbeitete Figur von Stein, den einzigen Beweis von Bildhauerkunst, der uns auf der Insel vorgekommen ist. Die Eingebornen schienen auf diese

Park von Greenwich den Hügel ersteigen, um sich von oben herab zu rollen.

Solcher nicht geschützter Stellen giebt es sehr wenige, wie ich auf einer Fahrt rings um die Insel bemerkte. Fast überall liegen Corallenklippen vor, zwischen denen und dem festen Lande oft ein sicherer Ankergrund vorhanden ist. Auch die Felsen, die hie und da bis an das Meer hinantreten, bilden einige gute Häfen. Der merkwürdigste Gegenstand, den wir auf dieser Rundreise sahen, war der Morai oder Begräbnißplatz Oberea's und ihres Gatten Oamo, ein plumper Bau, der sich in pyramidalischer Form stufenweise erhob und in einer Spitze, die unseren Häuserdächern glich, endete. Wir zählten elf Stufen, jede vier Fuß hoch, so daß das Ganze bis zu vierundzwanzig Fuß aufstieg. Jede Stufe war mit einer Lage weißer, sorgfältig geglätteter Corallen bedeckt. Der Rest der Masse — denn einen hohlen Raum im Innern gab es nicht — bestand aus runden Kieseln, die man, nach der Regelmäßigkeit ihrer Form zu schließen, bearbeitet hatte. Die Grundlage bildeten viereckig behauene Steine von beinahe fünf Fuß Länge und zweieindrittel Fuß Breite. Der Bau war so fest und gutgefügt, daß der tüchtigste europäische Maurer sich seiner nicht hätte zu schämen brauchen, und doch hatten die Eingebornen ihn ohne Mörtel und steinerne Werkzeuge ausgeführt. Die Felsstücke und Corallen mit Beilen von demselben Stoff zu behauen, muß ihnen unendliche Mühe gekostet haben. Das Glätten der Steine wird ihnen weit leichter geworden sein, denn das Ufer liefert einen sehr harten Corallensand. Rings um die Pyramide zog sich ein großer, von einer Mauer umgebener und mit großen Steinplatten gepflasterter Hof. Hundert Ruthen davon entfernt gab es einen zweiten gepflasterten Hof mit sieben Fuß hohen, auf hölzernen Säulen ruhenden Plattformen. Diese Ewattas, wie der tahitische Name lautet, scheinen Altäre zu sein, auf denen man den Göttern opfert. Wir sahen später ganze Schweine auf ihnen liegen und zählten einmal mehr als fünfzig Schädel dieser Thiere.

Bei einem andern Morai sahen wir eine kleine plump gearbeitete Figur von Stein, den einzigen Beweis von Bildhauerkunst, der uns auf der Insel vorgekommen ist. Die Eingebornen schienen auf diese

Figur großen Werth zu legen, denn sie hatten eine Matte über sie gehängt, um sie gegen das Wetter zu schützen.

Die Vornehmen setzen ihren Stolz darein, einen schönen Morai zu haben. Die geringere Classe setzt ihre Todten auf Gerüsten aus, die von Pfählen gestützt werden. Der Erde wird nie ein Geschiedener übergeben. Neben jeden stellt man Speisen, die aber nicht Nahrungsmittel auf der Reise nach der Unterwelt, sondern Opfer für die Götter sein sollen.

Als wir von unserer Rundreise zurückgekehrt waren, beschloß Herr Banks, dem Flusse, der sich in unsern Hafen ergoß, so weit als möglich aufwärts zu folgen. Auf den ersten anderthalb Meilen *) traf er überall auf Hütten, weiterhin hörten dieselben auf. Es ist nicht leicht, auf einem schlechten Wege die Entfernungen richtig zu messen, doch glaubt Herr Banks noch anderthalb Meilen zurückgelegt zu haben, ehe er das Gebirge erreichte. Mehrmals durchschritt er natürliche Gewölbe, in denen die Tahitier, wenn sie von der Nacht überrascht werden, zu schlafen pflegen. Weiterhin bildet der Fluß, wo er das Gebirge verläßt, einen schönen Wasserfall. Die Eingebornen ersteigen den Abhang, um oben auf dem Berge wildwachsende Früchte zu sammeln, aber das jenseits liegende Thal scheinen sie nicht zu kennen. Der Weg, der zur Höhe führte, war im höchsten Grade gefährlich. Der Berg stieg ziemlich senkrecht auf und seine Seiten waren von dem herabquellenden Wasser schlüpfrig. Weiter oben sollte die Gefahr aufhören, aber was Herr Banks von diesem sogenannten guten Wege sah, verlockte ihn nicht zum Steigen.

Während dieses Ausflugs konnte er sich überzeugen, ob die Felsen, die fast überall nackt zu Tage traten, Metalle enthielten. Es zeigte sich aber nicht die kleinste Spur davon. Dagegen war nicht daran zu zweifeln, daß diese Felsen der Einwirkung von Feuer ausgesetzt gewesen seien. Vulkanische Einflüsse ließen sich an allen Steinarten erkennen, und man kann daher wohl annehmen, daß Tahiti und die benachbarten Inseln Reste eines Festlandes sind, das in Folge eines unterirdischen Feuerausbruchs vom Meere verschlungen worden

*) Deutsche Meilen, wie immer in diesem Buche.

Figur großen Werth zu legen, denn sie hatten eine Matte über sie gehängt, um sie gegen das Wetter zu schützen.

Die Vornehmen setzen ihren Stolz darein, einen schönen Morai zu haben. Die geringere Classe setzt ihre Todten auf Gerüsten aus, die von Pfählen gestützt werden. Der Erde wird nie ein Geschiedener übergeben. Neben jeden stellt man Speisen, die aber nicht Nahrungsmittel auf der Reise nach der Unterwelt, sondern Opfer für die Götter sein sollen.

Als wir von unserer Rundreise zurückgekehrt waren, beschloß Herr Banks, dem Flusse, der sich in unsern Hafen ergoß, so weit als möglich aufwärts zu folgen. Auf den ersten anderthalb Meilen *) traf er überall auf Hütten, weiterhin hörten dieselben auf. Es ist nicht leicht, auf einem schlechten Wege die Entfernungen richtig zu messen, doch glaubt Herr Banks noch anderthalb Meilen zurückgelegt zu haben, ehe er das Gebirge erreichte. Mehrmals durchschritt er natürliche Gewölbe, in denen die Tahitier, wenn sie von der Nacht überrascht werden, zu schlafen pflegen. Weiterhin bildet der Fluß, wo er das Gebirge verläßt, einen schönen Wasserfall. Die Eingebornen ersteigen den Abhang, um oben auf dem Berge wildwachsende Früchte zu sammeln, aber das jenseits liegende Thal scheinen sie nicht zu kennen. Der Weg, der zur Höhe führte, war im höchsten Grade gefährlich. Der Berg stieg ziemlich senkrecht auf und seine Seiten waren von dem herabquellenden Wasser schlüpfrig. Weiter oben sollte die Gefahr aufhören, aber was Herr Banks von diesem sogenannten guten Wege sah, verlockte ihn nicht zum Steigen.

Während dieses Ausflugs konnte er sich überzeugen, ob die Felsen, die fast überall nackt zu Tage traten, Metalle enthielten. Es zeigte sich aber nicht die kleinste Spur davon. Dagegen war nicht daran zu zweifeln, daß diese Felsen der Einwirkung von Feuer ausgesetzt gewesen seien. Vulkanische Einflüsse ließen sich an allen Steinarten erkennen, und man kann daher wohl annehmen, daß Tahiti und die benachbarten Inseln Reste eines Festlandes sind, das in Folge eines unterirdischen Feuerausbruchs vom Meere verschlungen worden

*) Deutsche Meilen, wie immer in diesem Buche.

ist. Es wäre indessen auch möglich, daß diese Eilande auf Felsen ruhen, die durch vulkanische Kräfte in die Höhe geschoben worden sind. Beide Annahmen lassen sich mit der Wahrnehmung vereinigen, daß die Meerestiefe nach den Küsten zu nicht allmälig abnimmt, und daß die Inseln fast überall von unförmlichen, zertrümmerten Klippen umgeben sind.

Es kam jetzt die Zeit für unsere astronomischen Beobachtungen heran. Unter den Eingebornen, die wir kennen gelernt hatten, befanden sich auch Bewohner der nahen Insel Eimeo oder Imao, die uns zu einem Besuch einluden. Da Lord Morton mir empfohlen hatte, an verschiedenen Punkten zu beobachten, so benutzte ich meine Bekanntschaft mit diesen Leuten, um ein drittes Observatorium einzurichten. Das zweite war bereits auf der Ostküste der Insel hergestellt worden. Am 1. Juni schifften sich die Herren Gore, Monkhouse und Spring mit ihren Instrumenten ein. Herr Banks, Tubarai Tamaide, Tomio und andere Tahitier begleiteten sie. Die Ueberfahrt unserer Freunde dauerte vom Nachmittag bis zum nächsten Morgen. Man zeigte ihnen einen Durchgang durch den Klippengürtel, der auch Imao nicht fehlte, und sie fanden einen Corallenfelsen, der alle erwünschte Bequemlichkeiten darbot.

Als die Zelte aufgeschlagen und die Teleskope gerichtet worden waren, machte Herr Banks einen Ausflug, um die Insel kennen zu lernen und Erfrischungen einzutauschen. Die Eingebornen, die in großer Menge herbeiströmten, hielt er dadurch von sich ab, daß er sich unter einen Baum setzte und ringsum einen Kreis zog, den Niemand zu überschreiten wagte. Nicht lange, so erschien der König der Insel, Tarao genannt, mit seiner Schwester Nuna. Seine Unterthanen bezeugten ihm ihre Ehrfurcht, indem sie vom Ufer bis zu dem Platze, wo Herr Banks saß, eine Hecke bildeten. Die ganze Zusammenkunft bestand in dem Austausch von Geschenken. Der König überbrachte einen Hund, ein Schwein, einige Brotfrüchte, Cocosnüsse und ähnliche Dinge. Er erhielt dafür ein Beil, ein Hemd und Glassachen, womit er höchst zufrieden war. Seine Verwandten aus Tahiti machten ihm noch bescheidenere Geschenke: einen Nagel und ein Hemd, letzteres für seine Schwester.

ist. Es wäre indessen auch möglich, daß diese Eilande auf Felsen ruhen, die durch vulkanische Kräfte in die Höhe geschoben worden sind. Beide Annahmen lassen sich mit der Wahrnehmung vereinigen, daß die Meerestiefe nach den Küsten zu nicht allmälig abnimmt, und daß die Inseln fast überall von unförmlichen, zertrümmerten Klippen umgeben sind.

Es kam jetzt die Zeit für unsere astronomischen Beobachtungen heran. Unter den Eingebornen, die wir kennen gelernt hatten, befanden sich auch Bewohner der nahen Insel Eimeo oder Imao, die uns zu einem Besuch einluden. Da Lord Morton mir empfohlen hatte, an verschiedenen Punkten zu beobachten, so benutzte ich meine Bekanntschaft mit diesen Leuten, um ein drittes Observatorium einzurichten. Das zweite war bereits auf der Ostküste der Insel hergestellt worden. Am 1. Juni schifften sich die Herren Gore, Monkhouse und Spring mit ihren Instrumenten ein. Herr Banks, Tubarai Tamaide, Tomio und andere Tahitier begleiteten sie. Die Ueberfahrt unserer Freunde dauerte vom Nachmittag bis zum nächsten Morgen. Man zeigte ihnen einen Durchgang durch den Klippengürtel, der auch Imao nicht fehlte, und sie fanden einen Corallenfelsen, der alle erwünschte Bequemlichkeiten darbot.

Als die Zelte aufgeschlagen und die Teleskope gerichtet worden waren, machte Herr Banks einen Ausflug, um die Insel kennen zu lernen und Erfrischungen einzutauschen. Die Eingebornen, die in großer Menge herbeiströmten, hielt er dadurch von sich ab, daß er sich unter einen Baum setzte und ringsum einen Kreis zog, den Niemand zu überschreiten wagte. Nicht lange, so erschien der König der Insel, Tarao genannt, mit seiner Schwester Nuna. Seine Unterthanen bezeugten ihm ihre Ehrfurcht, indem sie vom Ufer bis zu dem Platze, wo Herr Banks saß, eine Hecke bildeten. Die ganze Zusammenkunft bestand in dem Austausch von Geschenken. Der König überbrachte einen Hund, ein Schwein, einige Brotfrüchte, Cocosnüsse und ähnliche Dinge. Er erhielt dafür ein Beil, ein Hemd und Glassachen, womit er höchst zufrieden war. Seine Verwandten aus Tahiti machten ihm noch bescheidenere Geschenke: einen Nagel und ein Hemd, letzteres für seine Schwester.

Der 4. Juni war der Beobachtung des Durchgangs der Venus gewidmet. An allen drei Punkten war das Wetter das günstigste, denn es stand nicht ein Wölkchen am Himmel. Da sich aber um den Planeten ein Dunst bildete, so stimmten die Resultate, die wir hinsichtlich der Zeiten seiner Berührungen mit der Sonne, namentlich der inneren, erhielten, nicht so genau überein, als wir erwartet hatten.

Drittes Kapitel.

Abfahrt von Tahiti. — Nachrichten über die Insel. — Bodenbildung. — Erzeugnisse. — Körperbau der Eingebornen. — Ihre Kleidung und ihre Hütten. — Nahrungsmittel und Lebensweise. — Vergnügungen. — Die Arreoy-Gesellschaften. — Gewerbe. — Arten von Pirogen. — Krankheiten. — Die Priester. — Religionsbegriffe. — Stände: Könige, Häuptlinge, Lehensträger und Bauern. — Kriege. — Klimatisches.

Wir trafen nun unsere Vorbereitungen zur Abreise, nahmen Wasser ein und zerstörten unser kleines Fort, dessen Holzwerk uns zur Feuerung dienen sollte. Herr Banks pflanzte Kerne von Melonen, Orangen und Citronen und säete den Samen von verschiedenen Bäumen und Pflanzen, mit dem er sich in Rio de Janeiro versehen hatte. Einige Melonenkerne, die er gleich bei unserer Ankunft gesteckt hatte, waren bereits zu Pflanzen geworden, welche das beste Gedeihen versprachen.

Ich glaubte die Insel verlassen zu können, ohne daß es noch zu Streitigkeiten komme, täuschte mich aber leider. In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli rissen zwei unserer Marinesoldaten aus. Die Tahitier theilten uns mit, daß beide Liebschaften mit jungen Mädchen angefangen und sich in die Gebirge geworfen hätten, wo wir sie nicht finden könnten. Sie erboten sich, Führer zu dem Versteck der Flüchtlinge zu stellen, doch glaubte ich ihnen nicht trauen zu dürfen und behielt daher einige ihrer Anführer zurück. Diese Vorsichtsmaßregel war sehr nöthig, denn die Soldaten, die ich mit den Führern hatte abziehen lassen, wurden in einem plötzlichen Ueberfall entwaffnet und

Der 4. Juni war der Beobachtung des Durchgangs der Venus gewidmet. An allen drei Punkten war das Wetter das günstigste, denn es stand nicht ein Wölkchen am Himmel. Da sich aber um den Planeten ein Dunst bildete, so stimmten die Resultate, die wir hinsichtlich der Zeiten seiner Berührungen mit der Sonne, namentlich der inneren, erhielten, nicht so genau überein, als wir erwartet hatten.

Drittes Kapitel.

Abfahrt von Tahiti. — Nachrichten über die Insel. — Bodenbildung. — Erzeugnisse. — Körperbau der Eingebornen. — Ihre Kleidung und ihre Hütten. — Nahrungsmittel und Lebensweise. — Vergnügungen. — Die Arreoy-Gesellschaften. — Gewerbe. — Arten von Pirogen. — Krankheiten. — Die Priester. — Religionsbegriffe. — Stände: Könige, Häuptlinge, Lehensträger und Bauern. — Kriege. — Klimatisches.

Wir trafen nun unsere Vorbereitungen zur Abreise, nahmen Wasser ein und zerstörten unser kleines Fort, dessen Holzwerk uns zur Feuerung dienen sollte. Herr Banks pflanzte Kerne von Melonen, Orangen und Citronen und säete den Samen von verschiedenen Bäumen und Pflanzen, mit dem er sich in Rio de Janeiro versehen hatte. Einige Melonenkerne, die er gleich bei unserer Ankunft gesteckt hatte, waren bereits zu Pflanzen geworden, welche das beste Gedeihen versprachen.

Ich glaubte die Insel verlassen zu können, ohne daß es noch zu Streitigkeiten komme, täuschte mich aber leider. In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli rissen zwei unserer Marinesoldaten aus. Die Tahitier theilten uns mit, daß beide Liebschaften mit jungen Mädchen angefangen und sich in die Gebirge geworfen hätten, wo wir sie nicht finden könnten. Sie erboten sich, Führer zu dem Versteck der Flüchtlinge zu stellen, doch glaubte ich ihnen nicht trauen zu dürfen und behielt daher einige ihrer Anführer zurück. Diese Vorsichtsmaßregel war sehr nöthig, denn die Soldaten, die ich mit den Führern hatte abziehen lassen, wurden in einem plötzlichen Ueberfall entwaffnet und

gefangen, und ich würde weder sie noch die Ausreißer zurückerhalten haben, wenn ich nicht meine Geiseln gehabt hätte.

Unter den Eingebornen, welche fortwährend mit uns verkehrten, befand sich Tupia, der früher der erste Minister Oberea's gewesen war und noch jetzt die Stelle des ersten Tahowa's oder Priesters der Insel bekleidete. Er hatte oft gegen uns den Wunsch ausgesprochen, uns begleiten zu dürfen, und wiederholte am 12., als er uns mit einem jungen Menschen, seinem Diener, besuchte, seine Bitte noch einmal. Verschiedene Gründe bestimmten mich, ihm Aufnahme zu gewähren. Er war mit den Religionsgebräuchen, den Sitten und Gewohnheiten seiner Landsleute, ihrer Schifffahrt und der Lage der umliegenden Inseln genau bekannt, und wenn wir seine Sprache lernten, indem wir ihn in der unsrigen unterrichteten, so erfuhren wir gewiß Manches, was uns während unsers kurzen Aufenthalts auf der Insel entgangen war.

An dem bestimmten Abfahrtstage (13. Juli) füllte sich das Schiff bei Tagesanbruch mit unseren Freunden von der Insel, während das Meer ringsum von Pirogen bedeckt war. Gegen Mittag hoben wir die Anker, und als die Segel sich füllten, war die Abschiedsstunde gekommen. Unsere Freunde vergossen Thränen und verriethen eine bescheidene, wortlose Traurigkeit, die etwas Rührendes hatte. Die Tahitier in den Pirogen schienen dagegen zu wetteifern, wer das lauteste Jammergeschrei ausstoßen könne, doch hatte ihr Schmerz viel Gemachtes. Tupia mußte sehr mit sich kämpfen, um von dem Abschiede nicht überwältigt zu werden. Als seine Gefährten sich entfernt hatten, stieg er in den großen Mast und machte den Pirogen Zeichen, so lange er sie sah.

So verließen wir Tahiti nach einem dreimonatlichen Aufenthalt, währenddessen wir mit den Eingebornen größtentheils in Frieden und Freundschaft gelebt hatten. Unsere gelegentlichen Streitigkeiten hatten nur in einem einzigen Falle einen ernsten Charakter angenommen, und unser Handelsverkehr war immer so regelmäßig wie auf einem europäischen Markte vor sich gegangen. Gegen das Ende unseres Aufenthalts wurden die Waaren übrigens theurer, theils weil wir im Schiff und auf dem Fort so viel verbrauchten, theils weil die

gefangen, und ich würde weder sie noch die Ausreißer zurückerhalten haben, wenn ich nicht meine Geiseln gehabt hätte.

Unter den Eingebornen, welche fortwährend mit uns verkehrten, befand sich Tupia, der früher der erste Minister Oberea's gewesen war und noch jetzt die Stelle des ersten Tahowa's oder Priesters der Insel bekleidete. Er hatte oft gegen uns den Wunsch ausgesprochen, uns begleiten zu dürfen, und wiederholte am 12., als er uns mit einem jungen Menschen, seinem Diener, besuchte, seine Bitte noch einmal. Verschiedene Gründe bestimmten mich, ihm Aufnahme zu gewähren. Er war mit den Religionsgebräuchen, den Sitten und Gewohnheiten seiner Landsleute, ihrer Schifffahrt und der Lage der umliegenden Inseln genau bekannt, und wenn wir seine Sprache lernten, indem wir ihn in der unsrigen unterrichteten, so erfuhren wir gewiß Manches, was uns während unsers kurzen Aufenthalts auf der Insel entgangen war.

An dem bestimmten Abfahrtstage (13. Juli) füllte sich das Schiff bei Tagesanbruch mit unseren Freunden von der Insel, während das Meer ringsum von Pirogen bedeckt war. Gegen Mittag hoben wir die Anker, und als die Segel sich füllten, war die Abschiedsstunde gekommen. Unsere Freunde vergossen Thränen und verriethen eine bescheidene, wortlose Traurigkeit, die etwas Rührendes hatte. Die Tahitier in den Pirogen schienen dagegen zu wetteifern, wer das lauteste Jammergeschrei ausstoßen könne, doch hatte ihr Schmerz viel Gemachtes. Tupia mußte sehr mit sich kämpfen, um von dem Abschiede nicht überwältigt zu werden. Als seine Gefährten sich entfernt hatten, stieg er in den großen Mast und machte den Pirogen Zeichen, so lange er sie sah.

So verließen wir Tahiti nach einem dreimonatlichen Aufenthalt, währenddessen wir mit den Eingebornen größtentheils in Frieden und Freundschaft gelebt hatten. Unsere gelegentlichen Streitigkeiten hatten nur in einem einzigen Falle einen ernsten Charakter angenommen, und unser Handelsverkehr war immer so regelmäßig wie auf einem europäischen Markte vor sich gegangen. Gegen das Ende unseres Aufenthalts wurden die Waaren übrigens theurer, theils weil wir im Schiff und auf dem Fort so viel verbrauchten, theils weil die

Jahreszeit herankam, in der die Cocosnüsse und die Brotfrüchte zu fehlen anfingen; früher hatten wir ein Spanferkel für einen Nagel bekommen können, zuletzt mußten wir mindestens ein Beil dafür geben. Kleine und große Beile, kleine und große Nägel, Messer und Glasperlen sind für Tahiti die besten Tauschartikel. So große Freunde die Tahitier von weißem oder gedrucktem Leinen sind, ziehen sie doch ein Beil, das höchstens einen halben Thaler kostet, einem Leinenstoffe von sieben Thalern Werth vor.

Was ich über die Insel Tahiti, ihre Erzeugnisse und Bewohner zu sagen habe, will ich in die folgenden Zeilen aufnehmen.

Die Portroyalbucht, die bei den Eingebornen Matavai heißt, läßt sich leicht an einem hohen in der Mitte der Insel liegenden Berge erkennen. Der Ankergrund ist gut, die Küste sandig und im Hintergrund ergießt sich ein Fluß in das Meer, in dem eine ganze Flotte sich mit süßem Wasser versorgen könnte, ohne daß ein Fahrzeug dem andern im Wege wäre. Brennholz liefern auf der ganzen Insel blos die Fruchtbäume, und man muß es von den Eingebornen kaufen, wenn man nicht Streit haben will.

Mit Ausnahme der Küste ist die Oberfläche der Insel sehr uneben. Sie erhebt sich zu Höhen, welche die Mitte der Insel durchschneiden und dort Gebirge bilden, die auf fünfzehn Meilen sichtbar sind. Zwischen dem Fuße der Berge und dem Meere liegt ein schmaler Erdgürtel, der fast um die ganze Insel läuft, so daß die Höhen nur an wenigen Stellen die Küste bilden. Die Breite dieser Ebene wechselt an den verschiedenen Orten, übersteigt aber nirgends drei Viertelstunden. Außer auf dem Gipfel der Berge ist der Boden überall außerordentlich fruchtbar, wird von einer großen Anzahl von Bächen bewässert und ist mit Fruchtbäumen verschiedener Arten bedeckt, die mit ihrem dichten Laubwerk einen fortlaufenden Wald darstellen. Obgleich der Boden auf den Berghöhen im Allgemeinen unfruchtbar und von der Sonne verbrannt ist, liefert er doch hie und da gute Ernten.

Einige Thäler und jener schmale Küstensaum sind die einzigen bewohnten Theile der Insel, und hier ist die Bevölkerung zahlreich. Die Häuser bilden keine Dörfer, sondern liegen einzeln, jedes von dem andern etwa dreihundert Fuß entfernt, in Bananenwäldchen.

Jahreszeit herankam, in der die Cocosnüsse und die Brotfrüchte zu fehlen anfingen; früher hatten wir ein Spanferkel für einen Nagel bekommen können, zuletzt mußten wir mindestens ein Beil dafür geben. Kleine und große Beile, kleine und große Nägel, Messer und Glasperlen sind für Tahiti die besten Tauschartikel. So große Freunde die Tahitier von weißem oder gedrucktem Leinen sind, ziehen sie doch ein Beil, das höchstens einen halben Thaler kostet, einem Leinenstoffe von sieben Thalern Werth vor.

Was ich über die Insel Tahiti, ihre Erzeugnisse und Bewohner zu sagen habe, will ich in die folgenden Zeilen aufnehmen.

Die Portroyalbucht, die bei den Eingebornen Matavai heißt, läßt sich leicht an einem hohen in der Mitte der Insel liegenden Berge erkennen. Der Ankergrund ist gut, die Küste sandig und im Hintergrund ergießt sich ein Fluß in das Meer, in dem eine ganze Flotte sich mit süßem Wasser versorgen könnte, ohne daß ein Fahrzeug dem andern im Wege wäre. Brennholz liefern auf der ganzen Insel blos die Fruchtbäume, und man muß es von den Eingebornen kaufen, wenn man nicht Streit haben will.

Mit Ausnahme der Küste ist die Oberfläche der Insel sehr uneben. Sie erhebt sich zu Höhen, welche die Mitte der Insel durchschneiden und dort Gebirge bilden, die auf fünfzehn Meilen sichtbar sind. Zwischen dem Fuße der Berge und dem Meere liegt ein schmaler Erdgürtel, der fast um die ganze Insel läuft, so daß die Höhen nur an wenigen Stellen die Küste bilden. Die Breite dieser Ebene wechselt an den verschiedenen Orten, übersteigt aber nirgends drei Viertelstunden. Außer auf dem Gipfel der Berge ist der Boden überall außerordentlich fruchtbar, wird von einer großen Anzahl von Bächen bewässert und ist mit Fruchtbäumen verschiedener Arten bedeckt, die mit ihrem dichten Laubwerk einen fortlaufenden Wald darstellen. Obgleich der Boden auf den Berghöhen im Allgemeinen unfruchtbar und von der Sonne verbrannt ist, liefert er doch hie und da gute Ernten.

Einige Thäler und jener schmale Küstensaum sind die einzigen bewohnten Theile der Insel, und hier ist die Bevölkerung zahlreich. Die Häuser bilden keine Dörfer, sondern liegen einzeln, jedes von dem andern etwa dreihundert Fuß entfernt, in Bananenwäldchen.

Nach dem Bericht Tupia's, der die Verhältnisse genau kennt, vermag Tahiti 6780 Bewaffnete zu stellen, wonach die Gesammtheit der Bevölkerung sich ohne Mühe berechnen läßt.

Die Insel erzeugt Brotfrüchte, Cocosnüsse, Bananen von dreizehn Arten, eine Aepfelart, die im Geschmack mit der Ananas Aehnlichkeit hat, noch verschiedene andere Fruchtbäume, süße Pataten, Igname, eine Art Arumwurzeln u. s. w. Alle diese Früchte sind freiwillige Gaben der Natur, oder erfordern so wenig Arbeit, daß die Tahitier von dem allgemeinen Fluche: „Du sollst Dein Brot im Schweiße Deines Angesichts essen!" ausgenommen zu sein scheinen. Auch den Maulbeerbaum (M. papyrifera), aus dem das chinesische Papier gefertigt wird, findet man. Die Früchte, Gemüse und Blumen Europa's fehlen gänzlich.

Schweine, Hunde und einiges Geflügel sind die einzigen zahmen Thiere der Insel. Tauben, Papageien, Enten, einige wenige andere Vögelarten und Ratten repräsentiren ausschließlich die wilden Thiere. Schlangen und andere Vierfüßler als die genannten sieht man nicht. Das Meer liefert eine große Menge vortrefflicher Fische aller Arten, aus denen die Lieblingsnahrung der Einwohner besteht. Der Fischfang ist daher auch die hauptsächlichste Beschäftigung.

Die Männer sind groß, stark und von regelmäßigem Gliederbau. Die Frauen von höherem Range erheben sich gewöhnlich über die mittlere Größe der Europäerinnen, die der geringeren Stände bleiben unter diesem Maße und sind zuweilen sehr klein. Diese geringere Entwickelung hat vermuthlich in ihrem vorzeitigen Umgange mit Männern ihren Grund. Ihre natürliche Farbe ist jenes Hell- oder Olivenbraun, welches mancher Europäer der schönsten Mischung von Weiß und Roth vorzieht. Bei den Leuten, die sich der Sonne aussetzen, ist dieses Braun dunkler, bei den übrigen behält die Haut ihre natürliche Farbe und ist weich und glatt. Die Gesichtsform ist angenehm; die Backenknochen treten nicht hervor, die Augen liegen nicht tief und die Stirn ist sanft gewölbt. Der einzige Zug, der unseren Schönheitsideen nicht entspricht, ist die etwas abgeplattete Nase. Die Augen, namentlich der Frauen, sind ausdrucksvoll und verrathen ent-

Nach dem Bericht Tupia's, der die Verhältnisse genau kennt, vermag Tahiti 6780 Bewaffnete zu stellen, wonach die Gesammtheit der Bevölkerung sich ohne Mühe berechnen läßt.

Die Insel erzeugt Brotfrüchte, Cocosnüsse, Bananen von dreizehn Arten, eine Aepfelart, die im Geschmack mit der Ananas Aehnlichkeit hat, noch verschiedene andere Fruchtbäume, süße Pataten, Igname, eine Art Arumwurzeln u. s. w. Alle diese Früchte sind freiwillige Gaben der Natur, oder erfordern so wenig Arbeit, daß die Tahitier von dem allgemeinen Fluche: „Du sollst Dein Brot im Schweiße Deines Angesichts essen!" ausgenommen zu sein scheinen. Auch den Maulbeerbaum (M. papyrifera), aus dem das chinesische Papier gefertigt wird, findet man. Die Früchte, Gemüse und Blumen Europa's fehlen gänzlich.

Schweine, Hunde und einiges Geflügel sind die einzigen zahmen Thiere der Insel. Tauben, Papageien, Enten, einige wenige andere Vögelarten und Ratten repräsentiren ausschließlich die wilden Thiere. Schlangen und andere Vierfüßler als die genannten sieht man nicht. Das Meer liefert eine große Menge vortrefflicher Fische aller Arten, aus denen die Lieblingsnahrung der Einwohner besteht. Der Fischfang ist daher auch die hauptsächlichste Beschäftigung.

Die Männer sind groß, stark und von regelmäßigem Gliederbau. Die Frauen von höherem Range erheben sich gewöhnlich über die mittlere Größe der Europäerinnen, die der geringeren Stände bleiben unter diesem Maße und sind zuweilen sehr klein. Diese geringere Entwickelung hat vermuthlich in ihrem vorzeitigen Umgange mit Männern ihren Grund. Ihre natürliche Farbe ist jenes Hell- oder Olivenbraun, welches mancher Europäer der schönsten Mischung von Weiß und Roth vorzieht. Bei den Leuten, die sich der Sonne aussetzen, ist dieses Braun dunkler, bei den übrigen behält die Haut ihre natürliche Farbe und ist weich und glatt. Die Gesichtsform ist angenehm; die Backenknochen treten nicht hervor, die Augen liegen nicht tief und die Stirn ist sanft gewölbt. Der einzige Zug, der unseren Schönheitsideen nicht entspricht, ist die etwas abgeplattete Nase. Die Augen, namentlich der Frauen, sind ausdrucksvoll und verrathen ent-

weder Leidenschaftlichkeit oder eine süße Empfindsamkeit. Die Zähne sind fast ohne Ausnahme regelmäßig und weiß, der Athem rein.

Die in der Regel schwarzen Haare sind etwas grob. Dem Gebrauch anderer Länder entgegen werden sie von den Männern lang getragen und von den Frauen in der Höhe der Ohren abgeschnitten. Nur die Fischer folgen, weil sie viel im Wasser sind, dem Gebrauch der Weiber. Beide Geschlechter vertilgen die Haare der Achselhöhlen und nannten uns unreinlich, weil wir es nicht wie sie machten. Der Kopf wird mit Cocosnußöl eingerieben. Da dieses Oel gewöhnlich ranzig ist, so verbreitet es, obgleich es mit wohlriechenden Kräutern und Blumen vermischt wird, einen für Europäer unangenehmen Duft.

Der Körper wird, wie es auch in anderen Theilen der Welt geschieht, mit Zeichnungen bedeckt, oder tättowirt, wie es hier heißt. Die Haut wird zu diesem Zwecke mit einem kleinen Werkzeuge von der Form einer Haue durchbohrt, doch nicht so tief, daß ein Bluterguß erfolgte. Das Instrument besteht aus einem Griffe, zu dem ein Knochen oder eine Muschel verwendet wird, und aus einer Schneide mit scharfen Zähnen oder Spitzen, drei bis zwanzig an Zahl. Beim Gebrauch taucht man diese Spitzen in Lampenruß von Cocosöl, das mit Wasser eingerieben worden ist. Man setzt die Schneide auf die Hautstelle, welche tättowirt werden soll, und schlägt mit einem Stocke auf den Griff. Das Schwarz, das den kleinen Hautwunden mitgetheilt wird, vergeht nie. Die Operation ist schmerzlich, und bis zur Heilung verfließen mehrere Tage. Herr Banks wohnte dem Tättowiren eines jungen Mädchens bei, das länger als eine Stunde dauerte. Die Zeichnungen sind bald Vierecke, Kreise und Halbmonde, oder rohe Figuren von Menschen, Vögeln und Hunden. Am reichlichsten werden die Sitztheile bedacht, auf den Schenkeln wird ein Pfeil angebracht, und auf diesen Schmuck blicken die Eingebornen mit dem größten Stolz. Das Gesicht bleibt verschont. Da alle Tahitier Tättowirungen tragen, eine Auszeichnung bestimmter Individuen also nicht der Zweck des Gebrauchs sein kann, so wird die Sache wohl mit einem Aberglauben zusammenhängen, worüber wir uns übrigens nie Gewißheit zu verschaffen vermochten.

Die Kleidung der Tahitier besteht aus Stoffen und Matten

weder Leidenschaftlichkeit oder eine süße Empfindsamkeit. Die Zähne sind fast ohne Ausnahme regelmäßig und weiß, der Athem rein.

Die in der Regel schwarzen Haare sind etwas grob. Dem Gebrauch anderer Länder entgegen werden sie von den Männern lang getragen und von den Frauen in der Höhe der Ohren abgeschnitten. Nur die Fischer folgen, weil sie viel im Wasser sind, dem Gebrauch der Weiber. Beide Geschlechter vertilgen die Haare der Achselhöhlen und nannten uns unreinlich, weil wir es nicht wie sie machten. Der Kopf wird mit Cocosnußöl eingerieben. Da dieses Oel gewöhnlich ranzig ist, so verbreitet es, obgleich es mit wohlriechenden Kräutern und Blumen vermischt wird, einen für Europäer unangenehmen Duft.

Der Körper wird, wie es auch in anderen Theilen der Welt geschieht, mit Zeichnungen bedeckt, oder tättowirt, wie es hier heißt. Die Haut wird zu diesem Zwecke mit einem kleinen Werkzeuge von der Form einer Haue durchbohrt, doch nicht so tief, daß ein Bluterguß erfolgte. Das Instrument besteht aus einem Griffe, zu dem ein Knochen oder eine Muschel verwendet wird, und aus einer Schneide mit scharfen Zähnen oder Spitzen, drei bis zwanzig an Zahl. Beim Gebrauch taucht man diese Spitzen in Lampenruß von Cocosöl, das mit Wasser eingerieben worden ist. Man setzt die Schneide auf die Hautstelle, welche tättowirt werden soll, und schlägt mit einem Stocke auf den Griff. Das Schwarz, das den kleinen Hautwunden mitgetheilt wird, vergeht nie. Die Operation ist schmerzlich, und bis zur Heilung verfließen mehrere Tage. Herr Banks wohnte dem Tättowiren eines jungen Mädchens bei, das länger als eine Stunde dauerte. Die Zeichnungen sind bald Vierecke, Kreise und Halbmonde, oder rohe Figuren von Menschen, Vögeln und Hunden. Am reichlichsten werden die Sitztheile bedacht, auf den Schenkeln wird ein Pfeil angebracht, und auf diesen Schmuck blicken die Eingebornen mit dem größten Stolz. Das Gesicht bleibt verschont. Da alle Tahitier Tättowirungen tragen, eine Auszeichnung bestimmter Individuen also nicht der Zweck des Gebrauchs sein kann, so wird die Sache wohl mit einem Aberglauben zusammenhängen, worüber wir uns übrigens nie Gewißheit zu verschaffen vermochten.

Die Kleidung der Tahitier besteht aus Stoffen und Matten

verschiedener Art. Die Frauen verhüllen den Unterleib mit einem Stück Zeug, das wie ein Unterrock bis auf die Mitte des Beines herabfällt. Für den Oberkörper sind zwei andere Stücke bestimmt, die übereinander getragen werden und in der Mitte eine Oeffnung haben, durch die der Kopf hindurchgesteckt wird. Diese Tebuta, wie man sie nennt, wird mit einem Gürtel von leichterem Stoff um den Körper festgebunden; die Arme bleiben frei. Die Männer haben ganz dieselbe Tracht, nur daß sie das für den untern Körper bestimmte Kleidungsstück fest anliegend tragen, so daß eine Art von Beinkleid entsteht. Die Vornehmeren unterscheiden sich von den übrigen nur durch die Menge des Stoffs, den sie tragen. Manche lassen die Tebuta wie einen Mantel um sich flattern und tragen bei feierlichen Gelegenheiten zwei Tebutas. Die Füße sind unbedeckt, das Gesicht wird durch kleine Mützen von Matten oder Palmblättern geschützt. Zuweilen tragen die Frauen auch kleine Turbane oder einen von Haaren bereiteten Kopfputz, in den Blumen gesteckt werden. Vereinigen die Männer ihr langes Haar oben auf dem Kopfe zu einem Knoten, so wird nicht selten als Schmuck die Schwanzfeder eines Vogels hinzugefügt. Ohrringe haben beide Geschlechter, aber nur auf einer Seite. Als wir auf der Insel ankamen, verwendeten sie dazu kleine Muscheln, Kiesel, rothe Erbsen oder kleine Perlen, aber unsere Glassachen verdrängten diese Moden sogleich.

Die Häuser oder Hütten dieses Volks liegen mitten im Gehölz. Da von den Bäumen nur die abgehauen werden, deren Zweige den Regen auf das Dach leiten würden, so genießt der Bewohner, so wie er seine Wohnung verläßt, des angenehmsten Schattens, der gedacht werden kann. Gewöhnlich erstrecken sich Gehölze von Brotbäumen oder Cocospalmen, die kein Unterholz haben, von einer Hütte zur andern. Die Luft hat freien Umlauf, die Wohnungen empfangen den Seewind, der durch keine Mauer abgehalten wird, und man hat immer den Eindruck einer köstlichen Frische.

Die Bauart der Häuser bleibt bei allen dieselbe, und es genügt, wenn ich eine Wohnung mittlerer Größe beschreibe. Diese bildet ein längliches Viereck von vierundzwanzig Fuß Länge und elf Fuß Breite. Drei Reihen von Säulen, zwei an den Seiten und eine in der Mitte,

verschiedener Art. Die Frauen verhüllen den Unterleib mit einem Stück Zeug, das wie ein Unterrock bis auf die Mitte des Beines herabfällt. Für den Oberkörper sind zwei andere Stücke bestimmt, die übereinander getragen werden und in der Mitte eine Oeffnung haben, durch die der Kopf hindurchgesteckt wird. Diese Tebuta, wie man sie nennt, wird mit einem Gürtel von leichterem Stoff um den Körper festgebunden; die Arme bleiben frei. Die Männer haben ganz dieselbe Tracht, nur daß sie das für den untern Körper bestimmte Kleidungsstück fest anliegend tragen, so daß eine Art von Beinkleid entsteht. Die Vornehmeren unterscheiden sich von den übrigen nur durch die Menge des Stoffs, den sie tragen. Manche lassen die Tebuta wie einen Mantel um sich flattern und tragen bei feierlichen Gelegenheiten zwei Tebutas. Die Füße sind unbedeckt, das Gesicht wird durch kleine Mützen von Matten oder Palmblättern geschützt. Zuweilen tragen die Frauen auch kleine Turbane oder einen von Haaren bereiteten Kopfputz, in den Blumen gesteckt werden. Vereinigen die Männer ihr langes Haar oben auf dem Kopfe zu einem Knoten, so wird nicht selten als Schmuck die Schwanzfeder eines Vogels hinzugefügt. Ohrringe haben beide Geschlechter, aber nur auf einer Seite. Als wir auf der Insel ankamen, verwendeten sie dazu kleine Muscheln, Kiesel, rothe Erbsen oder kleine Perlen, aber unsere Glassachen verdrängten diese Moden sogleich.

Die Häuser oder Hütten dieses Volks liegen mitten im Gehölz. Da von den Bäumen nur die abgehauen werden, deren Zweige den Regen auf das Dach leiten würden, so genießt der Bewohner, so wie er seine Wohnung verläßt, des angenehmsten Schattens, der gedacht werden kann. Gewöhnlich erstrecken sich Gehölze von Brotbäumen oder Cocospalmen, die kein Unterholz haben, von einer Hütte zur andern. Die Luft hat freien Umlauf, die Wohnungen empfangen den Seewind, der durch keine Mauer abgehalten wird, und man hat immer den Eindruck einer köstlichen Frische.

Die Bauart der Häuser bleibt bei allen dieselbe, und es genügt, wenn ich eine Wohnung mittlerer Größe beschreibe. Diese bildet ein längliches Viereck von vierundzwanzig Fuß Länge und elf Fuß Breite. Drei Reihen von Säulen, zwei an den Seiten und eine in der Mitte,

stützen das von Palmenblättern gebildete Dach, das in der Mitte am höchsten ist, (ungefähr neun Fuß) und auf beiden Seiten bis auf drei Fuß hinabgeht. Auf der Erde ist einige Zoll hoch Heu aufgeschüttet, und auf diesem liegen Matten, die während des Tages zu Sitzen und in der Nacht als Lager dienen. Ist ein Stuhl vorhanden, so wird er blos von dem Hausherrn benutzt. Es giebt noch andere Hütten, die den Häuptlingen gehören und so klein sind, daß sie auf den Pirogen mitgeführt werden können. Diese sind nicht ganz offen, sondern an den Seiten mit Palmblättern verhangen, die jedoch nicht so fest schließen, daß die Luft nicht Eingang fände.

Der Häuptling schläft mit seiner Frau in seiner Hütte allein. In den übrigen Wohnungen findet in der Nacht die ganze Familie Aufnahme; wenn es regnet, selbst die Diener, die bei gutem Wetter draußen unter einem Baume sich ein Lager suchen. Alle Hütten ohne Ausnahme sind blos zur Nachtruhe bestimmt, am Tage lebt man im Freien, wo man auch ißt. Bei ihren Mahlzeiten herrscht eine sonderbare Sitte, die man bei einem Volke, das die Geselligkeit so sehr liebt, schwer begreift. Jeder ißt allein, und selbst wenn in einer Familie Schwestern und Brüder sind, nimmt kein Geschwister an dem Mahle des andern Theil. Bei den Frauen geht diese Absonderung so weit, daß für sie besonders gekocht wird. Besuchten uns Tahitier, die vielleicht die nächsten Verwandten waren, auf unserem Schiffe, so hatte jeder sein Essen bei sich und verzehrte es allein, von den anderen abgewendet. Wir beobachteten einige Formen, die uns eben so unerklärlich waren, wie die Sitte selbst. Nie konnten wir, wenn wir in Gesellschaft aßen, die Frauen bestimmen, sich zu uns zu setzen. Im Bedientenzimmer speisten fünf bis sechs mit einander und verriethen keine Verlegenheit, wenn wir sie überraschten. Wurde eine einzelne Frau von einem von uns eingeladen, so machte sie keine Umstände. In ihren eigenen Hütten setzten wir uns oft auf ihre Einladung zu ihnen, doch nahmen die älteren Frauen an dieser Freiheit Anstoß. Berührten wir gar eine ihrer Speisen, oder auch nur den Beutel, der sie enthielt, so schleuderten sie alles weit von sich weg.

Das Pflanzenreich liefert den Tahitiern den größten Theil ihrer Nahrung. Von gezähmten Thieren giebt es wenige Arten, und diese

stützen das von Palmenblättern gebildete Dach, das in der Mitte am höchsten ist, (ungefähr neun Fuß) und auf beiden Seiten bis auf drei Fuß hinabgeht. Auf der Erde ist einige Zoll hoch Heu aufgeschüttet, und auf diesem liegen Matten, die während des Tages zu Sitzen und in der Nacht als Lager dienen. Ist ein Stuhl vorhanden, so wird er blos von dem Hausherrn benutzt. Es giebt noch andere Hütten, die den Häuptlingen gehören und so klein sind, daß sie auf den Pirogen mitgeführt werden können. Diese sind nicht ganz offen, sondern an den Seiten mit Palmblättern verhangen, die jedoch nicht so fest schließen, daß die Luft nicht Eingang fände.

Der Häuptling schläft mit seiner Frau in seiner Hütte allein. In den übrigen Wohnungen findet in der Nacht die ganze Familie Aufnahme; wenn es regnet, selbst die Diener, die bei gutem Wetter draußen unter einem Baume sich ein Lager suchen. Alle Hütten ohne Ausnahme sind blos zur Nachtruhe bestimmt, am Tage lebt man im Freien, wo man auch ißt. Bei ihren Mahlzeiten herrscht eine sonderbare Sitte, die man bei einem Volke, das die Geselligkeit so sehr liebt, schwer begreift. Jeder ißt allein, und selbst wenn in einer Familie Schwestern und Brüder sind, nimmt kein Geschwister an dem Mahle des andern Theil. Bei den Frauen geht diese Absonderung so weit, daß für sie besonders gekocht wird. Besuchten uns Tahitier, die vielleicht die nächsten Verwandten waren, auf unserem Schiffe, so hatte jeder sein Essen bei sich und verzehrte es allein, von den anderen abgewendet. Wir beobachteten einige Formen, die uns eben so unerklärlich waren, wie die Sitte selbst. Nie konnten wir, wenn wir in Gesellschaft aßen, die Frauen bestimmen, sich zu uns zu setzen. Im Bedientenzimmer speisten fünf bis sechs mit einander und verriethen keine Verlegenheit, wenn wir sie überraschten. Wurde eine einzelne Frau von einem von uns eingeladen, so machte sie keine Umstände. In ihren eigenen Hütten setzten wir uns oft auf ihre Einladung zu ihnen, doch nahmen die älteren Frauen an dieser Freiheit Anstoß. Berührten wir gar eine ihrer Speisen, oder auch nur den Beutel, der sie enthielt, so schleuderten sie alles weit von sich weg.

Das Pflanzenreich liefert den Tahitiern den größten Theil ihrer Nahrung. Von gezähmten Thieren giebt es wenige Arten, und diese

sind nicht einmal zahlreich vertreten. Schlachtet ein Häuptling ein Schwein, so vertheilt er es in ziemlich gleichen Theilen unter seine Unterthanen, und da diese sehr zahlreich sind, so kommt auf den Einzelnen begreiflicher Weise wenig. Geflügel und Hunde werden häufiger gegessen. Von dem Geflügel kann ich nicht viel Rühmens machen, die Hunde, die ausschließlich von Pflanzenkost leben, schmecken fast so gut wie englische Lämmer. Die kleinen Fische, welche das Meer liefert, werden roh gegessen, wie bei uns die Austern. Hummer, Krebse und Muscheln lieben sie leidenschaftlich und verschmähen sogar die Thiere nicht, welche unsere Matrosen Seelungen nennen, obgleich sie so hart sind, daß man sie in Fäulniß übergehen lassen muß, um sie kauen zu können.

Um sich seine Hauptnahrung, die Brotfrucht, zu verschaffen, braucht der Tahitier blos den nächsten Baum zu ersteigen. Der Baum, der diese Speise giebt, ist nicht ganz ein Geschenk der Natur, aber wenn der Bewohner dieser glücklichen Inseln zehn junge Pflanzen setzt, womit er in einer Stunde fertig wird, so hat er seine Pflicht gegen die Mitwelt und die nächste Generation erfüllt. Er hat dann so viel gethan, wie unser europäischer Landwirth, der in jedem Herbst, Frühling und Sommer pflügt, säet und erntet und nicht blos seine Familie ernährt, sondern ihr auch Geld und ein eingerichtetes Hauswesen hinterläßt. Allerdings giebt es nicht das ganze Jahr lang Brotfrüchte, allein in den Zeiten, wenn diese fehlen, hat man Cocosnüsse, Bananen und anderes mehr.

Gekocht gleicht die Brotfrucht unseren Kartoffeln, nur daß sie nicht so mehlig ist. Man bereitet sie auf drei verschiedene Arten, indem man Wasser oder Cocosmilch zugießt und das Ganze mit einem Kiesel in einen Teig verwandelt, oder Bananen oder andere Früchte mit ihr mischt, oder sie zu einer säuerlichen Masse, Mahi genannt, werden läßt. Der Mahi muß die Brotfrucht ersetzen, wenn man sie wegen der Jahreszeit nicht frisch haben kann. Um ihn zu bereiten, sammelt man die nicht ganz reife Frucht, schneidet sie in Stücke und bedeckt sie mit Blättern. In diesem Zustande kommt sie in Gährung und erhält einen unangenehm süßlichen Geschmack. Die sämmtlichen Kern-

sind nicht einmal zahlreich vertreten. Schlachtet ein Häuptling ein Schwein, so vertheilt er es in ziemlich gleichen Theilen unter seine Unterthanen, und da diese sehr zahlreich sind, so kommt auf den Einzelnen begreiflicher Weise wenig. Geflügel und Hunde werden häufiger gegessen. Von dem Geflügel kann ich nicht viel Rühmens machen, die Hunde, die ausschließlich von Pflanzenkost leben, schmecken fast so gut wie englische Lämmer. Die kleinen Fische, welche das Meer liefert, werden roh gegessen, wie bei uns die Austern. Hummer, Krebse und Muscheln lieben sie leidenschaftlich und verschmähen sogar die Thiere nicht, welche unsere Matrosen Seelungen nennen, obgleich sie so hart sind, daß man sie in Fäulniß übergehen lassen muß, um sie kauen zu können.

Um sich seine Hauptnahrung, die Brotfrucht, zu verschaffen, braucht der Tahitier blos den nächsten Baum zu ersteigen. Der Baum, der diese Speise giebt, ist nicht ganz ein Geschenk der Natur, aber wenn der Bewohner dieser glücklichen Inseln zehn junge Pflanzen setzt, womit er in einer Stunde fertig wird, so hat er seine Pflicht gegen die Mitwelt und die nächste Generation erfüllt. Er hat dann so viel gethan, wie unser europäischer Landwirth, der in jedem Herbst, Frühling und Sommer pflügt, säet und erntet und nicht blos seine Familie ernährt, sondern ihr auch Geld und ein eingerichtetes Hauswesen hinterläßt. Allerdings giebt es nicht das ganze Jahr lang Brotfrüchte, allein in den Zeiten, wenn diese fehlen, hat man Cocosnüsse, Bananen und anderes mehr.

Gekocht gleicht die Brotfrucht unseren Kartoffeln, nur daß sie nicht so mehlig ist. Man bereitet sie auf drei verschiedene Arten, indem man Wasser oder Cocosmilch zugießt und das Ganze mit einem Kiesel in einen Teig verwandelt, oder Bananen oder andere Früchte mit ihr mischt, oder sie zu einer säuerlichen Masse, Mahi genannt, werden läßt. Der Mahi muß die Brotfrucht ersetzen, wenn man sie wegen der Jahreszeit nicht frisch haben kann. Um ihn zu bereiten, sammelt man die nicht ganz reife Frucht, schneidet sie in Stücke und bedeckt sie mit Blättern. In diesem Zustande kommt sie in Gährung und erhält einen unangenehm süßlichen Geschmack. Die sämmtlichen Kern-

gehäuse werden entfernt und der Rest in ein Loch geworfen, das man mit Kräutern ausgefüttert hat und schließlich mit Blättern und Steinen bedeckt. Der Mahi nimmt nun, nachdem er noch eine Gährung durchgemacht hat, einen säuerlichen Geschmack an und läßt sich mehrere Monate aufbewahren. Man kocht ihn und genießt ihn kalt oder warm. Für uns hatte dieses Gericht einen eben so unangenehmen Geschmack, wie eine rohe Olive, wenn man sie zum ersten Male ißt.

Das Fleisch wird gekocht oder geröstet. Als allgemeine Brühe ist Meerwasser im Gebrauch, doch bereitet man eine zweite aus dem Kern der Cocosnuß, den man so lange gähren läßt, bis er weich wie Butter wird, und dann mit Meerwasser begießt. Diese Brühe hat einen sehr starken Geschmack, aber nach öfterem Genuß zogen viele von uns sie unseren Saucen vor, und vorzüglich dann, wenn sie einen Zusatz von Fischen bekommen hatte. Die Tahitier betrachteten sie wie eine Leckerei, von der man blos bei besonderen Gelegenheiten Gebrauch macht.

Wasser und Cocosmilch sind die Getränke der Eingebornen. Die Kunst, durch Gährung berauschende Getränke zu erzeugen, kennen sie glücklicher Weise nicht, und benutzen auch kein Narcoticum, weder Tabak, noch Opium, noch Betel. Wir erfuhren indessen, daß sie zuweilen den Saft einer Pflanze, die bei ihnen Ava Ava heißt, auspressen und trinken. Diese Pflanze war während unserer Anwesenheit nicht reif und wir konnten daher ihre Wirkungen nicht beobachten. Der Saft macht trunken, und die Häuptlinge sollen wetteifern, wer am meisten davon trinken kann. Personen geringeren Ranges enthalten sich dieses Genusses, und den Frauen ist er streng verboten. Die Tahitier von mittlerem Alter und einem gewissen Range verschlafen die heiße Tageszeit und sind außerordentlich faul. Sie haben keine andere Beschäftigung, als zu schlafen und zu essen. Wie viel sie in einer einzigen Mahlzeit zu sich nehmen können, ist fast unglaublich. Ich habe gesehen, daß ein Mann drei Fische von der Größe des Barsches, drei Brotfrüchte, deren jede den Umfang von zwei Fäusten hatte, fünfzehn Bananen, die sechs bis sieben Zoll lang und vier bis fünf Zoll dick waren, und beinahe ein Maß gestampfte Brotfrucht aß, die eben so substantiell wie der dichteste Fladen ist. Um nicht als Lüg-

gehäuse werden entfernt und der Rest in ein Loch geworfen, das man mit Kräutern ausgefüttert hat und schließlich mit Blättern und Steinen bedeckt. Der Mahi nimmt nun, nachdem er noch eine Gährung durchgemacht hat, einen säuerlichen Geschmack an und läßt sich mehrere Monate aufbewahren. Man kocht ihn und genießt ihn kalt oder warm. Für uns hatte dieses Gericht einen eben so unangenehmen Geschmack, wie eine rohe Olive, wenn man sie zum ersten Male ißt.

Das Fleisch wird gekocht oder geröstet. Als allgemeine Brühe ist Meerwasser im Gebrauch, doch bereitet man eine zweite aus dem Kern der Cocosnuß, den man so lange gähren läßt, bis er weich wie Butter wird, und dann mit Meerwasser begießt. Diese Brühe hat einen sehr starken Geschmack, aber nach öfterem Genuß zogen viele von uns sie unseren Saucen vor, und vorzüglich dann, wenn sie einen Zusatz von Fischen bekommen hatte. Die Tahitier betrachteten sie wie eine Leckerei, von der man blos bei besonderen Gelegenheiten Gebrauch macht.

Wasser und Cocosmilch sind die Getränke der Eingebornen. Die Kunst, durch Gährung berauschende Getränke zu erzeugen, kennen sie glücklicher Weise nicht, und benutzen auch kein Narcoticum, weder Tabak, noch Opium, noch Betel. Wir erfuhren indessen, daß sie zuweilen den Saft einer Pflanze, die bei ihnen Ava Ava heißt, auspressen und trinken. Diese Pflanze war während unserer Anwesenheit nicht reif und wir konnten daher ihre Wirkungen nicht beobachten. Der Saft macht trunken, und die Häuptlinge sollen wetteifern, wer am meisten davon trinken kann. Personen geringeren Ranges enthalten sich dieses Genusses, und den Frauen ist er streng verboten. Die Tahitier von mittlerem Alter und einem gewissen Range verschlafen die heiße Tageszeit und sind außerordentlich faul. Sie haben keine andere Beschäftigung, als zu schlafen und zu essen. Wie viel sie in einer einzigen Mahlzeit zu sich nehmen können, ist fast unglaublich. Ich habe gesehen, daß ein Mann drei Fische von der Größe des Barsches, drei Brotfrüchte, deren jede den Umfang von zwei Fäusten hatte, fünfzehn Bananen, die sechs bis sieben Zoll lang und vier bis fünf Zoll dick waren, und beinahe ein Maß gestampfte Brotfrucht aß, die eben so substantiell wie der dichteste Fladen ist. Um nicht als Lüg-

ner zu erscheinen, berufe ich mich auf das Zeugniß der Herren Banks und Solander und mehrerer Officiere.

Zu den Vergnügungen der Tahitier gehören Wettschießen mit Pfeilen und das Werfen des Wurfspießes. Bei der ersteren Uebung kommt es nur darauf an, den Pfeil so weit wie möglich zu treiben, werfen sie dagegen den Wurfspieß, so wollen sie ein gewisses Ziel treffen. Flöten und Trommeln sind ihre einzigen musikalischen Instrumente. Die Flöten bestehen aus einem hohlen Bambusstück und haben nur zwei Löcher, sodaß mithin nicht mehr als vier Töne auf ihnen hervorzubringen sind. Die Trommel fertigt man aus einem Holz von cylindrischer Form, das man bis auf den Boden aushöhlt und oben mit einer Haifischhaut überzieht. Geschlagen wird dieses Instrument mit den Händen, und ein Mittel, den Ton verschiedener Trommeln in Einklang zu bringen, ist unbekannt. Bei mehreren Flöten erzeugt man dadurch Harmonie, daß man an das Ende der kürzesten ein zusammengerolltes Blatt befestigt und dieses so lange verlängert oder verkürzt, bis man den richtigen Ton getroffen hat.

Zu diesen Instrumenten wird gesungen. Die Lieder entstehen aus dem Stegreife, haben einen gewissen Rhythmus und sind gereimt. Man hört oft singen, besonders während der Nacht, bald von einzelnen Stimmen, bald im Chore.

In anderen Ländern sucht man die jungen unverheiratheten Personen, insbesondere die Mädchen, in Unkenntniß der Geheimnisse der Liebe zu erhalten. Auf Tahiti findet das Gegentheil statt. Bei Versammlungen unterhält man sich mit dem Timorode, einem Tanz von dem wollüstigsten und schamlosesten Charakter, der von jungen Mädchen getanzt wird. Die Worte, welche zu diesem Tanz gesungen werden, erläutern jede üppige Stellung auf die offenste Weise. Sobald ein junges Mädchen sich verheirathet hat, ist ihr die Theilnahme an diesem Tanze untersagt. Die ehelichen Sitten gewinnen dabei nichts. Eheliche Untreue, selbst der Frau, wird höchstens mit einigen harten Worten oder leichten Schlägen bestraft. Daß überhaupt Keuschheit und Schamhaftigkeit auf der Insel nicht existiren, wurde bereits angedeutet. Hier brauche ich blos noch eines Zuges zu erwähnen, der

ner zu erscheinen, berufe ich mich auf das Zeugniß der Herren Banks und Solander und mehrerer Officiere.

Zu den Vergnügungen der Tahitier gehören Wettschießen mit Pfeilen und das Werfen des Wurfspießes. Bei der ersteren Uebung kommt es nur darauf an, den Pfeil so weit wie möglich zu treiben, werfen sie dagegen den Wurfspieß, so wollen sie ein gewisses Ziel treffen. Flöten und Trommeln sind ihre einzigen musikalischen Instrumente. Die Flöten bestehen aus einem hohlen Bambusstück und haben nur zwei Löcher, sodaß mithin nicht mehr als vier Töne auf ihnen hervorzubringen sind. Die Trommel fertigt man aus einem Holz von cylindrischer Form, das man bis auf den Boden aushöhlt und oben mit einer Haifischhaut überzieht. Geschlagen wird dieses Instrument mit den Händen, und ein Mittel, den Ton verschiedener Trommeln in Einklang zu bringen, ist unbekannt. Bei mehreren Flöten erzeugt man dadurch Harmonie, daß man an das Ende der kürzesten ein zusammengerolltes Blatt befestigt und dieses so lange verlängert oder verkürzt, bis man den richtigen Ton getroffen hat.

Zu diesen Instrumenten wird gesungen. Die Lieder entstehen aus dem Stegreife, haben einen gewissen Rhythmus und sind gereimt. Man hört oft singen, besonders während der Nacht, bald von einzelnen Stimmen, bald im Chore.

In anderen Ländern sucht man die jungen unverheiratheten Personen, insbesondere die Mädchen, in Unkenntniß der Geheimnisse der Liebe zu erhalten. Auf Tahiti findet das Gegentheil statt. Bei Versammlungen unterhält man sich mit dem Timorode, einem Tanz von dem wollüstigsten und schamlosesten Charakter, der von jungen Mädchen getanzt wird. Die Worte, welche zu diesem Tanz gesungen werden, erläutern jede üppige Stellung auf die offenste Weise. Sobald ein junges Mädchen sich verheirathet hat, ist ihr die Theilnahme an diesem Tanze untersagt. Die ehelichen Sitten gewinnen dabei nichts. Eheliche Untreue, selbst der Frau, wird höchstens mit einigen harten Worten oder leichten Schlägen bestraft. Daß überhaupt Keuschheit und Schamhaftigkeit auf der Insel nicht existiren, wurde bereits angedeutet. Hier brauche ich blos noch eines Zuges zu erwähnen, der

beweist, daß die Sittenlosigkeit der Tahitier bis zu einem Grade steigt, von dem noch kein Volk der Erde ein Beispiel gegeben hat.

Eine sehr beträchtliche Anzahl Tahitier beiderlei Geschlechts haben sich zu besonderen Gesellschaften (Arreoy) vereinigt, in denen die Frauen allen Männern gemeinschaftlich sind. Dem Bedürfniß nach Wechsel wird hier so schamlos gefröhnt, daß ein Liebespaar, das sich zusammengefunden hat, nicht länger als höchstens zwei oder drei Tage bei einander wohnt. Wird eine der Frauen schwanger, was übrigens selten geschieht, so erstickt sie ihr Kind gleich nach der Geburt, damit sie in ihren Lüsten nicht gehindert werde. Zuweilen empfindet die Mutter für ihr Kind die Gefühle, welche die Natur jedem weiblichen Wesen in den Busen gelegt hat, und sie will ihr Kind verschonen. In diesem Falle muß sich Jemand finden, der dasselbe adoptirt, und Mutter und Vater werden dann aus der Gesellschaft ausgestoßen. Eine so furchtbare Sitte darf man keinem Volke ohne die bündigsten Beweise nachsagen. Ich besitze dieselben in der Aussage verschiedener Tahitier, welche der Gesellschaft angehören, denn sie verleugnen ihre Mitgliedschaft so wenig, daß sie vielmehr stolz darauf sind. Eine Mutter gestand offen, daß sie bereits mehrere Kinder, die sie geboren, getödtet habe.

Einen wohlthuenden Contrast mit dieser scheußlichen Ausartung bildet die allgemein herrschende Reinlichkeit. Jeder Tahitier, mag er dem Meere oder einem Flusse nahe oder fern wohnen, badet dreimal täglich, Morgens nach dem Aufstehen, Mittags und Abends vor dem Schlafengehen. Bei dem Essen waschen sie Mund und Hände fast nach jedem Bissen. Man findet an ihrem Körper und an ihrer Kleidung nicht die leiseste Spur von Schmuz oder Flecken.

Wenn die Noth die Mutter der Erfindung ist, so darf man auf einer Insel, die von der Natur so verschwenderisch bedacht worden ist, keine großen Fortschritte der Industrie erwarten. Dennoch fertigen die Tahitier gewisse Sachen, welche ihrer Thätigkeit und Geschicklichkeit um so mehr Ehre machen, als sie keine Metalle besitzen, aus denen sie Werkzeuge machen könnten.

Ihre Kleider zu fertigen und zu färben, beschäftigt sie am meisten. Sie benutzen drei verschiedene Stoffe, die sie aus der Rinde

beweist, daß die Sittenlosigkeit der Tahitier bis zu einem Grade steigt, von dem noch kein Volk der Erde ein Beispiel gegeben hat.

Eine sehr beträchtliche Anzahl Tahitier beiderlei Geschlechts haben sich zu besonderen Gesellschaften (Arreoy) vereinigt, in denen die Frauen allen Männern gemeinschaftlich sind. Dem Bedürfniß nach Wechsel wird hier so schamlos gefröhnt, daß ein Liebespaar, das sich zusammengefunden hat, nicht länger als höchstens zwei oder drei Tage bei einander wohnt. Wird eine der Frauen schwanger, was übrigens selten geschieht, so erstickt sie ihr Kind gleich nach der Geburt, damit sie in ihren Lüsten nicht gehindert werde. Zuweilen empfindet die Mutter für ihr Kind die Gefühle, welche die Natur jedem weiblichen Wesen in den Busen gelegt hat, und sie will ihr Kind verschonen. In diesem Falle muß sich Jemand finden, der dasselbe adoptirt, und Mutter und Vater werden dann aus der Gesellschaft ausgestoßen. Eine so furchtbare Sitte darf man keinem Volke ohne die bündigsten Beweise nachsagen. Ich besitze dieselben in der Aussage verschiedener Tahitier, welche der Gesellschaft angehören, denn sie verleugnen ihre Mitgliedschaft so wenig, daß sie vielmehr stolz darauf sind. Eine Mutter gestand offen, daß sie bereits mehrere Kinder, die sie geboren, getödtet habe.

Einen wohlthuenden Contrast mit dieser scheußlichen Ausartung bildet die allgemein herrschende Reinlichkeit. Jeder Tahitier, mag er dem Meere oder einem Flusse nahe oder fern wohnen, badet dreimal täglich, Morgens nach dem Aufstehen, Mittags und Abends vor dem Schlafengehen. Bei dem Essen waschen sie Mund und Hände fast nach jedem Bissen. Man findet an ihrem Körper und an ihrer Kleidung nicht die leiseste Spur von Schmuz oder Flecken.

Wenn die Noth die Mutter der Erfindung ist, so darf man auf einer Insel, die von der Natur so verschwenderisch bedacht worden ist, keine großen Fortschritte der Industrie erwarten. Dennoch fertigen die Tahitier gewisse Sachen, welche ihrer Thätigkeit und Geschicklichkeit um so mehr Ehre machen, als sie keine Metalle besitzen, aus denen sie Werkzeuge machen könnten.

Ihre Kleider zu fertigen und zu färben, beschäftigt sie am meisten. Sie benutzen drei verschiedene Stoffe, die sie aus der Rinde

von drei Bäumen bereiten, aus der Rinde des Maulbeerbaumes, von dem das chinesische Papier gewonnen wird, des Brotbaums und endlich eines dritten Baumes, welcher der wilden Feige der westindischen Inseln ähnlich ist.

Der schönste und weißeste Stoff ist der, welcher vom Maulbeerbaume kommt. Er wird von den Vornehmen getragen und nimmt die rothe Farbe am besten an. Der zweite Stoff, ein Erzeugniß des Brotbaums, steht dem ersten an Weiße wie an Weichheit nach und wird hauptsächlich von der geringeren Classe benutzt. Die dritte Art, die man vom Feigenbaume gewinnt, ist grob, rauh und hat die Farbe schlechten Löschpapiers, besitzt aber vor den beiden anderen den Vorzug, daß sie der Nässe widersteht.

Bei der Bereitung aller dreier Stoffe wird auf dieselbe Art verfahren, und ich werde darum blos von dem feinsten sprechen. Haben die Maulbeerbäume die Höhe von sechs bis acht Fuß und die Dicke eines starken Daumens erreicht, so reißt man sie aus der Erde, beraubt sie ihrer Zweige und schneidet dann die Wurzeln wie die Spitzen ab. Ritzt man nun die Rinde der Länge nach auf, so löst sie sich leicht ab. Hat man eine größere Menge solcher Stämme bei einander, so trägt man sie zu einem Bache und versenkt sie mit Steinen beschwert unter das Wasser. Hält man sie für genugsam erweicht, so setzen sich die Diener ins Wasser und schaben die Rinde, die auf einem glatten Holzstücke liegt und fortwährend naß erhalten wird, so lange mit einer Muschel, bis die äußere Schale ganz verschwunden und von der inneren Haut blos der feinste Theil übrig geblieben ist. Am Abend wird die so zubereitete Rinde auf Bananenblätter gebreitet. Dieser Theil der Arbeit scheint schwierig zu sein, denn die Herrin des Hauses pflegt dabei die Aufsicht zu üben. Die Rinden werden in der Länge von elf bis zwölf Ellen und einen Fuß breit eine neben die andere gelegt. Drei bis vier Lagen kommen aufeinander, wobei große Sorge getragen wird, daß die Dicke überall gleichmäßig sei. In diesem Zustande bleibt die Rinde bis zum nächsten Morgen liegen, wo das Wasser, das sie enthielt, größtentheils verdunstet ist und die Fasern so aneinander hängen, daß alle Lagen wie ein einziges Stück von der Erde sich abheben. Man klopft sie nun mit kleinen Hämmern von

von drei Bäumen bereiten, aus der Rinde des Maulbeerbaumes, von dem das chinesische Papier gewonnen wird, des Brotbaums und endlich eines dritten Baumes, welcher der wilden Feige der westindischen Inseln ähnlich ist.

Der schönste und weißeste Stoff ist der, welcher vom Maulbeerbaume kommt. Er wird von den Vornehmen getragen und nimmt die rothe Farbe am besten an. Der zweite Stoff, ein Erzeugniß des Brotbaums, steht dem ersten an Weiße wie an Weichheit nach und wird hauptsächlich von der geringeren Classe benutzt. Die dritte Art, die man vom Feigenbaume gewinnt, ist grob, rauh und hat die Farbe schlechten Löschpapiers, besitzt aber vor den beiden anderen den Vorzug, daß sie der Nässe widersteht.

Bei der Bereitung aller dreier Stoffe wird auf dieselbe Art verfahren, und ich werde darum blos von dem feinsten sprechen. Haben die Maulbeerbäume die Höhe von sechs bis acht Fuß und die Dicke eines starken Daumens erreicht, so reißt man sie aus der Erde, beraubt sie ihrer Zweige und schneidet dann die Wurzeln wie die Spitzen ab. Ritzt man nun die Rinde der Länge nach auf, so löst sie sich leicht ab. Hat man eine größere Menge solcher Stämme bei einander, so trägt man sie zu einem Bache und versenkt sie mit Steinen beschwert unter das Wasser. Hält man sie für genugsam erweicht, so setzen sich die Diener ins Wasser und schaben die Rinde, die auf einem glatten Holzstücke liegt und fortwährend naß erhalten wird, so lange mit einer Muschel, bis die äußere Schale ganz verschwunden und von der inneren Haut blos der feinste Theil übrig geblieben ist. Am Abend wird die so zubereitete Rinde auf Bananenblätter gebreitet. Dieser Theil der Arbeit scheint schwierig zu sein, denn die Herrin des Hauses pflegt dabei die Aufsicht zu üben. Die Rinden werden in der Länge von elf bis zwölf Ellen und einen Fuß breit eine neben die andere gelegt. Drei bis vier Lagen kommen aufeinander, wobei große Sorge getragen wird, daß die Dicke überall gleichmäßig sei. In diesem Zustande bleibt die Rinde bis zum nächsten Morgen liegen, wo das Wasser, das sie enthielt, größtentheils verdunstet ist und die Fasern so aneinander hängen, daß alle Lagen wie ein einziges Stück von der Erde sich abheben. Man klopft sie nun mit kleinen Hämmern von

hartem Holz, die eine rauhe und eine glatte Seite haben, und zwar mit der rauhen zuerst, worauf der Stoff fertig ist. Er ist kühl und weich, aber so schwammicht wie Papier und reißt auch beinahe eben so leicht.

Die Hauptfarben sind roth und gelb. Das Roth ist sehr schön, ich möchte fast sagen, glänzender und feiner, als unser europäisches. Unser echtes Scharlach nähert sich ihm ein wenig, und unser Maler für naturgeschichtliche Gegenstände konnte es nur unvollkommen nachahmen, wenn er Zinnober und Carmin mit einander mischte. Diese rothe Farbe wird aus zwei mit einander gemischten Farbenstoffen bereitet, aus den Früchten einer Feigenart und aus den Blättern von Cordia sebestina. Auch das Gelb ist glänzend, doch haben wir es eben so schön, und das Roth hält nicht Farbe. Die schwarze und braune Farbe, die man in Tahiti darzustellen versteht, sind beide mittelmäßig.

Die Bereitung von Matten ist eine zweite ausgedehnte Beschäftigung. Ich habe deren schöner und besser gesehen, als man sie in Europa hat, und diese dienen bei Regenwetter zur Kleidung, während die gröberen statt der Betten benutzt werden. Die weißeste und schönste Art gewinnt man von den Blättern einer Pandanusart, die zweite Sorte von der Rinde des Hibiscus tiliaceus L. In der Fertigung von Körben und ähnlichen Arbeiten sind die Tahitier sehr geschickt. Körbe flicht Jedermann, und Mancher verfährt mit einem wirklich künstlerischen Geschick. Die gewöhnlichste Art, die aus Palmblättern besteht, ist in wenigen Minuten fertig.

Seile und Schnüre von der Dicke eines Zolles bis zu dem Umfang einer schwachen Schnur abwärts sieht man besonders bei den Fischern. Die stärksten Seile, mit denen unter anderen die Pirogen zusammengebunden werden, liefert die Faser der Cocosnuß, die dünnen Schnüre der Hibiscus. Die letzteren werden zu Fischnetzen benutzt. Von einer Nesselart, die ausschließlich in den Gebirgen wächst und daher etwas selten ist, bereitet man die besten Angelschnüre, welche möglicher Weise gefunden werden können. Mit diesen fängt man die stärksten und ungestümsten Fische, z. B. Boniten, von denen eine doppelt so starke seidene Angelschnur auf der Stelle zerrissen werden würde.

hartem Holz, die eine rauhe und eine glatte Seite haben, und zwar mit der rauhen zuerst, worauf der Stoff fertig ist. Er ist kühl und weich, aber so schwammicht wie Papier und reißt auch beinahe eben so leicht.

Die Hauptfarben sind roth und gelb. Das Roth ist sehr schön, ich möchte fast sagen, glänzender und feiner, als unser europäisches. Unser echtes Scharlach nähert sich ihm ein wenig, und unser Maler für naturgeschichtliche Gegenstände konnte es nur unvollkommen nachahmen, wenn er Zinnober und Carmin mit einander mischte. Diese rothe Farbe wird aus zwei mit einander gemischten Farbenstoffen bereitet, aus den Früchten einer Feigenart und aus den Blättern von Cordia sebestina. Auch das Gelb ist glänzend, doch haben wir es eben so schön, und das Roth hält nicht Farbe. Die schwarze und braune Farbe, die man in Tahiti darzustellen versteht, sind beide mittelmäßig.

Die Bereitung von Matten ist eine zweite ausgedehnte Beschäftigung. Ich habe deren schöner und besser gesehen, als man sie in Europa hat, und diese dienen bei Regenwetter zur Kleidung, während die gröberen statt der Betten benutzt werden. Die weißeste und schönste Art gewinnt man von den Blättern einer Pandanusart, die zweite Sorte von der Rinde des Hibiscus tiliaceus L. In der Fertigung von Körben und ähnlichen Arbeiten sind die Tahitier sehr geschickt. Körbe flicht Jedermann, und Mancher verfährt mit einem wirklich künstlerischen Geschick. Die gewöhnlichste Art, die aus Palmblättern besteht, ist in wenigen Minuten fertig.

Seile und Schnüre von der Dicke eines Zolles bis zu dem Umfang einer schwachen Schnur abwärts sieht man besonders bei den Fischern. Die stärksten Seile, mit denen unter anderen die Pirogen zusammengebunden werden, liefert die Faser der Cocosnuß, die dünnen Schnüre der Hibiscus. Die letzteren werden zu Fischnetzen benutzt. Von einer Nesselart, die ausschließlich in den Gebirgen wächst und daher etwas selten ist, bereitet man die besten Angelschnüre, welche möglicher Weise gefunden werden können. Mit diesen fängt man die stärksten und ungestümsten Fische, z. B. Boniten, von denen eine doppelt so starke seidene Angelschnur auf der Stelle zerrissen werden würde.

Eine Art Schleppnetz macht man von einer Pflanze, welche breite und grobe Blätter und einen Stengel wie die Schwertlilie hat. Die Netze sind bis zu achtzig Klaftern lang; man zieht sie auf den Untiefen hin, und sie sinken vermöge ihrer eigenen Schwere ganz zu Boden, so daß ihnen selten ein Fisch entgeht.

Bei ihrem Fischfange verrathen die Tahitier ausnehmende Erfahrung und Geschicklichkeit. Ihre Harpunen sind von Bambusrohr, die Spitze besteht aus hartem Holze, und eine Leine ist nicht im Gebrauch. Dennoch erlegen sie mehr Fische als unsere Harpunire, obgleich die letzteren eigentlich im Vortheile sind, da der Fisch ihnen nicht entgehen kann, wenn der an einer Leine befestigte Wurfspieß überhaupt getroffen hat. Auch die Angelhaken der Tahitier, deren sie zwei Arten haben, sind wahrhaft bewundernswerth.

Zu ihren Bauarbeiten können sie blos wenige und unvollkommene Werkzeuge benutzen: ein Beil von Stein, einen Meissel, der aus einem menschlichen Knochen, gewöhnlich dem des Unterarms, gefertigt wird, und eine Raspel von Corallen oder der Haut einer Rochenart. Mit diesen wenigen Werkzeugen fällen sie Bäume, behauen sie Steine, bauen sie Hütten und Pirogen. Das Fällen eines Baumes mit hartem Holz ist die schwerste dieser Arbeiten, und es werden dazu mehrere Männer erfordert, welche Tage lang ununterbrochen arbeiten. Solche Bäume verwendet man aber vorzugsweise, und sogar zu Schiffen, mit Ausnahme der kleineren Pirogen, zu deren Herstellung der Brotbaum dient, dessen weiches und schwammichtes Holz wenig Schwierigkeit darbietet.

Man kann die Fahrzeuge dieser Insel in zwei Classen theilen, in Ivahahs und Pahis. Der Ivahah hat senkrechte Seiten und einen flachen Boden, bei dem Pahi sind die Seitenwände ausgeschweift und der Boden kielförmig gebaut. Die Tahitier bedienen sich ausschließlich der Ivahahs; die Pahis, die wir bei ihnen sahen, kamen von anderen Inseln. Die ersteren sind alle von derselben Form, und nur die Länge wechselt, je nachdem sie zum Fischfange, zum Krieg oder zu Reisen bestimmt sind. Die kleinsten sind sechs, die größten zweiundsiebenzig Fuß lang, in der Breite ist ein solcher Unterschied nicht. Die lange Kriegsivahah, auf deren erhöhtem Vordertheil die Krieger

Eine Art Schleppnetz macht man von einer Pflanze, welche breite und grobe Blätter und einen Stengel wie die Schwertlilie hat. Die Netze sind bis zu achtzig Klaftern lang; man zieht sie auf den Untiefen hin, und sie sinken vermöge ihrer eigenen Schwere ganz zu Boden, so daß ihnen selten ein Fisch entgeht.

Bei ihrem Fischfange verrathen die Tahitier ausnehmende Erfahrung und Geschicklichkeit. Ihre Harpunen sind von Bambusrohr, die Spitze besteht aus hartem Holze, und eine Leine ist nicht im Gebrauch. Dennoch erlegen sie mehr Fische als unsere Harpunire, obgleich die letzteren eigentlich im Vortheile sind, da der Fisch ihnen nicht entgehen kann, wenn der an einer Leine befestigte Wurfspieß überhaupt getroffen hat. Auch die Angelhaken der Tahitier, deren sie zwei Arten haben, sind wahrhaft bewundernswerth.

Zu ihren Bauarbeiten können sie blos wenige und unvollkommene Werkzeuge benutzen: ein Beil von Stein, einen Meissel, der aus einem menschlichen Knochen, gewöhnlich dem des Unterarms, gefertigt wird, und eine Raspel von Corallen oder der Haut einer Rochenart. Mit diesen wenigen Werkzeugen fällen sie Bäume, behauen sie Steine, bauen sie Hütten und Pirogen. Das Fällen eines Baumes mit hartem Holz ist die schwerste dieser Arbeiten, und es werden dazu mehrere Männer erfordert, welche Tage lang ununterbrochen arbeiten. Solche Bäume verwendet man aber vorzugsweise, und sogar zu Schiffen, mit Ausnahme der kleineren Pirogen, zu deren Herstellung der Brotbaum dient, dessen weiches und schwammichtes Holz wenig Schwierigkeit darbietet.

Man kann die Fahrzeuge dieser Insel in zwei Classen theilen, in Ivahahs und Pahis. Der Ivahah hat senkrechte Seiten und einen flachen Boden, bei dem Pahi sind die Seitenwände ausgeschweift und der Boden kielförmig gebaut. Die Tahitier bedienen sich ausschließlich der Ivahahs; die Pahis, die wir bei ihnen sahen, kamen von anderen Inseln. Die ersteren sind alle von derselben Form, und nur die Länge wechselt, je nachdem sie zum Fischfange, zum Krieg oder zu Reisen bestimmt sind. Die kleinsten sind sechs, die größten zweiundsiebenzig Fuß lang, in der Breite ist ein solcher Unterschied nicht. Die lange Kriegsivahah, auf deren erhöhtem Vordertheil die Krieger

mit Schleudern und Wurfspießen (nie mit Bogen und Pfeil, die nur zur Spielerei allein da zu sein scheinen) kämpfen, ist höchstens zweiFuß breit, während die kleinste, die nur zum Fischfang benutzt wird, fast einen Fuß Breite hat. Die Kriegsiwahahs gehen immer zu zweien an einander gebunden ins Meer. Alle größeren Pirogen haben eins oder mehrere Mattensegel. Ist nur ein Segel da, so ist quer über dem Schiff eine Stange von sechs bis zehn Fuß Länge beschäftigt, an deren Endpunkten Holzklötze befestigt sind, die, wenn das Fahrzeug sich stark auf die Seite neigt, das Wasser berühren und so einen Widerhalt bilden. Ohne diese Vorrichtung würde die Piroge bei starkem Winde umschlagen.

Es ist merkwürdig, wie scharfsinnig die Tahitier das Wetter oder wenigstens die Himmelsgegend, aus welcher der Wind wehen wird, vorauszubestimmen wissen. Eine der Regeln, von denen sie sich dabei leiten lassen, kenne ich. Sie sagen, daß die Milchstraße (scheinbar) stets nach einer Seite hin neige, bald nach dieser, bald nach jener, und daß dies die Einwirkung des Windes sei; bleibe nun diese Neigung eine Nacht lang unveränderlich dieselbe, so werde am nächsten Morgen der entsprechende Wind wehen. Bei ihren größeren Reisen lassen sie sich am Tage von der Sonne und Nachts von den Sternen leiten. Sie unterscheiden alle Sterne und wissen genau, an welcher Stelle des Himmels diejenigen, welche über dem Horizont sichtbar sind, in jedem Monat stehen werden. Das Erscheinen und Verschwinden jedes Sternes bestimmen sie mit astronomischer Genauigkeit.

Wie die Tahitier ihre Zeit berechnen, konnten wir nicht genau erfahren. Wir wissen nur, daß sie nach Monden von neunundzwanzig Tagen rechnen und für den Tag zwölf Unterabtheilungen haben. Obgleich ihre Zahlennamen nur bis zehn gehen, können sie doch bis zweitausend rechnen. Im Messen der Entfernungen sind sie weit zurück; wollen sie z. B. die Entfernung eines Orts vom andern angeben, so nennen sie die Zeit, die man von hier bis dort braucht. So weit ich ihre Sprache beurtheilen kann, muß ich sie sanft und wohllautend, aber höchst unvollkommen nennen.

Bei einem Volke, das eine so einfache Nahrung hat und das Laster der Trinksucht kaum kennt, giebt es natürlich wenige Krankheiten.

mit Schleudern und Wurfspießen (nie mit Bogen und Pfeil, die nur zur Spielerei allein da zu sein scheinen) kämpfen, ist höchstens zweiFuß breit, während die kleinste, die nur zum Fischfang benutzt wird, fast einen Fuß Breite hat. Die Kriegsiwahahs gehen immer zu zweien an einander gebunden ins Meer. Alle größeren Pirogen haben eins oder mehrere Mattensegel. Ist nur ein Segel da, so ist quer über dem Schiff eine Stange von sechs bis zehn Fuß Länge beschäftigt, an deren Endpunkten Holzklötze befestigt sind, die, wenn das Fahrzeug sich stark auf die Seite neigt, das Wasser berühren und so einen Widerhalt bilden. Ohne diese Vorrichtung würde die Piroge bei starkem Winde umschlagen.

Es ist merkwürdig, wie scharfsinnig die Tahitier das Wetter oder wenigstens die Himmelsgegend, aus welcher der Wind wehen wird, vorauszubestimmen wissen. Eine der Regeln, von denen sie sich dabei leiten lassen, kenne ich. Sie sagen, daß die Milchstraße (scheinbar) stets nach einer Seite hin neige, bald nach dieser, bald nach jener, und daß dies die Einwirkung des Windes sei; bleibe nun diese Neigung eine Nacht lang unveränderlich dieselbe, so werde am nächsten Morgen der entsprechende Wind wehen. Bei ihren größeren Reisen lassen sie sich am Tage von der Sonne und Nachts von den Sternen leiten. Sie unterscheiden alle Sterne und wissen genau, an welcher Stelle des Himmels diejenigen, welche über dem Horizont sichtbar sind, in jedem Monat stehen werden. Das Erscheinen und Verschwinden jedes Sternes bestimmen sie mit astronomischer Genauigkeit.

Wie die Tahitier ihre Zeit berechnen, konnten wir nicht genau erfahren. Wir wissen nur, daß sie nach Monden von neunundzwanzig Tagen rechnen und für den Tag zwölf Unterabtheilungen haben. Obgleich ihre Zahlennamen nur bis zehn gehen, können sie doch bis zweitausend rechnen. Im Messen der Entfernungen sind sie weit zurück; wollen sie z. B. die Entfernung eines Orts vom andern angeben, so nennen sie die Zeit, die man von hier bis dort braucht. So weit ich ihre Sprache beurtheilen kann, muß ich sie sanft und wohllautend, aber höchst unvollkommen nennen.

Bei einem Volke, das eine so einfache Nahrung hat und das Laster der Trinksucht kaum kennt, giebt es natürlich wenige Krankheiten.

Besonders kommen vor die Rose und eine Hautkrankheit, die dem Aussatz nahe steht. Diejenigen, bei denen die letztere Krankheit bedeutende Fortschritte gemacht hat, leben gänzlich von der Gesellschaft getrennt in besonderen Hütten. Niemand besucht sie, doch versorgt man sie mit Lebensmitteln. Bei einigen wenigen Eingebornen bemerkte ich auch an verschiedenen Körpertheilen große Geschwüre, auf die sie nicht zu achten schienen.

Aerzte von Beruf sind bei solchen Völkern unbekannt. Da der Leidende weder die Ursache seiner Krankheit noch ein Heilmittel dagegen kennt, so nimmt er zum Aberglauben seine Zuflucht. Daher ist in Tahiti die Sorge für die Kranken den Priestern anvertraut. Die Heilmittel derselben bestehen in Gebeten und Ceremonien. Wenn sie einen Kranken besuchen, sprechen sie gewisse Sätze und flechten Palmblätter in verschiedene Formen. Diese Blätter legen sie den Kranken auf Hände und Füße und lassen ihnen einige Zweige des Emidho zurück. Wird der Kranke gesund, so ist es ihr Verdienst, stirbt er, so war die Krankheit unheilbar. In dieser Beziehung unterscheiden sich die Priester von unseren Aerzten nicht bedeutend.

Der Priester heißt Tahowa oder gelehrter Mensch. In der That besitzt diese Classe, deren Würde in gewissen Familien erblich ist, die geringen Kenntnisse, welche überhaupt verbreitet sind. Ihr Wissen bezieht sich auf die Schifffahrt, die Waarenkunde und die Götterlehre.

Nach allen Erkundigungen, die wir einzogen, nehmen die Tahitier zwei Weltschöpfer an. Das höchste dieser beiden Wesen erzeugte mit dem andern, welches ursprünglich ein Fels war, das Jahr. Dieses wird als Weib gedacht, und aus seiner Vereinigung mit dem Allvater sind die Monde hervorgegangen. Die Monde vermischten sich mit einander, und so traten die Tage ins Dasein. Aus den beiden Schöpfern gingen die ersten Sterne hervor, welche die anderen zeugten. Jene Schöpfer wurden noch die Eltern von untergeordneten Göttern, Eatuas, deren Frucht der Mensch war. Einer dieser Untergötter, Tane, nimmt an den Schicksalen des menschlichen Geschlechts besondern Antheil. Einen Götzendienst haben wir nie bemerkt. Hat auch jeder Tahitier einen besondern Vogel, dem er große Beachtung

Besonders kommen vor die Rose und eine Hautkrankheit, die dem Aussatz nahe steht. Diejenigen, bei denen die letztere Krankheit bedeutende Fortschritte gemacht hat, leben gänzlich von der Gesellschaft getrennt in besonderen Hütten. Niemand besucht sie, doch versorgt man sie mit Lebensmitteln. Bei einigen wenigen Eingebornen bemerkte ich auch an verschiedenen Körpertheilen große Geschwüre, auf die sie nicht zu achten schienen.

Aerzte von Beruf sind bei solchen Völkern unbekannt. Da der Leidende weder die Ursache seiner Krankheit noch ein Heilmittel dagegen kennt, so nimmt er zum Aberglauben seine Zuflucht. Daher ist in Tahiti die Sorge für die Kranken den Priestern anvertraut. Die Heilmittel derselben bestehen in Gebeten und Ceremonien. Wenn sie einen Kranken besuchen, sprechen sie gewisse Sätze und flechten Palmblätter in verschiedene Formen. Diese Blätter legen sie den Kranken auf Hände und Füße und lassen ihnen einige Zweige des Emidho zurück. Wird der Kranke gesund, so ist es ihr Verdienst, stirbt er, so war die Krankheit unheilbar. In dieser Beziehung unterscheiden sich die Priester von unseren Aerzten nicht bedeutend.

Der Priester heißt Tahowa oder gelehrter Mensch. In der That besitzt diese Classe, deren Würde in gewissen Familien erblich ist, die geringen Kenntnisse, welche überhaupt verbreitet sind. Ihr Wissen bezieht sich auf die Schifffahrt, die Waarenkunde und die Götterlehre.

Nach allen Erkundigungen, die wir einzogen, nehmen die Tahitier zwei Weltschöpfer an. Das höchste dieser beiden Wesen erzeugte mit dem andern, welches ursprünglich ein Fels war, das Jahr. Dieses wird als Weib gedacht, und aus seiner Vereinigung mit dem Allvater sind die Monde hervorgegangen. Die Monde vermischten sich mit einander, und so traten die Tage ins Dasein. Aus den beiden Schöpfern gingen die ersten Sterne hervor, welche die anderen zeugten. Jene Schöpfer wurden noch die Eltern von untergeordneten Göttern, Eatuas, deren Frucht der Mensch war. Einer dieser Untergötter, Tane, nimmt an den Schicksalen des menschlichen Geschlechts besondern Antheil. Einen Götzendienst haben wir nie bemerkt. Hat auch jeder Tahitier einen besondern Vogel, dem er große Beachtung

schenkt, so bezieht sich dies doch blos auf gewisse Vorbedeutungen guten oder bösen Geschicks.

An die Unsterblichkeit glauben die Tahitier, aber nicht an eine ewige Vergeltung. Nach ihrer Meinung giebt es zwei Paradiese, das eine für die Vornehmen, das andere für das geringe Volk. Der Stand allein entscheidet über den Ort, dem der Abgeschiedene einst angehören wird; was er hienieden gethan hat, darauf kommt nichts an, die Götter bekümmern sich darum nicht.

Wie jedes Geschlecht seine eigenen Priester hat, so auch jeder Stand. Die Priesterschaft bildet eine Kaste, und ihre Sprache, „die heilige," ist von der gewöhnlichen verschieden. Die Einnahmen der Priester scheinen aus zwei Ceremonien zu fließen, die sie sich ausschließlich angeeignet haben, aus dem Tättowiren und aus der Beschneidung, die hier nicht als circumcisio sondern als incisio im Gebrauch ist.

Daß eine regelmäßige Regierungsform bestände, möchte ich nicht behaupten. Dagegen herrscht ein Classensystem, das an unser mittelalterliches Lehnswesen erinnert. Die verschiedenen Stände sind der König, der Häuptling, der Lehnsträger und der Bauer.

Bei unserer Anwesenheit hatte jede der beiden Halbinseln, aus denen Tahiti besteht, ihren besondern König. Jedem derselben wurde die größte Ehrfurcht bewiesen, doch besaßen sie nicht die Gewalt, welche der Häuptling in seinem Bezirk übte. Solcher Bezirke giebt es fast hundert, und jeder Häuptling besitzt einen oder mehrere. Sie vertheilen die Ländereien derselben an ihre Lehnsträger, welche dieselben aber nicht selbst bebauen. Die Besorgung der landwirthschaftlichen und aller schwereren Arbeiten ist den Bauern anheimgegeben, die man sich als eine Art von Leibeigenen zu denken hat. Sie fischen auch, holen Holz, Wasser, und kochen unter der Aufsicht der Hausfrau.

Jeder Häuptling hält eine Art von Hof und hat ein zahlreiches Gefolge, das vorzüglich aus den jüngeren Söhnen seines Bezirks besteht. Die glänzendste Hofhaltung war zur Zeit unseres Besuchs die von Tutahah. Eine eigenthümliche Einrichtung ist die, daß der erste Sohn des Königs und des Häuptlings im Augenblick seiner Geburt Titel und Würde des Vaters erbt. Der letztere bleibt Besitzer und Verwalter der Güter, aber Niemand bezeigt ihm von nun an noch

schenkt, so bezieht sich dies doch blos auf gewisse Vorbedeutungen guten oder bösen Geschicks.

An die Unsterblichkeit glauben die Tahitier, aber nicht an eine ewige Vergeltung. Nach ihrer Meinung giebt es zwei Paradiese, das eine für die Vornehmen, das andere für das geringe Volk. Der Stand allein entscheidet über den Ort, dem der Abgeschiedene einst angehören wird; was er hienieden gethan hat, darauf kommt nichts an, die Götter bekümmern sich darum nicht.

Wie jedes Geschlecht seine eigenen Priester hat, so auch jeder Stand. Die Priesterschaft bildet eine Kaste, und ihre Sprache, „die heilige," ist von der gewöhnlichen verschieden. Die Einnahmen der Priester scheinen aus zwei Ceremonien zu fließen, die sie sich ausschließlich angeeignet haben, aus dem Tättowiren und aus der Beschneidung, die hier nicht als circumcisio sondern als incisio im Gebrauch ist.

Daß eine regelmäßige Regierungsform bestände, möchte ich nicht behaupten. Dagegen herrscht ein Classensystem, das an unser mittelalterliches Lehnswesen erinnert. Die verschiedenen Stände sind der König, der Häuptling, der Lehnsträger und der Bauer.

Bei unserer Anwesenheit hatte jede der beiden Halbinseln, aus denen Tahiti besteht, ihren besondern König. Jedem derselben wurde die größte Ehrfurcht bewiesen, doch besaßen sie nicht die Gewalt, welche der Häuptling in seinem Bezirk übte. Solcher Bezirke giebt es fast hundert, und jeder Häuptling besitzt einen oder mehrere. Sie vertheilen die Ländereien derselben an ihre Lehnsträger, welche dieselben aber nicht selbst bebauen. Die Besorgung der landwirthschaftlichen und aller schwereren Arbeiten ist den Bauern anheimgegeben, die man sich als eine Art von Leibeigenen zu denken hat. Sie fischen auch, holen Holz, Wasser, und kochen unter der Aufsicht der Hausfrau.

Jeder Häuptling hält eine Art von Hof und hat ein zahlreiches Gefolge, das vorzüglich aus den jüngeren Söhnen seines Bezirks besteht. Die glänzendste Hofhaltung war zur Zeit unseres Besuchs die von Tutahah. Eine eigenthümliche Einrichtung ist die, daß der erste Sohn des Königs und des Häuptlings im Augenblick seiner Geburt Titel und Würde des Vaters erbt. Der letztere bleibt Besitzer und Verwalter der Güter, aber Niemand bezeigt ihm von nun an noch

Ehrfurcht. Diese Rechtsgewohnheit mag zur Entstehung der schändlichen Arreoygesellschaften viel beigetragen haben.

Wie in unserm Mittelalter, besitzt der Häuptling das Fehderecht. Streitigkeiten, in die er mit einem Standesgenossen verwickelt wird, ficht er mit seinen Lehnsträgern und Bauern allein aus, ohne daß die übrigen Bezirke davon berührt werden. Wird die Insel angegriffen, so hat jeder Bezirk eine bestimmte Anzahl von Kriegern zu stellen. Diese befehligt der Häuptling, das ganze Heer der König. Die Waffen bestehen in Schleudern, Wurfspießen und schweren Stöcken von sechs bis sieben Fuß Länge. Die Tahitier sollen mit großer Hartnäckigkeit kämpfen und im ersten Siegesrausche Alles niederstoßen, Männer, Frauen und Kinder.

Da die Insel nichts erzeugt, was zu einem Handelsartikel dienen könnte, so wird sie für europäische Schiffe blos als Erfrischungsort von Nutzen sein. Es wäre darum wünschenswerth, daß man aus Europa Hornvieh, Schafe, Ziegen, Getreide und Gemüse einführte.

Obgleich Tahiti innerhalb des Wendekreises des Steinbocks liegt, ist die Hitze doch nicht unbequem und die Richtung des Windes nicht immer eine östliche. Wir haben oft zwei bis drei Tage einen frischen Wind aus Südwesten und in selteneren Fällen aus Nordwesten gehabt. Tupia sagte uns, daß im Oktober, November und December Winde aus Südwesten herrschten, und ich bezweifle diese Thatsache nicht.

Viertes Kapitel.

Die Gesellschafts-Inseln. — Eine Gotteswohnung. — Obitroa. — Fahrt nach Neuseeland. — Wildheit der Eingebornen. — Untersuchung der östlichen Küste. — Die Mercursbai. — Eine Festung der Wilden. — Ihre Waffen.

Nachdem wir uns von unseren tahitischen Freunden getrennt hatten, segelten wir mit gutem Winde und bei dem schönsten Wetter nach den benachbarten Inseln Huahine, Ulietea, Otaha (Tahea) und Bolabola (Borabara), von denen Tupia uns gesagt hatte, daß wir sie in

Ehrfurcht. Diese Rechtsgewohnheit mag zur Entstehung der schändlichen Arreoygesellschaften viel beigetragen haben.

Wie in unserm Mittelalter, besitzt der Häuptling das Fehderecht. Streitigkeiten, in die er mit einem Standesgenossen verwickelt wird, ficht er mit seinen Lehnsträgern und Bauern allein aus, ohne daß die übrigen Bezirke davon berührt werden. Wird die Insel angegriffen, so hat jeder Bezirk eine bestimmte Anzahl von Kriegern zu stellen. Diese befehligt der Häuptling, das ganze Heer der König. Die Waffen bestehen in Schleudern, Wurfspießen und schweren Stöcken von sechs bis sieben Fuß Länge. Die Tahitier sollen mit großer Hartnäckigkeit kämpfen und im ersten Siegesrausche Alles niederstoßen, Männer, Frauen und Kinder.

Da die Insel nichts erzeugt, was zu einem Handelsartikel dienen könnte, so wird sie für europäische Schiffe blos als Erfrischungsort von Nutzen sein. Es wäre darum wünschenswerth, daß man aus Europa Hornvieh, Schafe, Ziegen, Getreide und Gemüse einführte.

Obgleich Tahiti innerhalb des Wendekreises des Steinbocks liegt, ist die Hitze doch nicht unbequem und die Richtung des Windes nicht immer eine östliche. Wir haben oft zwei bis drei Tage einen frischen Wind aus Südwesten und in selteneren Fällen aus Nordwesten gehabt. Tupia sagte uns, daß im Oktober, November und December Winde aus Südwesten herrschten, und ich bezweifle diese Thatsache nicht.

Viertes Kapitel.

Die Gesellschafts-Inseln. — Eine Gotteswohnung. — Obitiroa. — Fahrt nach Neuseeland. — Wildheit der Eingebornen. — Untersuchung der östlichen Küste. — Die Mercursbai. — Eine Festung der Wilden. — Ihre Waffen.

Nachdem wir uns von unseren tahitischen Freunden getrennt hatten, segelten wir mit gutem Winde und bei dem schönsten Wetter nach den benachbarten Inseln Huahine, Ulietea, Otaha (Tahea) und Bolabola (Borabara), von denen Tupia uns gesagt hatte, daß wir sie in

einem bis zwei Tagen erreichen und Schweine, Geflügel und andere Erfrischungen im Ueberfluß finden würden. Da wir eine kleine Insel, Tethuroa, erblickten, so hielten wir zunächst auf sie zu. Wir fanden eine kleine niedrige Insel, die keine festen Bewohner hat. Die Tahitier besuchen sie zuweilen auf einige Tage, um dort zu fischen. Am 14. kam Huahine in Sicht, doch legten wir an diesem und dem folgenden Tage, da bei Nebel Windstille und schwache Luftströmungen mit einander wechselten, nur wenig Weg zurück. Tupia bat seinen Gott Tane mehrmals um Wind und war auf seine Erfolge nicht wenig stolz. Wir bemerkten jedoch, daß er immer dann betete, wenn das Meer in der Ferne sich kräuselte, so daß der Wind da sein mußte, ehe er mit seiner Andacht fertig war.

Am 16. erreichten wir Huahine. Mehrere Eingeborne, die uns entgegen ruderten, hielten sich ängstlich in der Ferne, bis sie Tupia erblickten. Das Königspaar befand sich in einer der Pirogen und kam an Bord. Alles, was diese Leute sahen, erregte ihr Erstaunen, aber Fragen richteten sie nicht an uns. Sie wurden bald sehr vertraut mit uns, und der König Ore wechselte zum Zeichen seiner Zuneigung mit mir seinen Namen. Unmittelbar nach unserer Landung in einem kleinen, aber vortrefflichen Hafen ging ich mit den Herren Banks, Solander und Monkhouse ans Land. Tupia hielt an den König eine feierliche Anrede, die etwa eine Viertelstunde dauerte. Ore sprach von Zeit zu Zeit einige Worte, welche hergebrachte Formen zu enthalten schienen, und der Austausch von Geschenken machte den Schluß.

Die Erzeugnisse, die wir in den Ebenen und auf den Hügeln fanden, waren dieselben wie in Tahiti. Herr Banks nahm nicht mehr als elf bis zwölf neue Pflanzen wahr, dagegen einen Skorpion und verschiedene Insecten, die er noch nicht gesehen hatte. Die Früchte scheinen in Huahine einen Monat früher zu reifen, als in Tahiti, denn die Cocosnüsse waren bereits voll und die Brotfrüchte eßbar. Die Männer sind kräftiger und größer, die Frauen schöner als in Tahiti, und bei beiden Geschlechtern bemerkt man weniger Neugier und Schüchternheit. Gestohlen wurde auch hier, und die Einwohner sind so faul, daß Herr Banks Niemand bewegen konnte, ihn auf die Höhe zu führen. Alle sagten, die Anstrengung würde sie tödten.

einem bis zwei Tagen erreichen und Schweine, Geflügel und andere Erfrischungen im Ueberfluß finden würden. Da wir eine kleine Insel, Tethuroa, erblickten, so hielten wir zunächst auf sie zu. Wir fanden eine kleine niedrige Insel, die keine festen Bewohner hat. Die Tahitier besuchen sie zuweilen auf einige Tage, um dort zu fischen. Am 14. kam Huahine in Sicht, doch legten wir an diesem und dem folgenden Tage, da bei Nebel Windstille und schwache Luftströmungen mit einander wechselten, nur wenig Weg zurück. Tupia bat seinen Gott Tane mehrmals um Wind und war auf seine Erfolge nicht wenig stolz. Wir bemerkten jedoch, daß er immer dann betete, wenn das Meer in der Ferne sich kräuselte, so daß der Wind da sein mußte, ehe er mit seiner Andacht fertig war.

Am 16. erreichten wir Huahine. Mehrere Eingeborne, die uns entgegen ruderten, hielten sich ängstlich in der Ferne, bis sie Tupia erblickten. Das Königspaar befand sich in einer der Pirogen und kam an Bord. Alles, was diese Leute sahen, erregte ihr Erstaunen, aber Fragen richteten sie nicht an uns. Sie wurden bald sehr vertraut mit uns, und der König Ore wechselte zum Zeichen seiner Zuneigung mit mir seinen Namen. Unmittelbar nach unserer Landung in einem kleinen, aber vortrefflichen Hafen ging ich mit den Herren Banks, Solander und Monkhouse ans Land. Tupia hielt an den König eine feierliche Anrede, die etwa eine Viertelstunde dauerte. Ore sprach von Zeit zu Zeit einige Worte, welche hergebrachte Formen zu enthalten schienen, und der Austausch von Geschenken machte den Schluß.

Die Erzeugnisse, die wir in den Ebenen und auf den Hügeln fanden, waren dieselben wie in Tahiti. Herr Banks nahm nicht mehr als elf bis zwölf neue Pflanzen wahr, dagegen einen Skorpion und verschiedene Insecten, die er noch nicht gesehen hatte. Die Früchte scheinen in Huahine einen Monat früher zu reifen, als in Tahiti, denn die Cocosnüsse waren bereits voll und die Brotfrüchte eßbar. Die Männer sind kräftiger und größer, die Frauen schöner als in Tahiti, und bei beiden Geschlechtern bemerkt man weniger Neugier und Schüchternheit. Gestohlen wurde auch hier, und die Einwohner sind so faul, daß Herr Banks Niemand bewegen konnte, ihn auf die Höhe zu führen. Alle sagten, die Anstrengung würde sie tödten.

Einen Gegenstand gab es, der unsere Neugier besonders reizte. Es war dies eine Art von Kasten, der auf zwei Stäben ruhte und von kleinen sehr gut gearbeiteten Consolen gestützt wurde. Die Stäbe schienen Handhaben zu sein und zum Forttragen des Kastens zu dienen. Dieser selbst hatte an einem seiner Enden ein viereckiges Loch, in das ein hohler Ring eingefügt war. Als Herr Banks den Kasten zuerst sah, war diese Oeffnung mit einem Stück Zeug verhangen. Später war dieser Vorhang fort, und der Kasten, der anfangs gewiß etwas enthalten hatte, nun leer. Wir mußten unwillkürlich an die Bundeslade der Israeliten denken, und wirklich theilte Tupia uns mit, daß der Kasten die Wohnung Gottes sei. Ich will hier einschalten, daß wir bald darauf auf Ulietea fünf solcher Gotteswohnungen von ganz ähnlicher Gestalt sahen. Als Herr Banks die Hand in die Oeffnung der einen steckte, stieß er auf einen ungefähr fünf Fuß langen und einen Fuß dicken Gegenstand, der in Matten eingehüllt war. Durch mehrere dieser Umhänge bohrte er sich mit den Fingern durch, aber zuletzt gelangte er zu einer sehr festen Matte von Cocosfasern und ließ um so mehr von seinen Bemühungen ab, als die Eingebornen bereits großen Unwillen verriethen.

Huahine liegt unter 16 Grad 43 Minuten südlicher Breite und 150 Grad 52 Minuten westlicher Länge von Greenwich, und ist von Tahiti ungefähr einunddreißig Stunden entfernt. Sein Umfang ist nicht ganz sieben Stunden. Unser nächstes Ziel, Ulietea, erreichten wir in acht Stunden. Auch hier wie in Huahine liegt vor der Insel ein Corallenriff, dessen Einfahrt zu einem guten Hafen führt. Eine halbe Meile von Ulietea entfernt liegt Otaha, und beide Inseln sind von demselben Corallenriff umgeben, so daß man zwischen ihnen nicht hindurchfahren kann. Die Einfahrten sind zuweilen breit, andere Male eng, und die Felsen erheben sich zu beiden Seiten steil wie Mauern. Als wir in eine dieser Einfahrten einliefen, rief der Hochbootsmann, der beständig sondirte, plötzlich: „Zwei Faden!“ Ich erschrak und hielt im nächsten Augenblick die Sache für unmöglich, da unser Schiff mindestens vierzehn Fuß tief ging. Es verhielt sich aber wirklich so; wir fuhren dicht an einer dieser senkrechten Felsenmauern hin.

Einen Gegenstand gab es, der unsere Neugier besonders reizte. Es war dies eine Art von Kasten, der auf zwei Stäben ruhte und von kleinen sehr gut gearbeiteten Consolen gestützt wurde. Die Stäbe schienen Handhaben zu sein und zum Forttragen des Kastens zu dienen. Dieser selbst hatte an einem seiner Enden ein viereckiges Loch, in das ein hohler Ring eingefügt war. Als Herr Banks den Kasten zuerst sah, war diese Oeffnung mit einem Stück Zeug verhangen. Später war dieser Vorhang fort, und der Kasten, der anfangs gewiß etwas enthalten hatte, nun leer. Wir mußten unwillkürlich an die Bundeslade der Israeliten denken, und wirklich theilte Tupia uns mit, daß der Kasten die Wohnung Gottes sei. Ich will hier einschalten, daß wir bald darauf auf Ulietea fünf solcher Gotteswohnungen von ganz ähnlicher Gestalt sahen. Als Herr Banks die Hand in die Oeffnung der einen steckte, stieß er auf einen ungefähr fünf Fuß langen und einen Fuß dicken Gegenstand, der in Matten eingehüllt war. Durch mehrere dieser Umhänge bohrte er sich mit den Fingern durch, aber zuletzt gelangte er zu einer sehr festen Matte von Cocosfasern und ließ um so mehr von seinen Bemühungen ab, als die Eingebornen bereits großen Unwillen verriethen.

Huahine liegt unter 16 Grad 43 Minuten südlicher Breite und 150 Grad 52 Minuten westlicher Länge von Greenwich, und ist von Tahiti ungefähr einunddreißig Stunden entfernt. Sein Umfang ist nicht ganz sieben Stunden. Unser nächstes Ziel, Ulietea, erreichten wir in acht Stunden. Auch hier wie in Huahine liegt vor der Insel ein Corallenriff, dessen Einfahrt zu einem guten Hafen führt. Eine halbe Meile von Ulietea entfernt liegt Otaha, und beide Inseln sind von demselben Corallenriff umgeben, so daß man zwischen ihnen nicht hindurchfahren kann. Die Einfahrten sind zuweilen breit, andere Male eng, und die Felsen erheben sich zu beiden Seiten steil wie Mauern. Als wir in eine dieser Einfahrten einliefen, rief der Hochbootsmann, der beständig sondirte, plötzlich: „Zwei Faden!“ Ich erschrak und hielt im nächsten Augenblick die Sache für unmöglich, da unser Schiff mindestens vierzehn Fuß tief ging. Es verhielt sich aber wirklich so; wir fuhren dicht an einer dieser senkrechten Felsenmauern hin.

Bei meiner Landung auf Ulietea pflanzte ich die englische Flagge auf und nahm für Se. Majestät von dieser Insel wie von Huahine, Otaha und Bolabola Besitz. Das letztere Eiland konnte ich nicht besuchen. Sein König hat Ulietea erobert und wird auf allen Inseln sehr gefürchtet. Unser Tupia grollte ihm besonders, da er durch ihn seine Besitzungen auf Ulietea verloren hatte. Wir dachten uns diesen Eroberer als einen jungen und kräftigen Mann, dessen Gesicht von Muth und Geist strahle. Als wir ihn auf Ulietea sahen, fanden wir einen schwachen abgelebten Greis, der fast blind war, an Trägheit seines Gleichen nicht hatte und blutwenig Verstand besaß.

Auf diesen Inseln verschafften wir uns Früchte, Ignamen, Bananen, Geflügel und Schweine. Die Bananen, die wir kochten und der Mannschaft statt Brotes reichten, waren uns noch nützlicher als das frische Fleisch. Diese Speise war unseren Matrosen hoch willkommen, denn unser Schiffszwieback wimmelte dergestalt von Würmern, daß man mit jedem Bissen mehr als zwanzig in den Mund bekam, die noch schärfer als Senf schmeckten. Wir hofften, uns für unsere weitere Fahrt mit lebenden Thieren versehen zu können. Man verkaufte uns Schweine und Geflügel genug, aber die Schweine fraßen nicht und mußten geschlachtet werden, und das Geflügel wurde im Kopfe krank und starb.

Diese Inseln gleichen Tahiti so sehr, daß wir wenige Abweichungen bemerkten. Von den Tänzen hatten einige einen komischen Charakter und einer eine dramatische Handlung. Bei diesem theilten sich die Tänzer in zwei Abtheilungen, die sich durch die Farbe ihrer Kleider unterschieden. Die braungekleidete Abtheilung stelle einen Herrn und dessen Diener vor, die weißgekleidete Diebe. Der Herr beauftragte seine Diener, einen Korb mit Lebensmitteln zu bewachen, die Diener führten diesen Befehl tanzend aus und die Diebe suchten sich ebenfalls tanzend des Korbes zu bemächtigen. Endlich wurden die Braunen müde und legten sich um den Korb herum schlafen, worauf die Weißen herbeischlichen und ihren Raub ausführten. Die drei dramatischen Einheiten wurden so streng beobachtet, daß unsere Bewunderer des reinen Geschmacks ihre Freude gehabt haben würden.

Von den Gesellschaftsinseln — so nannte ich die neben einander-

Bei meiner Landung auf Ulietea pflanzte ich die englische Flagge auf und nahm für Se. Majestät von dieser Insel wie von Huahine, Otaha und Bolabola Besitz. Das letztere Eiland konnte ich nicht besuchen. Sein König hat Ulietea erobert und wird auf allen Inseln sehr gefürchtet. Unser Tupia grollte ihm besonders, da er durch ihn seine Besitzungen auf Ulietea verloren hatte. Wir dachten uns diesen Eroberer als einen jungen und kräftigen Mann, dessen Gesicht von Muth und Geist strahle. Als wir ihn auf Ulietea sahen, fanden wir einen schwachen abgelebten Greis, der fast blind war, an Trägheit seines Gleichen nicht hatte und blutwenig Verstand besaß.

Auf diesen Inseln verschafften wir uns Früchte, Ignamen, Bananen, Geflügel und Schweine. Die Bananen, die wir kochten und der Mannschaft statt Brotes reichten, waren uns noch nützlicher als das frische Fleisch. Diese Speise war unseren Matrosen hoch willkommen, denn unser Schiffszwieback wimmelte dergestalt von Würmern, daß man mit jedem Bissen mehr als zwanzig in den Mund bekam, die noch schärfer als Senf schmeckten. Wir hofften, uns für unsere weitere Fahrt mit lebenden Thieren versehen zu können. Man verkaufte uns Schweine und Geflügel genug, aber die Schweine fraßen nicht und mußten geschlachtet werden, und das Geflügel wurde im Kopfe krank und starb.

Diese Inseln gleichen Tahiti so sehr, daß wir wenige Abweichungen bemerkten. Von den Tänzen hatten einige einen komischen Charakter und einer eine dramatische Handlung. Bei diesem theilten sich die Tänzer in zwei Abtheilungen, die sich durch die Farbe ihrer Kleider unterschieden. Die braungekleidete Abtheilung stelle einen Herrn und dessen Diener vor, die weißgekleidete Diebe. Der Herr beauftragte seine Diener, einen Korb mit Lebensmitteln zu bewachen, die Diener führten diesen Befehl tanzend aus und die Diebe suchten sich ebenfalls tanzend des Korbes zu bemächtigen. Endlich wurden die Braunen müde und legten sich um den Korb herum schlafen, worauf die Weißen herbeischlichen und ihren Raub ausführten. Die drei dramatischen Einheiten wurden so streng beobachtet, daß unsere Bewunderer des reinen Geschmacks ihre Freude gehabt haben würden.

Von den Gesellschaftsinseln — so nannte ich die neben einander-

liegenden Eilande Ulietea, Otaha, Bolabola, Huahine, Tubai (Motuiti) und Maurua (Maupiti) — segelten wir nach einer Insel, der Tupia den Namen Otitiroa gab. Sie hat etwa dreieinviertel Meile im Umfang, ist mehr hoch als niedrig und schwach bevölkert. Von einem Corallenriff ist diese Insel nicht umgeben. Ihr Haupterzeugniß ist der Eloabaum, aus dem Lanzen verfertigt werden. Die Einwohner sind kräftig, wohl gebaut und etwas brauner als die der Gesellschaftsinseln. Die einzigen Figuren, die sie auf ihrem Körper anbringen, sind schwarze Ringe um Arme und Beine und unter den Achseln handgroße Flecken von derselben Farbe mit eingezackten Rändern. Ihre Kleidung war eine eigenthümliche. Fast alle Stoffe waren glänzend tiefgelb gefärbt und auf der Außenseite mit einem rothen oder bleifarbigen Firniß bekleidet. Auf diese malen sie Streifen, so daß verschiedene, erstaunlich regelmäßige Muster entstehen. Der rothgefärbte Stoff war schwarz, der bleifarbige weiß gestreift. Ihre Kleidung ist ein Ueberwurf, der bis zum Knie hinabreicht. Er besteht aus einem Stück Zeug und hat, um den Kopf durchstecken zu können, in der Mitte ein Loch, dessen Rand mit großen Stichen gesteppt ist. Es war dies das erste Mal, daß wir bei Inselbewohnern der Südsee eine Art von Nadel in Gebrauch fanden. Haben sie dieses Kleid über den Kopf geworfen, so befestigen sie dasselbe mit einem gelben Tuche, das um den Hals geschlungen wird, auf der Brust sich kreuzt und an den Hüften schärpenartig hinabhängt. Dieses Tuch deckt ein zweites von rothem Stoff, und das Ganze sieht sowohl hübsch als kriegerisch aus. Einige tragen Mützen von Vogelfedern, Andere einen kleinen Turban. Ihre Lanzen sind länger, als man sie auf den anderen Inseln kennt, aber leichter und nicht so gut geschärft. Beim Kampfe bildet sich der Krieger eine Schutzwaffe, indem er unter seine Kleider vom Halse bis zum Gürtel mehrere Matten steckt.

Am 15. August segelten wir von Otitiroa ab, und am 25. feierten wir den Jahrestag unserer Abreise aus England damit, daß wir einen Chesterkäse aus seinem Topfe befreiten, wo er sich sehr gut gehalten hatte, und eine Tonne vorzügliches Bier anzapften. Am 30. sahen wir den Kometen, der um viereinhalb Uhr Morgens seinen Meridian erreichte und dessen Schweif nun einen Winkel von 42 Grad

liegenden Eilande Ulietea, Otaha, Bolabola, Huahine, Tubai (Motuiti) und Maurua (Maupiti) — segelten wir nach einer Insel, der Tupia den Namen Otitiroa gab. Sie hat etwa dreieinviertel Meile im Umfang, ist mehr hoch als niedrig und schwach bevölkert. Von einem Corallenriff ist diese Insel nicht umgeben. Ihr Haupterzeugniß ist der Eloabaum, aus dem Lanzen verfertigt werden. Die Einwohner sind kräftig, wohl gebaut und etwas brauner als die der Gesellschaftsinseln. Die einzigen Figuren, die sie auf ihrem Körper anbringen, sind schwarze Ringe um Arme und Beine und unter den Achseln handgroße Flecken von derselben Farbe mit eingezackten Rändern. Ihre Kleidung war eine eigenthümliche. Fast alle Stoffe waren glänzend tiefgelb gefärbt und auf der Außenseite mit einem rothen oder bleifarbigen Firniß bekleidet. Auf diese malen sie Streifen, so daß verschiedene, erstaunlich regelmäßige Muster entstehen. Der rothgefärbte Stoff war schwarz, der bleifarbige weiß gestreift. Ihre Kleidung ist ein Ueberwurf, der bis zum Knie hinabreicht. Er besteht aus einem Stück Zeug und hat, um den Kopf durchstecken zu können, in der Mitte ein Loch, dessen Rand mit großen Stichen gesteppt ist. Es war dies das erste Mal, daß wir bei Inselbewohnern der Südsee eine Art von Nadel in Gebrauch fanden. Haben sie dieses Kleid über den Kopf geworfen, so befestigen sie dasselbe mit einem gelben Tuche, das um den Hals geschlungen wird, auf der Brust sich kreuzt und an den Hüften schärpenartig hinabhängt. Dieses Tuch deckt ein zweites von rothem Stoff, und das Ganze sieht sowohl hübsch als kriegerisch aus. Einige tragen Mützen von Vogelfedern, Andere einen kleinen Turban. Ihre Lanzen sind länger, als man sie auf den anderen Inseln kennt, aber leichter und nicht so gut geschärft. Beim Kampfe bildet sich der Krieger eine Schutzwaffe, indem er unter seine Kleider vom Halse bis zum Gürtel mehrere Matten steckt.

Am 15. August segelten wir von Otitiroa ab, und am 25. feierten wir den Jahrestag unserer Abreise aus England damit, daß wir einen Chesterkäse aus seinem Topfe befreiten, wo er sich sehr gut gehalten hatte, und eine Tonne vorzügliches Bier anzapften. Am 30. sahen wir den Kometen, der um viereinhalb Uhr Morgens seinen Meridian erreichte und dessen Schweif nun einen Winkel von 42 Grad

bildete. Tupia sah dieses Gestirn nicht so bald, als er ausrief, jetzt würden die Bewohner von Ulietea eilends in die Gebirge fliehen, um nicht von ihren Gebietern aus Bolabola erschlagen zu werden. Bis zum 3. September steuerten wir südlich, dann wendeten wir uns westlich. Am 27. sahen wir einige Seekräuter und ein mit Muscheln bedecktes Stück Holz, am folgenden Tage einen Seehund, der schlafend auf dem Meere trieb, am 29. einen Vogel, der ein Landvogel zu sein schien und bis auf seinen kurzen Schnabel der Becassine ähnlich war. Am 1. October wurden eine unzählbare Menge Vögel und abermals ein schlafender Seehund sichtbar. Nach der allgemeinen Meinung entfernen sich die Seehunde nie weit vom Lande und werden stets nur in Untiefen gefunden. Im Südmeer erhält diese Meinung keine Bestätigung. Um so wahrer ist es, daß Seekräuter die Nähe von Land anzeigen. In den nächsten Tagen mehrten sich die Anzeichen. Noch mehr Seegras erschien, dann wieder ein Holzstück mit Muscheln bedeckt, endlich ein brauner Vogel mit weißen Federn unter den Flügeln von der Größe eines Raben, der in der Nähe der Falklandsinseln sehr häufig sein soll. Am 6. October sahen wir vom Mastkorbe aus Land.

Der nächste Tag förderte uns wenig, da Windstille eintrat. Als wir das Land deutlicher sahen, erschien es uns immer großartiger. Vier bis fünf Bergreihen lagen hinter einander, eine über die andere emporsteigend, und hinter ihnen zeigte sich noch eine Gebirgsreihe von scheinbar ungeheurer Größe. Allgemein hofften wir, die Terra australis incognita gefunden zu haben. Gegen fünf Uhr (8. October) entdeckten wir die Oeffnung einer Bai, die ziemlich tief ins Innere zu gehen schien, und hielten sogleich auf sie zu. Auch sahen wir von verschiedenen Theilen der Küste Rauch aufsteigen. Am nächsten Morgen zeigte sich, daß die Berge mit Holz bestanden waren und auf der Ebene große Bäume wuchsen. In der Bucht bewegten sich mehrere Pirogen, die nicht auf uns zu achten schienen. Später wurden mehrere kleine, aber reinliche Häuser sichtbar, und bei dem einen waren viele Menschen versammelt. Auf einer kleinen Halbinsel bemerkten wir ganz deutlich ein hohes und regelmäßiges Pfahlwerk, welches den ganzen Gipfel eines Bergs umgab. Unsere Leute zerbrachen sich den Kopf, was die-

bildete. Tupia sah dieses Gestirn nicht so bald, als er ausrief, jetzt würden die Bewohner von Ulietea eilends in die Gebirge fliehen, um nicht von ihren Gebietern aus Bolabola erschlagen zu werden. Bis zum 3. September steuerten wir südlich, dann wendeten wir uns westlich. Am 27. sahen wir einige Seekräuter und ein mit Muscheln bedecktes Stück Holz, am folgenden Tage einen Seehund, der schlafend auf dem Meere trieb, am 29. einen Vogel, der ein Landvogel zu sein schien und bis auf seinen kurzen Schnabel der Becassine ähnlich war. Am 1. October wurden eine unzählbare Menge Vögel und abermals ein schlafender Seehund sichtbar. Nach der allgemeinen Meinung entfernen sich die Seehunde nie weit vom Lande und werden stets nur in Untiefen gefunden. Im Südmeer erhält diese Meinung keine Bestätigung. Um so wahrer ist es, daß Seekräuter die Nähe von Land anzeigen. In den nächsten Tagen mehrten sich die Anzeichen. Noch mehr Seegras erschien, dann wieder ein Holzstück mit Muscheln bedeckt, endlich ein brauner Vogel mit weißen Federn unter den Flügeln von der Größe eines Raben, der in der Nähe der Falklandsinseln sehr häufig sein soll. Am 6. October sahen wir vom Mastkorbe aus Land.

Der nächste Tag förderte uns wenig, da Windstille eintrat. Als wir das Land deutlicher sahen, erschien es uns immer großartiger. Vier bis fünf Bergreihen lagen hinter einander, eine über die andere emporsteigend, und hinter ihnen zeigte sich noch eine Gebirgsreihe von scheinbar ungeheurer Größe. Allgemein hofften wir, die Terra australis incognita gefunden zu haben. Gegen fünf Uhr (8. October) entdeckten wir die Oeffnung einer Bai, die ziemlich tief ins Innere zu gehen schien, und hielten sogleich auf sie zu. Auch sahen wir von verschiedenen Theilen der Küste Rauch aufsteigen. Am nächsten Morgen zeigte sich, daß die Berge mit Holz bestanden waren und auf der Ebene große Bäume wuchsen. In der Bucht bewegten sich mehrere Pirogen, die nicht auf uns zu achten schienen. Später wurden mehrere kleine, aber reinliche Häuser sichtbar, und bei dem einen waren viele Menschen versammelt. Auf einer kleinen Halbinsel bemerkten wir ganz deutlich ein hohes und regelmäßiges Pfahlwerk, welches den ganzen Gipfel eines Bergs umgab. Unsere Leute zerbrachen sich den Kopf, was die-

ses Pfahlwerk bedeuten möge; die Einen riethen auf einen Park für Dammhirsche, die Anderen auf ein Gehege für Ochsen und Schafe.

Gegen vier Uhr Nachmittags ankerten wir an der nordwestlichen Seite der Bucht, vor der Mündung eines kleinen Flusses und etwa eine halbe Stunde von der Küste entfernt. Am Abend ging ich mit den Herren Banks und Solander in der Pinasse und im kleinen Boot ans Land. Wir landeten am östlichen Ufer des Flusses, der hier etwa vierzig Ruthen breit ist. Auf dem andern Ufer waren Eingeborne, zu denen wir im Boot hinüberruderten; die Pinasse blieb in der Mündung zurück. Als wir uns den Wilden näherten, ergriffen alle die Flucht. Wir stiegen doch ans Ufer, indem wir im Boot vier Schiffsjungen zurückließen. Während wir auf einige Hütten zuschritten, liefen vier mit Lanzen bewaffnete Eingeborne zu dem Boote, dessen sie sich vermuthlich bemächtigt haben würden, wenn die Leute der Pinasse den Schiffsjungen nicht zugerufen hätten, sich vom Strome treiben zu lassen. Die Vier verfolgten sie, ohne sich durch zwei Kugeln der Pinasse, die über ihre Köpfe wegpfiffen, abschrecken zu lassen. Der dritte Schuß, der einen von ihnen todt niederstreckte, trieb sie endlich in die Flucht. Unter diesen Umständen kehrten wir aufs Schiff zurück und hörten noch lange auf dem Ufer laut und heftig sprechen.

Bei Tagesanbruch hatten sich mehrere Eingeborne an ihrem früheren Platze eingefunden. Nur drei oder vier trugen Lanzen, die übrigen, welche auf den ersten Blick unbewaffnet zu sein schienen, waren mit einer Art Schwert aus grünem Talkstein, einen Fuß lang und gut geglättet, versehen. Ich nahm drei Boote mit Marinesoldaten und Matrosen mit, ans Land ließ ich mich blos von Tupia und den Herren Banks und Solander begleiten. Die Wilden kamen uns mit drohenden Geberden entgegen und antworteten auf Tupia's Anrede mit dem Schwingen ihrer Waffen. Nachdem ich die Marinesoldaten herbeigerufen und in Schlachtordnung gestellt hatte, ging ich noch einmal auf sie zu und ließ Tupia wieder das Wort nehmen. Zum Glück verstanden sie ihn. Der Inhalt seiner Rede war, daß wir Wasser und Lebensmittel zu haben wünschten, wofür wir ihnen Eisen, dessen Nutzen er ihnen erklärte, geben würden. Sie antworteten, daß sie mit uns verkehren wollten, wenn wir zu ihnen kämen. In diesem

ses Pfahlwerk bedeuten möge; die Einen riethen auf einen Park für Dammhirsche, die Anderen auf ein Gehege für Ochsen und Schafe.

Gegen vier Uhr Nachmittags ankerten wir an der nordwestlichen Seite der Bucht, vor der Mündung eines kleinen Flusses und etwa eine halbe Stunde von der Küste entfernt. Am Abend ging ich mit den Herren Banks und Solander in der Pinasse und im kleinen Boot ans Land. Wir landeten am östlichen Ufer des Flusses, der hier etwa vierzig Ruthen breit ist. Auf dem andern Ufer waren Eingeborne, zu denen wir im Boot hinüberruderten; die Pinasse blieb in der Mündung zurück. Als wir uns den Wilden näherten, ergriffen alle die Flucht. Wir stiegen doch ans Ufer, indem wir im Boot vier Schiffsjungen zurückließen. Während wir auf einige Hütten zuschritten, liefen vier mit Lanzen bewaffnete Eingeborne zu dem Boote, dessen sie sich vermuthlich bemächtigt haben würden, wenn die Leute der Pinasse den Schiffsjungen nicht zugerufen hätten, sich vom Strome treiben zu lassen. Die Vier verfolgten sie, ohne sich durch zwei Kugeln der Pinasse, die über ihre Köpfe wegpfiffen, abschrecken zu lassen. Der dritte Schuß, der einen von ihnen todt niederstreckte, trieb sie endlich in die Flucht. Unter diesen Umständen kehrten wir aufs Schiff zurück und hörten noch lange auf dem Ufer laut und heftig sprechen.

Bei Tagesanbruch hatten sich mehrere Eingeborne an ihrem früheren Platze eingefunden. Nur drei oder vier trugen Lanzen, die übrigen, welche auf den ersten Blick unbewaffnet zu sein schienen, waren mit einer Art Schwert aus grünem Talkstein, einen Fuß lang und gut geglättet, versehen. Ich nahm drei Boote mit Marinesoldaten und Matrosen mit, ans Land ließ ich mich blos von Tupia und den Herren Banks und Solander begleiten. Die Wilden kamen uns mit drohenden Geberden entgegen und antworteten auf Tupia's Anrede mit dem Schwingen ihrer Waffen. Nachdem ich die Marinesoldaten herbeigerufen und in Schlachtordnung gestellt hatte, ging ich noch einmal auf sie zu und ließ Tupia wieder das Wort nehmen. Zum Glück verstanden sie ihn. Der Inhalt seiner Rede war, daß wir Wasser und Lebensmittel zu haben wünschten, wofür wir ihnen Eisen, dessen Nutzen er ihnen erklärte, geben würden. Sie antworteten, daß sie mit uns verkehren wollten, wenn wir zu ihnen kämen. In diesem

Falle hätten sie die Waffen niederlegen müssen, und dazu verstanden sie sich nicht. Tupia warnte uns ernstlich; diese Leute seien nicht unsere Freunde. Endlich kam einer zu uns, mehrere folgten und bald hatten wir die ganze Gesellschaft. Unsere Geschenke, Glaswaaren und Eisen, wurden kühl angenommen. Wir sollten mit ihnen die Waffen tauschen, und unsere Weigerung hatte zur Folge, daß sie nach unseren Flinten griffen. Einem gelang es, Herrn Green seinen Hirschfänger zu entreißen, und bei dem Anblick des Wilden, der seine Beute triumphirend um den Kopf schwang, wurden die anderen unerträglich unverschämt. Da immer mehrere herbeikamen, ließ ich Herrn Banks auf den Dieb mit Schrot schießen. Dieser Schuß machte keinen Eindruck, und die Lage wurde so drohend, daß nichts übrig blieb, als mit einer Kugel auf den Wilden zu feuern. Er fiel, und der Hirschfänger kam wieder in unsere Hand. Ein allgemeiner Angriff, zu dem es kommen zu müssen schien, wurde durch einige Schrotschüsse in den dichtesten Haufen glücklich abgewendet. Einige unserer Feinde waren verwundet, wie wir, nachdem sie den Fluß durchschwommen hatten, deutlich sahen.

Dieser unglückliche Ausgang bewies mir deutlich, daß wir mit den Wilden dieses Orts zu keinem Einverständniß gelangen könnten. Ich versuchte es mit dem Hintergrunde der Bucht, wo wir vielleicht Trinkwasser fanden und einige Eingeborne greifen konnten. Unglücklicherweise gestattete die starke Brandung mir nirgends das Landen. Mein Augenmerk richtete sich nun auf zwei Pirogen, in denen ich Fischer ohne Waffen vermuthete, die meinen drei Booten keinen Widerstand entgegensetzen würden. Die eine entging uns, die andere wurde eingeholt. Nachdem Tupia's freundliche Worte unbeachtet geblieben waren, ließ ich einen Flintenschuß über die Ruderer hinfeuern. Sie hörten sogleich zu rudern auf und entkleideten sich, doch war dies weiter nichts als eine Vorbereitung zum Kampfe. Als das erste unserer Boote nahe kam, griffen sie es mit Rudern, Steinen und anderen Waffen so nachdrücklich an, daß unsere Leute aus Nothwehr schießen mußten. Leider wurden vier Wilde getödtet; der anderen, lauter junger Leute, von denen der älteste etwa neunzehn Jahre zählte, bemächtigten wir uns.

Falle hätten sie die Waffen niederlegen müssen, und dazu verstanden sie sich nicht. Tupia warnte uns ernstlich; diese Leute seien nicht unsere Freunde. Endlich kam einer zu uns, mehrere folgten und bald hatten wir die ganze Gesellschaft. Unsere Geschenke, Glaswaaren und Eisen, wurden kühl angenommen. Wir sollten mit ihnen die Waffen tauschen, und unsere Weigerung hatte zur Folge, daß sie nach unseren Flinten griffen. Einem gelang es, Herrn Green seinen Hirschfänger zu entreißen, und bei dem Anblick des Wilden, der seine Beute triumphirend um den Kopf schwang, wurden die anderen unerträglich unverschämt. Da immer mehrere herbeikamen, ließ ich Herrn Banks auf den Dieb mit Schrot schießen. Dieser Schuß machte keinen Eindruck, und die Lage wurde so drohend, daß nichts übrig blieb, als mit einer Kugel auf den Wilden zu feuern. Er fiel, und der Hirschfänger kam wieder in unsere Hand. Ein allgemeiner Angriff, zu dem es kommen zu müssen schien, wurde durch einige Schrotschüsse in den dichtesten Haufen glücklich abgewendet. Einige unserer Feinde waren verwundet, wie wir, nachdem sie den Fluß durchschwommen hatten, deutlich sahen.

Dieser unglückliche Ausgang bewies mir deutlich, daß wir mit den Wilden dieses Orts zu keinem Einverständniß gelangen könnten. Ich versuchte es mit dem Hintergrunde der Bucht, wo wir vielleicht Trinkwasser fanden und einige Eingeborne greifen konnten. Unglücklicherweise gestattete die starke Brandung mir nirgends das Landen. Mein Augenmerk richtete sich nun auf zwei Pirogen, in denen ich Fischer ohne Waffen vermuthete, die meinen drei Booten keinen Widerstand entgegensetzen würden. Die eine entging uns, die andere wurde eingeholt. Nachdem Tupia's freundliche Worte unbeachtet geblieben waren, ließ ich einen Flintenschuß über die Ruderer hinfeuern. Sie hörten sogleich zu rudern auf und entkleideten sich, doch war dies weiter nichts als eine Vorbereitung zum Kampfe. Als das erste unserer Boote nahe kam, griffen sie es mit Rudern, Steinen und anderen Waffen so nachdrücklich an, daß unsere Leute aus Nothwehr schießen mußten. Leider wurden vier Wilde getödtet; der anderen, lauter junger Leute, von denen der älteste etwa neunzehn Jahre zählte, bemächtigten wir uns.

Sobald die drei jungen Wilden, die wir aus dem Wasser gezogen hatten, an Bord des Schiffes waren, warfen sie sich auf den Boden und erwarteten ohne Zweifel den Tod. Wir beruhigten sie, indem wir ihnen Kleider reichten und sie auf jede Weise von unseren freundlichen Gesinnungen überzeugten. Wer die menschliche Natur kennt, wird begreifen, daß diese jungen Leute, welche eben ihre Verwandten hatten sterben sehen, nicht so bald von ihrer Todesfurcht befreit waren, als sie vom Schmerz zur ausgelassensten Freude übergingen. Dieses Gefühl sprach sich in ihren Zügen und Bewegungen unverkennbar aus. Sie stellten mit großer Neugier Fragen und antworteten auf die unsrigen mit Bereitwilligkeit. Sie aßen zunächst Brot, und als unser Mittagsessen aufgetragen wurde, wollten sie von Allem kosten, was sie sahen. Das gesalzene Schweinefleisch war diejenige Speise, welche ihnen am besten mundete. Nach Sonnenuntergang hielten sie noch ein Mahl und legten sich dann in die Betten, die für sie bereit standen. In der Nacht wurden sie wieder traurig, ließen sich aber von Tupia beruhigen und stimmten sogar ein Lied an, dessen angenehme Melodie uns überraschte.

Nachdem sie am andern Morgen wieder eine ungeheure Mahlzeit gehalten hatten, erklärte ich ihnen, daß ich sie ans Land zurückführen werde. Sie waren darüber sehr erfreut, bis sie sahen, daß unsere Boote die Richtung nach dem Flusse einschlugen, wo wir zuerst gelandet waren. Dort, sagten sie, wohnten ihre Feinde, von denen sie getödtet und gegessen werden würden. Auf ihre Bitten landete ich an dem Theile der Bucht, der ihre Heimath war. Sie verließen uns, und wir gingen am Rande eines Sumpfes hin, um einige der Enten zu schießen, welche dort in großer Menge umherflogen. Wir hatten etwa eine Viertelmeile zurückgelegt, da bemerkten wir eine Menge Wilder, und bald darauf eine zweite Schaar, die den Sumpf umging. Gleichzeitig kehrten unsere drei Gefangenen zurück und baten um unsern Schutz. Wir gingen zu den Booten zurück, die uns auf die andere Seite des Flusses übersetzten. Auf dem jenseitigen Ufer erschienen die Wilden in kleinen Trupps, bis ihrer an zweihundert beisammen waren. Da der Oheim eines unserer neuen Bekannten unter ihnen war, so ließ sich vielleicht ein freundlicher Verkehr einleiten. Unsere

Sobald die drei jungen Wilden, die wir aus dem Wasser gezogen hatten, an Bord des Schiffes waren, warfen sie sich auf den Boden und erwarteten ohne Zweifel den Tod. Wir beruhigten sie, indem wir ihnen Kleider reichten und sie auf jede Weise von unseren freundlichen Gesinnungen überzeugten. Wer die menschliche Natur kennt, wird begreifen, daß diese jungen Leute, welche eben ihre Verwandten hatten sterben sehen, nicht so bald von ihrer Todesfurcht befreit waren, als sie vom Schmerz zur ausgelassensten Freude übergingen. Dieses Gefühl sprach sich in ihren Zügen und Bewegungen unverkennbar aus. Sie stellten mit großer Neugier Fragen und antworteten auf die unsrigen mit Bereitwilligkeit. Sie aßen zunächst Brot, und als unser Mittagsessen aufgetragen wurde, wollten sie von Allem kosten, was sie sahen. Das gesalzene Schweinefleisch war diejenige Speise, welche ihnen am besten mundete. Nach Sonnenuntergang hielten sie noch ein Mahl und legten sich dann in die Betten, die für sie bereit standen. In der Nacht wurden sie wieder traurig, ließen sich aber von Tupia beruhigen und stimmten sogar ein Lied an, dessen angenehme Melodie uns überraschte.

Nachdem sie am andern Morgen wieder eine ungeheure Mahlzeit gehalten hatten, erklärte ich ihnen, daß ich sie ans Land zurückführen werde. Sie waren darüber sehr erfreut, bis sie sahen, daß unsere Boote die Richtung nach dem Flusse einschlugen, wo wir zuerst gelandet waren. Dort, sagten sie, wohnten ihre Feinde, von denen sie getödtet und gegessen werden würden. Auf ihre Bitten landete ich an dem Theile der Bucht, der ihre Heimath war. Sie verließen uns, und wir gingen am Rande eines Sumpfes hin, um einige der Enten zu schießen, welche dort in großer Menge umherflogen. Wir hatten etwa eine Viertelmeile zurückgelegt, da bemerkten wir eine Menge Wilder, und bald darauf eine zweite Schaar, die den Sumpf umging. Gleichzeitig kehrten unsere drei Gefangenen zurück und baten um unsern Schutz. Wir gingen zu den Booten zurück, die uns auf die andere Seite des Flusses übersetzten. Auf dem jenseitigen Ufer erschienen die Wilden in kleinen Trupps, bis ihrer an zweihundert beisammen waren. Da der Oheim eines unserer neuen Bekannten unter ihnen war, so ließ sich vielleicht ein freundlicher Verkehr einleiten. Unsere

drei jungen Wilden zeigten ihren Genossen drüben alle Geschenke, die wir ihnen gemacht hatten, und einer aus dem Haufen schwamm über den Fluß, um Tupia einen grünen Zweig zu überreichen. Weiter erfolgte nichts, und wir kehrten unverrichteter Sache zu unserm Schiffe zurück, nicht wenig erstaunt, daß die drei Jünglinge uns dahin begleiteten. Während der Nacht hörten wir wie gewöhnlich im Hintergrunde der Bucht ein lautes Geschrei, dessen Bedeutung wir uns nicht erklären konnten. Am nächsten Morgen entließen wir die drei Wilden an die Küste.

Am 11. October um sechs Uhr Morgens hoben wir den Anker und verließen diese erbärmliche Küste, der ich den Namen der Armuthsbai gab, weil wir uns mit nichts als mit Holz versorgen konnten. Wir segelten südwestlich und begegneten mehreren Pirogen, von denen eine so nahe kam, daß wir ihre Bemannung einladen konnten, zu uns an Bord zu kommen. Die Wilden folgten unserer Einladung und waren nach unseren Waaren höchst begierig. Da sie immer mehr haben wollten, verkauften sie uns Alles, was sie in ihrem Fahrzeug hatten, selbst ihre Waffen und ihre Ruder bis auf die, welche sie ganz nothwendig brauchten. Wir erhielten dadurch Gelegenheit, ihre Schwerter genau zu untersuchen. Sie haben die Form eines spitzigen Ballholzes (Rackete) und einen kurzen Griff. Der grüne Talkstein, aus dem sie bestehen, ist auf beiden Seiten geschliffen. Dieses Schwert heißt Patu-Patu und ist zum Kampfe in der Nähe wie geschaffen; es spaltet gewiß den härtesten Schädel mit einem einzigen Hiebe. Nicht alle diese Wilden verließen uns, drei blieben an Bord. Sie hatten gewiß keine Ahnung, daß der frische Wind, der sich erhob, sie weit von ihrer Heimath entführen werde, wenigstens verriethen sie viel Angst und Betrübniß, als sie sich Stunden weit fortgetragen sahen. Zum Glück für sie begegneten uns am nächsten Morgen zwei Pirogen, bei denen sie Aufnahme fanden. Sie vertrauten sich diesen Fahrzeugen übrigens nicht sogleich an, und wir überzeugten uns bei dieser Gelegenheit, daß der abscheuliche Gebrauch des Menschenfressens wirklich herrsche. Was uns die ersten Wilden darüber sagten, hatten wir nicht geglaubt, da junge Leute gern übertreiben.

Wir befanden uns vor einer Spitze, hinter der das Land eine

drei jungen Wilden zeigten ihren Genossen drüben alle Geschenke, die wir ihnen gemacht hatten, und einer aus dem Haufen schwamm über den Fluß, um Tupia einen grünen Zweig zu überreichen. Weiter erfolgte nichts, und wir kehrten unverrichteter Sache zu unserm Schiffe zurück, nicht wenig erstaunt, daß die drei Jünglinge uns dahin begleiteten. Während der Nacht hörten wir wie gewöhnlich im Hintergrunde der Bucht ein lautes Geschrei, dessen Bedeutung wir uns nicht erklären konnten. Am nächsten Morgen entließen wir die drei Wilden an die Küste.

Am 11. October um sechs Uhr Morgens hoben wir den Anker und verließen diese erbärmliche Küste, der ich den Namen der Armuthsbai gab, weil wir uns mit nichts als mit Holz versorgen konnten. Wir segelten südwestlich und begegneten mehreren Pirogen, von denen eine so nahe kam, daß wir ihre Bemannung einladen konnten, zu uns an Bord zu kommen. Die Wilden folgten unserer Einladung und waren nach unseren Waaren höchst begierig. Da sie immer mehr haben wollten, verkauften sie uns Alles, was sie in ihrem Fahrzeug hatten, selbst ihre Waffen und ihre Ruder bis auf die, welche sie ganz nothwendig brauchten. Wir erhielten dadurch Gelegenheit, ihre Schwerter genau zu untersuchen. Sie haben die Form eines spitzigen Ballholzes (Rackete) und einen kurzen Griff. Der grüne Talkstein, aus dem sie bestehen, ist auf beiden Seiten geschliffen. Dieses Schwert heißt Patu-Patu und ist zum Kampfe in der Nähe wie geschaffen; es spaltet gewiß den härtesten Schädel mit einem einzigen Hiebe. Nicht alle diese Wilden verließen uns, drei blieben an Bord. Sie hatten gewiß keine Ahnung, daß der frische Wind, der sich erhob, sie weit von ihrer Heimath entführen werde, wenigstens verriethen sie viel Angst und Betrübniß, als sie sich Stunden weit fortgetragen sahen. Zum Glück für sie begegneten uns am nächsten Morgen zwei Pirogen, bei denen sie Aufnahme fanden. Sie vertrauten sich diesen Fahrzeugen übrigens nicht sogleich an, und wir überzeugten uns bei dieser Gelegenheit, daß der abscheuliche Gebrauch des Menschenfressens wirklich herrsche. Was uns die ersten Wilden darüber sagten, hatten wir nicht geglaubt, da junge Leute gern übertreiben.

Wir befanden uns vor einer Spitze, hinter der das Land eine

südsüdwestliche Richtung annimmt. Ich nannte sie wegen ihrer Form Cap Table. Sie hat eine beträchtliche Höhe, endet in einem scharfen Winkel und scheint oben ganz flach zu sein. Sie ist der Endpunkt einer niedrigen und schmalen Halbinsel oder Landzunge, die von den Eingebornen mit dem Namen Tarakato bezeichnet wird. Nicht weit entfernt liegt eine kleine Insel, das südlichste Land, das wir sahen. Ich nannte sie Portland, weil sie mit der gleichnamigen Insel im Canal de la Manche eine außerordentliche Aehnlichkeit hat. Indem wir längs der Küste hinfuhren, sahen wir sowohl auf dem Festlande als auf der Insel Eingeborne in großer Anzahl. Wir unterschieden auch bebaute Ländereien. Einige sahen wie frisch bearbeitet aus und hatten Furchen wie gepflügtes Land, andere waren mit Pflanzen in verschiedenen Stadien des Wachsthums bekleidet. An zwei Stellen zogen sich auf der Spitze der Berge hohe Pfähle hin, wie wir sie bereits in der Gegend der Armuthsbai gesehen hatten. Da sie eine Linie bildeten und nichts einschlossen, konnten wir ihre Bestimmung nicht errathen.

Die Pirogen, denen wir in den nächsten Tagen begegneten, benahmen sich bald freundlich, bald feindlich. Wie sehr wir Ursache hatten, auf unserer Hut zu sein, ergab sich, als wir einmal auf einen unebenen und felsigen Grund geriethen. Die Wilden mochten aus der Bewegung auf unserm Schiff schließen, daß wir in Gefahr seien, und eilten sogleich in fünf mit Bewaffneten gefüllten Pirogen herbei. Sie ließen sich erst durch einen Kanonenschuß einschüchtern. Ein anderes Mal bot ich einem Häuptling in einer Piroge, der einen schwarzen Pelz auf der Schulter trug, ein Stück Zeug zum Tausch an. Er verlangte, daß ich ihm die Waare zuerst reichte, ergriff sie und eilte mit dem Zeug und dem Pelz davon. Da er ungestraft blieb, gingen seine Begleiter in ihrer Frechheit so weit, den kleinen Tajeto, Tupia's Diener, in ihre Piroge zu reißen. Wir waren in großer Verlegenheit, wie wir den armen Knaben wiedererhalten sollten, da unsere Schüsse so gut ihn wie seine Räuber treffen konnten. Ein glücklicher Zufall wollte, daß einer der Wilden fiel, worauf die übrigen im ersten Schreck Tajeto losließen. Er warf sich ohne Zögern ins Meer und erreichte

südsüdwestliche Richtung annimmt. Ich nannte sie wegen ihrer Form Cap Table. Sie hat eine beträchtliche Höhe, endet in einem scharfen Winkel und scheint oben ganz flach zu sein. Sie ist der Endpunkt einer niedrigen und schmalen Halbinsel oder Landzunge, die von den Eingebornen mit dem Namen Tarakato bezeichnet wird. Nicht weit entfernt liegt eine kleine Insel, das südlichste Land, das wir sahen. Ich nannte sie Portland, weil sie mit der gleichnamigen Insel im Canal de la Manche eine außerordentliche Aehnlichkeit hat. Indem wir längs der Küste hinfuhren, sahen wir sowohl auf dem Festlande als auf der Insel Eingeborne in großer Anzahl. Wir unterschieden auch bebaute Ländereien. Einige sahen wie frisch bearbeitet aus und hatten Furchen wie gepflügtes Land, andere waren mit Pflanzen in verschiedenen Stadien des Wachsthums bekleidet. An zwei Stellen zogen sich auf der Spitze der Berge hohe Pfähle hin, wie wir sie bereits in der Gegend der Armuthsbai gesehen hatten. Da sie eine Linie bildeten und nichts einschlossen, konnten wir ihre Bestimmung nicht errathen.

Die Pirogen, denen wir in den nächsten Tagen begegneten, benahmen sich bald freundlich, bald feindlich. Wie sehr wir Ursache hatten, auf unserer Hut zu sein, ergab sich, als wir einmal auf einen unebenen und felsigen Grund geriethen. Die Wilden mochten aus der Bewegung auf unserm Schiff schließen, daß wir in Gefahr seien, und eilten sogleich in fünf mit Bewaffneten gefüllten Pirogen herbei. Sie ließen sich erst durch einen Kanonenschuß einschüchtern. Ein anderes Mal bot ich einem Häuptling in einer Piroge, der einen schwarzen Pelz auf der Schulter trug, ein Stück Zeug zum Tausch an. Er verlangte, daß ich ihm die Waare zuerst reichte, ergriff sie und eilte mit dem Zeug und dem Pelz davon. Da er ungestraft blieb, gingen seine Begleiter in ihrer Frechheit so weit, den kleinen Tajeto, Tupia's Diener, in ihre Piroge zu reißen. Wir waren in großer Verlegenheit, wie wir den armen Knaben wiedererhalten sollten, da unsere Schüsse so gut ihn wie seine Räuber treffen konnten. Ein glücklicher Zufall wollte, daß einer der Wilden fiel, worauf die übrigen im ersten Schreck Tajeto losließen. Er warf sich ohne Zögern ins Meer und erreichte

das Schiff. Ich nannte den Ort, wo dies geschah, das Cap der Kinderdiebe (Kidnappers).

Am 17. erhob sich ein Wind, den ich zur Umkehr zu benutzen beschloß, da ich nichts gefunden hatte, was auf einen Hafen schließen ließ, so daß wir bei einem weitern Verfolgen unserer Richtung nichts zu erwarten hatten. Die hohe und runde, aus gelblichen Felsen bestehende Spitze, wo ich diesen Entschluß zur Ausführung brachte, nannte ich das Cap der Umkehr (Turnagain). Zwischen diesem Vorgebirge und jenem der Kinderdiebe hat die Küste eine sehr ungleiche Höhe. An einigen Stellen tritt sie mit weißen Felsen hoch aus dem Meere empor, an anderen Stellen ist sie niedrig und sandig. Sie scheint indessen gut bevölkert zu sein, denn bei unserm Hinfahren an der Küste sahen wir nicht blos in den Thälern, sondern auch auf den Höhen und Abhängen der Berge Dörfer, und an vielen anderen Stellen stieg Rauch auf. Die Gebirgskette, von der ich bereits gesprochen habe, erstreckte sich nach Süden, so weit unsere Blicke reichten, und war überall mit Schnee gesprenkelt.

Ein Besuch von Wilden, den wir am 20. erhielten, verschaffte uns endlich das Trinkwasser, dessen wir bedurften. Sie kannten die Ereignisse in der Armuthsbai, und ich ließ ihnen daher durch Tupia erklären, was wir bei ihnen suchten. Geschenke von einigen Ellen Leinen und einem Nagel stimmten sie ganz freundlich. Auf den Nagel legten sie freilich keinen Werth, aber um so besser gefiel ihnen das Leinen. Sie führten uns zu einer Bucht, in der zwei Bäche flossen. Das freundliche, ja rücksichtsvolle Benehmen der dortigen Einwohner eröffnete uns die Möglichkeit, während wir Wasser schöpften ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen.

Unsere Aufnahme an diesem Orte ermuthigte die Herren Banks und Solander, die Gegend zu durchstreifen, ohne die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Sie sammelten Pflanzen, tödteten Vögel von überraschender Schönheit, besuchten mehrere Hütten, deren Einwohner ihnen ohne Rückhalt Alles zeigten, und erfuhren so mancherlei. Zuweilen nahmen die Wilden ihr Mahl ein und ließen sich durch unsere Freunde nicht stören. In dieser Jahreszeit besteht ihre Nahrung in Fischen, zu denen sie statt Brotes die Wurzeln eines

das Schiff. Ich nannte den Ort, wo dies geschah, das Cap der Kinderdiebe (Kidnappers).

Am 17. erhob sich ein Wind, den ich zur Umkehr zu benutzen beschloß, da ich nichts gefunden hatte, was auf einen Hafen schließen ließ, so daß wir bei einem weitern Verfolgen unserer Richtung nichts zu erwarten hatten. Die hohe und runde, aus gelblichen Felsen bestehende Spitze, wo ich diesen Entschluß zur Ausführung brachte, nannte ich das Cap der Umkehr (Turnagain). Zwischen diesem Vorgebirge und jenem der Kinderdiebe hat die Küste eine sehr ungleiche Höhe. An einigen Stellen tritt sie mit weißen Felsen hoch aus dem Meere empor, an anderen Stellen ist sie niedrig und sandig. Sie scheint indessen gut bevölkert zu sein, denn bei unserm Hinfahren an der Küste sahen wir nicht blos in den Thälern, sondern auch auf den Höhen und Abhängen der Berge Dörfer, und an vielen anderen Stellen stieg Rauch auf. Die Gebirgskette, von der ich bereits gesprochen habe, erstreckte sich nach Süden, so weit unsere Blicke reichten, und war überall mit Schnee gesprenkelt.

Ein Besuch von Wilden, den wir am 20. erhielten, verschaffte uns endlich das Trinkwasser, dessen wir bedurften. Sie kannten die Ereignisse in der Armuthsbai, und ich ließ ihnen daher durch Tupia erklären, was wir bei ihnen suchten. Geschenke von einigen Ellen Leinen und einem Nagel stimmten sie ganz freundlich. Auf den Nagel legten sie freilich keinen Werth, aber um so besser gefiel ihnen das Leinen. Sie führten uns zu einer Bucht, in der zwei Bäche flossen. Das freundliche, ja rücksichtsvolle Benehmen der dortigen Einwohner eröffnete uns die Möglichkeit, während wir Wasser schöpften ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen.

Unsere Aufnahme an diesem Orte ermuthigte die Herren Banks und Solander, die Gegend zu durchstreifen, ohne die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Sie sammelten Pflanzen, tödteten Vögel von überraschender Schönheit, besuchten mehrere Hütten, deren Einwohner ihnen ohne Rückhalt Alles zeigten, und erfuhren so mancherlei. Zuweilen nahmen die Wilden ihr Mahl ein und ließen sich durch unsere Freunde nicht stören. In dieser Jahreszeit besteht ihre Nahrung in Fischen, zu denen sie statt Brotes die Wurzeln eines

Farnkrautes essen, das dem unserer englischen Berge sehr ähnlich ist. Sie rösten diese Wurzeln im Feuer und klopfen sie dann so lange mit einem Stocke, bis die äußere Hülle abfällt. Es bleibt dann eine weiche, etwas teigige, süße Masse, die nicht unangenehm schmeckt, aber mit einer Masse von Fäden vermengt ist. Einige Wilde essen diese Fäden mit, die meisten spieen sie in ein Gefäß, das zu diesem Behuf neben ihnen steht. In anderen Jahreszeiten mögen sie vortreffliche Gemüse in Ueberfluß haben, von zahmen Thieren haben wir blos häßliche Hunde bei ihnen gesehen. Herr Banks untersuchte mehrere ihrer Pflanzungen, die so regelmäßig zu Beeten abgetheilt und so gut bearbeitet waren, wie unsere bestgepflegten Gärten. Er erkannte dort süße Kartoffeln, Eddas, die in Ostindien und auf den amerikanischen Inseln eben so bekannt wie beliebt sind, und einige Kürbisse. Die süßen Kartoffeln waren in regelmäßigen Reihen auf kleinen Hügeln gepflanzt, die Eddas wuchsen auf flachem Boden, und für die Kürbisse hatte man, fast wie in England, unbedeutende Vertiefungen gebildet. Die Ausdehnung der Pflanzungen wechselte zwischen einem und zehn Ackern. Alle zusammengerechnet mochten in der ganzen Bai 150 bis 200 Acker bebaut sein, obgleich wir nie mehr als hundert Wilde sahen. Jeder Bezirk war von einer Hecke umgeben, die gewöhnlich aus Schilfrohr bestand, welches man so dicht ineinander verflochten hatte, daß es einer Maus schwer geworden sein würde, sich hindurchzuwinden.

Die Frauen malen sich das Gesicht mit rothem Ocker und Oel. Diese Schminke bedeckt ihre Wangen und ihre Stirn im feuchten Zustand und theilt sich daher bei Umarmungen leicht mit. Die Nasen von verschiedenen unserer Leute bewiesen auf eine augenscheinliche Weise, daß ein Verkehr vertraulichster Art entstanden sei. Die hiesigen Frauen sind eben so gefallsüchtig wie unsere europäischen Modedamen, und den jungen Mädchen scheint es nicht an Muthwillen zu fehlen Die Männer färbten sich ihr Gesicht meistens nicht, indessen sahen wir einen, der seinen Körper und selbst seine Kleider mit trocknem Ocker eingerieben hatte und ein Stück Farbe in der Hand hielt, mit dem er diesen Schmuck, wo er abgefallen war, augenblicklich erneuerte. Die hiesigen Wilden sind nicht so reinlich, wie die Tahitier,

Farnkrautes essen, das dem unserer englischen Berge sehr ähnlich ist. Sie rösten diese Wurzeln im Feuer und klopfen sie dann so lange mit einem Stocke, bis die äußere Hülle abfällt. Es bleibt dann eine weiche, etwas talgige, süße Masse, die nicht unangenehm schmeckt, aber mit einer Masse von Fäden vermengt ist. Einige Wilde essen diese Fäden mit, die meisten spieen sie in ein Gefäß, das zu diesem Behuf neben ihnen steht. In anderen Jahreszeiten mögen sie vortreffliche Gemüse in Ueberfluß haben, von zahmen Thieren haben wir blos häßliche Hunde bei ihnen gesehen. Herr Banks untersuchte mehrere ihrer Pflanzungen, die so regelmäßig zu Beeten abgetheilt und so gut bearbeitet waren, wie unsere bestgepflegten Gärten. Er erkannte dort süße Kartoffeln, Eddas, die in Ostindien und auf den amerikanischen Inseln eben so bekannt wie beliebt sind, und einige Kürbisse. Die süßen Kartoffeln waren in regelmäßigen Reihen auf kleinen Hügeln gepflanzt, die Eddas wuchsen auf flachem Boden, und für die Kürbisse hatte man, fast wie in England, unbedeutende Vertiefungen gebildet. Die Ausdehnung der Pflanzungen wechselte zwischen einem und zehn Ackern. Alle zusammengerechnet mochten in der ganzen Bai 150 bis 200 Acker bebaut sein, obgleich wir nie mehr als hundert Wilde sahen. Jeder Bezirk war von einer Hecke umgeben, die gewöhnlich aus Schilfrohr bestand, welches man so dicht ineinander verflochten hatte, daß es einer Maus schwer geworden sein würde, sich hindurchzuwinden.

Die Frauen malen sich das Gesicht mit rothem Ocker und Oel. Diese Schminke bedeckt ihre Wangen und ihre Stirn im feuchten Zustand und theilt sich daher bei Umarmungen leicht mit. Die Nasen von verschiedenen unserer Leute bewiesen auf eine augenscheinliche Weise, daß ein Verkehr vertraulichster Art entstanden sei. Die hiesigen Frauen sind eben so gefallsüchtig wie unsere europäischen Modedamen, und den jungen Mädchen scheint es nicht an Muthwillen zu fehlen Die Männer färbten sich ihr Gesicht meistens nicht, indessen sahen wir einen, der seinen Körper und selbst seine Kleider mit trocknem Ocker eingerieben hatte und ein Stück Farbe in der Hand hielt, mit dem er diesen Schmuck, wo er abgefallen war, augenblicklich erneuerte. Die hiesigen Wilden sind nicht so reinlich, wie die Tahitier,

da das Klima zu kalt ist, um ihnen tägliches Baden zu gestatten. Dagegen sahen wir bei ihnen etwas, von dem bei den Indianern und Wilden der ganzen Welt keine Spur zu finden ist, heimliche Orte*) und gewisse Zeichen schienen darauf hinzudeuten, daß das Düngen der Felder im Gebrauch sei.

In einer Bucht unter 38 Grad 22 Minuten südlicher Breite, die von den Eingebornen Tolaga genannt wird, versorgten wir uns mit Wasser. Die Eingebornen waren so friedlich, daß wir ohne Besorgniß unter ihnen umhergehen konnten. Ihre Häuser in den Thälern standen leer, denn sie wohnten in dieser Jahreszeit auf den Bergen in Schuppen, die ganz zweckmäßig gebaut waren. An den Balken des größten dieser Häuser, das nicht vollendet und mit Holzspänen gefüllt war, bemerkten wir gut gearbeitete, aber in bizarrem Geschmack ausgeführte Sculpturen, Spirallinien und verzerrte menschliche Gesichter. Auch die Pirogen waren verschwenderisch mit Bildhauerarbeiten bedeckt und größer, als ich sie bisher noch gesehen hatte. Ich maß eine, die einen kielförmigen Boden und achtundsechzigeinhalb Fuß Länge, fünf Fuß Breite und dreieinhalb Fuß Höhe hatte. Auf einem

*) In diesem Punkte haben die Wilden einen Vorzug vor einer der stolzesten Nationen von Europa, die zu reinlichen Gewohnheiten förmlich hat gezwungen werden müssen. Bis zum Jahre 1760 gab es in Madrid, der spanischen Hauptstadt, nicht einen einzigen heimlichen Ort. Die Einwohner hatten die Gewohnheit, allen Schmuz Nachts auf die Straße zu werfen, und die Polizei ließ ihn auf Wagen aus der Stadt fahren. Der jetzige König wollte dieser schimpflichen Gewohnheit ein Ende machen und erließ eine Verordnung, daß jeder Hauseigenthümer einen heimlichen Ort bauen und die erforderlichen Schleußen auf öffentliche Kosten unterhalten werden sollten. Jede Classe von Unterthanen hatte gegen diesen Befehl ihre besondern Einwendungen zu machen, und die Aerzte opponirten am lautesten. Sie behaupteten, daß die Luft faulende Stoffe enthalte, welche jetzt von den unreinlichen Stoffen auf der Straße eingesogen würden, die aber später der menschliche Körper einfangen werde. Diese Ausrede wurde so wenig wie die anderen beachtet, und die Unzufriedenheit erreichte zuletzt eine solche Höhe, daß man einen Aufstand befürchtete. Der König trug aber den Sieg davon, und Madrid ist gegenwärtig eben so reinlich, wie die Mehrzahl der europäischen Hauptstädte. Cook.

da das Klima zu kalt ist, um ihnen tägliches Baden zu gestatten. Dagegen sahen wir bei ihnen etwas, von dem bei den Indianern und Wilden der ganzen Welt keine Spur zu finden ist, heimliche Orte*) und gewisse Zeichen schienen darauf hinzudeuten, daß das Düngen der Felder im Gebrauch sei.

In einer Bucht unter 38 Grad 22 Minuten südlicher Breite, die von den Eingebornen Tolaga genannt wird, versorgten wir uns mit Wasser. Die Eingebornen waren so friedlich, daß wir ohne Besorgniß unter ihnen umhergehen konnten. Ihre Häuser in den Thälern standen leer, denn sie wohnten in dieser Jahreszeit auf den Bergen in Schuppen, die ganz zweckmäßig gebaut waren. An den Balken des größten dieser Häuser, das nicht vollendet und mit Holzspänen gefüllt war, bemerkten wir gut gearbeitete, aber in bizarrem Geschmack ausgeführte Sculpturen, Spirallinien und verzerrte menschliche Gesichter. Auch die Pirogen waren verschwenderisch mit Bildhauerarbeiten bedeckt und größer, als ich sie bisher noch gesehen hatte. Ich maß eine, die einen kielförmigen Boden und achtundsechzigeinhalb Fuß Länge, fünf Fuß Breite und dreieinhalb Fuß Höhe hatte. Auf einem

*) In diesem Punkte haben die Wilden einen Vorzug vor einer der stolzesten Nationen von Europa, die zu reinlichen Gewohnheiten förmlich hat gezwungen werden müssen. Bis zum Jahre 1760 gab es in Madrid, der spanischen Hauptstadt, nicht einen einzigen heimlichen Ort. Die Einwohner hatten die Gewohnheit, allen Schmuz Nachts auf die Straße zu werfen, und die Polizei ließ ihn auf Wagen aus der Stadt fahren. Der jetzige König wollte dieser schimpflichen Gewohnheit ein Ende machen und erließ eine Verordnung, daß jeder Hauseigenthümer einen heimlichen Ort bauen und die erforderlichen Schleußen auf öffentliche Kosten unterhalten werden sollten. Jede Classe von Unterthanen hatte gegen diesen Befehl ihre besondern Einwendungen zu machen, und die Aerzte opponirten am lautesten. Sie behaupteten, daß die Luft faulende Stoffe enthalte, welche jetzt von den unreinlichen Stoffen auf der Straße eingesogen würden, die aber später der menschliche Körper einfangen werde. Diese Ausrede wurde so wenig wie die anderen beachtet, und die Unzufriedenheit erreichte zuletzt eine solche Höhe, daß man einen Aufstand befürchtete. Der König trug aber den Sieg davon, und Madrid ist gegenwärtig eben so reinlich, wie die Mehrzahl der europäischen Hauptstädte. Cook.

der Berge zog sich eine jener Pfahlreihen hin, welche uns mehrmals aufgefallen waren. Herr Banks erstieg diesen Berg trotz der außerordentlichen Steilheit desselben. Die Pfähle waren ungefähr sechzehn Fuß hoch und standen in zwei Reihen, deren Entfernung von einander sechs Fuß betrug. Jeder Pfahl war von dem andern zehn Fuß entfernt, und Stöcke bildeten eine Art von Dach. Dieses Pfahlwerk, neben dem ein Graben lief, zog sich an der Seite des Hügels in einer krummen Linie hundert Ellen weit hin. Ueber den Zweck dieser Bauten verschaffte uns Herrn Banks Besuch keine fernere Aufklärung.

Auf unsere Bitten stimmten die Wilden ihren Kriegsgesang an. Die Frauen begleiteten sie mit furchtbaren Gesichtsverzerrungen, Ausstrecken der Zunge und tiefem Geheul, Alles im Takte. Ein älterer Mann zeigte uns darauf, wie sie ihre einzigen Waffen, Lanze und Patu-Patu, führen. Die letztere Waffe, die mehr ein Beil als ein Schwert ist, habe ich bereits beschrieben. Die Lanze besteht aus einem sehr harten Holze, ist an beiden Enden spitz und zehn bis vierzehn Fuß lang. Der Wilde schritt mit wüthenden Mienen auf einen Holzblock zu, der den Feind vorstellte, schwang seine Lanze und schleuderte sie. Nachdem er auf diese Weise seinen Gegner getroffen hatte, warf er sich mit dem Patu-Patu auf ihn und versetzte ihm eine Menge von Schlägen mit solcher Kraft, daß ein einziger hingereicht haben würde, einem Ochsen den Schädel zu spalten. Da der Wilde nach seinem Lanzenwurfe noch so viele Hiebe führte, schlossen unsere Officiere daraus, daß dieses Volk in seinen Gefechten keinem Gegner das Leben lasse.

Unter diesen Wilden befand sich ein Priester, mit dem Tupia eine gelehrte Unterhaltung über Religionssachen führte. Sie schienen mit ihren Ideen ganz im Einklang zu stehen, was unsern besten Theologen nicht häufig begegnet. Tupia war ohne Zweifel der größte Gelehrte von beiden, denn der Andere hörte ihm mit vieler Aufmerksamkeit und Gelehrigkeit zu. Nachdem die wesentlichsten Glaubenspunkte festgestellt worden waren, fragte Tupia seinen Standesgenossen, ob sie wirklich Menschenfresser seien. Jener bejahte, setzte aber hinzu, daß sie blos ihre Feinde verzehrten, welche in der Schlacht getödtet worden wären.

der Berge zog sich eine jener Pfahlreihen hin, welche uns mehrmals aufgefallen waren. Herr Banks erstieg diesen Berg trotz der außerordentlichen Steilheit desselben. Die Pfähle waren ungefähr sechzehn Fuß hoch und standen in zwei Reihen, deren Entfernung von einander sechs Fuß betrug. Jeder Pfahl war von dem andern zehn Fuß entfernt, und Stöcke bildeten eine Art von Dach. Dieses Pfahlwerk, neben dem ein Graben lief, zog sich an der Seite des Hügels in einer krummen Linie hundert Ellen weit hin. Ueber den Zweck dieser Bauten verschaffte uns Herrn Banks Besuch keine fernere Aufklärung.

Auf unsere Bitten stimmten die Wilden ihren Kriegsgesang an. Die Frauen begleiteten sie mit furchtbaren Gesichtsverzerrungen, Ausstrecken der Zunge und tiefem Geheul, Alles im Takte. Ein älterer Mann zeigte uns darauf, wie sie ihre einzigen Waffen, Lanze und Patu-Patu, führen. Die letztere Waffe, die mehr ein Beil als ein Schwert ist, habe ich bereits beschrieben. Die Lanze besteht aus einem sehr harten Holze, ist an beiden Enden spitz und zehn bis vierzehn Fuß lang. Der Wilde schritt mit wüthenden Mienen auf einen Holzblock zu, der den Feind vorstellte, schwang seine Lanze und schleuderte sie. Nachdem er auf diese Weise seinen Gegner getroffen hatte, warf er sich mit dem Patu-Patu auf ihn und versetzte ihm eine Menge von Schlägen mit solcher Kraft, daß ein einziger hingereicht haben würde, einem Ochsen den Schädel zu spalten. Da der Wilde nach seinem Lanzenwurfe noch so viele Hiebe führte, schlossen unsere Officiere daraus, daß dieses Volk in seinen Gefechten keinem Gegner das Leben lasse.

Unter diesen Wilden befand sich ein Priester, mit dem Tupia eine gelehrte Unterhaltung über Religionssachen führte. Sie schienen mit ihren Ideen ganz im Einklang zu stehen, was unsern besten Theologen nicht häufig begegnet. Tupia war ohne Zweifel der größte Gelehrte von beiden, denn der Andere hörte ihm mit vieler Aufmerksamkeit und Gelehrigkeit zu. Nachdem die wesentlichsten Glaubenspunkte festgestellt worden waren, fragte Tupia seinen Standesgenossen, ob sie wirklich Menschenfresser seien. Jener bejahte, setzte aber hinzu, daß sie blos ihre Feinde verzehrten, welche in der Schlacht getödtet worden wären.

Alles, was wir gegen unsere Glasperlen und Glasflaschen eintauschen konnten, bestand in Fischen, süßen Kartoffeln und einigen Kleinigkeiten, die wir aus Neugier erhandelten. Unter den letzteren befand sich ein Kreisel, der ganz wie das Spielzeug unserer Kinder war und auch mit der Peitsche in Bewegung gesetzt wurde. Die einzigen Vierfüßer, die es gab, waren Ratten und Hunde, und selbst von diesen sahen wir nicht viele. Dieses Volk ißt gleich den Tahitiern seine Hunde und trägt das Fell derselben als Pelz.

Ich erstieg mehrere Berge, um einen Ueberblick über das Land zu gewinnen. Als ich aber den Gipfel erreichte, sah ich nichts als noch höhere Berge, die so weit der Blick reichte übereinander emporstiegen. Oben auf diesen Höhen wächst nichts als Farnkraut, die Abhänge sind aber mit dichtem Wald und Gesträuch bedeckt, zwischen dem Pflanzungen liegen. Wir fanden in den Wäldern mehr als zwanzig Baumarten und nahmen von allen Proben mit. Sie waren sämmtlichen Personen der Mannschaft durchaus unbekannt. Der Baum, der uns das Brennholz lieferte, glich etwas unserm Ahorn und schwitzte ein weißliches Gummi aus. Ein anderer Baum hat ein dunkelgelbes Holz und läßt sich vielleicht für die Färberei benutzen. Das Land erzeugt viele Pflanzen, und die Wälder beherbergen viele Vögel von ausnehmender Schönheit und von den verschiedensten Arten, die wir nicht einmal aus Beschreibungen kannten. Der Boden der Berge und Thäler ist leicht, sandig und für Knollengewächse sehr geeignet, obgleich blos süße Kartoffeln und Ignamen angebaut werden.

Am 30. gingen wir in nördlicher Richtung unter Segel. Unsere Begegnungen unterwegs mit Pirogen der Eingebornen waren in den meisten Fällen feindlicher Natur. Da ich Kämpfe zu vermeiden suchen mußte, so suchte ich sie zu schrecken. Flintenschüsse hatten diese Wirkung nicht und schienen sie mehr zu erbittern, wenn aber eine Kanonenkugel über sie hinsauste, ergriffen sie regelmäßig die Flucht. Eine der Pirogen hatte auf jeder Seite sechzehn Ruderer und im Ganzen eine Bemannung von etwa sechzig Köpfen. Es kam vor, daß wir mit einem Steinregen angegriffen wurden, und ein anderes Mal zeigten die Wilden, die auf unsere absichtlich schlecht gezielten Flinten-

Alles, was wir gegen unsere Glasperlen und Glasflaschen eintauschen konnten, bestand in Fischen, süßen Kartoffeln und einigen Kleinigkeiten, die wir aus Neugier erhandelten. Unter den letzteren befand sich ein Kreisel, der ganz wie das Spielzeug unserer Kinder war und auch mit der Peitsche in Bewegung gesetzt wurde. Die einzigen Vierfüßer, die es gab, waren Ratten und Hunde, und selbst von diesen sahen wir nicht viele. Dieses Volk ißt gleich den Tahitiern seine Hunde und trägt das Fell derselben als Pelz.

Ich erstieg mehrere Berge, um einen Ueberblick über das Land zu gewinnen. Als ich aber den Gipfel erreichte, sah ich nichts als noch höhere Berge, die so weit der Blick reichte übereinander emporstiegen. Oben auf diesen Höhen wächst nichts als Farnkraut, die Abhänge sind aber mit dichtem Wald und Gesträuch bedeckt, zwischen dem Pflanzungen liegen. Wir fanden in den Wäldern mehr als zwanzig Baumarten und nahmen von allen Proben mit. Sie waren sämmtlichen Personen der Mannschaft durchaus unbekannt. Der Baum, der uns das Brennholz lieferte, glich etwas unserm Ahorn und schwitzte ein weißliches Gummi aus. Ein anderer Baum hat ein dunkelgelbes Holz und läßt sich vielleicht für die Färberei benutzen. Das Land erzeugt viele Pflanzen, und die Wälder beherbergen viele Vögel von ausnehmender Schönheit und von den verschiedensten Arten, die wir nicht einmal aus Beschreibungen kannten. Der Boden der Berge und Thäler ist leicht, sandig und für Knollengewächse sehr geeignet, obgleich blos süße Kartoffeln und Ignamen angebaut werden.

Am 30. gingen wir in nördlicher Richtung unter Segel. Unsere Begegnungen unterwegs mit Pirogen der Eingebornen waren in den meisten Fällen feindlicher Natur. Da ich Kämpfe zu vermeiden suchen mußte, so suchte ich sie zu schrecken. Flintenschüsse hatten diese Wirkung nicht und schienen sie mehr zu erbittern, wenn aber eine Kanonenkugel über sie hinsauste, ergriffen sie regelmäßig die Flucht. Eine der Pirogen hatte auf jeder Seite sechzehn Ruderer und im Ganzen eine Bemannung von etwa sechzig Köpfen. Es kam vor, daß wir mit einem Steinregen angegriffen wurden, und ein anderes Mal zeigten die Wilden, die auf unsere absichtlich schlecht gezielten Flinten-

schüsse mit trotzigem Geschrei antworteten, uns förmlich an, daß sie am nächsten Morgen mit Verstärkungen zurückkehren und einen Angriff machen würden. Diese anscheinende Ritterlichkeit war eine Kriegslist. Unsere Feinde wollten uns sicher machen und kamen nicht am Morgen, sondern in der Nacht, fanden uns aber natürlich wachsam.

Am 3. November liefen wir in eine Bucht ein, wo ich am 9. den Durchgang des Mercurs beobachtete und die ich daher Mercursbai nannte. Im Hintergrunde lag die Mündung eines Flußes, den ich eine Meile weit hinauffuhr. Er war im Lande breiter, als bei seiner Vereinigung mit dem Meere, und mehrere flache mit Mangelbäumen bewachsene Inseln, die von der Fluth überschwemmt wurden, theilten ihn in Arme. Diese Bäume scheiden eine klebrige harzähnliche Masse aus. Wir hatten dieselbe in kleinen Mengen am Meeresufer gefunden und sahen sie jetzt an den Bäumen kleben, wodurch wir ihren Ursprung kennen lernten. Das östliche Ufer des Flusses ist fast durchaus unfruchtbar, das westliche hat ein besseres Ansehn, jedoch keine bebauten Felder. An mehreren Stellen gab es Austern, und von Vögeln, Cormoranen, Enten, Meerelstern und dergleichen mehr wimmelte es. Ob ein bedeutender Nebenarm des Flusses aus dem Innern kommt, blieb uns unbekannt, kleinere Bäche strömen von den benachbarten Bergen in Menge herab. Ich gab dem Flusse den Namen des Mangelflusses.

Der Boden rings um die Bai ist nicht so schön, als der im Süden, und trägt meistens nur Farnkraut und andere Pflanzen, die im magern Lande wachsen. Es giebt indessen bessere Stellen, die gute Ernten liefern würden, wenn man sie beackerte. Daran fehlt es; in der ganzen Bucht sahen wir nur eine einzige Pflanzung mit Kürbissen und süßen Kartoffeln. Obgleich zahlreich, sind die Bewohner elender als im Süden. Sie haben kleinere Pirogen ohne Verzierungen und schlafen in freier Luft, wobei die Männer im Halbkreise um die Frauen und Kinder mit den Waffen neben sich liegen. Sie leben von Fischen, Vögeln und Wurzeln.

Die interessanteste Erscheinung der Mercursbucht waren für uns die Befestigungen, Hippahs genannt. Es gab ihrer viele und von den verschiedensten Größen. Nicht nur die Dörfer, wie ich die in grö-

schüsse mit trotzigem Geschrei antworteten, uns förmlich an, daß sie am nächsten Morgen mit Verstärkungen zurückkehren und einen Angriff machen würden. Diese anscheinende Ritterlichkeit war eine Kriegslist. Unsere Feinde wollten uns sicher machen und kamen nicht am Morgen, sondern in der Nacht, fanden uns aber natürlich wachsam.

Am 3. November liefen wir in eine Bucht ein, wo ich am 9. den Durchgang des Mercurs beobachtete und die ich daher Mercursbai nannte. Im Hintergrunde lag die Mündung eines Flußes, den ich eine Meile weit hinauffuhr. Er war im Lande breiter, als bei seiner Vereinigung mit dem Meere, und mehrere flache mit Mangelbäumen bewachsene Inseln, die von der Fluth überschwemmt wurden, theilten ihn in Arme. Diese Bäume scheiden eine klebrige harzähnliche Masse aus. Wir hatten dieselbe in kleinen Mengen am Meeresufer gefunden und sahen sie jetzt an den Bäumen kleben, wodurch wir ihren Ursprung kennen lernten. Das östliche Ufer des Flusses ist fast durchaus unfruchtbar, das westliche hat ein besseres Ansehn, jedoch keine bebauten Felder. An mehreren Stellen gab es Austern, und von Vögeln, Cormoranen, Enten, Meerelstern und dergleichen mehr wimmelte es. Ob ein bedeutender Nebenarm des Flusses aus dem Innern kommt, blieb uns unbekannt, kleinere Bäche strömen von den benachbarten Bergen in Menge herab. Ich gab dem Flusse den Namen des Mangelflusses.

Der Boden rings um die Bai ist nicht so schön, als der im Süden, und trägt meistens nur Farnkraut und andere Pflanzen, die im magern Lande wachsen. Es giebt indessen bessere Stellen, die gute Ernten liefern würden, wenn man sie beackerte. Daran fehlt es; in der ganzen Bucht sahen wir nur eine einzige Pflanzung mit Kürbissen und süßen Kartoffeln. Obgleich zahlreich, sind die Bewohner elender als im Süden. Sie haben kleinere Pirogen ohne Verzierungen und schlafen in freier Luft, wobei die Männer im Halbkreise um die Frauen und Kinder mit den Waffen neben sich liegen. Sie leben von Fischen, Vögeln und Wurzeln.

Die interessanteste Erscheinung der Mercursbucht waren für uns die Befestigungen, Hippahs genannt. Es gab ihrer viele und von den verschiedensten Größen. Nicht nur die Dörfer, wie ich die in grö-

ßerer Zahl beisammenliegenden Hütten nennen will, auch die auf Bergen, kleinen Inseln und Felsen verstreuten Wohnungen waren verschanzt. Diese große Anzahl von Vertheidigungswerken läßt auf häufige Kriege schließen, und diese erklären ihrerseits, weshalb man fast keine bebauten Felder sieht. Einige Hippahs waren an Plätzen angelegt, die der erste europäische Ingenieur nicht besser hätte wählen können, und wo eine Schiffsmannschaft, die sich vielleicht gezwungen sähe, hier zu überwintern, die Bevölkerung der ganzen Insel nicht zu fürchten brauchte.

Das bedeutendste dieser Werke liegt auf einem Berge, der auf zwei Seiten von den Fluthen bespült wird und ganz unangreifbar ist. Von den beiden anderen Seiten ist die eine steil, die andere flach. Die gesammte Befestigung umzieht ein Pfahlwerk, dessen dicke Pfähle durch Weidenruthen fest mit einander verbunden sind. Die flache, also schwache Seite wird durch einen doppelten Graben vertheidigt. Zwischen den beiden Gräben sind Pfähle auf die Weise eingerammt, daß ihre Spitzen gegen den innern Graben neigen. Der innere Graben ist von seinem Grunde bis zur Spitze der Erdschanze hinter ihm vierundzwanzig Fuß tief. Auf der Schanze steht wieder eine Pfahlreihe, und hinter ihr erhebt sich ein zwanzig Fuß hohes, vierzig Fuß langes und sechs Fuß breites, auf starke Balken gestütztes Gerüst, auf das die Vertheidiger steigen und die Stürmenden mit Wurfspießen und Steinen, die in Haufen in Bereitschaft liegen, abwehren können. Der einzige Weg, der auf der zweiten, steilen Landseite den Berg hinanführt, wird ebenfalls durch ein Pfahlwerk mit einem Gerüst dahinter gedeckt. Auf dieser Seite liegen vor dem Hippah verschiedene befestigte Hütten, die aber nicht als Außenwerke zu betrachten sind, sondern Denjenigen, für welche die Festung nicht Raum genug darbietet, zu Wohnungen dienen.

Wie schon bemerkt, zieht sich das Pfahlwerk sowohl nach dem Lande als nach dem Meere zu um den ganzen Berg herum. Der Gipfel des letztern besteht aus verschiedenen übereinander emporsteigenden Höhen, von denen jede ihr besonderes Pfahlwerk hat. Die Verbindung wird durch enge Fußwege gebildet, die sich leicht schließen lassen, so daß ein Feind, der das äußere Pfahlwerk genommen hätte,

ßerer Zahl beisammenliegenden Hütten nennen will, auch die auf Bergen, kleinen Inseln und Felsen verstreuten Wohnungen waren verschanzt. Diese große Anzahl von Vertheidigungswerken läßt auf häufige Kriege schließen, und diese erklären ihrerseits, weshalb man fast keine bebauten Felder sieht. Einige Hippahs waren an Plätzen angelegt, die der erste europäische Ingenieur nicht besser hätte wählen können, und wo eine Schiffsmannschaft, die sich vielleicht gezwungen sähe, hier zu überwintern, die Bevölkerung der ganzen Insel nicht zu fürchten brauchte.

Das bedeutendste dieser Werke liegt auf einem Berge, der auf zwei Seiten von den Fluthen bespült wird und ganz unangreifbar ist. Von den beiden anderen Seiten ist die eine steil, die andere flach. Die gesammte Befestigung umzieht ein Pfahlwerk, dessen dicke Pfähle durch Weidenruthen fest mit einander verbunden sind. Die flache, also schwache Seite wird durch einen doppelten Graben vertheidigt. Zwischen den beiden Gräben sind Pfähle auf die Weise eingerammt, daß ihre Spitzen gegen den innern Graben neigen. Der innere Graben ist von seinem Grunde bis zur Spitze der Erdschanze hinter ihm vierundzwanzig Fuß tief. Auf der Schanze steht wieder eine Pfahlreihe, und hinter ihr erhebt sich ein zwanzig Fuß hohes, vierzig Fuß langes und sechs Fuß breites, auf starke Balken gestütztes Gerüst, auf das die Vertheidiger steigen und die Stürmenden mit Wurfspießen und Steinen, die in Haufen in Bereitschaft liegen, abwehren können. Der einzige Weg, der auf der zweiten, steilen Landseite den Berg hinanführt, wird ebenfalls durch ein Pfahlwerk mit einem Gerüst dahinter gedeckt. Auf dieser Seite liegen vor dem Hippah verschiedene befestigte Hütten, die aber nicht als Außenwerke zu betrachten sind, sondern Denjenigen, für welche die Festung nicht Raum genug darbietet, zu Wohnungen dienen.

Wie schon bemerkt, zieht sich das Pfahlwerk sowohl nach dem Lande als nach dem Meere zu um den ganzen Berg herum. Der Gipfel des letztern besteht aus verschiedenen übereinander emporsteigenden Höhen, von denen jede ihr besonderes Pfahlwerk hat. Die Verbindung wird durch enge Fußwege gebildet, die sich leicht schließen lassen, so daß ein Feind, der das äußere Pfahlwerk genommen hätte,

jede dieser Höhen einzeln stürmen müßte. An dem Haupteingange, der wie gesagt auf der steilen Landseite liegt, haben wir weder ein Thor noch eine Brücke bemerkt. Im Fall eines Angriffs wird man ihn wohl verrammeln. Mit einem Worte, dieser Platz ist so fest, daß eine kleine Anzahl entschlossener Männer im Stande ist, ihn gegen die Bevölkerung des ganzen Landes zu vertheidigen.

Für den Fall einer Belagerung ist dieser Hippah mit allen erforderlichen Vorräthen versehen, Wasser allein ausgenommen. Wir bemerkten ganze Haufen der eßbaren Farnkrautwurzeln und getrockneter Fische. Das nächste Wasser enthielt ein Bach, der am Fuße des Hügels floß. Wir erfuhren nicht, ob sie ein Mittel besitzen, während einer Belagerung aus diesem Bache zu schöpfen, oder ob sie das Wasser in Kürbissen und anderen Gefäßen aufbewahren. Daß sie ein so nothwendiges Bedürfniß vergessen haben sollten, läßt sich nicht annehmen, da sie ja Vorräthe von Lebensmitteln aufhäufen.

Wir sprachen gegen sie den Wunsch aus, das Schauspiel einer Belagerung zu sehen. Sogleich stieg ein junger Krieger auf die Plattform, die bei ihnen Porava heißt, und ein zweiter eilte in den Graben hinab. Beide stimmten den Kriegsgesang an und tanzten mit schreckerregenden Geberden, um sich in jene künstliche Wuth zu versetzen, welche bei wilden Völkern das nothwendige Vorspiel jedes Kampfes ist. Die geistige Kraft, die uns in den Stand setzt, den Gefahren eines Kampfes zu trotzen, scheint das ausschließliche Eigenthum gebildeter Völker zu sein, die sich der Wichtigkeit ihrer Zwecke bewußt sind und ein lebendiges Ehrgefühl besitzen. Menschen, die keine anderen Freuden und Leiden haben, als die des thierischen Lebens, denken blos an ihre tägliche Nahrung, an Plünderung oder an Rache, und bedürfen vor der Schlacht eines Rausches. Haben sie sich zur Leidenschaft gesteigert, dann kämpfen sie mit Unerschrockenheit, wie man ja auch unter uns Leute sieht, die sich berauschen um Muth zur Ausführung eines Entschlusses zu gewinnen, den sie mit kalter Ueberlegung gefaßt haben.

Sieht man die Kunst, die bei der Errichtung solcher Befestigungen fast ohne Hilfe von Werkzeugen hervortritt, so muß man staunen, daß dieses Volk außer der Lanze keine Wurfwaffe besitzt. Weder der

jede dieser Höhen einzeln stürmen müßte. An dem Haupteingange, der wie gesagt auf der steilen Landseite liegt, haben wir weder ein Thor noch eine Brücke bemerkt. Im Fall eines Angriffs wird man ihn wohl verrammeln. Mit einem Worte, dieser Platz ist so fest, daß eine kleine Anzahl entschlossener Männer im Stande ist, ihn gegen die Bevölkerung des ganzen Landes zu vertheidigen.

Für den Fall einer Belagerung ist dieser Hippah mit allen erforderlichen Vorräthen versehen, Wasser allein ausgenommen. Wir bemerkten ganze Haufen der eßbaren Farnkrautwurzeln und getrockneter Fische. Das nächste Wasser enthielt ein Bach, der am Fuße des Hügels floß. Wir erfuhren nicht, ob sie ein Mittel besitzen, während einer Belagerung aus diesem Bache zu schöpfen, oder ob sie das Wasser in Kürbissen und anderen Gefäßen aufbewahren. Daß sie ein so nothwendiges Bedürfniß vergessen haben sollten, läßt sich nicht annehmen, da sie ja Vorräthe von Lebensmitteln aufhäufen.

Wir sprachen gegen sie den Wunsch aus, das Schauspiel einer Belagerung zu sehen. Sogleich stieg ein junger Krieger auf die Plattform, die bei ihnen Porava heißt, und ein zweiter eilte in den Graben hinab. Beide stimmten den Kriegsgesang an und tanzten mit schreckerregenden Geberden, um sich in jene künstliche Wuth zu versetzen, welche bei wilden Völkern das nothwendige Vorspiel jedes Kampfes ist. Die geistige Kraft, die uns in den Stand setzt, den Gefahren eines Kampfes zu trotzen, scheint das ausschließliche Eigenthum gebildeter Völker zu sein, die sich der Wichtigkeit ihrer Zwecke bewußt sind und ein lebendiges Ehrgefühl besitzen. Menschen, die keine anderen Freuden und Leiden haben, als die des thierischen Lebens, denken blos an ihre tägliche Nahrung, an Plünderung oder an Rache, und bedürfen vor der Schlacht eines Rausches. Haben sie sich zur Leidenschaft gesteigert, dann kämpfen sie mit Unerschrockenheit, wie man ja auch unter uns Leute sieht, die sich berauschen um Muth zur Ausführung eines Entschlusses zu gewinnen, den sie mit kalter Ueberlegung gefaßt haben.

Sieht man die Kunst, die bei der Errichtung solcher Befestigungen fast ohne Hilfe von Werkzeugen hervortritt, so muß man staunen, daß dieses Volk außer der Lanze keine Wurfwaffe besitzt. Weder der

Bogen noch die Schleuder ist im Gebrauch, und man sollte doch meinen, daß die Erfindung dieser Waffen, die man ziemlich bei allen wilden Völkern der Welt findet, weit leichter sein müsse, als der Bau von Hippahs. Außer der Lanze und dem Patu-Patu, von denen ich schon gesprochen habe, bemerkten wir noch zwei Waffen. Die eine war ein Stab von fünf Fuß Länge, der bald in eine Hellebardenspitze auslief, bald an der einen Seite zugespitzt war und auf der andern Seite die Form eines Ruderblatts hatte. Die andere Waffe war um einen Fuß kürzer, an einem Ende spitz und am andern keilförmig. Ihre großen Lanzen haben Widerhaken und sind in ihren kräftigen und gewandten Händen so furchtbare Waffen, daß wir bei einem Kampfe ohne unsere Gewehre sehr im Nachtheil gewesen sein würden.

Wie überall in diesem Lande wurde das Eisen so wenig geschätzt, daß die Wilden die unnützeste Kleinigkeit, die wir ihnen schenkten, nicht blos einem Nagel, sondern auch jedem andern eisernen Werkzeug vorzogen. Sie scheinen dieses nützlichste aller Metalle übrigens zu besitzen, wenigstens fanden wir in der Mercursbai an mehreren Stellen einen eisenhaltigen Sand, der von kleinen Bächen dorthin geführt worden war und auf Eisenerze im Innern hindeutet.

Fünftes Kapitel.

Der Fluß Themse, die Inselbai. — Die Neuseeländer sind Menschenfresser. — Die Nordspitze. — Fahrt an der westlichen Insel. — Entdeckung des Canals der Königin Charlotte — Die Umsegelung von Neuseeland wird vollendet. — Abfahrt nach Neuholland.

Ehe wir die Mercursbai am 15. November verließen, ließ ich den Namen unseres Schiffs in mehrere Bäume einschneiden, pflanzte die englische Flagge auf und nahm im Namen Georgs III. von dem Lande Besitz. An der Küste hinfahrend, gelangten wir in einer Bucht zu der Mündung eines Flusses, der uns, und nicht durch seine Breite allein, so sehr an die Heimath erinnerte, daß ich ihm den Namen der Themse gab. Wir fuhren ihn etwa vier Meilen weit aufwärts und

Bogen noch die Schleuder ist im Gebrauch, und man sollte doch meinen, daß die Erfindung dieser Waffen, die man ziemlich bei allen wilden Völkern der Welt findet, weit leichter sein müsse, als der Bau von Hippahs. Außer der Lanze und dem Patu-Patu, von denen ich schon gesprochen habe, bemerkten wir noch zwei Waffen. Die eine war ein Stab von fünf Fuß Länge, der bald in eine Hellebardenspitze auslief, bald an der einen Seite zugespitzt war und auf der andern Seite die Form eines Ruderblatts hatte. Die andere Waffe war um einen Fuß kürzer, an einem Ende spitz und am andern keilförmig. Ihre großen Lanzen haben Widerhaken und sind in ihren kräftigen und gewandten Händen so furchtbare Waffen, daß wir bei einem Kampfe ohne unsere Gewehre sehr im Nachtheil gewesen sein würden.

Wie überall in diesem Lande wurde das Eisen so wenig geschätzt, daß die Wilden die unnützeste Kleinigkeit, die wir ihnen schenkten, nicht blos einem Nagel, sondern auch jedem andern eisernen Werkzeug vorzogen. Sie scheinen dieses nützlichste aller Metalle übrigens zu besitzen, wenigstens fanden wir in der Mercursbai an mehreren Stellen einen eisenhaltigen Sand, der von kleinen Bächen dorthin geführt worden war und auf Eisenerze im Innern hindeutet.

Fünftes Kapitel.

Der Fluß Themse, die Inselbai. — Die Neuseeländer sind Menschenfresser. — Die Nordspitze. — Fahrt an der westlichen Insel. — Entdeckung des Canals der Königin Charlotte — Die Umsegelung von Neuseeland wird vollendet. — Abfahrt nach Neuholland.

Ehe wir die Mercursbai am 15. November verließen, ließ ich den Namen unseres Schiffs in mehrere Bäume einschneiden, pflanzte die englische Flagge auf und nahm im Namen Georgs III. von dem Lande Besitz. An der Küste hinfahrend, gelangten wir in einer Bucht zu der Mündung eines Flusses, der uns, und nicht durch seine Breite allein, so sehr an die Heimath erinnerte, daß ich ihm den Namen der Themse gab. Wir fuhren ihn etwa vier Meilen weit aufwärts und

fanden die Richtung seines Laufes wie den Charakter der Landschaft immer gleich. An seinem Ufer wuchsen große Bäume von einer Art, die wir, obgleich die Armuthsbai nicht fern war, noch nicht gesehen hatten. Einer der größten, den wir maßen, hatte sechs Fuß über dem Boden einen Umfang von mehr als neunzehn Fuß und war bis zu seinem ersten Zweige neunundachtzig Fuß hoch. Er war so gerade wie ein Pfeil und mochte 356 Kubikfuß Holz (ohne die Zweige) enthalten. Wir sahen andere noch größere und untersuchten, indem wir einen der jüngsten fällten, die Beschaffenheit des Holzes. Dasselbe ist fest und schwer, und es ließen sich aus ihm, wenn es sich auch nicht zu Masten eignet, vorzügliche Bretter schneiden.

Obgleich so breit wie die Themse bei Greenwich, ist der seeländische Namensvetter nicht hinreichend tief. Schiffe mittlerer Größe können ihn mit Benutzung der Fluth so weit hinauffahren, als ich ihn kennen lernte, und haben vom Aufsitzen bei Ebbe nichts zu befürchten, da der Grund überall schlammig ist. Wahrscheinlich hat die Themse Ueberfluß an Fischen, denn wir sahen an verschiedenen Orten Pflöcke zum Befestigen der Netze. Jener riesenhafte Baum, von dem ich oben gesprochen habe, bildet unermeßliche Wälder. Diese treten zuweilen hart an das Ufer heran und wo zwischen ihnen und dem Flusse ein Zwischenraum bleibt, ist der Boden sumpfig.

Westlich von einem Vorgebirge, das ich Cap Bret nannte, und das einen hohen und runden Berg trägt, erstreckt sich eine Bai, der ich wegen ihrer vielen Eilande den Namen der Inselbai gab. Diese liegen überall vor den Küsten und bilden verschiedene eben so bequeme wie sichere Häfen, in denen eine ganze Flotte Schutz finden könnte. Obgleich ich die Bai, weil ich zu viel Zeit zu verlieren fürchtete, nicht in allen ihren Theilen genau untersucht hatte, kann ich doch versichern, daß ein Schiff auf einen guten Ankergrund und auf Erfrischungen rechnen darf. Es war nicht die Jahreszeit der Wurzeln, aber Fische bekamen wir im Ueberfluß. Wir kauften sie von den Eingebornen, denn wir selbst fingen nur sehr wenige. Als wir unsern Handelsfreunden unser Schleppnetz zeigten, wie es bei den königlichen Schiffen eingeführt ist, verspotteten sie uns lachend und zeigten uns das ihrige, das eine ungeheure Größe hatte und aus sehr festen Fäden bestand.

fanden die Richtung seines Laufes wie den Charakter der Landschaft immer gleich. An seinem Ufer wuchsen große Bäume von einer Art, die wir, obgleich die Armuthsbai nicht fern war, noch nicht gesehen hatten. Einer der größten, den wir maßen, hatte sechs Fuß über dem Boden einen Umfang von mehr als neunzehn Fuß und war bis zu seinem ersten Zweige neunundachtzig Fuß hoch. Er war so gerade wie ein Pfeil und mochte 356 Kubikfuß Holz (ohne die Zweige) enthalten. Wir sahen andere noch größere und untersuchten, indem wir einen der jüngsten fällten, die Beschaffenheit des Holzes. Dasselbe ist fest und schwer, und es ließen sich aus ihm, wenn es sich auch nicht zu Masten eignet, vorzügliche Bretter schneiden.

Obgleich so breit wie die Themse bei Greenwich, ist der seeländische Namensvetter nicht hinreichend tief. Schiffe mittlerer Größe können ihn mit Benutzung der Fluth so weit hinauffahren, als ich ihn kennen lernte, und haben vom Aufsitzen bei Ebbe nichts zu befürchten, da der Grund überall schlammig ist. Wahrscheinlich hat die Themse Ueberfluß an Fischen, denn wir sahen an verschiedenen Orten Pflöcke zum Befestigen der Netze. Jener riesenhafte Baum, von dem ich oben gesprochen habe, bildet unermeßliche Wälder. Diese treten zuweilen hart an das Ufer heran und wo zwischen ihnen und dem Flusse ein Zwischenraum bleibt, ist der Boden sumpfig.

Westlich von einem Vorgebirge, das ich Cap Bret nannte, und das einen hohen und runden Berg trägt, erstreckt sich eine Bai, der ich wegen ihrer vielen Eilande den Namen der Inselbai gab. Diese liegen überall vor den Küsten und bilden verschiedene eben so bequeme wie sichere Häfen, in denen eine ganze Flotte Schutz finden könnte. Obgleich ich die Bai, weil ich zu viel Zeit zu verlieren fürchtete, nicht in allen ihren Theilen genau untersucht hatte, kann ich doch versichern, daß ein Schiff auf einen guten Ankergrund und auf Erfrischungen rechnen darf. Es war nicht die Jahreszeit der Wurzeln, aber Fische bekamen wir im Ueberfluß. Wir kauften sie von den Eingebornen, denn wir selbst fingen nur sehr wenige. Als wir unsern Handelsfreunden unser Schleppnetz zeigten, wie es bei den königlichen Schiffen eingeführt ist, verspotteten sie uns lachend und zeigten uns das ihrige, das eine ungeheure Größe hatte und aus sehr festen Fäden bestand.

Es war fünf Klafter tief, und nach dem Raume zu urtheilen, den es einnahm, mußte es mindestens vierhundert Klafter lang sein. In diesem Theile des Landes schien der Fischfang die Hauptbeschäftigung auszumachen. Wir sahen neben allen Hüttengruppen viele Netze, die wie Heuhaufen aufeinander lagen und zum Schutz gegen den Regen mit Blättern bedeckt waren. In allen Wohnungen, die wir betraten, strickten (oder flochten vielmehr) die Eingebornen Netze. Die Fische, die wir erhielten, waren Brassen, Seebarben, Makrelen und andere Arten mehr.

Am 9. erreichten wir den nördlichsten Punkt von Neuseeland. Die dortigen Eingebornen benahmen sich so verständig, daß wir sie fragten, ob sie außer ihrem Lande nicht noch ein anderes kennten. Sie antworteten, ihnen selbst sei kein anderes bekannt, aber von ihren alten Männern wüßten sie, daß einmal eine große Piroge gegen Nordnordwesten gefahren und zu einem ausgedehnten Lande gelangt sei. Nicht alle wären zurückgekehrt, und diese hätten erzählt, daß man in jenem fernen Lande Schweine esse. Tupia antwortete sogleich:

„Eure Geschichte ist falsch, denn es ist unglaublich, daß Leute, die ohne Schweine von einer Reise zurückkehren, ein Land besucht haben können, wo es solche Thiere giebt."

Trotz dieses verständigen Einwurfes unseres Tahitiers muß ich bemerken, daß die Wilden, obgleich sie die Gestalt der Schweine nicht beschrieben, denselben ihren tahitischen Namen Baoak gaben. Wenn das Thier ihnen unbekannt gewesen wäre und sie keinen Verkehr mit einem Volke gehabt hätten, welches Schweine zog, so würden sie auch den Namen nicht gewußt haben.

Auf diesem nördlichen Ende von Neuseeland ist der Boden unfruchtbar. Die Küste ist niedrig, doch erhebt sich ein Berg, den ich Kamelberg nannte. Der Boden der Umgegend bestand aus nichts als weißem Sande, der sich zu kleinen unregelmäßigen Hügeln aufgehäuft hatte und mit der Küste gleichlaufende Streifen bildete. Selbst auf diesem öden Strande sahen wir zwei Dörfer und auf dem Meere fünf Pirogen, die mit uns in Verbindung zu treten suchten.

Vierunddreißig Tage fuhren wir unter vielen Schwierigkeiten an der entgegengesetzten Küste von Neuseeland hin, ohne daß uns etwas

Es war fünf Klafter tief, und nach dem Raume zu urtheilen, den es einnahm, mußte es mindestens vierhundert Klafter lang sein. In diesem Theile des Landes schien der Fischfang die Hauptbeschäftigung auszumachen. Wir sahen neben allen Hüttengruppen viele Netze, die wie Heuhaufen aufeinander lagen und zum Schutz gegen den Regen mit Blättern bedeckt waren. In allen Wohnungen, die wir betraten, strickten (oder flochten vielmehr) die Eingebornen Netze. Die Fische, die wir erhielten, waren Brassen, Seebarben, Makrelen und andere Arten mehr.

Am 9. erreichten wir den nördlichsten Punkt von Neuseeland. Die dortigen Eingebornen benahmen sich so verständig, daß wir sie fragten, ob sie außer ihrem Lande nicht noch ein anderes kennten. Sie antworteten, ihnen selbst sei kein anderes bekannt, aber von ihren alten Männern wüßten sie, daß einmal eine große Piroge gegen Nordnordwesten gefahren und zu einem ausgedehnten Lande gelangt sei. Nicht alle wären zurückgekehrt, und diese hätten erzählt, daß man in jenem fernen Lande Schweine esse. Tupia antwortete sogleich:

„Eure Geschichte ist falsch, denn es ist unglaublich, daß Leute, die ohne Schweine von einer Reise zurückkehren, ein Land besucht haben können, wo es solche Thiere giebt."

Trotz dieses verständigen Einwurfes unseres Tahitiers muß ich bemerken, daß die Wilden, obgleich sie die Gestalt der Schweine nicht beschrieben, denselben ihren tahitischen Namen Baoak gaben. Wenn das Thier ihnen unbekannt gewesen wäre und sie keinen Verkehr mit einem Volke gehabt hätten, welches Schweine zog, so würden sie auch den Namen nicht gewußt haben.

Auf diesem nördlichen Ende von Neuseeland ist der Boden unfruchtbar. Die Küste ist niedrig, doch erhebt sich ein Berg, den ich Kamelberg nannte. Der Boden der Umgegend bestand aus nichts als weißem Sande, der sich zu kleinen unregelmäßigen Hügeln aufgehäuft hatte und mit der Küste gleichlaufende Streifen bildete. Selbst auf diesem öden Strande sahen wir zwei Dörfer und auf dem Meere fünf Pirogen, die mit uns in Verbindung zu treten suchten.

Vierunddreißig Tage fuhren wir unter vielen Schwierigkeiten an der entgegengesetzten Küste von Neuseeland hin, ohne daß uns etwas

Bemerkenswerthes begegnet wäre. Am 14. Januar 1770 um fünf Uhr Morgens entdeckten wir ein Land im Südsüdwesten, auf das wir zuhielten. Wir befanden uns in einer Bucht, deren Ende wir nicht erblicken konnten, obgleich das Wetter hell war. Die Küste bildete mehrere Buchten, und in eine derselben führte ich das Schiff, das kalfatert werden mußte und der Ausbesserung mehrerer Schäden bedurfte.

Mit den Eingebornen der Umgegend machten wir unsere gewöhnlichen Erfahrungen. Sie wollten uns zu Anfang angreifen, ließen sich dann durch unsere Schießwaffen, die wir blos schlimmsten Falles mit Schrot luden, einschüchtern, riefen noch mehrmals durch ihre Diebstähle und Räubereien Zerwürfnisse hervor und wurden schließlich unsere guten Freunde. Papier rief ihre Begierden am meisten hervor, bis sie durch die Erfahrung belehrt wurden, daß es in der Nässe verderbe. Nun gaben sie der Sackleinwand und rothem Wollentuch den Vorzug. Die Stoffe von Tahiti fanden ihren Beifall nicht, und sie bewiesen dadurch, daß sie den Werth der Waaren zu würdigen verständen. Tupia mußte sie besonders nach ihren Traditionen befragen. Ihre Antworten bewiesen, daß sie noch nie ein Schiff von der Art des unserigen gesehen, nie von einem solchen gehört hatten, und daß Tasman mithin nicht hier gewesen sein kann.

Am nächsten Morgen nach unserer Ankunft wurden wir durch Vögelgesang erweckt. Die Zahl der Vögel war unglaublich, und sie schienen mit einander zu wetteifern, wer die angenehmsten Töne hören lasse. Die Melodien des Waldes übertrafen Alles, was wir bisher gehört hatten. Es war als ob kleine ganz gleich gestimmte Glöckchen geschlagen würden, doch könnte es sein, daß die Entfernung, in der wir uns auf unserm Schiffe von dem Concert befanden, die Wirkung erhöht hätte. Auf unsere Fragen erfuhren wir, daß die Vögel ihren Gesang immer um zwei Uhr nach Mitternacht anheben und bis Sonnenaufgang fortsetzen. Am Tage schweigen sie.

Die Sitten der Eingebornen bildeten mit diesem idyllischen Zuge den schneidendsten Contrast. Auf unserer Fahrt nach der kleineren Bucht hatten wir auf dem Wasser etwas schwimmen sehen, was wir zuerst für einen todten Seelöwen hielten, aber schließlich als die Leiche einer Frau erkannten. Auf dem Lande hörten wir, daß es

Bemerkenswerthes begegnet wäre. Am 14. Januar 1770 um fünf Uhr Morgens entdeckten wir ein Land im Südsüdwesten, auf das wir zuhielten. Wir befanden uns in einer Bucht, deren Ende wir nicht erblicken konnten, obgleich das Wetter hell war. Die Küste bildete mehrere Buchten, und in eine derselben führte ich das Schiff, das kalfatert werden mußte und der Ausbesserung mehrerer Schäden bedurfte.

Mit den Eingebornen der Umgegend machten wir unsere gewöhnlichen Erfahrungen. Sie wollten uns zu Anfang angreifen, ließen sich dann durch unsere Schießwaffen, die wir blos schlimmsten Falles mit Schrot luden, einschüchtern, riefen noch mehrmals durch ihre Diebstähle und Räubereien Zerwürfnisse hervor und wurden schließlich unsere guten Freunde. Papier rief ihre Begierden am meisten hervor, bis sie durch die Erfahrung belehrt wurden, daß es in der Nässe verderbe. Nun gaben sie der Sackleinwand und rothem Wollentuch den Vorzug. Die Stoffe von Tahiti fanden ihren Beifall nicht, und sie bewiesen dadurch, daß sie den Werth der Waaren zu würdigen verständen. Tupia mußte sie besonders nach ihren Traditionen befragen. Ihre Antworten bewiesen, daß sie noch nie ein Schiff von der Art des unserigen gesehen, nie von einem solchen gehört hatten, und daß Tasman mithin nicht hier gewesen sein kann.

Am nächsten Morgen nach unserer Ankunft wurden wir durch Vögelgesang erweckt. Die Zahl der Vögel war unglaublich, und sie schienen mit einander zu wetteifern, wer die angenehmsten Töne hören lasse. Die Melodien des Waldes übertrafen Alles, was wir bisher gehört hatten. Es war als ob kleine ganz gleich gestimmte Glöckchen geschlagen würden, doch könnte es sein, daß die Entfernung, in der wir uns auf unserm Schiffe von dem Concert befanden, die Wirkung erhöht hätte. Auf unsere Fragen erfuhren wir, daß die Vögel ihren Gesang immer um zwei Uhr nach Mitternacht anheben und bis Sonnenaufgang fortsetzen. Am Tage schweigen sie.

Die Sitten der Eingebornen bildeten mit diesem idyllischen Zuge den schneidendsten Contrast. Auf unserer Fahrt nach der kleineren Bucht hatten wir auf dem Wasser etwas schwimmen sehen, was wir zuerst für einen todten Seelöwen hielten, aber schließlich als die Leiche einer Frau erkannten. Auf dem Lande hörten wir, daß es

Sitte sei, die Leichen an einen Stein zu befestigen und in das Meer zu werfen. Bei jener Frau hatte sich jedenfalls der Stein von ihr getrennt, und sie war nun zu der Oberfläche aufgestiegen.

Bald darauf besuchten wir einige Wilde, welche eben einen Hund kochten. Zufällig warfen wir die Blicke auf einige dastehende Körbe mit Lebensmitteln und bemerkten einige ganz abgenagte Knochen, die ganz gewiß zu keinem Hunde gehörten. Um zur Gewißheit zu gelangen, beauftragten wir Tupia, sich zu erkundigen, was für Knochen das seien, und die Wilden antworteten ohne das geringste Zögern, daß es Menschenknochen seien.

„Aber", antwortete Tupia, „weshalb habt Ihr die Leiche der Frau nicht gegessen, die wir auf dem Meere schwimmen sahen?"

„Diese Frau ist an einer Krankheit gestorben," belehrten sie ihn, „und wir essen blos die Leichen unserer Feinde, die wir in der Schlacht getödtet haben."

Von den Knochen, die wir sahen, behaupteten sie, daß sie von sieben Feinden herrührten, die kürzlich einen Angriff auf sie gemacht hätten. Wir zweifelten noch immer an einem Gebrauche, der für unser Gefühl so entsetzlich ist.

„Wo sind denn die Köpfe Eurer Feinde?" fragte Tupia wieder. „Habt Ihr die etwa aufgegessen?"

„Wir essen blos das Gehirn," antwortete ein Greis, „und morgen werde ich Euch einige Köpfe bringen, damit Ihr seht, daß wir die Wahrheit gesprochen haben."

Der Greis hielt sein Versprechen und zeigte uns sieben Köpfe, denen blos das Gehirn fehlte. Diese Wilden kennen ein Mittel, das Fleisch vor der Fäulniß zu bewahren, und heben die Köpfe ihrer Feinde auf, wie der nordamerikanische Indianer die Scalpe und der Südsee-Insulaner die Kinnbacken. Diese Köpfe haben als Siegeszeichen einen hohen Werth, und das war auch der Grund, weshalb uns nicht mehr als einer, und dieser mit großem Widerstreben, verkauft wurde. Als Herr Banks den Kopf untersuchte, der ihm überlassen worden war, entdeckte er an einer der Schläfen einen bedeutenden Knochenbruch. Mithin hatte ein Hieb den Tod herbeigeführt.

Sitte sei, die Leichen an einen Stein zu befestigen und in das Meer zu werfen. Bei jener Frau hatte sich jedenfalls der Stein von ihr getrennt, und sie war nun zu der Oberfläche aufgestiegen.

Bald darauf besuchten wir einige Wilde, welche eben einen Hund kochten. Zufällig warfen wir die Blicke auf einige dastehende Körbe mit Lebensmitteln und bemerkten einige ganz abgenagte Knochen, die ganz gewiß zu keinem Hunde gehörten. Um zur Gewißheit zu gelangen, beauftragten wir Tupia, sich zu erkundigen, was für Knochen das seien, und die Wilden antworteten ohne das geringste Zögern, daß es Menschenknochen seien.

„Aber", antwortete Tupia, „weshalb habt Ihr die Leiche der Frau nicht gegessen, die wir auf dem Meere schwimmen sahen?"

„Diese Frau ist an einer Krankheit gestorben," belehrten sie ihn, „und wir essen blos die Leichen unserer Feinde, die wir in der Schlacht getödtet haben."

Von den Knochen, die wir sahen, behaupteten sie, daß sie von sieben Feinden herrührten, die kürzlich einen Angriff auf sie gemacht hätten. Wir zweifelten noch immer an einem Gebrauche, der für unser Gefühl so entsetzlich ist.

„Wo sind denn die Köpfe Eurer Feinde?" fragte Tupia wieder. „Habt Ihr die etwa aufgegessen?"

„Wir essen blos das Gehirn," antwortete ein Greis, „und morgen werde ich Euch einige Köpfe bringen, damit Ihr seht, daß wir die Wahrheit gesprochen haben."

Der Greis hielt sein Versprechen und zeigte uns sieben Köpfe, denen blos das Gehirn fehlte. Diese Wilden kennen ein Mittel, das Fleisch vor der Fäulniß zu bewahren, und heben die Köpfe ihrer Feinde auf, wie der nordamerikanische Indianer die Scalpe und der Südsee-Insulaner die Kinnbacken. Diese Köpfe haben als Siegeszeichen einen hohen Werth, und das war auch der Grund, weshalb uns nicht mehr als einer, und dieser mit großem Widerstreben, verkauft wurde. Als Herr Banks den Kopf untersuchte, der ihm überlassen worden war, entdeckte er an einer der Schläfen einen bedeutenden Knochenbruch. Mithin hatte ein Hieb den Tod herbeigeführt.

Meine Vermuthungen, daß die große Bucht mit einer Durchfahrt in Verbindung stehe, fanden ihre Bestätigung. Als ich einen der Berge erstieg, fand ich freilich, daß die Aussicht auf den Canal durch noch höhere Berge, die durch dichten Wald unzugänglich gemacht wurden, gehemmt werde, wurde aber für meine Mühen dadurch belohnt, daß ich im Osten Meer und westlich eine Einfahrt erblickte. Meine nächste Sorge war nun, die Durchfahrt zu ermitteln. Ein Ausflug mit den Herren Banks und Solander führte mich auf einen sehr hohen Berg, von dem wir die ganze Meerenge und die gegenüberliegende Küste, deren Entfernung ich auf etwa vier Stunden schätzte, deutlich vor uns hatten. Wir errichteten auf diesem Berge eine Art von Pyramide, in der wir Flintenkugeln, Schrot, Glasperlen und andere Kleinigkeiten niederlegten, welche nicht im Besitz der Wilden sind und späteren Reisenden sagen mußten, daß vor ihnen Europäer hier gewesen seien. Eine ähnliche Pyramide erbauten wir auf einem andern Berge, und auf einer Insel errichteten wir einen Mast mit einer englischen Flagge. Ich gab der Durchfahrt den Namen des Canals der Königin Charlotte*) und nahm das umliegende Land feierlich für Georg III. in Besitz. Nachdem ich auf die Gesundheit Sr. Majestät eine Flasche Wein geleert hatte, gab ich die Flasche dem Greise, der mir als Führer gedient hatte und von dem Geschenk ganz entzückt war.

Das Dasein des Canals war den Eingebornen gewiß bekannt, wenigstens bezeichneten sie das Land im Süden desselben mit einem andern Namen. Sie nannten es Tovy Punamu, was in wörtlicher Uebersetzung Wasser des grünen Talksteins heißt. Der Eingang zum Canal der Königin Charlotte liegt unter dem 41. Grad südlicher Breite und dem 184. Grad 45. Min. westlicher Länge. Er ist drei Stunden breit und läuft in einer Strecke von mindestens zehn Stunden, auf der man die schönsten Häfen der Welt findet, ziemlich in derselben Richtung. Die Strömung der Fluth und Ebbe ist so stark, daß der Schiffer Grund hat, genau auf sie zu achten.

Ungünstige Winde und Windstillen verzögerten unsern Auf-

*) Sie heißt jetzt Cooks-Straße. D. H.

Meine Vermuthungen, daß die große Bucht mit einer Durchfahrt in Verbindung stehe, fanden ihre Bestätigung. Als ich einen der Berge erstieg, fand ich freilich, daß die Aussicht auf den Canal durch noch höhere Berge, die durch dichten Wald unzugänglich gemacht wurden, gehemmt werde, wurde aber für meine Mühen dadurch belohnt, daß ich im Osten Meer und westlich eine Einfahrt erblickte. Meine nächste Sorge war nun, die Durchfahrt zu ermitteln. Ein Ausflug mit den Herren Banks und Solander führte mich auf einen sehr hohen Berg, von dem wir die ganze Meerenge und die gegenüberliegende Küste, deren Entfernung ich auf etwa vier Stunden schätzte, deutlich vor uns hatten. Wir errichteten auf diesem Berge eine Art von Pyramide, in der wir Flintenkugeln, Schrot, Glasperlen und andere Kleinigkeiten niederlegten, welche nicht im Besitz der Wilden sind und späteren Reisenden sagen mußten, daß vor ihnen Europäer hier gewesen seien. Eine ähnliche Pyramide erbauten wir auf einem andern Berge, und auf einer Insel errichteten wir einen Mast mit einer englischen Flagge. Ich gab der Durchfahrt den Namen des Canals der Königin Charlotte*) und nahm das umliegende Land feierlich für Georg III. in Besitz. Nachdem ich auf die Gesundheit Sr. Majestät eine Flasche Wein geleert hatte, gab ich die Flasche dem Greise, der mir als Führer gedient hatte und von dem Geschenk ganz entzückt war.

Das Dasein des Canals war den Eingebornen gewiß bekannt, wenigstens bezeichneten sie das Land im Süden desselben mit einem andern Namen. Sie nannten es Tovy Punamu, was in wörtlicher Uebersetzung Wasser des grünen Talksteins heißt. Der Eingang zum Canal der Königin Charlotte liegt unter dem 41. Grad südlicher Breite und dem 184. Grad 45. Min. westlicher Länge. Er ist drei Stunden breit und läuft in einer Strecke von mindestens zehn Stunden, auf der man die schönsten Häfen der Welt findet, ziemlich in derselben Richtung. Die Strömung der Fluth und Ebbe ist so stark, daß der Schiffer Grund hat, genau auf sie zu achten.

Ungünstige Winde und Windstillen verzögerten unsern Auf-

*) Sie heißt jetzt Cooks-Straße. D. H.

bruch und unsere Fahrt durch den Canal. Als wir der östlichen Mündung desselben bereits nahe waren, ließen sich meine Officiere durch eine vorliegende Insel, die sie für einen Theil des festen Landes hielten, zu der Behauptung verleiten, daß zwischen dem Vorgebirge der Umkehr und dem Lande im Süden die Küste ununterbrochen fortlaufe, also gar keine Durchfahrt vorhanden sei. Ich war nach dem, was ich gesehen hatte, und nach anderen Anzeichen meiner Sache gewiß.

Am 8. Februar waren wir aus dem engen Canal hinaus, doch blieb das Wetter so nebelig, daß ich noch immer eine östliche Richtung beibehalten ließ. Am Nachmittag holten uns Wilde in einigen Pirogen ein und baten uns um Waus oder Nägel. Da sie wußten, daß wir Nägel besäßen, mußten ihre Verbindungen gegen Norden sich bis zum Cap Kidnappers erstrecken, denn das war der südlichste Punkt, wo wir mit den Eingebornen Tauschhandel getrieben hatten.

Am 9. hellte das Wetter auf und wir erkannten das Vorgebirge der Umkehr, das uns ungefähr sieben Stunden weit nördlich blieb. Ich rief nun die Officiere auf das Verdeck und fragte sie, ob sie sich jetzt davon überzeugt hätten, daß wir durch einen Canal gefahren wären. Alle antworteten, sie wären vollkommen überzeugt, und da hinsichtlich dieses Punktes kein Zweifel blieb, ließ ich gegen Osten wenden.

Sobald der Wind es erlaubte, steuerte ich südlich, um meine Erforschung der Küste fortzusetzen. Die Wilden, mit denen wir in den nächsten Tagen zusammentrafen, benahmen sich ganz anders, als ihre Genossen von der nördlichen Insel. Die letzteren hatten sich von Anfang an feindlich benommen und uns mit Steinen angegriffen, die ersteren betrachteten uns mit einem gemischten Gefühl von Furcht und Staunen. Ein Wilder, den wir in seinem Kahne allein mit dem Fischfang beschäftigt trafen, hielt uns seiner Aufmerksamkeit nicht würdig, andere kamen fast ohne Einladung vertrauensvoll an Bord, aber die meisten starrten uns an und entfernten sich, jede Berührung vermeidend.

Der am meisten in die Augen fallende Punkt, den wir beim Hinabfahren an der Küste sahen, war eine Insel [Halbinsel], der ich

bruch und unsere Fahrt durch den Canal. Als wir der östlichen Mündung desselben bereits nahe waren, ließen sich meine Officiere durch eine vorliegende Insel, die sie für einen Theil des festen Landes hielten, zu der Behauptung verleiten, daß zwischen dem Vorgebirge der Umkehr und dem Lande im Süden die Küste ununterbrochen fortlaufe, also gar keine Durchfahrt vorhanden sei. Ich war nach dem, was ich gesehen hatte, und nach anderen Anzeichen meiner Sache gewiß.

Am 8. Februar waren wir aus dem engen Canal hinaus, doch blieb das Wetter so nebelig, daß ich noch immer eine östliche Richtung beibehalten ließ. Am Nachmittag holten uns Wilde in einigen Pirogen ein und baten uns um Waus oder Nägel. Da sie wußten, daß wir Nägel besäßen, mußten ihre Verbindungen gegen Norden sich bis zum Cap Kidnappers erstrecken, denn das war der südlichste Punkt, wo wir mit den Eingebornen Tauschhandel getrieben hatten.

Am 9. hellte das Wetter auf und wir erkannten das Vorgebirge der Umkehr, das uns ungefähr sieben Stunden weit nördlich blieb. Ich rief nun die Officiere auf das Verdeck und fragte sie, ob sie sich jetzt davon überzeugt hätten, daß wir durch einen Canal gefahren wären. Alle antworteten, sie wären vollkommen überzeugt, und da hinsichtlich dieses Punktes kein Zweifel blieb, ließ ich gegen Osten wenden.

Sobald der Wind es erlaubte, steuerte ich südlich, um meine Erforschung der Küste fortzusetzen. Die Wilden, mit denen wir in den nächsten Tagen zusammentrafen, benahmen sich ganz anders, als ihre Genossen von der nördlichen Insel. Die letzteren hatten sich von Anfang an feindlich benommen und uns mit Steinen angegriffen, die ersteren betrachteten uns mit einem gemischten Gefühl von Furcht und Staunen. Ein Wilder, den wir in seinem Kahne allein mit dem Fischfang beschäftigt trafen, hielt uns seiner Aufmerksamkeit nicht würdig, andere kamen fast ohne Einladung vertrauensvoll an Bord, aber die meisten starrten uns an und entfernten sich, jede Berührung vermeidend.

Der am meisten in die Augen fallende Punkt, den wir beim Hinabfahren an der Küste sahen, war eine Insel [Halbinsel], der ich

den Namen Herrn Banks' gab. Sie hat etwa vierundzwanzig Stunden im Umkreise und ist so hoch, daß man sie in einer Entfernung von fünfzehn Stunden sehen kann. Ihre Oberfläche ist unregelmäßig und scheint unfruchtbar zu sein, doch sahen wir an einer Stelle Rauch aufsteigen und hie und da Wilde umhergehen. Ein hohes, mit Schnee bedecktes Gebirge, das wir schon in der Meerenge beobachtet hatten, wurde hier wieder in südwestlicher Richtung sichtbar.

Das Wetter war so häufig nebelig, daß die Küste sich unseren Blicken meistens entzog. In den ersten Tagen des März erreichten wir das südliche Ende von Neuseeland, das aus einem niedrigen Lande besteht und eine Insel zu sein scheint. Wir sahen nämlich im Norden keine Verbindung mit dem Hauptlande, doch könnte hier auch eine tief einschneidende Bucht oder ein zweites niedriges Land liegen*). In einer Entfernung von sechs Stunden vor dem südlichsten Theile der Küste liegen mehrere Felsenbänke, die dem unaufmerksamen Schiffer leicht Gefahr bringen können und die ich daher Fallen [Traps] nannte.

Um meine Umfahrt um Neuseeland zu vollenden, hatte ich nun an der nordwestlichen Küste aufwärts zu segeln. Die erste Bucht, in die ich einlief, nannte ich die düstere [Dusky Bay]. Sie umfaßt mehrere Inseln, hinter denen ein Schiff gegen jeden Wind geschützt ist, besitzt aber nicht Wasser genug. Sie ist kenntlich an fünf hohen und steilen, quer vorliegenden Felsen, die das Ansehen der vier Finger und des Daumens der menschlichen Hand haben. Charakteristisch ist auch die weiter gelegene Wasserfall-Spitze [Cascade Point], ein hoher und röthlicher Fels mit einem Wasserfalle, der sich in vier Bäche theilt.

Ich vermuthe, daß die Bergkette, die ich auf den südlichsten Punkten wahrnahm, durch die ganze Insel streiche. Unten ist die Küste niedrig, fast überall mit Wald bedeckt, und erhebt sich sanft und allmälig bis zu den Bergen des Innern. Von der düstern Bucht

---

*) Dieser südlichste Theil ist eine Insel, der auf den Karten mit dem Namen Stewart oder auch New-Leinster bezeichnet wird. Die Foveaux-Straße trennt sie von Neuseeland. D. H.

den Namen Herrn Banks' gab. Sie hat etwa vierundzwanzig Stunden im Umkreise und ist so hoch, daß man sie in einer Entfernung von fünfzehn Stunden sehen kann. Ihre Oberfläche ist unregelmäßig und scheint unfruchtbar zu sein, doch sahen wir an einer Stelle Rauch aufsteigen und hie und da Wilde umhergehen. Ein hohes, mit Schnee bedecktes Gebirge, das wir schon in der Meerenge beobachtet hatten, wurde hier wieder in südwestlicher Richtung sichtbar.

Das Wetter war so häufig nebelig, daß die Küste sich unseren Blicken meistens entzog. In den ersten Tagen des März erreichten wir das südliche Ende von Neuseeland, das aus einem niedrigen Lande besteht und eine Insel zu sein scheint. Wir sahen nämlich im Norden keine Verbindung mit dem Hauptlande, doch könnte hier auch eine tief einschneidende Bucht oder ein zweites niedriges Land liegen*). In einer Entfernung von sechs Stunden vor dem südlichsten Theile der Küste liegen mehrere Felsenbänke, die dem unaufmerksamen Schiffer leicht Gefahr bringen können und die ich daher Fallen [Traps] nannte.

Um meine Umfahrt um Neuseeland zu vollenden, hatte ich nun an der nordwestlichen Küste aufwärts zu segeln. Die erste Bucht, in die ich einlief, nannte ich die düstere [Dusky Bay]. Sie umfaßt mehrere Inseln, hinter denen ein Schiff gegen jeden Wind geschützt ist, besitzt aber nicht Wasser genug. Sie ist kenntlich an fünf hohen und steilen, quer vorliegenden Felsen, die das Ansehen der vier Finger und des Daumens der menschlichen Hand haben. Charakteristisch ist auch die weiter gelegene Wasserfall-Spitze [Cascade Point], ein hoher und röthlicher Fels mit einem Wasserfalle, der sich in vier Bäche theilt.

Ich vermuthe, daß die Bergkette, die ich auf den südlichsten Punkten wahrnahm, durch die ganze Insel streiche. Unten ist die Küste niedrig, fast überall mit Wald bedeckt, und erhebt sich sanft und allmälig bis zu den Bergen des Innern. Von der düstern Bucht

*) Dieser südlichste Theil ist eine Insel, der auf den Karten mit dem Namen Stewart oder auch New-Leinster bezeichnet wird. Die Foveaux-Straße trennt sie von Neuseeland. D. H.

bis zum 44. Grad 20. Min. südlicher Breite zieht am Meere hin und unmittelbar aus ihm aufsteigend eine schmale mit Wald bekleidete Hügelkette. Dicht hinter ihr sieht man Gebirge, welche eine zweite Kette von wunderbarer Höhe bilden, gänzlich unfruchtbar sind und blos eine Decke von Schnee haben, den man in beträchtlichen Massen sieht und der hier wahrscheinlich seit Erschaffung der Welt liegt. Man kann sich keinen traurigeren und schrecklicheren Anblick denken, als ihn dieses Land vom Meer aus darbietet, denn so weit das Auge reicht, zeigt sich nichts als die Gipfel von Felsen, welche so nahe an einander stehen, daß die Thäler zwischen ihnen blose Spalten sind. Vom 44. Grad bis zum 42. Grad 8. Min. treten die Gebirge ins Innere zurück. Die Küste besteht aus Hügeln und bewaldeten Thälern von verschiedener Höhe und Ausdehnung und scheint fruchtbar zu sein. Die meisten Thäler bilden Ebenen von bedeutendem Umfang und sind scheinbar ganz mit Wald bekleidet. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß der Boden an verschiedenen Stellen sumpfig ist und von Seen oder Teichen unterbrochen wird. Vom 42. Grad 8. Min. bis zum 41. Grad 30. Min. hat das Land keine bemerkenswerthen Züge. Es steigt hügelförmig unmittelbar aus dem Meere auf und ist bewaldet. Es herrschte freilich ein solcher Nebel, daß sich wenig erkennen ließ. Eine Ausnahme bildeten die Gipfel von Bergen, die sich über den die unteren Gegenden bedeckenden Nebel erhoben und mich in der Meinung bestärkten, daß eine Gebirgskette von einem Ende der Insel bis zum andern laufe.

Am 38. März befand ich mich bei derselben Insel, welche ich von der Königin-Charlotte-Straße aus gesehen hatte, und meine Umfahrt um Neuseeland war mithin vollendet. Nichts hielt mich mehr zurück, als die Nothwendigkeit, meine leeren Wasserfässer zu füllen. Bei einem unserer letzten Ausflüge fand Herr Banks noch mehrere neue Pflanzen und verschiedene, von Adern durchzogene Steine, die ein mineralisches Ansehen hatten, aber kein eigentliches Erz waren. Hätte er die nackten Felsen untersuchen können, so wäre er vielleicht glücklicher gewesen. An einem andern Orte hatte ich in der Ferne weiße Stellen wahrgenommen, welche die Strahlen der Sonne wiederspiegelten und die ich daher für Marmor hielt.

bis zum 44. Grad 20. Min. südlicher Breite zieht am Meere hin und unmittelbar aus ihm aufsteigend eine schmale mit Wald bekleidete Hügelkette. Dicht hinter ihr sieht man Gebirge, welche eine zweite Kette von wunderbarer Höhe bilden, gänzlich unfruchtbar sind und blos eine Decke von Schnee haben, den man in beträchtlichen Massen sieht und der hier wahrscheinlich seit Erschaffung der Welt liegt. Man kann sich keinen traurigeren und schrecklicheren Anblick denken, als ihn dieses Land vom Meer aus darbietet, denn so weit das Auge reicht, zeigt sich nichts als die Gipfel von Felsen, welche so nahe an einander stehen, daß die Thäler zwischen ihnen blose Spalten sind. Vom 44. Grad bis zum 42. Grad 8. Min. treten die Gebirge ins Innere zurück. Die Küste besteht aus Hügeln und bewaldeten Thälern von verschiedener Höhe und Ausdehnung und scheint fruchtbar zu sein. Die meisten Thäler bilden Ebenen von bedeutendem Umfang und sind scheinbar ganz mit Wald bekleidet. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß der Boden an verschiedenen Stellen sumpfig ist und von Seen oder Teichen unterbrochen wird. Vom 42. Grad 8. Min. bis zum 41. Grad 30. Min. hat das Land keine bemerkenswerthen Züge. Es steigt hügelförmig unmittelbar aus dem Meere auf und ist bewaldet. Es herrschte freilich ein solcher Nebel, daß sich wenig erkennen ließ. Eine Ausnahme bildeten die Gipfel von Bergen, die sich über den die unteren Gegenden bedeckenden Nebel erhoben und mich in der Meinung bestärkten, daß eine Gebirgskette von einem Ende der Insel bis zum andern laufe.

Am 38. März befand ich mich bei derselben Insel, welche ich von der Königin-Charlotte-Straße aus gesehen hatte, und meine Umfahrt um Neuseeland war mithin vollendet. Nichts hielt mich mehr zurück, als die Nothwendigkeit, meine leeren Wasserfässer zu füllen. Bei einem unserer letzten Ausflüge fand Herr Banks noch mehrere neue Pflanzen und verschiedene, von Adern durchzogene Steine, die ein mineralisches Ansehen hatten, aber kein eigentliches Erz waren. Hätte er die nackten Felsen untersuchen können, so wäre er vielleicht glücklicher gewesen. An einem andern Orte hatte ich in der Ferne weiße Stellen wahrgenommen, welche die Strahlen der Sonne wiederspiegelten und die ich daher für Marmor hielt.

Nach Herrn Banks Vermuthung wäre dieser angebliche Marmor Metall gewesen, und zwar ein kostbares.

Sonnabends, am 31. März 1770, nahmen wir von Neuseeland Abschied. Ursprünglich hatte ich die Absicht gehabt, zu untersuchen, ob es einen südlichen Continent gebe. Man machte mir indessen einen Einwand, den ich nicht entkräften konnte, nämlich daß wir, wenn ich diesen Plan festhielte, mit einem Schiffe, das zu einem solchen Unternehmen nicht geeignet sei, mitten im Winter in einer sehr hohen südlichen Breite verweilen müsse. Ich änderte daher meinen Entschluß dahin, westlich zu fahren, bis ich die östliche Küste von Neuholland erreiche, dieser bis zu ihrer nördlichen Spitze zu folgen und dann zu versuchen, ob ich das Land oder die Inseln, die von Quiros entdeckt worden sein sollen, auffinden könne.

Ich will nun mittheilen, was ich bei meiner Umfahrt um die Küsten von dem Lande und seinen Bewohnern, von ihren Sitten und Gebräuchen erfahren habe.

Sechstes Kapitel.

Beschreibung von Neuseeland. — Die nördliche Insel ist fruchtbarer als die südliche. — Vierfüßer, Vögel, Insekten, Fische und Schalthiere. — Bäume und Pflanzen. — Die Bevölkerung. — Ihre Charakter, ihre Kleidung. — Wohnungen und Geräthe. — Pirogen und Schifffahrt. — Gewerbe, Musik. — Religion und Sprache der Neuseeländer.

Abel Jansen Tasman, ein holländischer Schiffer, entdeckte Neuseeland am 13. December 1642. Er fuhr an der östlichen Küste vom 34. Grad bis zum 43. Grad hin, setzte aber nie den Fuß an das Land, weil die Eingebornen ihn in der „Bucht der Mörder" angriffen, als er eben vor Anker gegangen war. Der Name Staatenland, den er seiner Entdeckung gab, ist in Neuseeland umgeändert worden. Da die Küste bis auf den Theil, den Tasman vom Meer aus gesehen hatte, bis zur Fahrt der Endeavour gänzlich unbekannt blieb, so wurde sie von vielen Gelehrten für einen Theil des südlichen Continents gehalten. Jetzt weiß man, daß Neuseeland aus

Nach Herrn Banks Vermuthung wäre dieser angebliche Marmor Metall gewesen, und zwar ein kostbares.

Sonnabends, am 31. März 1770, nahmen wir von Neuseeland Abschied. Ursprünglich hatte ich die Absicht gehabt, zu untersuchen, ob es einen südlichen Continent gebe. Man machte mir indessen einen Einwand, den ich nicht entkräften konnte, nämlich daß wir, wenn ich diesen Plan festhielte, mit einem Schiffe, das zu einem solchen Unternehmen nicht geeignet sei, mitten im Winter in einer sehr hohen südlichen Breite verweilen müsse. Ich änderte daher meinen Entschluß dahin, westlich zu fahren, bis ich die östliche Küste von Neuholland erreiche, dieser bis zu ihrer nördlichen Spitze zu folgen und dann zu versuchen, ob ich das Land oder die Inseln, die von Quiros entdeckt worden sein sollen, auffinden könne.

Ich will nun mittheilen, was ich bei meiner Umfahrt um die Küsten von dem Lande und seinen Bewohnern, von ihren Sitten und Gebräuchen erfahren habe.

Sechstes Kapitel.

Beschreibung von Neuseeland. — Die nördliche Insel ist fruchtbarer als die südliche. — Vierfüßer, Vögel, Insekten, Fische und Schalthiere. — Bäume und Pflanzen. — Die Bevölkerung. — Ihre Charakter, ihre Kleidung. — Wohnungen und Geräthe. — Pirogen und Schifffahrt. — Gewerbe, Musik. — Religion und Sprache der Neuseeländer.

Abel Jansen Tasman, ein holländischer Schiffer, entdeckte Neuseeland am 13. December 1642. Er fuhr an der östlichen Küste vom 34. Grad bis zum 43. Grad hin, setzte aber nie den Fuß an das Land, weil die Eingebornen ihn in der „Bucht der Mörder" angriffen, als er eben vor Anker gegangen war. Der Name Staatenland, den er seiner Entdeckung gab, ist in Neuseeland umgeändert worden. Da die Küste bis auf den Theil, den Tasman vom Meer aus gesehen hatte, bis zur Fahrt der Endeavour gänzlich unbekannt blieb, so wurde sie von vielen Gelehrten für einen Theil des südlichen Continents gehalten. Jetzt weiß man, daß Neuseeland aus

zwei großen Inseln besteht, zwischen denen eine Meerenge von vier bis fünf Stunden Breite liegt. Diese Inseln liegen zwischen dem 34. Grad und 48. Grad südlicher Breite und dem 181. Grad und 194. Grad westlicher Länge. Durch eine große Anzahl von Beobachtungen der Sonne und des Mondes und durch eine des Durchganges des Mercur, die Herr Green angestellt hat, ist diese geographische Lage mit einer seltenen Genauigkeit festgestellt worden.

Die nördlichste der beiden Inseln heißt bei den Eingebornen Ikanamawi und die südlichste Tovy Punamu. Die letztere ist zum größten Theile ein gebirgiges und allem Anschein nach unfruchtbares Land. Wir haben nur zweimal Bewohner und einmal Feuer gesehen. Die nördliche Insel bietet einen bessern Anblick dar. Allerdings ist der Boden mit Hügeln und selbst mit Bergen besetzt, aber beide sind bewaldet und ein jedes Thal hat seinen Bach oder Fluß. Der Boden der Thäler und Ebenen, unter denen es viele von Holz entblöß'te giebt, ist gewöhnlich leicht, aber fruchtbar, und nach dem Urtheil der Herren Banks und Solander wie anderer unterrichteter Personen der Schiffsmannschaft würden europäische Gemüse und Früchte vortrefflich gedeihen. Die Vegetabilien, die sich vorfanden, führten uns zu dem Schlusse, daß die Winter milder als in England seien. Wir haben die Erfahrung gemacht*), daß der Sommer trotz der größeren Gleichförmigkeit der Wärme nicht viel heißer ist, so daß Europäer, die sich hier niederließen, keiner allzugroßen Mühen und Arbeiten bedürften, um sich alles zum Leben Erforderliche in Ueberfluß zu verschaffen.

Mit Ausnahme von Hunden und Robben gibt es, wie schon bemerkt wurde, auf der Insel keine Vierfüßer. Die Hunde leben mit den Menschen und man hält sie blos um sie zu essen. Die Robben sind nicht zahlreich, und mehrere unserer Leute haben nicht eine gesehen. Es wäre möglich, daß es Vierfüßer gäbe, die wir nicht

*) Man wolle sich erinnern, daß die Jahreszeiten in Neuseeland den unserigen schnurstracks entgegengesetzt sind. Der Sommer beginnt im December, der Herbst im März, der Winter im Juli, der Frühling im September. D. H.

zwei großen Inseln besteht, zwischen denen eine Meerenge von vier bis fünf Stunden Breite liegt. Diese Inseln liegen zwischen dem 34. Grad und 48. Grad südlicher Breite und dem 181. Grad und 194. Grad westlicher Länge. Durch eine große Anzahl von Beobachtungen der Sonne und des Mondes und durch eine des Durchganges des Mercur, die Herr Green angestellt hat, ist diese geographische Lage mit einer seltenen Genauigkeit festgestellt worden.

Die nördlichste der beiden Inseln heißt bei den Eingebornen Ikanamawi und die südlichste Tovy Punamu. Die letztere ist zum größten Theile ein gebirgiges und allem Anschein nach unfruchtbares Land. Wir haben nur zweimal Bewohner und einmal Feuer gesehen. Die nördliche Insel bietet einen bessern Anblick dar. Allerdings ist der Boden mit Hügeln und selbst mit Bergen besetzt, aber beide sind bewaldet und ein jedes Thal hat seinen Bach oder Fluß. Der Boden der Thäler und Ebenen, unter denen es viele von Holz entblöß'te giebt, ist gewöhnlich leicht, aber fruchtbar, und nach dem Urtheil der Herren Banks und Solander wie anderer unterrichteter Personen der Schiffsmannschaft würden europäische Gemüse und Früchte vortrefflich gedeihen. Die Vegetabilien, die sich vorfanden, führten uns zu dem Schlusse, daß die Winter milder als in England seien. Wir haben die Erfahrung gemacht*), daß der Sommer trotz der größeren Gleichförmigkeit der Wärme nicht viel heißer ist, so daß Europäer, die sich hier niederließen, keiner allzugroßen Mühen und Arbeiten bedürften, um sich alles zum Leben Erforderliche in Ueberfluß zu verschaffen.

Mit Ausnahme von Hunden und Robben gibt es, wie schon bemerkt wurde, auf der Insel keine Vierfüßer. Die Hunde leben mit den Menschen und man hält sie blos um sie zu essen. Die Robben sind nicht zahlreich, und mehrere unserer Leute haben nicht eine gesehen. Es wäre möglich, daß es Vierfüßer gäbe, die wir nicht

*) Man wolle sich erinnern, daß die Jahreszeiten in Neuseeland den unserigen schnurstracks entgegengesetzt sind. Der Sommer beginnt im December, der Herbst im März, der Winter im Juli, der Frühling im September. D. H.

geſehen hätten, aber wahrſcheinlich iſt es nicht. Die größte Eitelkeit der Eingebornen beſteht darin, Felle zu tragen, und wir haben bei ihnen nie andere geſehen, als die von Hunden und Vögeln. An der Küſte leben Seehunde, und einmal haben wir einen Seelöwen bemerkt. Sie werden gewiß ſelten gefangen, denn obgleich die Eingebornen Zähne dieſer Thiere hatten, die zu Nadeln bearbeitet waren, trug doch nicht einer ein Fell. Walfiſche kamen ebenfalls vor, aber die Wilden ſcheinen keine Werkzeuge oder Mittel zu beſitzen, um ſie zu fangen. Uebrigens haben wir Patu-Patus geſehen, die aus Knochen des Walfiſches oder eines ganz ähnlichen Thieres beſtehen.

Die neuſeeländiſchen Vogelarten ſind nicht zahlreich, und nimmt man die Möve aus, ſo iſt keine ganz dieſelbe wie in Europa. Die Enten und Cormorane, die in mehreren Arten hier leben, werden nur von den Perſonen, welche ſie nicht genau unterſuchen, für gleichartig mit den europäiſchen gehalten. Außerdem giebt es Falken, Eulen und Wachteln, die auf den erſten Blick mit den unſerigen viel Aehnlichkeit haben, und verſchiedene kleine Vögel, von deren melodiſchem Geſang bereits die Rede geweſen iſt *).

An der Küſte des Meeres ſieht man zuweilen Seevögel, namentlich Albatroſſe, und die Art, die John Narborough Pinguine genannt hat. Sie ſcheinen ein Mittelglied zwiſchen Fiſch und Vogel zu ſein, denn ihre Federn, namentlich die der Flügel, ähneln den Schuppen, und die Flügel ſind vielleicht als Floſſen zu betrachten, da die Pinguine ſich ihrer blos zum Untertauchen bedienen, aber nie, ſelbſt auf dem Lande nicht, zur Beſchleunigung ihrer Bewegungen.

---

*) Der merkwürdigſte Vogel Neuſeelands iſt der Aufmerkſamkeit Cook's und ſeiner Gefährten entgangen, wahrſcheinlich weil er ausſchließlich Nachts die Erdhöhlen verläßt, in denen er niſtet. Es iſt der Kiwi, mit langen und groben Federn, mit kurzen und ſtarken Beinen, die ihm dazu dienen, das Gewürm, von dem er lebt, durch Aufſtampfen aus dem Boden zu treiben, und mit einem kleinen Kopfe, den eine Art von Katzenbart ziert. Er blinzelt unaufhörlich und ſein einziger Laut iſt ein ziſchendes Geräuſch. Obgleich er nicht fliegt, läßt er ſich von einem Hunde kaum einholen. Auch mehrere andere neuſeeländiſche Vögel fliegen nicht: z. B. der Huia, der im Farnkraute von den Inſekten lebt, oder ihre ſchwachen Fittige erlauben ihnen, wie dem Pukeko, nur ganz kurze Flüge. D. H.

gesehen hätten, aber wahrscheinlich ist es nicht. Die größte Eitelkeit der Eingebornen besteht darin, Felle zu tragen, und wir haben bei ihnen nie andere gesehen, als die von Hunden und Vögeln. An der Küste leben Seehunde, und einmal haben wir einen Seelöwen bemerkt. Sie werden gewiß selten gefangen, denn obgleich die Eingebornen Zähne dieser Thiere hatten, die zu Nadeln bearbeitet waren, trug doch nicht einer ein Fell. Walfische kamen ebenfalls vor, aber die Wilden scheinen keine Werkzeuge oder Mittel zu besitzen, um sie zu fangen. Uebrigens haben wir Patu-Patus gesehen, die aus Knochen des Walfisches oder eines ganz ähnlichen Thieres bestehen.

Die neuseeländischen Vogelarten sind nicht zahlreich, und nimmt man die Möve aus, so ist keine ganz dieselbe wie in Europa. Die Enten und Cormorane, die in mehreren Arten hier leben, werden nur von den Personen, welche sie nicht genau untersuchen, für gleichartig mit den europäischen gehalten. Außerdem giebt es Falken, Eulen und Wachteln, die auf den ersten Blick mit den unserigen viel Aehnlichkeit haben, und verschiedene kleine Vögel, von deren melodischem Gesang bereits die Rede gewesen ist *).

An der Küste des Meeres sieht man zuweilen Seevögel, namentlich Albatrosse, und die Art, die John Narborough Pinguine genannt hat. Sie scheinen ein Mittelglied zwischen Fisch und Vogel zu sein, denn ihre Federn, namentlich die der Flügel, ähneln den Schuppen, und die Flügel sind vielleicht als Flossen zu betrachten, da die Pinguine sich ihrer blos zum Untertauchen bedienen, aber nie, selbst auf dem Lande nicht, zur Beschleunigung ihrer Bewegungen.

---

*) Der merkwürdigste Vogel Neuseelands ist der Aufmerksamkeit Cook's und seiner Gefährten entgangen, wahrscheinlich weil er ausschließlich Nachts die Erdhöhlen verläßt, in denen er nistet. Es ist der Kiwi, mit langen und groben Federn, mit kurzen und starken Beinen, die ihm dazu dienen, das Gewürm, von dem er lebt, durch Aufstampfen aus dem Boden zu treiben, und mit einem kleinen Kopfe, den eine Art von Katzenbart ziert. Er blinzelt unaufhörlich und sein einziger Laut ist ein zischendes Geräusch. Obgleich er nicht fliegt, läßt er sich von einem Hunde kaum einholen. Auch mehrere andere neuseeländische Vögel fliegen nicht: z. B. der Huia, der im Farnkraute von den Insekten lebt, oder ihre schwachen Fittige erlauben ihnen, wie dem Pukeko, nur ganz kurze Flüge. D. H.

Insektenarten giebt es weniger als Vögelarten. Sie beschränken sich auf eine kleine Anzahl von Schmetterlingen und Käfern, auf Mücken, zwischen denen und europäischen kaum ein Unterschied wahrnehmbar ist, auf Muskiten und auf Sandfliegen, die vielleicht den amerikanischen Arten gleich sind. Muskiten und Sandfliegen, die ein wahrer Fluch für ein Land sind, haben wir übrigens wenige gesehen. Es ist richtig, daß einige an allen Orten anzutreffen waren, aber so zahlreich waren sie nie, daß wir Veranlassung gefunden hätten, von unseren Schutzmitteln Gebrauch zu machen *).

Sind auf dem Lande die Thiere selten, so findet man zur Ausgleichung im Meere um so mehr. Alle Buchten wimmeln von Fischen, die an Wohlgeschmack und als gesunder Nahrungsstoff den europäischen nicht nachstehen. Ueberall, namentlich im Süden, wo das Schiff ankerte oder mit leichtem Winde segelte, konnten wir uns für die ganze Mannschaft Fische verschaffen, ja in der Meerenge zwischen beiden Inseln salzte jede Tischgenossenschaft, die nicht faul war, so viele ein, daß sie auf offenem Meere einige Wochen davon lebte. Die Mannigfaltigkeit der Fische war eben so groß wie ihre Menge, unter anderen hatten wir mehrere Arten Makrelen, von denen eine ganz wie die englische war. Diese Fische lebten in unzählbaren Mengen auf Untiefen und wurden uns von den Eingebornen zu sehr niedrigen Preisen verkauft. Viele dieser Fische waren uns fremd, aber die Matrosen gaben ihnen bekannte Namen. Das wohlschmeckendste Gericht, welches das Meer uns lieferte, war ein Hummer, wahrscheinlich dieselbe, wenn auch weniger große Art, die Lord Anson auf der Insel Juan Fernandez kennen lernte. Dieser Hummer unterscheidet sich von dem englischen Seekrebs in mehrfacher Beziehung, namentlich darin, daß er sogleich roth wird, sobald man ihn aus dem Meere gezogen hat. Wir erhielten diesen Hummer von den

*) An den Ufern der neuseeländischen Flüsse sind die Sandfliegen allerdings eine Landplage. Cook vergißt außerdem die Spinnen, die im Farnkraut in ungeheuren Massen leben und Nachts gern in die Betten kriechen. Vielleicht haben die Sandfliegen seit dem Erscheinen der Europäer sich vermehrt, von den Muskiten wenigstens behaupten es die Eingebornen. D. H.

Insektenarten giebt es weniger als Vögelarten. Sie beschränken sich auf eine kleine Anzahl von Schmetterlingen und Käfern, auf Mücken, zwischen denen und europäischen kaum ein Unterschied wahrnehmbar ist, auf Muskiten und auf Sandfliegen, die vielleicht den amerikanischen Arten gleich sind. Muskiten und Sandfliegen, die ein wahrer Fluch für ein Land sind, haben wir übrigens wenige gesehen. Es ist richtig, daß einige an allen Orten anzutreffen waren, aber so zahlreich waren sie nie, daß wir Veranlassung gefunden hätten, von unseren Schutzmitteln Gebrauch zu machen *).

Sind auf dem Lande die Thiere selten, so findet man zur Ausgleichung im Meere um so mehr. Alle Buchten wimmeln von Fischen, die an Wohlgeschmack und als gesunder Nahrungsstoff den europäischen nicht nachstehen. Ueberall, namentlich im Süden, wo das Schiff ankerte oder mit leichtem Winde segelte, konnten wir uns für die ganze Mannschaft Fische verschaffen, ja in der Meerenge zwischen beiden Inseln salzte jede Tischgenossenschaft, die nicht faul war, so viele ein, daß sie auf offenem Meere einige Wochen davon lebte. Die Mannigfaltigkeit der Fische war eben so groß wie ihre Menge, unter anderen hatten wir mehrere Arten Makrelen, von denen eine ganz wie die englische war. Diese Fische lebten in unzählbaren Mengen auf Untiefen und wurden uns von den Eingebornen zu sehr niedrigen Preisen verkauft. Viele dieser Fische waren uns fremd, aber die Matrosen gaben ihnen bekannte Namen. Das wohlschmeckendste Gericht, welches das Meer uns lieferte, war ein Hummer, wahrscheinlich dieselbe, wenn auch weniger große Art, die Lord Anson auf der Insel Juan Fernandez kennen lernte. Dieser Hummer unterscheidet sich von dem englischen Seekrebs in mehrfacher Beziehung, namentlich darin, daß er sogleich roth wird, sobald man ihn aus dem Meere gezogen hat. Wir erhielten diesen Hummer von den

*) An den Ufern der neuseeländischen Flüsse sind die Sandfliegen allerdings eine Landplage. Cook vergißt außerdem die Spinnen, die im Farnkraut in ungeheuren Massen leben und Nachts gern in die Betten kriechen. Vielleicht haben die Sandfliegen seit dem Erscheinen der Europäer sich vermehrt, von den Muskiten wenigstens behaupten es die Eingebornen. D. H.

Einwohnern in großer Menge; sie fangen ihn, indem sie untertauchen und ihn von den Felsen, an die er sich anklammert, mit den Füßen abstoßen.

Die Bäume nehmen unter den vegetabilischen Erzeugnissen der beiden Inseln den ersten Rang ein. Man findet Wälder von großer Ausdehnung, die mit dem geradesten, stärksten und schönsten Bauholz, das uns je vorgekommen ist, versehen sind. Namentlich ein Baum zeichnet sich aus, der während unserer Anwesenheit scharlachrothe Blüthen trieb, fast die Größe einer Eiche und ein außerordentlich hartes und schweres, für Mühlen geeignetes Holz hatte. In den Sümpfen wächst ein anderer, hoher und schlanker Baum, den man zu Masten benutzen könnte.

Der größte Theil der Insel ist mit Grün bekleidet. Obgleich nicht viele Arten vorkommen, waren unsere Naturforscher doch mit den neuen Pflanzen, welche sie sammelten, sehr zufrieden. Von den Gattungen, welche die Botaniker bereits beschrieben oder wir selbst auf anderen Theilen unserer Reise gesehen haben, bemerkten wir blos die Distel, den indischen Nachtschatten, ein oder zwei englische Gräser, einige Farnkräuter, die Neuseeland mit den amerikanischen Inseln gemein hat, und eine kleine Anzahl der Pflanzen, die über alle Theile der Welt verstreut sind.

Eßbare Vegetabilien sind schwach vertreten. Den wilden Sellerie und eine Kressenart, die an der Küste in Fülle wächst, aßen unsere Matrosen, nachdem sie so lange auf dem Meere gewesen waren, gern und befanden sich wohl dabei. Ein- oder zweimal fanden wir eine Pflanze, die sich dem Küchenkraut vergleichen ließ, das unsere Landleute fette Henne nennen, und ließen es uns als Gemüse kochen. Von eßbaren Pflanzen, die keiner Pflege bedürfen, wüßte ich außerdem blos anzuführen die Wurzel des Farnkrautes und eine in Europa völlig unbekannte Art, die den Insulanern zur Speise diente, uns aber widerstand. Unter den angebauten Pflanzen befanden sich nicht mehr als zwei zur Nahrung dienende, Ignamen und Bataten.

Auch Kürbisse werden angebaut und zum Aufbewahren des Wassers wie zu verschiedenen anderen Zwecken verwendet. Wir sahen denselben chinesischen Maulbeerbaum, von dem die Tahitier ihre Klei-

Einwohnern in großer Menge; sie fangen ihn, indem sie untertauchen und ihn von den Felsen, an die er sich anklammert, mit den Füßen abstoßen.

Die Bäume nehmen unter den vegetabilischen Erzeugnissen der beiden Inseln den ersten Rang ein. Man findet Wälder von großer Ausdehnung, die mit dem geradesten, stärksten und schönsten Bauholz, das uns je vorgekommen ist, versehen sind. Namentlich ein Baum zeichnet sich aus, der während unserer Anwesenheit scharlachrothe Blüthen trieb, fast die Größe einer Eiche und ein außerordentlich hartes und schweres, für Mühlen geeignetes Holz hatte. In den Sümpfen wächst ein anderer, hoher und schlanker Baum, den man zu Masten benutzen könnte.

Der größte Theil der Insel ist mit Grün bekleidet. Obgleich nicht viele Arten vorkommen, waren unsere Naturforscher doch mit den neuen Pflanzen, welche sie sammelten, sehr zufrieden. Von den Gattungen, welche die Botaniker bereits beschrieben oder wir selbst auf anderen Theilen unserer Reise gesehen haben, bemerkten wir blos die Distel, den indischen Nachtschatten, ein oder zwei englische Gräser, einige Farnkräuter, die Neuseeland mit den amerikanischen Inseln gemein hat, und eine kleine Anzahl der Pflanzen, die über alle Theile der Welt verstreut sind.

Eßbare Vegetabilien sind schwach vertreten. Den wilden Sellerie und eine Kressenart, die an der Küste in Fülle wächst, aßen unsere Matrosen, nachdem sie so lange auf dem Meere gewesen waren, gern und befanden sich wohl dabei. Ein- oder zweimal fanden wir eine Pflanze, die sich dem Küchenkraut vergleichen ließ, das unsere Landleute fette Henne nennen, und ließen es uns als Gemüse kochen. Von eßbaren Pflanzen, die keiner Pflege bedürfen, wüßte ich außerdem blos anzuführen die Wurzel des Farnkrautes und eine in Europa völlig unbekannte Art, die den Insulanern zur Speise diente, uns aber widerstand. Unter den angebauten Pflanzen befanden sich nicht mehr als zwei zur Nahrung dienende, Ignamen und Bataten.

Auch Kürbisse werden angebaut und zum Aufbewahren des Wassers wie zu verschiedenen anderen Zwecken verwendet. Wir sahen denselben chinesischen Maulbeerbaum, von dem die Tahitier ihre Klei-

der fertigen. Er ist jedoch so selten, daß die Neuseeländer den Stoff, den sie ebenfalls zu bereiten verstehen, blos als Zierrath in den Löchern tragen, die sie sich in die Ohren bohren.

Unter allen Bäumen und Sträuchern ist nicht ein einziger, welcher Früchte trüge, wenn man nicht eine Beere, die weder Süßigkeit noch Geschmack hat, und mit deren Einsammeln sich höchstens Kinder befassen würden, diesen Namen geben will Dagegen kommt eine Pflanze vor, von der die Eingebornen ihren Flachs und Hanf gewinnen, und die in Europa ihres Gleichen nicht hat. Diese Pflanze ist in zwei Arten verbreitet. Beide gleichen in ihren Blättern der Schwertlilie, aber ihre Blüthen sind kleiner und ihre Samenkapseln, die bei der einen eine gelbe, bei der anderen eine dunkelrothe Farbe haben, zahlreicher. Die gewöhnliche Tracht der Neuseeländer besteht aus den Blättern dieser Pflanze, die man ziemlich in ihrem rohen Zustande läßt. Außerdem bereiten sie aus ihr Taue, Seile und Schnüre, weit haltbarer als die unsrigen, und ziehen aus ihr lange dünne, wie Seide glänzende Fäden von einem blendenden Weiß, die ebenfalls auffallend fest sind und aus denen sie ihre schönsten Stoffe bereiten. Ihre Pelze, zuweilen von ungeheurer Größe, bestehen aus Blättern dieser Pflanze, die man in Streifen von angemessener Länge zerschneidet, worauf diese Streifen zusammengeflochten werden.

Als wir in Neuseeland ankamen, hielten wir die Insel für bevölkerter, als sie wirklich ist. Da wir in weiter Ferne Rauch aufsteigen sahen, glaubten wir, daß das Innere bewohnt sei. In Beziehung auf einige Oertlichkeiten haben wir uns vielleicht nicht getäuscht, im Allgemeinen sind blos die Küsten mit Menschen besetzt. Selbst hier ist die Bevölkerung eine dünne, und die westliche Küste ist menschenleer. Alles erwogen, steht die Zahl der Einwohner mit dem Umfange von Neuseeland in gar keinem Verhältniß.

An Körpergröße stehen die Neuseeländer den längsten Europäern gleich. Sie haben starke, sehnige, wohlproportionirte Glieder, aber so fett wie die trägen und wollüstigen Insulaner der Südsee sind sie nicht. Sie verrathen außerordentliche Lebendigkeit und Gewandtheit, und man bemerkt bei allen Arbeiten, die sie ausführen, eine

der fertigen. Er ist jedoch so selten, daß die Neuseeländer den Stoff, den sie ebenfalls zu bereiten verstehen, blos als Zierrath in den Löchern tragen, die sie sich in die Ohren bohren.

Unter allen Bäumen und Sträuchern ist nicht ein einziger, welcher Früchte trüge, wenn man nicht eine Beere, die weder Süßigkeit noch Geschmack hat, und mit deren Einsammeln sich höchstens Kinder befassen würden, diesen Namen geben will Dagegen kommt eine Pflanze vor, von der die Eingebornen ihren Flachs und Hanf gewinnen, und die in Europa ihres Gleichen nicht hat. Diese Pflanze ist in zwei Arten verbreitet. Beide gleichen in ihren Blättern der Schwertlilie, aber ihre Blüthen sind kleiner und ihre Samenkapseln, die bei der einen eine gelbe, bei der anderen eine dunkelrothe Farbe haben, zahlreicher. Die gewöhnliche Tracht der Neuseeländer besteht aus den Blättern dieser Pflanze, die man ziemlich in ihrem rohen Zustande läßt. Außerdem bereiten sie aus ihr Taue, Seile und Schnüre, weit haltbarer als die unsrigen, und ziehen aus ihr lange dünne, wie Seide glänzende Fäden von einem blendenden Weiß, die ebenfalls auffallend fest sind und aus denen sie ihre schönsten Stoffe bereiten. Ihre Pelze, zuweilen von ungeheurer Größe, bestehen aus Blättern dieser Pflanze, die man in Streifen von angemessener Länge zerschneidet, worauf diese Streifen zusammengeflochten werden.

Als wir in Neuseeland ankamen, hielten wir die Insel für bevölkerter, als sie wirklich ist. Da wir in weiter Ferne Rauch aufsteigen sahen, glaubten wir, daß das Innere bewohnt sei. In Beziehung auf einige Oertlichkeiten haben wir uns vielleicht nicht getäuscht, im Allgemeinen sind blos die Küsten mit Menschen besetzt. Selbst hier ist die Bevölkerung eine dünne, und die westliche Küste ist menschenleer. Alles erwogen, steht die Zahl der Einwohner mit dem Umfange von Neuseeland in gar keinem Verhältniß.

An Körpergröße stehen die Neuseeländer den längsten Europäern gleich. Sie haben starke, sehnige, wohlproportionirte Glieder, aber so fett wie die trägen und wollüstigen Insulaner der Südsee sind sie nicht. Sie verrathen außerordentliche Lebendigkeit und Gewandtheit, und man bemerkt bei allen Arbeiten, die sie ausführen, eine

seltene Anstelligkeit und Handgeschicklichkeit. Ich habe auf einer Seite einer Piroge fünfzehn Ruderer mit unglaublicher Geschwindigkeit arbeiten sehen, und dabei hielten sie so genau Takt, als ob ihre Arme von einem und demselben Willen in Bewegung gesetzt würden.

Ihre Gesichtsfarbe ist braun, nur wenige sind dunkler als Spanier, die sich lange der Sonne ausgesetzt haben, die meisten aber heller. Die Zartheit der Glieder, die dem Geschlecht sonst eigen ist, bemerkt man bei den Frauen nicht, nur die Stimme ist merkwürdig weich, und an dieser unterscheidet man sie hauptsächlich, da die Kleidung beider Geschlechter dieselbe ist. Uebrigens sind ihre Gesichtszüge wie überall beweglicher, lebhafter und heiterer als bei den Männern. Bart und Haare der letzteren sind schwarz, die Zähne regelmäßig und weiß wie Elfenbein. Im Allgemeinen scheinen die Neuseeländer einer guten Gesundheit zu genießen, und ich sah mehrere, bei denen die Zeichen des höchsten Alters hervortraten.

Männer und Frauen haben dem Anschein nach einen sanften und umgänglichen Charakter. Sie benehmen sich auf die zarteste und liebevollste Weise gegen einander. Gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich und geben nie Quartier. Vielleicht nennen unsere Leser es unbegreiflich, daß in einem Lande, wo dem Sieger so wenige Vortheile zufallen, Kriege häufig sind, und daß die sanfte, friedliche Bevölkerung eines Bezirks mit ihren Nachbarn oft in Fehde geräth. Die Erklärung liegt nahe. Ihre Hauptnahrung besteht in Fischen, sie können sich dieselbe ausschließlich an den Küsten verschaffen, und hier ist sie nicht in jeder Jahreszeit in hinreichender Menge vorhanden. Die Stämme im Innern, wenn es deren giebt, und selbst die am Meere müssen zuweilen in Gefahr sein, zu verhungern. Ihr Land erzeugt weder Rindvieh, noch Schweine, weder Schafe, noch Ziegen, zahmes Geflügel besitzen sie nicht, und die Kunst, wilde Vögel in genügender Menge zu fangen, ist ihnen unbekannt. Abgesehen von ihren Hunden, besitzen sie blos jene Pflanzenkost, die ich genannt habe, und wenn diese ihnen mangelt, muß ihre Noth entsetzlich sein. So treibt sie die Selbsterhaltung zum Kriege, und so erklärt sich zugleich ihr entsetzlicher Gebrauch, Menschen zu essen. Es versteht sich, daß auch die Rache ein Motiv zu Fehden ist.

seltene Anstelligkeit und Handgeschicklichkeit. Ich habe auf einer Seite einer Piroge fünfzehn Ruderer mit unglaublicher Geschwindigkeit arbeiten sehen, und dabei hielten sie so genau Takt, als ob ihre Arme von einem und demselben Willen in Bewegung gesetzt würden.

Ihre Gesichtsfarbe ist braun, nur wenige sind dunkler als Spanier, die sich lange der Sonne ausgesetzt haben, die meisten aber heller. Die Zartheit der Glieder, die dem Geschlecht sonst eigen ist, bemerkt man bei den Frauen nicht, nur die Stimme ist merkwürdig weich, und an dieser unterscheidet man sie hauptsächlich, da die Kleidung beider Geschlechter dieselbe ist. Uebrigens sind ihre Gesichtszüge wie überall beweglicher, lebhafter und heiterer als bei den Männern. Bart und Haare der letzteren sind schwarz, die Zähne regelmäßig und weiß wie Elfenbein. Im Allgemeinen scheinen die Neuseeländer einer guten Gesundheit zu genießen, und ich sah mehrere, bei denen die Zeichen des höchsten Alters hervortraten.

Männer und Frauen haben dem Anschein nach einen sanften und umgänglichen Charakter. Sie benehmen sich auf die zarteste und liebevollste Weise gegen einander. Gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich und geben nie Quartier. Vielleicht nennen unsere Leser es unbegreiflich, daß in einem Lande, wo dem Sieger so wenige Vortheile zufallen, Kriege häufig sind, und daß die sanfte, friedliche Bevölkerung eines Bezirks mit ihren Nachbarn oft in Fehde geräth. Die Erklärung liegt nahe. Ihre Hauptnahrung besteht in Fischen, sie können sich dieselbe ausschließlich an den Küsten verschaffen, und hier ist sie nicht in jeder Jahreszeit in hinreichender Menge vorhanden. Die Stämme im Innern, wenn es deren giebt, und selbst die am Meere müssen zuweilen in Gefahr sein, zu verhungern. Ihr Land erzeugt weder Rindvieh, noch Schweine, weder Schafe, noch Ziegen, zahmes Geflügel besitzen sie nicht, und die Kunst, wilde Vögel in genügender Menge zu fangen, ist ihnen unbekannt. Abgesehen von ihren Hunden, besitzen sie blos jene Pflanzenkost, die ich genannt habe, und wenn diese ihnen mangelt, muß ihre Noth entsetzlich sein. So treibt sie die Selbsterhaltung zum Kriege, und so erklärt sich zugleich ihr entsetzlicher Gebrauch, Menschen zu essen. Es versteht sich, daß auch die Rache ein Motiv zu Fehden ist.

An den Krieg gewöhnt und in jedem Fremden einen Feind sehend, waren diese Wilden stets geneigt, uns anzugreifen. So lange sie unsere Ueberlegenheit nicht kannten, nahmen sie allein auf die Zahl Rücksicht, und wenn dieser Vortheil auf ihrer Seite war, hielten sie unser Entgegenkommen für Feigheit. Als sie aber unsere furchtbaren Waffen kennen gelernt und gesehen hatten, welchen schonenden Gebrauch wir von ihnen machten, wurden sie plötzlich unsere Freunde, schenkten uns ein grenzenloses Vertrauen und thaten Alles, was uns zu demselben Benehmen gegen sie veranlassen konnte. Es ist bemerkenswerth, daß sie nie eine Unredlichkeit begingen, nachdem einmal ein freundlicher Verkehr sich gebildet hatte.

Fand sich bei den Tahitiern von Scham keine Spur, so war das bei den Neuseeländern anders. Die Frauen waren nicht unzugänglich, wenn sie sich aber ergaben, so geschah es auf die Weise, wie eine europäische Frau die Wünsche ihres Gatten erfüllt. Die Familie mußte in diesem Falle ihre Zustimmung geben und erwartete dafür ein Geschenk.

Ich habe bereits gesagt, daß die Neuseeländer nicht so reinlich wie die Tahitier sind, weil ihnen ihr Klima nicht gestattet, täglich zu baden. Am widerlichsten war uns das Oel, mit dem sie ihre Haare salben. Es ist geschmolzenes Fisch- oder Vogelfett; die Vornehmen benutzen es frisch, aber bei der geringeren Classe ist es ranzig und theilt den Menschen denselben widerlichen Geruch mit, der uns bei den Hottentotten zurückstößt. Dieses geölte Haar wird um den Kopf befestigt und bildet oben einen Büschel, in dem Vogelfedern stecken. Die Frauen tragen bald das Haar kurz, bald lassen sie es über ihre Schulter hinabfallen.

Von dem Tättowiren und dem Einreiben mit Oker war bereits die Rede. Die Kleidung der Neuseeländer ist die bizarrste, die man sich denken kann. Sie besteht aus den Blättern der einheimischen Hanfpflanze, die in drei oder vier Streifen zerschnitten, wenn sie trocken sind, mit einander verflochten werden und einen Stoff bilden, der zwischen Schilf und Leinen die Mitte hält. Die Spitzen der Blätter stehen aus dem Geflecht hervor. Zu einer vollständigen Kleidung gehören zwei Stücke dieses Stoffs, wenn der Name hier

An den Krieg gewöhnt und in jedem Fremden einen Feind sehend, waren diese Wilden stets geneigt, uns anzugreifen. So lange sie unsere Ueberlegenheit nicht kannten, nahmen sie allein auf die Zahl Rücksicht, und wenn dieser Vortheil auf ihrer Seite war, hielten sie unser Entgegenkommen für Feigheit. Als sie aber unsere furchtbaren Waffen kennen gelernt und gesehen hatten, welchen schonenden Gebrauch wir von ihnen machten, wurden sie plötzlich unsere Freunde, schenkten uns ein grenzenloses Vertrauen und thaten Alles, was uns zu demselben Benehmen gegen sie veranlassen konnte. Es ist bemerkenswerth, daß sie nie eine Unredlichkeit begingen, nachdem einmal ein freundlicher Verkehr sich gebildet hatte.

Fand sich bei den Tahitiern von Scham keine Spur, so war das bei den Neuseeländern anders. Die Frauen waren nicht unzugänglich, wenn sie sich aber ergaben, so geschah es auf die Weise, wie eine europäische Frau die Wünsche ihres Gatten erfüllt. Die Familie mußte in diesem Falle ihre Zustimmung geben und erwartete dafür ein Geschenk.

Ich habe bereits gesagt, daß die Neuseeländer nicht so reinlich wie die Tahitier sind, weil ihnen ihr Klima nicht gestattet, täglich zu baden. Am widerlichsten war uns das Oel, mit dem sie ihre Haare salben. Es ist geschmolzenes Fisch- oder Vogelfett; die Vornehmen benutzen es frisch, aber bei der geringeren Classe ist es ranzig und theilt den Menschen denselben widerlichen Geruch mit, der uns bei den Hottentotten zurückstößt. Dieses geölte Haar wird um den Kopf befestigt und bildet oben einen Büschel, in dem Vogelfedern stecken. Die Frauen tragen bald das Haar kurz, bald lassen sie es über ihre Schulter hinabfallen.

Von dem Tättowiren und dem Einreiben mit Oker war bereits die Rede. Die Kleidung der Neuseeländer ist die bizarrste, die man sich denken kann. Sie besteht aus den Blättern der einheimischen Hanfpflanze, die in drei oder vier Streifen zerschnitten, wenn sie trocken sind, mit einander verflochten werden und einen Stoff bilden, der zwischen Schilf und Leinen die Mitte hält. Die Spitzen der Blätter stehen aus dem Geflecht hervor. Zu einer vollständigen Kleidung gehören zwei Stücke dieses Stoffs, wenn der Name hier

paßt. Das eine wird mit einer Schnur um die Schultern befestigt und hängt bis zu den Knieen hinab, das andere wird um die Hüften gewickelt und reicht bis zur Erde. Dieses Unterkleid wird von den Männern nur bei gewissen Gelegenheiten getragen. Wenn sie sich mit ihrem Oberkleide an die Erde kauern, so gleichen sie einigermaßen einem Hause mit einem Strohdache. Obgleich diese Kleidung häßlich ist, paßt sie doch zu der Lebensweise von Menschen, die häufig in freier Luft schlafen, ohne gegen den Regen einen andern Schutz als ihr Oberkleid zu haben.

Außer diesem Stoffe haben sie noch zwei andere mit glatter Oberfläche. Der eine ist so grob wie unser Sackleinen, aber zehnmal dauerhafter. Der zweite wird so bereitet, daß man verschiedene Fäden dicht neben einander legt, wodurch eine Kette entsteht, die man mit anderen Fäden, dem Einschlag, quer durchzieht. Dieser Stoff ist zuweilen gestreift und sieht immer schön aus, da er aus den oben erwähnten Fäden, die wie Seide glänzen, verfertigt wird. Bei dem Anfertigen werden die Fäden der Kette an einen Rahmen befestigt, der Einschlag aber blos mit der Hand eingetragen, was eine höchst langweilige Arbeit sein muß.

Die beiden letzten Stoffe werden mit Kanten oder Frangen eingefaßt. Die Kanten haben verschiedene Muster und verrathen eine Sorgfalt, ja eine Eleganz, die man überraschend nennen muß, da die Neuseeländer keine Nadeln haben. Der Schmuck, auf den sie am meisten Werth legen, ist Hundepelz. Sie verwenden ihn mit großer Sparsamkeit, indem sie ihn zu verschiedenen Streifen zerschneiden, die in einiger Entfernung von einander auf das Oberkleid befestigt werden. In einigen seltenen Fällen sahen wir statt des Hundepelzes Federn benutzt, und ein Neuseeländer war ganz mit rothen Papageifedern bedeckt.

Die Frauen scheinen gegen die allgemeine Gewohnheit ihres Geschlechts auf ihre Kleidung nicht so wie die Männer zu achten. In ihren Haaren bemerkt man nie Federn oder andern Schmuck. Sie tragen dieselben Kleider wie die Männer, außerdem einen Gürtel und eine Schürze. Ein Unterkleid tragen sie immer, ausgenommen wenn sie ins Wasser gehen. Als wir eines Tages auf einer kleinen

paßt. Das eine wird mit einer Schnur um die Schultern befestigt und hängt bis zu den Knieen hinab, das andere wird um die Hüften gewickelt und reicht bis zur Erde. Dieses Unterkleid wird von den Männern nur bei gewissen Gelegenheiten getragen. Wenn sie sich mit ihrem Oberkleide an die Erde kauern, so gleichen sie einigermaßen einem Hause mit einem Strohdache. Obgleich diese Kleidung häßlich ist, paßt sie doch zu der Lebensweise von Menschen, die häufig in freier Luft schlafen, ohne gegen den Regen einen andern Schutz als ihr Oberkleid zu haben.

Außer diesem Stoffe haben sie noch zwei andere mit glatter Oberfläche. Der eine ist so grob wie unser Sackleinen, aber zehnmal dauerhafter. Der zweite wird so bereitet, daß man verschiedene Fäden dicht neben einander legt, wodurch eine Kette entsteht, die man mit anderen Fäden, dem Einschlag, quer durchzieht. Dieser Stoff ist zuweilen gestreift und sieht immer schön aus, da er aus den oben erwähnten Fäden, die wie Seide glänzen, verfertigt wird. Bei dem Anfertigen werden die Fäden der Kette an einen Rahmen befestigt, der Einschlag aber blos mit der Hand eingetragen, was eine höchst langweilige Arbeit sein muß.

Die beiden letzten Stoffe werden mit Kanten oder Frangen eingefaßt. Die Kanten haben verschiedene Muster und verrathen eine Sorgfalt, ja eine Eleganz, die man überraschend nennen muß, da die Neuseeländer keine Nadeln haben. Der Schmuck, auf den sie am meisten Werth legen, ist Hundepelz. Sie verwenden ihn mit großer Sparsamkeit, indem sie ihn zu verschiedenen Streifen zerschneiden, die in einiger Entfernung von einander auf das Oberkleid befestigt werden. In einigen seltenen Fällen sahen wir statt des Hundepelzes Federn benutzt, und ein Neuseeländer war ganz mit rothen Papageifedern bedeckt.

Die Frauen scheinen gegen die allgemeine Gewohnheit ihres Geschlechts auf ihre Kleidung nicht so wie die Männer zu achten. In ihren Haaren bemerkt man nie Federn oder andern Schmuck. Sie tragen dieselben Kleider wie die Männer, außerdem einen Gürtel und eine Schürze. Ein Unterkleid tragen sie immer, ausgenommen wenn sie ins Wasser gehen. Als wir eines Tages auf einer kleinen

Insel landeten, überraschten wir mehrere Frauen beim Fischen. Die keusche Diana und ihre Nymphen können, als Actäon sie belauschte, in keiner größeren Verwirrung gewesen sein, als diese Neuseeländerinnen. Die einen versteckten sich hinter Felsen, die anderen tauchten bis an den Hals unter, und zum Vorschein kamen sie nicht eher, als bis sie sich aus Seekräutern Gürtel gemacht hatten. Selbst mit dieser Hülle versehen waren sie noch sehr verschämt.

Beide Geschlechter durchbohren ihre Ohrläppchen und vergrößern die Oeffnungen so sehr, daß man mindestens einen Finger hindurch stecken kann. Diese Löcher sind zur Aufnahme von Schmuck verschiedener Art bestimmt, von Stoffen, Federn, Vogelknochen und kleinen Holzstücken. Die Nägel, welche wir ihnen gaben, und alle anderen Geschenke, die irgend Platz hatten, wurden gewöhnlich in die Ohren gesteckt. Einige Frauen trugen Ohrringe von den Flaumfedern des Albatroß, die, weiß wie Schnee, einen Büschel von der Größe einer Faust bildeten. Sonderbar mag man solche Ohrringe nennen, häßlich sind sie nicht.

Außer diesen Ohrenzierden hängen beide Geschlechter noch andere Gegenstände an Schnüren um sich herum, z. B. Nägel und Zähne ihrer verstorbenen Verwandten, Hundezähne und alle möglichen Dinge sonst, welche in ihren Augen Werth haben. Die Frauen tragen auch Armringe und Halsbänder von Vogelknochen, Muscheln u. a. m. An dem Halse der Männer sahen wir zuweilen ein Stück grünen Talk oder einen Walfischknochen von der Form einer Zunge, eine sehr geschätzte Zierde, auf der die Figur eines Menschen grob eingekritzelt war. Ein Wilder hatte die Scheidewand der Nasenlöcher durchbohrt und trug in ihr eine Vogelfeder, welche zu beiden Seiten über die Wangen hervorragte.

Ihre Wohnungen, unter allen ihren Arbeiten die plumpsten, sehen wie englische Hundehütten aus, nur daß sie größer sind. Sie sind selten länger als achtzehn und breiter als acht Fuß, und der Mittelbalken, der von einem bis zum andern Ende als Giebel läuft, erhebt sich fünf bis sechs Fuß über die Erde. Das Gerüst besteht aus dünnen Latten, die Seiten und das Dach werden von trockenen Kräutern oder Heu gebildet, und das Alles ist schlecht gefugt. We-

Insel landeten, überraschten wir mehrere Frauen beim Fischen. Die keusche Diana und ihre Nymphen können, als Actäon sie belauschte, in keiner größeren Verwirrung gewesen sein, als diese Neuseeländerinnen. Die einen versteckten sich hinter Felsen, die anderen tauchten bis an den Hals unter, und zum Vorschein kamen sie nicht eher, als bis sie sich aus Seekräutern Gürtel gemacht hatten. Selbst mit dieser Hülle versehen waren sie noch sehr verschämt.

Beide Geschlechter durchbohren ihre Ohrläppchen und vergrößern die Oeffnungen so sehr, daß man mindestens einen Finger hindurch stecken kann. Diese Löcher sind zur Aufnahme von Schmuck verschiedener Art bestimmt, von Stoffen, Federn, Vogelknochen und kleinen Holzstücken. Die Nägel, welche wir ihnen gaben, und alle anderen Geschenke, die irgend Platz hatten, wurden gewöhnlich in die Ohren gesteckt. Einige Frauen trugen Ohrringe von den Flaumfedern des Albatroß, die, weiß wie Schnee, einen Büschel von der Größe einer Faust bildeten. Sonderbar mag man solche Ohrringe nennen, häßlich sind sie nicht.

Außer diesen Ohrenzierden hängen beide Geschlechter noch andere Gegenstände an Schnüren um sich herum, z. B. Nägel und Zähne ihrer verstorbenen Verwandten, Hundezähne und alle möglichen Dinge sonst, welche in ihren Augen Werth haben. Die Frauen tragen auch Armringe und Halsbänder von Vogelknochen, Muscheln u. a. m. An dem Halse der Männer sahen wir zuweilen ein Stück grünen Talk oder einen Walfischknochen von der Form einer Zunge, eine sehr geschätzte Zierde, auf der die Figur eines Menschen grob eingekritzelt war. Ein Wilder hatte die Scheidewand der Nasenlöcher durchbohrt und trug in ihr eine Vogelfeder, welche zu beiden Seiten über die Wangen hervorragte.

Ihre Wohnungen, unter allen ihren Arbeiten die plumpsten, sehen wie englische Hundehütten aus, nur daß sie größer sind. Sie sind selten länger als achtzehn und breiter als acht Fuß, und der Mittelbalken, der von einem bis zum andern Ende als Giebel läuft, erhebt sich fünf bis sechs Fuß über die Erde. Das Gerüst besteht aus dünnen Latten, die Seiten und das Dach werden von trockenen Kräutern oder Heu gebildet, und das Alles ist schlecht gefugt. We-

nige sind im Innern mit Baumrinde gefüttert, so daß sie bei schlechtem Wetter hinreichenden Schutz darbieten. Das Dach ist geneigt und die Thür gerade hoch genug, daß ein Mensch, auf allen Vieren kriechend, in die Hütte gelangen kann. Neben der Thür befindet sich ein viereckiges Loch, das zugleich Fenster und Schornstein ist; in der Mitte steht der Heerd in einem mit Holzstücken oder Steinen ausgefütterten Loche. Neben der Thür hängt eine mit rohen Skulpturen bedeckte Tafel, die für den Neuseeländer den Werth eines Gemäldes hat. Das Dach springt vorn um zwei Fuß vor, wodurch eine Vorhalle entsteht, in der Bänke für die Familie aufgestellt sind. Das unvollendete Haus mit hübschen Bildhauerarbeiten, dessen ich früher erwähnte, bildet eine Ausnahme. Im Allgemeinen sind die neuseeländischen Hütten die traurigsten Arbeiten, die man sich denken kann.

Die Geräthe und Werkzeuge der Neuseeländer sind gering an Zahl und finden gewöhnlich alle in einem Kasten Platz. Besonders aufgestellt werden die Körbe für Lebensmittel, die Kürbisse für das Wasser und die Hämmer zum Klopfen der Farnkrautwurzeln, letztere vor der Hütte. Einige grobe Werkzeuge, ihre Kleider, ihre Waffen und die Federn, die sie ins Haar stecken, machen den Rest ihrer Schätze aus. Diejenigen Vornehmeren, welche eine zahlreiche Familie haben, errichten mehrere Hütten und umschließen sie mit einem Gehege von Pfählen, das zehn bis zwölf Fuß Höhe hat.

In ihren Hütten sind die Einwohner so ziemlich gegen das Wetter geschützt, auf ihren Reisen, d. h. wenn sie Wurzeln oder Fische holen wollen, schlafen sie im Freien. Zuweilen errichten sie ein Schutzdach gegen den Wind, meistens vernachlässigen sie auch diese Vorsichtsmaßregel und kriechen mit Frauen und Kindern unter das Gebüsch.

Ihre Nahrungsmittel habe ich bereits aufgezählt. Die Farnkrautwurzel, die ihr Brot bildet, ist das hauptsächlichste, von Vögeln essen sie besonders Pinguine und Albatrosse. Da sie kein Gefäß besitzen, in dem sich Wasser kochen läßt, so müssen sie ihre Speisen entweder am Spieße braten oder in der Erde schmoren (bukkanieren). Zu dem letzteren Zwecke füllt man ein Loch mit abwechselnden Stein- und Holzschichten und zündet die letzteren an. Sind sie verbrannt,

nige sind im Innern mit Baumrinde gefüttert, so daß sie bei schlechtem Wetter hinreichenden Schutz darbieten. Das Dach ist geneigt und die Thür gerade hoch genug, daß ein Mensch, auf allen Vieren kriechend, in die Hütte gelangen kann. Neben der Thür befindet sich ein viereckiges Loch, das zugleich Fenster und Schornstein ist; in der Mitte steht der Heerd in einem mit Holzstücken oder Steinen ausgefütterten Loche. Neben der Thür hängt eine mit rohen Skulpturen bedeckte Tafel, die für den Neuseeländer den Werth eines Gemäldes hat. Das Dach springt vorn um zwei Fuß vor, wodurch eine Vorhalle entsteht, in der Bänke für die Familie aufgestellt sind. Das unvollendete Haus mit hübschen Bildhauerarbeiten, dessen ich früher erwähnte, bildet eine Ausnahme. Im Allgemeinen sind die neuseeländischen Hütten die traurigsten Arbeiten, die man sich denken kann.

Die Geräthe und Werkzeuge der Neuseeländer sind gering an Zahl und finden gewöhnlich alle in einem Kasten Platz. Besonders aufgestellt werden die Körbe für Lebensmittel, die Kürbisse für das Wasser und die Hämmer zum Klopfen der Farnkrautwurzeln, letztere vor der Hütte. Einige grobe Werkzeuge, ihre Kleider, ihre Waffen und die Federn, die sie ins Haar stecken, machen den Rest ihrer Schätze aus. Diejenigen Vornehmeren, welche eine zahlreiche Familie haben, errichten mehrere Hütten und umschließen sie mit einem Gehege von Pfählen, das zehn bis zwölf Fuß Höhe hat.

In ihren Hütten sind die Einwohner so ziemlich gegen das Wetter geschützt, auf ihren Reisen, d. h. wenn sie Wurzeln oder Fische holen wollen, schlafen sie im Freien. Zuweilen errichten sie ein Schutzdach gegen den Wind, meistens vernachlässigen sie auch diese Vorsichtsmaßregel und kriechen mit Frauen und Kindern unter das Gebüsch.

Ihre Nahrungsmittel habe ich bereits aufgezählt. Die Farnkrautwurzel, die ihr Brot bildet, ist das hauptsächlichste, von Vögeln essen sie besonders Pinguine und Albatrosse. Da sie kein Gefäß besitzen, in dem sich Wasser kochen läßt, so müssen sie ihre Speisen entweder am Spieße braten oder in der Erde schmoren (bukkanieren). Zu dem letzteren Zwecke füllt man ein Loch mit abwechselnden Stein- und Holzschichten und zündet die letzteren an. Sind sie verbrannt,

so läßt man nur die Steine im Loche, die nicht heiß genug sind, um die Farbe der mit ihnen in Berührung kommenden Gegenstände zu verändern, bedeckt sie mit Blättern, legt die Speise darauf, bringt noch eine Blätterschicht darauf und verschließt das Ganze mit Erde, die nach vier Stunden entfernt wird. Dann ist die Speise gekocht und schmeckt sehr gut, wie wir schon in Tahiti erfuhren, wo man auf dieselbe Art verfährt.

Ein anderes Getränk als Wasser haben wir nirgends bemerkt. Da die meisten Krankheiten durch Unmäßigkeit und Mangel an Bewegung entstehen, so ist es nicht überraschend, daß diese Wilden sich ohne Unterbrechung einer vollkommenen Gesundheit erfreuen. So viele Greise, Männer und Frauen sich um uns versammelten, sahen wir nie die geringste Spur einer Krankheit. Wir begegneten sehr vielen Greisen, die nach dem Verlust ihrer Zähne und Haare zu schließen sehr alt sein mußten. Ihre Muskeln hatten an Kraft eingebüßt, eine andere Altersschwäche zeigte sich bei ihnen nicht, und sie waren eben so heiter und lebendig, wie die jungen Leute. Ein fernerer Beweis für ihre Gesundheit ist die Leichtigkeit, mit der ihre Wunden ohne heilende Kräuter und ohne Wundärzte sich schließen. Sie machen an verschiedenen Körpertheilen, wenn sie trauern, mit scharfen Muscheln tiefe Einschnitte, und ihre Gesundheit leidet darunter nicht. In unserer Gegenwart bedeckte sich eine Frau, die ihren Mann verloren hatte, so mit Wunden, daß ihr Körper von Blut rieselte, und ihre Verwandten achteten nicht einmal darauf.

Der Gewerbfleiß der Neuseeländer zeigt sich in ihren Pirogen am glänzendsten. Die zum Kriege bestimmten haben bis zu siebenzig Fuß Länge und eine Form, wie die neuenglischen Walfischboote. Die Bretter sind mit Bildhauerarbeiten, deren Muster die Ausführung übertrifft, und mit schwarzen oder weißen Federn geschmückt. Die Fischerfahrzeuge tragen am Vordertheil einen menschlichen Kopf, der nicht scheußlicher ausgeführt sein kann. Aus dem Munde hängt eine lange Zunge heraus, und zwei weiße Muscheln stellen die Augen vor. Die kleinsten fahren mit Balancirstangen, und zuweilen, aber selten, sind zwei mit einander verbunden.

Die Ruder sind klein, leicht und wahrhaft zweckmäßig eingerichtet.

so läßt man nur die Steine im Loche, die nicht heiß genug sind, um die Farbe der mit ihnen in Berührung kommenden Gegenstände zu verändern, bedeckt sie mit Blättern, legt die Speise darauf, bringt noch eine Blätterschicht darauf und verschließt das Ganze mit Erde, die nach vier Stunden entfernt wird. Dann ist die Speise gekocht und schmeckt sehr gut, wie wir schon in Tahiti erfuhren, wo man auf dieselbe Art verfährt.

Ein anderes Getränk als Wasser haben wir nirgends bemerkt. Da die meisten Krankheiten durch Unmäßigkeit und Mangel an Bewegung entstehen, so ist es nicht überraschend, daß diese Wilden sich ohne Unterbrechung einer vollkommenen Gesundheit erfreuen. So viele Greise, Männer und Frauen sich um uns versammelten, sahen wir nie die geringste Spur einer Krankheit. Wir begegneten sehr vielen Greisen, die nach dem Verlust ihrer Zähne und Haare zu schließen sehr alt sein mußten. Ihre Muskeln hatten an Kraft eingebüßt, eine andere Altersschwäche zeigte sich bei ihnen nicht, und sie waren eben so heiter und lebendig, wie die jungen Leute. Ein fernerer Beweis für ihre Gesundheit ist die Leichtigkeit, mit der ihre Wunden ohne heilende Kräuter und ohne Wundärzte sich schließen. Sie machen an verschiedenen Körpertheilen, wenn sie trauern, mit scharfen Muscheln tiefe Einschnitte, und ihre Gesundheit leidet darunter nicht. In unserer Gegenwart bedeckte sich eine Frau, die ihren Mann verloren hatte, so mit Wunden, daß ihr Körper von Blut rieselte, und ihre Verwandten achteten nicht einmal darauf.

Der Gewerbfleiß der Neuseeländer zeigt sich in ihren Pirogen am glänzendsten. Die zum Kriege bestimmten haben bis zu siebenzig Fuß Länge und eine Form, wie die neuenglischen Walfischboote. Die Bretter sind mit Bildhauerarbeiten, deren Muster die Ausführung übertrifft, und mit schwarzen oder weißen Federn geschmückt. Die Fischerfahrzeuge tragen am Vordertheil einen menschlichen Kopf, der nicht scheußlicher ausgeführt sein kann. Aus dem Munde hängt eine lange Zunge heraus, und zwei weiße Muscheln stellen die Augen vor. Die kleinsten fahren mit Balancirstangen, und zuweilen, aber selten, sind zwei mit einander verbunden.

Die Ruder sind klein, leicht und wahrhaft zweckmäßig eingerichtet.

Die Schaufel hat eine ovale Form oder gleicht vielmehr einem großen Brette. Sie ist vorn spitz, in der Mitte breiter und nimmt nach dem Stiele zu allmälig ab. Das ganze Ruder hat sechs Fuß Länge, wovon auf die Stange mit Einschluß des Handgriffs vier und zwei auf die Schaufel kommen. Mit diesen Rudern kann man den Pirogen eine erstaunliche Geschwindigkeit geben.

In der Schiffahrt sind die Neuseeländer nicht so geschickt, da sie blos vor dem Winde zu segeln verstehen. Das aus Matten oder Netzen bestehende Segel steht zwischen zwei Stangen die zugleich als Mast und als Rae dienen. Zwei Stricke entsprechen unseren Tauen und sind oben an der Spitze der Stangen befestigt. So plump und unbequem diese Einrichtung sein mag, segeln die Pirogen vor dem Winde recht gut. Gelenkt werden sie durch zwei Ruderer, die am Hintertheile sitzen.

Ich muß nun auch die Werkzeuge der Wilden beschreiben. Sie bestehen in zwei Arten von Beilen und Meißeln, welche die Stelle unserer Bohrer vertreten. Da sie keine Metalle besitzen, so fertigen sie ihre Beile aus einem harten schwarzen Steine, oder aus einem sehr festen Talk, der nicht ausspringt. Ihre Meißel sind theils Menschenknochen, theils Jaspisstücke, welche die Form unserer Flintensteine haben. Sie schätzen ihre Beile höher, als alle ihre anderen Sachen, und traten uns nie eines ab, so viel wir auch boten. Einmal wies ein Neuseeländer für sein Beil eines unserer besten Beile und eine Menge anderer Sachen zurück. Mit ihren Jaspismeißeln führen sie die zartesten Arbeiten aus. Ein Stückchen Glas, das wir einem von ihnen geschenkt hatten, prangte am nächsten Tage auf eine Schnur gezogen als Halsschmuck. Das Loch, durch das die Schnur ging, war mit einem Jaspismeißel gemacht worden.

Im Ackerbau sind sie so weit fortgeschritten, als sich von einem Volke erwarten läßt, das nur so viel säet, als es zum eigenen Unterhalte gebraucht. Einige ihrer Felder waren so sorgfältig geebnet wie unsere Gärten, jede Wurzel war bewürfelt, und die kleinen Erdhaufen bildeten regelmäßige Linien. Das Werkzeug, dessen sie sich als Spatens bedienen, ist ein langer gerader, an einem Ende gespitzter Pfahl mit einem Querstabe, auf dem der Fuß ruht. Mit

Die Schaufel hat eine ovale Form oder gleicht vielmehr einem großen Brette. Sie ist vorn spitz, in der Mitte breiter und nimmt nach dem Stiele zu allmälig ab. Das ganze Ruder hat sechs Fuß Länge, wovon auf die Stange mit Einschluß des Handgriffs vier und zwei auf die Schaufel kommen. Mit diesen Rudern kann man den Pirogen eine erstaunliche Geschwindigkeit geben.

In der Schiffahrt sind die Neuseeländer nicht so geschickt, da sie blos vor dem Winde zu segeln verstehen. Das aus Matten oder Netzen bestehende Segel steht zwischen zwei Stangen die zugleich als Mast und als Rae dienen. Zwei Stricke entsprechen unseren Tauen und sind oben an der Spitze der Stangen befestigt. So plump und unbequem diese Einrichtung sein mag, segeln die Pirogen vor dem Winde recht gut. Gelenkt werden sie durch zwei Ruderer, die am Hintertheile sitzen.

Ich muß nun auch die Werkzeuge der Wilden beschreiben. Sie bestehen in zwei Arten von Beilen und Meißeln, welche die Stelle unserer Bohrer vertreten. Da sie keine Metalle besitzen, so fertigen sie ihre Beile aus einem harten schwarzen Steine, oder aus einem sehr festen Talk, der nicht ausspringt. Ihre Meißel sind theils Menschenknochen, theils Jaspisstücke, welche die Form unserer Flintensteine haben. Sie schätzen ihre Beile höher, als alle ihre anderen Sachen, und traten uns nie eines ab, so viel wir auch boten. Einmal wies ein Neuseeländer für sein Beil eines unserer besten Beile und eine Menge anderer Sachen zurück. Mit ihren Jaspismeißeln führen sie die zartesten Arbeiten aus. Ein Stückchen Glas, das wir einem von ihnen geschenkt hatten, prangte am nächsten Tage auf eine Schnur gezogen als Halsschmuck. Das Loch, durch das die Schnur ging, war mit einem Jaspismeißel gemacht worden.

Im Ackerbau sind sie so weit fortgeschritten, als sich von einem Volke erwarten läßt, das nur so viel säet, als es zum eigenen Unterhalte gebraucht. Einige ihrer Felder waren so sorgfältig geebnet wie unsere Gärten, jede Wurzel war bewürfelt, und die kleinen Erdhaufen bildeten regelmäßige Linien. Das Werkzeug, dessen sie sich als Spatens bedienen, ist ein langer gerader, an einem Ende gespitzter Pfahl mit einem Querstabe, auf dem der Fuß ruht. Mit

diesem Pfahl, der nicht breiter als drei Zoll ist, graben sie ein Feld von sechs bis sieben Ackern um. Freilich ist der sandige Boden leicht und leistet geringen Widerstand.

Die Künste des Friedens findet man im Norden mehr als im Süden ausgebildet, die Künste des Krieges sind auf der ganzen Küste vertreten. Die Waffen und Hippahs der Neuseeländer habe ich schon beschrieben, so daß ich nur wenig nachzuholen brauche. Wurfspieße und Steine schleudert man mit der Hand, aber beide Waffen sind blos bei dem Kampfe um die Hippahs im Gebrauch, auf freiem Felde wird mit den Lanzen, die der Krieger um desssicherern Stoßes willen in der Mitte faßt, und hauptsächlich mit den Patu-Patus Mann gegen Mann gefochten. Der Patu-Patu wird mit einem Riemen an der Hand befestigt, damit der Feind ihn nicht an sich reiße. Die Vornehmen tragen ihn am Gürtel, und er spielt als Ehrenwaffe dieselbe Rolle, wie der Dolch in Asien und der Degen in Europa. Vertheidigungswaffen giebt es nicht, aber außer den gewöhnlichen zum Angriff bestimmten noch einen Stock, der die Stelle unsers Spontons zu vertreten scheint. Gewöhnlich ist es ein Walfischknochen, weiß wie Schnee und mit Schnitzereien, Hundefell und Federn besetzt, zuweilen auch ein auf dieselbe Weise verzierter und mit Muscheln ausgelegter Stock. Diejenigen, welche diese Auszeichnung trugen, waren Greise oder doch über die mittleren Jahre hinaus.

Der Kriegsgesang besteht in einer Masse heftiger Bewegungen und scheußlicher Gliederverdrehungen, bei denen das Gesicht die Hauptrolle spielt. Der Tänzer streckt die Zunge heraus, die eine unglaubliche Länge hat, und reißt die Augen so weit auf, daß man oben und unten das ganze Weiße sieht. Von Allem, was das menschliche Gesicht häßlich und schrecklich macht, wird nichts versäumt, die Lanze oder der Wurfspieß geschüttelt und mit dem Patu-Patu in die Luft gehauen. Diesen schrecklichen Tanz, bei dem die Krieger ihre ganze Kraft, Sicherheit und Gewandtheit zur Schau stellen, begleitet ein wilder Gesang, der übrigens nicht unangenehm ist und im richtigsten Takte vorgetragen wird.

Zuweilen singen die Neuseeländer zu ihrer Unterhaltung und ohne Begleitung durch Tanz einen Gesang, der von dem ersten sehr

diesem Pfahl, der nicht breiter als drei Zoll ist, graben sie ein Feld von sechs bis sieben Ackern um. Freilich ist der sandige Boden leicht und leistet geringen Widerstand.

Die Künste des Friedens findet man im Norden mehr als im Süden ausgebildet, die Künste des Krieges sind auf der ganzen Küste vertreten. Die Waffen und Hippahs der Neuseeländer habe ich schon beschrieben, so daß ich nur wenig nachzuholen brauche. Wurfspieße und Steine schleudert man mit der Hand, aber beide Waffen sind blos bei dem Kampfe um die Hippahs im Gebrauch, auf freiem Felde wird mit den Lanzen, die der Krieger um desssicherern Stoßes willen in der Mitte faßt, und hauptsächlich mit den Patu-Patus Mann gegen Mann gefochten. Der Patu-Patu wird mit einem Riemen an der Hand befestigt, damit der Feind ihn nicht an sich reiße. Die Vornehmen tragen ihn am Gürtel, und er spielt als Ehrenwaffe dieselbe Rolle, wie der Dolch in Asien und der Degen in Europa. Vertheidigungswaffen giebt es nicht, aber außer den gewöhnlichen zum Angriff bestimmten noch einen Stock, der die Stelle unsers Spontons zu vertreten scheint. Gewöhnlich ist es ein Walfischknochen, weiß wie Schnee und mit Schnitzereien, Hundefell und Federn besetzt, zuweilen auch ein auf dieselbe Weise verzierter und mit Muscheln ausgelegter Stock. Diejenigen, welche diese Auszeichnung trugen, waren Greise oder doch über die mittleren Jahre hinaus.

Der Kriegsgesang besteht in einer Masse heftiger Bewegungen und scheußlicher Gliederverdrehungen, bei denen das Gesicht die Hauptrolle spielt. Der Tänzer streckt die Zunge heraus, die eine unglaubliche Länge hat, und reißt die Augen so weit auf, daß man oben und unten das ganze Weiße sieht. Von Allem, was das menschliche Gesicht häßlich und schrecklich macht, wird nichts versäumt, die Lanze oder der Wurfspieß geschüttelt und mit dem Patu-Patu in die Luft gehauen. Diesen schrecklichen Tanz, bei dem die Krieger ihre ganze Kraft, Sicherheit und Gewandtheit zur Schau stellen, begleitet ein wilder Gesang, der übrigens nicht unangenehm ist und im richtigsten Takte vorgetragen wird.

Zuweilen singen die Neuseeländer zu ihrer Unterhaltung und ohne Begleitung durch Tanz einen Gesang, der von dem ersten sehr

verschieden ist. Noch andere Lieder hörten wir zuweilen von den Frauen vortragen, die in ihre melodischen und sanften Stimmen viel Ausdruck zu legen wissen. Der Takt dieser Lieder ist langsam und die Melodie klagend. So viel wir darüber urtheilen konnten, lag in diesen Gesängen mehr Geschmack, als wir bei Wilden erwartet hätten.

Von musikalischen Instrumenten kann bei den Neuseeländern kaum die Rede sein. Das eine ist die Muschel, der wir den Namen der Tritonsmuschel geben, und es wird auf ihr ein Ton hervorgebracht, der etwa so klingt, als wenn unsere Hirten auf einem Ochsenhorn blasen. Das andere ist eine ganz kleine hölzerne Flöte, die wir eher als Pfeife bezeichnen würden. Die Neuseeländer scheinen diese Instrumente selbst gering zu schätzen, wie daraus hervorgeht, daß sie dieselben nicht zur Begleitung der Gesänge benutzen und keine im Takt gehaltenen Töne, welche die geringste Aehnlichkeit mit einer Melodie hätten, auf ihnen hervorbringen.

Auf dem Theile der östlichen Küste, der sich achtzig Stunden weit vom Vorgebirge der Kinderdiebe bis zur Bucht des Ueberflusses (Plenty Bai) erstreckt, wo die Bevölkerung und die Pflanzungen am zahlreichsten, die Pirogen am größten, die Stoffe am feinsten waren, sahen wir keine Hippahs. Was wir dort von Befestigungen bemerkten, bestand in sehr langen, mit Steinen und Wurfspießen versehenen Platformen, in denen wir Zufluchtsstätten vermutheten. Die unbefestigten Häuser standen einzeln, in gewissen Entfernungen von einander. Daß die hiesigen Stämme in Ueberfluß und Sicherheit lebten, verdankten sie wahrscheinlich ihrer Vereinigung unter einem Häuptling, den sie Teratu nannten. Wir bedauerten sehr, daß wir Neuseeland verlassen mußten, ohne ihn mehr als dem Namen nach kennen zu lernen. Die befestigten Dörfer, die wir in der Bucht des Ueberflusses sahen, waren vielleicht seine Grenzfestungen; wie weit sein Gebiet im Innern reichte, weiß ich nicht zu sagen.

Auf der Küste, die ihm gehorchte, trafen wir mehrere untergeordnete Führer, denen man große Achtung bewies und die wahrscheinlich mit der Rechtspflege betraut waren. Wenn wir bei einem von ihnen über einen Diebstahl klagten, so bestrafte er den Schuldigen mit Faustschlägen, ohne daß jemals ein Widerstand versucht wurde.

verschieden ist. Noch andere Lieder hörten wir zuweilen von den Frauen vortragen, die in ihre melodischen und sanften Stimmen viel Ausdruck zu legen wissen. Der Takt dieser Lieder ist langsam und die Melodie klagend. So viel wir darüber urtheilen konnten, lag in diesen Gesängen mehr Geschmack, als wir bei Wilden erwartet hätten.

Von musikalischen Instrumenten kann bei den Neuseeländern kaum die Rede sein. Das eine ist die Muschel, der wir den Namen der Tritonsmuschel geben, und es wird auf ihr ein Ton hervorgebracht, der etwa so klingt, als wenn unsere Hirten auf einem Ochsenhorn blasen. Das andere ist eine ganz kleine hölzerne Flöte, die wir eher als Pfeife bezeichnen würden. Die Neuseeländer scheinen diese Instrumente selbst gering zu schätzen, wie daraus hervorgeht, daß sie dieselben nicht zur Begleitung der Gesänge benutzen und keine im Takt gehaltenen Töne, welche die geringste Aehnlichkeit mit einer Melodie hätten, auf ihnen hervorbringen.

Auf dem Theile der östlichen Küste, der sich achtzig Stunden weit vom Vorgebirge der Kinderdiebe bis zur Bucht des Ueberflusses (Plenty Bai) erstreckt, wo die Bevölkerung und die Pflanzungen am zahlreichsten, die Pirogen am größten, die Stoffe am feinsten waren, sahen wir keine Hippahs. Was wir dort von Befestigungen bemerkten, bestand in sehr langen, mit Steinen und Wurfspießen versehenen Platformen, in denen wir Zufluchtsstätten vermutheten. Die unbefestigten Häuser standen einzeln, in gewissen Entfernungen von einander. Daß die hiesigen Stämme in Ueberfluß und Sicherheit lebten, verdankten sie wahrscheinlich ihrer Vereinigung unter einem Häuptling, den sie Teratu nannten. Wir bedauerten sehr, daß wir Neuseeland verlassen mußten, ohne ihn mehr als dem Namen nach kennen zu lernen. Die befestigten Dörfer, die wir in der Bucht des Ueberflusses sahen, waren vielleicht seine Grenzfestungen; wie weit sein Gebiet im Innern reichte, weiß ich nicht zu sagen.

Auf der Küste, die ihm gehorchte, trafen wir mehrere untergeordnete Führer, denen man große Achtung bewies und die wahrscheinlich mit der Rechtspflege betraut waren. Wenn wir bei einem von ihnen über einen Diebstahl klagten, so bestrafte er den Schuldigen mit Faustschlägen, ohne daß jemals ein Widerstand versucht wurde.

Wir haben nicht in Erfahrung bringen können, ob ihr Amt ein ererbtes oder persönlich übertragenes war. Alte Leute waren diese Beamten immer. Dennoch steht fest, daß die Würde des Häuptlings in einigen Bezirken erblich ist.

Die kleinen Gesellschaften, die wir in den südlichen Theilen trafen, schienen verschiedene Sachen, namentlich ihre schönen Stoffe und ihre Fischernetze, gemeinschaftlich zu besitzen. Die ersteren, vielleicht Kriegsbeute, bewahrten sie in einer kleinen Hütte auf, die mitten im Dorfe stand. In fast allen Wohnungen sahen wir die Männer an Netzen arbeiten, welche später zusammengeknüpft wurden.

Die Bewohner von Neuseeland legen auf die Absonderung der Frauen kein großes Gewicht, woraus Tupia ihnen einen Vorwurf machte. Beide Geschlechter aßen gemeinschaftlich. Da unser Landen jedesmal eine Art von Fest war, konnten wir nicht sicher ermitteln, auf welche Art die Theilung der Arbeit unter ihnen vor sich geht. Ich glaube indessen, daß die Männer das Land bestellen, Netze flechten, Vögel fangen und in den Pirogen fischen, während die Frauen Farnkrautwurzeln sammeln, auf dem Strande Seekrebse und Muscheln lesen, die Nahrungsmittel bereiten und die Stoffe fertigen.

Genaue Angaben über die Religion dieser Wilden wird man von mir nicht erwarten. Sie erkennen den Einfluß verschiedener überirdischer Wesen an, von denen das eine das höchste und die anderen diesem untergeordnet sind.*) Den Ursprung der Welt und die Entstehung des Menschen erklären sie sich ziemlich ebenso wie die Tahitier. Tupia schien indessen in diesen Dingen mehr Kenntnisse zu besitzen, als irgend ein Neuseeländer. Wenn er zu Vorträgen, die in diesem Falle stets sehr lang ausfielen, gestimmt war, hatte er immer zahl-

*) Die Glaubensboten, denen bis 1843 die Colonisation der Insel anheimgefallen ist, haben uns natürlich bessere Nachrichten geben können. Die Religion der Neuseeländer ist ein Dualismus. Es giebt einen guten Gott, Mawe, und einen bösen Geist, Wiro. Dieser thront in einer Höhle am Nordcap, in welche das Meer zur Fluthzeit mit donnerndem Geräusch einstürmt. Das ist die Hölle der Neuseeländer, und sie nimmt die Diebe, Mörder und Ehebrecher auf. Das Paradies liegt in „fernen Gegenden".

Wir haben nicht in Erfahrung bringen können, ob ihr Amt ein ererbtes oder persönlich übertragenes war. Alte Leute waren diese Beamten immer. Dennoch steht fest, daß die Würde des Häuptlings in einigen Bezirken erblich ist.

Die kleinen Gesellschaften, die wir in den südlichen Theilen trafen, schienen verschiedene Sachen, namentlich ihre schönen Stoffe und ihre Fischernetze, gemeinschaftlich zu besitzen. Die ersteren, vielleicht Kriegsbeute, bewahrten sie in einer kleinen Hütte auf, die mitten im Dorfe stand. In fast allen Wohnungen sahen wir die Männer an Netzen arbeiten, welche später zusammengeknüpft wurden.

Die Bewohner von Neuseeland legen auf die Absonderung der Frauen kein großes Gewicht, woraus Tupia ihnen einen Vorwurf machte. Beide Geschlechter aßen gemeinschaftlich. Da unser Landen jedesmal eine Art von Fest war, konnten wir nicht sicher ermitteln, auf welche Art die Theilung der Arbeit unter ihnen vor sich geht. Ich glaube indessen, daß die Männer das Land bestellen, Netze flechten, Vögel fangen und in den Pirogen fischen, während die Frauen Farnkrautwurzeln sammeln, auf dem Strande Seekrebse und Muscheln lesen, die Nahrungsmittel bereiten und die Stoffe fertigen.

Genaue Angaben über die Religion dieser Wilden wird man von mir nicht erwarten. Sie erkennen den Einfluß verschiedener überirdischer Wesen an, von denen das eine das höchste und die anderen diesem untergeordnet sind.*) Den Ursprung der Welt und die Entstehung des Menschen erklären sie sich ziemlich ebenso wie die Tahitier. Tupia schien indessen in diesen Dingen mehr Kenntnisse zu besitzen, als irgend ein Neuseeländer. Wenn er zu Vorträgen, die in diesem Falle stets sehr lang ausfielen, gestimmt war, hatte er immer zahl-

*) Die Glaubensboten, denen bis 1843 die Colonisation der Insel anheimgefallen ist, haben uns natürlich bessere Nachrichten geben können. Die Religion der Neuseeländer ist ein Dualismus. Es giebt einen guten Gott, Mawe, und einen bösen Geist, Wiro. Dieser thront in einer Höhle am Nordcap, in welche das Meer zur Fluthzeit mit donnerndem Geräusch einstürmt. Das ist die Hölle der Neuseeländer, und sie nimmt die Diebe, Mörder und Ehebrecher auf. Das Paradies liegt in „fernen Gegenden".

reiche Zuhörer, welche mit so tiefem Schweigen, mit so viel Achtung und Ehrfurcht um ihn standen, daß wir ihnen einen besseren Prediger gewünscht hätten.

Welche Huldigungen die Neuseeländer ihren Gottheiten darbringen, ist mir unbekannt. Zum öffentlichen Gottesdienst bestimmte Orte kennen sie nicht. Nur einmal bemerkten wir neben einer Pflanzung von süßen Kartoffeln einen kleinen viereckigen mit Steinen eingefaßten Platz, in dessen Mitte an mehreren der spitzigen Pfähle, die sie beim Umgraben des Bodens brauchen, Körbe mit Farnkrautwurzeln hingen. Als ich die Eingebornen nach der Bedeutung fragte, antworteten sie mir, es seien Gaben, den Göttern dargebracht, um reichere Ernten hervorzurufen.

Wie sie über ihre Todten verfügen, blieb uns ein Räthsel. Was sie uns darüber mittheilten, widersprach sich. In den nördlichen Theilen von Neuseeland begraben sie ihre Leichen, in den südlichen werfen sie dieselben in das Meer: so lauteten ihre Mittheilungen. Gräber sahen wir nie und sie thaten mit Allem, was auf ihre Todten Bezug hatte, in hohem Grade geheimnißvoll. Oft waren die Wunden, die sie sich bei Todesfällen beibringen, noch ganz frisch und ein- oder zweimal legten sie ihre Trauer in unserer Gegenwart auf diese Weise an den Tag. Es läßt sich daraus schließen, daß während unserer Anwesenheit Sterbefälle vorkamen, und doch hörten wir nie von irgend einer Leichenfeier. Das einzige Monument, das wir sahen, war im Canal der Königin Charlotte ein mit Cedern verziertes Kreuz, ganz in der Form unserer Crucifixe. Daß es zum Gedächtniß eines Todten errichtet sei, sagten die Wilden, aber wo die Leiche sich befinde, darüber schwiegen sie hartnäckig.

Meine Beschreibung von Neuseeland ist nun zu Ende, und ich will blos noch ganz kurz bemerken, daß die Aehnlichkeiten, die wir zwischen der Bevölkerung dieser Doppelinsel und jener der Südsee-Gruppen wahrgenommen haben, einen starken Beweis enthalten, daß alle diese Stämme desselben Ursprungs sind. Diese wie jene haben eine Ueberlieferung, nach welcher ihre Vorfahren aus einem fernen Lande, dem auf Tahiti wie auf Neuseeland derselbe Name gegeben wird, gekommen sind. Die Uebereinstimmung der Sprachen ist ein noch stär-

reiche Zuhörer, welche mit so tiefem Schweigen, mit so viel Achtung und Ehrfurcht um ihn standen, daß wir ihnen einen besseren Prediger gewünscht hätten.

Welche Huldigungen die Neuseeländer ihren Gottheiten darbringen, ist mir unbekannt. Zum öffentlichen Gottesdienst bestimmte Orte kennen sie nicht. Nur einmal bemerkten wir neben einer Pflanzung von süßen Kartoffeln einen kleinen viereckigen mit Steinen eingefaßten Platz, in dessen Mitte an mehreren der spitzigen Pfähle, die sie beim Umgraben des Bodens brauchen, Körbe mit Farnkrautwurzeln hingen. Als ich die Eingebornen nach der Bedeutung fragte, antworteten sie mir, es seien Gaben, den Göttern dargebracht, um reichere Ernten hervorzurufen.

Wie sie über ihre Todten verfügen, blieb uns ein Räthsel. Was sie uns darüber mittheilten, widersprach sich. In den nördlichen Theilen von Neuseeland begraben sie ihre Leichen, in den südlichen werfen sie dieselben in das Meer: so lauteten ihre Mittheilungen. Gräber sahen wir nie und sie thaten mit Allem, was auf ihre Todten Bezug hatte, in hohem Grade geheimnißvoll. Oft waren die Wunden, die sie sich bei Todesfällen beibringen, noch ganz frisch und ein- oder zweimal legten sie ihre Trauer in unserer Gegenwart auf diese Weise an den Tag. Es läßt sich daraus schließen, daß während unserer Anwesenheit Sterbefälle vorkamen, und doch hörten wir nie von irgend einer Leichenfeier. Das einzige Monument, das wir sahen, war im Canal der Königin Charlotte ein mit Cedern verziertes Kreuz, ganz in der Form unserer Crucifixe. Daß es zum Gedächtniß eines Todten errichtet sei, sagten die Wilden, aber wo die Leiche sich befinde, darüber schwiegen sie hartnäckig.

Meine Beschreibung von Neuseeland ist nun zu Ende, und ich will blos noch ganz kurz bemerken, daß die Aehnlichkeiten, die wir zwischen der Bevölkerung dieser Doppelinsel und jener der Südsee-Gruppen wahrgenommen haben, einen starken Beweis enthalten, daß alle diese Stämme desselben Ursprungs sind. Diese wie jene haben eine Ueberlieferung, nach welcher ihre Vorfahren aus einem fernen Lande, dem auf Tahiti wie auf Neuseeland derselbe Name gegeben wird, gekommen sind. Die Uebereinstimmung der Sprachen ist ein noch stär-

kerer Beweis, daß diese Völker eine gemeinschaftliche Abstammung haben. Ich habe früher erzählt, daß Tupia sich recht gut verständlich machen konnte. Die Abweichungen seiner Sprache von der neuseeländischen waren übrigens stärker, als die, welche zwischen den Dialekten der nördlichen und der südlichen Insel von Neuseeland stattfinden.

Siebentes Kapitel.

Fahrt nach der Küste von Neusüdwales. — Botany-Bai. — Mit den Eingebornen stellt sich kein Verkehr her. — Entdeckungsfahrt längs der nördlichen Küste. — Buchten und Inseln. — Merkwürdige Ameisen. — Ein Fisch als Amphibie. — Cook scheitert an einem Korallenfelsen. — Wie er sich rettete. — Er erreicht einen guten Hafen.

Am zweiten Tage nach unserer Abfahrt von Neuseeland (2. April) waren wir nach unseren Beobachtungen unter dem 40. Grade südlicher Breite. Am Morgen des 9. staunten wir nicht wenig, in diesen hohen Breiten einem tropischen Vogel zu begegnen. Am 15. umflatterten uns Möven und wir sondirten von nun an Tag und Nacht, da diese Vögel sich nie weit vom Lande entfernen. Bald darauf flog ein kleiner Landvogel ins Takelwerk, um dort auszuruhen, und die Anzeichen von Land mehrten sich in den nächsten Tagen, bis am 19. die erste Küste am Horizont sichtbar wurde. Die südlichste Landspitze, die in Sicht trat, lag nach meiner Berechnung unter dem 38. Grade der Breite und dem 211. Grad 7 Min. der Länge. Ich nannte sie nach meinem ersten Lieutenant, der sie zuerst entdeckt hatte, Hicks-Spitze.

Wir fuhren der Küste entlang und waren am 20. unter 36 Grad 35 Min. südl. Br. Die Luft war so heiter, daß das Land deutlich vor uns lag. Es bietet einen angenehmen Anblick dar, ist mittelmäßig hoch und von Hügeln und Thälern, von Ebenen und Höhen durchschnitten. Wiesen sahen wir wenige, und diese waren gewöhnlich mit Bäumen besetzt. Der Abfall der Hügel und Höhen war ein sanfter, und die Gipfel erhoben sich nicht sehr hoch.

Indem wir, vom Südwinde begünstigt, der Küste gegen Norden

kerer Beweis, daß diese Völker eine gemeinschaftliche Abstammung haben. Ich habe früher erzählt, daß Tupia sich recht gut verständlich machen konnte. Die Abweichungen seiner Sprache von der neuseeländischen waren übrigens stärker, als die, welche zwischen den Dialekten der nördlichen und der südlichen Insel von Neuseeland stattfinden.

Siebentes Kapitel.

Fahrt nach der Küste von Neusüdwales. — Botany-Bai. — Mit den Eingebornen stellt sich kein Verkehr her. — Entdeckungsfahrt längs der nördlichen Küste. — Buchten und Inseln. — Merkwürdige Ameisen. — Ein Fisch als Amphibie. — Cook scheitert an einem Korallenfelsen. — Wie er sich rettete. — Er erreicht einen guten Hafen.

Am zweiten Tage nach unserer Abfahrt von Neuseeland (2. April) waren wir nach unseren Beobachtungen unter dem 40. Grade südlicher Breite. Am Morgen des 9. staunten wir nicht wenig, in diesen hohen Breiten einem tropischen Vogel zu begegnen. Am 15. umflatterten uns Möven und wir sondirten von nun an Tag und Nacht, da diese Vögel sich nie weit vom Lande entfernen. Bald darauf flog ein kleiner Landvogel ins Takelwerk, um dort auszuruhen, und die Anzeichen von Land mehrten sich in den nächsten Tagen, bis am 19. die erste Küste am Horizont sichtbar wurde. Die südlichste Landspitze, die in Sicht trat, lag nach meiner Berechnung unter dem 38. Grade der Breite und dem 211. Grad 7 Min. der Länge. Ich nannte sie nach meinem ersten Lieutenant, der sie zuerst entdeckt hatte, Hicks-Spitze.

Wir fuhren der Küste entlang und waren am 20. unter 36 Grad 35 Min. südl. Br. Die Luft war so heiter, daß das Land deutlich vor uns lag. Es bietet einen angenehmen Anblick dar, ist mittelmäßig hoch und von Hügeln und Thälern, von Ebenen und Höhen durchschnitten. Wiesen sahen wir wenige, und diese waren gewöhnlich mit Bäumen besetzt. Der Abfall der Hügel und Höhen war ein sanfter, und die Gipfel erhoben sich nicht sehr hoch.

Indem wir, vom Südwinde begünstigt, der Küste gegen Norden

zu folgen fortfuhren, kamen wir auf die Höhe eines Berges, den ich wegen seiner Form das Dromedar nannte. Hier herrscht an der Küste eine Strömung, die uns trotz des günstigen Windes rückwärts trieb. Nördlich liegt ein anderer Berg, der wegen seiner auffallenden Gestalt — ein viereckiger Pfeiler mit einem Dom an der Spitze — den Namen des Taubenhauses erhielt. Zwischen ihm und dem Dromedar wechselt das Meeresufer zwischen Felsenspitzen und Sandflächen. Im Innern sahen wir hohe Gebirge, die mit Ausnahme von zweien ganz mit Wald bedeckt waren. Die beiden kahlen Berge sind oben flach, und was wir von ihren Umrissen sehen konnten, das bestand aus steilen Felsen. Die Bäume, welche diese Gegend fast überall bedecken, sind hoch und stark. Auf der Küste zeigten sich mehrere Eingeborne von schwarzer oder dunkelbrauner Farbe.

In die erste Bucht, die uns einen guten Hafen versprach, gestattete uns der Wind keinen Eingang. Am Nachmittage des 27. ließ ich zwei Boote aussetzen, um an die Küste zu fahren, als mehrere Wilde sichtbar wurden, die mit großen Schritten am Ufer hingingen und von denen vier einen Kahn auf der Schulter trugen. Wir schmeichelten uns, daß sie ihr Fahrzeug ins Meer lassen und uns besuchen würden, sahen uns aber bald enttäuscht. Schnell eilte ich mit Tupia und den Herren Banks und Solander in die Boote und ließ mich der Küste zurudern. Die Wilden saßen auf Felsen und beobachteten uns, doch kaum waren wir ihnen nahegekommen, so flohen sie zu unserem großen Bedauern in den Wald. Obgleich wir unsere Fahrt fortsetzten, nöthigte die starke Brandung uns zur Rückkehr, und so mußten wir uns mit dem Anblick des Landes begnügen. Vier Pirogen, die ganz in unserer Nähe auf dem Strande lagen, erinnerten uns an die kleinsten neuseeländischen Fahrzeuge dieser Art. Unter den nicht gerade starken Bäumen, die an der Küste standen, wuchs kein Gesträuch.

Nächsten Tages hielten wir wieder gegen Norden und sahen eine Bucht, die zum Ankern geeignet schien. Indem ich die Pinasse zum Sondiren des Eingangs abschickte, stieg Rauch an der Küste auf, und unsere Fernrohre zeigten uns zehn Eingeborne, die bei unserer Annäherung ihr Feuer verließen und sich auf eine kleine Höhe zurückzogen, von der sie unseren Bewegungen folgen konnten. Gleichzeitig kam un-

zu folgen fortfuhren, kamen wir auf die Höhe eines Berges, den ich wegen seiner Form das Dromedar nannte. Hier herrscht an der Küste eine Strömung, die uns trotz des günstigen Windes rückwärts trieb. Nördlich liegt ein anderer Berg, der wegen seiner auffallenden Gestalt — ein viereckiger Pfeiler mit einem Dom an der Spitze — den Namen des Taubenhauses erhielt. Zwischen ihm und dem Dromedar wechselt das Meeresufer zwischen Felsenspitzen und Sandflächen. Im Innern sahen wir hohe Gebirge, die mit Ausnahme von zweien ganz mit Wald bedeckt waren. Die beiden kahlen Berge sind oben flach, und was wir von ihren Umrissen sehen konnten, das bestand aus steilen Felsen. Die Bäume, welche diese Gegend fast überall bedecken, sind hoch und stark. Auf der Küste zeigten sich mehrere Eingeborne von schwarzer oder dunkelbrauner Farbe.

In die erste Bucht, die uns einen guten Hafen versprach, gestattete uns der Wind keinen Eingang. Am Nachmittage des 27. ließ ich zwei Boote aussetzen, um an die Küste zu fahren, als mehrere Wilde sichtbar wurden, die mit großen Schritten am Ufer hingingen und von denen vier einen Kahn auf der Schulter trugen. Wir schmeichelten uns, daß sie ihr Fahrzeug ins Meer lassen und uns besuchen würden, sahen uns aber bald enttäuscht. Schnell eilte ich mit Tupia und den Herren Banks und Solander in die Boote und ließ mich der Küste zurudern. Die Wilden saßen auf Felsen und beobachteten uns, doch kaum waren wir ihnen nahegekommen, so flohen sie zu unserem großen Bedauern in den Wald. Obgleich wir unsere Fahrt fortsetzten, nöthigte die starke Brandung uns zur Rückkehr, und so mußten wir uns mit dem Anblick des Landes begnügen. Vier Pirogen, die ganz in unserer Nähe auf dem Strande lagen, erinnerten uns an die kleinsten neuseeländischen Fahrzeuge dieser Art. Unter den nicht gerade starken Bäumen, die an der Küste standen, wuchs kein Gesträuch.

Nächsten Tages hielten wir wieder gegen Norden und sahen eine Bucht, die zum Ankern geeignet schien. Indem ich die Pinasse zum Sondiren des Eingangs abschickte, stieg Rauch an der Küste auf, und unsere Fernrohre zeigten uns zehn Eingeborne, die bei unserer Annäherung ihr Feuer verließen und sich auf eine kleine Höhe zurückzogen, von der sie unseren Bewegungen folgen konnten. Gleichzeitig kam un-

sere Pinasse zum Vorschein, worauf die Wilden bis auf einen, der sich am Ufer zwischen den Felsen versteckte, noch weiter zurückwichen. In demselben Maßstabe, als die Pinasse am Ufer hinfuhr, begleiteten die Wilden sie in geringer Entfernung. Als unsere Leute zurückkehrten, erzählte uns der Hochbootsmann, daß die Eingebornen sie durch Zeichen zum Landen aufgefordert hätten. Sie waren sämmtlich, wie er hinzufügte, mit langen Lanzen und mit einem Holzstück, das einem türkischen Säbel glich, bewaffnet. Zwei von ihnen sahen ganz sonderbar aus. Ihre Gesichter schienen mit einem weißen Staube bedeckt zu sein, und ihre Körper waren mit breiten Streifen von derselben Farbe bemalt, die quer über Brust und Nacken wegliefen und den Eindruck von Bandelieren machten. Auch an den Beinen zogen sich solche Bänder hin. Jeder dieser Leute trug den 2½ Fuß langen Stock, den der Hochbootsmann mit einem krummen Säbel verglichen hatte.

Am Nachmittage gingen wir unter der südlichen Küste dieser Bucht vor Anker. Auf den beiden Vorgebirgen, welche nordöstlich und südöstlich vorsprangen, standen Hütten mit Männern, Frauen und Kindern daneben. Unter dem Vorgebirge auf unserer Seite lagen vier Pirogen, jede mit einem Mann an Bord. Diese Leute stießen mit einem langen Spieße nach Fischen und waren so in ihre Beschäftigung vertieft, daß sie sich, als das Schiff in einer Entfernung von acht Minuten bei ihnen vorbeifuhr, kaum nach uns umblickten. Machte nun das Geräusch der Brandung sie taub oder hatten sie blos für ihre Fische Sinn, genug sie sahen und hörten nichts.

Das Schiff lag vor einem kleinen, aus sechs bis acht Häusern bestehenden Dorfe. Während wir die Pinasse auf das Verdeck zogen, trat eine alte Frau mit drei Kindern aus dem Walde. Sie trug ein Reisigbündel und auch die Kinder hatten ihre Last. Von den Hütten aus gingen drei noch kleinere Kinder der Alten entgegen. Sie sah oft nach dem Schiff hin, verrieth aber weder Furcht noch Ueberraschung. Dann zündete sie ein Feuer an, und die vier Pirogen kehrten vom Fischfange zurück. Die Fischer stiegen aus, zogen ihre Fahrzeuge ans Land und bereiteten ihr Mahl, ohne auf uns zu achten, obgleich wir blos eine Achtelmeile entfernt waren. Keiner von Allen trug das

sere Pinasse zum Vorschein, worauf die Wilden bis auf einen, der sich am Ufer zwischen den Felsen versteckte, noch weiter zurückwichen. In demselben Maßstabe, als die Pinasse am Ufer hinfuhr, begleiteten die Wilden sie in geringer Entfernung. Als unsere Leute zurückkehrten, erzählte uns der Hochbootsmann, daß die Eingebornen sie durch Zeichen zum Landen aufgefordert hätten. Sie waren sämmtlich, wie er hinzufügte, mit langen Lanzen und mit einem Holzstück, das einem türkischen Säbel glich, bewaffnet. Zwei von ihnen sahen ganz sonderbar aus. Ihre Gesichter schienen mit einem weißen Staube bedeckt zu sein, und ihre Körper waren mit breiten Streifen von derselben Farbe bemalt, die quer über Brust und Nacken wegliefen und den Eindruck von Bandelieren machten. Auch an den Beinen zogen sich solche Bänder hin. Jeder dieser Leute trug den 2½ Fuß langen Stock, den der Hochbootsmann mit einem krummen Säbel verglichen hatte.

Am Nachmittage gingen wir unter der südlichen Küste dieser Bucht vor Anker. Auf den beiden Vorgebirgen, welche nordöstlich und südöstlich vorsprangen, standen Hütten mit Männern, Frauen und Kindern daneben. Unter dem Vorgebirge auf unserer Seite lagen vier Pirogen, jede mit einem Mann an Bord. Diese Leute stießen mit einem langen Spieße nach Fischen und waren so in ihre Beschäftigung vertieft, daß sie sich, als das Schiff in einer Entfernung von acht Minuten bei ihnen vorbeifuhr, kaum nach uns umblickten. Machte nun das Geräusch der Brandung sie taub oder hatten sie blos für ihre Fische Sinn, genug sie sahen und hörten nichts.

Das Schiff lag vor einem kleinen, aus sechs bis acht Häusern bestehenden Dorfe. Während wir die Pinasse auf das Verdeck zogen, trat eine alte Frau mit drei Kindern aus dem Walde. Sie trug ein Reisigbündel und auch die Kinder hatten ihre Last. Von den Hütten aus gingen drei noch kleinere Kinder der Alten entgegen. Sie sah oft nach dem Schiff hin, verrieth aber weder Furcht noch Ueberraschung. Dann zündete sie ein Feuer an, und die vier Pirogen kehrten vom Fischfange zurück. Die Fischer stiegen aus, zogen ihre Fahrzeuge ans Land und bereiteten ihr Mahl, ohne auf uns zu achten, obgleich wir blos eine Achtelmeile entfernt waren. Keiner von Allen trug das

geringste Kleidungsstück. Die alte Frau hatte nicht einmal ein Feigenblatt.

Nach dem Essen ließ ich die Boote aussetzen und begab mich mit Tupia ans Land. Ich wollte an der Stelle landen, wo ich die Wilden gesehen hatte, und da sie bei unserem Einlaufen in die Bai wenig auf uns geachtet hatten, so hoffte ich, daß sie auch unser Landen kaum bemerken würden. Ich täuschte mich indessen, denn kaum näherten wir uns den Felsen, als zwei Männer vortraten, um uns abzuwehren, während die übrigen flohen. Jeder war mit einer Lanze von ungefähr zehn Fuß Länge und mit einem kurzen Stock bewaffnet. Sie sprachen auf uns ein, sehr laut und in einer rauhen, unangenehmen Sprache, von der Tupia nicht ein Wort verstand. Sie schwangen ihre Waffen und schienen entschlossen zu sein, das Ufer auf das Aeußerste zu vertheidigen, obgleich sie zwei gegen vierzig hätten kämpfen müssen. Ein solcher Muth verdiente Bewunderung, und mit so ungleichen Kräften einen Kampf zu beginnen, konnte mir nicht einfallen. Ich befahl daher den Matrosen, nicht mehr zu rudern, und unterhielt mich mit den Wilden wohl eine Viertelstunde lang durch Zeichen, wobei ich ihnen, um ihr Wohlwollen zu gewinnen, Nägel, Glasperlen und andere Kleinigkeiten zuwarf, mit denen sie sehr zufrieden zu sein schienen. Ich gab ihnen zu verstehen, daß wir Wasser brauchten und ihnen kein Leid zufügen würden. Sie antworteten mit Geberden, welche ich für eine Einladung hielt, ans Land zu kommen. Als das Boot aber näher kam, machten sie wieder Miene, sich zu widersetzen. Der Eine schien ein Jüngling von neunzehn Jahren und der Andere ein Mann im mittleren Alter zu sein. Da mir weiter nichts übrig blieb, ließ ich einen Schuß zwischen ihnen hindurchfeuern. Der Jüngste erschrak so, daß er seine Lanze fallen ließ, erholte sich aber im nächsten Augenblicke und raffte sie mit großer Lebhaftigkeit wieder auf. Sie warfen einen Stein gegen uns und ich ließ zum zweiten Male feuern, jetzt mit Schrot. Der älteste Wilde wurde am Beine getroffen und lief schnell in eine Hütte, die etwa hundert Schritte entfernt war. Ich hoffte schon, daß der Kampf damit beendet sei, und stieg ans Land, als der Verwundete zurückkehrte. Ich bemerkte nun, daß er einen Schild geholt habe. Sobald er nahe gekommen war, schleuderte er einen Wurf-

geringste Kleidungsstück. Die alte Frau hatte nicht einmal ein Feigenblatt.

Nach dem Essen ließ ich die Boote aussetzen und begab mich mit Tupia ans Land. Ich wollte an der Stelle landen, wo ich die Wilden gesehen hatte, und da sie bei unserem Einlaufen in die Bai wenig auf uns geachtet hatten, so hoffte ich, daß sie auch unser Landen kaum bemerken würden. Ich täuschte mich indessen, denn kaum näherten wir uns den Felsen, als zwei Männer vortraten, um uns abzuwehren, während die übrigen flohen. Jeder war mit einer Lanze von ungefähr zehn Fuß Länge und mit einem kurzen Stock bewaffnet. Sie sprachen auf uns ein, sehr laut und in einer rauhen, unangenehmen Sprache, von der Tupia nicht ein Wort verstand. Sie schwangen ihre Waffen und schienen entschlossen zu sein, das Ufer auf das Aeußerste zu vertheidigen, obgleich sie zwei gegen vierzig hätten kämpfen müssen. Ein solcher Muth verdiente Bewunderung, und mit so ungleichen Kräften einen Kampf zu beginnen, konnte mir nicht einfallen. Ich befahl daher den Matrosen, nicht mehr zu rudern, und unterhielt mich mit den Wilden wohl eine Viertelstunde lang durch Zeichen, wobei ich ihnen, um ihr Wohlwollen zu gewinnen, Nägel, Glasperlen und andere Kleinigkeiten zuwarf, mit denen sie sehr zufrieden zu sein schienen. Ich gab ihnen zu verstehen, daß wir Wasser brauchten und ihnen kein Leid zufügen würden. Sie antworteten mit Geberden, welche ich für eine Einladung hielt, ans Land zu kommen. Als das Boot aber näher kam, machten sie wieder Miene, sich zu widersetzen. Der Eine schien ein Jüngling von neunzehn Jahren und der Andere ein Mann im mittleren Alter zu sein. Da mir weiter nichts übrig blieb, ließ ich einen Schuß zwischen ihnen hindurchfeuern. Der Jüngste erschrak so, daß er seine Lanze fallen ließ, erholte sich aber im nächsten Augenblicke und raffte sie mit großer Lebhaftigkeit wieder auf. Sie warfen einen Stein gegen uns und ich ließ zum zweiten Male feuern, jetzt mit Schrot. Der älteste Wilde wurde am Beine getroffen und lief schnell in eine Hütte, die etwa hundert Schritte entfernt war. Ich hoffte schon, daß der Kampf damit beendet sei, und stieg ans Land, als der Verwundete zurückkehrte. Ich bemerkte nun, daß er einen Schild geholt habe. Sobald er nahe gekommen war, schleuderte er einen Wurf-

spieß nach uns und sein Gefährte that dasselbe. Beide Spieße fielen mitten unter uns nieder, ohne einen von uns zu verwunden. Wir schossen nun noch einmal mit Schrot, worauf die Wilden uns noch einen Wurfspieß zuschickten und die Flucht ergriffen. Wenn wir sie verfolgt hätten, so würden wir sie wahrscheinlich eingeholt haben. Herr Banks hielt uns durch die Bemerkung, daß die Wurfspieße vergiftet sein könnten, davon ab.

Wir gingen in die Hütte und fanden einige Kinder hinter einem Schilde und Rinden versteckt. Wir betrachteten sie, störten sie aber nicht weiter und ließen, als wir gingen, einige Glasperlen, Bänder und andere Geschenke zurück, wofür wir etwa fünfzig Lanzen mit uns nahmen. Sie waren sechs bis zehn Fuß lang und hatten vier aus einem Fischknochen bestehende und sehr spitze Zacken. Da sie mit einem klebrigen Stoffe von grüner Farbe bestrichen waren, so wurden wir in unserer Meinung, daß sie vergiftet seien, bestärkt. Später fanden wir, daß wir uns geirrt hatten. Die Lanzen mußten zum Fischfange gedient haben, denn wir fanden noch Blätter von Seepflanzen an ihnen. Die Pirogen, die auf dem Ufer lagen, waren die erbärmlichsten Fahrzeuge, die wir je gesehen hatten. Jede bestand aus einem einzigen Stück Rinde, das an den Enden zusammengeknüpft war. In der Mitte wurde die Rinde durch eingeklemmte Querstöcke auseinandergehalten.

Wasser, dessen wir sehr bedurften, fanden wir erst am nächsten Tage. Als unsere mit Wasserholen beschäftigten Leute Mittags auf dem Schiffe aßen, gingen die Wilden an den Fluß und untersuchten die Wasserfässer mit großer Aufmerksamkeit. Bei der Rückkehr der Matrosen wollten sie einen Angriff machen, entfernten sich aber, als sie sahen, daß man sie nicht fürchte. In der Hütte, der wir am 1. Mai einen Besuch machten, lagen unsere Geschenke unberührt da. Werthvollere Sachen, die wir zurückließen, Stoffe, Spiegel, Kämme und Stahlwaaren, hatten kein besseres Schicksal.

An demselben Tage machte ich mit den Herren Banks und Solander und noch sieben anderen Begleitern einen Ausflug. Der Boden war bald sumpfig, bald leicht und sandig, und Wälder und offene Ebenen wechselten auf eine angenehme Weise mit einander ab. Die Bäume, unter denen kein Gesträuch wächst, sind groß und schlank und

spieß nach uns und sein Gefährte that dasselbe. Beide Spieße fielen mitten unter uns nieder, ohne einen von uns zu verwunden. Wir schossen nun noch einmal mit Schrot, worauf die Wilden uns noch einen Wurfspieß zuschickten und die Flucht ergriffen. Wenn wir sie verfolgt hätten, so würden wir sie wahrscheinlich eingeholt haben. Herr Banks hielt uns durch die Bemerkung, daß die Wurfspieße vergiftet sein könnten, davon ab.

Wir gingen in die Hütte und fanden einige Kinder hinter einem Schilde und Rinden versteckt. Wir betrachteten sie, störten sie aber nicht weiter und ließen, als wir gingen, einige Glasperlen, Bänder und andere Geschenke zurück, wofür wir etwa fünfzig Lanzen mit uns nahmen. Sie waren sechs bis zehn Fuß lang und hatten vier aus einem Fischknochen bestehende und sehr spitze Zacken. Da sie mit einem klebrigen Stoffe von grüner Farbe bestrichen waren, so wurden wir in unserer Meinung, daß sie vergiftet seien, bestärkt. Später fanden wir, daß wir uns geirrt hatten. Die Lanzen mußten zum Fischfange gedient haben, denn wir fanden noch Blätter von Seepflanzen an ihnen. Die Pirogen, die auf dem Ufer lagen, waren die erbärmlichsten Fahrzeuge, die wir je gesehen hatten. Jede bestand aus einem einzigen Stück Rinde, das an den Enden zusammengeknüpft war. In der Mitte wurde die Rinde durch eingeklemmte Querstöcke auseinandergehalten.

Wasser, dessen wir sehr bedurften, fanden wir erst am nächsten Tage. Als unsere mit Wasserholen beschäftigten Leute Mittags auf dem Schiffe aßen, gingen die Wilden an den Fluß und untersuchten die Wasserfässer mit großer Aufmerksamkeit. Bei der Rückkehr der Matrosen wollten sie einen Angriff machen, entfernten sich aber, als sie sahen, daß man sie nicht fürchte. In der Hütte, der wir am 1. Mai einen Besuch machten, lagen unsere Geschenke unberührt da. Werthvollere Sachen, die wir zurückließen, Stoffe, Spiegel, Kämme und Stahlwaaren, hatten kein besseres Schicksal.

An demselben Tage machte ich mit den Herren Banks und Solander und noch sieben anderen Begleitern einen Ausflug. Der Boden war bald sumpfig, bald leicht und sandig, und Wälder und offene Ebenen wechselten auf eine angenehme Weise mit einander ab. Die Bäume, unter denen kein Gesträuch wächst, sind groß und schlank und

stehen so weit von einander ab, daß die ganze Gegend mit Ausnahme der sumpfigen Stellen angebaut werden könnte, ohne daß man Holz zu fällen brauchte. Von weitem sahen wir ein vierfüßiges Thier, das fast die Größe eines Hasen hatte. Herrn Banks Hund verfolgte es und würde es wahrscheinlich eingeholt haben, wenn er sich nicht an einem im Grase verborgenen Baumstamme verletzt hätte. Von einem andern Thiere, das von Kräutern lebt und mindestens die Größe eines Dammhirsches haben muß, fanden wir die Losung. Wir sahen noch die Spuren von zwei anderen Thieren. Das eine hat Pfoten wie ein Hund und wird etwa die Größe eines Wolfes haben, das andere ist kleiner und läßt in der Erde denselben Eindruck wie der Iltis zurück. Auf den Bäumen saßen viele Vögel von verschiedenen Arten, darunter mehrere von großer Schönheit. Wir fanden Bäume, welche von den Wilden mit irgend einem Instrument gefällt worden waren, und andere, denen sie die Rinde genommen hatten. Mannigfaltige Arten gab es nicht; eine sehr verbreitete schwitzte ein Gummi von der Farbe des Drachenblutes aus. In einige Bäume hatten die Eingebornen in Abständen von drei Fuß Einschnitte gemacht, um bequemer hinaufklettern zu können.

Unsere Bemühungen mit den Wilden in Verkehr zu treten, scheiterten sämmtlich. Da dieses Volk bei unserm ersten Erscheinen so kühn gewesen war, konnten wir uns seine jetzige Feigheit nur daraus erklären, daß es mit unseren Feuerwaffen bekannt geworden war. Die Schrotschüsse, die wir auf die beiden Wilden abgefeuert hatten, konnten ihnen nicht viel Leid zugefügt haben, aber die anderen hatten uns von ihren Verstecken aus Vögel schießen sehen und kannten daher die Wirkung unserer Gewehre sehr gut. Tupia, der ein guter Schütze geworden war, entfernte sich oft von uns, um Vögel zu schießen. Einmal begegnete er allein neun Wilden, welche in Schreck und Unordnung flohen, sobald sie inne wurden, daß er sie gesehen habe.

Um neue Versuche zur Herstellung eines Verkehrs mit den Wilden zu machen, drang ich etwas tiefer ins Innere ein. Dort war der Boden reicher und bestand nicht aus Sand, sondern aus einer schwarzen, tief hinabgehenden Erde, die mir zur Erzeugung von Getreide aller Art ganz geeignet zu sein schien. Unter den Bäumen befand sich einer

stehen so weit von einander ab, daß die ganze Gegend mit Ausnahme der sumpfigen Stellen angebaut werden könnte, ohne daß man Holz zu fällen brauchte. Von weitem sahen wir ein vierfüßiges Thier, das fast die Größe eines Hasen hatte. Herrn Banks Hund verfolgte es und würde es wahrscheinlich eingeholt haben, wenn er sich nicht an einem im Grase verborgenen Baumstamme verletzt hätte. Von einem andern Thiere, das von Kräutern lebt und mindestens die Größe eines Dammhirsches haben muß, fanden wir die Losung. Wir sahen noch die Spuren von zwei anderen Thieren. Das eine hat Pfoten wie ein Hund und wird etwa die Größe eines Wolfes haben, das andere ist kleiner und läßt in der Erde denselben Eindruck wie der Iltis zurück. Auf den Bäumen saßen viele Vögel von verschiedenen Arten, darunter mehrere von großer Schönheit. Wir fanden Bäume, welche von den Wilden mit irgend einem Instrument gefällt worden waren, und andere, denen sie die Rinde genommen hatten. Mannigfaltige Arten gab es nicht; eine sehr verbreitete schwitzte ein Gummi von der Farbe des Drachenblutes aus. In einige Bäume hatten die Eingebornen in Abständen von drei Fuß Einschnitte gemacht, um bequemer hinaufklettern zu können.

Unsere Bemühungen mit den Wilden in Verkehr zu treten, scheiterten sämmtlich. Da dieses Volk bei unserm ersten Erscheinen so kühn gewesen war, konnten wir uns seine jetzige Feigheit nur daraus erklären, daß es mit unseren Feuerwaffen bekannt geworden war. Die Schrotschüsse, die wir auf die beiden Wilden abgefeuert hatten, konnten ihnen nicht viel Leid zugefügt haben, aber die anderen hatten uns von ihren Verstecken aus Vögel schießen sehen und kannten daher die Wirkung unserer Gewehre sehr gut. Tupia, der ein guter Schütze geworden war, entfernte sich oft von uns, um Vögel zu schießen. Einmal begegnete er allein neun Wilden, welche in Schreck und Unordnung flohen, sobald sie inne wurden, daß er sie gesehen habe.

Um neue Versuche zur Herstellung eines Verkehrs mit den Wilden zu machen, drang ich etwas tiefer ins Innere ein. Dort war der Boden reicher und bestand nicht aus Sand, sondern aus einer schwarzen, tief hinabgehenden Erde, die mir zur Erzeugung von Getreide aller Art ganz geeignet zu sein schien. Unter den Bäumen befand sich einer

mit einer Frucht von der Farbe und Form einer Kirsche, die einen säuerlichen und angenehmen Geschmack hatte. Die Wälder waren mit wunderschönen Wiesen durchzogen, doch fanden sich auch Stellen mit felsigem Grunde. Die Felsen bestehen aus Sandsteinen, die zu Bauten vortheilhaft verwendet werden könnten. Als wir zum Schiff zurückkehrten, sahen wir auf einem andern Theile der Küste ein Feuer und schritten darauf zu. Wie gewöhnlich flohen die Wilden bei unserer Annäherung. Es brannten sechs Feuer, dicht am Ufer lagen sechs Pirogen und hier und da waren Muscheln zerstreut. Wir schlossen daraus, daß in jeder Piroge ein Mann gewesen sei, und daß jeder sich sein besonderes Feuer angezündet habe, um Muscheln zu rösten. Herr Banks, der an diesem Tage ebenfalls ins Innere eindrang, sah eine Masse Wachteln, ganz wie unsere englischen, und hätte sehr viele tödten können, wenn es ihm nicht mehr darum zu thun gewesen wäre, neue Arten zu entdecken, als für unsere Tafel Wild zu liefern.

Da die Herren Banks und Solander viele unbekannte Pflanzen sammelten, so gab ich der Bucht den Namen Botany-Bai. Sie liegt unter dem 34. Grade südl. Br. und dem 208. Grade 27 Min. westl. Länge. Sie ist ausgedehnt, sicher und bequem. Bäume giebt es viele, aber von Arten, welche Bauholz liefern würden, habe ich nicht mehr als zwei bemerkt. Der eine dieser Bäume hat mit der englischen Eiche große Aehnlichkeit. Es ist derselbe, welcher das rothe Gummi, das wie Drachenblut aussieht, ausschwitzt, und sein Holz ist so braun, hart und schwer wie lignum vitae. Der andere Baum gleicht mit seinem hohen und schlanken Stamm der Fichte und hat ebenfalls ein hartes und schweres Holz. An der Bucht leben viele Wasservögel, von denen die meisten uns gänzlich unbekannt waren. Der merkwürdigste derselben war weiß und schwarz, größer als ein Schwan und fast wie ein Pelikan gestaltet. Die Muscheln, die man am Strande und an den Untiefen in Menge findet, scheinen die Hauptnahrung der Eingebornen zu sein. Diese machen sie mit der Hand von ihren Bänken los. Roh scheinen sie dieselben nicht zu essen. Nicht immer gehen sie, um ihren Fang zu rösten, auf das Land; wir sahen auch in den Pirogen selbst Feuer. Sie haben übrigens noch andere Subsistenzmittel, na-

mit einer Frucht von der Farbe und Form einer Kirsche, die einen säuerlichen und angenehmen Geschmack hatte. Die Wälder waren mit wunderschönen Wiesen durchzogen, doch fanden sich auch Stellen mit felsigem Grunde. Die Felsen bestehen aus Sandsteinen, die zu Bauten vortheilhaft verwendet werden könnten. Als wir zum Schiff zurückkehrten, sahen wir auf einem andern Theile der Küste ein Feuer und schritten darauf zu. Wie gewöhnlich flohen die Wilden bei unserer Annäherung. Es brannten sechs Feuer, dicht am Ufer lagen sechs Pirogen und hier und da waren Muscheln zerstreut. Wir schlossen daraus, daß in jeder Piroge ein Mann gewesen sei, und daß jeder sich sein besonderes Feuer angezündet habe, um Muscheln zu rösten. Herr Banks, der an diesem Tage ebenfalls ins Innere eindrang, sah eine Masse Wachteln, ganz wie unsere englischen, und hätte sehr viele tödten können, wenn es ihm nicht mehr darum zu thun gewesen wäre, neue Arten zu entdecken, als für unsere Tafel Wild zu liefern.

Da die Herren Banks und Solander viele unbekannte Pflanzen sammelten, so gab ich der Bucht den Namen Botany-Bai. Sie liegt unter dem 34. Grade südl. Br. und dem 208. Grade 27 Min. westl. Länge. Sie ist ausgedehnt, sicher und bequem. Bäume giebt es viele, aber von Arten, welche Bauholz liefern würden, habe ich nicht mehr als zwei bemerkt. Der eine dieser Bäume hat mit der englischen Eiche große Aehnlichkeit. Es ist derselbe, welcher das rothe Gummi, das wie Drachenblut aussieht, ausschwitzt, und sein Holz ist so braun, hart und schwer wie lignum vitae. Der andere Baum gleicht mit seinem hohen und schlanken Stamm der Fichte und hat ebenfalls ein hartes und schweres Holz. An der Bucht leben viele Wasservögel, von denen die meisten uns gänzlich unbekannt waren. Der merkwürdigste derselben war weiß und schwarz, größer als ein Schwan und fast wie ein Pelikan gestaltet. Die Muscheln, die man am Strande und an den Untiefen in Menge findet, scheinen die Hauptnahrung der Eingebornen zu sein. Diese machen sie mit der Hand von ihren Bänken los. Roh scheinen sie dieselben nicht zu essen. Nicht immer gehen sie, um ihren Fang zu rösten, auf das Land; wir sahen auch in den Pirogen selbst Feuer. Sie haben übrigens noch andere Subsistenzmittel, na-

namentlich Fische, welche sie mit der Harpune oder mit der Angel fangen.

Alle Eingebornen, welche wir sahen, waren vollständig nackt. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, ohne gerade schwarz zu sein. Da wir mit ihnen nicht in Verkehr zu treten vermochten, kann ich über ihre Lebensweise nichts sagen. So viel glaube ich behaupten zu dürfen, daß sie weder zahlreich sind, noch in Gesellschaft leben. Sie sind gleich Thieren längs der Küste und in den Wäldern verstreut.

Der 6. Mai 1770 war der für unsere Abfahrt bestimmte Tag. Bald mit gutem, bald mit ungünstigem Winde, der uns zum Laviren zwang, segelten wir nordwärts an der Küste hinauf. Je weiter wir gegen Norden vordrangen, um so höher stieg die Küste auf, so daß man das Land bergig nennen kann. Es bietet einen angenehmen Wechsel dar von Bergen, Hügeln, Thälern und waldbedeckten Ebenen. An der Küste ist das Land gewöhnlich niedrig und sandig, mit Ausnahme der vorspringenden Spitzen, welche aus Felsen bestehen und zuweilen hohe Berge tragen.

Die ersten Buchten, auf die wir trafen, nannte ich Port Jackson, Broken Bai und Port Stephens. Bei der letzteren stieg im Innern an mehreren Punkten, selbst auf der Spitze eines Berges, Rauch in die Luft. Es war dies das erste Mal seit unserer Ankunft an der Küste, daß wir auf einem hohen Punkte Rauch wahrnahmen. Am 15. befanden wir uns in der Nähe eines hohen Vorgebirges, dem ich den Namen Cap Byron beilegte, als wir auf der Küste etwa zwanzig Eingeborne sahen, welche sämmtlich Bündel Baumblätter von der Art, mit der sie ihre Hütten bedecken, trugen. Wir beobachteten sie, während sie an der Küste einem Fußpfade folgten, eine Stunde lang, bis sie hinter einem steilen Hügel verschwanden. Nicht einer blieb stehen oder blickte nach uns hin. Dieser Mangel an Neugierde und Ueberraschung war uns in hohem Grade auffallend. Es war unmöglich, daß sie das längs der Küste segelnde Schiff nicht gesehen hätten, und dieser Gegenstand mußte ihnen nicht minder wunderbar erscheinen, als uns ein mit Bäumen bedeckter schwimmender Berg erscheinen würde.

In einer Bucht, die ich Moreton-Bai taufte, glaubten mehrere von uns Anzeichen zu entdecken, daß ein Fluß sich in sie ergieße. Das

namentlich Fische, welche sie mit der Harpune oder mit der Angel fangen.

Alle Eingebornen, welche wir sahen, waren vollständig nackt. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, ohne gerade schwarz zu sein. Da wir mit ihnen nicht in Verkehr zu treten vermochten, kann ich über ihre Lebensweise nichts sagen. So viel glaube ich behaupten zu dürfen, daß sie weder zahlreich sind, noch in Gesellschaft leben. Sie sind gleich Thieren längs der Küste und in den Wäldern verstreut.

Der 6. Mai 1770 war der für unsere Abfahrt bestimmte Tag. Bald mit gutem, bald mit ungünstigem Winde, der uns zum Laviren zwang, segelten wir nordwärts an der Küste hinauf. Je weiter wir gegen Norden vordrangen, um so höher stieg die Küste auf, so daß man das Land bergig nennen kann. Es bietet einen angenehmen Wechsel dar von Bergen, Hügeln, Thälern und waldbedeckten Ebenen. An der Küste ist das Land gewöhnlich niedrig und sandig, mit Ausnahme der vorspringenden Spitzen, welche aus Felsen bestehen und zuweilen hohe Berge tragen.

Die ersten Buchten, auf die wir trafen, nannte ich Port Jackson, Broken Bai und Port Stephens. Bei der letzteren stieg im Innern an mehreren Punkten, selbst auf der Spitze eines Berges, Rauch in die Luft. Es war dies das erste Mal seit unserer Ankunft an der Küste, daß wir auf einem hohen Punkte Rauch wahrnahmen. Am 15. befanden wir uns in der Nähe eines hohen Vorgebirges, dem ich den Namen Cap Byron beilegte, als wir auf der Küste etwa zwanzig Eingeborne sahen, welche sämmtlich Bündel Baumblätter von der Art, mit der sie ihre Hütten bedecken, trugen. Wir beobachteten sie, während sie an der Küste einem Fußpfade folgten, eine Stunde lang, bis sie hinter einem steilen Hügel verschwanden. Nicht einer blieb stehen oder blickte nach uns hin. Dieser Mangel an Neugierde und Ueberraschung war uns in hohem Grade auffallend. Es war unmöglich, daß sie das längs der Küste segelnde Schiff nicht gesehen hätten, und dieser Gegenstand mußte ihnen nicht minder wunderbar erscheinen, als uns ein mit Bäumen bedeckter schwimmender Berg erscheinen würde.

In einer Bucht, die ich Moreton-Bai taufte, glaubten mehrere von uns Anzeichen zu entdecken, daß ein Fluß sich in sie ergieße. Das

Meer hatte nämlich eine bläſſere Farbe als gewöhnlich. Weiter nördlich an der von mir sogenannten Doppelinsel-Spitze (Double Island Point) war die Küste unfruchtbarer und der Boden sandiger als irgend sonst wo. Wir sahen mit unseren Ferngläsern bewegliche Sandhügel von mehreren Aeckern Umfang, von denen einige ihren Platz vor ganz kurzer Zeit verändert haben mußten. Wir bemerkten nämlich mehrere Bäume, die zur Hälfte im Sande steckten und deren Wipfel noch grün waren. An anderen Stellen wuchs niedriges, mit Gesträuch untermischtes Holz; Spuren von Bewohnern traten nirgends hervor. Zwei Wasserschlangen schwammen neben den Schiffen her. Sie hatten auf der Haut sehr schöne Flecken, und unterschieden sich von den Landschlangen blos durch ihren Schweif, der breit und platt war, so daß er seine Bestimmung andeutete, das Thier beim Schwimmen zu unterstützen.

Vom 16. an zeigten sich verschiedene der Seevögel, die wir als Fischenten bezeichnen und die uns bisher noch nicht begegnet waren. In der Nacht des 21. flog eine kleine Schaar bei uns vorbei, und am nächsten Tage vor und nach Tagesanbruch dauerten diese Flüge anderthalb Stunden lang unaufhörlich fort. Alle diese Enten kamen aus Nordnordwest und flogen gegen Südsüdost; nicht eine nahm eine andere Richtung. Wir schlossen daraus, daß südlich in einer tiefen Bai die wir vor Augen hatten, ein Fluß oder eine Süßwasser-Lagune vorhanden sei. Hier suchten die Enten wahrscheinlich am Tage ihre Nahrung, und im Norden lagen muthmaßlich mehrere Inseln, auf denen sie sich während der Nacht aufhielten. Ich gab dieser Bucht den Namen des Capitains Herrey.

Am 22. befanden wir uns vor der südlichen Spitze einer großen offenen Bucht, in der ich vor Anker gehen wollte. Beim Heransegeln bemerkten wir, daß das Land mit Palmen bewachsen war, die wir seit unserer Abfahrt von den tropischen Inseln der Südsee nicht mehr gesehen hatten. An der Küste gingen zwei Wilde hin und her, die nicht im mindesten auf uns achteten. Der Wind wehte stark und es war so kalt, daß wir, ehe wir an die Küste fuhren, um einen Canal zu untersuchen, unsere Mäntel anzogen.

In dieser Bucht könnte eine kleine Anzahl von Schiffen vor Anker

Meer hatte nämlich eine bläſſere Farbe als gewöhnlich. Weiter nördlich an der von mir sogenannten Doppelinsel-Spitze (Double Island Point) war die Küste unfruchtbarer und der Boden sandiger als irgend sonst wo. Wir sahen mit unseren Ferngläsern bewegliche Sandhügel von mehreren Aeckern Umfang, von denen einige ihren Platz vor ganz kurzer Zeit verändert haben mußten. Wir bemerkten nämlich mehrere Bäume, die zur Hälfte im Sande steckten und deren Wipfel noch grün waren. An anderen Stellen wuchs niedriges, mit Gesträuch untermischtes Holz; Spuren von Bewohnern traten nirgends hervor. Zwei Wasserschlangen schwammen neben den Schiffen her. Sie hatten auf der Haut sehr schöne Flecken, und unterschieden sich von den Landschlangen blos durch ihren Schweif, der breit und platt war, so daß er seine Bestimmung andeutete, das Thier beim Schwimmen zu unterstützen.

Vom 16. an zeigten sich verschiedene der Seevögel, die wir als Fischenten bezeichnen und die uns bisher noch nicht begegnet waren. In der Nacht des 21. flog eine kleine Schaar bei uns vorbei, und am nächsten Tage vor und nach Tagesanbruch dauerten diese Flüge anderthalb Stunden lang unaufhörlich fort. Alle diese Enten kamen aus Nordnordwest und flogen gegen Südsüdost; nicht eine nahm eine andere Richtung. Wir schlossen daraus, daß südlich in einer tiefen Bai die wir vor Augen hatten, ein Fluß oder eine Süßwasser-Lagune vorhanden sei. Hier suchten die Enten wahrscheinlich am Tage ihre Nahrung, und im Norden lagen muthmaßlich mehrere Inseln, auf denen sie sich während der Nacht aufhielten. Ich gab dieser Bucht den Namen des Capitains Herrey.

Am 22. befanden wir uns vor der südlichen Spitze einer großen offenen Bucht, in der ich vor Anker gehen wollte. Beim Heransegeln bemerkten wir, daß das Land mit Palmen bewachsen war, die wir seit unserer Abfahrt von den tropischen Inseln der Südsee nicht mehr gesehen hatten. An der Küste gingen zwei Wilde hin und her, die nicht im mindesten auf uns achteten. Der Wind wehte stark und es war so kalt, daß wir, ehe wir an die Küste fuhren, um einen Canal zu untersuchen, unsere Mäntel anzogen.

In dieser Bucht könnte eine kleine Anzahl von Schiffen vor Anker

gehen und würden in einem kleinen Bache süßes Wasser finden. In den Canal vermochte ich wegen seiner Untiefen nicht einzudringen. In den Schlammlöchern und salzigen Sümpfen wie auch an den Ufern des Canals wächst der echte Wurzelbaum (Rhizophora Mangle Linnee), den wir von den westindischen Inseln her kannten und hier zum ersten Male wieder sahen. In den Zweigen dieser Wurzelbäume klebten mehrere Nester einer merkwürdigen Art von Ameisen, welche so grün wie Gras waren. Störte man sie in ihrer Ruhe, indem man die Zweige schüttelte, so kamen sie in Menge hervor und bestraften ihren Feind durch Wunden, die weit mehr schmerzten, als wenn eine unserer Ameisen sie zugefügt hätte. Auf denselben Bäumen lebte eine große Anzahl kleiner grüner Raupen. Ihre Haut war mit dichten Haaren bedeckt und sie saßen in Haufen von zwanzig bis dreißig in regelmäßigen Reihen wie Soldaten auf den Blättern neben einander. Wenn man sie berührte, fühlte man, daß ihre Haare spitz wie Nadeln waren und einen lebhaften, aber flüchtigen Schmerz verursachten.

Der Boden ist offenbar viel schlechter, als in der Umgegend der Botany-Bai. Er ist dürr und sandig, die Abhänge der Hügel tragen indessen einzelnstehende Bäume. Wir fanden hier den Gummibaum, dessen Saft dem Drachenblute gleicht, allein die Blätter waren länger und hingen wie bei den Trauerweiden abwärts. Er trug auch weit weniger Gummi, als die Bäume der Botany-Bai, womit die gewöhnliche Ansicht, daß die größere Wärme die Ausschwitzung befördere, widerlegt ist. Auch bei einer zweiten Pflanze, aus der ein gelber Saft floß, machten wir die Wahrnehmung, daß diese Absonderung minder reichlich sei, als weiter im Süden. Auf den Untiefen und Sandbänken sahen wir verschiedene Vögel von einer Größe, wie sie uns an dieser Küste noch nicht vorgekommen war. Sie waren so wild, daß sie uns nicht auf Flintenschußweite heranließen. Auf der Küste sahen wir Trappen und schossen eine von der Größe eines Truthahns, welche siebenzehn und ein halbes Pfund wog. Wir stimmten alle überein, daß dies der beste Vogel wäre, den wir seit unserer Abfahrt aus England geschossen hätten, und nach ihm erhielt die Bucht den Namen der Bustard-Bai. Sie liegt unter dem 14. Grade 4 Min. südl. Breite und dem 208. Grade 16 Min. der Länge. Das Meer hegte eine Fülle

gehen und würden in einem kleinen Bache süßes Wasser finden. In den Canal vermochte ich wegen seiner Untiefen nicht einzudringen. In den Schlammlöchern und salzigen Sümpfen wie auch an den Ufern des Canals wächst der echte Wurzelbaum (Rhizophora Mangle Linnee), den wir von den westindischen Inseln her kannten und hier zum ersten Male wieder sahen. In den Zweigen dieser Wurzelbäume klebten mehrere Nester einer merkwürdigen Art von Ameisen, welche so grün wie Gras waren. Störte man sie in ihrer Ruhe, indem man die Zweige schüttelte, so kamen sie in Menge hervor und bestraften ihren Feind durch Wunden, die weit mehr schmerzten, als wenn eine unserer Ameisen sie zugefügt hätte. Auf denselben Bäumen lebte eine große Anzahl kleiner grüner Raupen. Ihre Haut war mit dichten Haaren bedeckt und sie saßen in Haufen von zwanzig bis dreißig in regelmäßigen Reihen wie Soldaten auf den Blättern neben einander. Wenn man sie berührte, fühlte man, daß ihre Haare spitz wie Nadeln waren und einen lebhaften, aber flüchtigen Schmerz verursachten.

Der Boden ist offenbar viel schlechter, als in der Umgegend der Botany-Bai. Er ist dürr und sandig, die Abhänge der Hügel tragen indessen einzelnstehende Bäume. Wir fanden hier den Gummibaum, dessen Saft dem Drachenblute gleicht, allein die Blätter waren länger und hingen wie bei den Trauerweiden abwärts. Er trug auch weit weniger Gummi, als die Bäume der Botany-Bai, womit die gewöhnliche Ansicht, daß die größere Wärme die Ausschwitzung befördere, widerlegt ist. Auch bei einer zweiten Pflanze, aus der ein gelber Saft floß, machten wir die Wahrnehmung, daß diese Absonderung minder reichlich sei, als weiter im Süden. Auf den Untiefen und Sandbänken sahen wir verschiedene Vögel von einer Größe, wie sie uns an dieser Küste noch nicht vorgekommen war. Sie waren so wild, daß sie uns nicht auf Flintenschußweite heranließen. Auf der Küste sahen wir Trappen und schossen eine von der Größe eines Truthahns, welche siebenzehn und ein halbes Pfund wog. Wir stimmten alle überein, daß dies der beste Vogel wäre, den wir seit unserer Abfahrt aus England geschossen hätten, und nach ihm erhielt die Bucht den Namen der Bustard-Bai. Sie liegt unter dem 14. Grade 4 Min. südl. Breite und dem 208. Grade 16 Min. der Länge. Das Meer hegte eine Fülle

von Fischen, aber unglücklicherweise zerriß unser Schleppnetz, als wir es zum ersten Male auswarfen. Auf den Schlammbänken und unter den Wurzelbäumen saßen Austern in unzählbaren Mengen und auch viele kleine Perlenmuscheln.

Unsere an Bord gebliebenen Leute sagten uns, während unseres Aufenthaltes am Lande hätten sich etwa zwanzig Wilde auf dem Ufer versammelt und das Schiff eine Zeit lang betrachtet. Wir am Lande hatten wohl Rauch, aber keine Einwohner gesehen. Nur eine dieser Feuerstellen war so nahe, daß wir sie besuchen konnten. Wir fanden zehn kleine Feuer, die wenige Schritte von einander entfernt brannten; die Eingebornen hatten sich entfernt. In der Nähe fanden wir verschiedene Gefäße aus Rinde, in denen wahrscheinlich Wasser aufbewahrt gewesen war, Muscheln und Knochen von Fischen, Ueberreste eines Mahles, das kurz vorher stattgefunden hatte. Mehrere Stücke weicher Rinde, etwa so lang und breit wie ein Mensch, lagen auf der Erde und hatten vermuthlich zum Lager gedient. Auf der dem Winde zugekehrten Seite des Feuers war von Rinde eine kleine etwa anderthalb Fuß hohe Schutzwand errichtet. Uebrigens brannten die Feuer hinter einem dichten Gebüsch, welches den Wind ebenfalls abhielt. Offenbar war man auf dieser Stelle viel hin und hergegangen, und da weder Gebäude noch Ueberreste von Hütten sichtbar waren, so mußten wir glauben, daß diese Wilden, welche keine Kleider kennen, auch keine Wohnungen haben und ihre Nächte gleich den Thieren in freier Luft verleben. Selbst Tupia schüttelte mitleidig den Kopf und sagte: Taata enos (arme Elende)!

Am 25. entdeckten wir in Nordwesten Land, das aus Inseln zu bestehen schien. Da die Spitze, vor der wir uns befanden, genau unter dem Wendekreise des Steinbocks liegt, so nannte ich sie Cap Capricorn. Ihre westl. Länge ist 208 Grad 58 Min. Am 20. kamen wir bei mehreren kleinen Inseln vorbei, welche theils zwischen uns und dem Lande, theils nach der offenen See zu lagen. Sowohl das Land als die Inseln sind bergig; die letzteren haben einen geringen Umfang und sahen unfruchtbar aus. In einer beträchtlichen Entfernung nach dem Innern zu stieg an einigen Stellen Rauch auf, so daß wir hoffen konnten, Wasser zu finden. Ich konnte mich jedoch davon nicht

von Fischen, aber unglücklicherweise zerriß unser Schleppnetz, als wir es zum ersten Male auswarfen. Auf den Schlammbänken und unter den Wurzelbäumen saßen Austern in unzählbaren Mengen und auch viele kleine Perlenmuscheln.

Unsere an Bord gebliebenen Leute sagten uns, während unseres Aufenthaltes am Lande hätten sich etwa zwanzig Wilde auf dem Ufer versammelt und das Schiff eine Zeit lang betrachtet. Wir am Lande hatten wohl Rauch, aber keine Einwohner gesehen. Nur eine dieser Feuerstellen war so nahe, daß wir sie besuchen konnten. Wir fanden zehn kleine Feuer, die wenige Schritte von einander entfernt brannten; die Eingebornen hatten sich entfernt. In der Nähe fanden wir verschiedene Gefäße aus Rinde, in denen wahrscheinlich Wasser aufbewahrt gewesen war, Muscheln und Knochen von Fischen, Ueberreste eines Mahles, das kurz vorher stattgefunden hatte. Mehrere Stücke weicher Rinde, etwa so lang und breit wie ein Mensch, lagen auf der Erde und hatten vermuthlich zum Lager gedient. Auf der dem Winde zugekehrten Seite des Feuers war von Rinde eine kleine etwa anderthalb Fuß hohe Schutzwand errichtet. Uebrigens brannten die Feuer hinter einem dichten Gebüsch, welches den Wind ebenfalls abhielt. Offenbar war man auf dieser Stelle viel hin und hergegangen, und da weder Gebäude noch Ueberreste von Hütten sichtbar waren, so mußten wir glauben, daß diese Wilden, welche keine Kleider kennen, auch keine Wohnungen haben und ihre Nächte gleich den Thieren in freier Luft verleben. Selbst Tupia schüttelte mitleidig den Kopf und sagte: Taata enos (arme Elende)!

Am 25. entdeckten wir in Nordwesten Land, das aus Inseln zu bestehen schien. Da die Spitze, vor der wir uns befanden, genau unter dem Wendekreise des Steinbocks liegt, so nannte ich sie Cap Capricorn. Ihre westl. Länge ist 208 Grad 58 Min. Am 20. kamen wir bei mehreren kleinen Inseln vorbei, welche theils zwischen uns und dem Lande, theils nach der offenen See zu lagen. Sowohl das Land als die Inseln sind bergig; die letzteren haben einen geringen Umfang und sahen unfruchtbar aus. In einer beträchtlichen Entfernung nach dem Innern zu stieg an einigen Stellen Rauch auf, so daß wir hoffen konnten, Wasser zu finden. Ich konnte mich jedoch davon nicht

überzeugen, denn das Meer war so seicht, daß ich den Anker auswerfen und den vor uns liegenden Canal sondiren ließ, worauf sich zeigte, daß unser Schiff nicht näher ans Ufer heranfahren könne.

Während wir still lagen, angelte Herr Banks aus dem Fenster seiner Cajüte. Um Fische zu fangen, war das Wasser zu seicht, dagegen war der Boden mit Krabben fast bedeckt, welche rasch in den Köder bissen und mit ihren Scheeren so fest hielten, daß sie sich hoch über das Wasser ziehen ließen. Es gab von diesen Krabben zwei Arten, welche uns beide unbekannt waren. Die eine hatte die schönste blaue Farbe, die man sich denken kann, das reinste Ultramarin, von dem auch ihre Scheeren und Gelenke stark gefärbt waren. Die untere Seite des Bauches war weiß und so glatt, daß sie wie weißes altes chinesisches Porzellan aussah. Die andere Krabbenart war an den Scheeren und Gelenken ebenfalls ultramarinblau gefärbt, jedoch matter, und hatte auf dem Rücken drei braune Flecken, welche einen sonderbaren Anblick darboten.

In den nächsten Tagen befanden wir uns mehrmals zwischen Inseln und geriethen durch Untiefen, denen wir durch Meeresströmungen zugetrieben wurden, in Gefahr. Am 29. liefen wir in einen Sund ein, wo ich einige Tage zu verweilen beschloß, weil es nöthig geworden war, das Schiff auf die Seite zu legen und seinen Kiel zu reinigen. Um eine geeignete Stelle aufzusuchen, begab ich mich mit den Herren Banks, Solander und einigen Anderen ans Land. Auf dem Theile der Küste, die wir betraten, ließ sich schlecht gehen, weil sie mit einer Art Kraut bedeckt ist, das sehr spitze und hinten mit einem Widerhaken versehene Stengel hat. Wenn sich dies Kraut an unsere Kleider hing, was bei jedem Schritt geschah, drangen die Spitzen in das Fleisch ein. Zugleich umschwärmten uns Wolken von Muskiten, die uns mit ihren Bissen unaufhörlich quälten. Obgleich wir nirgends süßes Wasser fanden, drangen wir doch tiefer in das Innere ein. Auch hier schwitzten die Gummibäume nicht so viel Harz aus wie im Süden. Auf den Zweigen dieser und anderer Bäume befanden sich Ameisennester von Thon, so groß wie ein englisches Scheffelmaß und ganz so gebaut wie die, welche Sloane in seiner Naturgeschichte von Jamaika beschreibt, aber nicht so glatt. Die Ameisen, welche darin nisteten, waren klein und

überzeugen, denn das Meer war so seicht, daß ich den Anker auswerfen und den vor uns liegenden Canal sondiren ließ, worauf sich zeigte, daß unser Schiff nicht näher ans Ufer heranfahren könne.

Während wir still lagen, angelte Herr Banks aus dem Fenster seiner Cajüte. Um Fische zu fangen, war das Wasser zu seicht, dagegen war der Boden mit Krabben fast bedeckt, welche rasch in den Köder bissen und mit ihren Scheeren so fest hielten, daß sie sich hoch über das Wasser ziehen ließen. Es gab von diesen Krabben zwei Arten, welche uns beide unbekannt waren. Die eine hatte die schönste blaue Farbe, die man sich denken kann, das reinste Ultramarin, von dem auch ihre Scheeren und Gelenke stark gefärbt waren. Die untere Seite des Bauches war weiß und so glatt, daß sie wie weißes altes chinesisches Porzellan aussah. Die andere Krabbenart war an den Scheeren und Gelenken ebenfalls ultramarinblau gefärbt, jedoch matter, und hatte auf dem Rücken drei braune Flecken, welche einen sonderbaren Anblick darboten.

In den nächsten Tagen befanden wir uns mehrmals zwischen Inseln und geriethen durch Untiefen, denen wir durch Meeresströmungen zugetrieben wurden, in Gefahr. Am 29. liefen wir in einen Sund ein, wo ich einige Tage zu verweilen beschloß, weil es nöthig geworden war, das Schiff auf die Seite zu legen und seinen Kiel zu reinigen. Um eine geeignete Stelle aufzusuchen, begab ich mich mit den Herren Banks, Solander und einigen Anderen ans Land. Auf dem Theile der Küste, die wir betraten, ließ sich schlecht gehen, weil sie mit einer Art Kraut bedeckt ist, das sehr spitze und hinten mit einem Widerhaken versehene Stengel hat. Wenn sich dies Kraut an unsere Kleider hing, was bei jedem Schritt geschah, drangen die Spitzen in das Fleisch ein. Zugleich umschwärmten uns Wolken von Muskiten, die uns mit ihren Bissen unaufhörlich quälten. Obgleich wir nirgends süßes Wasser fanden, drangen wir doch tiefer in das Innere ein. Auch hier schwitzten die Gummibäume nicht so viel Harz aus wie im Süden. Auf den Zweigen dieser und anderer Bäume befanden sich Ameisennester von Thon, so groß wie ein englisches Scheffelmaß und ganz so gebaut wie die, welche Sloane in seiner Naturgeschichte von Jamaika beschreibt, aber nicht so glatt. Die Ameisen, welche darin nisteten, waren klein und

von weißer Farbe. Auf einem Baume von anderer Art lebte eine kleine schwarze Ameise, welche aus allen Zweigen das Mark ausfraß, und in der Röhre, die sie auf diese Weise gebildet hatte, ihre Wohnung aufschlug. Dennoch trugen die Zweige, welche auf diese Weise heimgesucht worden waren, Blätter und Blüthen und schienen ebenso kräftig zu sein wie die nicht berührten. Auch eine unglaubliche Menge von Schmetterlingen trafen wir. Auf einem Raume von höchstens drei Aeckern flogen Millionen umher, und außerdem saßen sie auf allen Bäumen dicht nebeneinander. Am meisten unterhielt uns ein kleiner sonderbarer Fisch, der ziemlich so groß wie eine Elritze und mit zwei sehr starken Brustflossen versehen war. Wir fanden ihn an gänzlich trockenen Stellen, wo er vielleicht von der Ebbe zurückgelassen worden war. Der Wassermangel hatte ihn nicht etwa matt gemacht, denn bei unserer Annäherung begann er mittelst seiner Brustflossen so schnell wie ein Frosch zu hüpfen. Land und Wasser waren ihm offenbar gleich lieb. Mehrmals verließ er die See und hüpfte auf dem trockenen Lande umher. Wir sahen sogar, daß er an Stellen, wo kleine Steine nahe bei einander über das Wasser emporragten, lieber von einem zum andern sprang als schwamm. Mehrere begaben sich über Schlammlöcher auf den Sand, um dort Froschsprünge zu machen.

Während ich eine Stelle der Küste untersuchte, wollten die Herren Solander und Banks in einer anderen Richtung ins Innere eindringen. Ein Sumpf, der mit Wurzelbäumen bewachsen war, vermochte sie nicht aufzuhalten. Obgleich sie bis an das Knie in den Schlamm fielen, gingen sie doch vorwärts. Ehe sie die Hälfte ihres Weges zurückgelegt hatten, bereuten sie ihr Unternehmen. Der Boden war mit verschlungenen Wurzeln überzogen, die ihnen zuweilen zur Stütze dienten, von denen sie aber häufiger abglitten oder sich dergestalt verwickelten daß sie sich mit den Händen herausarbeiten mußten. Nach einer Stunde hatten sie das Hinderniß beseitigt und fanden nichts, das sie für ihre Anstrengungen belohnt hätte. Einige Feuerstellen von Wilden waren leer. Trappen, die sich in der Ferne zeigten, ließen sich nicht beschleichen. Das ganze Land hatte ein dürres unfruchtbares Ansehen, und da sich nirgends süßes Wasser zeigte, so kann es keine ständigen Bewohner haben. Die tiefen Furchen am Fuße der

von weißer Farbe. Auf einem Baume von anderer Art lebte eine kleine schwarze Ameise, welche aus allen Zweigen das Mark ausfraß, und in der Röhre, die sie auf diese Weise gebildet hatte, ihre Wohnung aufschlug. Dennoch trugen die Zweige, welche auf diese Weise heimgesucht worden waren, Blätter und Blüthen und schienen ebenso kräftig zu sein wie die nicht berührten. Auch eine unglaubliche Menge von Schmetterlingen trafen wir. Auf einem Raume von höchstens drei Aeckern flogen Millionen umher, und außerdem saßen sie auf allen Bäumen dicht nebeneinander. Am meisten unterhielt uns ein kleiner sonderbarer Fisch, der ziemlich so groß wie eine Elritze und mit zwei sehr starken Brustflossen versehen war. Wir fanden ihn an gänzlich trockenen Stellen, wo er vielleicht von der Ebbe zurückgelassen worden war. Der Wassermangel hatte ihn nicht etwa matt gemacht, denn bei unserer Annäherung begann er mittelst seiner Brustflossen so schnell wie ein Frosch zu hüpfen. Land und Wasser waren ihm offenbar gleich lieb. Mehrmals verließ er die See und hüpfte auf dem trockenen Lande umher. Wir sahen sogar, daß er an Stellen, wo kleine Steine nahe bei einander über das Wasser emporragten, lieber von einem zum andern sprang als schwamm. Mehrere begaben sich über Schlammlöcher auf den Sand, um dort Froschsprünge zu machen.

Während ich eine Stelle der Küste untersuchte, wollten die Herren Solander und Banks in einer anderen Richtung ins Innere eindringen. Ein Sumpf, der mit Wurzelbäumen bewachsen war, vermochte sie nicht aufzuhalten. Obgleich sie bis an das Knie in den Schlamm fielen, gingen sie doch vorwärts. Ehe sie die Hälfte ihres Weges zurückgelegt hatten, bereuten sie ihr Unternehmen. Der Boden war mit verschlungenen Wurzeln überzogen, die ihnen zuweilen zur Stütze dienten, von denen sie aber häufiger abglitten oder sich dergestalt verwickelten daß sie sich mit den Händen herausarbeiten mußten. Nach einer Stunde hatten sie das Hinderniß beseitigt und fanden nichts, das sie für ihre Anstrengungen belohnt hätte. Einige Feuerstellen von Wilden waren leer. Trappen, die sich in der Ferne zeigten, ließen sich nicht beschleichen. Das ganze Land hatte ein dürres unfruchtbares Ansehen, und da sich nirgends süßes Wasser zeigte, so kann es keine ständigen Bewohner haben. Die tiefen Furchen am Fuße der

Höhen, welche von Bergströmen gerissen worden sind, beweisen, daß in gewissen Jahreszeiten Regen in Masse fällt.

Da dieser Golf, dem ich wegen seines Wassermangels den Namen Thirsty Sound gab, meinen Zwecken nicht entsprach, ging ich am 31. Mai wieder unter Segel. Erfrischungen hatten wir uns mit Ausnahme einiger kleiner Landvögel ebenfalls nicht verschaffen können. Fische gab es nicht, und zwei Schildkröten, die sich auf dem Wasser zeigten, entgingen uns. An der Küste, die wir nun besuchten, war eine große Menge von Inseln vertheilt. Sie wichen in Umfang und Höhe sehr von einander ab. Einer dieser Gruppen gab ich den Namen der Cumberland-Inseln. Auf einem Eilande glaubte ich Cocospalmen zu sehen, deren Früchte uns früher so gute Dienste geleistet hatten. Leider fand sich, als ich ein Boot hinschickte, daß wir uns getäuscht hatten.

Die verschiedenen Buchten, an denen wir vorüberkamen — nach den Namen, die ich ihnen beilegte, sind sie von Süden nach Norden gezählt, die Repulse-, Edgcumbe-, Claveland-, Halifax- und Rockingham-Bai — eigneten sich sämmtlich nicht zu einem längeren Aufenthalte. Am Dreieinigkeits-Sonntage erreichten wir wieder eine Bai, die ich wegen des Tages, an dem ich sie entdeckte, Trinity-Bai nannte.

Bisher waren wir an dieser Küste ohne Unfall aufwärts gesegelt. Dennoch ist sie sehr gefährlich wegen ihrer Untiefen, die auf einer Strecke von zweiundzwanzig Breitegraden oder von dreihundertunddreißig Meilen überall versteckt sind, oft an Stellen, wo man sie am wenigsten vermuthet, zum Beispiel hart am Fuße von Felsen, die pyramidenförmig aufsteigen. Bis zur Dreieinigkeitsbai hatte ich nie Gelegenheit gehabt, Küstenpunkte nach Unfällen zu benennen. Jetzt lernten wir das Unglück kennen, und deshalb erhielt die nördlichste Landspitze, die wir sahen, den Namen Cap Tribulation. Dieses Vorgebirge liegt unter dem 16. Grade 6 Min. südl. Breite und dem 214. Grade 39 Min. westl. Länge.

Es war der 10. Juni und wir segelten in nordnordwestlicher Richtung in ziemlicher Entfernung von der Küste. Gegen Abend ließ ich die Segel vermindern und hielt mehr nach dem offenen Meere zu,

Höhen, welche von Bergströmen gerissen worden sind, beweisen, daß in gewissen Jahreszeiten Regen in Masse fällt.

Da dieser Golf, dem ich wegen seines Wassermangels den Namen Thirsty Sound gab, meinen Zwecken nicht entsprach, ging ich am 31. Mai wieder unter Segel. Erfrischungen hatten wir uns mit Ausnahme einiger kleiner Landvögel ebenfalls nicht verschaffen können. Fische gab es nicht, und zwei Schildkröten, die sich auf dem Wasser zeigten, entgingen uns. An der Küste, die wir nun besuchten, war eine große Menge von Inseln vertheilt. Sie wichen in Umfang und Höhe sehr von einander ab. Einer dieser Gruppen gab ich den Namen der Cumberland-Inseln. Auf einem Eilande glaubte ich Cocospalmen zu sehen, deren Früchte uns früher so gute Dienste geleistet hatten. Leider fand sich, als ich ein Boot hinschickte, daß wir uns getäuscht hatten.

Die verschiedenen Buchten, an denen wir vorüberkamen — nach den Namen, die ich ihnen beilegte, sind sie von Süden nach Norden gezählt, die Repulse-, Edgcumbe-, Claveland-, Halifax- und Rockingham-Bai — eigneten sich sämmtlich nicht zu einem längeren Aufenthalte. Am Dreieinigkeits-Sonntage erreichten wir wieder eine Bai, die ich wegen des Tages, an dem ich sie entdeckte, Trinity-Bai nannte.

Bisher waren wir an dieser Küste ohne Unfall aufwärts gesegelt. Dennoch ist sie sehr gefährlich wegen ihrer Untiefen, die auf einer Strecke von zweiundzwanzig Breitegraden oder von dreihundertunddreißig Meilen überall versteckt sind, oft an Stellen, wo man sie am wenigsten vermuthet, zum Beispiel hart am Fuße von Felsen, die pyramidenförmig aufsteigen. Bis zur Dreieinigkeitsbai hatte ich nie Gelegenheit gehabt, Küstenpunkte nach Unfällen zu benennen. Jetzt lernten wir das Unglück kennen, und deshalb erhielt die nördlichste Landspitze, die wir sahen, den Namen Cap Tribulation. Dieses Vorgebirge liegt unter dem 16. Grade 6 Min. südl. Breite und dem 214. Grade 39 Min. westl. Länge.

Es war der 10. Juni und wir segelten in nordnordwestlicher Richtung in ziemlicher Entfernung von der Küste. Gegen Abend ließ ich die Segel vermindern und hielt mehr nach dem offenen Meere zu,

theils um den Untiefen zu entgehen, die wir gerade vor uns vermutheten, theils um nach Inseln im offenen Meere auszuschauen. Dieser Zweck lag mir um so mehr am Herzen, als wir uns jetzt ganz nahe der Breite befanden, die man den von Quiros entdeckten Inseln zuschreibt, welche die Geographen aus mir unbekannten Gründen zu diesem Lande rechnen.

Wir hatten den Vortheil eines guten Windes und der Mond schien. Als wir von sechs bis neun Uhr Abends ins Meer hinaussegelten, vertiefte sich das Wasser von vierzehn bis auf einundzwanzig Faden; während wir aber beim Abendessen saßen, nahm es plötzlich ab und fiel binnen wenigen Minuten auf zwölf, zehn und acht Faden. Um zehn Uhr hatten wir wieder einundzwanzig Faden, und da diese Tiefe dieselbe blieb, verließen die Officiere das Verdeck und legten sich schlafen.

Um elf Uhr vereingerte sich die Tiefe ganz plötzlich und ehe man noch das Senkblei auswerfen konnte, saß das Schiff auf. Abgesehen von dem Schwanken, das die gegen den Felsen anstürmende Fluth ihm mittheilte, war es unbeweglich. In wenigen Augenblicken war die ganze Mannschaft auf dem Verdeck, und in allen Gesichtern sprach sich der größte Schreck über unsere Lage aus. Da wir viertehalb Stunden lang ins offene Meer hinausgesteuert waren, so wußten wir, daß wir nicht ganz nahe an der Küste sein könnten. Wir hatten nur zu gute Gründe für die Annahme, daß wir auf einem Korallenriff festsaßen. Diese Felsen sind die gefährlichsten von allen, weil sie scharfe Spitzen haben und jeder Theil ihrer Oberfläche so hart und rauh ist, daß Alles in Trümmer geht, was sich an ihnen, wenn auch nur leicht, reibt.

Wir zogen alle Segel ein und setzten die Boote aus, um rings um den Felsen sondiren zu lassen. Unsere Furcht war nicht unbegründet; das Schiff saß in der Vertiefung eines Korallenriffes. Alle unsere Bemühungen, es in Bewegung zu setzen, waren vergeblich und zugleich fuhr die Fluth fort, mit solcher Gewalt an seine Seiten zu schlagen, daß wir uns kaum auf den Beinen zu erhalten vermochten. Nicht lange, so sahen wir beim Mondenschein Breter unserer Kielverschalung um uns treiben. Von dem gewöhnlichen Mittel, das Schiff durch Auswerfen der schwersten Gegenstände zu erleichtern, konnten

theils um den Untiefen zu entgehen, die wir gerade vor uns vermutheten, theils um nach Inseln im offenen Meere auszuschauen. Dieser Zweck lag mir um so mehr am Herzen, als wir uns jetzt ganz nahe der Breite befanden, die man den von Quiros entdeckten Inseln zuschreibt, welche die Geographen aus mir unbekannten Gründen zu diesem Lande rechnen.

Wir hatten den Vortheil eines guten Windes und der Mond schien. Als wir von sechs bis neun Uhr Abends ins Meer hinaussegelten, vertiefte sich das Wasser von vierzehn bis auf einundzwanzig Faden; während wir aber beim Abendessen saßen, nahm es plötzlich ab und fiel binnen wenigen Minuten auf zwölf, zehn und acht Faden. Um zehn Uhr hatten wir wieder einundzwanzig Faden, und da diese Tiefe dieselbe blieb, verließen die Officiere das Verdeck und legten sich schlafen.

Um elf Uhr vereingerte sich die Tiefe ganz plötzlich und ehe man noch das Senkblei auswerfen konnte, saß das Schiff auf. Abgesehen von dem Schwanken, das die gegen den Felsen anstürmende Fluth ihm mittheilte, war es unbeweglich. In wenigen Augenblicken war die ganze Mannschaft auf dem Verdeck, und in allen Gesichtern sprach sich der größte Schreck über unsere Lage aus. Da wir viertehalb Stunden lang ins offene Meer hinausgesteuert waren, so wußten wir, daß wir nicht ganz nahe an der Küste sein könnten. Wir hatten nur zu gute Gründe für die Annahme, daß wir auf einem Korallenriff festsaßen. Diese Felsen sind die gefährlichsten von allen, weil sie scharfe Spitzen haben und jeder Theil ihrer Oberfläche so hart und rauh ist, daß Alles in Trümmer geht, was sich an ihnen, wenn auch nur leicht, reibt.

Wir zogen alle Segel ein und setzten die Boote aus, um rings um den Felsen sondiren zu lassen. Unsere Furcht war nicht unbegründet; das Schiff saß in der Vertiefung eines Korallenriffes. Alle unsere Bemühungen, es in Bewegung zu setzen, waren vergeblich und zugleich fuhr die Fluth fort, mit solcher Gewalt an seine Seiten zu schlagen, daß wir uns kaum auf den Beinen zu erhalten vermochten. Nicht lange, so sahen wir beim Mondenschein Breter unserer Kielverschalung um uns treiben. Von dem gewöhnlichen Mittel, das Schiff durch Auswerfen der schwersten Gegenstände zu erleichtern, konnten

wir nicht den vortheilhaftesten Gebrauch machen, da wir unglücklicher Weise bei hoher Fluth gescheitert waren. Wurde das Schiff auch um so viel leichter, daß es ebenso viele Fuß weniger tief ging, als das Meer durch sein Fallen verloren hatte, so blieben wir immer in derselben Lage, wie im ersten Augenblicke unsers Unfalls. Der einzige Vortheil, welchen die Ebbe uns brachte, bestand darin, daß die Wellen nicht mehr so heftig auf uns eindrangen. Wir setzten einige Hoffnung auf die nächste Fluth, doch war es keineswegs gewiß, daß unser Schiff bis dahin aushalte. Wenn wir deutlich hörten, mit welcher Gewalt der Felsen an unserm Kiele rieb, sank uns der Muth sehr.

Die Zeit in Vermuthungen und Berechnungen zu verlieren, würde Thorheit gewesen sein. Unsere Pumpen begannen auf der Stelle zu arbeiten, unsere sechs Kanonen auf dem Oberdeck, unser schwerer Ballast an Eisen, Steinen, alten Vorräthen und sonstigen Gegenständen sank ins Meer. Jeder arbeitete mit einem Eifer, der fast den Charakter von Heiterkeit hatte und nicht das geringste Murren ließ sich hören, kein Zeichen von Unzufriedenheit trat hervor. Unsere Matrosen waren so tief von dem Bewußtsein unserer Lage durchdrungen, daß man nicht einen einzigen Fluch hörte. Der Gedanke an den Tod verscheuchte diese häßliche, tief eingewurzelte Gewohnheit völlig.

Endlich brach der Tag an (11. Juni) und zeigte uns die Küste in einer Entfernung von acht Stunden, ohne eine einzige dazwischenliegende Insel, auf welche die Boote, wenn das Schiff in Stücken ging, uns führen konnten, um uns nachher auf das Festland zu versetzen. Der Wind legte sich allmälig und eine starke Stunde lang herrschte völlige Windstille. Hätte es stark zu wehen fortgefahren, so würde unser Schiff wahrscheinlich zertrümmert worden sein. Da wir die Fluth um elf Uhr Morgens erwarteten, befestigten wir die Anker draußen und trafen alle anderen Vorkehrungen, um wieder flott zu werden. Wer schildert unsern Schreck und unsern Schmerz, als die Fluth das Schiff, obgleich wir es um fünfzig Tonnen erleichtert hatten, um nicht mehr als anderthalb Fuß hob. Unsere letzte Hoffnung war nun die nächtliche Fluth, die an diesem Orte die stärkste ist, und um sie benutzen zu können, warfen wir noch mehr schwere Gegenstände ins Meer.

wir nicht den vortheilhaftesten Gebrauch machen, da wir unglücklicher Weise bei hoher Fluth gescheitert waren. Wurde das Schiff auch um so viel leichter, daß es ebenso viele Fuß weniger tief ging, als das Meer durch sein Fallen verloren hatte, so blieben wir immer in derselben Lage, wie im ersten Augenblicke unsers Unfalls. Der einzige Vortheil, welchen die Ebbe uns brachte, bestand darin, daß die Wellen nicht mehr so heftig auf uns eindrangen. Wir setzten einige Hoffnung auf die nächste Fluth, doch war es keineswegs gewiß, daß unser Schiff bis dahin aushalte. Wenn wir deutlich hörten, mit welcher Gewalt der Felsen an unserm Kiele rieb, sank uns der Muth sehr.

Die Zeit in Vermuthungen und Berechnungen zu verlieren, würde Thorheit gewesen sein. Unsere Pumpen begannen auf der Stelle zu arbeiten, unsere sechs Kanonen auf dem Oberdeck, unser schwerer Ballast an Eisen, Steinen, alten Vorräthen und sonstigen Gegenständen sank ins Meer. Jeder arbeitete mit einem Eifer, der fast den Charakter von Heiterkeit hatte und nicht das geringste Murren ließ sich hören, kein Zeichen von Unzufriedenheit trat hervor. Unsere Matrosen waren so tief von dem Bewußtsein unserer Lage durchdrungen, daß man nicht einen einzigen Fluch hörte. Der Gedanke an den Tod verscheuchte diese häßliche, tief eingewurzelte Gewohnheit völlig.

Endlich brach der Tag an (11. Juni) und zeigte uns die Küste in einer Entfernung von acht Stunden, ohne eine einzige dazwischenliegende Insel, auf welche die Boote, wenn das Schiff in Stücken ging, uns führen konnten, um uns nachher auf das Festland zu versetzen. Der Wind legte sich allmälig und eine starke Stunde lang herrschte völlige Windstille. Hätte es stark zu wehen fortgefahren, so würde unser Schiff wahrscheinlich zertrümmert worden sein. Da wir die Fluth um elf Uhr Morgens erwarteten, befestigten wir die Anker draußen und trafen alle anderen Vorkehrungen, um wieder flott zu werden. Wer schildert unsern Schreck und unsern Schmerz, als die Fluth das Schiff, obgleich wir es um fünfzig Tonnen erleichtert hatten, um nicht mehr als anderthalb Fuß hob. Unsere letzte Hoffnung war nun die nächtliche Fluth, die an diesem Orte die stärkste ist, und um sie benutzen zu können, warfen wir noch mehr schwere Gegenstände ins Meer.

Bis dahin war wenig Wasser eingedrungen, aber um zwei Uhr öffneten sich drei Lecke, und von nun an stieg das Wasser im Schiffsraum auf eine beunruhigende Weise. Wir bemannten zwei neue Pumpen, eine war unbrauchbar. Die drei anderen arbeiteten unaufhörlich, und trotzdem strömte so viel Wasser ein, daß wir fürchten mußten, zu scheitern, sobald wir vom Felsen abkämen. So betrachteten wir den Augenblick des Flottwerdens nicht als unsere Rettung, sondern als unsern Untergang. Unsere Boote konnten uns nicht alle ans Land tragen und mit Schaudern sagte ich mir, daß im Moment des Sinkens aller Gehorsam aufhören, jeder zu den Booten drängen und ein schauderhafter Kampf um den Vorrang entstehen würde. Und doch wäre das Loos Derer, die an Bord blieben, um den Tod in den Wellen zu finden, minder schrecklich gewesen, als das Schicksal jener Anderen, welche ohne genügende Vertheidigungsmittel gegen die Wilden ein Land erreicht hätten, wo das Netz nicht hinreichte, ihnen Nahrung zu verschaffen. Entgingen sie dem Hungertode, so waren sie dazu verurtheilt, den Rest ihres Lebens in einer entsetzlichen Wüste, von allem Verkehr mit der Welt abgeschnitten, unter den rohesten und blödsinnigsten Wilden zu verschmachten.

Wer den Tod in einer solchen Lage nicht hat herankommen sehen, der kennt ihn in seiner schrecklichsten Gestalt nicht. Welche Empfindungen Jeden erfüllten, das lag in Aller Zügen und doch wurden die Arbeiten fortgesetzt. Als das Schiff um zehn Uhr Abends schwamm, machten wir eine letzte Anstrengung und brachten es glücklich in freies Wasser. Es gewährte uns einige Befriedigung, daß das Wasser, das fast vier Fuß hoch im Raume stand, keine Fortschritte machte. Um so bedenklicher wurde die Erschöpfung unserer Leute, die bei ihrer Aufregung und nach vierundzwanzigstündiger Arbeit nicht ausbleiben konnte. Keiner konnte länger als fünf Minuten bei der Pumpe bleiben und warf sich dann auf das Verdeck, das durch die Pumpen wohl vier Zoll hoch unter Wasser gesetzt wurde.

Plötzlich war es nahe daran, daß die Mannschaft alle Arbeiten einstellte. Zwischen der innern und äußern Schiffsverkleidung liegt ein Raum von achtzehn Zoll. Der Mann, welcher die Wasserhöhe bis jetzt gemessen, hatte von der innern Wand an gerechnet. Derjenige,

Bis dahin war wenig Wasser eingedrungen, aber um zwei Uhr öffneten sich drei Lecke, und von nun an stieg das Wasser im Schiffsraum auf eine beunruhigende Weise. Wir bemannten zwei neue Pumpen, eine war unbrauchbar. Die drei anderen arbeiteten unaufhörlich, und trotzdem strömte so viel Wasser ein, daß wir fürchten mußten, zu scheitern, sobald wir vom Felsen abkämen. So betrachteten wir den Augenblick des Flottwerdens nicht als unsere Rettung, sondern als unsern Untergang. Unsere Boote konnten uns nicht alle ans Land tragen und mit Schaudern sagte ich mir, daß im Moment des Sinkens aller Gehorsam aufhören, jeder zu den Booten drängen und ein schauderhafter Kampf um den Vorrang entstehen würde. Und doch wäre das Loos Derer, die an Bord blieben, um den Tod in den Wellen zu finden, minder schrecklich gewesen, als das Schicksal jener Anderen, welche ohne genügende Vertheidigungsmittel gegen die Wilden ein Land erreicht hätten, wo das Netz nicht hinreichte, ihnen Nahrung zu verschaffen. Entgingen sie dem Hungertode, so waren sie dazu verurtheilt, den Rest ihres Lebens in einer entsetzlichen Wüste, von allem Verkehr mit der Welt abgeschnitten, unter den rohesten und blödsinnigsten Wilden zu verschmachten.

Wer den Tod in einer solchen Lage nicht hat herankommen sehen, der kennt ihn in seiner schrecklichsten Gestalt nicht. Welche Empfindungen Jeden erfüllten, das lag in Aller Zügen und doch wurden die Arbeiten fortgesetzt. Als das Schiff um zehn Uhr Abends schwamm, machten wir eine letzte Anstrengung und brachten es glücklich in freies Wasser. Es gewährte uns einige Befriedigung, daß das Wasser, das fast vier Fuß hoch im Raume stand, keine Fortschritte machte. Um so bedenklicher wurde die Erschöpfung unserer Leute, die bei ihrer Aufregung und nach vierundzwanzigstündiger Arbeit nicht ausbleiben konnte. Keiner konnte länger als fünf Minuten bei der Pumpe bleiben und warf sich dann auf das Verdeck, das durch die Pumpen wohl vier Zoll hoch unter Wasser gesetzt wurde.

Plötzlich war es nahe daran, daß die Mannschaft alle Arbeiten einstellte. Zwischen der innern und äußern Schiffsverkleidung liegt ein Raum von achtzehn Zoll. Der Mann, welcher die Wasserhöhe bis jetzt gemessen, hatte von der innern Wand an gerechnet. Derjenige,

welcher ihn ablöste, maß von der äußeren Wand, und so schien es, als ob das Wasser in wenigen Augenblicken um achtzehn Zoll gestiegen sei. Der Irrthum wurde bald entdeckt, und mit einem Male bemächtigte sich der Mannschaft die größte Zuversicht. Unsere Lage war nicht um ein Haar breit besser geworden, aber so ist der Mensch: hat sich dumpfe Verzweiflung seiner bemächtigt, so geht er beim ersten Hoffnungsschimmer zum andern Extrem über. Diese veränderte Stimmung erleichterte uns das Einholen der Anker und das Entfalten der Segel, unter denen wir fahren zu wagen durften. Daß wir einen unserer Anker verloren und daß das Tau eines zweiten von den Felsen zerrieben wurde, das waren in unseren Umständen Kleinigkeiten, auf die Niemand achtete.

Lange konnten unsere Leute die Anstrengungen, deren es bedurfte, wenn die Pumpen die Lecke besiegen sollten, nicht aushalten. Unsere Aussichten auf Rettung waren daher noch immer gering, als Herr Monkhouse, einer unserer Officiere, mich aufsuchte und mir ein Mittel mittheilte, das er einmal bei einem Handelsschiffe hatte anwenden sehen. Dieses Schiff hatte ein Leck, durch das stündlich vier Fuß Wasser eindrangen, und gelangte doch von Virginien glücklich nach England. Der Schiffsführer hatte nämlich zu jenem Mittel ein solches Vertrauen, daß er seine Fahrt fortsetzte. Ich zauderte nicht, Herrn Monkhouse ans Werk gehen zu lassen. Sein Mittel bestand in einem sogenannten Futter, d. h. er nähte in ein offenes Segel eine große Menge Werg und Wolle leicht ein und ließ das Segel mit Seilen unter dem Schiffe wegziehen, worauf Werg und Wolle durch die Saugkraft des Lecks angezogen wurden und die Oeffnung einigermaßen verschlossen. Früher hatten wir drei Pumpen gebraucht, jetzt genügte eine einzige. Dieser Erfolg stärkte unser Vertrauen aufs Neue und rief bei den Matrosen eine Freude hervor, die nicht größer hätte sein können, wenn wir bereits im Hafen gewesen wären. Vor wenigen Augenblicken war unsere kühnste Hoffnung die gewesen, daß es uns gelingen würde, unser Schiff auf den Strand laufen zu lassen und aus seinen Trümmern ein kleines Fahrzeug zu bauen, das uns nach Ostindien trüge. Jetzt war von weiter nichts die Rede, als einen guten Hafen

welcher ihn ablöste, maß von der äußeren Wand, und so schien es, als ob das Wasser in wenigen Augenblicken um achtzehn Zoll gestiegen sei. Der Irrthum wurde bald entdeckt, und mit einem Male bemächtigte sich der Mannschaft die größte Zuversicht. Unsere Lage war nicht um ein Haar breit besser geworden, aber so ist der Mensch: hat sich dumpfe Verzweiflung seiner bemächtigt, so geht er beim ersten Hoffnungsschimmer zum andern Extrem über. Diese veränderte Stimmung erleichterte uns das Einholen der Anker und das Entfalten der Segel, unter denen wir fahren zu wagen durften. Daß wir einen unserer Anker verloren und daß das Tau eines zweiten von den Felsen zerrieben wurde, das waren in unseren Umständen Kleinigkeiten, auf die Niemand achtete.

Lange konnten unsere Leute die Anstrengungen, deren es bedurfte, wenn die Pumpen die Lecke besiegen sollten, nicht aushalten. Unsere Aussichten auf Rettung waren daher noch immer gering, als Herr Monkhouse, einer unserer Officiere, mich aufsuchte und mir ein Mittel mittheilte, das er einmal bei einem Handelsschiffe hatte anwenden sehen. Dieses Schiff hatte ein Leck, durch das stündlich vier Fuß Wasser eindrangen, und gelangte doch von Virginien glücklich nach England. Der Schiffsführer hatte nämlich zu jenem Mittel ein solches Vertrauen, daß er seine Fahrt fortsetzte. Ich zauderte nicht, Herrn Monkhouse ans Werk gehen zu lassen. Sein Mittel bestand in einem sogenannten Futter, d. h. er nähte in ein offenes Segel eine große Menge Werg und Wolle leicht ein und ließ das Segel mit Seilen unter dem Schiffe wegziehen, worauf Werg und Wolle durch die Saugkraft des Lecks angezogen wurden und die Oeffnung einigermaßen verschlossen. Früher hatten wir drei Pumpen gebraucht, jetzt genügte eine einzige. Dieser Erfolg stärkte unser Vertrauen aufs Neue und rief bei den Matrosen eine Freude hervor, die nicht größer hätte sein können, wenn wir bereits im Hafen gewesen wären. Vor wenigen Augenblicken war unsere kühnste Hoffnung die gewesen, daß es uns gelingen würde, unser Schiff auf den Strand laufen zu lassen und aus seinen Trümmern ein kleines Fahrzeug zu bauen, das uns nach Ostindien trüge. Jetzt war von weiter nichts die Rede, als einen guten Hafen

aufzufinden, wo unser Schiff ausgebessert werden könnte, und darauf unsere Reise fortzusetzen, als ob nichts geschehen wäre.

Ich muß zum Ruhme meiner Leute erklären, daß bei aller unserer Noth niemals Ausbrüche von Wuth oder Geberden der Verzweiflung zum Vorschein kamen. Obgleich Jedermann der drohenden Gefahr vollkommen bewußt war, blieben doch alle soweit Herr über sich, daß sie die vorgeschriebenen Arbeiten ebenso ruhig als ordentlich verrichteten und von lärmendem Schrecken wie, einen kurzen Augenblick ausgenommen, von dumpfer Verzweiflung gleich fern waren.

Während der Nacht zog das Schiff stündlich etwa fünfzehn Zoll Wasser und befand sich mithin in keiner dringenden Gefahr. In der sechsten Morgenstunde des nächsten Tages segelten wir gegen Nordwesten und kamen gegen neun Uhr ganz nahe bei einigen kleinen Inseln vorbei. Als wir gegen Mittag noch drei Stunden vom Lande entfernt waren, schickte ich den Hochbootsmann mit zwei Booten ab, damit er vor dem Schiffe sondire und einen Hafen aufsuche, in dem wir das Schiff ausbessern könnten. Die erste Bucht, die er fand, ließ sich wegen zu seichten Wassers nicht benutzen.

Bei Sonnenuntergang waren wir von Untiefen umgeben, und ich ließ daher den Anker auswerfen. Die Pinasse blieb mit einem Bootsmann auf dem Meere und meldete um neun Uhr, daß sie etwa zwei Stunden unter dem Winde eine Bucht entdeckt habe, wo es Wasser genug gebe und die alle Bequemlichkeiten zum Ausbessern des Schiffes darbiete. Dieser Bucht steuerte ich am nächsten Morgen (14.) zu, wobei ich wegen der Untiefen zur größten Vorsicht genöthigt war. Als ich über diese hinaus war, sah ich mich vor einem Canale, der den Zugang zu unserem Hafen bildete. Ich schickte die Boote voraus und folgte ihnen, sobald ich günstige Berichte erhielt. Es war ein Glück, daß wir einen Zufluchtsort gefunden hatten. Der Wind begann zu wehen und wir erkannten bald, daß das Schiff nicht mehr manövrirfähig sei. Zweimal gehorchte es dem Steuerruder nicht, und es blieb nichts übrig, als uns ins Schlepptau nehmen zu lassen. Der Canal war jedoch so eng, daß ich ihn erst durch Baken bezeichnen ließ und vorläufig vor Anker ging. Während dieser Nacht und des ganzen folgenden Tages wehte der Wind so stark, daß wir unsern Platz nicht ver-

aufzufinden, wo unser Schiff ausgebessert werden könnte, und darauf unsere Reise fortzusetzen, als ob nichts geschehen wäre.

Ich muß zum Ruhme meiner Leute erklären, daß bei aller unserer Noth niemals Ausbrüche von Wuth oder Geberden der Verzweiflung zum Vorschein kamen. Obgleich Jedermann der drohenden Gefahr vollkommen bewußt war, blieben doch alle soweit Herr über sich, daß sie die vorgeschriebenen Arbeiten ebenso ruhig als ordentlich verrichteten und von lärmendem Schrecken wie, einen kurzen Augenblick ausgenommen, von dumpfer Verzweiflung gleich fern waren.

Während der Nacht zog das Schiff stündlich etwa fünfzehn Zoll Wasser und befand sich mithin in keiner dringenden Gefahr. In der sechsten Morgenstunde des nächsten Tages segelten wir gegen Nordwesten und kamen gegen neun Uhr ganz nahe bei einigen kleinen Inseln vorbei. Als wir gegen Mittag noch drei Stunden vom Lande entfernt waren, schickte ich den Hochbootsmann mit zwei Booten ab, damit er vor dem Schiffe sondire und einen Hafen aufsuche, in dem wir das Schiff ausbessern könnten. Die erste Bucht, die er fand, ließ sich wegen zu seichten Wassers nicht benutzen.

Bei Sonnenuntergang waren wir von Untiefen umgeben, und ich ließ daher den Anker auswerfen. Die Pinasse blieb mit einem Bootsmann auf dem Meere und meldete um neun Uhr, daß sie etwa zwei Stunden unter dem Winde eine Bucht entdeckt habe, wo es Wasser genug gebe und die alle Bequemlichkeiten zum Ausbessern des Schiffes darbiete. Dieser Bucht steuerte ich am nächsten Morgen (14.) zu, wobei ich wegen der Untiefen zur größten Vorsicht genöthigt war. Als ich über diese hinaus war, sah ich mich vor einem Canale, der den Zugang zu unserem Hafen bildete. Ich schickte die Boote voraus und folgte ihnen, sobald ich günstige Berichte erhielt. Es war ein Glück, daß wir einen Zufluchtsort gefunden hatten. Der Wind begann zu wehen und wir erkannten bald, daß das Schiff nicht mehr manövrirfähig sei. Zweimal gehorchte es dem Steuerruder nicht, und es blieb nichts übrig, als uns ins Schlepptau nehmen zu lassen. Der Canal war jedoch so eng, daß ich ihn erst durch Baken bezeichnen ließ und vorläufig vor Anker ging. Während dieser Nacht und des ganzen folgenden Tages wehte der Wind so stark, daß wir unsern Platz nicht ver-

ließen. Am 16. wurde es endlich ruhiger, und ich konnte nun in den Canal eindringen.

Außer der Nothwendigkeit, das Schiff auszubessern, flößte mir ein anderer Umstand Sehnsucht nach einem Hafen ein. Der Scorbut begann mit beunruhigenden Symptomen aufzutreten. Unser armer Tahitier Tupia, der seit einiger Zeit klagte, daß sein Zahnfleisch schmerze und anschwelle, und auf den Rath des Arztes viel Citronensaft eingenommen hatte, bekam einen Ausschlag an den Beinen, und es zeigten sich bei ihm noch andere untrügliche Zeichen, daß seine Krankheit rasche Fortschritte mache. Unseres Astronomen Green's Gesundheit nahm ebenfalls ab.

In der Nacht mußte ich noch einmal vor Anker gehen. Auf dem gegenüberliegenden Ufer brannte ein Feuer, und am folgenden Tage stieg von den Bergen an mehreren Stellen Rauch auf. Wir hoben die Anker, obgleich der Wind wieder recht frisch geworden war. Vor dem Hafen stießen wir zwei Mal auf. Das erste Mal kamen wir ohne Mühe los, das zweite Mal mußten wir die Fluth abwarten. Wir erreichten nun bald unsern Zufluchtsort, der allerdings klein war, aber in jeder Hinsicht Bequemlichkeiten darbot, wie wir sie noch in keiner der Buchten dieser Küste, mit denen wir bekannt geworden waren, gefunden hatten.

Achtes Kapitel.

Das Schiff wird ausgebessert. — Verkehr mit den Eingebornen. — Das Känguruh. — Abfahrt aus der Endeavour-Bucht. — Neue Gefahren. — Fortsetzung der Fahrt an der Küste. — Das nördliche Ende von Neuholland wird erreicht.

Am 18. bauten wir eine Brücke vom Schiffe zu dem Lande an einer Stelle, wo das Wasser so tief war, daß wir in zwanzig Schritt Entfernung von der Küste ankern konnten. Für die Kranken und für die Vorräthe, die wir im Laufe des Tages ans Land schaffen wollten, wurden zwei Zelte aufgeschlagen. Unserer Kranken waren neun, und

ließen. Am 16. wurde es endlich ruhiger, und ich konnte nun in den Canal eindringen.

Außer der Nothwendigkeit, das Schiff auszubessern, flößte mir ein anderer Umstand Sehnsucht nach einem Hafen ein. Der Scorbut begann mit beunruhigenden Symptomen aufzutreten. Unser armer Tahitier Tupia, der seit einiger Zeit klagte, daß sein Zahnfleisch schmerze und anschwelle, und auf den Rath des Arztes viel Citronensaft eingenommen hatte, bekam einen Ausschlag an den Beinen, und es zeigten sich bei ihm noch andere untrügliche Zeichen, daß seine Krankheit rasche Fortschritte mache. Unseres Astronomen Green's Gesundheit nahm ebenfalls ab.

In der Nacht mußte ich noch einmal vor Anker gehen. Auf dem gegenüberliegenden Ufer brannte ein Feuer, und am folgenden Tage stieg von den Bergen an mehreren Stellen Rauch auf. Wir hoben die Anker, obgleich der Wind wieder recht frisch geworden war. Vor dem Hafen stießen wir zwei Mal auf. Das erste Mal kamen wir ohne Mühe los, das zweite Mal mußten wir die Fluth abwarten. Wir erreichten nun bald unsern Zufluchtsort, der allerdings klein war, aber in jeder Hinsicht Bequemlichkeiten darbot, wie wir sie noch in keiner der Buchten dieser Küste, mit denen wir bekannt geworden waren, gefunden hatten.

Achtes Kapitel.

Das Schiff wird ausgebessert. — Verkehr mit den Eingebornen. — Das Känguruh. — Abfahrt aus der Endeavour-Bucht. — Neue Gefahren. — Fortsetzung der Fahrt an der Küste. — Das nördliche Ende von Neuholland wird erreicht.

Am 18. bauten wir eine Brücke vom Schiffe zu dem Lande an einer Stelle, wo das Wasser so tief war, daß wir in zwanzig Schritt Entfernung von der Küste ankern konnten. Für die Kranken und für die Vorräthe, die wir im Laufe des Tages ans Land schaffen wollten, wurden zwei Zelte aufgeschlagen. Unserer Kranken waren neun, und

im ersten Augenblicke konnten wir ihnen, da unser Fischfang unergiebig ausfiel, wenig Erleichterung verschaffen. Tupia, der fortwährend angelte und blos von dem Ertrage seiner Bemühungen lebte, erholte sich schnell, aber Herr Green blieb noch immer sehr unwohl.

Unsere Arbeiten zur Ausbesserung des Schiffes begannen am 19. Juni und waren erst am 19. Juli beendet. Eine Besichtigung des Lecks überzeugte uns, daß nur ein glücklicher Zufall uns vor dem Untergange gerettet hatte. Die Hauptbeschädigung bot einen merkwürdigen Anblick dar. Die Felsen hatten vier Planken ganz durchbrochen und selbst die Schiffsrippen beschädigt. Man sah keinen einzigen Holzsplitter; die Ränder des Bruches waren so glatt, als hätte man sie mit dem Messer geschnitten. Dieses Leck war so groß, daß wir ohne Zweifel gesunken sein würden, wenn nicht der bedeutendste Theil der Oeffnung durch ein Felsstück, das in ihr stecken geblieben war, verschlossen worden wäre. Ohne dieses Felsstück hätten uns nicht acht Pumpen flott erhalten können. Einen Theil der übrigen Oeffnung hatte unser „Futter" verstopft

Das Land bot uns, nach seinem Anblick zu schließen, keine großen Vortheile dar. Der niedrige Theil der Küste trug Wurzelbäume, die von der Fluth bis zur Hälfte bedeckt wurden, und das hohe Land schien überall steinig und unfruchtbar zu sein. Unsere Leute, die ich ins Innere schickte, erzählten von einem Thiere, groß wie ein Windhund, mit einem schlanken Körper, das mäusefarbig und außerordentlich gelenkig wäre. Dasselbe Thier wurde mehrmals gesehen, und einer unserer Matrosen wollte sogar mit dem Teufel zusammengetroffen sein. Als wir fragten, wie er ausgesehen habe, antwortete er: „Er war so groß wie eine Gallone und hatte auch die Gestalt. Er hatte Hörner und war geflügelt, kroch aber so langsam im Grase, daß ich ihn hätte berühren können, wenn ich nicht so erschrocken gewesen wäre." Wir brachten heraus, daß der Teufel eine Fledermaus gewesen sei. Diese Thiere haben in diesem Lande eine etwas schreckliche Gestalt, da sie fast ganz schwarz und so groß wie Rebhühner sind. Die Hörner hatte die Phantasie des Matrosen hinzugefügt.

Bald sah ich selbst das Thier, das meine Leute mir beschrieben hatten. Es war hell mäusefarben und hatte Größe und Gestalt eines

im ersten Augenblicke konnten wir ihnen, da unser Fischfang unergiebig ausfiel, wenig Erleichterung verschaffen. Tupia, der fortwährend angelte und blos von dem Ertrage seiner Bemühungen lebte, erholte sich schnell, aber Herr Green blieb noch immer sehr unwohl.

Unsere Arbeiten zur Ausbesserung des Schiffes begannen am 19. Juni und waren erst am 19. Juli beendet. Eine Besichtigung des Lecks überzeugte uns, daß nur ein glücklicher Zufall uns vor dem Untergange gerettet hatte. Die Hauptbeschädigung bot einen merkwürdigen Anblick dar. Die Felsen hatten vier Planken ganz durchbrochen und selbst die Schiffsrippen beschädigt. Man sah keinen einzigen Holzsplitter; die Ränder des Bruches waren so glatt, als hätte man sie mit dem Messer geschnitten. Dieses Leck war so groß, daß wir ohne Zweifel gesunken sein würden, wenn nicht der bedeutendste Theil der Oeffnung durch ein Felsstück, das in ihr stecken geblieben war, verschlossen worden wäre. Ohne dieses Felsstück hätten uns nicht acht Pumpen flott erhalten können. Einen Theil der übrigen Oeffnung hatte unser „Futter" verstopft

Das Land bot uns, nach seinem Anblick zu schließen, keine großen Vortheile dar. Der niedrige Theil der Küste trug Wurzelbäume, die von der Fluth bis zur Hälfte bedeckt wurden, und das hohe Land schien überall steinig und unfruchtbar zu sein. Unsere Leute, die ich ins Innere schickte, erzählten von einem Thiere, groß wie ein Windhund, mit einem schlanken Körper, das mäusefarbig und außerordentlich gelenkig wäre. Dasselbe Thier wurde mehrmals gesehen, und einer unserer Matrosen wollte sogar mit dem Teufel zusammengetroffen sein. Als wir fragten, wie er ausgesehen habe, antwortete er: „Er war so groß wie eine Gallone und hatte auch die Gestalt. Er hatte Hörner und war geflügelt, kroch aber so langsam im Grase, daß ich ihn hätte berühren können, wenn ich nicht so erschrocken gewesen wäre." Wir brachten heraus, daß der Teufel eine Fledermaus gewesen sei. Diese Thiere haben in diesem Lande eine etwas schreckliche Gestalt, da sie fast ganz schwarz und so groß wie Rebhühner sind. Die Hörner hatte die Phantasie des Matrosen hinzugefügt.

Bald sah ich selbst das Thier, das meine Leute mir beschrieben hatten. Es war hell mäusefarben und hatte Größe und Gestalt eines

Windhundes. Seinen langen Schwanz trug es nach der Art des Thieres, mit dem wir es verglichen. Ich würde es für einen wilden Hund gehalten haben, wenn es nicht, statt zu laufen, gesprungen wäre. Man sagte mir, daß es sehr dünne Beine habe und Spuren wie eine Ziege zurücklasse. Ich konnte beides nicht ermitteln, da der Boden an der Stelle, wo ich dem Thiere begegnete, zu hart war, um Eindrücke zu hinterlassen und das hohe Gras seine Beine verbarg. Herr Banks, der das Thier nicht genauer als ich sah, hielt es für eine unbekannte Art.

Die Umgegend der Bucht besteht aus Bergen, Thälern, Grasflecken und Ebenen. Der Boden der Berge ist hart, trocken und steinig, obgleich er außer den Bäumen ein grobes Gras trägt. In der Ebene ist er hie und da sandig, dann wieder thonig oder auch steinig oder von Felsen durchbrochen, im allgemeinen aber mit Grün bekleidet und von fruchtbarem Ansehen.

Viele Arten von Bäumen kommen nicht vor. Der Gummibaum, den wir auf dem südlichen Theile der Küste fanden, wo er keine bedeutende Höhe erreicht, ist der gewöhnlichste. Längs der Bucht wachsen viele Wurzelbäume, die sich an einigen Stellen zehn Minuten weit ins Innere erstrecken. Das Land ist überall gut bewässert, mehrere Bäche, deren größter den Namen Endeavour erhielt, fließen in geringer Entfernung von einander. Ich muß bemerken, daß unser Besuch in die trockene Jahreszeit fiel.

Die nicht weit entfernten Quellen der Bäche versahen uns reichlich mit Wasser. Unsere übrigen Erfrischungen lieferte uns vorzüglich das Meer. Auf einem Riff, das fünf Stunden weit im Meere lag, fanden wir große Schildkröten, die uns Allen, namentlich aber den Kranken, hoch willkommen waren. Die meisten waren sogenannte grüne Schildkröten und wogen zwei bis drei Centner. Sie schmeckten uns besser als die, welche wir früher in England gegessen hatten. Eine zweite Art mit dickem Kopfe hatte ein weniger wohlschmeckendes Fleisch. Fische, namentlich Rochen und Stachelrochen, fingen wir an manchen Tagen in solcher Menge, daß auf den Kopf der Mannschaft mehr als zwei Pfund kamen. Ich hatte es mir zur Regel gemacht, sowohl die

Windhundes. Seinen langen Schwanz trug es nach der Art des Thieres, mit dem wir es verglichen. Ich würde es für einen wilden Hund gehalten haben, wenn es nicht, statt zu laufen, gesprungen wäre. Man sagte mir, daß es sehr dünne Beine habe und Spuren wie eine Ziege zurücklasse. Ich konnte beides nicht ermitteln, da der Boden an der Stelle, wo ich dem Thiere begegnete, zu hart war, um Eindrücke zu hinterlassen und das hohe Gras seine Beine verbarg. Herr Banks, der das Thier nicht genauer als ich sah, hielt es für eine unbekannte Art.

Die Umgegend der Bucht besteht aus Bergen, Thälern, Grasflecken und Ebenen. Der Boden der Berge ist hart, trocken und steinig, obgleich er außer den Bäumen ein grobes Gras trägt. In der Ebene ist er hie und da sandig, dann wieder thonig oder auch steinig oder von Felsen durchbrochen, im allgemeinen aber mit Grün bekleidet und von fruchtbarem Ansehen.

Viele Arten von Bäumen kommen nicht vor. Der Gummibaum, den wir auf dem südlichen Theile der Küste fanden, wo er keine bedeutende Höhe erreicht, ist der gewöhnlichste. Längs der Bucht wachsen viele Wurzelbäume, die sich an einigen Stellen zehn Minuten weit ins Innere erstrecken. Das Land ist überall gut bewässert, mehrere Bäche, deren größter den Namen Endeavour erhielt, fließen in geringer Entfernung von einander. Ich muß bemerken, daß unser Besuch in die trockene Jahreszeit fiel.

Die nicht weit entfernten Quellen der Bäche versahen uns reichlich mit Wasser. Unsere übrigen Erfrischungen lieferte uns vorzüglich das Meer. Auf einem Riff, das fünf Stunden weit im Meere lag, fanden wir große Schildkröten, die uns Allen, namentlich aber den Kranken, hoch willkommen waren. Die meisten waren sogenannte grüne Schildkröten und wogen zwei bis drei Centner. Sie schmeckten uns besser als die, welche wir früher in England gegessen hatten. Eine zweite Art mit dickem Kopfe hatte ein weniger wohlschmeckendes Fleisch. Fische, namentlich Rochen und Stachelrochen, fingen wir an manchen Tagen in solcher Menge, daß auf den Kopf der Mannschaft mehr als zwei Pfund kamen. Ich hatte es mir zur Regel gemacht, sowohl die

Schildkröten als die Fische gleich zu vertheilen, sodaß der letzte Schiffsjunge so viel wie ich bekam.

Das Vorkommen von Kohlpalmen auf dem Festlande war uns eine angenehme Erscheinung. Unsere Freude dauerte jedoch nicht lange, denn die wenigen Bäume dieser Art waren so klein und der eßbare Theil so winzig, daß er der Mühe des Aufsuchens nicht verlohnte. Einige bananenähnliche Früchte waren uns wegen der vielen Kerne, die das Fleisch enthielt, ebenfalls von geringem Nutzen. Die besten Dienste leistete uns die Pflanze, die man auf den Antillen Kowasken- oder Indianer-Kohl nennt. Die Blätter gleichen dem Spinat, die Wurzel ist schlecht, doch fragt es sich, ob sie durch Anbau nicht zu verbessern wäre. Auf dem Strande und den Sandhügeln wuchsen Portulak und eine Bohne, deren Stengel an der Erde hinkriecht. Diese Bohne ist nicht zu verachten, unsere Kranken befanden sich bei ihrem Genusse sehr wohl. Wir fanden ferner eine Frucht von purpurrother Farbe, so groß wie ein kleiner Liebesapfel, aber flacher. Frisch vom Baume gepflückt, war sie hart und von unangenehmem Geschmack. Lag sie einige Tage, so wurde sie weich und schmeckte nun wie eine Pflaume von mittelmäßiger Güte.

Das ganze Land, Berg und Thal, Wald und offene Ebene, wimmelt von weißen Ameisen, den schädlichsten Thieren der Welt. Ihre Nester sind bis zu acht Fuß hoch und sahen mit ihrer Pyramidenform fast wie die Steine der englischen Cromlechs aus, die man für Denkmale der Druiden hält. An einigen Stellen sah man gar keine Muskiten, an anderen waren sie so zahlreich, daß es kaum auszuhalten war. Am Flusse Endeavour verlebte Herr Banks wegen dieser Thiere eine abscheuliche Nacht. Er hatte ein Feuer angezündet, aber die Muskiten drangen in den Rauch und fast bis in die Flammen, deren Hitze unsern Naturforscher lange nicht so belästigte wie diese Thiere mit ihren Stichen, die einen unerträglichen Schmerz hervorriefen.

Eines Tages war einer unserer Officiere so glücklich, eines der fremdartigen Thiere zu tödten, von denen ich gesprochen habe. Es steht zu keinem der bekannten Vierfüßer in näherer Beziehung. Allerdings hat es in seiner Gestalt und auch in seinen Bewegungen mit dem Springhasen Aehnlichkeit, weicht aber in der Größe ganz von ihm ab. Der Spring-

Schildkröten als die Fische gleich zu vertheilen, sodaß der letzte Schiffsjunge so viel wie ich bekam.

Das Vorkommen von Kohlpalmen auf dem Festlande war uns eine angenehme Erscheinung. Unsere Freude dauerte jedoch nicht lange, denn die wenigen Bäume dieser Art waren so klein und der eßbare Theil so winzig, daß er der Mühe des Aufsuchens nicht verlohnte. Einige bananenähnliche Früchte waren uns wegen der vielen Kerne, die das Fleisch enthielt, ebenfalls von geringem Nutzen. Die besten Dienste leistete uns die Pflanze, die man auf den Antillen Kowasken- oder Indianer-Kohl nennt. Die Blätter gleichen dem Spinat, die Wurzel ist schlecht, doch fragt es sich, ob sie durch Anbau nicht zu verbessern wäre. Auf dem Strande und den Sandhügeln wuchsen Portulak und eine Bohne, deren Stengel an der Erde hinkriecht. Diese Bohne ist nicht zu verachten, unsere Kranken befanden sich bei ihrem Genusse sehr wohl. Wir fanden ferner eine Frucht von purpurrother Farbe, so groß wie ein kleiner Liebesapfel, aber flacher. Frisch vom Baume gepflückt, war sie hart und von unangenehmem Geschmack. Lag sie einige Tage, so wurde sie weich und schmeckte nun wie eine Pflaume von mittelmäßiger Güte.

Das ganze Land, Berg und Thal, Wald und offene Ebene, wimmelt von weißen Ameisen, den schädlichsten Thieren der Welt. Ihre Nester sind bis zu acht Fuß hoch und sahen mit ihrer Pyramidenform fast wie die Steine der englischen Cromlechs aus, die man für Denkmale der Druiden hält. An einigen Stellen sah man gar keine Muskiten, an anderen waren sie so zahlreich, daß es kaum auszuhalten war. Am Flusse Endeavour verlebte Herr Banks wegen dieser Thiere eine abscheuliche Nacht. Er hatte ein Feuer angezündet, aber die Muskiten drangen in den Rauch und fast bis in die Flammen, deren Hitze unsern Naturforscher lange nicht so belästigte wie diese Thiere mit ihren Stichen, die einen unerträglichen Schmerz hervorriefen.

Eines Tages war einer unserer Officiere so glücklich, eines der fremdartigen Thiere zu tödten, von denen ich gesprochen habe. Es steht zu keinem der bekannten Vierfüßer in näherer Beziehung. Allerdings hat es in seiner Gestalt und auch in seinen Bewegungen mit dem Springhasen Aehnlichkeit, weicht aber in der Größe ganz von ihm ab. Der Spring-

haſe iſt ſo groß wie die gewöhnliche Ratte, und dieſes auſtraliſche Thier erreicht ausgewachſen die Größe eines Schafes. Dasjenige, welches unſer Lieutenant Gore tödtete, war jung und wog nicht mehr als achtunddreißig Pfund. Kopf, Hals und Schultern ſind im Verhältniß zum übrigen Körper klein. Der Schwanz, der faſt ſo lang wie der ganze Körper iſt, verjüngt ſich von der Wurzel an, wo er dick iſt, bis zur Spitze. Die Vorderbeine ſind nur acht Zoll lang, die Hinterbeine zweiundzwanzig. Die Vorderbeine haben ihre Gelenke dicht an der Bruſt und ſcheinen blos zum Ausgraben von Wurzeln zu dienen. Wegen dieſer Beinbildung kann das Thier ſich nicht anders als in Sätzen und Sprüngen bewegen. Es ſpringt ſehr weit und hält dabei den Kopf gerade. Kopf und Ohren ſind ähnlich wie beim Haſen gebildet, die Haut des übrigen Körpers trägt kurze graue Haare. Bei den Eingebornen hat dieſes Geſchöpf den Namen Känguruh. Das erſte, das wir erhielten, lieferte uns ein vortreffliches Gericht. Ein zweites, das mit Haut, Kopf und Eingeweiden vierundachtzig Pfund wog, hatte einen ſchlechteren Geſchmack, als irgend ein anderes der Thiere, welche in der Küche Verwendung finden.

Ein anderer Vierfüßer, den Herr Banks ſchoß, gehört zu der Klaſſe der Opoſſums. Es gleicht dem merkwürdigen Geſchöpf, das Buffon in ſeiner Naturgeſchichte unter dem Namen Phalanger beſchreibt, iſt aber nicht daſſelbe. Jener Naturforſcher iſt der Anſicht, das dieſes Thier Amerika eigenthümlich ſei, wird ſich aber wohl getäuſcht haben. Wahrſcheinlich ſtammen die Phalanger, wie Pallas in ſeiner Geologie bemerkt, aus Oſtindien. Der dort vorkommenden Gattung gehörte auch unſer Exemplar an, wie die außerordentliche, bei keinem andern Geſchlecht vorkommende Bildung der Füße beweiſt.

Außer dem Känguruh, dem Opoſſum und einer Iltißart giebt es auf dieſem Theile der Küſte Wölfe. So glaube ich wenigſtens nach den Spuren im Sande, die wir fanden, behaupten zu können. Schlangen kommen in verſchiedenen Arten vor, von denen einige giftig ſind. Gezähmte Thiere fehlen mit Ausnahme von Hunden. Von dieſen ſahen wir übrigens nur zwei oder drei, welche häufig bei den Lagerplätzen der Eingeborenen erſchienen und an Knochen und anderem Ab-

haſe iſt ſo groß wie die gewöhnliche Ratte, und dieſes auſtraliſche Thier erreicht ausgewachſen die Größe eines Schafes. Dasjenige, welches unſer Lieutenant Gore tödtete, war jung und wog nicht mehr als achtunddreißig Pfund. Kopf, Hals und Schultern ſind im Verhältniß zum übrigen Körper klein. Der Schwanz, der faſt ſo lang wie der ganze Körper iſt, verjüngt ſich von der Wurzel an, wo er dick iſt, bis zur Spitze. Die Vorderbeine ſind nur acht Zoll lang, die Hinterbeine zweiundzwanzig. Die Vorderbeine haben ihre Gelenke dicht an der Bruſt und ſcheinen blos zum Ausgraben von Wurzeln zu dienen. Wegen dieſer Beinbildung kann das Thier ſich nicht anders als in Sätzen und Sprüngen bewegen. Es ſpringt ſehr weit und hält dabei den Kopf gerade. Kopf und Ohren ſind ähnlich wie beim Haſen gebildet, die Haut des übrigen Körpers trägt kurze graue Haare. Bei den Eingebornen hat dieſes Geſchöpf den Namen Känguruh. Das erſte, das wir erhielten, lieferte uns ein vortreffliches Gericht. Ein zweites, das mit Haut, Kopf und Eingeweiden vierundachtzig Pfund wog, hatte einen ſchlechteren Geſchmack, als irgend ein anderes der Thiere, welche in der Küche Verwendung finden.

Ein anderer Vierfüßer, den Herr Banks ſchoß, gehört zu der Klaſſe der Opoſſums. Es gleicht dem merkwürdigen Geſchöpf, das Buffon in ſeiner Naturgeſchichte unter dem Namen Phalanger beſchreibt, iſt aber nicht daſſelbe. Jener Naturforſcher iſt der Anſicht, das dieſes Thier Amerika eigenthümlich ſei, wird ſich aber wohl getäuſcht haben. Wahrſcheinlich ſtammen die Phalanger, wie Pallas in ſeiner Geologie bemerkt, aus Oſtindien. Der dort vorkommenden Gattung gehörte auch unſer Exemplar an, wie die außerordentliche, bei keinem andern Geſchlecht vorkommende Bildung der Füße beweiſt.

Außer dem Känguruh, dem Opoſſum und einer Iltißart giebt es auf dieſem Theile der Küſte Wölfe. So glaube ich wenigſtens nach den Spuren im Sande, die wir fanden, behaupten zu können. Schlangen kommen in verſchiedenen Arten vor, von denen einige giftig ſind. Gezähmte Thiere fehlen mit Ausnahme von Hunden. Von dieſen ſahen wir übrigens nur zwei oder drei, welche häufig bei den Lagerplätzen der Eingeborenen erſchienen und an Knochen und anderem Ab-

fall nagten.*) Die Känguruhs waren unter den Vierfüßern allein häufig; wir begegneten ihnen jedes Mal, so oft wir in den Wald gingen.

Vögel, Weihen, Falken, Papageien, drei oder vier Taubenarten und mehrere in Europa unbekannte kleine Vögel waren nicht selten. Von Wasservögeln sahen wir Reiher, eine Entenart, die in der Nacht die Bäume aufsucht und dort zu nisten scheint, wilde Gänse, Wettervögel und andere mehr, alle in nicht großer Zahl.

Die Wilden der Bucht hatten sich anfangs eben so benommen wie alle anderen. Sie flohen, wenn wir sie aufsuchten. Ich beschloß nun, die entgegengesetzte Methode anzuwenden. Meine Leute erhielten den Befehl, die Eingebornen nicht zu beachten. Diese Taktik gelang überraschend schnell. Bei der nächsten Gelegenheit, als vier Wilde in einer Piroge fischten, kamen sie selbst herbei und begannen unsere Matrosen laut anzurufen. Diese verstanden natürlich kein Wort, machten aber einladende Geberden, worauf jene näher und näher kamen. Sie schüttelten ihre Lanzen, jedoch nicht in feindseliger Absicht, sondern um anzudeuten, daß sie im Stande wären sich zu vertheidigen. Als sie nahe genug waren, warf man ihnen Stoffe, Glasperlen, Nägel, Papier und andere Kleinigkeiten zu, auf die sie keinen Werth zu legen schienen. Als ihnen ein kleiner Fisch gegeben wurde, verriethen sie die größte Freude. Sie gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihre Gefährten herbei rufen wollten, und legten bald darauf an unserm Schiffe an, ohne Erstaunen oder Furcht zu verrathen.

Einer dieser Wilden schien über das mittlere Alter hinaus zu sein, die anderen konnten achtzehn bis zwanzig Jahre zählen. Von mittlerem Wuchs, hatten sie schmächtige Glieder, und in ihrer Hautfarbe herrschte das Chocolatenbraun vor. Ihre schwarzen, aber nicht wolligen Haare hingen bald schlicht, bald in Flechten herab. Dampierre erzählt, daß allen Bewohnern der Westküste, welche er mit seinem Schiffe besuchte,

*) Hinsichtlich des Wolfes hat Cook sich geirrt. Die Phalanger-Art, die er erwähnt, unterscheidet sich von der indischen Art durch ihren buschigen Schwanz, der mit Ausnahme der Stellen, die das Thier um Baumzweige schlingt, ganz mit Haaren bedeckt ist. Ob der australische Hund (Canis Dingo) ein einheimisches Thier oder eingeführt und verwildert ist, steht bei den Naturforschern noch heute nicht fest.

fall nagten.*) Die Känguruhs waren unter den Vierfüßern allein häufig; wir begegneten ihnen jedes Mal, so oft wir in den Wald gingen.

Vögel, Weihen, Falken, Papageien, drei oder vier Taubenarten und mehrere in Europa unbekannte kleine Vögel waren nicht selten. Von Wasservögeln sahen wir Reiher, eine Entenart, die in der Nacht die Bäume aufsucht und dort zu nisten scheint, wilde Gänse, Wettervögel und andere mehr, alle in nicht großer Zahl.

Die Wilden der Bucht hatten sich anfangs eben so benommen wie alle anderen. Sie flohen, wenn wir sie aufsuchten. Ich beschloß nun, die entgegengesetzte Methode anzuwenden. Meine Leute erhielten den Befehl, die Eingebornen nicht zu beachten. Diese Taktik gelang überraschend schnell. Bei der nächsten Gelegenheit, als vier Wilde in einer Piroge fischten, kamen sie selbst herbei und begannen unsere Matrosen laut anzurufen. Diese verstanden natürlich kein Wort, machten aber einladende Geberden, worauf jene näher und näher kamen. Sie schüttelten ihre Lanzen, jedoch nicht in feindseliger Absicht, sondern um anzudeuten, daß sie im Stande wären sich zu vertheidigen. Als sie nahe genug waren, warf man ihnen Stoffe, Glasperlen, Nägel, Papier und andere Kleinigkeiten zu, auf die sie keinen Werth zu legen schienen. Als ihnen ein kleiner Fisch gegeben wurde, verriethen sie die größte Freude. Sie gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihre Gefährten herbei rufen wollten, und legten bald darauf an unserm Schiffe an, ohne Erstaunen oder Furcht zu verrathen.

Einer dieser Wilden schien über das mittlere Alter hinaus zu sein, die anderen konnten achtzehn bis zwanzig Jahre zählen. Von mittlerem Wuchs, hatten sie schmächtige Glieder, und in ihrer Hautfarbe herrschte das Chocolatenbraun vor. Ihre schwarzen, aber nicht wolligen Haare hingen bald schlicht, bald in Flechten herab. Dampierre erzählt, daß allen Bewohnern der Westküste, welche er mit seinem Schiffe besuchte,

*) Hinsichtlich des Wolfes hat Cook sich geirrt. Die Phalanger-Art, die er erwähnt, unterscheidet sich von der indischen Art durch ihren buschigen Schwanz, der mit Ausnahme der Stellen, die das Thier um Baumzweige schlingt, ganz mit Haaren bedeckt ist. Ob der australische Hund (Canis Dingo) ein einheimisches Thier oder eingeführt und verwildert ist, steht bei den Naturforschern noch heute nicht fest.

zwei Vorderzähne fehlten; diesen Mangel nahmen wir auf der Ostküste nicht wahr. Einige Körpertheile unserer Gäste waren roth bemalt, und einer trug auf der Oberlippe und auf der Brust weiße Streifen, die er carbanda nannte. Ihre Gesichtszüge waren keineswegs unangenehm. Sie hatten sehr lebhafte Augen, regelmäßig weiße Zähne, eine sanfte und wohlklingende Stimme. Mehrere Worte, die ich ihnen vorsprach, wiederholten sie mit Leichtigkeit.

Am nächsten Tage machten uns drei von ihnen einen neuen Besuch und brachten einen Freund mit, den sie uns vorstellten. Diese Höflichkeit vergaßen sie nie, wenn Jemand, den wir noch nicht kannten, sie begleitete. Yaparico, so hieß dieser Fremde, zeichnete sich durch einen sonderbaren Schmuck aus. Er hatte sich nämlich die Scheidewand seiner Nasenlöcher durchbohrt und trug darin einen Vogelknochen von der Dicke eines Fingers und von fünf bis sechs Zoll Länge. Bei näherer Betrachtung fanden wir, daß die Anderen denselben Körpertheil durchbohrt hatten, um einen Schmuck darin zu tragen. Auch in ihren Ohrläppchen waren Löcher, denen freilich die Ohrringe fehlten. Den Theil des Armes von der Schulter bis zum Elnbogen zierte ein aus geflochtenen Haaren bestehendes Armband, das uns den Beweis lieferte, daß diese Wilden den Putz eben so leidenschaftlich wie die Bewohner des Feuerlandes lieben, obgleich sie gänzlich nackt gehen. Einem schenkte ich ein altes Hemd; statt es über den Körper zu werfen, machte er eine Binde daraus und schlang sie sich um den Kopf. Alle schienen gern bei uns zu bleiben, bis sie sahen, daß einige unserer Officiere ihre Piroge aufmerksam betrachteten, worauf sie in ihr kleines Fahrzeug sprangen und eilig davon ruderten.

Einmal angesponnen, setzte sich unser Verkehr fort. Wir überzeugten uns nun, daß ihre Haut von Natur nicht so braun wäre, als wir ursprünglich geglaubt hatten. Nicht blos der Staub hatte sie geschwärzt, sondern auch der Rauch, dem sie sich aussetzen müssen, um gegen die Moskiten Schutz zu finden. Bei unseren ersten Geschenken waren Münzen und Bänder gewesen, aus denen sie sich einen Halsschmuck gemacht hatten. Wenige Tage später sahen wir dieselben Wilden wieder, und Rauch und Staub hatten die Bänder nun so verändert, daß die ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen war.

zwei Vorderzähne fehlten; diesen Mangel nahmen wir auf der Ostküste nicht wahr. Einige Körpertheile unserer Gäste waren roth bemalt, und einer trug auf der Oberlippe und auf der Brust weiße Streifen, die er carbanda nannte. Ihre Gesichtszüge waren keineswegs unangenehm. Sie hatten sehr lebhafte Augen, regelmäßig weiße Zähne, eine sanfte und wohlklingende Stimme. Mehrere Worte, die ich ihnen vorsprach, wiederholten sie mit Leichtigkeit.

Am nächsten Tage machten uns drei von ihnen einen neuen Besuch und brachten einen Freund mit, den sie uns vorstellten. Diese Höflichkeit vergaßen sie nie, wenn Jemand, den wir noch nicht kannten, sie begleitete. Yaparico, so hieß dieser Fremde, zeichnete sich durch einen sonderbaren Schmuck aus. Er hatte sich nämlich die Scheidewand seiner Nasenlöcher durchbohrt und trug darin einen Vogelknochen von der Dicke eines Fingers und von fünf bis sechs Zoll Länge. Bei näherer Betrachtung fanden wir, daß die Anderen denselben Körpertheil durchbohrt hatten, um einen Schmuck darin zu tragen. Auch in ihren Ohrläppchen waren Löcher, denen freilich die Ohrringe fehlten. Den Theil des Armes von der Schulter bis zum Elnbogen zierte ein aus geflochtenen Haaren bestehendes Armband, das uns den Beweis lieferte, daß diese Wilden den Putz eben so leidenschaftlich wie die Bewohner des Feuerlandes lieben, obgleich sie gänzlich nackt gehen. Einem schenkte ich ein altes Hemd; statt es über den Körper zu werfen, machte er eine Binde daraus und schlang sie sich um den Kopf. Alle schienen gern bei uns zu bleiben, bis sie sahen, daß einige unserer Officiere ihre Piroge aufmerksam betrachteten, worauf sie in ihr kleines Fahrzeug sprangen und eilig davon ruderten.

Einmal angesponnen, setzte sich unser Verkehr fort. Wir überzeugten uns nun, daß ihre Haut von Natur nicht so braun wäre, als wir ursprünglich geglaubt hatten. Nicht blos der Staub hatte sie geschwärzt, sondern auch der Rauch, dem sie sich aussetzen müssen, um gegen die Moskiten Schutz zu finden. Bei unseren ersten Geschenken waren Münzen und Bänder gewesen, aus denen sie sich einen Halsschmuck gemacht hatten. Wenige Tage später sahen wir dieselben Wilden wieder, und Rauch und Staub hatten die Bänder nun so verändert, daß die ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen war.

Einen rein friedlichen Verlauf sollte unser Verkehr nicht nehmen. Am 19. Juli erhielten wir einen Besuch von zehn Wilden und sahen bald, daß sie nach einigen frisch gefangenen Schildkröten strebten, die auf dem Verdecke lagen. Sie erbaten sie sich anfangs durch Zeichen und verriethen, als wir uns weigerten, Aerger und Zorn. Einer von ihnen, dem ich als Ersatz einen Zwieback anbot, riß ihn mir aus der Hand und warf ihn ins Meer. Nachdem die Wilden ihre Betteleien ohne Erfolg an alle Personen, denen sie ein höheres Ansehen anmerkten, gerichtet hatten, bemächtigten sie sich zweier Schildkröten und schleppten sie nach der Seite des Schiffes, wo ihre Piroge lag. Ihre Beute wurde ihren abgenommen, und noch mehrmals wiederholten sie denselben Versuch. Als sie sich endlich überzeugten, daß Alles vergebens sei, sprangen sie in ihre Piroge und ruderten nach der Küste. Ich folgte ihnen mit Herrn Banks und sechs Matrosen, die so gut ruderten, daß wir vor den Wilden ans Land stiegen.

Diese letzteren waren nicht so bald gelandet, als sie aus einem Feuer brennende Holzstöcke rissen und über dem Winde einen Kreis zogen, der unsere wenigen noch auf der Küste befindlichen Nachen einschloß. Das Gras, das wohl sechs Fuß hoch und so dürr wie Heu war, entzündete sich auf der Stelle. Die Fortschritte des Feuers waren so unbegreiflich rasch, daß wir Tupia's Zelt mit Mühe retteten. Inzwischen waren die Wilden an einen Ort gegangen, wo unsere Leute ihr Leinenzeug wuschen und eine Menge Segel und Netze, darunter das Schleppnetz, zum Trocknen ausgebreitet hatten. Obgleich wir ihnen drohten, zündeten sie auch hier das Gras an. Sie noch ferner zu schonen, wäre übel am Platze gewesen, und so ließ ich einen Schrotschuß auf sie abfeuern, der einen von ihnen verwundete und die übrigen in die Flucht trieb. Wäre dieser Streit einige Tage früher vorgefallen, als wir noch unser Pulver und andere werthvolle Sachen am Lande hatten, so würden die Folgen die traurigsten gewesen sein. Wir hatten keine Ahnung gehabt, wie leicht das Gras brenne und wie schwer es sich löschen lasse. Wir zogen daraus die Lehre, daß man in solchen Ländern den Boden reinigen muß, ehe man die Zelte aufschlägt.

Die Wilden, welche uns die Schildkröten hatten rauben wollen, besuchten uns nicht wieder. Einmal begegnete ich ihnen, worauf sie

Einen rein friedlichen Verlauf sollte unser Verkehr nicht nehmen. Am 19. Juli erhielten wir einen Besuch von zehn Wilden und sahen bald, daß sie nach einigen frisch gefangenen Schildkröten strebten, die auf dem Verdecke lagen. Sie erbaten sie sich anfangs durch Zeichen und verriethen, als wir uns weigerten, Aerger und Zorn. Einer von ihnen, dem ich als Ersatz einen Zwieback anbot, riß ihn mir aus der Hand und warf ihn ins Meer. Nachdem die Wilden ihre Betteleien ohne Erfolg an alle Personen, denen sie ein höheres Ansehen anmerkten, gerichtet hatten, bemächtigten sie sich zweier Schildkröten und schleppten sie nach der Seite des Schiffes, wo ihre Piroge lag. Ihre Beute wurde ihren abgenommen, und noch mehrmals wiederholten sie denselben Versuch. Als sie sich endlich überzeugten, daß Alles vergebens sei, sprangen sie in ihre Piroge und ruderten nach der Küste. Ich folgte ihnen mit Herrn Banks und sechs Matrosen, die so gut ruderten, daß wir vor den Wilden ans Land stiegen.

Diese letzteren waren nicht so bald gelandet, als sie aus einem Feuer brennende Holzstöcke rissen und über dem Winde einen Kreis zogen, der unsere wenigen noch auf der Küste befindlichen Nachen einschloß. Das Gras, das wohl sechs Fuß hoch und so dürr wie Heu war, entzündete sich auf der Stelle. Die Fortschritte des Feuers waren so unbegreiflich rasch, daß wir Tupia's Zelt mit Mühe retteten. Inzwischen waren die Wilden an einen Ort gegangen, wo unsere Leute ihr Leinenzeug wuschen und eine Menge Segel und Netze, darunter das Schleppnetz, zum Trocknen ausgebreitet hatten. Obgleich wir ihnen drohten, zündeten sie auch hier das Gras an. Sie noch ferner zu schonen, wäre übel am Platze gewesen, und so ließ ich einen Schrotschuß auf sie abfeuern, der einen von ihnen verwundete und die übrigen in die Flucht trieb. Wäre dieser Streit einige Tage früher vorgefallen, als wir noch unser Pulver und andere werthvolle Sachen am Lande hatten, so würden die Folgen die traurigsten gewesen sein. Wir hatten keine Ahnung gehabt, wie leicht das Gras brenne und wie schwer es sich löschen lasse. Wir zogen daraus die Lehre, daß man in solchen Ländern den Boden reinigen muß, ehe man die Zelte aufschlägt.

Die Wilden, welche uns die Schildkröten hatten rauben wollen, besuchten uns nicht wieder. Einmal begegnete ich ihnen, worauf sie

sich sogleich entfernten und weiter als eine Meile landeinwärts gingen. Das gute Vernehmen mit den übrigen Eingebornen wurde durch diesen Vorgang nicht gestört, nur wollten auch sie unser Schiff nicht mehr betreten. Unsere Geschenke standen an der Bucht in einem sehr geringen Ansehen. Auf einem seiner Ausflüge fand Herr Banks den größten Theil der Stoffe, welche die Wilden von uns erhalten hatten, auf einem Haufen an der Erde liegen. Sie hatten sich derselben als unnützer Dinge entledigt, und hätte er genauer nachgesucht, so würde er wahrscheinlich auch unsere Glasperlen und was wir sonst noch geschenkt hatten gefunden haben.

Nachdem unser Schiff ausgebessert worden war, hielt uns der Zustand des Wetters noch Tage zurück. So willkommen unser kleiner Hafen der Endeavour-Bai uns gewesen war, so besorgt machte uns der Gedanke, wie wir ihn nicht verlassen könnten. Von einem der höchsten Berge aus gewann ich einen Ueberblick über das Meer, der wahrhaft trostlos war. Wohin ich auch die Blicke wenden mochte, überall sah ich Felsen und Sandbänke ohne Zahl, zwischen denen das freie Wasser gewundene Straßen bildete, in denen Mühen und Gefahren auf uns harrten.

Am Nachmittag des 5. August ging ich in nordöstlicher Richtung unter Segel. Wir traten zwischen Bänke ein, die um so gefährlicher waren, als sie meistens aus Korallenfelsen bestanden. Vor uns bildete die Brandung scheinbar eine ununterbrochene Linie. Sah man genauer hin, so bemerkte man Oeffnungen, und die zu diesen führenden Straßen zu entdecken war unsere Aufgabe. Wir kamen sehr langsam vorwärts, da wir die Boote zum Sondiren vorausschicken und bei starkem Winde die Anker auswerfen mußten. Einem Vorgebirge, bei dem wir aus dem Labyrinth herauszukommen hofften, aber uns bitter getäuscht sahen, gab ich deshalb den Namen Cap Fallacy.

Vier bis fünf Stunden nördlich von diesem Vorgebirge zeigten sich drei Inseln mit Höhen, die mir einen Ueberblick über das Meer versprachen. Auf einer von ihnen, die ich wegen ihrer vielen großen Eidechsen Lizard-Island nannte, landete ich. Es war während der anderthalb Tage, die ich auf dieser Insel zubrachte, fortwährend trübes Wetter, doch sah ich drei Stunden weit meerwärts ein sehr

sich sogleich entfernten und weiter als eine Meile landeinwärts gingen. Das gute Vernehmen mit den übrigen Eingebornen wurde durch diesen Vorgang nicht gestört, nur wollten auch sie unser Schiff nicht mehr betreten. Unsere Geschenke standen an der Bucht in einem sehr geringen Ansehen. Auf einem seiner Ausflüge fand Herr Banks den größten Theil der Stoffe, welche die Wilden von uns erhalten hatten, auf einem Haufen an der Erde liegen. Sie hatten sich derselben als unnützer Dinge entledigt, und hätte er genauer nachgesucht, so würde er wahrscheinlich auch unsere Glasperlen und was wir sonst noch geschenkt hatten gefunden haben.

Nachdem unser Schiff ausgebessert worden war, hielt uns der Zustand des Wetters noch Tage zurück. So willkommen unser kleiner Hafen der Endeavour-Bai uns gewesen war, so besorgt machte uns der Gedanke, wie wir ihn nicht verlassen könnten. Von einem der höchsten Berge aus gewann ich einen Ueberblick über das Meer, der wahrhaft trostlos war. Wohin ich auch die Blicke wenden mochte, überall sah ich Felsen und Sandbänke ohne Zahl, zwischen denen das freie Wasser gewundene Straßen bildete, in denen Mühen und Gefahren auf uns harrten.

Am Nachmittag des 5. August ging ich in nordöstlicher Richtung unter Segel. Wir traten zwischen Bänke ein, die um so gefährlicher waren, als sie meistens aus Korallenfelsen bestanden. Vor uns bildete die Brandung scheinbar eine ununterbrochene Linie. Sah man genauer hin, so bemerkte man Oeffnungen, und die zu diesen führenden Straßen zu entdecken war unsere Aufgabe. Wir kamen sehr langsam vorwärts, da wir die Boote zum Sondiren vorausschicken und bei starkem Winde die Anker auswerfen mußten. Einem Vorgebirge, bei dem wir aus dem Labyrinth herauszukommen hofften, aber uns bitter getäuscht sahen, gab ich deshalb den Namen Cap Fallacy.

Vier bis fünf Stunden nördlich von diesem Vorgebirge zeigten sich drei Inseln mit Höhen, die mir einen Ueberblick über das Meer versprachen. Auf einer von ihnen, die ich wegen ihrer vielen großen Eidechsen Lizard-Island nannte, landete ich. Es war während der anderthalb Tage, die ich auf dieser Insel zubrachte, fortwährend trübes Wetter, doch sah ich drei Stunden weit meerwärts ein sehr

langes Riff, an dem sich die Wellen auf eine furchtbare Weise brachen. Diese starke Brandung war mir ein Beweis, daß das jenseitige Meer frei sei, und da ich in dem Riff mehrere Oeffnungen und zwischen ihm und der Insel ein stilles Meer wahrnahm, so faßte ich Hoffnung.

Daß die Eidechseninsel in gewissen Jahreszeiten bewohnt werde, sahen wir an sieben bis acht Hütten, die alle auf Höhen standen, wo sie dem Südost völlig ausgesetzt waren. Auf dem Festlande stehen die Hütten immer in geschützten Lagen, an dem Abhange eines Hügels oder hinter einem Gebüsch. Nach diesem Unterschiede und nach der Beschaffenheit der Pirogen, die bei hohem Meer nicht fahren können, zu schließen, muß auf dieser Insel in gewissen Jahreszeiten fortwährend stilles und heiteres Wetter sein. Hier fanden wir wieder, wie früher schon in der Endeavour-Bai, Bambusrohr, Cocosnüsse, Bimstein und Samenkörner von Pflanzen, die in dieser Gegend nicht wachsen. Alles hatten die Passatwinde von Osten hergeführt.

Auf dem Rückwege zum Schiffe besuchten wir eine kleinere und niedrige Insel, auf der eine unglaubliche Menge von Vögeln, namentlich von Seevögeln, nistete. Eines der Nester war von einer so ungeheuern Größe, daß es zu keinem bekannten Vogel paßte. Dieses Nest bestand aus Erde, die mit Holzstücken vermischt war. Es hatte nicht weniger als sechsundzwanzig Fuß im Umfang und eine Höhe von zwei Fuß acht Zoll.

Am 13. gingen wir unter Segel und waren zwei Stunden später genau vor einer der Oeffnungen des erwähnten Riffs. Der Hochbootsmann, der zum Sondiren vorausgeschickt wurde, gab uns ein Zeichen, daß wir ihm folgen möchten, und nicht lange, so schwammen wir in offenem Meere. Unmittelbar jenseit der Brandung hatten wir mit hundertfünfzig Faden keinen Grund mehr und befanden uns in einem hohen, von Südosten kommenden Wellenschlage, der uns ein sicheres Zeichen war, daß es in jener Richtung kein Land und kein Riff in der Nähe gebe.

Die Veränderung unserer Lage wurde von Jedermann so lebhaft empfunden, daß man auf allen Gesichtern Freude las. Wir hatten jetzt drei Monate unter Felsen und Sandbänken zugebracht, und waren oft des Nachts unter dem Geheul der Brandung vor Anker gegangen. Wenn unser Anker nachgab, wenn ein Tau riß, oder einer der vielen

langes Riff, an dem sich die Wellen auf eine furchtbare Weise brachen. Diese starke Brandung war mir ein Beweis, daß das jenseitige Meer frei sei, und da ich in dem Riff mehrere Oeffnungen und zwischen ihm und der Insel ein stilles Meer wahrnahm, so faßte ich Hoffnung.

Daß die Eidechseninsel in gewissen Jahreszeiten bewohnt werde, sahen wir an sieben bis acht Hütten, die alle auf Höhen standen, wo sie dem Südost völlig ausgesetzt waren. Auf dem Festlande stehen die Hütten immer in geschützten Lagen, an dem Abhange eines Hügels oder hinter einem Gebüsch. Nach diesem Unterschiede und nach der Beschaffenheit der Pirogen, die bei hohem Meer nicht fahren können, zu schließen, muß auf dieser Insel in gewissen Jahreszeiten fortwährend stilles und heiteres Wetter sein. Hier fanden wir wieder, wie früher schon in der Endeavour-Bai, Bambusrohr, Cocosnüsse, Bimstein und Samenkörner von Pflanzen, die in dieser Gegend nicht wachsen. Alles hatten die Passatwinde von Osten hergeführt.

Auf dem Rückwege zum Schiffe besuchten wir eine kleinere und niedrige Insel, auf der eine unglaubliche Menge von Vögeln, namentlich von Seevögeln, nistete. Eines der Nester war von einer so ungeheuern Größe, daß es zu keinem bekannten Vogel paßte. Dieses Nest bestand aus Erde, die mit Holzstücken vermischt war. Es hatte nicht weniger als sechsundzwanzig Fuß im Umfang und eine Höhe von zwei Fuß acht Zoll.

Am 13. gingen wir unter Segel und waren zwei Stunden später genau vor einer der Oeffnungen des erwähnten Riffs. Der Hochbootsmann, der zum Sondiren vorausgeschickt wurde, gab uns ein Zeichen, daß wir ihm folgen möchten, und nicht lange, so schwammen wir in offenem Meere. Unmittelbar jenseit der Brandung hatten wir mit hundertfünfzig Faden keinen Grund mehr und befanden uns in einem hohen, von Südosten kommenden Wellenschlage, der uns ein sicheres Zeichen war, daß es in jener Richtung kein Land und kein Riff in der Nähe gebe.

Die Veränderung unserer Lage wurde von Jedermann so lebhaft empfunden, daß man auf allen Gesichtern Freude las. Wir hatten jetzt drei Monate unter Felsen und Sandbänken zugebracht, und waren oft des Nachts unter dem Geheul der Brandung vor Anker gegangen. Wenn unser Anker nachgab, wenn ein Tau riß, oder einer der vielen

Zufälle eintrat, von denen Stürme begleitet werden, versanken wir binnen wenigen Minuten in Hoffnungslosigkeit. Jetzt endlich, nach einer Fahrt von 360 Stunden, auf der wir nicht ein einziges Mal das Senkblei aus der Hand gelegt hatten, was vielleicht noch keinem Schiffe begegnet sein wird, sahen wir uns in einem offenen Meere und in tiefem Wasser. Wir waren heiter, und doch mußten uns die hohen Wellen erinnern, daß unser Schiff, seit es aufgestoßen war, kein großes Vertrauen mehr verdiente. Die stärkeren Wellenschläge erweiterten die ungenügend ausgebesserten Lecke, sodaß stündlich neun Zoll hoch Wasser eindrang. Für eine Schiffsmannschaft, die nicht eben solcher Gefahr entgangen war, hätte der üble Zustand unserer Pumpen Stoff zum Nachdenken genug abgegeben.

Am 14. wehte der Wind frisch aus Nordost. Land war nicht in Sicht, doch hielt ich am 15. wieder gegen Westen, weil ich sonst die Frage nicht lösen konnte, ob Neuholland mit Neuguinea zusammenhänge. Wie leicht hätte mir eine etwaige Durchfahrt entgehen können, wenn ich der Küste fern geblieben wäre. An demselben Tage sah ich in zwei Richtungen Land und auch gleich wieder ein Riff, das im Süden unabsehbar fortlief, im Norden zu enden schien. Als wir näher kamen, erwies sich dieses vermeintliche nördliche Ende als eine bloße Oeffnung im Riff.

Der Wind war nicht so ungünstig, daß ich auf meinem Wege gegen Norden etwas zu fürchten brauchte. Als die Sonne aufging (14. August) trat Windstille ein, und wir sahen die Brandung in der Entfernung einer halben Stunde furchtbar aufschäumen. Unsere Gefahren erneuerten sich, da die langen Wogen schnell gegen das Riff hingetrieben wurden. Einhundertfünfzig Faden tief fanden wir keinen Grund, konnten also den Anker nicht auswerfen, und nicht das leiseste Lüftchen regte sich. Die Boote waren unsere einzige Rettung, und unglücklicher Weise wurde die Pinasse eben ausgebessert. Die beiden anderen Boote reichten zum Ziehen nicht hin, und wir trieben der Brandung immer näher. In diesem Augenblicke, als die Pinasse, an der mit Anstrengung aller Kräfte gearbeitet wurde, mit in Thätigkeit treten konnte, erhob sich ein leichter Wind, den wir unter anderen Umständen kaum bemerkt haben würden. Er trieb trieb uns etwas von dem Riffe ab, dann trat wieder

Zufälle eintrat, von denen Stürme begleitet werden, versanken wir binnen wenigen Minuten in Hoffnungslosigkeit. Jetzt endlich, nach einer Fahrt von 360 Stunden, auf der wir nicht ein einziges Mal das Senkblei aus der Hand gelegt hatten, was vielleicht noch keinem Schiffe begegnet sein wird, sahen wir uns in einem offenen Meere und in tiefem Wasser. Wir waren heiter, und doch mußten uns die hohen Wellen erinnern, daß unser Schiff, seit es aufgestoßen war, kein großes Vertrauen mehr verdiente. Die stärkeren Wellenschläge erweiterten die ungenügend ausgebesserten Lecke, sodaß stündlich neun Zoll hoch Wasser eindrang. Für eine Schiffsmannschaft, die nicht eben solcher Gefahr entgangen war, hätte der üble Zustand unserer Pumpen Stoff zum Nachdenken genug abgegeben.

Am 14. wehte der Wind frisch aus Nordost. Land war nicht in Sicht, doch hielt ich am 15. wieder gegen Westen, weil ich sonst die Frage nicht lösen konnte, ob Neuholland mit Neuguinea zusammenhänge. Wie leicht hätte mir eine etwaige Durchfahrt entgehen können, wenn ich der Küste fern geblieben wäre. An demselben Tage sah ich in zwei Richtungen Land und auch gleich wieder ein Riff, das im Süden unabsehbar fortlief, im Norden zu enden schien. Als wir näher kamen, erwies sich dieses vermeintliche nördliche Ende als eine bloße Oeffnung im Riff.

Der Wind war nicht so ungünstig, daß ich auf meinem Wege gegen Norden etwas zu fürchten brauchte. Als die Sonne aufging (14. August) trat Windstille ein, und wir sahen die Brandung in der Entfernung einer halben Stunde furchtbar aufschäumen. Unsere Gefahren erneuerten sich, da die langen Wogen schnell gegen das Riff hingetrieben wurden. Einhundertfünfzig Faden tief fanden wir keinen Grund, konnten also den Anker nicht auswerfen, und nicht das leiseste Lüftchen regte sich. Die Boote waren unsere einzige Rettung, und unglücklicher Weise wurde die Pinasse eben ausgebessert. Die beiden anderen Boote reichten zum Ziehen nicht hin, und wir trieben der Brandung immer näher. In diesem Augenblicke, als die Pinasse, an der mit Anstrengung aller Kräfte gearbeitet wurde, mit in Thätigkeit treten konnte, erhob sich ein leichter Wind, den wir unter anderen Umständen kaum bemerkt haben würden. Er trieb trieb uns etwas von dem Riffe ab, dann trat wieder

Windstille ein, und als derselbe schwache Wind nochmals einsetzte, dauerte er nicht länger als zehn Minuten. Unsere Rettung war noch möglich, wenn wir in eine Oeffnung des Riffs einliefen, die sich zeigte und, wie einer der Hochbootsleute berichtete, nur eine Breite von Schiffslänge hätte, aber zu ruhigem Wasser führte. Indem unsere Boote uns nach jener Oeffnung hinzogen, trat Ebbe ein, und nun brach aus jenem Canal zu unserm Erstaunen ein starker Gegenstrom hervor. Einen gewissen Vortheil brachte uns dieser, freilich nicht den, welchen wir bezweckten, insofern er uns weiter ins offene Meer trieb, wo wir mit Hülfe der vollen Ebbe zwei Stunden vom Lande abkamen.

Mit dem Einsetzen der Fluth trieben wir abermals der Brandung zu. Inzwischen entdeckten wir weiter westlich eine zweite Oeffnung, mit deren Untersuchung ich den ersten Lieutenant beauftragte. Bald gewannen wir der Fluth etwas Raum ab, bald besiegte sie uns. Die Oeffnung war eng und gefährlich, aber fahrbar, und das entschied. Unsere Boote, ein schwacher Ostnordost und unsere schlimmste Feindin, die Fluth selbst, trugen uns zu jener Oeffnung hin. Innerhalb derselben faßte uns eine gewaltige Strömung, die uns von den beiden Seiten des engen Canals fern hielt. Innerhalb des Riffs warfen wir auf einem mit Korallen und Felsen bedeckten Boden Anker. So sonderbar sind die Wechsel des Lebens, daß wir uns glücklich schätzten, jetzt wieder in derselben Lage zu sein, welche wir wenige Tage früher mit der lebhaftesten Freude verlassen hatten.

Für Seefahrer sind Felsen und Bänke stets gefährlich, selbst wenn die Lage derselben genau bekannt ist. Weit schlimmer sind sie in Meeren, die noch Niemand besucht hat, und am allerschlimmsten in demjenigen Welttheile, wo wir uns befanden. Hier stößt man auf Korallenfelsen, die aus unergründlichen Tiefen steil wie Mauern aufsteigen und während der Hochfluth von den Wellen bedeckt sind. Ueberdies hat die unermeßliche Südsee hohe Wellen, die sich mit Ungestüm auf diese Hindernisse werfen und eine Brandung hervorrufen, wie die Stürme und Felsen unserer nördlichen Breiten sie nicht zu bilden vermögen. Unser Schiff war ein schlechter Segler und die Lebensmittel gingen uns aus, sodaß wir in diesen unbekannten Meeren doppelt zu fürchten hatten. Alle diese Gefahren zu bestehen war uns durch unsere Pflicht vorge-

Windstille ein, und als derselbe schwache Wind nochmals einsetzte, dauerte er nicht länger als zehn Minuten. Unsere Rettung war noch möglich, wenn wir in eine Oeffnung des Riffs einliefen, die sich zeigte und, wie einer der Hochbootsleute berichtete, nur eine Breite von Schiffslänge hätte, aber zu ruhigem Wasser führte. Indem unsere Boote uns nach jener Oeffnung hinzogen, trat Ebbe ein, und nun brach aus jenem Canal zu unserm Erstaunen ein starker Gegenstrom hervor. Einen gewissen Vortheil brachte uns dieser, freilich nicht den, welchen wir bezweckten, insofern er uns weiter ins offene Meer trieb, wo wir mit Hülfe der vollen Ebbe zwei Stunden vom Lande abkamen.

Mit dem Einsetzen der Fluth trieben wir abermals der Brandung zu. Inzwischen entdeckten wir weiter westlich eine zweite Oeffnung, mit deren Untersuchung ich den ersten Lieutenant beauftragte. Bald gewannen wir der Fluth etwas Raum ab, bald besiegte sie uns. Die Oeffnung war eng und gefährlich, aber fahrbar, und das entschied. Unsere Boote, ein schwacher Ostnordost und unsere schlimmste Feindin, die Fluth selbst, trugen uns zu jener Oeffnung hin. Innerhalb derselben faßte uns eine gewaltige Strömung, die uns von den beiden Seiten des engen Canals fern hielt. Innerhalb des Riffs warfen wir auf einem mit Korallen und Felsen bedeckten Boden Anker. So sonderbar sind die Wechsel des Lebens, daß wir uns glücklich schätzten, jetzt wieder in derselben Lage zu sein, welche wir wenige Tage früher mit der lebhaftesten Freude verlassen hatten.

Für Seefahrer sind Felsen und Bänke stets gefährlich, selbst wenn die Lage derselben genau bekannt ist. Weit schlimmer sind sie in Meeren, die noch Niemand besucht hat, und am allerschlimmsten in demjenigen Welttheile, wo wir uns befanden. Hier stößt man auf Korallenfelsen, die aus unergründlichen Tiefen steil wie Mauern aufsteigen und während der Hochfluth von den Wellen bedeckt sind. Ueberdies hat die unermeßliche Südsee hohe Wellen, die sich mit Ungestüm auf diese Hindernisse werfen und eine Brandung hervorrufen, wie die Stürme und Felsen unserer nördlichen Breiten sie nicht zu bilden vermögen. Unser Schiff war ein schlechter Segler und die Lebensmittel gingen uns aus, sodaß wir in diesen unbekannten Meeren doppelt zu fürchten hatten. Alle diese Gefahren zu bestehen war uns durch unsere Pflicht vorge-

schrieben. Mochte man uns immerhin tollkühn schelten, wenn wir bei der Erforschung dieser Küste den Untergang fanden, so war dieser ungegründete Vorwurf weit leichter zu ertragen, als wenn wir durch das Aufgeben unseres Unternehmens der Welt ein Recht gaben, uns der Feigheit zu beschuldigen.

Wir fuhren also fort, der Küste so nahe wie möglich zu folgen. Sowohl den Inseln als den Buchten, auf die wir trafen, gab ich Namen. Die letzteren sind von Norden nach Süden gerechnet, die Weymouth-, Temple- und Newcastle-Bai. In unserer Vorsicht durften wir nie nachlassen. Mehr als einmal waren wir von Sandbänken und Riffen ganz umgeben und hatten uns in engen Canälen unsern Weg zu suchen. Wir waren größeren Gefahren entronnen, und diese Hindernisse, deren Schrecken die Gewohnheit abgestumpft hatte, machten auf uns wenig Eindruck mehr.

Am 21. August entdeckten wir in nördlicher Richtung eine Küste, die wir für eine Fortsetzung des festen Landes hielten. Es war eine Insel, und sogleich stieg in mir die Vermuthung auf, daß ich die gesuchte Durchfahrt in das indische Meer gefunden hätte. Es zeigte sich ein Canal, den auf der Seite des Festlandes ein Vorgebirge kennzeichnet, das ich Cap York nannte. Südlich von diesem Cap liegt die schon erwähnte Newcastle-Bai, in der einige kleine niedrige Inseln und Sandbänke vertheilt sind. Auch das umliegende Land ist sehr niedrig, flach und sandig.

Eine Stunde hinter der Einfahrt in den Canal beginnt dieser breiter zu werden. Auf der Insel, die wir als solche erkannt hatten, zeigten sich mehrere Eingeborne. Daß sie eine feindliche Stellung annahmen, hinderte mich nicht, das Land zu betreten. Sie entfernten sich übrigens, als wir dem Ufer auf Flintenschußweite nahe kamen. Neun von ihnen trugen die Lanzen, welche wir bereits kannten, der zehnte war mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Auch das war uns neu, daß sie sich aus großen Perlmutterschalen Halsbänder gebildet hatten. Unverzüglich erstiegen wir den bedeutendsten Berg, der übrigens nur dreimal so hoch als unser Mastbaum und abschreckend unfruchtbar war. In dem ganzen Striche von Südwest und West wurde kein Land sichtbar, so daß ich nun sicher sein konnte, mich in einem Canal zu befinden.

schrieben. Mochte man uns immerhin tollkühn schelten, wenn wir bei der Erforschung dieser Küste den Untergang fanden, so war dieser ungegründete Vorwurf weit leichter zu ertragen, als wenn wir durch das Aufgeben unseres Unternehmens der Welt ein Recht gaben, uns der Feigheit zu beschuldigen.

Wir fuhren also fort, der Küste so nahe wie möglich zu folgen. Sowohl den Inseln als den Buchten, auf die wir trafen, gab ich Namen. Die letzteren sind von Norden nach Süden gerechnet, die Weymouth-, Temple- und Newcastle-Bai. In unserer Vorsicht durften wir nie nachlassen. Mehr als einmal waren wir von Sandbänken und Riffen ganz umgeben und hatten uns in engen Canälen unsern Weg zu suchen. Wir waren größeren Gefahren entronnen, und diese Hindernisse, deren Schrecken die Gewohnheit abgestumpft hatte, machten auf uns wenig Eindruck mehr.

Am 21. August entdeckten wir in nördlicher Richtung eine Küste, die wir für eine Fortsetzung des festen Landes hielten. Es war eine Insel, und sogleich stieg in mir die Vermuthung auf, daß ich die gesuchte Durchfahrt in das indische Meer gefunden hätte. Es zeigte sich ein Canal, den auf der Seite des Festlandes ein Vorgebirge kennzeichnet, das ich Cap York nannte. Südlich von diesem Cap liegt die schon erwähnte Newcastle-Bai, in der einige kleine niedrige Inseln und Sandbänke vertheilt sind. Auch das umliegende Land ist sehr niedrig, flach und sandig.

Eine Stunde hinter der Einfahrt in den Canal beginnt dieser breiter zu werden. Auf der Insel, die wir als solche erkannt hatten, zeigten sich mehrere Eingeborne. Daß sie eine feindliche Stellung annahmen, hinderte mich nicht, das Land zu betreten. Sie entfernten sich übrigens, als wir dem Ufer auf Flintenschußweite nahe kamen. Neun von ihnen trugen die Lanzen, welche wir bereits kannten, der zehnte war mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Auch das war uns neu, daß sie sich aus großen Perlmutterschalen Halsbänder gebildet hatten. Unverzüglich erstiegen wir den bedeutendsten Berg, der übrigens nur dreimal so hoch als unser Mastbaum und abschreckend unfruchtbar war. In dem ganzen Striche von Südwest und West wurde kein Land sichtbar, so daß ich nun sicher sein konnte, mich in einem Canal zu befinden.

Da ich jetzt die nördliche Spitze von Neuholland erreicht hatte, wo gewiß noch kein Europäer gewesen war, so pflanzte ich nochmals die englische Flagge auf und nahm für König Georg III. von der ganzen Ostküste Besitz. Ich taufte dieses ganze Land, das ich vom 30. Grad südl. Br. bis hierher (10½ Grad) befahren hatte, Neusüdwales. Wir feuerten unsere Flinten ab, und das Schiff antwortete uns mit seinen Geschützen. Nachdem wir auf der Insel, der ich den Namen Possession-Island gab, diese Ceremonie vollendet hatten, traten wir die Rückfahrt nach dem Schiffe an, die uns durch eine reißende, gegen Nordost gerichtete Strömung bedeutend erschwert wurde. An mehreren Stellen sowohl auf der Küste als auf den Inseln sahen wir Rauch aufsteigen. Am folgenden Morgen erschienen einige Eingeborne am Strande, um Muscheln zu suchen. Es waren Frauen, die ganz ohne Kleidung gingen.

Unsere Fahrt durch den Canal, von mir nach meinem Schiffe Endeavour-Straße genannt, wurde durch Sandbänke beschwerlich, wenn nicht gefährlich gemacht. Ich mußte oft sondiren lassen, bis ich bei einem leichten Südwestwinde hohe Wellen aus derselben Richtung heranwogen sah. Diese Wellen bestärkten mich in Verbindung mit anderen Umständen in der Ueberzeugung, daß wir uns westlich von Carpentaria oder dem westlichen Ende Neuhollands befänden und im Westen ein offenes Meer hätten. Diese Wahrnehmung erfreute mich sehr, nicht blos weil die Gefahren und Mühen dieser Reise nun ihr Ende erreichten, sondern auch besonders aus dem Grunde, daß sich nun nicht länger bezweifeln ließ, Neuholland und Neuguinea seien getrennte Inseln.

Im Laufe meiner Erzählung habe ich über das Land, seine Erzeugnisse und seine Bewohner, wenn diese mit unseren Erlebnissen in Verbindung standen, einige Mittheilungen machen müssen. Jetzt will ich eine vollständigere Beschreibung geben. Sollte man auch einige Wiederholungen finden, so wird doch der größte Theil von dem, was ich zu sagen habe, ganz neu sein.

Neuholland ist weit größer, als irgend ein anderes Gebiet der Welt, das den Namen eines Continents nicht trägt. Ich habe seine Küste, die Entfernung in gerader Linie berechnet, auf fünfhundert

Da ich jetzt die nördliche Spitze von Neuholland erreicht hatte, wo gewiß noch kein Europäer gewesen war, so pflanzte ich nochmals die englische Flagge auf und nahm für König Georg III. von der ganzen Ostküste Besitz. Ich taufte dieses ganze Land, das ich vom 30. Grad südl. Br. bis hierher (10½ Grad) befahren hatte, Neusüdwales. Wir feuerten unsere Flinten ab, und das Schiff antwortete uns mit seinen Geschützen. Nachdem wir auf der Insel, der ich den Namen Possession-Island gab, diese Ceremonie vollendet hatten, traten wir die Rückfahrt nach dem Schiffe an, die uns durch eine reißende, gegen Nordost gerichtete Strömung bedeutend erschwert wurde. An mehreren Stellen sowohl auf der Küste als auf den Inseln sahen wir Rauch aufsteigen. Am folgenden Morgen erschienen einige Eingeborne am Strande, um Muscheln zu suchen. Es waren Frauen, die ganz ohne Kleidung gingen.

Unsere Fahrt durch den Canal, von mir nach meinem Schiffe Endeavour-Straße genannt, wurde durch Sandbänke beschwerlich, wenn nicht gefährlich gemacht. Ich mußte oft sondiren lassen, bis ich bei einem leichten Südwestwinde hohe Wellen aus derselben Richtung heranwogen sah. Diese Wellen bestärkten mich in Verbindung mit anderen Umständen in der Ueberzeugung, daß wir uns westlich von Carpentaria oder dem westlichen Ende Neuhollands befänden und im Westen ein offenes Meer hätten. Diese Wahrnehmung erfreute mich sehr, nicht blos weil die Gefahren und Mühen dieser Reise nun ihr Ende erreichten, sondern auch besonders aus dem Grunde, daß sich nun nicht länger bezweifeln ließ, Neuholland und Neuguinea seien getrennte Inseln.

Im Laufe meiner Erzählung habe ich über das Land, seine Erzeugnisse und seine Bewohner, wenn diese mit unseren Erlebnissen in Verbindung standen, einige Mittheilungen machen müssen. Jetzt will ich eine vollständigere Beschreibung geben. Sollte man auch einige Wiederholungen finden, so wird doch der größte Theil von dem, was ich zu sagen habe, ganz neu sein.

Neuholland ist weit größer, als irgend ein anderes Gebiet der Welt, das den Namen eines Continents nicht trägt. Ich habe seine Küste, die Entfernung in gerader Linie berechnet, auf fünfhundert

Meilen weit beschifft. Südlich vom 33. und 34. Breitengrade ist das Land im Allgemeinen niedrig und eben, weiter nördlich treten viele Hügel auf, doch daß wirklich ein Theil gebirgig sei, kann man nicht sagen. Die Bodenerhöhungen nehmen im Vergleich zu den Thälern und Ebenen nur einen geringen Raum ein. Ist der Boden auch mehr dürr als fruchtbar, so tragen die höheren Theile doch Wälder und Wiesen, und in den Thälern und Ebenen sieht man an verschiedenen Stellen Grün. Nichtsdestoweniger ist der Boden sandig und die Savannen werden, besonders im Norden, von Felsen und kahlen Stellen durchzogen. In den nördlichen Theilen ist der Pflanzenwuchs überhaupt schwächlicher als im Süden, die Bäume werden nicht so hoch und das Gras steht nicht so dicht. In der Regel sprießen die Gräser hier hoch auf, sind aber dünn gesäet, und selbst an Stellen, wo die Bäume eine große Höhe erreichen, ist zwischen ihnen ein Raum von vierzig und mehr Fuß. So weit wir das Innere untersuchen konnten, war es nicht besser bewaldet als die Küste. Die Ufer der Buchten sind bis auf eine Viertelmeile landeinwärts mit Mangelbäumen besetzt, unter denen der Boden aus einem fetten, von der Fluth überschwemmten Schlamm besteht. Tiefer im Lande trafen wir zuweilen auf sumpfige Stellen mit sehr reichem und dichtem Pflanzenwuchse, andere Male auf Thäler mit Gebüsch. Hin und wieder wollte uns scheinen, als könnte der Boden verbessert werden, der größte Theil ist aber keines regelmäßigen Anbaues fähig. Der Theil der Küste, welcher nördlich vom 25. Grad südl. Br. liegt, hat viele gute Buchten, in denen die Schiffe gegen alle Winde geschützt sind.

Nach dem zu schließen, was wir in der trockenen Jahreszeit sahen — denn in diese fiel unser Aufenthalt — muß das Land gut bewässert sein. Wir fanden eine unzählige Menge kleiner Bäche und Quellen, die in der Regenzeit ohne Zweifel zunehmen, aber keine großen Ströme. Der Thirsty-Sound war der einzige Ort, wo wir uns kein Trinkwasser verschaffen konnten.

Die Baumarten sind wenig zahlreich, und nicht mehr als zwei sind zu Bauholz geeignet. Die größte ist der Gummibaum, der im ganzen Lande wächst. Er hat gerade Blätter, die denen der Weide gleichen, und sein Saft oder richtiger Harz ist dunkelroth. Schon

Meilen weit beschifft. Südlich vom 33. und 34. Breitengrade ist das Land im Allgemeinen niedrig und eben, weiter nördlich treten viele Hügel auf, doch daß wirklich ein Theil gebirgig sei, kann man nicht sagen. Die Bodenerhöhungen nehmen im Vergleich zu den Thälern und Ebenen nur einen geringen Raum ein. Ist der Boden auch mehr dürr als fruchtbar, so tragen die höheren Theile doch Wälder und Wiesen, und in den Thälern und Ebenen sieht man an verschiedenen Stellen Grün. Nichtsdestoweniger ist der Boden sandig und die Savannen werden, besonders im Norden, von Felsen und kahlen Stellen durchzogen. In den nördlichen Theilen ist der Pflanzenwuchs überhaupt schwächlicher als im Süden, die Bäume werden nicht so hoch und das Gras steht nicht so dicht. In der Regel sprießen die Gräser hier hoch auf, sind aber dünn gesäet, und selbst an Stellen, wo die Bäume eine große Höhe erreichen, ist zwischen ihnen ein Raum von vierzig und mehr Fuß. So weit wir das Innere untersuchen konnten, war es nicht besser bewaldet als die Küste. Die Ufer der Buchten sind bis auf eine Viertelmeile landeinwärts mit Mangelbäumen besetzt, unter denen der Boden aus einem fetten, von der Fluth überschwemmten Schlamm besteht. Tiefer im Lande trafen wir zuweilen auf sumpfige Stellen mit sehr reichem und dichtem Pflanzenwuchse, andere Male auf Thäler mit Gebüsch. Hin und wieder wollte uns scheinen, als könnte der Boden verbessert werden, der größte Theil ist aber keines regelmäßigen Anbaues fähig. Der Theil der Küste, welcher nördlich vom 25. Grad südl. Br. liegt, hat viele gute Buchten, in denen die Schiffe gegen alle Winde geschützt sind.

Nach dem zu schließen, was wir in der trockenen Jahreszeit sahen — denn in diese fiel unser Aufenthalt — muß das Land gut bewässert sein. Wir fanden eine unzählige Menge kleiner Bäche und Quellen, die in der Regenzeit ohne Zweifel zunehmen, aber keine großen Ströme. Der Thirsty-Sound war der einzige Ort, wo wir uns kein Trinkwasser verschaffen konnten.

Die Baumarten sind wenig zahlreich, und nicht mehr als zwei sind zu Bauholz geeignet. Die größte ist der Gummibaum, der im ganzen Lande wächst. Er hat gerade Blätter, die denen der Weide gleichen, und sein Saft oder richtiger Harz ist dunkelroth. Schon

Dampierre erwähnt seiner, und wahrscheinlich ist es dieser Baum, den Tasman meint, wenn er sagt: „er habe auf Vandiemensland Baumharz gesehen.“ Der andere zu Bauten verwendbare Baum hat mit unserer Fichte Aehnlichkeit. Beide haben ein hartes und schweres Holz. Dann giebt es auch einen Baum mit einer weichen Rinde, die sich leicht abschälen läßt.

Von Palmen haben wir drei Arten gesehen. Die erste ist im Süden sehr verbreitet und hat Blätter, die fächerartig gefaltet sind; sie giebt wenig, aber ausnehmend süßen Kohl, und die Nüsse, die sie in Menge trägt, sind ein gutes Schweinefutter. Die zweite Art gleicht der echten Kohlpalme der westindischen Inseln und liefert ebenfalls einen Kohl, der größer aber nicht so süß ist, als der der ersten Art. Sie hat dieselben großen und gefiederten Blätter wie die Cocospalme. Die dritte Art, der wir, gleich der zweiten, blos in den nördlichen Gegenden begegneten, erreicht selten eine Höhe von mehr als zehn Fuß und trägt kleine gefiederte Blätter. Sie giebt keinen Kohl, dagegen aber runde Nüsse von der Größe der Kastanien in großer Zahl. Da wir die Schalen dieser Nüsse an Stellen fanden, wo die Wilden an Feuern gelagert hatten, so schlossen wir, daß sie eine gute Speise sein müßten. Die Erfahrung belehrte uns jedoch, daß sie zugleich abführend wirken und Erbrechen hervorrufen. Von unseren Schweinen, denen wir solche Nüsse gegeben hatten, starben eine Woche später zwei. Sollten die Wilden noch bessere Magen haben, als diese Thiere? Vielleicht ist, wie bei der Maniokwurzel, blos der Saft giftig, und die Nuß im trockenen Zustande ein gesundes Nahrungsmittel.

Außer diesen Palmen und Mangelbäumen giebt es mehrere kleine Bäume und Gesträuche, die uns unbekannt waren. Einer, der im Süden vorkommt, trägt eine Kirsche mit weichem Kern, ein anderer eine kaum eßbare Feige, ein dritter eine Art Pflaume, an den Seiten abgeplattet, ein vierter einen purpurrothen Apfel, der ganz gut schmeckt, wenn er einige Tage gelegen hat. Für den Botaniker hegt Neuholland viele Pflanzen, eßbare wenige. Eine kleine binsenartige Pflanze mit langen, schmalen und dicken Blättern schwitzt ein glänzend gelbes Harz aus, das ganz dem Gummigutti ähnelt, nur daß es nicht färbt, und einen süßlichen Geruch verbreitet. Zu den Pflanzen, die ich bereits

Dampierre erwähnt seiner, und wahrscheinlich ist es dieser Baum, den Tasman meint, wenn er sagt: „er habe auf Vandiemensland Baumharz gesehen.“ Der andere zu Bauten verwendbare Baum hat mit unserer Fichte Aehnlichkeit. Beide haben ein hartes und schweres Holz. Dann giebt es auch einen Baum mit einer weichen Rinde, die sich leicht abschälen läßt.

Von Palmen haben wir drei Arten gesehen. Die erste ist im Süden sehr verbreitet und hat Blätter, die fächerartig gefaltet sind; sie giebt wenig, aber ausnehmend süßen Kohl, und die Nüsse, die sie in Menge trägt, sind ein gutes Schweinefutter. Die zweite Art gleicht der echten Kohlpalme der westindischen Inseln und liefert ebenfalls einen Kohl, der größer aber nicht so süß ist, als der der ersten Art. Sie hat dieselben großen und gefiederten Blätter wie die Cocospalme. Die dritte Art, der wir, gleich der zweiten, blos in den nördlichen Gegenden begegneten, erreicht selten eine Höhe von mehr als zehn Fuß und trägt kleine gefiederte Blätter. Sie giebt keinen Kohl, dagegen aber runde Nüsse von der Größe der Kastanien in großer Zahl. Da wir die Schalen dieser Nüsse an Stellen fanden, wo die Wilden an Feuern gelagert hatten, so schlossen wir, daß sie eine gute Speise sein müßten. Die Erfahrung belehrte uns jedoch, daß sie zugleich abführend wirken und Erbrechen hervorrufen. Von unseren Schweinen, denen wir solche Nüsse gegeben hatten, starben eine Woche später zwei. Sollten die Wilden noch bessere Magen haben, als diese Thiere? Vielleicht ist, wie bei der Maniokwurzel, blos der Saft giftig, und die Nuß im trockenen Zustande ein gesundes Nahrungsmittel.

Außer diesen Palmen und Mangelbäumen giebt es mehrere kleine Bäume und Gesträuche, die uns unbekannt waren. Einer, der im Süden vorkommt, trägt eine Kirsche mit weichem Kern, ein anderer eine kaum eßbare Feige, ein dritter eine Art Pflaume, an den Seiten abgeplattet, ein vierter einen purpurrothen Apfel, der ganz gut schmeckt, wenn er einige Tage gelegen hat. Für den Botaniker hegt Neuholland viele Pflanzen, eßbare wenige. Eine kleine binsenartige Pflanze mit langen, schmalen und dicken Blättern schwitzt ein glänzend gelbes Harz aus, das ganz dem Gummigutti ähnelt, nur daß es nicht färbt, und einen süßlichen Geruch verbreitet. Zu den Pflanzen, die ich bereits

genannt, habe ich noch einige hinzuzufügen: Peterselie, Portulak und zwei Arten Yams, von denen die eine die Form eines Rettigs, die andere rund ist und holzige Fasern hat.

Die merkwürdigsten Vierfüßer, den Hund, das Känguruh, das Opossum, habe ich bereits beschrieben. Außer ihnen sahen wir blos noch eine Iltisart, von den Eingebornen quole genannt, mit braunem, weißgeflecktem Rücken und einem ganz weißen Bauche. Die Fledermäuse hielten zwischen Vierfüßern und Vögeln die Mitte, namentlich eine Art, größer wie ein Rebhuhn. Von Meervögeln und anderem Wassergeflügel giebt es Möwen, Cormorans, Seestörche, Seeschwalben, Wettervögel, Enten, Pelikane von außerordentlicher Größe und mehrere andere. Die Landvögel bestehen aus Krähen, Papageien, Catacuas und ähnlichen Vögeln von wunderbarer Schönheit, Tauben, Turteltauben, Wachteln, Trappen, Kranichen, Falken und Adlern. Die Tauben fliegen in großen Schwärmen umher, und so wild sie waren, tödteten unsere Leute doch an manchem Tage zehn bis zwölf.

Von Reptilien giebt es Schlangen von verschiedenen Arten, unter denen einige giftige sind, Skorpione, Tausendfüße, Eidechsen. Insekten sahen wir nicht viele, Moskiten und Ameisen waren die vorzüglichsten. Die merkwürdigsten Arten der letzteren habe ich früher beschrieben. Von den grünen, die sich auf den Bäumen Nester bauen, will ich noch etwas erzählen, was einen Beweis von der großen Kraft dieser Thiere geben wird. Ich sah, wie sie Blätter, so groß wie eine Hand, zusammenbogen und mit einem Safte, den ihnen ihr eigener Körper lieferte, verklebten und in ihrer Stellung erhielten. Tausende waren bei dem Rollen und Stützen dieser Blätter beschäftigt, während viele andere das Verkleben besorgten. Wir störten sie einmal in ihrer Arbeit, und sogleich schnellten die gebogenen Blätter mit einer solchen Kraft in ihre natürliche Lage zurück, daß wir nicht begreifen konnten, wie die Thierchen sie hatten zusammenrollen können. Uebrigens rächten sich die Ameisen, indem sie sich zu Tausenden auf uns warfen und uns mit ihren Stichen unerträgliche Schmerzen verursachten, namentlich wenn sie in unsere Haare krochen, von wo sie nicht leicht zu entfernen waren. Der Stich dieser Ameisen erregte denselben Schmerz, wie der einer Biene, doch hörte die Empfindung nach einer Minute auf. Der Amei-

genannt, habe ich noch einige hinzuzufügen: Peterslie, Portulak und zwei Arten Yams, von denen die eine die Form eines Rettigs, die andere rund ist und holzige Fasern hat.

Die merkwürdigsten Vierfüßer, den Hund, das Känguruh, das Opossum, habe ich bereits beschrieben. Außer ihnen sahen wir blos noch eine Iltisart, von den Eingebornen quole genannt, mit braunem, weißgeflecktem Rücken und einem ganz weißen Bauche. Die Fledermäuse hielten zwischen Vierfüßern und Vögeln die Mitte, namentlich eine Art, größer wie ein Rebhuhn. Von Meervögeln und anderem Wassergeflügel giebt es Möwen, Cormorans, Seestörche, Seeschwalben, Wettervögel, Enten, Pelikane von außerordentlicher Größe und mehrere andere. Die Landvögel bestehen aus Krähen, Papageien, Catacuas und ähnlichen Vögeln von wunderbarer Schönheit, Tauben, Turteltauben, Wachteln, Trappen, Kranichen, Falken und Adlern. Die Tauben fliegen in großen Schwärmen umher, und so wild sie waren, tödteten unsere Leute doch an manchem Tage zehn bis zwölf.

Von Reptilien giebt es Schlangen von verschiedenen Arten, unter denen einige giftige sind, Skorpione, Tausendfüße, Eidechsen. Insekten sahen wir nicht viele, Moskiten und Ameisen waren die vorzüglichsten. Die merkwürdigsten Arten der letzteren habe ich früher beschrieben. Von den grünen, die sich auf den Bäumen Nester bauen, will ich noch etwas erzählen, was einen Beweis von der großen Kraft dieser Thiere geben wird. Ich sah, wie sie Blätter, so groß wie eine Hand, zusammenbogen und mit einem Safte, den ihnen ihr eigener Körper lieferte, verklebten und in ihrer Stellung erhielten. Tausende waren bei dem Rollen und Stützen dieser Blätter beschäftigt, während viele andere das Verkleben besorgten. Wir störten sie einmal in ihrer Arbeit, und sogleich schnellten die gebogenen Blätter mit einer solchen Kraft in ihre natürliche Lage zurück, daß wir nicht begreifen konnten, wie die Thierchen sie hatten zusammenrollen können. Uebrigens rächten sich die Ameisen, indem sie sich zu Tausenden auf uns warfen und uns mit ihren Stichen unerträgliche Schmerzen verursachten, namentlich wenn sie in unsere Haare krochen, von wo sie nicht leicht zu entfernen waren. Der Stich dieser Ameisen erregte denselben Schmerz, wie der einer Biene, doch hörte die Empfindung nach einer Minute auf. Der Amei-

sen, die das Mark der Baumzweige ausfressen und in der Höhlung ihre Nester anlegen, erwähnt schon Rumphius in seinem Herbarium Amboinense. Eine dritte Art baute ihre Nester im Inneren einer Pflanze, die auf Baumrinde wuchs. Die Wurzel ist gewöhnlich so groß, wie eine starke Rübe, oft auch viel größer. Wenn wir sie durchschnitten, fanden wir eine unzählige Menge kleiner gewundener Röhren, alle gefüllt mit diesen Thieren, die dem Gedeihen der Pflanze übrigens nicht geschadet zu haben schienen. Diese Art ist etwa halb so groß wie die rothe englische Ameise. Obgleich ihre kleinen Stacheln sich nicht fühlbar machen können, quälte sie uns doch mindestens eben so sehr, wie die größeren Arten, denn kaum berührten wir ihre Wohnung, so kamen sie in Masse aus ihren Löchern hervor, bedeckten im Nu alle entblößten Körpertheile und verursachten ein im höchsten Grade peinliches Jucken.

Eine vierte Ameisenart, ganz wie die weiße ostindische gestaltet, ist harmlos. Sie hat zweierlei Wohnungen, eine, die an Baumzweigen hängt, und eine zweite, die auf der Erde steht. Die an den Zweigen hängenden Nester sind drei bis viermal so stark als ein menschlicher Kopf und bestehen aus einem brüchigen Stoff, der aus verfaulten Pflanzen und dem klebrigen Safte der Thiere zusammengesetzt zu sein scheint. Zerbricht man diese Kruste, so bemerkt man eine kaum glaubliche Menge von Zellen, welche alle unter einander in Verbindung stehen, und verschiedene Oeffnungen, die zu anderen Ameisennestern desselben Baumes führen. Es giebt auch einen bedeckten Weg, der unten in eine andere auf der Erde stehende Wohnung einmündet. Diese befindet sich gewöhnlich an der Wurzel eines Baumes, aber nicht desselben, an dem die Nester hängen, ist in der Form einer Pyramide mit unregelmäßigen Seiten gebaut und hat zuweilen bei sechs Fuß Höhe fast eben so viel Durchmesser. Die Hülle dieser Nester wird von einer zwei Zoll dicken Thonlage gebildet. Oeffnungen nach außen fehlen, und es giebt keine Verbindungen als die bedeckten Wege, die zu den Nestern oben auf dem Baume führen. Aus allen diesen Umständen schließe ich, daß diese Nester auf der Erde Winterwohnungen sind, in denen die Thierchen durch die dickere und von keiner Oeffnung durchbrochene Kruste gegen Kälte und Nässe geschützt werden.

sen, die das Mark der Baumzweige ausfressen und in der Höhlung ihre Nester anlegen, erwähnt schon Rumphius in seinem Herbarium Amboinense. Eine dritte Art baute ihre Nester im Inneren einer Pflanze, die auf Baumrinde wuchs. Die Wurzel ist gewöhnlich so groß, wie eine starke Rübe, oft auch viel größer. Wenn wir sie durchschnitten, fanden wir eine unzählige Menge kleiner gewundener Röhren, alle gefüllt mit diesen Thieren, die dem Gedeihen der Pflanze übrigens nicht geschadet zu haben schienen. Diese Art ist etwa halb so groß wie die rothe englische Ameise. Obgleich ihre kleinen Stacheln sich nicht fühlbar machen können, quälte sie uns doch mindestens eben so sehr, wie die größeren Arten, denn kaum berührten wir ihre Wohnung, so kamen sie in Masse aus ihren Löchern hervor, bedeckten im Nu alle entblößten Körpertheile und verursachten ein im höchsten Grade peinliches Jucken.

Eine vierte Ameisenart, ganz wie die weiße ostindische gestaltet, ist harmlos. Sie hat zweierlei Wohnungen, eine, die an Baumzweigen hängt, und eine zweite, die auf der Erde steht. Die an den Zweigen hängenden Nester sind drei bis viermal so stark als ein menschlicher Kopf und bestehen aus einem brüchigen Stoff, der aus verfaulten Pflanzen und dem klebrigen Safte der Thiere zusammengesetzt zu sein scheint. Zerbricht man diese Kruste, so bemerkt man eine kaum glaubliche Menge von Zellen, welche alle unter einander in Verbindung stehen, und verschiedene Oeffnungen, die zu anderen Ameisennestern desselben Baumes führen. Es giebt auch einen bedeckten Weg, der unten in eine andere auf der Erde stehende Wohnung einmündet. Diese befindet sich gewöhnlich an der Wurzel eines Baumes, aber nicht desselben, an dem die Nester hängen, ist in der Form einer Pyramide mit unregelmäßigen Seiten gebaut und hat zuweilen bei sechs Fuß Höhe fast eben so viel Durchmesser. Die Hülle dieser Nester wird von einer zwei Zoll dicken Thonlage gebildet. Oeffnungen nach außen fehlen, und es giebt keine Verbindungen als die bedeckten Wege, die zu den Nestern oben auf dem Baume führen. Aus allen diesen Umständen schließe ich, daß diese Nester auf der Erde Winterwohnungen sind, in denen die Thierchen durch die dickere und von keiner Oeffnung durchbrochene Kruste gegen Kälte und Nässe geschützt werden.

Das Meer liefert den Einwohnern mehr Lebensmittel. Sind auch die Fische nicht in solchem Ueberflusse vorhanden, wie in höheren Breiten, so warfen wir doch selten das Netz, ohne fünfzig bis zweihundert Pfund zu fangen. Es giebt deren verschiedene Arten, aber abgesehen von den Seebarben keine in Europa bekannte. Die meisten sind schmackhaft und einige vortrefflich. Auf den Sandbänken und Klippen findet man die schönsten grünen Schildkröten der Welt in kaum glaublicher Anzahl und verschiedene Schalthiere, namentlich Austern und Perlmuscheln. Die Herzmuscheln erreichen eine ungeheure Größe, von Hummern sahen wir nichts als die Schalen. In den Flüssen und Salzlagunen giebt es Kaimans.

Dampierre ist der einzige Schriftsteller, der bis jetzt über Neuholland und seine Bewohner berichtet hat. Dieser Mann ist im Allgemeinen zuverlässig, begeht aber doch manche Irrthümer. Es ist richtig, daß die Stämme, welche er sah, einen Theil der Küste bewohnten, der von Neusüdwales weit entfernt ist, allein auch wir trafen an verschiedenen, nichts weniger als nahen Stellen mit Eingebornen zusammen, und da wir überall in der Gestalt, in den Sitten und Gebräuchen eine vollständige Uebereinstimmung wahrnahmen, so ist zu schließen, daß die Menschen des ganzen Landes sich gleich sein werden.

Die Zahl der Bewohner scheint im Verhältniß zur Ausdehnung des Landes sehr klein zu sein. Wir fanden nur ein einziges Mal dreißig beisammen, und es war dies, als die Männer, Frauen und Kinder von Botany-Bai sich versammelten, um das ansegelnde Schiff zu betrachten. Als sie uns angreifen wollten, brachten sie nicht mehr als vierzehn bis fünfzehn Krieger zusammen, und nie sahen wir ein Lager, das eine größere Truppe aufzustellen im Stande gewesen wäre. Allerdings haben wir blos die Ostküste kennen gelernt, und zwischen dieser und der Westküste liegt ein ungeheurer Raum, aber dieser ist, wie sich aus den stärksten Gründen wahrnehmen läßt, entweder gänzlich wüst oder birgt doch wenigstens eine noch schwächere Bevölkerung, als die Küste. Unmöglich kann das Innere den Eingebornen in allen Jahreszeiten Nahrung gewähren, wenn es nicht angebaut ist, und wie könnten die Küstenbewohner mit dem Ackerbau so gänzlich unbekannt sein, wenn er landeinwärts betrieben würde? Wie wäre es

Das Meer liefert den Einwohnern mehr Lebensmittel. Sind auch die Fische nicht in solchem Ueberflusse vorhanden, wie in höheren Breiten, so warfen wir doch selten das Netz, ohne fünfzig bis zweihundert Pfund zu fangen. Es giebt deren verschiedene Arten, aber abgesehen von den Seebarben keine in Europa bekannte. Die meisten sind schmackhaft und einige vortrefflich. Auf den Sandbänken und Klippen findet man die schönsten grünen Schildkröten der Welt in kaum glaublicher Anzahl und verschiedene Schalthiere, namentlich Austern und Perlmuscheln. Die Herzmuscheln erreichen eine ungeheure Größe, von Hummern sahen wir nichts als die Schalen. In den Flüssen und Salzlagunen giebt es Kaimans.

Dampierre ist der einzige Schriftsteller, der bis jetzt über Neuholland und seine Bewohner berichtet hat. Dieser Mann ist im Allgemeinen zuverlässig, begeht aber doch manche Irrthümer. Es ist richtig, daß die Stämme, welche er sah, einen Theil der Küste bewohnten, der von Neusüdwales weit entfernt ist, allein auch wir trafen an verschiedenen, nichts weniger als nahen Stellen mit Eingebornen zusammen, und da wir überall in der Gestalt, in den Sitten und Gebräuchen eine vollständige Uebereinstimmung wahrnahmen, so ist zu schließen, daß die Menschen des ganzen Landes sich gleich sein werden.

Die Zahl der Bewohner scheint im Verhältniß zur Ausdehnung des Landes sehr klein zu sein. Wir fanden nur ein einziges Mal dreißig beisammen, und es war dies, als die Männer, Frauen und Kinder von Botany-Bai sich versammelten, um das ansegelnde Schiff zu betrachten. Als sie uns angreifen wollten, brachten sie nicht mehr als vierzehn bis fünfzehn Krieger zusammen, und nie sahen wir ein Lager, das eine größere Truppe aufzustellen im Stande gewesen wäre. Allerdings haben wir blos die Ostküste kennen gelernt, und zwischen dieser und der Westküste liegt ein ungeheurer Raum, aber dieser ist, wie sich aus den stärksten Gründen wahrnehmen läßt, entweder gänzlich wüst oder birgt doch wenigstens eine noch schwächere Bevölkerung, als die Küste. Unmöglich kann das Innere den Eingebornen in allen Jahreszeiten Nahrung gewähren, wenn es nicht angebaut ist, und wie könnten die Küstenbewohner mit dem Ackerbau so gänzlich unbekannt sein, wenn er landeinwärts betrieben würde? Wie wäre es

möglich, daß man, wenn sie den Ackerbau kennten, keine Spur davon bei ihnen fände? Nie haben wir einen Fuß breit bestellten Landes gefunden, und ich schließe daraus, daß der Theil von Neuholland, den wir besucht haben, blos an der Küste bewohnt ist, wo das Meer dem Menschen Subsistenzmittel liefert.

Der einzige Stamm, mit dem wir in Verkehr traten, bewohnte die Gegend, wo wir unser Schiff ausbesserten. Er bestand aus einundzwanzig Personen, zwölf Männern, sieben Frauen, einem kleinen Knaben und einem Mädchen. Die Frauen sahen wir immer nur von weitem, denn die Männer ließen sie zurück, wenn sie uns besuchten. Hier wie in allen anderen Bezirken waren die Männer mittleren Wuchses und wohlgebaut, schlank und merkwürdig stark, thätig und gelenk. Ihr Gesicht war nicht ohne Ausdruck, und ihre Stimme außerordentlich sanft, fast weibisch.

Ihre Haut war in einem solchen Grade mit Rauch und Staub bedeckt, daß die wirkliche Farbe sich äußerst schwer erkennen ließ. Wir rieben ihren Körper mehrmals mit dem nassen Finger, um die Kruste zu entfernen, allein immer ohne Erfolg. Diese Unreinlichkeit läßt sie schwarz wie Neger erscheinen, und doch wird ihre Haut nicht dunkler als Chocolate sein. Ihre Züge sind nicht etwa unangenehm. Weder ist die Nase platt, noch sind die Lippen dick, die Zähne sind weiß und gleichförmig, die Haare, die von ihnen freilich kurz getragen werden, von Natur lang und schwarz. Ihr dichter krauser Bart, der ebenfalls keine große Länge erreichen darf, hat dieselbe Farbe. Wir begegneten eines Tages einem Manne mit einem längeren Barte, als seine Genossen ihn trugen. Am nächsten Morgen war gerade dieser Bart der kürzeste von allen, und als wir ihn untersuchten, zeigte es sich, daß die Spitzen der Haare versengt seien. Diese Thatsache bewies uns um so bestimmter, daß die Wilden ihr Haar durch Feuer in Ordnung halten, als wir nie ein schneidendes Werkzeug bei ihnen wahrgenommen hatten.

Ich bemerkte bereits, daß beide Geschlechter vollkommen nackt gehen. Sie zeigen jeden Körpertheil so unbedenklich, wie wir Hand und Gesicht sehen lassen. Ihr Hauptschmuck besteht in dem Knochen, den sie in der Scheidewand der Nasenlöcher tragen. Aller menschlicher

möglich, daß man, wenn sie den Ackerbau kennten, keine Spur davon bei ihnen fände? Nie haben wir einen Fuß breit bestellten Landes gefunden, und ich schließe daraus, daß der Theil von Neuholland, den wir besucht haben, blos an der Küste bewohnt ist, wo das Meer dem Menschen Subsistenzmittel liefert.

Der einzige Stamm, mit dem wir in Verkehr traten, bewohnte die Gegend, wo wir unser Schiff ausbesserten. Er bestand aus einundzwanzig Personen, zwölf Männern, sieben Frauen, einem kleinen Knaben und einem Mädchen. Die Frauen sahen wir immer nur von weitem, denn die Männer ließen sie zurück, wenn sie uns besuchten. Hier wie in allen anderen Bezirken waren die Männer mittleren Wuchses und wohlgebaut, schlank und merkwürdig stark, thätig und gelenk. Ihr Gesicht war nicht ohne Ausdruck, und ihre Stimme außerordentlich sanft, fast weibisch.

Ihre Haut war in einem solchen Grade mit Rauch und Staub bedeckt, daß die wirkliche Farbe sich äußerst schwer erkennen ließ. Wir rieben ihren Körper mehrmals mit dem nassen Finger, um die Kruste zu entfernen, allein immer ohne Erfolg. Diese Unreinlichkeit läßt sie schwarz wie Neger erscheinen, und doch wird ihre Haut nicht dunkler als Chocolate sein. Ihre Züge sind nicht etwa unangenehm. Weder ist die Nase platt, noch sind die Lippen dick, die Zähne sind weiß und gleichförmig, die Haare, die von ihnen freilich kurz getragen werden, von Natur lang und schwarz. Ihr dichter krauser Bart, der ebenfalls keine große Länge erreichen darf, hat dieselbe Farbe. Wir begegneten eines Tages einem Manne mit einem längeren Barte, als seine Genossen ihn trugen. Am nächsten Morgen war gerade dieser Bart der kürzeste von allen, und als wir ihn untersuchten, zeigte es sich, daß die Spitzen der Haare versengt seien. Diese Thatsache bewies uns um so bestimmter, daß die Wilden ihr Haar durch Feuer in Ordnung halten, als wir nie ein schneidendes Werkzeug bei ihnen wahrgenommen hatten.

Ich bemerkte bereits, daß beide Geschlechter vollkommen nackt gehen. Sie zeigen jeden Körpertheil so unbedenklich, wie wir Hand und Gesicht sehen lassen. Ihr Hauptschmuck besteht in dem Knochen, den sie in der Scheidewand der Nasenlöcher tragen. Aller menschlicher

Scharfsinn würde nicht erklären können, welche ästhetische Anschauung zur Annahme dieses Schmuckes geführt hat, der außerdem Schmerzen verursacht und Unbequemlichkeiten im Gefolge hat. Der Knochen ist so stark wie ein Finger, und da er fünf bis sechs Zoll Länge hat, so geht er über das ganze Gesicht weg. Er schließt die Nasenöffnungen ganz, und die Wilden müssen daher mit weit geöffnetem Munde athmen und näseln beim Sprechen so stark, daß sie sich kaum verstehen. Unsere Matrosen nannten diesen Knochen die Bugsprietnaae, und in der That bot er einen so sonderbaren Anblick, daß wir uns im Anfang kaum des Lachens enthalten konnten. Außer diesem Kleinod besitzen sie Halsbänder von Muscheln, Armbänder von dünnen Schnuren und Gürtel von geflochtenen Haaren. Einige tragen auch eine Art von Ringkragen aus Muscheln gefertigt. Obgleich diese Stämme keine Kleider kennen, hat ihr Körper doch außer Rauch und Schmuz noch eine andere Decke, denn sie bemalen ihn weiß und roth. Das Roth wird in großen Flecken auf Brust und Schultern aufgetragen, das Weiß in breiteren oder schmäleren Streifen. Dieser Zeichnung fehlt es nicht ganz an Geschmack. Auch auf das Gesicht tragen sie Weiß auf und bilden einen Kreis um die Augen. Das Roth schien aus Oker bereitet zu sein, die Bestandtheile des Weiß konnten wir nicht ermitteln. Es wurde von kleinen festen Körnern gebildet, die sich seifig anfühlen ließen und fast so schwer wie Bleiweiß waren. Die Ohren hatten die Wilden durchbohrt, ohne daß wir Ohrringe sahen. Sie legten auf alle diese Schmucksachen einen so großen Werth, daß sie nie zu bestimmen waren, uns eine abzutreten, so viel wir ihnen auch bieten mochten. Uns fiel dies um so mehr auf, als unsere Bänder und Glasperlen doch auch Schmuck waren und weit mehr in die Augen fielen. Von Handel und Verkehr haben diese Leute keine Idee und ließen sich von uns keine beibringen. Sie nahmen an, was wir ihnen gaben, verstanden aber nie unsere Zeichen, wenn wir eine Gegenleistung forderten. Dieselbe Gleichgültigkeit, die sie vom Handel mit uns abhielt, ließ sie den Diebstahl meiden. Wären sie begehrlicher gewesen, so hätte ihre Ehrlichkeit nicht die Probe gehalten, denn als wir ihnen eine Schildkröte verweigerten, wurden sie wüthend und schritten zur Gewalt. Dies war der einzige Gegenstand, der für sie Werth hatte, alle anderen Sachen

Scharfsinn würde nicht erklären können, welche ästhetische Anschauung zur Annahme dieses Schmuckes geführt hat, der außerdem Schmerzen verursacht und Unbequemlichkeiten im Gefolge hat. Der Knochen ist so stark wie ein Finger, und da er fünf bis sechs Zoll Länge hat, so geht er über das ganze Gesicht weg. Er schließt die Nasenöffnungen ganz, und die Wilden müssen daher mit weit geöffnetem Munde athmen und näseln beim Sprechen so stark, daß sie sich kaum verstehen. Unsere Matrosen nannten diesen Knochen die Bugsprietraae, und in der That bot er einen so sonderbaren Anblick, daß wir uns im Anfang kaum des Lachens enthalten konnten. Außer diesem Kleinod besitzen sie Halsbänder von Muscheln, Armbänder von dünnen Schnuren und Gürtel von geflochtenen Haaren. Einige tragen auch eine Art von Ringkragen aus Muscheln gefertigt. Obgleich diese Stämme keine Kleider kennen, hat ihr Körper doch außer Rauch und Schmuz noch eine andere Decke, denn sie bemalen ihn weiß und roth. Das Roth wird in großen Flecken auf Brust und Schultern aufgetragen, das Weiß in breiteren oder schmäleren Streifen. Dieser Zeichnung fehlt es nicht ganz an Geschmack. Auch auf das Gesicht tragen sie Weiß auf und bilden einen Kreis um die Augen. Das Roth schien aus Oker bereitet zu sein, die Bestandtheile des Weiß konnten wir nicht ermitteln. Es wurde von kleinen festen Körnern gebildet, die sich seifig anfühlen ließen und fast so schwer wie Bleiweiß waren. Die Ohren hatten die Wilden durchbohrt, ohne daß wir Ohrringe sahen. Sie legten auf alle diese Schmucksachen einen so großen Werth, daß sie nie zu bestimmen waren, uns eine abzutreten, so viel wir ihnen auch bieten mochten. Uns fiel dies um so mehr auf, als unsere Bänder und Glasperlen doch auch Schmuck waren und weit mehr in die Augen fielen. Von Handel und Verkehr haben diese Leute keine Idee und ließen sich von uns keine beibringen. Sie nahmen an, was wir ihnen gaben, verstanden aber nie unsere Zeichen, wenn wir eine Gegenleistung forderten. Dieselbe Gleichgültigkeit, die sie vom Handel mit uns abhielt, ließ sie den Diebstahl meiden. Wären sie begehrlicher gewesen, so hätte ihre Ehrlichkeit nicht die Probe gehalten, denn als wir ihnen eine Schildkröte verweigerten, wurden sie wüthend und schritten zur Gewalt. Dies war der einzige Gegenstand, der für sie Werth hatte, alle anderen Sachen

ließen sie kalt. Ich habe schon erzählt, daß wir die Gegenstände, die wir ihnen geschenkt hatten, später hie und da im Walde verstreut wiederfanden. So wirft ein Kind die Spielsachen fort, deren es überdrüßig geworden ist. Von Krankheiten sah man an ihnen keine Spuren. Große unregelmäßige Narben, die bei Einigen sichtbar wurden, stammten von Wunden, welche sie sich selbst zugefügt hatten, um ihren Schmerz über den Tod eines Verwandten zu beweisen.

Feste Wohnungen scheinen die Wilden nicht zu haben, denn nirgends trafen wir auf etwas, was einem Dorfe glich. Ihre Häuser, wenn man ihnen diesen Namen geben kann, sind roher als alle, die wir noch gesehen haben. Selbst die erbärmlichen Löcher des Feuerlandes verdienen in gewisser Beziehung den Vorzug. Die besten dieser Hütten sind genau so hoch, daß ein Mensch in ihnen aufrechtstehen kann, aber nicht breit genug, um ihm zu gestatten, sich in irgend einer Richtung der Länge nach auszustrecken. Sie sind in Form eines Backofens von biegsamen, etwa daumendicken Stäben errichtet, die man mit beiden Enden in die Erde steckt und mit Blättern oder Baumrinde bedeckt. Die Thür besteht aus einer großen Oeffnung und befindet sich immer der Feuerstelle gegenüber, wie wir an der Asche sahen. In solchen Hütten schlafen drei bis vier Personen, allerdings in den unnatürlichsten Stellungen, mit zusammengekrümmtem Körper und so, daß die Ferse des Einen den Kopf des Anderen berührt. Weiter nördlich, wo das Klima wärmer wird, schrumpfen die Wohnungen immer mehr zusammen. Man macht sie wie im Süden aus Baumzweigen, die mit Zweigen bedeckt werden, aber keine hat mehr als vier Fuß Tiefe, und eine der Seiten steht ganz offen. Die geschlossene Seite liegt immer der Gegend des herrschenden Windes gegenüber, und an der offenen Seite brennt das Feuer, das wahrscheinlich gegen die Moskitos Schutz geben soll. Vermuthlich kriechen sie blos mit Kopf und Leib in diese Höhlen und strecken die Beine gegen das Feuer aus. Eine wandernde Horde errichtet solche Hütten je nach ihrem Bedürfniß an den Orten, welche ihr zeitweilig Nahrung gewähren, und verläßt sie ohne Bedauern, wenn die Umgegend erschöpft ist. Wo die Wilden nicht mehr als eine oder zwei Nächte verleben, legen sie sich hinter Krautbüschel von zwei Fuß Höhe.

ließen sie kalt. Ich habe schon erzählt, daß wir die Gegenstände, die wir ihnen geschenkt hatten, später hie und da im Walde verstreut wiederfanden. So wirft ein Kind die Spielsachen fort, deren es überdrüßig geworden ist. Von Krankheiten sah man an ihnen keine Spuren. Große unregelmäßige Narben, die bei Einigen sichtbar wurden, stammten von Wunden, welche sie sich selbst zugefügt hatten, um ihren Schmerz über den Tod eines Verwandten zu beweisen.

Feste Wohnungen scheinen die Wilden nicht zu haben, denn nirgends trafen wir auf etwas, was einem Dorfe glich. Ihre Häuser, wenn man ihnen diesen Namen geben kann, sind roher als alle, die wir noch gesehen haben. Selbst die erbärmlichen Löcher des Feuerlandes verdienen in gewisser Beziehung den Vorzug. Die besten dieser Hütten sind genau so hoch, daß ein Mensch in ihnen aufrechtstehen kann, aber nicht breit genug, um ihm zu gestatten, sich in irgend einer Richtung der Länge nach auszustrecken. Sie sind in Form eines Backofens von biegsamen, etwa daumendicken Stäben errichtet, die man mit beiden Enden in die Erde steckt und mit Blättern oder Baumrinde bedeckt. Die Thür besteht aus einer großen Oeffnung und befindet sich immer der Feuerstelle gegenüber, wie wir an der Asche sahen. In solchen Hütten schlafen drei bis vier Personen, allerdings in den unnatürlichsten Stellungen, mit zusammengekrümmtem Körper und so, daß die Ferse des Einen den Kopf des Anderen berührt. Weiter nördlich, wo das Klima wärmer wird, schrumpfen die Wohnungen immer mehr zusammen. Man macht sie wie im Süden aus Baumzweigen, die mit Zweigen bedeckt werden, aber keine hat mehr als vier Fuß Tiefe, und eine der Seiten steht ganz offen. Die geschlossene Seite liegt immer der Gegend des herrschenden Windes gegenüber, und an der offenen Seite brennt das Feuer, das wahrscheinlich gegen die Moskitos Schutz geben soll. Vermuthlich kriechen sie blos mit Kopf und Leib in diese Höhlen und strecken die Beine gegen das Feuer aus. Eine wandernde Horde errichtet solche Hütten je nach ihrem Bedürfniß an den Orten, welche ihr zeitweilig Nahrung gewähren, und verläßt sie ohne Bedauern, wenn die Umgegend erschöpft ist. Wo die Wilden nicht mehr als eine oder zwei Nächte verleben, legen sie sich hinter Krautbüschel von zwei Fuß Höhe.

Das einzige Geräth, das wir in diesen Hütten bemerkten, war ein längliches Gefäß aus Baumrinde, an beiden Enden mit Weidenruthen zusammengebunden, die Handgriffe bildeten. Wir dachten uns, daß diese Gefäße zum Wasserschöpfen dienten, wenn die Quelle etwas entfernt sei. Sie haben übrigens auch einen netzförmigen Sack, den die Frauen stricken. Der Mann trägt diesen Sack an einem Strick, der über den Kopf geworfen wird, auf dem Rücken. Gewöhnlich enthält er ein paar Stückchen Harz oder anderer Stoffe, mit denen sie sich malen, einige Schnüre und Angelhaken, einige der Muscheln, aus denen diese Haken bereitet werden, einige Lanzenspitzen und ihre gewöhnlichen Schmucksachen. Darin bestehen alle Schätze des reichsten Mannes, den es unter ihnen giebt.

Ihre Angelhaken bereiten sie mit viel Kunst, von den größten bis zu winzig kleinen herab. Die Schildkröten harpuniren sie mit einem kleinen sehr spitzen und gezackten Stabe, dessen hinteres Ende in einen leichten, faustdicken und sieben bis acht Fuß langen Stamm eingefügt ist, der mit einem Stricke in Verbindung steht. Haben sie die Schildkröte getroffen und ist der kleine Wurfspieß in das Thier eingedrungen, wo er durch den Widerhaken festgehalten wird, so lösen sie den größeren Stamm ab, der auf dem Wasser schwimmt und sie in den Stand setzt, das Thier immer wieder zu finden und zu gelegener Zeit in ihrer Piroge an das Land zu führen. Wir fanden einen solchen Wurfspieß in einer Schildkröte mit dem Fleisch verwachsen. Ihre Angelschnüre sind bald einen halben Zoll dick, bald so fein wie ein Haar. Sie werden aus einer Pflanze bereitet, aus welcher, waren wir zu ermitteln nicht im Stande.

Die Einwohner von Neuholland ernähren sich hauptsächlich von Pflanzen, doch gelingt es ihnen zuweilen, ein Känguruh zu tödten. Selbst Vögel verschiedener Art erlegen sie, obgleich diese so wild sind, daß unsere Flinten häufig nutzlos waren. Die Yamswurzel ist die einzige ihrer Pflanzen, die als Nahrungsmittel betrachtet werden kann, indessen unterliegt es keinem Zweifel, daß sie mehrere der oben beschriebenen Früchte essen. Roh scheinen sie nichts zu genießen. Da sie kein Kochgefäß haben, so rösten sie ihre thierischen Nahrungsmittel auf

Das einzige Geräth, das wir in diesen Hütten bemerkten, war ein längliches Gefäß aus Baumrinde, an beiden Enden mit Weidenruthen zusammengebunden, die Handgriffe bildeten. Wir dachten uns, daß diese Gefäße zum Wasserschöpfen dienten, wenn die Quelle etwas entfernt sei. Sie haben übrigens auch einen netzförmigen Sack, den die Frauen stricken. Der Mann trägt diesen Sack an einem Strick, der über den Kopf geworfen wird, auf dem Rücken. Gewöhnlich enthält er ein paar Stückchen Harz oder anderer Stoffe, mit denen sie sich malen, einige Schnüre und Angelhaken, einige der Muscheln, aus denen diese Haken bereitet werden, einige Lanzenspitzen und ihre gewöhnlichen Schmucksachen. Darin bestehen alle Schätze des reichsten Mannes, den es unter ihnen giebt.

Ihre Angelhaken bereiten sie mit viel Kunst, von den größten bis zu winzig kleinen herab. Die Schildkröten harpuniren sie mit einem kleinen sehr spitzen und gezackten Stabe, dessen hinteres Ende in einen leichten, faustdicken und sieben bis acht Fuß langen Stamm eingefügt ist, der mit einem Stricke in Verbindung steht. Haben sie die Schildkröte getroffen und ist der kleine Wurfspieß in das Thier eingedrungen, wo er durch den Widerhaken festgehalten wird, so lösen sie den größeren Stamm ab, der auf dem Wasser schwimmt und sie in den Stand setzt, das Thier immer wieder zu finden und zu gelegener Zeit in ihrer Piroge an das Land zu führen. Wir fanden einen solchen Wurfspieß in einer Schildkröte mit dem Fleisch verwachsen. Ihre Angelschnüre sind bald einen halben Zoll dick, bald so fein wie ein Haar. Sie werden aus einer Pflanze bereitet, aus welcher, waren wir zu ermitteln nicht im Stande.

Die Einwohner von Neuholland ernähren sich hauptsächlich von Pflanzen, doch gelingt es ihnen zuweilen, ein Känguruh zu tödten. Selbst Vögel verschiedener Art erlegen sie, obgleich diese so wild sind, daß unsere Flinten häufig nutzlos waren. Die Yamswurzel ist die einzige ihrer Pflanzen, die als Nahrungsmittel betrachtet werden kann, indessen unterliegt es keinem Zweifel, daß sie mehrere der oben beschriebenen Früchte essen. Roh scheinen sie nichts zu genießen. Da sie kein Kochgefäß haben, so rösten sie ihre thierischen Nahrungsmittel auf

Kohlen oder machen sie nach Art der Südsee-Insulaner in einem Loche durch heiße Steine gar.

Sie haben keine Netze und fangen die Fische daher blos mit der Harpune oder mit dem Angelhaken, häufig auch wohl mit der bloßen Hand in Höhlungen von Felsen und Sandbänken, wo die Ebbe sie zurückgelassen hat. Wie sie jagen, haben wir nie gesehen. Aus den Einschnitten, welche sie in alle großen Bäume gemacht hatten, um sich das Hinansteigen zu erleichtern, schlossen wir, daß sie oben im Gipfel auf vorüberkommende Thiere lauerten und sie mit ihren Lanzen tödteten. Möglicherweise erlegen sie die Vögel, indem diese sich auf den Baum setzen wollen, in derselben Weise. Als sie unsere Zelte am Endeavour-Flusse verließen, konnten wir ihre Spuren an den Feuern verfolgen, die sie unterwegs anzündeten. Wir dachten anfangs, daß diese Feuer ihnen auf irgend eine Weise beim Fange der Känguruhs dienlich sein könnten, erkannten jedoch unsern Irrthum bald, da diese seltsamen Thiere das Feuer in einem so hohen Grade scheuten, daß sie sich von unseren Hunden niemals an Stellen, wo kurz vorher Feuer gebrannt hatten, vorbeitreiben ließen.

Die Einwohner von Neuholland verschaffen sich mit außerordentlicher Leichtigkeit Feuer. Sie nehmen zu diesem Behuf zwei Stücke trockenes Holz, einen kleinen Stab von acht bis neun Zoll Länge und ein flaches Scheit. Den kleinen Stab stumpfen sie ab, drücken ihn gegen das flache Stück und wirbeln ihn zwischen beiden Händen umher, indem sie an ihm bald herauf, bald, um den Druck zu vermehren, herunter fahren. Auf diese Weise verschaffen sie sich in weniger als zwei Minuten Feuer, und der kleinste Funke genügt ihnen, rasch eine Flamme hervorzulocken. Wir waren oft Zeuge, daß ein Wilder, der scheinbar nichts in der Hand trug, an der Küste hinlief, fünfzig oder hundert Schritt weiter stehen blieb und Feuer hinter sich zurückließ. Zuerst sahen wir den Rauch und dann die Flamme, die sich sofort dem trockenen Grase und den Bäumen der Umgegend mittheilte.

Die Waffen dieser Stämme sind Wurfspieße und Lanzen von verschiedenen Arten. Auf dem südlichen Theile der Küste sahen wir vierzackige Lanzen, deren Spitzen, die von scharfen und gezackten Knochen gebildet wurden, mit hartem Harz bestrichen waren, das sie glatter

Kohlen oder machen sie nach Art der Südsee-Insulaner in einem Loche durch heiße Steine gar.

Sie haben keine Netze und fangen die Fische daher blos mit der Harpune oder mit dem Angelhaken, häufig auch wohl mit der bloßen Hand in Höhlungen von Felsen und Sandbänken, wo die Ebbe sie zurückgelassen hat. Wie sie jagen, haben wir nie gesehen. Aus den Einschnitten, welche sie in alle großen Bäume gemacht hatten, um sich das Hinansteigen zu erleichtern, schlossen wir, daß sie oben im Gipfel auf vorüberkommende Thiere lauerten und sie mit ihren Lanzen tödteten. Möglicherweise erlegen sie die Vögel, indem diese sich auf den Baum setzen wollen, in derselben Weise. Als sie unsere Zelte am Endeavour-Flusse verließen, konnten wir ihre Spuren an den Feuern verfolgen, die sie unterwegs anzündeten. Wir dachten anfangs, daß diese Feuer ihnen auf irgend eine Weise beim Fange der Känguruhs dienlich sein könnten, erkannten jedoch unsern Irrthum bald, da diese seltsamen Thiere das Feuer in einem so hohen Grade scheuten, daß sie sich von unseren Hunden niemals an Stellen, wo kurz vorher Feuer gebrannt hatten, vorbeitreiben ließen.

Die Einwohner von Neuholland verschaffen sich mit außerordentlicher Leichtigkeit Feuer. Sie nehmen zu diesem Behuf zwei Stücke trockenes Holz, einen kleinen Stab von acht bis neun Zoll Länge und ein flaches Scheit. Den kleinen Stab stumpfen sie ab, drücken ihn gegen das flache Stück und wirbeln ihn zwischen beiden Händen umher, indem sie an ihm bald herauf, bald, um den Druck zu vermehren, herunter fahren. Auf diese Weise verschaffen sie sich in weniger als zwei Minuten Feuer, und der kleinste Funke genügt ihnen, rasch eine Flamme hervorzulocken. Wir waren oft Zeuge, daß ein Wilder, der scheinbar nichts in der Hand trug, an der Küste hinlief, fünfzig oder hundert Schritt weiter stehen blieb und Feuer hinter sich zurückließ. Zuerst sahen wir den Rauch und dann die Flamme, die sich sofort dem trockenen Grase und den Bäumen der Umgegend mittheilte.

Die Waffen dieser Stämme sind Wurfspieße und Lanzen von verschiedenen Arten. Auf dem südlichen Theile der Küste sahen wir vierzackige Lanzen, deren Spitzen, die von scharfen und gezackten Knochen gebildet wurden, mit hartem Harz bestrichen waren, das sie glatter

macht und tiefer in den Körper eindringen läßt. Im Norden hat die Lanze nur eine Spitze und der Schaft besteht aus einem sehr leichten Rohr. Er ist acht bis vierzehn Fuß lang und besteht aus mehreren Stücken, die ineinandergefügt und außerdem noch mit Faden befestigt sind. Die Spitzen fertigt man bald aus hartem Holze, bald aus Fischknochen. Wir untersuchten mehrere, die aus dem größten Stachel des Stachelrochens bestanden und deren Widerhaken aus kleineren, in entgegengesetzter Richtung befestigten Stacheln gebildet worden waren. Auch die hölzernen Lanzenspitzen haben zuweilen Widerhaken, hier Muschelstückchen, die man in das Holz eintreibt und mit Harz befestigt. Diese gezackten Lanzen sind furchtbare Waffen, denn sind sie einmal in den Körper gedrungen, so kann man sie nicht zurückziehen, ohne das Fleisch zu zerreißen oder die Widerhaken in der Wunde zurückzulassen.

Die Eingebornen werfen diese Waffen mit viel Kraft und Geschicklichkeit. Ist das Ziel nicht weiter als 60 bis 120 Fuß entfernt, so genügt die bloße Hand. Will man aber auf 240 bis 300 Fuß werfen, dann bedient man sich eines Werkzeuges, das wir Wurfholz nannten. Es ist ein Stück harten röthlichen Holzes, das sehr glatt, etwa zwei Zoll breit, einen halben Zoll dick und drei Fuß lang ist, an einem Ende einen kleinen Knopf oder Haken und am anderen Ende ein in rechtem Winkel abstehendes Querholz hat. Der Knopf greift in ein kleines Loch nahe an der Spitze der Lanze ein, aus dem er, wenn die Waffe geworfen wird, mit Leichtigkeit hinaustritt. Liegt die Lanze, durch den Knopf festgehalten, auf diesem Werkzeuge, so nimmt der Krieger sie auf die Schulter und schiebt den Wurfstock und die Lanze mit voller Kraft vorwärts. Der Wurfstock wird durch sein Querholz an der Schulter des Mannes aufgehalten, die Lanze durchschneidet die Luft mit unglaublicher Geschwindigkeit und trifft so sicher, daß diese Wilden auf 300 Fuß seltener fehlen, als wir mit unseren Flinten. Diese Lanzen und Wurfspieße sind die einzigen Angriffswaffen, die wir gesehen haben. Als wir im Begriff waren, die Küste zu verlassen, glaubten wir mit unseren Ferngläsern bei einem Wilden Bogen und Pfeil zu entdecken, doch könnten wir uns getäuscht haben. Von Schutzwaffen sind Schilde im Gebrauch. Obgleich wir nur einen einzigen

macht und tiefer in den Körper eindringen läßt. Im Norden hat die Lanze nur eine Spitze und der Schaft besteht aus einem sehr leichten Rohr. Er ist acht bis vierzehn Fuß lang und besteht aus mehreren Stücken, die ineinandergefügt und außerdem noch mit Faden befestigt sind. Die Spitzen fertigt man bald aus hartem Holze, bald aus Fischknochen. Wir untersuchten mehrere, die aus dem größten Stachel des Stachelrochens bestanden und deren Widerhaken aus kleineren, in entgegengesetzter Richtung befestigten Stacheln gebildet worden waren. Auch die hölzernen Lanzenspitzen haben zuweilen Widerhaken, hier Muschelstückchen, die man in das Holz eintreibt und mit Harz befestigt. Diese gezackten Lanzen sind furchtbare Waffen, denn sind sie einmal in den Körper gedrungen, so kann man sie nicht zurückziehen, ohne das Fleisch zu zerreißen oder die Widerhaken in der Wunde zurückzulassen.

Die Eingebornen werfen diese Waffen mit viel Kraft und Geschicklichkeit. Ist das Ziel nicht weiter als 60 bis 120 Fuß entfernt, so genügt die bloße Hand. Will man aber auf 240 bis 300 Fuß werfen, dann bedient man sich eines Werkzeuges, das wir Wurfholz nannten. Es ist ein Stück harten röthlichen Holzes, das sehr glatt, etwa zwei Zoll breit, einen halben Zoll dick und drei Fuß lang ist, an einem Ende einen kleinen Knopf oder Haken und am anderen Ende ein in rechtem Winkel abstehendes Querholz hat. Der Knopf greift in ein kleines Loch nahe an der Spitze der Lanze ein, aus dem er, wenn die Waffe geworfen wird, mit Leichtigkeit hinaustritt. Liegt die Lanze, durch den Knopf festgehalten, auf diesem Werkzeuge, so nimmt der Krieger sie auf die Schulter und schiebt den Wurfstock und die Lanze mit voller Kraft vorwärts. Der Wurfstock wird durch sein Querholz an der Schulter des Mannes aufgehalten, die Lanze durchschneidet die Luft mit unglaublicher Geschwindigkeit und trifft so sicher, daß diese Wilden auf 300 Fuß seltener fehlen, als wir mit unseren Flinten. Diese Lanzen und Wurfspieße sind die einzigen Angriffswaffen, die wir gesehen haben. Als wir im Begriff waren, die Küste zu verlassen, glaubten wir mit unseren Ferngläsern bei einem Wilden Bogen und Pfeil zu entdecken, doch könnten wir uns getäuscht haben. Von Schutzwaffen sind Schilde im Gebrauch. Obgleich wir nur einen einzigen

sahen, fanden sich doch an den Bäumen unverkennbare Spuren einer allgemeinen Bekanntschaft der Wilden mit dieser Wehr. Die Rinde war nämlich schildförmig abgeschält. Einmal war sie rings umher eingekerbt und stand weit hervor, ohne losgelöst zu sein. Die Eingebornen scheinen also entdeckt zu haben, daß die Rinde dicker und stärker wird, wenn man sie auf dem Baume läßt, nachdem man sie rundherum bis auf den Stamm eingeschnitten hat.

Die neuholländischen Pirogen sind eben so plump und schlecht wie die Hütten. Im Süden bestehen sie aus einem Stück Rinde von zwölf Fuß Länge, dessen Enden zusammengebunden sind, während der mittlere Theil durch Hölzer auseinander gehalten wird. Einmal saßen drei Personen in einem Fahrzeuge dieser Art. In seichtem Wasser werden die Pirogen mit Stangen fortgestoßen, in größeren Tiefen braucht man Ruder von etwa achtzehn Zoll Länge, deren der Lenker zwei, in jeder Hand eines, hat. So plump diese Kähne sind, besitzen sie doch ihre Vorzüge. Sie gehen wegen ihrer Leichtigkeit ganz flach, so daß man mit ihnen auf Sandbänke fahren und Muscheln sammeln kann. Diese Verwendung ist die nützlichste, die überhaupt vorkommt, und die Pirogen eignen sich besser für sie als irgend welche andere Kähne. In einem von ihnen brannte auf Seetang ein kleines Feuer, um die Fische, sobald man sie gefangen habe, an Ort und Stelle zu rösten.

Die Pirogen, die uns begegneten, als wir weiter nördlich kamen, waren nicht aus Baumrinde gefertigt, sondern aus Baumstämmen, die man wahrscheinlich mit Feuer ausgebrannt hatte. Sie waren ungefähr vierzehn Fuß lang und hatten ein auf beiden Seiten überragendes Querholz, das allerdings, da sie sehr schmal sind, nöthig wird, um sie am Umschlagen zu verhindern. Sie werden mit Rudern fortbewegt, die so groß sind, daß man beide Hände gebrauchen muß. Die innere Seite scheint mit keinem Werkzeug bearbeitet worden zu sein, doch ist das Holz an den beiden Endpunkten oben länger als unten, so daß ein Stück bretartig über den hohlen Theil hervortritt. Wie die Eingebornen die Bäume zu diesen Pirogen fällen, hatten wir nicht Gelegenheit zu erkunden. Wir bemerkten bei ihnen keine anderen Werkzeuge, als sehr schlechte Steinbeile, Keile von demselben Stoff, einen hölzernen

sahen, fanden sich doch an den Bäumen unverkennbare Spuren einer allgemeinen Bekanntschaft der Wilden mit dieser Wehr. Die Rinde war nämlich schildförmig abgeschält. Einmal war sie rings umher eingekerbt und stand weit hervor, ohne losgelöst zu sein. Die Eingebornen scheinen also entdeckt zu haben, daß die Rinde dicker und stärker wird, wenn man sie auf dem Baume läßt, nachdem man sie rundherum bis auf den Stamm eingeschnitten hat.

Die neuholländischen Pirogen sind eben so plump und schlecht wie die Hütten. Im Süden bestehen sie aus einem Stück Rinde von zwölf Fuß Länge, dessen Enden zusammengebunden sind, während der mittlere Theil durch Hölzer auseinander gehalten wird. Einmal saßen drei Personen in einem Fahrzeuge dieser Art. In seichtem Wasser werden die Pirogen mit Stangen fortgestoßen, in größeren Tiefen braucht man Ruder von etwa achtzehn Zoll Länge, deren der Lenker zwei, in jeder Hand eines, hat. So plump diese Kähne sind, besitzen sie doch ihre Vorzüge. Sie gehen wegen ihrer Leichtigkeit ganz flach, so daß man mit ihnen auf Sandbänke fahren und Muscheln sammeln kann. Diese Verwendung ist die nützlichste, die überhaupt vorkommt, und die Pirogen eignen sich besser für sie als irgend welche andere Kähne. In einem von ihnen brannte auf Seetang ein kleines Feuer, um die Fische, sobald man sie gefangen habe, an Ort und Stelle zu rösten.

Die Pirogen, die uns begegneten, als wir weiter nördlich kamen, waren nicht aus Baumrinde gefertigt, sondern aus Baumstämmen, die man wahrscheinlich mit Feuer ausgebrannt hatte. Sie waren ungefähr vierzehn Fuß lang und hatten ein auf beiden Seiten überragendes Querholz, das allerdings, da sie sehr schmal sind, nöthig wird, um sie am Umschlagen zu verhindern. Sie werden mit Rudern fortbewegt, die so groß sind, daß man beide Hände gebrauchen muß. Die innere Seite scheint mit keinem Werkzeug bearbeitet worden zu sein, doch ist das Holz an den beiden Endpunkten oben länger als unten, so daß ein Stück bretartig über den hohlen Theil hervortritt. Wie die Eingebornen die Bäume zu diesen Pirogen fällen, hatten wir nicht Gelegenheit zu erkunden. Wir bemerkten bei ihnen keine anderen Werkzeuge, als sehr schlechte Steinbeile, Keile von demselben Stoff, einen hölzernen

Hammer, Muscheln und Korallenstückchen. Um ihre Wurfstöcke und Lanzenspitzen zu glätten, bedienen sie sich der Blätter einer Feigenart, welche das Holz fast eben so stark angreifen, wie der Schachtelhalm unserer Tischler. Mit solchen Werkzeugen eine Piroge herzustellen, muß eine sehr lange Arbeit erfordern. Wer an den Gebrauch der Metalle gewöhnt ist, wird ein solches Werk für unmöglich halten, allein beharrlicher Muth überwindet fast alle Schwierigkeiten, und thut der Mensch Alles, was er thun kann, so erzeugt er Wirkungen, welche die Grenzen, die er seiner Kraft gesteckt hielt, weit überschreiten.

Die Pirogen tragen nie mehr als vier Menschen. Will eine größere Anzahl über einen Fluß setzen, so muß Einer zurückfahren, um die Uebrigen nachzuholen. Wir sahen dies in der Endeavour-Bucht und schlossen daraus, daß die Piroge, in der die Wilden fuhren, die einzige der ganzen Umgegend sei. Ich vermuthe, daß in den Gegenden, wo man die Fahrzeuge aus Baumstämmen baut, auch andere von Baumrinde im Gebrauch sind. Wenigstens fanden wir auf einer der Inseln, wo Schildkröten gefangen werden, ein kleines Ruder, das an Bord einer großen Piroge unnütz gewesen sein würde.

Spätere Seefahrer mögen ermitteln, ob die dünne Bevölkerung Neuhollands außer der Unfruchtbarkeit des Landes noch andere Gründe, namentlich Kriege der Stämme unter einander, habe. Die einzige Spur, die auf Kämpfe hindeutete, war ein von einem Wurfspieß durchbohrter Schild, den wir in der Botany-Bai sahen. Narben von Wunden, die in der Schlacht entstanden wären, trug kein Körper eines Wilden. In jener Bucht traten zwei Männer unserer Ueberzahl muthig entgegen und wollten auch dann noch kämpfen, als einer von ihnen durch Schrot verwundet worden war. An allen anderen Orten ergriffen die Eingebornen bei unserm Herannahen, auch wenn wir ihnen nicht drohten, schleunigst die Flucht.

Hammer, Muscheln und Korallenstückchen. Um ihre Wurfstöcke und Lanzenspitzen zu glätten, bedienen sie sich der Blätter einer Feigenart, welche das Holz fast eben so stark angreifen, wie der Schachtelhalm unserer Tischler. Mit solchen Werkzeugen eine Piroge herzustellen, muß eine sehr lange Arbeit erfordern. Wer an den Gebrauch der Metalle gewöhnt ist, wird ein solches Werk für unmöglich halten, allein beharrlicher Muth überwindet fast alle Schwierigkeiten, und thut der Mensch Alles, was er thun kann, so erzeugt er Wirkungen, welche die Grenzen, die er seiner Kraft gesteckt hielt, weit überschreiten.

Die Pirogen tragen nie mehr als vier Menschen. Will eine größere Anzahl über einen Fluß setzen, so muß Einer zurückfahren, um die Uebrigen nachzuholen. Wir sahen dies in der Endeavour-Bucht und schlossen daraus, daß die Piroge, in der die Wilden fuhren, die einzige der ganzen Umgegend sei. Ich vermuthe, daß in den Gegenden, wo man die Fahrzeuge aus Baumstämmen baut, auch andere von Baumrinde im Gebrauch sind. Wenigstens fanden wir auf einer der Inseln, wo Schildkröten gefangen werden, ein kleines Ruder, das an Bord einer großen Piroge unnütz gewesen sein würde.

Spätere Seefahrer mögen ermitteln, ob die dünne Bevölkerung Neuhollands außer der Unfruchtbarkeit des Landes noch andere Gründe, namentlich Kriege der Stämme unter einander, habe. Die einzige Spur, die auf Kämpfe hindeutete, war ein von einem Wurfspieß durchbohrter Schild, den wir in der Botany-Bai sahen. Narben von Wunden, die in der Schlacht entstanden wären, trug kein Körper eines Wilden. In jener Bucht traten zwei Männer unserer Ueberzahl muthig entgegen und wollten auch dann noch kämpfen, als einer von ihnen durch Schrot verwundet worden war. An allen anderen Orten ergriffen die Eingebornen bei unserm Herannahen, auch wenn wir ihnen nicht drohten, schleunigst die Flucht.

Neuntes Kapitel.

Neuguinea. — Feindseligkeiten der Wilden. — Timorlaut und Timor. — Die Insel Sawu und ihre Erzeugnisse. — Die Eingebornen, ihre Lebensweise, ihre Sitten, Religion und Verfassung. — Hollands Politik auf diesen Inseln.

Die neuholländische Küste hielt uns noch zwei Tage fest, die über dem Heraufbringen eines verloren gegangenen Ankers, den wir nicht im Stich lassen durften, vergingen. Am 23. August segelten wir in nordwestlicher Richtung ab. Ich wollte diesen Cours beibehalten, bis ich die südliche Küste von Neuguinea erreichte, gerieth aber mitten zwischen Sandbänke der gefährlichsten Art. Ich meine jene Sandbänke, welche einen bis zwei Faden tief unter der Oberfläche liegen. Man entdeckt sie erst, wenn man über ihnen ist, und selbst dann noch sieht das Wasser braun aus, als ob sich ein dicker Nebel in ihm spiegelte. Mit Mühe ermittelte ich einen sicheren Canal und tieferes Wasser.

An mehreren Stellen zeigte sich das Meer mit einem braunen Schaum bedeckt, der mich anfangs beunruhigte, weil ich wieder zwischen Sandbänken zu sein befürchtete. Als wir sondirten, war das Meer so tief, als wir nur wünschen konnten. Die Herren Banks und Solander untersuchten diesen Schaum, ohne ergründen zu können, worin er bestehe. Er wurde von einer unzähligen Menge kleiner Theile gebildet, welche nicht länger als eine halbe Linie waren und mit dem Mikroskop betrachtet, aus dreißig bis vierzig Röhren zusammengesetzt zu sein schienen. Jede Röhre war wie bei den Conferven ihrer ganzen Länge nach in verschiedene Zellen getheilt. Unsere Naturforscher wiesen diesen Schaum dem Pflanzenreiche zu, weil er, wenn man ihn verbrannte, den den thierischen Stoffen eigenthümlichen Geruch nicht verbreitete. Dieselbe Erscheinung hat man auch an den Küsten von Brasilien und Neuholland beobachtet, und immer in keiner beträchtlichen Entfernung vom Lande. Am Abend flog ein kleiner Vogel um das Schiff und wurde zuletzt auf einer Segelstange gefangen. Es war ganz derselbe Vogel, den Dampierre als neuholländischen Tölpel beschreibt und ihm eine plumpe Gestalt giebt.

Neuntes Kapitel.

Neuguinea. — Feindseligkeiten der Wilden. — Timorlaut und Timor. — Die Insel Sawu und ihre Erzeugnisse. — Die Eingebornen, ihre Lebensweise, ihre Sitten, Religion und Verfassung. — Hollands Politik auf diesen Inseln.

Die neuholländische Küste hielt uns noch zwei Tage fest, die über dem Heraufbringen eines verloren gegangenen Ankers, den wir nicht im Stich lassen durften, vergingen. Am 23. August segelten wir in nordwestlicher Richtung ab. Ich wollte diesen Cours beibehalten, bis ich die südliche Küste von Neuguinea erreichte, gerieth aber mitten zwischen Sandbänke der gefährlichsten Art. Ich meine jene Sandbänke, welche einen bis zwei Faden tief unter der Oberfläche liegen. Man entdeckt sie erst, wenn man über ihnen ist, und selbst dann noch sieht das Wasser braun aus, als ob sich ein dicker Nebel in ihm spiegelte. Mit Mühe ermittelte ich einen sicheren Canal und tieferes Wasser.

An mehreren Stellen zeigte sich das Meer mit einem braunen Schaum bedeckt, der mich anfangs beunruhigte, weil ich wieder zwischen Sandbänken zu sein befürchtete. Als wir sondirten, war das Meer so tief, als wir nur wünschen konnten. Die Herren Banks und Solander untersuchten diesen Schaum, ohne ergründen zu können, worin er bestehe. Er wurde von einer unzähligen Menge kleiner Theile gebildet, welche nicht länger als eine halbe Linie waren und mit dem Mikroskop betrachtet, aus dreißig bis vierzig Röhren zusammengesetzt zu sein schienen. Jede Röhre war wie bei den Conferven ihrer ganzen Länge nach in verschiedene Zellen getheilt. Unsere Naturforscher wiesen diesen Schaum dem Pflanzenreiche zu, weil er, wenn man ihn verbrannte, den den thierischen Stoffen eigenthümlichen Geruch nicht verbreitete. Dieselbe Erscheinung hat man auch an den Küsten von Brasilien und Neuholland beobachtet, und immer in keiner beträchtlichen Entfernung vom Lande. Am Abend flog ein kleiner Vogel um das Schiff und wurde zuletzt auf einer Segelstange gefangen. Es war ganz derselbe Vogel, den Dampierre als neuholländischen Tölpel beschreibt und ihm eine plumpe Gestalt giebt.

Der braune Schaum zeigte sich auch an den folgenden Tagen. Am 3. September sahen wir Land, doch war das Wasser zu seicht, als daß wir mit dem Schiff hätten heranfahren können. Um mit dem Auffinden einer zugänglichen Stelle nicht noch mehr Zeit zu verlieren, ließ ich mich und elf wohlbewaffnete Personen, unter denen die Herren Banks und Solander waren, ans Land rudern. Selbst unsere leichte Pinasse erreichte das Ufer nicht, und wir mußten das Meer auf eine Strecke weit durchwaten.

Vom Meer aus waren an dieser Stelle keine Spuren von Einwohnern sichtbar geworden. Sobald wir aber das Land erreichten, bemerkten wir auf dem Ufersande Fußstapfen, die ganz frisch sein mußten, da sie unter der Grenze der Fluth dem Boden eingedrückt waren. Da nahe dem Ufer ein Wald sich hinzog, so schritten wir vorsichtig vorwärts, um nicht in einen Hinterhalt zu gerathen. Dem Saume des Gehölzes folgend, gelangten wir an ein Cocoswäldchen, neben dem ein Bach mit brakigem Wasser floß. So klein die Bäume waren, trugen sie doch viele Früchte, und in der Nähe stand eine Hütte, bedeckt mit Blättern, die größtentheils auf die Erde gefallen waren. Nußschalen lagen in Menge umher. Wir betrachteten die Bäume mit Begierde, doch würde es nicht räthlich gewesen sein, sie zu ersteigen, denn es konnten Feinde in der Nähe sein. In geringer Entfernung sahen wir auch Pisangs und Brotbäume, die jedoch keine Früchte hatten.

Wir waren etwa zehn Minuten weit von dem Boote entfernt, als drei Eingeborne aus dem Walde traten und mit furchtbarem Geschrei auf uns zuliefen. Der nächste schwang in der Hand ein Rohr, das an seiner Hüfte gehangen hatte, und jetzt wie eine Flinte, ohne daß ein Knall zu hören war, Feuer und Rauch ausströmen ließ. Die beiden andern schleuderten auf der Stelle ihre Wurfspieße gegen uns. Da wir keine Zeit zu verlieren hatten, so feuerten wir unsere mit Schrot geladenen Flinten ab. Wahrscheinlich trafen die Schüsse nicht, denn unsere Gegner zogen sich nicht zurück und schleuderten uns vielmehr einen dritten Spieß zu. Wir schossen nun zum zweiten Male, dieses Mal mit Kugeln. Diese trafen, zum Glück nicht gefährlich, wie wir daran erkannten, daß die Wilden behend entflohen. Da ich keine Gewalt brauchen mochte, um das Land näher kennen zu lernen, so trat ich den

Der braune Schaum zeigte sich auch an den folgenden Tagen. Am 3. September sahen wir Land, doch war das Wasser zu seicht, als daß wir mit dem Schiff hätten heranfahren können. Um mit dem Auffinden einer zugänglichen Stelle nicht noch mehr Zeit zu verlieren, ließ ich mich und elf wohlbewaffnete Personen, unter denen die Herren Banks und Solander waren, ans Land rudern. Selbst unsere leichte Pinasse erreichte das Ufer nicht, und wir mußten das Meer auf eine Strecke weit durchwaten.

Vom Meer aus waren an dieser Stelle keine Spuren von Einwohnern sichtbar geworden. Sobald wir aber das Land erreichten, bemerkten wir auf dem Uferſande Fußstapfen, die ganz frisch sein mußten, da sie unter der Grenze der Fluth dem Boden eingedrückt waren. Da nahe dem Ufer ein Wald sich hinzog, so schritten wir vorsichtig vorwärts, um nicht in einen Hinterhalt zu gerathen. Dem Saume des Gehölzes folgend, gelangten wir an ein Cocoswäldchen, neben dem ein Bach mit brakigem Wasser floß. So klein die Bäume waren, trugen sie doch viele Früchte, und in der Nähe stand eine Hütte, bedeckt mit Blättern, die größtentheils auf die Erde gefallen waren. Nußschalen lagen in Menge umher. Wir betrachteten die Bäume mit Begierde, doch würde es nicht räthlich gewesen sein, sie zu ersteigen, denn es konnten Feinde in der Nähe sein. In geringer Entfernung sahen wir auch Pisangs und Brotbäume, die jedoch keine Früchte hatten.

Wir waren etwa zehn Minuten weit von dem Boote entfernt, als drei Eingeborne aus dem Walde traten und mit furchtbarem Geschrei auf uns zuliefen. Der nächste schwang in der Hand ein Rohr, das an seiner Hüfte gehangen hatte, und jetzt wie eine Flinte, ohne daß ein Knall zu hören war, Feuer und Rauch ausströmen ließ. Die beiden andern schleuderten auf der Stelle ihre Wurfspieße gegen uns. Da wir keine Zeit zu verlieren hatten, so feuerten wir unsere mit Schrot geladenen Flinten ab. Wahrscheinlich trafen die Schüsse nicht, denn unsere Gegner zogen sich nicht zurück und schleuderten uns vielmehr einen dritten Spieß zu. Wir schossen nun zum zweiten Male, dieses Mal mit Kugeln. Diese trafen, zum Glück nicht gefährlich, wie wir daran erkannten, daß die Wilden behend entflohen. Da ich keine Gewalt brauchen mochte, um das Land näher kennen zu lernen, so trat ich den

Rückweg an. Indem wir längs der Küste hinschritten, gaben unsere beiden Matrosen im Boote uns durch Zeichen zu verstehen, daß eine große Anzahl von Insulanern heranrücke. Diese zeigten sich in der That bald, doch konnten wir zu unserem Fahrzeuge waten, ohne Feindseligkeiten ausgesetzt zu sein. Um sie mit Muße betrachten zu können, ließ ich an der Küste hinrudern. In der Gestalt gleichen sie den Neuholländern sehr, gehen ganz nackt wie jene und tragen auch das Haar kurz. Ihre Haut ist heller, wahrscheinlich weil sie nicht so schmuzig sind. Sie forderten uns fortwährend durch Geschrei heraus und schleuderten einige Male Feuer gegen uns. Wir zerbrachen uns den Kopf, um zu errathen, wie dieses Feuer erzeugt und zu welchem Zweck es geworfen werde. Der Stab, den sie schwangen und aus dem das Feuer hervorschoß, war ohne Zweifel ein hohles Rohr. Abgesehen von dem fehlenden Knall entstand ein Blitz, wie unsere Flinten ihn erzeugen, und der ebenso schnell vorüber war. Unsere Leute am Bord glaubten, daß die Wilden auf uns schössen, bis das Ausbleiben des Schalls sie eines Bessern belehrte. Nachdem wir unsere Gegner längere Zeit beobachtet hatten, ohne uns um ihr Geschrei und Feuer zu kümmern, schossen wir ihnen über die Köpfe weg. Sowie sie die Kugeln zwischen den Bäumen pfeifen hörten, gingen sie langsam zurück, und wir ruderten zum Schiff. Die Wurfspieße, die ihre Gefährten gegen uns geschleudert hatten, waren sehr unvollkommen gefertigt. Der Schaft bestand aus rothem Bambus, die mehrfach gezackte Spitze aus hartem Holz. Die Wilden warfen sie aber mit großer Kraft, denn wir waren 360 Fuß von ihnen entfernt, und die Spieße flogen noch über uns weg. Wie wir vermuthen, bedienen sie sich desselben Wurfholzes, das wir in Neuholland kennen gelernt hatten.

Diese Stelle liegt unter 6 Grad 13 Min. südl. Breite. Das Land ist gleich der ganzen Küste sehr niedrig und trägt eine Masse von Bäumen, Sträuchern und Pflanzen, welche jeder Beschreibung spottet. Außer Cocospalmen, Brotfrüchten und Pisangs sahen wir verschiedene andere Bäume und Gesträuche, die den Südsee-Inseln, Neuseeland und Neuholland gemeinsam sind.

Mit Bedauern muß ich sagen, daß mehrere meiner Officiere lebhaft in mich drangen, ich möge Cocosbäume fällen lassen, damit wir

Rückweg an. Indem wir längs der Küste hinschritten, gaben unsere beiden Matrosen im Boote uns durch Zeichen zu verstehen, daß eine große Anzahl von Insulanern heranrücke. Diese zeigten sich in der That bald, doch konnten wir zu unserem Fahrzeuge waten, ohne Feindseligkeiten ausgesetzt zu sein. Um sie mit Muße betrachten zu können, ließ ich an der Küste hinrudern. In der Gestalt gleichen sie den Neuholländern sehr, gehen ganz nackt wie jene und tragen auch das Haar kurz. Ihre Haut ist heller, wahrscheinlich weil sie nicht so schmuzig sind. Sie forderten uns fortwährend durch Geschrei heraus und schleuderten einige Male Feuer gegen uns. Wir zerbrachen uns den Kopf, um zu errathen, wie dieses Feuer erzeugt und zu welchem Zweck es geworfen werde. Der Stab, den sie schwangen und aus dem das Feuer hervorschoß, war ohne Zweifel ein hohles Rohr. Abgesehen von dem fehlenden Knall entstand ein Blitz, wie unsere Flinten ihn erzeugen, und der ebenso schnell vorüber war. Unsere Leute am Bord glaubten, daß die Wilden auf uns schössen, bis das Ausbleiben des Schalls sie eines Bessern belehrte. Nachdem wir unsere Gegner längere Zeit beobachtet hatten, ohne uns um ihr Geschrei und Feuer zu kümmern, schossen wir ihnen über die Köpfe weg. Sowie sie die Kugeln zwischen den Bäumen pfeifen hörten, gingen sie langsam zurück, und wir ruderten zum Schiff. Die Wurfspieße, die ihre Gefährten gegen uns geschleudert hatten, waren sehr unvollkommen gefertigt. Der Schaft bestand aus rothem Bambus, die mehrfach gezackte Spitze aus hartem Holz. Die Wilden warfen sie aber mit großer Kraft, denn wir waren 360 Fuß von ihnen entfernt, und die Spieße flogen noch über uns weg. Wie wir vermuthen, bedienen sie sich desselben Wurfholzes, das wir in Neuholland kennen gelernt hatten.

Diese Stelle liegt unter 6 Grad 13 Min. südl. Breite. Das Land ist gleich der ganzen Küste sehr niedrig und trägt eine Masse von Bäumen, Sträuchern und Pflanzen, welche jeder Beschreibung spottet. Außer Cocospalmen, Brotfrüchten und Pisangs sahen wir verschiedene andere Bäume und Gesträuche, die den Südsee-Inseln, Neuseeland und Neuholland gemeinsam sind.

Mit Bedauern muß ich sagen, daß mehrere meiner Officiere lebhaft in mich drangen, ich möge Cocosbäume fällen lassen, damit wir

in den Besitz der Früchte kämen. Ich verwarf diesen Vorschlag als ungerecht und grausam. Da die Eingebornen uns angegriffen hatten, ohne daß unsererseits ein Anlaß gegeben worden war, so wäre es gewiß, wenn wir ihr Eigenthum vernichtet hätten, zu einem blutigen Kampfe gekommen. Es würden mehrere Menschen, vielleicht von unserm eigenen Schiffsvolk, gefallen sein, und dieser Preis war mir für ein Paar Nüsse, die uns nichts als einen vorübergehenden Genuß gewährten, zu hoch.

Die Spanier und Holländer scheinen Neuguinea ganz umschifft zu haben. Auf den Karten findet man die Küstenpunkte mit Namen aus beiden Sprachen bezeichnet. Ich habe den Theil der Küste, den ich besuchte, mit den Karten der 1756 erschienenen Histoire des Navigations aux terres australes verglichen und alle Angaben genau gefunden. Obgleich Neuholland und Neuguinea auf diesen Karten als getrennte Inseln eingetragen sind, so läßt der begleitende Text diesen Punkt dennoch dunkel. Ich lege meiner Fahrt weiter kein Verdienst bei, als die Wahrheit dieser Thatsache über allen Zweifel hinaus festgestellt zu haben.

Es läßt sich annehmen, daß die Bewohner von Neuholland und Neuguinea desselben Ursprungs sind. Beide Inseln liegen einander so nahe, und der Raum, der sie trennt, ist so mit Inseln besetzt, daß die Wilden von Neuguinea nach Neuholland hinübergegangen sein werden. Auffallend ist nur, daß der Brotbaum, der Pisang und die Cocospalme in Neuholland fehlen, wenigstens haben wir sie nur in Neuguinea, nicht auf der südlichen Insel gesehen.

Ein längerer Aufenthalt hatte seine Bedenken, und von einer Umschiffung Neuguinea's konnte keine Rede sein. Mein Schiff hatte zu viele Lecke, als daß ich nicht hätte eilen müssen, nach Batavia zu kommen. Am 3. September steuerten wir also wieder gegen Westen. Mehrere der Inseln, die auf unserem Wege lagen, sind in den Karten am falschen Orte eingezeichnet. So sind die Arru-Inseln Neuguinea näher, als unsere Karten angeben, und von Timorlaut liegt, wie ich mich genau überzeugt habe, kein Theil südlich von 8 Grad 15 Min. südl. Breite. Laut ist ein malayisches Wort, welches Meer bedeutet.

Am 10. sahen wir Timor. Wir fuhren bis zum 15. an der Küste

in den Besitz der Früchte kämen. Ich verwarf diesen Vorschlag als ungerecht und grausam. Da die Eingebornen uns angegriffen hatten, ohne daß unsererseits ein Anlaß gegeben worden war, so wäre es gewiß, wenn wir ihr Eigenthum vernichtet hätten, zu einem blutigen Kampfe gekommen. Es würden mehrere Menschen, vielleicht von unserm eigenen Schiffsvolk, gefallen sein, und dieser Preis war mir für ein Paar Nüsse, die uns nichts als einen vorübergehenden Genuß gewährten, zu hoch.

Die Spanier und Holländer scheinen Neuguinea ganz umschifft zu haben. Auf den Karten findet man die Küstenpunkte mit Namen aus beiden Sprachen bezeichnet. Ich habe den Theil der Küste, den ich besuchte, mit den Karten der 1756 erschienenen Histoire des Navigations aux terres australes verglichen und alle Angaben genau gefunden. Obgleich Neuholland und Neuguinea auf diesen Karten als getrennte Inseln eingetragen sind, so läßt der begleitende Text diesen Punkt dennoch dunkel. Ich lege meiner Fahrt weiter kein Verdienst bei, als die Wahrheit dieser Thatsache über allen Zweifel hinaus festgestellt zu haben.

Es läßt sich annehmen, daß die Bewohner von Neuholland und Neuguinea desselben Ursprungs sind. Beide Inseln liegen einander so nahe, und der Raum, der sie trennt, ist so mit Inseln besetzt, daß die Wilden von Neuguinea nach Neuholland hinübergegangen sein werden. Auffallend ist nur, daß der Brotbaum, der Pisang und die Cocospalme in Neuholland fehlen, wenigstens haben wir sie nur in Neuguinea, nicht auf der südlichen Insel gesehen.

Ein längerer Aufenthalt hatte seine Bedenken, und von einer Umschiffung Neuguinea's konnte keine Rede sein. Mein Schiff hatte zu viele Lecke, als daß ich nicht hätte eilen müssen, nach Batavia zu kommen. Am 3. September steuerten wir also wieder gegen Westen. Mehrere der Inseln, die auf unserem Wege lagen, sind in den Karten am falschen Orte eingezeichnet. So sind die Arru-Inseln Neuguinea näher, als unsere Karten angeben, und von Timorlaut liegt, wie ich mich genau überzeugt habe, kein Theil südlich von 8 Grad 15 Min. südl. Breite. Laut ist ein malayisches Wort, welches Meer bedeutet.

Am 10. sahen wir Timor. Wir fuhren bis zum 15. an der Küste

und das Land blieb immer gebirgig, wenn es auch nicht so hoch war, als die Theile, welche wir zuerst erreichten. Gewöhnlich grenzen die Berge ans Meer, und wo sie mehr zurücktreten, da ist der Boden nicht mit Mangelbäumen, sondern mit Cocospalmen bedeckt, die eine Viertelmeile hinter dem Strande ihren Anfang nehmen. Die Häuser sind von Fächerpalmen beschattet, und von Hecken umschlossene Pflanzungen ziehen sich bis zum Gipfel der nächsten Berge hinauf. Wir hatten stets das Auge am Fernrohr und staunten nicht wenig, weder Menschen noch Schlachtvieh zu sehen.

Dampierre, der eine sehr ausführliche Beschreibung der Insel von Timor gegeben hat, schätzt ihre Länge auf siebenzig und ihre Breite auf sechzehn französische Stunden. An der Südspitze liegt die kleine Insel Simau oder Simao, zwischen der und der Insel Rotte zwei Eilande sich ausdehnen, welche einen sichern Canal von anderthalb Meilen Breite einschließen. Rotte ist nicht so hoch und gebirgig wie Timor, aber von lieblichen Hügeln und Thälern durchzogen. Auf der Nordküste ist der Strand an vielen Stellen sandig und wird von Fächerpalmen eingefaßt. Am häufigsten sahen wir aber einen Strauch, der keine Blätter trug. Simau bietet, obgleich es nicht so hoch ist, fast denselben Anblick wie Timor dar.

Gegen sieben Uhr Abends (16. September) erschien am Himmel ein Phänomen, das in vielen Beziehungen dem Nordlicht ähnlich, in anderen wieder wesentlich verschieden war. Es zeigte einen röthlichen und düstern Schein, der etwa 20 Grad am Horizont aufstieg, während sein Umfang von Zeit zu Zeit wechselte, jedoch nie weniger als acht Compaßstriche umfaßte. Außerhalb dieses Scheins und durch ihn hin schossen Strahlen von lebhafterer Farbe, welche erblichen und fast in demselben Augenblicke wieder erschienen. Die wellenförmige und zitternde Bewegung, die beim Nordlicht hervortritt, hatten diese Strahlen nicht. Der Mittelpunkt des Scheines stand südsüdöstlich vom Schiffe, und das Schauspiel dauerte mit unvermindertem Glanze bis Mitternacht fort. Um diese Zeit legten wir uns nieder, und ich kann deshalb den Endpunkt der Erscheinung nicht angeben.

Der folgende Tag zeigte uns westsüdwestlich eine Insel, auf die wir zuhielten und bald ihre nördliche Küste erreichten. Wir sahen

und das Land blieb immer gebirgig, wenn es auch nicht so hoch war, als die Theile, welche wir zuerst erreichten. Gewöhnlich grenzen die Berge ans Meer, und wo sie mehr zurücktreten, da ist der Boden nicht mit Mangelbäumen, sondern mit Cocospalmen bedeckt, die eine Viertelmeile hinter dem Strande ihren Anfang nehmen. Die Häuser sind von Fächerpalmen beschattet, und von Hecken umschlossene Pflanzungen ziehen sich bis zum Gipfel der nächsten Berge hinauf. Wir hatten stets das Auge am Fernrohr und staunten nicht wenig, weder Menschen noch Schlachtvieh zu sehen.

Dampierre, der eine sehr ausführliche Beschreibung der Insel von Timor gegeben hat, schätzt ihre Länge auf siebenzig und ihre Breite auf sechzehn französische Stunden. An der Südspitze liegt die kleine Insel Simau oder Simao, zwischen der und der Insel Rotte zwei Eilande sich ausdehnen, welche einen sichern Canal von anderthalb Meilen Breite einschließen. Rotte ist nicht so hoch und gebirgig wie Timor, aber von lieblichen Hügeln und Thälern durchzogen. Auf der Nordküste ist der Strand an vielen Stellen sandig und wird von Fächerpalmen eingefaßt. Am häufigsten sahen wir aber einen Strauch, der keine Blätter trug. Simau bietet, obgleich es nicht so hoch ist, fast denselben Anblick wie Timor dar.

Gegen sieben Uhr Abends (16. September) erschien am Himmel ein Phänomen, das in vielen Beziehungen dem Nordlicht ähnlich, in anderen wieder wesentlich verschieden war. Es zeigte einen röthlichen und düstern Schein, der etwa 20 Grad am Horizont aufstieg, während sein Umfang von Zeit zu Zeit wechselte, jedoch nie weniger als acht Compaßstriche umfaßte. Außerhalb dieses Scheins und durch ihn hin schossen Strahlen von lebhafterer Farbe, welche erblichen und fast in demselben Augenblicke wieder erschienen. Die wellenförmige und zitternde Bewegung, die beim Nordlicht hervortritt, hatten diese Strahlen nicht. Der Mittelpunkt des Scheines stand südsüdöstlich vom Schiffe, und das Schauspiel dauerte mit unvermindertem Glanze bis Mitternacht fort. Um diese Zeit legten wir uns nieder, und ich kann deshalb den Endpunkt der Erscheinung nicht angeben.

Der folgende Tag zeigte uns westsüdwestlich eine Insel, auf die wir zuhielten und bald ihre nördliche Küste erreichten. Wir sahen

Häuser, Cocospalmen und zu unserer angenehmsten Ueberraschung auch Schafherden. Dies war eine Versuchung, der wir in unserer Lage um so weniger widerstehen konnten, als wir Kranke an Bord hatten, welche murrten, daß ich Timor nicht besucht hatte. Ich wollte daher den Versuch machen, mit den Einwohnern einen Verkehr anzuknüpfen und frische Lebensmittel zu erhalten. Herr Gore, mein zweiter Lieutenant, ging in der Pinasse ab und nahm einige Kleinigkeiten mit, die als Tauschmittel dienen konnten. Als er abgefahren war, zeigten sich auf den Höhen der Insel zwei Reiter, die einen Spazierritt zu machen schienen und unser Schiff aufmerksam beobachteten. Inzwischen landete Herr Gore in einer sandigen Bucht und traf dort auf einige Insulaner, die er für Malayen hielt. Abgesehen von dem Messer, welches sie im Gürtel trugen, waren sie unbewaffnet, und einer von ihnen führte einen Esel. Sie luden Herrn Gore durch freundliche Geberden ein, näher zu kommen, aber sich gegenseitig verständlich zu machen, wollte ihnen nicht gelingen.

Herr Gore berichtete uns bei seiner Rückkehr, daß die Bucht für unser Schiff zu seicht sei. Während ich in angemessener Entfernung von der Küste lavirte, ging er mit Herrn Solander noch einmal ans Land und nahm Geld mit. Ehe er landete, erschienen zwei neue Reiter, von denen der eine europäische Kleidung, einen blauen Rock, eine weiße Weste und einen Tressenhut trug. Sie schenkten dem Boote keine Beachtung, obgleich sie, indem sie ihren Spazierritt fortsetzten, das Schiff neugierig betrachteten. Gleichzeitig versammelten sich andere Reiter und viele Fußgänger um unser Boot, in das, wie wir mit Vergnügen sahen, Cocosnüsse getragen wurden.

Mein zweiter Lieutenant machte mir Signale, daß ich unter dem Winde eine gute Bai finden werde. Er hatte mehrere Vornehme gesehen, welche feine Wäsche trugen, goldene Ketten um den Hals geschlungen hatten und ihm durch Zeichen zu verstehen gaben, daß wir in jener Bucht Schafe, Schweine, Geflügel und Früchte in Menge kaufen könnten. Da sie mehrmals das Wort: Portugiese hören ließen, so schlossen wir, daß sie unter portugiesischer Herrschaft stehen würden.

Als wir in die Bai einliefen, sahen wir eine große Malayenstadt, der wir uns so weit näherten, als die Wassertiefe erlaubte. Wir

Häuser, Cocospalmen und zu unserer angenehmsten Ueberraschung auch Schafherden. Dies war eine Versuchung, der wir in unserer Lage um so weniger widerstehen konnten, als wir Kranke an Bord hatten, welche murrten, daß ich Timor nicht besucht hatte. Ich wollte daher den Versuch machen, mit den Einwohnern einen Verkehr anzuknüpfen und frische Lebensmittel zu erhalten. Herr Gore, mein zweiter Lieutenant, ging in der Pinasse ab und nahm einige Kleinigkeiten mit, die als Tauschmittel dienen konnten. Als er abgefahren war, zeigten sich auf den Höhen der Insel zwei Reiter, die einen Spazierritt zu machen schienen und unser Schiff aufmerksam beobachteten. Inzwischen landete Herr Gore in einer sandigen Bucht und traf dort auf einige Insulaner, die er für Malayen hielt. Abgesehen von dem Messer, welches sie im Gürtel trugen, waren sie unbewaffnet, und einer von ihnen führte einen Esel. Sie luden Herrn Gore durch freundliche Geberden ein, näher zu kommen, aber sich gegenseitig verständlich zu machen, wollte ihnen nicht gelingen.

Herr Gore berichtete uns bei seiner Rückkehr, daß die Bucht für unser Schiff zu seicht sei. Während ich in angemessener Entfernung von der Küste lavirte, ging er mit Herrn Solander noch einmal ans Land und nahm Geld mit. Ehe er landete, erschienen zwei neue Reiter, von denen der eine europäische Kleidung, einen blauen Rock, eine weiße Weste und einen Tressenhut trug. Sie schenkten dem Boote keine Beachtung, obgleich sie, indem sie ihren Spazierritt fortsetzten, das Schiff neugierig betrachteten. Gleichzeitig versammelten sich andere Reiter und viele Fußgänger um unser Boot, in das, wie wir mit Vergnügen sahen, Cocosnüsse getragen wurden.

Mein zweiter Lieutenant machte mir Signale, daß ich unter dem Winde eine gute Bai finden werde. Er hatte mehrere Vornehme gesehen, welche feine Wäsche trugen, goldene Ketten um den Hals geschlungen hatten und ihm durch Zeichen zu verstehen gaben, daß wir in jener Bucht Schafe, Schweine, Geflügel und Früchte in Menge kaufen könnten. Da sie mehrmals das Wort: Portugiese hören ließen, so schlossen wir, daß sie unter portugiesischer Herrschaft stehen würden.

Als wir in die Bai einliefen, sahen wir eine große Malayenstadt, der wir uns so weit näherten, als die Wassertiefe erlaubte. Wir

zogen die Flagge auf und erfuhren nun eine große Ueberraschung, denn unmittelbar nachher zeigte sich über dem Ufer die holländische Flagge und es fielen drei Kanonenschüsse. Am andern Morgen war auch auf der nächsten Strandstelle eine holländische Flagge aufgepflanzt. In der Ueberzeugung, daß die Holländer eine Besitzung auf der Insel hätten, beauftragte ich Herrn Gore, dem Statthalter seine Aufwartung zu machen und ihm zu erklären, wer wir seien und was wir wollten. Als er landete, empfing ihn eine Wache von etwa zwanzig Malayen, die mit Flinten bewaffnet waren und ihn in die Stadt führten. Sie marschirten ohne Ordnung und nahmen die Flagge mit. In der Stadt wurde er zum Radschah oder König geführt, dem er mittelst eines portugiesischen Dollmetschers eröffnete, daß unser Fahrzeug ein britisches Kriegsschiff sei, Kranke an Bord habe und der Erfrischungen bedürfe, welche die Insel darbiete. Se. Majestät antwortete, er wolle uns Alles liefern, doch verpflichte ihn ein mit der holländisch-ostindischen Gesellschaft abgeschlossener Vertrag, ohne die Einwilligung derselben mit keinem Volke Handel zu treiben. Er fügte hinzu, daß er den Agenten der Gesellschaft, den einzigen Weißen der Insel, sogleich benachrichtigen werde.

Nach etwa drei Stunden kam der Agent selbst. Er hieß Johann Christoph Lange, war ein geborner Sachse und derselbe Mann, den wir in europäischer Kleidung hatten reiten sehen. Er benahm sich sehr freundlich und gab die Versicherung, daß wir von den Eingebornen Alles kaufen dürften, was wir brauchten.

Gegen zwei Uhr, als das Mittagsessen eben bereit war, machten der König und Herr Lange uns einen Besuch. Der König wollte anfangs nicht Platz nehmen, indem er seine Besorgniß aussprach, daß wir Weißen neben ihm, der der einzige Farbige sei, nicht würden sitzen wollen. Unsere Versicherungen zerstreuten seine Bedenken, und wir speisten recht heiter und herzlich. Zum Glück fehlte es uns nicht an Dollmetschern. Der Doctor Solander und Herr Sporing waren des Holländischen mächtig genug, um sich mit Herrn Lange unterhalten zu können, und mehrere unserer Matrosen, die Portugiesisch sprachen, wurden von verschiedenen Insulanern verstanden. Zufälligerweise aßen wir Hammelfleisch, und der König sprach den Wunsch aus, eines

zogen die Flagge auf und erfuhren nun eine große Ueberraschung, denn unmittelbar nachher zeigte sich über dem Ufer die holländische Flagge und es fielen drei Kanonenschüsse. Am andern Morgen war auch auf der nächsten Strandstelle eine holländische Flagge aufgepflanzt. In der Ueberzeugung, daß die Holländer eine Besitzung auf der Insel hätten, beauftragte ich Herrn Gore, dem Statthalter seine Aufwartung zu machen und ihm zu erklären, wer wir seien und was wir wollten. Als er landete, empfing ihn eine Wache von etwa zwanzig Malayen, die mit Flinten bewaffnet waren und ihn in die Stadt führten. Sie marschirten ohne Ordnung und nahmen die Flagge mit. In der Stadt wurde er zum Radschah oder König geführt, dem er mittelst eines portugiesischen Dollmetschers eröffnete, daß unser Fahrzeug ein britisches Kriegsschiff sei, Kranke an Bord habe und der Erfrischungen bedürfe, welche die Insel darbiete. Se. Majestät antwortete, er wolle uns Alles liefern, doch verpflichte ihn ein mit der holländisch-ostindischen Gesellschaft abgeschlossener Vertrag, ohne die Einwilligung derselben mit keinem Volke Handel zu treiben. Er fügte hinzu, daß er den Agenten der Gesellschaft, den einzigen Weißen der Insel, sogleich benachrichtigen werde.

Nach etwa drei Stunden kam der Agent selbst. Er hieß Johann Christoph Lange, war ein geborner Sachse und derselbe Mann, den wir in europäischer Kleidung hatten reiten sehen. Er benahm sich sehr freundlich und gab die Versicherung, daß wir von den Eingebornen Alles kaufen dürften, was wir brauchten.

Gegen zwei Uhr, als das Mittagsessen eben bereit war, machten der König und Herr Lange uns einen Besuch. Der König wollte anfangs nicht Platz nehmen, indem er seine Besorgniß aussprach, daß wir Weißen neben ihm, der der einzige Farbige sei, nicht würden sitzen wollen. Unsere Versicherungen zerstreuten seine Bedenken, und wir speisten recht heiter und herzlich. Zum Glück fehlte es uns nicht an Dollmetschern. Der Doctor Solander und Herr Sporing waren des Holländischen mächtig genug, um sich mit Herrn Lange unterhalten zu können, und mehrere unserer Matrosen, die Portugiesisch sprachen, wurden von verschiedenen Insulanern verstanden. Zufälligerweise aßen wir Hammelfleisch, und der König sprach den Wunsch aus, eines

unserer Thiere dieser Art zu besitzen. Obgleich wir nur noch eines hatten, schenkten wir es ihm dennoch. Unsere Gefälligkeit ermunterte ihn, einen Hund zu fordern, und Herr Banks gab ihm sein Windspiel. Nun gab Herr Lange uns zu verstehen, daß er ein Fernrohr zu haben wünsche, und auch er wurde befriedigt. Unsere Gäste benachrichtigten uns nun, daß die Insel an Büffeln, Schafen, Schweinen und Geflügel Ueberfluß habe und daß wir am nächsten Morgen nach Belieben kaufen könnten. Diese Nachricht machte uns so viel Freude, daß wir dem König und dem Sachsen mehr Wein einschenkten, als sie vertragen konnten. Zum Abschiede machten unsere Soldaten einige Waffenübungen, an denen der Radschah sich sehr ergötzte. Am meisten bewunderte er die Gleichzeitigkeit des Feuerns, die alle Schüsse wie einen einzigen erscheinen ließ.

Die Herren Banks und Solander begleiteten unsere Gäste zu der Stadt, unter deren Häusern sich einige ziemlich große befinden. Ihre Einfachheit kann kaum übertroffen werden, wie ich später näher beschreiben will. Die Einwohner setzten unseren Naturforschern frischen Palmwein vor, der einen angenehmen süßen Geschmack hatte.

Am 19. machte ich mit Herrn Banks und mehreren Officieren dem König einen Besuch, bei dem ich mich hauptsächlich überzeugen wollte, ob die versprochenen Büffel, Schafe und Hühner am Platze seien. Se. Majestät hatte nicht Wort gehalten. Wir begaben uns dennoch zum Versammlungshause, das sich von den übrigen durch zwei geschnitzte Hölzer auszeichnete, die zu beiden Seiten der Dachfirste wie Ochsenhörner hervorragten. Herr Lange wiederholte uns, daß wir Erfrischungen kaufen dürften, aber als wir die Preise festsetzen wollten, verließ er uns mit den Worten, das sei Sache der Insulaner.

Mittags waren wir Gäste des Königs. Er selbst erschien nicht, weil es gegen die Landessitte gewesen wäre, wenn er als Wirth mit uns gegessen hätte. Unsern Wein verschmähte er aus einem andern Grunde, nämlich weil es unschicklich sei, sich vor den Gästen zu betrinken, und dies auf keine andere Weise zu vermeiden sei, als wenn er kein Glas anrühre. Unsere Speisen bestanden aus Suppe, Schweinefleisch und Reis und waren vortrefflich. Als wir gegessen hatten, nah-

unserer Thiere dieser Art zu besitzen. Obgleich wir nur noch eines hatten, schenkten wir es ihm dennoch. Unsere Gefälligkeit ermunterte ihn, einen Hund zu fordern, und Herr Banks gab ihm sein Windspiel. Nun gab Herr Lange uns zu verstehen, daß er ein Fernrohr zu haben wünsche, und auch er wurde befriedigt. Unsere Gäste benachrichtigten uns nun, daß die Insel an Büffeln, Schafen, Schweinen und Geflügel Ueberfluß habe und daß wir am nächsten Morgen nach Belieben kaufen könnten. Diese Nachricht machte uns so viel Freude, daß wir dem König und dem Sachsen mehr Wein einschenkten, als sie vertragen konnten. Zum Abschiede machten unsere Soldaten einige Waffenübungen, an denen der Radschah sich sehr ergötzte. Am meisten bewunderte er die Gleichzeitigkeit des Feuerns, die alle Schüsse wie einen einzigen erscheinen ließ.

Die Herren Banks und Solander begleiteten unsere Gäste zu der Stadt, unter deren Häusern sich einige ziemlich große befinden. Ihre Einfachheit kann kaum übertroffen werden, wie ich später näher beschreiben will. Die Einwohner setzten unseren Naturforschern frischen Palmwein vor, der einen angenehmen süßen Geschmack hatte.

Am 19. machte ich mit Herrn Banks und mehreren Officieren dem König einen Besuch, bei dem ich mich hauptsächlich überzeugen wollte, ob die versprochenen Büffel, Schafe und Hühner am Platze seien. Se. Majestät hatte nicht Wort gehalten. Wir begaben uns dennoch zum Versammlungshause, das sich von den übrigen durch zwei geschnitzte Hölzer auszeichnete, die zu beiden Seiten der Dachfirste wie Ochsenhörner hervorragten. Herr Lange wiederholte uns, daß wir Erfrischungen kaufen dürften, aber als wir die Preise festsetzen wollten, verließ er uns mit den Worten, das sei Sache der Insulaner.

Mittags waren wir Gäste des Königs. Er selbst erschien nicht, weil es gegen die Landessitte gewesen wäre, wenn er als Wirth mit uns gegessen hätte. Unsern Wein verschmähte er aus einem andern Grunde, nämlich weil es unschicklich sei, sich vor den Gästen zu betrinken, und dies auf keine andere Weise zu vermeiden sei, als wenn er kein Glas anrühre. Unsere Speisen bestanden aus Suppe, Schweinefleisch und Reis und waren vortrefflich. Als wir gegessen hatten, nah-

men unsere Matrosen unsere Plätze ein; was sie nicht verzehrten, ward ihnen aufs Schiff mitgegeben.

Unser Sachse theilte uns sehr kaltblütig mit, daß ein Brief des holländischen Statthalters von Timor eingetroffen sei, der ihm befehle, nicht zu dulden, daß wir den vornehmen Einwohnern irgend etwas und den geringeren mehr als Kleinigkeiten schenkten. Herr Lange wiederholte nochmals, daß wir Erfrischungen bekommen könnten, und am Abend war wieder kein Stück Vieh zu sehen. Die Ausflüchte nahmen kein Ende. Bald hieß es, wir müßten in Gold bezahlen, dann wieder, die Thiere befänden sich tief im Innern auf der Weide, und als wir endlich für einen kleinen Büffel, der zum Vorschein kam, statt fünf Guineen nur drei geben wollten, wurde uns jeder Verkehr untersagt. Glücklicherweise hatte ich den Einfall, einem alten Malayen, der der Minister des Königs war, einen großen Säbel zu schenken. Diese Gabe bewirkte Wunder. Die Malayen hatten offenbar die größte Lust, trotz des mistrauischen Verbots der holländischen Gesellschaft mit uns Handel zu treiben, und die ersten Worte, die unser neuer Freund für uns sprach, öffneten uns den Markt. Die ersten Büffel mußten wir noch theuer bezahlen, dann erhielten wir das Stück für eine Flinte und zu ähnlichen Preisen Schafe, Schweine, Geflügel, Citronen, Eier, Knoblauch und Palmsyrup in Hülle und Fülle.

Der Mittelpunkt dieser Inseln, die bei den Eingebornen Sawu heißt, liegt ziemlich genau unter 10 Grad 35 Min. westlicher Länge. Sie ist so wenig bekannt, daß man sie auf den Karten entweder gar nicht oder an einem falschen Orte findet. Sie erstreckt sich von Osten nach Westen in einer Länge von acht Stunden; ihre Breite kenne ich nicht, da wir blos die Nordküste besuchten. Außer dem Hafen, in dem wir ankerten, soll es noch zwei andere geben. Die Küste ist im allgemeinen flach, im Innern giebt es Berge von beträchtlicher Höhe. Es war jetzt das Ende der trockenen Jahreszeit, die im März oder April beginnt und im October oder November endet. Es hatte seit sieben Monaten nicht geregnet, und wenn die Dürre so lange anhält, findet man auf der ganzen Insel keinen Bach mehr, sondern blos kleine Quellen, die in weiter Entfernung vom Meer liegen. Dennoch kann es keinen schöneren Anblick geben, als wir ihn von unserm Ankerplatze

men unsere Matrosen unsere Plätze ein; was sie nicht verzehrten, ward ihnen aufs Schiff mitgegeben.

Unser Sachse theilte uns sehr kaltblütig mit, daß ein Brief des holländischen Statthalters von Timor eingetroffen sei, der ihm befehle, nicht zu dulden, daß wir den vornehmen Einwohnern irgend etwas und den geringeren mehr als Kleinigkeiten schenkten. Herr Lange wiederholte nochmals, daß wir Erfrischungen bekommen könnten, und am Abend war wieder kein Stück Vieh zu sehen. Die Ausflüchte nahmen kein Ende. Bald hieß es, wir müßten in Gold bezahlen, dann wieder, die Thiere befänden sich tief im Innern auf der Weide, und als wir endlich für einen kleinen Büffel, der zum Vorschein kam, statt fünf Guineen nur drei geben wollten, wurde uns jeder Verkehr untersagt. Glücklicherweise hatte ich den Einfall, einem alten Malayen, der der Minister des Königs war, einen großen Säbel zu schenken. Diese Gabe bewirkte Wunder. Die Malayen hatten offenbar die größte Lust, trotz des mistrauischen Verbots der holländischen Gesellschaft mit uns Handel zu treiben, und die ersten Worte, die unser neuer Freund für uns sprach, öffneten uns den Markt. Die ersten Büffel mußten wir noch theuer bezahlen, dann erhielten wir das Stück für eine Flinte und zu ähnlichen Preisen Schafe, Schweine, Geflügel, Citronen, Eier, Knoblauch und Palmsyrup in Hülle und Fülle.

Der Mittelpunkt dieser Inseln, die bei den Eingebornen Sawu heißt, liegt ziemlich genau unter 10 Grad 35 Min. westlicher Länge. Sie ist so wenig bekannt, daß man sie auf den Karten entweder gar nicht oder an einem falschen Orte findet. Sie erstreckt sich von Osten nach Westen in einer Länge von acht Stunden; ihre Breite kenne ich nicht, da wir blos die Nordküste besuchten. Außer dem Hafen, in dem wir ankerten, soll es noch zwei andere geben. Die Küste ist im allgemeinen flach, im Innern giebt es Berge von beträchtlicher Höhe. Es war jetzt das Ende der trockenen Jahreszeit, die im März oder April beginnt und im October oder November endet. Es hatte seit sieben Monaten nicht geregnet, und wenn die Dürre so lange anhält, findet man auf der ganzen Insel keinen Bach mehr, sondern blos kleine Quellen, die in weiter Entfernung vom Meer liegen. Dennoch kann es keinen schöneren Anblick geben, als wir ihn von unserm Ankerplatze

aus hatten. Der ebene Strand trägt Cocos- und Arecapalmen. Die sanft und regelmäßig ansteigenden Hügel sind bis zum Gipfel mit Fächerpalmen bekleidet und bilden Dickichte, die das Auge nicht zu durchdringen vermag. Jeder Fußbreit Landes zwischen den Bäumen ist grün und mit Mais, Hirse und Indigo bepflanzt. Wenn man die Pracht und Schönheit der Bäume dieses Landes nicht kennt, so gehört eine starke Einbildungskraft dazu, um sich die Aussicht zu denken, die wir hatten.

Die Fächer- und Cocospalme, die Tamarinde, der Citronen-, Orangen- und Mangobaum sind die vorzüglichsten Bäume der Insel. Unter den übrigen Erzeugnissen des Pflanzenreichs befinden sich Reis, Hirse, Mais und Wassermelonen. Wir sahen auch Zuckerrohr und verschiedene europäische Küchenpflanzen, namentlich Sellerie, Majoran, Fenchel und Knoblauch. Zur Befriedigung der Bedürfnisse des Luxus und der Phantasie haben die Insulaner Betel, Arecanüsse, Tabak, Baumwolle und Indigo, ferner eine kleine Menge Zimmt, den sie blos als Merkwürdigkeit pflanzen. Ich bezweifle sogar, daß es der ächte Zimmt ist, denn die Holländer wachen sorgfältig darüber, daß der Baum auf die Inseln beschränkt bleibe, die sie zur Gewinnung dieses Gewürzes bestimmt haben. Außer den Früchten, die ich genannt habe, giebt es noch einige andere, z. B. die Frucht des Seifenbaumes, der auf den westindischen Inseln allgemein bekannt ist, und eine kleine ovale Frucht, Bimbli genannt. Beide wachsen auf Sträuchern Der Bimbli ist ungefähr drei bis vier Zoll lang, in der Mitte fingerbreit und läuft an beiden Enden spitz zu. Er ist mit einer sehr dünnen hellgrünen Haut bekleidet, und das Innere enthält eine kleine Anzahl sternförmig vertheilter Samenkörner. Er duftet sehr stark und hat eine angenehme Säure, läßt sich aber roh nicht essen. Eingemacht soll er vortrefflich sein, und gedämpft lieferte er uns eine vortreffliche säuerliche Brühe für unser gekochtes Fleisch.

Die zahmen Thiere sind Büffel, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Tauben, Pferde, Esel, Hunde und Katzen. Die Büffel unterscheiden sich von dem europäischen Hornvieh durch ihre größeren Ohren, ihre fast haarlose Haut, ihre gegeneinander stehenden, rückwärts gekrümmten Hörner und durch das Fehlen der Wampe. Sie sind eben-

aus hatten. Der ebene Strand trägt Cocos- und Arecapalmen. Die sanft und regelmäßig ansteigenden Hügel sind bis zum Gipfel mit Fächerpalmen bekleidet und bilden Dickichte, die das Auge nicht zu durchdringen vermag. Jeder Fußbreit Landes zwischen den Bäumen ist grün und mit Mais, Hirse und Indigo bepflanzt. Wenn man die Pracht und Schönheit der Bäume dieses Landes nicht kennt, so gehört eine starke Einbildungskraft dazu, um sich die Aussicht zu denken, die wir hatten.

Die Fächer- und Cocospalme, die Tamarinde, der Citronen-, Orangen- und Mangobaum sind die vorzüglichsten Bäume der Insel. Unter den übrigen Erzeugnissen des Pflanzenreichs befinden sich Reis, Hirse, Mais und Wassermelonen. Wir sahen auch Zuckerrohr und verschiedene europäische Küchenpflanzen, namentlich Sellerie, Majoran, Fenchel und Knoblauch. Zur Befriedigung der Bedürfnisse des Luxus und der Phantasie haben die Insulaner Betel, Arecanüsse, Tabak, Baumwolle und Indigo, ferner eine kleine Menge Zimmt, den sie blos als Merkwürdigkeit pflanzen. Ich bezweifle sogar, daß es der ächte Zimmt ist, denn die Holländer wachen sorgfältig darüber, daß der Baum auf die Inseln beschränkt bleibe, die sie zur Gewinnung dieses Gewürzes bestimmt haben. Außer den Früchten, die ich genannt habe, giebt es noch einige andere, z. B. die Frucht des Seifenbaumes, der auf den westindischen Inseln allgemein bekannt ist, und eine kleine ovale Frucht, Bimbli genannt. Beide wachsen auf Sträuchern Der Bimbli ist ungefähr drei bis vier Zoll lang, in der Mitte fingerbreit und läuft an beiden Enden spitz zu. Er ist mit einer sehr dünnen hellgrünen Haut bekleidet, und das Innere enthält eine kleine Anzahl sternförmig vertheilter Samenkörner. Er duftet sehr stark und hat eine angenehme Säure, läßt sich aber roh nicht essen. Eingemacht soll er vortrefflich sein, und gedämpft lieferte er uns eine vortreffliche säuerliche Brühe für unser gekochtes Fleisch.

Die zahmen Thiere sind Büffel, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Tauben, Pferde, Esel, Hunde und Katzen. Die Büffel unterscheiden sich von dem europäischen Hornvieh durch ihre größeren Ohren, ihre fast haarlose Haut, ihre gegeneinander stehenden, rückwärts gekrümmten Hörner und durch das Fehlen der Wampe. Sie sind eben-

so groß und selbst größer als unsere Stiere, wogen jedoch in dieser Jahreszeit nur halb so viel. Am Ende der trockenen Jahreszeit sind sie nämlich sehr mager, und ihre Seiten bestehen buchstäblich blos aus Knochen und Haut. Das Fleisch ist übrigens saftig und schmackhaft.

Die Pferde sind klein, aber gelenk und feurig. Die Eingebornen besteigen sie ohne Sattel und lenken sie blos mit einer Halfter. Die Schafe gehören zu der Art, die man in England bengalische Schafe nennt und unterscheiden sich von den unsrigen in mehr als einer Beziehung. Statt der Wolle tragen sie Haare, ihre Ohren sind groß und hängen neben den Hörnern herab, ihre Schnauze ist gewölbt und sie haben einige Aehnlichkeit mit den Ziegen, worauf der Name cabritos hindeutet, den man oft hört. Sie sind ebenso mager als die Büffel, und schlechteres Schlachtfleisch haben wir nie gegessen. Auf der anderen Seite haben wir nie fettere Schweine gesehen, als hier, und doch nährt man diese Thiere hauptsächlich mit Reishülsen und mit Palmsyrup, der in Wasser aufgelöst worden ist. Die Hühner sind sehr groß, ihre Eier auffallend klein. Von den Fischen, die das Meer erzeugt, kennen wir blos eine kleine Zahl; am Ufer fängt man zuweilen Schildkröten.

Die Einwohner sind noch nicht mittelgroß, die Frauen besonders sehr klein und untersetzt. Ihre Haut ist dunkelbraun und sie haben gewöhnlich schwarze glatte Haare. Wir bemerkten zwischen der Hautfarbe der Reichen und der Armen keinen Unterschied, wogegen auf den Südsee-Inseln alle, die sich der Luft aussetzen, ebenso dunkel wie die Neuholländer werden, die Vornehmeren aber eine fast ebenso weiße Haut wie die Europäer haben. Die Männer sind in der Regel wohlgebaut, kräftig und thätig. In ihren Zügen und in ihrem Wuchs tritt mehr Mannigfaltigkeit hervor, als man unter Bewohnern desselben Landes zu finden pflegt. Die Frauen sehen dagegen eine wie die andere aus.

Die Männer befestigten ihre Haare oben auf dem Scheitel mit einem Kamme, die Frauen knüpfen sie am Hinterkopfe auf eine Weise zusammen, die ihnen nicht gut steht. Beide Geschlechter vertilgen die Haare unter den Achseln und die Männer den Bart. Die Vornehmeren tragen zu diesem Behufe kleine silberne Zangen, die an einem Fa-

so groß und selbst größer als unsere Stiere, wogen jedoch in dieser Jahreszeit nur halb so viel. Am Ende der trockenen Jahreszeit sind sie nämlich sehr mager, und ihre Seiten bestehen buchstäblich blos aus Knochen und Haut. Das Fleisch ist übrigens saftig und schmackhaft.

Die Pferde sind klein, aber gelenk und feurig. Die Eingebornen besteigen sie ohne Sattel und lenken sie blos mit einer Halfter. Die Schafe gehören zu der Art, die man in England bengalische Schafe nennt und unterscheiden sich von den unsrigen in mehr als einer Beziehung. Statt der Wolle tragen sie Haare, ihre Ohren sind groß und hängen neben den Hörnern herab, ihre Schnauze ist gewölbt und sie haben einige Aehnlichkeit mit den Ziegen, worauf der Name cabritos hindeutet, den man oft hört. Sie sind ebenso mager als die Büffel, und schlechteres Schlachtfleisch haben wir nie gegessen. Auf der anderen Seite haben wir nie fettere Schweine gesehen, als hier, und doch nährt man diese Thiere hauptsächlich mit Reishülsen und mit Palmsyrup, der in Wasser aufgelöst worden ist. Die Hühner sind sehr groß, ihre Eier auffallend klein. Von den Fischen, die das Meer erzeugt, kennen wir blos eine kleine Zahl; am Ufer fängt man zuweilen Schildkröten.

Die Einwohner sind noch nicht mittelgroß, die Frauen besonders sehr klein und untersetzt. Ihre Haut ist dunkelbraun und sie haben gewöhnlich schwarze glatte Haare. Wir bemerkten zwischen der Hautfarbe der Reichen und der Armen keinen Unterschied, wogegen auf den Südsee-Inseln alle, die sich der Luft aussetzen, ebenso dunkel wie die Neuholländer werden, die Vornehmeren aber eine fast ebenso weiße Haut wie die Europäer haben. Die Männer sind in der Regel wohlgebaut, kräftig und thätig. In ihren Zügen und in ihrem Wuchs tritt mehr Mannigfaltigkeit hervor, als man unter Bewohnern desselben Landes zu finden pflegt. Die Frauen sehen dagegen eine wie die andere aus.

Die Männer befestigten ihre Haare oben auf dem Scheitel mit einem Kamme, die Frauen knüpfen sie am Hinterkopfe auf eine Weise zusammen, die ihnen nicht gut steht. Beide Geschlechter vertilgen die Haare unter den Achseln und die Männer den Bart. Die Vornehmeren tragen zu diesem Behufe kleine silberne Zangen, die an einem Fa-

den vom Halse herabhängen. Läßt Jemand einige Haare auf der Oberlippe stehen, so hält er sie immer kurz.

Die Kleidung beider Geschlechter besteht aus einem baumwollenen Stoff, dessen Fäden mit verschiedenem Blau gefärbt werden, so daß eine schillernde Farbe entsteht, die unseren Augen nicht unangenehm war. Dieser Stoff wird im Lande selbst bereitet und ist bei beiden Geschlechtern derselbe. Der einzige Unterschied zwischen Männern und Frauen entsteht durch die abweichende Anordnung der Tracht. Die Männer tragen sämmtlich Arme und Beine entblößt, die Frauen verhüllen nicht blos die letzteren, sondern auch den Hals. Das weibliche Geschlecht trägt keinen Kopfputz, das männliche ein nicht breites, aber aus den schönsten Stoffen bestehendes Band, das zuweilen durch ein seidenes Schnupftuch oder ein turbanartig gewundenes Stück feinen Musselins ersetzt wird.

Das Beispiel dieser Völker beweist, daß die Liebe zu Schmucksachen eine allgemein verbreitete Leidenschaft ist. Die Zahl ihrer Zierrathen ist eine sehr große. Personen von Rang schlingen goldene Ketten um den Hals, die übrigens nicht werthvoll sind, da sie von leichtem Golddraht gefertigt werden. Bei Anderen sah ich Ringe, welche so abgetragen waren, daß der Vater sie gewiß auf den Sohn vererbt hatte. Wir sahen auch Arm- und Halsbänder von Glasperlen, und zwar bei beiden Geschlechtern, bei den Frauen außerdem noch Gürtel von derselben Art. Männer wie Frauen durchbohren sich die Ohren, aber Ohrringe kommen nicht vor. Andere Kleider, als die gewöhnlichen, trug Niemand, nur empfing uns der König einmal in einem Morgenüberwurf von grobem indischen Leinen und sein Minister ebenfalls ein einziges Mal in einem schwarzen Gewande. Wir begegneten Kindern von zwölf bis vierzehn Jahren, welche grobe Kupferdrähte drei bis viermal spiralformig unterhalb des Elnbogens um den Arm geschlungen hatten, und einige Männer trugen an demselben Körpertheile elfenbeinerne Ringe von zwei Zoll Breite und mehr als einem Zoll Dicke. Man sagte uns, daß blos Häuptlinge und Söhne von ihnen zu diesem unbequemen Schmuck berechtigt wären.

Fast alle Männer graben ihren Namen mit einer nie verlöschenden schwarzen Farbe auf ihren Arm ein, und die Frauen zeichnen

den vom Halse herabhängen. Läßt Jemand einige Haare auf der Oberlippe stehen, so hält er sie immer kurz.

Die Kleidung beider Geschlechter besteht aus einem baumwollenen Stoff, dessen Fäden mit verschiedenem Blau gefärbt werden, so daß eine schillernde Farbe entsteht, die unseren Augen nicht unangenehm war. Dieser Stoff wird im Lande selbst bereitet und ist bei beiden Geschlechtern derselbe. Der einzige Unterschied zwischen Männern und Frauen entsteht durch die abweichende Anordnung der Tracht. Die Männer tragen sämmtlich Arme und Beine entblößt, die Frauen verhüllen nicht blos die letzteren, sondern auch den Hals. Das weibliche Geschlecht trägt keinen Kopfputz, das männliche ein nicht breites, aber aus den schönsten Stoffen bestehendes Band, das zuweilen durch ein seidenes Schnupftuch oder ein turbanartig gewundenes Stück feinen Musselins ersetzt wird.

Das Beispiel dieser Völker beweist, daß die Liebe zu Schmucksachen eine allgemein verbreitete Leidenschaft ist. Die Zahl ihrer Zierrathen ist eine sehr große. Personen von Rang schlingen goldene Ketten um den Hals, die übrigens nicht werthvoll sind, da sie von leichtem Golddraht gefertigt werden. Bei Anderen sah ich Ringe, welche so abgetragen waren, daß der Vater sie gewiß auf den Sohn vererbt hatte. Wir sahen auch Arm- und Halsbänder von Glasperlen, und zwar bei beiden Geschlechtern, bei den Frauen außerdem noch Gürtel von derselben Art. Männer wie Frauen durchbohren sich die Ohren, aber Ohrringe kommen nicht vor. Andere Kleider, als die gewöhnlichen, trug Niemand, nur empfing uns der König einmal in einem Morgenüberwurf von grobem indischen Leinen und sein Minister ebenfalls ein einziges Mal in einem schwarzen Gewande. Wir begegneten Kindern von zwölf bis vierzehn Jahren, welche grobe Kupferdrähte drei bis viermal spiralformig unterhalb des Elnbogens um den Arm geschlungen hatten, und einige Männer trugen an demselben Körpertheile elfenbeinerne Ringe von zwei Zoll Breite und mehr als einem Zoll Dicke. Man sagte uns, daß blos Häuptlinge und Söhne von ihnen zu diesem unbequemen Schmuck berechtigt wären.

Fast alle Männer graben ihren Namen mit einer nie verlöschenden schwarzen Farbe auf ihren Arm ein, und die Frauen zeichnen

sich auf dieselbe Weise eine Blume unter die Biegung des Elnbogens. Dieser Gebrauch hat lange vor der Ankunft der Europäer geherrscht.

Die Häuser sind alle nach demselben Plane erbaut und blos in der Größe verschieden. Einige haben vierhundert, andere nicht mehr als zwanzig Fuß Länge. Alle ruhen auf Pfeilern von vier Fuß Höhe, so daß zwischen der Erde und dem Fußboden ein leerer Raum bleibt. Auf diesem Boden stehen wieder Säulen, welche das schiefe, mit seinen innern Endpunkten bis auf zwei Fuß hinabgehende Palmblätterdach tragen. In der Regel hat ein solches Haus nicht mehr als drei Zimmer, dessen mittelstes den Frauen bestimmt ist.

Die Einwohner nähren sich von allen zahmen Thieren ihrer Insel. Das Schwein wird am meisten geachtet, den nächsten Rang behauptet das Pferd, dann kommt der Büffel, dann das Geflügel, und Katzen und Hunde gehen den Schafen und Ziegen vor. Fische stehen nicht in Ansehen, blos die Armen essen sie, und selbst diese nur, wenn sie am Strande zu thun haben. Sie nehmen in diesem Falle ein kleines Netz mit und fangen die Fische, welche ihnen so zu sagen vor die Hand kommen.

Die Fächerpalme verdient noch einer besonderen Erwähnung, da sie zu gewissen Jahreszeiten für Menschen und Thiere fast die einzige Nahrung liefert. Die Bewohner von Sawu gewinnen von diesem Baume eine Art Wein (Toddy), indem sie die Blüthenstengel kurz nach dem Hervortreten derselben abschneiden und Gefäße darunter befestigen, die blos aus Blättern bestehen, aber so dicht sind, daß nicht ein Tropfen verloren geht. Morgens und Abends leert man die Gefäße und benutzt den Saft als gewöhnliches Getränk. Es bleibt viel übrig und dieses wird zu Syrup eingekocht. Man bereitet auch Palmzucker, der rothbraun ist, und besser als der feinste Rohrzucker schmeckt. Wir fürchteten anfangs, daß der Syrup, den unsere Leute in Menge genossen, Ruhren erzeugen würde, aber er bewährte sich als sehr gesund. Wie bereits bemerkt, füttert man die Schweine blos mit Palmsyrup und Reishülsen, und sie werden sehr fett davon. Die Fächerpalme liefert den Einwohnern ihr Dach, ihre Körbe, ihre Tabakspfeifen und noch manches mehr. Die Frucht wird nicht besonders geschätzt und ist selten, da man fast alle Blüthenstengel abschneidet. Sie

sich auf dieselbe Weise eine Blume unter die Biegung des Elnbogens. Dieser Gebrauch hat lange vor der Ankunft der Europäer geherrscht.

Die Häuser sind alle nach demselben Plane erbaut und blos in der Größe verschieden. Einige haben vierhundert, andere nicht mehr als zwanzig Fuß Länge. Alle ruhen auf Pfeilern von vier Fuß Höhe, so daß zwischen der Erde und dem Fußboden ein leerer Raum bleibt. Auf diesem Boden stehen wieder Säulen, welche das schiefe, mit seinen innern Endpunkten bis auf zwei Fuß hinabgehende Palmblätterdach tragen. In der Regel hat ein solches Haus nicht mehr als drei Zimmer, dessen mittelstes den Frauen bestimmt ist.

Die Einwohner nähren sich von allen zahmen Thieren ihrer Insel. Das Schwein wird am meisten geachtet, den nächsten Rang behauptet das Pferd, dann kommt der Büffel, dann das Geflügel, und Katzen und Hunde gehen den Schafen und Ziegen vor. Fische stehen nicht in Ansehen, blos die Armen essen sie, und selbst diese nur, wenn sie am Strande zu thun haben. Sie nehmen in diesem Falle ein kleines Netz mit und fangen die Fische, welche ihnen so zu sagen vor die Hand kommen.

Die Fächerpalme verdient noch einer besonderen Erwähnung, da sie zu gewissen Jahreszeiten für Menschen und Thiere fast die einzige Nahrung liefert. Die Bewohner von Sawu gewinnen von diesem Baume eine Art Wein (Toddy), indem sie die Blüthenstengel kurz nach dem Hervortreten derselben abschneiden und Gefäße darunter befestigen, die blos aus Blättern bestehen, aber so dicht sind, daß nicht ein Tropfen verloren geht. Morgens und Abends leert man die Gefäße und benutzt den Saft als gewöhnliches Getränk. Es bleibt viel übrig und dieses wird zu Syrup eingekocht. Man bereitet auch Palmzucker, der rothbraun ist, und besser als der feinste Rohrzucker schmeckt. Wir fürchteten anfangs, daß der Syrup, den unsere Leute in Menge genossen, Ruhren erzeugen würde, aber er bewährte sich als sehr gesund. Wie bereits bemerkt, füttert man die Schweine blos mit Palmsyrup und Reishülsen, und sie werden sehr fett davon. Die Fächerpalme liefert den Einwohnern ihr Dach, ihre Körbe, ihre Tabakspfeifen und noch manches mehr. Die Frucht wird nicht besonders geschätzt und ist selten, da man fast alle Blüthenstengel abschneidet. Sie

erreicht fast die Größe einer Futterrübe, und unter ihrer netzartigen Hülle liegen drei Mandeln, die man in unreifem Zustande essen muß, weil sie später zu hart werden, als daß man sie kauen könnte. In ihrem eßbaren Zustande schmecken sie wie unreife Cocosnüsse, und sind wie jene eine wässerige, wenig nahrhafte Speise.

Alle Lebensmittel der Insel werden gekocht genossen. Da man wenig Holz und keine Kohlen hat, so hilft man sich auf eine Weise, die in Europa ziemlich unbekannt sein dürfte. Man führt nämlich unter der Erde in wagerechter Richtung einen Gang durch, der an einem Ende eine große, am andern eine kleine Oeffnung hat. Durch die erste wird das Feuer hineingeschoben, die zweite dient als Luftloch. Oben werden einige runde Löcher angebracht und in diese stellt man irdene Töpfe, welche nach unten spitz zulaufen, so daß das Feuer auf eine größere Fläche wirken kann. Ein solcher Topf faßt in der Regel nach bis zehn Kannen. Man staunt, wenn man sieht, wie wenig Brennstoff erforderlich ist, um das Wasser zum Kochen zu bringen. Ein Palmblatt oder ein trockener Stengel, den man von Zeit zu Zeit erneuert, genügt dazu. Auf diese Weise kochen die Insulaner alle ihre Nahrungsmittel, ihren Syrup und ihren Zucker. Aus Frazier's Reisen in die Südsee geht hervor, daß die Peruaner auf ähnliche Weise verfahren. Für arme Leute eines Landes, wo das Holz theuer ist, wäre es vielleicht gerathen, diesen Gebrauch einzuführen.

Beide Geschlechter haben die häßliche und verderbliche Sitte, Betel und Arecanüsse zu kauen. Sie fangen damit in früher Jugend an, und treiben vom Morgen bis zum Abend nicht viel Anderes. Die Masse wird immer mit weißem Kalk versetzt, den man aus Korallen und Muscheln bereitet, zuweilen auch mit Tabak. Der letztere macht den Athem unangenehm, und Betel und Kalk greifen die Zähne an und schwärzen sie. Ich habe Männer von zwanzig Jahren gesehen, deren Zähne bis zur Wurzel angefressen waren. Nicht ein Zahn hatte dieselbe Länge wie ein anderer, alle waren auf dieselbe ungleiche Weise angegriffen, wie das Eisen vom Roste angegriffen wird.

Wenn die Einwohner nicht Betel kauen, so rauchen sie. Der Tabak wird zusammengerollt und in eine aus einem Palmblatt gemachte Röhre von sechs Zoll Länge und der Dicke einer Gänsefeder

erreicht fast die Größe einer Futterrübe, und unter ihrer netzartigen Hülle liegen drei Mandeln, die man in unreifem Zustande essen muß, weil sie später zu hart werden, als daß man sie kauen könnte. In ihrem eßbaren Zustande schmecken sie wie unreife Cocosnüsse, und sind wie jene eine wässerige, wenig nahrhafte Speise.

Alle Lebensmittel der Insel werden gekocht genossen. Da man wenig Holz und keine Kohlen hat, so hilft man sich auf eine Weise, die in Europa ziemlich unbekannt sein dürfte. Man führt nämlich unter der Erde in wagerechter Richtung einen Gang durch, der an einem Ende eine große, am andern eine kleine Oeffnung hat. Durch die erste wird das Feuer hineingeschoben, die zweite dient als Luftloch. Oben werden einige runde Löcher angebracht und in diese stellt man irdene Töpfe, welche nach unten spitz zulaufen, so daß das Feuer auf eine größere Fläche wirken kann. Ein solcher Topf faßt in der Regel nach bis zehn Kannen. Man staunt, wenn man sieht, wie wenig Brennstoff erforderlich ist, um das Wasser zum Kochen zu bringen. Ein Palmblatt oder ein trockener Stengel, den man von Zeit zu Zeit erneuert, genügt dazu. Auf diese Weise kochen die Insulaner alle ihre Nahrungsmittel, ihren Syrup und ihren Zucker. Aus Frazier's Reisen in die Südsee geht hervor, daß die Peruaner auf ähnliche Weise verfahren. Für arme Leute eines Landes, wo das Holz theuer ist, wäre es vielleicht gerathen, diesen Gebrauch einzuführen.

Beide Geschlechter haben die häßliche und verderbliche Sitte, Betel und Arecanüsse zu kauen. Sie fangen damit in früher Jugend an, und treiben vom Morgen bis zum Abend nicht viel Anderes. Die Masse wird immer mit weißem Kalk versetzt, den man aus Korallen und Muscheln bereitet, zuweilen auch mit Tabak. Der letztere macht den Athem unangenehm, und Betel und Kalk greifen die Zähne an und schwärzen sie. Ich habe Männer von zwanzig Jahren gesehen, deren Zähne bis zur Wurzel angefressen waren. Nicht ein Zahn hatte dieselbe Länge wie ein anderer, alle waren auf dieselbe ungleiche Weise angegriffen, wie das Eisen vom Roste angegriffen wird.

Wenn die Einwohner nicht Betel kauen, so rauchen sie. Der Tabak wird zusammengerollt und in eine aus einem Palmblatt gemachte Röhre von sechs Zoll Länge und der Dicke einer Gänsefeder

geschoben. Da diese Pfeifen nur wenig Tabak fassen, so erhöht man die Wirkung des Krauts, indem man den Dampf verschluckt; bei den Frauen ist dies allgemein üblich.

Die Epoche, in welcher die Bewohner der Insel sich zu einer bürgerlichen Gesellschaft vereinigt haben, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Gegenwärtig theilen sie sich in fünf Bezirke oder Königreiche, zu denen auch Seba, wo wir uns aufhielten, gehört. Der Radschah von Seba schien viel Gewalt zu besitzen, wenn er auch von keinem Prunk umgeben war und für seine Person gerade keine Huldigungen empfing. Er zählte etwa fünfunddreißig Jahre und war der fetteste Mann der ganzen Insel. Er machte uns den Eindruck eines kalten, schwerfälligen Menschen, der von seinem Minister geleitet werde. Dieser Letztere, dem wir persönlich verpflichtet wurden, da er uns schließlich Lebensmittel verschaffte, muß von seltener Redlichkeit sein, denn obgleich er der Günstling des Fürsten war liebte ihn doch Jedermann. Wie man uns sagte, schlichtet der Fürst alle Streitigkeiten ohne Verzug und in letzter Instanz, aber nach reiflicher Erwägung und mit unparteiischer Gerechtigkeit.

Herr Lange erzählte uns, daß die Fürsten der Insel seit undenklicher Zeit in herzlicher Eintracht lebten. Wie er hinzufügte, ist das Volk von Natur kriegerisch und hat sich seiner Feinde, so oft ein Angriff auf die Insel gemacht wurde, tapfer erwehrt. Nach seinen Mittheilungen sind die fünf Bezirke im Stande binnen wenigen Tagen 7300 Krieger ins Feld zu stellen. Die Waffen bestehen in Flinten, Wurfspießen, Lanzen, Schilden und Streitäxten. Die letztere Waffe ist eine furchtbare, vorausgesetzt daß der Soldat Muth genug hat, um seinem Gegner nahe auf den Leib zu gehen.

Da ich keinen Kampf gesehen habe, so wage ich nicht zu entscheiden, ob Herr Lange den kriegerischen Muth der Eingebornen mit Recht gerühmt hat. In dem Versammlungshause bemerkte ich einige hundert Wurfspieße und Schilde, mit denen man die zu unserer Begleitung bestimmten Leute bewaffnete, um uns einzuschüchtern. Diese Rüstkammer schien aber blos die Ueberbleisel alter Waffen zu enthalten. Es gab nicht zwei Wurfspieße von derselben Dicke und Länge, Lanzen fehlten ganz, und so blank die Flinten von außen waren, hatte der

geschoben. Da diese Pfeifen nur wenig Tabak fassen, so erhöht man die Wirkung des Krauts, indem man den Dampf verschluckt; bei den Frauen ist dies allgemein üblich.

Die Epoche, in welcher die Bewohner der Insel sich zu einer bürgerlichen Gesellschaft vereinigt haben, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Gegenwärtig theilen sie sich in fünf Bezirke oder Königreiche, zu denen auch Seba, wo wir uns aufhielten, gehört. Der Radschah von Seba schien viel Gewalt zu besitzen, wenn er auch von keinem Prunk umgeben war und für seine Person gerade keine Huldigungen empfing. Er zählte etwa fünfunddreißig Jahre und war der fetteste Mann der ganzen Insel. Er machte uns den Eindruck eines kalten, schwerfälligen Menschen, der von seinem Minister geleitet werde. Dieser Letztere, dem wir persönlich verpflichtet wurden, da er uns schließlich Lebensmittel verschaffte, muß von seltener Redlichkeit sein, denn obgleich er der Günstling des Fürsten war liebte ihn doch Jedermann. Wie man uns sagte, schlichtet der Fürst alle Streitigkeiten ohne Verzug und in letzter Instanz, aber nach reiflicher Erwägung und mit unparteiischer Gerechtigkeit.

Herr Lange erzählte uns, daß die Fürsten der Insel seit undenklicher Zeit in herzlicher Eintracht lebten. Wie er hinzufügte, ist das Volk von Natur kriegerisch und hat sich seiner Feinde, so oft ein Angriff auf die Insel gemacht wurde, tapfer erwehrt. Nach seinen Mittheilungen sind die fünf Bezirke im Stande binnen wenigen Tagen 7300 Krieger ins Feld zu stellen. Die Waffen bestehen in Flinten, Wurfspießen, Lanzen, Schilden und Streitäxten. Die letztere Waffe ist eine furchtbare, vorausgesetzt daß der Soldat Muth genug hat, um seinem Gegner nahe auf den Leib zu gehen.

Da ich keinen Kampf gesehen habe, so wage ich nicht zu entscheiden, ob Herr Lange den kriegerischen Muth der Eingebornen mit Recht gerühmt hat. In dem Versammlungshause bemerkte ich einige hundert Wurfspieße und Schilde, mit denen man die zu unserer Begleitung bestimmten Leute bewaffnete, um uns einzuschüchtern. Diese Rüstkammer schien aber blos die Ueberbleisel alter Waffen zu enthalten. Es gab nicht zwei Wurfspieße von derselben Dicke und Länge, Lanzen fehlten ganz, und so blank die Flinten von außen waren, hatte der

Rost in die innere Seite Löcher gefressen. Die Krieger schienen von Zucht nichts zu wissen und marschirten durcheinander. Statt des Schildes trug Jeder einen mit Tabak oder anderen Waaren gefüllten Sack, und alle suchten die Gelegenheit zu benutzen, um etwas an uns zu verkaufen. In fast sämmtlichen Patrontaschen gab es wenig Pulver und Kugeln, wenn auch ein kleines Stückchen Papier hervor sah, um den Schein zu retten. Am Versammlungshause waren einige Steinmörser und ein großes Geschütz aufgestellt. Die Steinmörser hatten keine Lafetten, und das Geschütz lag von Rost zerfressen auf einem Steinhaufen. Man hatte es umgedreht, so daß die obere Seite unten lag, wahrscheinlich um das Zündloch nicht sehen zu lassen, das vielleicht kaum minder groß als die Mündung war.

Wenn wir unseren Beobachtungen vertrauen dürfen, so giebt es bei diesem Volke keine Zwischenstufe zwischen dem Radschah und den Grundeigenthümern. Diese letzteren werden je nach dem Umfange ihrer Besitzungen mehr oder weniger geachtet. Die unteren Classen bestehen aus Handwerkern, armen Tagelöhnern und Sclaven. Diese letztgenannten sind wie die Landleute einiger Theile von Europa an die Scholle gefesselt. Man verkauft und übergiebt sie mit dem Grundstücke, aber obgleich der Eigenthümer frei über sie verfügt, hat er doch auf ihre Person kein Recht und kann sie nicht einmal ohne Einwilligung des Radschahs züchtigen. Die Reichsten haben wohl fünfhundert Sclaven, die ärmsten Grundbesitzer kaum ein halbes Dutzend. Im Preise steht der Sclave mit einem fetten Schweine gleich. Wenn ein ausgezeichneter Mann öffentlich erscheint, so hat er immer zwei Sclaven und mehr im Gefolge. Der eine trägt seinen Degen oder sein Messer, dessen silberner Griff mit großen Pferdehaarbüscheln geschmückt ist, der andere einen Beutel mit Betel, Arecanüssen, Kalk und Tabak. In diesem Gefolge liegt der ganze Prunk der Vornehmen, und selbst der Radschah besitzt kein anderes Mittel, sich auszuzeichnen.

Am eitelsten ist dieses Volk auf eine lange Reihe von Ahnen, und die Ehrfurcht vor dem Alter des Geschlechts wird hier noch weiter getrieben, als bei uns. Ein Haus, das mehrere Menschenalter hindurch bewohnt gewesen ist, wird fast heilig, und es giebt wenig Bedürfnisse oder Luxusartikel, die so hoch im Preise ständen, als Steine, auf denen

Rost in die innere Seite Löcher gefressen. Die Krieger schienen von Zucht nichts zu wissen und marschirten durcheinander. Statt des Schildes trug Jeder einen mit Tabak oder anderen Waaren gefüllten Sack, und alle suchten die Gelegenheit zu benutzen, um etwas an uns zu verkaufen. In fast sämmtlichen Patrontaschen gab es wenig Pulver und Kugeln, wenn auch ein kleines Stückchen Papier hervor sah, um den Schein zu retten. Am Versammlungshause waren einige Steinmörser und ein großes Geschütz aufgestellt. Die Steinmörser hatten keine Lafetten, und das Geschütz lag von Rost zerfressen auf einem Steinhaufen. Man hatte es umgedreht, so daß die obere Seite unten lag, wahrscheinlich um das Zündloch nicht sehen zu lassen, das vielleicht kaum minder groß als die Mündung war.

Wenn wir unseren Beobachtungen vertrauen dürfen, so giebt es bei diesem Volke keine Zwischenstufe zwischen dem Radschah und den Grundeigenthümern. Diese letzteren werden je nach dem Umfange ihrer Besitzungen mehr oder weniger geachtet. Die unteren Classen bestehen aus Handwerkern, armen Tagelöhnern und Sclaven. Diese letztgenannten sind wie die Landleute einiger Theile von Europa an die Scholle gefesselt. Man verkauft und übergiebt sie mit dem Grundstücke, aber obgleich der Eigenthümer frei über sie verfügt, hat er doch auf ihre Person kein Recht und kann sie nicht einmal ohne Einwilligung des Radschahs züchtigen. Die Reichsten haben wohl fünfhundert Sclaven, die ärmsten Grundbesitzer kaum ein halbes Dutzend. Im Preise steht der Sclave mit einem fetten Schweine gleich. Wenn ein ausgezeichneter Mann öffentlich erscheint, so hat er immer zwei Sclaven und mehr im Gefolge. Der eine trägt seinen Degen oder sein Messer, dessen silberner Griff mit großen Pferdehaarbüscheln geschmückt ist, der andere einen Beutel mit Betel, Arecanüssen, Kalk und Tabak. In diesem Gefolge liegt der ganze Prunk der Vornehmen, und selbst der Radschah besitzt kein anderes Mittel, sich auszuzeichnen.

Am eitelsten ist dieses Volk auf eine lange Reihe von Ahnen, und die Ehrfurcht vor dem Alter des Geschlechts wird hier noch weiter getrieben, als bei uns. Ein Haus, das mehrere Menschenalter hindurch bewohnt gewesen ist, wird fast heilig, und es giebt wenig Bedürfnisse oder Luxusartikel, die so hoch im Preise ständen, als Steine, auf denen

die Besitzer lange Zeit gesessen haben und die dadurch glatt geworden sind. Wer solche Steine kauft oder erbt, stellt sie rund um sein Haus auf und benutzt sie mit seiner Familie zu Sitzen.

Jeder Radschah setzt in seinem Reiche einen großen Stein, der das Denkmal seiner Regierung ist. Im Bezirk Seba zählte ich dreizehn solcher Steine außer verschiedenen Bruchstücken älterer, welche von der Zeit zerstört worden waren. Diese Denkmäler scheinen zu beweisen, daß in diesem Theile der Insel seit sehr langer Zeit geordnete Verhältnisse bestanden haben. Die dreizehn letzten Regierungen allein schließen einen Zeitraum von mehr als 266 Jahren in sich.

Mehrere dieser Steine sind so groß, daß man schwer faßt, durch welche Mittel sie auf die Spitze des Berges, wo sie stehen, geschafft worden sind. Die Erde ist voll von Beweisen menschlicher Kraft, die noch über unsere jetzigen Leistungen hinausgehen, so viele Fortschritte die Mechanik gemacht hat.

Diese Steine dienen nicht blos dazu, die Erinnerung an eine Regierungszeit zu erhalten, sondern werden auch noch zu einem seltsamen Gebrauche benutzt. Wenn ein Radschah vom Tode abgerufen wird oder in seinen Besitzungen ein allgemeines Fest ausschreibt, so versammeln sich alle seine Unterthanen um diese Steine. Sie tödten fast alle lebenden Geschöpfe, deren sie habhaft werden können, und die Schmauserei dauert durch Wochen fort, ja durch Monate, wenn das Reich gerade gut mit Thieren versehen ist. Die Steine dienen zu Speisetafeln. Ist das Fest vorbei, so folgt unvermeidlich ein Fasten, und fiel die sonderbare Scene in die trockene Jahreszeit, wo man sich keine Pflanzenkost verschaffen kann, so lebt der ganze Bezirk von Syrup und Wasser, bis die wenigen Thiere, die dem Gemetzel entgangen sind, Junge gezogen haben, oder ein anderer Bezirk ausgeholfen hat.

Die Fabrikationsweise dieses Volkes beobachteten wir ausschließlich bei dem Spinnen, Weben und Färben ihrer Stoffe. Sie enthülsen die Baumwolle mit demselben Werkzeuge, das in Europa üblich ist, nur ist dasselbe so klein, daß man es für ein Modell oder für ein Kinderspielzeug halten könnte. Den Faden bilden sie mittelst der Spule und einer Art von Spindel, auf welche die Baumwolle gesteckt wird, und spinnen mit der Hand, wie es ja auch in Europa geschah, ehe das

die Besitzer lange Zeit gesessen haben und die dadurch glatt geworden sind. Wer solche Steine kauft oder erbt, stellt sie rund um sein Haus auf und benutzt sie mit seiner Familie zu Sitzen.

Jeder Radschah setzt in seinem Reiche einen großen Stein, der das Denkmal seiner Regierung ist. Im Bezirk Seba zählte ich dreizehn solcher Steine außer verschiedenen Bruchstücken älterer, welche von der Zeit zerstört worden waren. Diese Denkmäler scheinen zu beweisen, daß in diesem Theile der Insel seit sehr langer Zeit geordnete Verhältnisse bestanden haben. Die dreizehn letzten Regierungen allein schließen einen Zeitraum von mehr als 266 Jahren in sich.

Mehrere dieser Steine sind so groß, daß man schwer faßt, durch welche Mittel sie auf die Spitze des Berges, wo sie stehen, geschafft worden sind. Die Erde ist voll von Beweisen menschlicher Kraft, die noch über unsere jetzigen Leistungen hinausgehen, so viele Fortschritte die Mechanik gemacht hat.

Diese Steine dienen nicht blos dazu, die Erinnerung an eine Regierungszeit zu erhalten, sondern werden auch noch zu einem seltsamen Gebrauche benutzt. Wenn ein Radschah vom Tode abgerufen wird oder in seinen Besitzungen ein allgemeines Fest ausschreibt, so versammeln sich alle seine Unterthanen um diese Steine. Sie tödten fast alle lebenden Geschöpfe, deren sie habhaft werden können, und die Schmauserei dauert durch Wochen fort, ja durch Monate, wenn das Reich gerade gut mit Thieren versehen ist. Die Steine dienen zu Speisetafeln. Ist das Fest vorbei, so folgt unvermeidlich ein Fasten, und fiel die sonderbare Scene in die trockene Jahreszeit, wo man sich keine Pflanzenkost verschaffen kann, so lebt der ganze Bezirk von Syrup und Wasser, bis die wenigen Thiere, die dem Gemetzel entgangen sind, Junge gezogen haben, oder ein anderer Bezirk ausgeholfen hat.

Die Fabrikationsweise dieses Volkes beobachteten wir ausschließlich bei dem Spinnen, Weben und Färben ihrer Stoffe. Sie enthülsen die Baumwolle mit demselben Werkzeuge, das in Europa üblich ist, nur ist dasselbe so klein, daß man es für ein Modell oder für ein Kinderspielzeug halten könnte. Den Faden bilden sie mittelst der Spule und einer Art von Spindel, auf welche die Baumwolle gesteckt wird, und spinnen mit der Hand, wie es ja auch in Europa geschah, ehe das

Spinnrad aufkam, das noch heute nicht allgemein eingeführt ist. Die Fäden werden nicht in einen Rahmen eingespannt, sondern zwischen zwei Stäben befestigt, das Schiff ist so lang wie das Gewebe breit ist, und die Arbeit geht daher langsam von statten. Die Farbe ihrer Kleider und der Indigo, den wir in den Pflanzungen sahen, führten uns zu der Vermuthung, daß sie das Färben verständen, und Herr Lange bestätigte dies.

Die Religion dieser Leute besteht in einer sinnlosen Art von Heidenthum. Jedermann wählt sich seinen Gott und bestimmt selbst die Art, wie er ihn anbeten will, so daß es fast eben so viele Götter und Culte wie Personen giebt. Die Sittlichkeit soll übrigens untadelhaft sein und allen Vorschriften des Christenthums entsprechen. Obgleich jedem Manne nicht mehr als eine Frau gestattet wird, ist unerlaubter Umgang der beiden Geschlechter doch gewissermaßen unbekannt. Diebstähle sind sehr selten, und man denkt so wenig daran, erlittene Beleidigungen zu rächen, daß bei Differenzen Jeder einen Streit, der in der ersten Hitze zu Thätlichkeiten fortreißen könnte, vermeidet und auf der Stelle eine Entscheidung des Königs verlangt.

Die Insulaner genießen anscheinend einer guten Gesundheit und erreichen ein hohes Alter. Einige hatten Blatternarben, und Herr Lange theilte uns mit, daß die Krankheit, vor der man sich so vorsichtig wie vor der Pest bewahre, mehrmals aufgetreten sei. Sobald Jemand befallen wird, schaffen ihn Sclaven an einen einsamen, von jeder menschlichen Wohnung weit entfernten Ort. Man versieht den Kranken mit Lebensmitteln, die ihm an einer langen Stange gereicht werden, und läßt der Krankheit ihren Verlauf.

Als die Portugiesen diesen Theil des Meeres zu beschiffen anfingen, gründeten sie auf der Insel eine Niederlassung, wurden aber bald von den Holländern verdrängt. Diese nahmen übrigens nicht Besitz, sondern schickten blos kleinere Schiffe, welche wahrscheinlich den Auftrag hatten, von den Einwohnern die Lebensmittel zu kaufen, die man für die Gewürzinseln brauchte. Vielleicht waren die Hülfsmittel, welche dieser gelegentliche Verkehr darbot, zu unsicher, oder vielleicht fürchteten die Holländer auch, ihrerseits verdrängt zu werden. Genug, die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft schloß vor zwei Jahren mit

Spinnrad aufkam, das noch heute nicht allgemein eingeführt ist. Die Fäden werden nicht in einen Rahmen eingespannt, sondern zwischen zwei Stäben befestigt, das Schiff ist so lang wie das Gewebe breit ist, und die Arbeit geht daher langsam von statten. Die Farbe ihrer Kleider und der Indigo, den wir in den Pflanzungen sahen, führten uns zu der Vermuthung, daß sie das Färben verständen, und Herr Lange bestätigte dies.

Die Religion dieser Leute besteht in einer sinnlosen Art von Heidenthum. Jedermann wählt sich seinen Gott und bestimmt selbst die Art, wie er ihn anbeten will, so daß es fast eben so viele Götter und Culte wie Personen giebt. Die Sittlichkeit soll übrigens untadelhaft sein und allen Vorschriften des Christenthums entsprechen. Obgleich jedem Manne nicht mehr als eine Frau gestattet wird, ist unerlaubter Umgang der beiden Geschlechter doch gewissermaßen unbekannt. Diebstähle sind sehr selten, und man denkt so wenig daran, erlittene Beleidigungen zu rächen, daß bei Differenzen Jeder einen Streit, der in der ersten Hitze zu Thätlichkeiten fortreißen könnte, vermeidet und auf der Stelle eine Entscheidung des Königs verlangt.

Die Insulaner genießen anscheinend einer guten Gesundheit und erreichen ein hohes Alter. Einige hatten Blatternarben, und Herr Lange theilte uns mit, daß die Krankheit, vor der man sich so vorsichtig wie vor der Pest bewahre, mehrmals aufgetreten sei. Sobald Jemand befallen wird, schaffen ihn Sclaven an einen einsamen, von jeder menschlichen Wohnung weit entfernten Ort. Man versieht den Kranken mit Lebensmitteln, die ihm an einer langen Stange gereicht werden, und läßt der Krankheit ihren Verlauf.

Als die Portugiesen diesen Theil des Meeres zu beschiffen anfingen, gründeten sie auf der Insel eine Niederlassung, wurden aber bald von den Holländern verdrängt. Diese nahmen übrigens nicht Besitz, sondern schickten blos kleinere Schiffe, welche wahrscheinlich den Auftrag hatten, von den Einwohnern die Lebensmittel zu kaufen, die man für die Gewürzinseln brauchte. Vielleicht waren die Hülfsmittel, welche dieser gelegentliche Verkehr darbot, zu unsicher, oder vielleicht fürchteten die Holländer auch, ihrerseits verdrängt zu werden. Genug, die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft schloß vor zwei Jahren mit

den Radschahs einen Vertrag, in dem sie sich verpflichtete, jedem einzelnen alljährlich eine gewisse Menge Seide, Leinen, Messerschmiedewaaren, Arrak und ähnliche Artikel mehr zu liefern, wogegen die Fürsten ihrerseits versprachen, ihren Unterthanen nur nach eingeholter Genehmigung der Holländer einen Verkehr mit anderen Nationen zu gestatten und einen holländischen Residenten, der die Befolgung dieser Verabredungen bewache, zuzulassen. Endlich versprachen sie, jährlich Reis, Mais und andere Lebensmittel nach Timor zu liefern. Kommt das holländische Schiff, das diese Gegenstände austauscht, so trinken die Radschahs und die Vornehmen so lange Arrak, als noch ein Tropfen vorhanden ist.

In Gemäßheit dieses Vertrags befand sich Herr Lange nebst zwei anderen halbblütigen Beamten, Söhnen eines Portugiesen und eines Holländers von indischen Müttern, auf der Insel. Lange besucht jeden Radschah alle zwei Monate einmal und läßt sich bei diesen Rundreisen immer von fünfzig berittenen Sclaven begleiten. Er ermahnt die Radschahs, bei denen er Nachlässigkeiten wahrnimmt, zu einer bessern Pflege ihrer Pflanzungen und zeichnet die Oertlichkeiten auf, wo die Ernte bereits stattgefunden hat, um das nächste holländische Schiff dorthin zu schicken. Auf diesen Ausflügen begleiten ihn stets verschiedene Arrakflaschen, mit denen er sich die Radschahs geneigt macht.

In den zwei Jahren seines Aufenthalts auf der Insel, hatte er außer den Holländern, die mit den Schiffen der Gesellschaft kamen, nie andere Europäer als uns gesehen. Er unterscheidet sich von den Eingebornen blos noch durch seine Farbe und seine Kleidung, denn er sitzt auf der Erde, kaut Betel und hat ihren Charakter und ihre Sitten angenommen. Er ist mit einer Eingebornen von der Insel Timor verheirathet, die ihm seinen Haushalt nach Landessitte führt, weshalb er uns auch nie zu einem Besuche einlud. Jede andere Sprache als die von Sawu zu sprechen wurde ihm schwer.

Der eine seiner Begleiter ist mit dem Unterricht der Jugend beauftragt. Er lehrt sie lesen, schreiben und macht sie mit den Glaubenssätzen der christlichen Religion bekannt. Die Holländer haben das Neue Testament, den Katechismus und verschiedene fromme Schriftchen in die Sprachen von Sawu und den benachbarten Inseln übersetzen lassen. Der

den Radschahs einen Vertrag, in dem sie sich verpflichtete, jedem einzelnen alljährlich eine gewisse Menge Seide, Leinen, Messerschmiedewaaren, Arrak und ähnliche Artikel mehr zu liefern, wogegen die Fürsten ihrerseits versprachen, ihren Unterthanen nur nach eingeholter Genehmigung der Holländer einen Verkehr mit anderen Nationen zu gestatten und einen holländischen Residenten, der die Befolgung dieser Verabredungen bewache, zuzulassen. Endlich versprachen sie, jährlich Reis, Mais und andere Lebensmittel nach Timor zu liefern. Kommt das holländische Schiff, das diese Gegenstände austauscht, so trinken die Radschahs und die Vornehmen so lange Arrak, als noch ein Tropfen vorhanden ist.

In Gemäßheit dieses Vertrags befand sich Herr Lange nebst zwei anderen halbblütigen Beamten, Söhnen eines Portugiesen und eines Holländers von indischen Müttern, auf der Insel. Lange besucht jeden Radschah alle zwei Monate einmal und läßt sich bei diesen Rundreisen immer von fünfzig berittenen Sclaven begleiten. Er ermahnt die Radschahs, bei denen er Nachlässigkeiten wahrnimmt, zu einer bessern Pflege ihrer Pflanzungen und zeichnet die Oertlichkeiten auf, wo die Ernte bereits stattgefunden hat, um das nächste holländische Schiff dorthin zu schicken. Auf diesen Ausflügen begleiten ihn stets verschiedene Arrakflaschen, mit denen er sich die Radschahs geneigt macht.

In den zwei Jahren seines Aufenthalts auf der Insel, hatte er außer den Holländern, die mit den Schiffen der Gesellschaft kamen, nie andere Europäer als uns gesehen. Er unterscheidet sich von den Eingebornen blos noch durch seine Farbe und seine Kleidung, denn er sitzt auf der Erde, kaut Betel und hat ihren Charakter und ihre Sitten angenommen. Er ist mit einer Eingebornen von der Insel Timor verheirathet, die ihm seinen Haushalt nach Landessitte führt, weshalb er uns auch nie zu einem Besuche einlud. Jede andere Sprache als die von Sawu zu sprechen wurde ihm schwer.

Der eine seiner Begleiter ist mit dem Unterricht der Jugend beauftragt. Er lehrt sie lesen, schreiben und macht sie mit den Glaubenssätzen der christlichen Religion bekannt. Die Holländer haben das Neue Testament, den Katechismus und verschiedene fromme Schriftchen in die Sprachen von Sawu und den benachbarten Inseln übersetzen lassen. Der

Dr. Solander, der den Jugendlehrer besuchte, sah die Schreibbücher der Schüler, von denen mehrere sehr hübsch schrieben. Jener Mann rühmte sich, sechshundert Malaien zum Christenthum bekehrt zu haben. Ich möchte wissen, worin ihr Christenthum besteht, da es auf der ganzen Insel nicht eine Kirche und nicht einen Geistlichen giebt.

Folgende Nachrichten erhielten wir über die benachbarten Inseln. Timor ist die Hauptniederlassung, und die anderen Residenten müssen sich jährlich einmal dorthin begeben, um Rechnung abzulegen. Die Insel befindet sich noch ziemlich in demselben Zustande, wie zu Dampierres Zeit, die Holländer haben dort ein Magazin und ein Fort. Lange sagte uns, daß wir dort ganz dasselbe wie in Batavia erhalten könnten, gesalzenes Fleisch und Arrak nicht ausgenommen. Auf der nördlichen Küste von Timor haben sich die Portugiesen im Besitz von mehreren Städten behauptet.

Ungefähr zwei Jahre vor unserer Ankunft scheiterte ein französisches Schiff auf dem östlichen Ufer jener Insel. Es blieb einige Tage auf der Sandbank liegen, bis die Wellen es in Stücke schlugen und den Capitain mit dem größten Theile der Mannschaft verschlangen. Die sich retteten, begaben sich mit einem der Lieutenants nach Concordia. Achtzig erreichten die Stadt, wo man sie pflegte und mit Arbeitern nach dem Orte zurückschickte, wo ihr Fahrzeug gescheitert war. Glücklicherweise fanden sie alle ihre Geldkisten und einige der Geschütze. Sie kehrten nun in die Stadt zurück, wo sie aber diejenigen ihrer Genossen, welche erschöpft zurückgeblieben waren, nicht mehr fanden. Man glaubt, daß die Malaien die nach europäischen Lehrern der Kriegskunst sehr begierig sind, diese Leute durch Ueberredung oder mit Gewalt zurückgehalten haben. Binnen einem Monat starb die Hälfte der Schiffsmannschaft an den Folgen von Krankheiten und Mühen, und der Rest kehrte nach Europa zurück.

Die holländische Niederlassung Concordia erstreckt ihre Autorität auch auf die drei kleinen Inseln, die den Namen der Solaren führen. Sie sind flach, niedrig und haben an allen Arten von Lebensmitteln Ueberfluß. Die südlichste besitzt einen guten Hafen. Auf der Insel Rotte wird besonders Zucker gewonnen. Früher erfolgte die Bereitung auf die roheste Art, indem man das Rohr zer-

Dr. Solander, der den Jugendlehrer besuchte, sah die Schreibbücher der Schüler, von denen mehrere sehr hübsch schrieben. Jener Mann rühmte sich, sechshundert Malaien zum Christenthum bekehrt zu haben. Ich möchte wissen, worin ihr Christenthum besteht, da es auf der ganzen Insel nicht eine Kirche und nicht einen Geistlichen giebt.

Folgende Nachrichten erhielten wir über die benachbarten Inseln. Timor ist die Hauptniederlassung, und die anderen Residenten müssen sich jährlich einmal dorthin begeben, um Rechnung abzulegen. Die Insel befindet sich noch ziemlich in demselben Zustande, wie zu Dampierres Zeit, die Holländer haben dort ein Magazin und ein Fort. Lange sagte uns, daß wir dort ganz dasselbe wie in Batavia erhalten könnten, gesalzenes Fleisch und Arrak nicht ausgenommen. Auf der nördlichen Küste von Timor haben sich die Portugiesen im Besitz von mehreren Städten behauptet.

Ungefähr zwei Jahre vor unserer Ankunft scheiterte ein französisches Schiff auf dem östlichen Ufer jener Insel. Es blieb einige Tage auf der Sandbank liegen, bis die Wellen es in Stücke schlugen und den Capitain mit dem größten Theile der Mannschaft verschlangen. Die sich retteten, begaben sich mit einem der Lieutenants nach Concordia. Achtzig erreichten die Stadt, wo man sie pflegte und mit Arbeitern nach dem Orte zurückschickte, wo ihr Fahrzeug gescheitert war. Glücklicherweise fanden sie alle ihre Geldkisten und einige der Geschütze. Sie kehrten nun in die Stadt zurück, wo sie aber diejenigen ihrer Genossen, welche erschöpft zurückgeblieben waren, nicht mehr fanden. Man glaubt, daß die Malaien die nach europäischen Lehrern der Kriegskunst sehr begierig sind, diese Leute durch Ueberredung oder mit Gewalt zurückgehalten haben. Binnen einem Monat starb die Hälfte der Schiffsmannschaft an den Folgen von Krankheiten und Mühen, und der Rest kehrte nach Europa zurück.

Die holländische Niederlassung Concordia erstreckt ihre Autorität auch auf die drei kleinen Inseln, die den Namen der Solaren führen. Sie sind flach, niedrig und haben an allen Arten von Lebensmitteln Ueberfluß. Die südlichste besitzt einen guten Hafen. Auf der Insel Rotte wird besonders Zucker gewonnen. Früher erfolgte die Bereitung auf die roheste Art, indem man das Rohr zer-

brach und den Saft zu Syrup einkochte, gegenwärtig sind einige Verbesserungen eingetreten. Ende, eine kleine Insel westlich von den Solaren, ist den Portugiesen geblieben.

Auf jeder dieser Inseln wird eine besondere Sprache gesprochen, und die Holländer verhindern die Eingebornen aus Politik möglichst, das Idiom ihrer Nachbarn zu erlernen. Verständen sie sich gegenseitig und tauschten sie ihre Erfahrungen aus, so lernten sie vielleicht den Anbau von Producten kennen, die für sie, aber nicht für die Holländer, vortheilhafter wären. Da sie vereinzelt bleiben, so schreiten sie nicht vorwärts und sind an die holländisch-ostindische Gesellschaft gebunden, die ihnen ihre Bedürfnisse liefert und die Preise nach ihrem Belieben feststellt. Aus demselben Grunde unterrichten die Holländer die Malaien nicht in der holländischen Sprache und nehmen sich lieber die Mühe, Testament und Katechismus in das Idiom jeder einzelnen Insel zu übersetzen. Die Sprache von Sawu hat mit der auf den Südsee-Inseln verbreiteten Aehnlichkeit. Mehrere Wörter sind ganz dieselben und die Zahlwörter stammen aus einer gemeinschaftlichen Quelle.

Zum Schluße muß ich bemerken, daß ich Alles, was wir nicht selbst gesehen haben, auf Herrn Lange's Autorität hin berichte.

Zehntes Kapitel.

Java. — Langer Aufenthalt in Batavia. — Land und Leute. — Krankheiten und Todesfälle. — Die Prinzen-Insel. — Das Cap und St. Helena. — Ankunft in England. —

Am 22. September 1770 gingen wir unter Segel, am 1. October sahen wir die Prinzeninsel, am folgenden Tage fuhren wir an der Küste von Java hin. Das Land, das einen sehr angenehmen Anblick darbot, schien aus einem fortlaufenden Walde zu bestehen, doch erhielt ich von einem Kahne Früchte für Tupia, der leidend war, und Gras für unsere Büffel. Abends begegneten wir einem Packetboot, das mit Ueberbringung der Briefe der ansegelnden Schiffe nach Batavia beauf-

brach und den Saft zu Syrup einkochte, gegenwärtig sind einige Verbesserungen eingetreten. Ende, eine kleine Insel westlich von den Solaren, ist den Portugiesen geblieben.

Auf jeder dieser Inseln wird eine besondere Sprache gesprochen, und die Holländer verhindern die Eingebornen aus Politik möglichst, das Idiom ihrer Nachbarn zu erlernen. Verständen sie sich gegenseitig und tauschten sie ihre Erfahrungen aus, so lernten sie vielleicht den Anbau von Producten kennen, die für sie, aber nicht für die Holländer, vortheilhafter wären. Da sie vereinzelt bleiben, so schreiten sie nicht vorwärts und sind an die holländisch-ostindische Gesellschaft gebunden, die ihnen ihre Bedürfnisse liefert und die Preise nach ihrem Belieben feststellt. Aus demselben Grunde unterrichten die Holländer die Malaien nicht in der holländischen Sprache und nehmen sich lieber die Mühe, Testament und Katechismus in das Idiom jeder einzelnen Insel zu übersetzen. Die Sprache von Sawu hat mit der auf den Südsee-Inseln verbreiteten Aehnlichkeit. Mehrere Wörter sind ganz dieselben und die Zahlwörter stammen aus einer gemeinschaftlichen Quelle.

Zum Schluße muß ich bemerken, daß ich Alles, was wir nicht selbst gesehen haben, auf Herrn Lange's Autorität hin berichte.

Zehntes Kapitel.

Java. — Langer Aufenthalt in Batavia. — Land und Leute. — Krankheiten und Todesfälle. — Die Prinzen-Insel. — Das Cap und St. Helena. — Ankunft in England. —

Am 22. September 1770 gingen wir unter Segel, am 1. October sahen wir die Prinzeninsel, am folgenden Tage fuhren wir an der Küste von Java hin. Das Land, das einen sehr angenehmen Anblick darbot, schien aus einem fortlaufenden Walde zu bestehen, doch erhielt ich von einem Kahne Früchte für Tupia, der leidend war, und Gras für unsere Büffel. Abends begegneten wir einem Packetboot, das mit Ueberbringung der Briefe der ansegelnden Schiffe nach Batavia beauf-

tragt sein wollte, aber gewiß die Aufgabe hatte, alle durch die Meerenge kommenden Capitaine ins Verhör zu nehmen. Mein Logbuch und alle Tagebücher der Officiere, Unterofficiere und Matrosen, die ich nur erlangen konnte, waren in Sicherheit, und meine Leute hatten den strengsten Befehl, über unsere Reise zu schweigen.

Am Abend des folgenden Tages, während dessen der Wind uns zwang, vor Anker zu bleiben, kam der Schiffer des Packetboots in der doppelten Absicht zu uns, Erfrischungen zu verkaufen und uns auszukundschaften. Er hatte zwei Bücher bei sich; in das eine trug er meinen Namen und den des Schiffes ein, für das zweite mußte einer der Officiere diese Angabe wiederholen, außerdem aber unseren Abfahrts- und Bestimmungsort und alle etwaigen Beobachtungen, welche späteren Schiffen von Nutzen sein könnten, mittheilen.

Zwei Tage später waren wir wegen des Windes noch immer an derselben Stelle und erhielten den Besuch einer Praue, mit einem holländischen Schiffsofficier, der mir ein gedrucktes Formular zur Ausfüllung übergab. Die neun Fragen, die ich beantworten sollte, lauteten wie folgt:

1. Welcher Nation gehört das Schiff und wie ist sein Name?
2. Kommt es von Europa oder von woher sonst?
3. Wie heißt der letzte Platz, den es verlassen hat?
4. Wohin ist es bestimmt?
5. Wie viel Schiffe der holländischen Gesellschaft gab es in dem letzten Hafen, die es besucht hat, und wie heißen sie?
6. Ist es nach diesem oder einem andern Orte von einigen jener Schiffe begleitet worden und von welchen?
7. Hat es während seiner Fahrt etwas Besonderes wahrgenommen, oder ist ihm etwas begegnet?
8. Hat es auf dem Meere oder in der Sundastraße Schiffe gesehen, mit ihnen gesprochen, und wie heißen diese Schiffe?
9. Ist dem Schiffe an dem letzten Orte, den es verlassen hat, oder während seiner Ueberfahrt irgend sonst etwas Bemerkenswerthes aufgestoßen?

Der Secretair des Generalstatthalters und des Raths von Indien hatte diese Fragen unterzeichnet. Ich beantwortete blos die erste und

tragt sein wollte, aber gewiß die Aufgabe hatte, alle durch die Meerenge kommenden Capitaine ins Verhör zu nehmen. Mein Logbuch und alle Tagebücher der Officiere, Unterofficiere und Matrosen, die ich nur erlangen konnte, waren in Sicherheit, und meine Leute hatten den strengsten Befehl, über unsere Reise zu schweigen.

Am Abend des folgenden Tages, während dessen der Wind uns zwang, vor Anker zu bleiben, kam der Schiffer des Packetboots in der doppelten Absicht zu uns, Erfrischungen zu verkaufen und uns auszukundschaften. Er hatte zwei Bücher bei sich; in das eine trug er meinen Namen und den des Schiffes ein, für das zweite mußte einer der Officiere diese Angabe wiederholen, außerdem aber unseren Abfahrts- und Bestimmungsort und alle etwaigen Beobachtungen, welche späteren Schiffen von Nutzen sein könnten, mittheilen.

Zwei Tage später waren wir wegen des Windes noch immer an derselben Stelle und erhielten den Besuch einer Praue, mit einem holländischen Schiffsofficier, der mir ein gedrucktes Formular zur Ausfüllung übergab. Die neun Fragen, die ich beantworten sollte, lauteten wie folgt:

1. Welcher Nation gehört das Schiff und wie ist sein Name?
2. Kommt es von Europa oder von woher sonst?
3. Wie heißt der letzte Platz, den es verlassen hat?
4. Wohin ist es bestimmt?
5. Wie viel Schiffe der holländischen Gesellschaft gab es in dem letzten Hafen, die es besucht hat, und wie heißen sie?
6. Ist es nach diesem oder einem andern Orte von einigen jener Schiffe begleitet worden und von welchen?
7. Hat es während seiner Fahrt etwas Besonderes wahrgenommen, oder ist ihm etwas begegnet?
8. Hat es auf dem Meere oder in der Sundastraße Schiffe gesehen, mit ihnen gesprochen, und wie heißen diese Schiffe?
9. Ist dem Schiffe an dem letzten Orte, den es verlassen hat, oder während seiner Ueberfahrt irgend sonst etwas Bemerkenswerthes aufgestoßen?

Der Secretair des Generalstatthalters und des Raths von Indien hatte diese Fragen unterzeichnet. Ich beantwortete blos die erste und

vierte. Vor wenigen Jahren war dieses Verhör aller Schiffe, welche durch die Meerenge kommen, noch nicht eingeführt.

Am 8. warfen wir auf der Rhede von Batavia Anker. Wir fanden dort ein Schiff unserer ostindischen Gesellschaft, zwei andere englische, dreizehn sehr große holländische Kauffahrer und eine Menge kleinerer Schiffe. Augenblicklich fuhr ein Boot unter holländischer Flagge an uns heran und stellte wieder Fragen, von denen ich nur die beantwortete, die mir als unverfänglich erschienen. Hier mußte unser Schiff ausgebessert werden. Der Gedanke an diese Arbeit und der mit ihr verbundene Aufenthalt machte mich besorgt, da der Officier und die Matrosen des Regierungsbootes, die bleich wie Gespenster waren, als lebende Zeugnisse der Ungesundheit des Orts gelten konnten.

In Batavia lebte ein einziger englischer Kaufmann, und von diesem erfuhren wir, daß es einen Gasthof gebe, in den alle fremden Gäste und Waaren geführt werden müßten. Wir als königliche Officiere konnten mit Erlaubniß des Statthalters, die gewöhnlich nicht verweigert wurde, wohnen wo wir wollten, doch zogen unsere Officiere und Gelehrten, da keiner von ihnen Malaiisch verstand, jenen Gasthof vor. Sie zahlten täglich für Tisch und Wohnung zwei Reichsthaler oder neun Schilling und erhielten dafür auch Thee, Kaffee, Punsch, Pfeifen und Tabak, so viel sie für sich und ihre Freunde forderten. Dieser Satz war das Doppelte des üblichen Preises, und sie erhielten noch dazu schlechte Speisen, bis sie sich beklagten. Die ersten Tage, die man in Batavia in einem Gasthofe zubringt, werden von dem Wirthe zu einer Probe benutzt. Er bringt dasselbe Fleisch in zehn verschiedenen Zubereitungen auf die Tafel, läßt das Geflügel viermal gewärmt auftragen, und schweigt man dazu, so bleibt es immer so.

Sobald wir eingerichtet waren, ließ ich den kranken Tupia und seinen Diener Tayeto vom Schiffe holen. Unser Freund von Tahiti war im höchsten Grade matt und niedergeschlagen, aber kaum betrat er die Stadt, so kam ein neues Leben in ihn. Die Häuser, die Wagen, die Straßen, die Einwohner und noch tausenderlei andere Gegenstände waren ihm neu und machten einen solchen Eindruck auf ihn, als ob er bezaubert sei. Tayeto drückte sein Staunen und Vergnügen noch rückhaltsloser aus. Er tanzte wie verzückt in den Straßen und betrachtete

vierte. Vor wenigen Jahren war dieses Verhör aller Schiffe, welche durch die Meerenge kommen, noch nicht eingeführt.

Am 8. warfen wir auf der Rhede von Batavia Anker. Wir fanden dort ein Schiff unserer ostindischen Gesellschaft, zwei andere englische, dreizehn sehr große holländische Kauffahrer und eine Menge kleinerer Schiffe. Augenblicklich fuhr ein Boot unter holländischer Flagge an uns heran und stellte wieder Fragen, von denen ich nur die beantwortete, die mir als unverfänglich erschienen. Hier mußte unser Schiff ausgebessert werden. Der Gedanke an diese Arbeit und der mit ihr verbundene Aufenthalt machte mich besorgt, da der Officier und die Matrosen des Regierungsbootes, die bleich wie Gespenster waren, als lebende Zeugnisse der Ungesundheit des Orts gelten konnten.

In Batavia lebte ein einziger englischer Kaufmann, und von diesem erfuhren wir, daß es einen Gasthof gebe, in den alle fremden Gäste und Waaren geführt werden müßten. Wir als königliche Officiere konnten mit Erlaubniß des Statthalters, die gewöhnlich nicht verweigert wurde, wohnen wo wir wollten, doch zogen unsere Officiere und Gelehrten, da keiner von ihnen Malaiisch verstand, jenen Gasthof vor. Sie zahlten täglich für Tisch und Wohnung zwei Reichsthaler oder neun Schilling und erhielten dafür auch Thee, Kaffee, Punsch, Pfeifen und Tabak, so viel sie für sich und ihre Freunde forderten. Dieser Satz war das Doppelte des üblichen Preises, und sie erhielten noch dazu schlechte Speisen, bis sie sich beklagten. Die ersten Tage, die man in Batavia in einem Gasthofe zubringt, werden von dem Wirthe zu einer Probe benutzt. Er bringt dasselbe Fleisch in zehn verschiedenen Zubereitungen auf die Tafel, läßt das Geflügel viermal gewärmt auftragen, und schweigt man dazu, so bleibt es immer so.

Sobald wir eingerichtet waren, ließ ich den kranken Tupia und seinen Diener Tayeto vom Schiffe holen. Unser Freund von Tahiti war im höchsten Grade matt und niedergeschlagen, aber kaum betrat er die Stadt, so kam ein neues Leben in ihn. Die Häuser, die Wagen, die Straßen, die Einwohner und noch tausenderlei andere Gegenstände waren ihm neu und machten einen solchen Eindruck auf ihn, als ob er bezaubert sei. Tayeto drückte sein Staunen und Vergnügen noch rückhaltsloser aus. Er tanzte wie verzückt in den Straßen und betrachtete

alles mit einer Neugier, die in jedem Augenblicke Befriedigung und neuen Anreiz empfing. Das Erste, was Tupia auffiel, war die verschiedenartige Kleidung der Menschen, und kaum hörte er, daß Jedermann nach seiner Landessitte gehe, so ließ er sich seine tahitische Tracht holen und legte sie an.

Die Erlaubniß, mein Schiff ausbessern zu lassen, wurde mir mit der größten Zuvorkommenheit bewilligt. Die Gefälligkeit des Generalstatthalters ging so weit, daß er mir das Geld darlieh, das ich zu den Arbeiten brauchte und auf andere Weise nicht erlangen konnte. Als unser Schiff nun auf die Seite gelegt wurde, zeigte sich sein Zustand viel schlimmer, als wir geahnt hatten. Ein großer Theil des falschen Kiels war zertrümmert, der Kiel selbst an mehreren Stellen beschädigt, das Plankenwerk bis auf 1½ Linien Dicke abgerieben und von Würmern zernagt. Trotz aller dieser Beschädigungen hatte das Schiff in einem Meere, das so gefährlich ist, wie nur eines sein kann, mehrere hundert Stunden zurückgelegt. Wie viel Aengsten wurden uns erspart, weil wir nicht wußten, daß ein beträchtlicher Theil des Schiffsbodens nicht dicker mehr als eine Schuhsohle sei und daß nur diese so dünne und zerbrechliche Schranke uns von den Abgründen des Meeres trenne!

Fast schien es so, als habe der Himmel uns nur darum solange verschont, um uns hier zu verderben. Batavia ist einer der ungesundesten Orte, und der Grund liegt gewiß in seiner tiefen Lage zwischen Sümpfen und in seinen zahllosen, die Stadt nach allen Richtungen durchschneidenden Canälen, welche allen Schmuz aufnehmen. Fast alle unsere Leute erkrankten, und zuletzt waren blos noch zehn arbeitsfähig. Herr Banks hatte eine Privatwohnung bezogen, wo er sehr durch die Holländer belästigt wurde, die einer nach dem anderen ohne Umstände bei ihm eintraten, um sich zu erkundigen, was er zu verkaufen habe. Diese Leute waren übrigens nicht zu tadeln, denn sehr selten kommt Jemand nach Batavia, der nicht ein Kaufmann wäre. Auch Herr Banks, auch der Dr. Solander, auch unser Chirurg Monkhouse erkrankten jetzt. Herr Monkhouse wurde das erste Opfer dieses mörderischen Klima's, und mit den beiden anderen verschlimmerte es sich so sehr, daß die Aerzte erklärten, sie könnten für nichts stehen, wenn man sie nicht aufs Land schaffe. Dies geschah, und beide kauften

alles mit einer Neugier, die in jedem Augenblicke Befriedigung und neuen Anreiz empfing. Das Erste, was Tupia auffiel, war die verschiedenartige Kleidung der Menschen, und kaum hörte er, daß Jedermann nach seiner Landessitte gehe, so ließ er sich seine tahitische Tracht holen und legte sie an.

Die Erlaubniß, mein Schiff ausbessern zu lassen, wurde mir mit der größten Zuvorkommenheit bewilligt. Die Gefälligkeit des Generalstatthalters ging so weit, daß er mir das Geld darlieh, das ich zu den Arbeiten brauchte und auf andere Weise nicht erlangen konnte. Als unser Schiff nun auf die Seite gelegt wurde, zeigte sich sein Zustand viel schlimmer, als wir geahnt hatten. Ein großer Theil des falschen Kiels war zertrümmert, der Kiel selbst an mehreren Stellen beschädigt, das Plankenwerk bis auf 1½ Linien Dicke abgerieben und von Würmern zernagt. Trotz aller dieser Beschädigungen hatte das Schiff in einem Meere, das so gefährlich ist, wie nur eines sein kann, mehrere hundert Stunden zurückgelegt. Wie viel Aengsten wurden uns erspart, weil wir nicht wußten, daß ein beträchtlicher Theil des Schiffsbodens nicht dicker mehr als eine Schuhsohle sei und daß nur diese so dünne und zerbrechliche Schranke uns von den Abgründen des Meeres trenne!

Fast schien es so, als habe der Himmel uns nur darum solange verschont, um uns hier zu verderben. Batavia ist einer der ungesundesten Orte, und der Grund liegt gewiß in seiner tiefen Lage zwischen Sümpfen und in seinen zahllosen, die Stadt nach allen Richtungen durchschneidenden Canälen, welche allen Schmuz aufnehmen. Fast alle unsere Leute erkrankten, und zuletzt waren blos noch zehn arbeitsfähig. Herr Banks hatte eine Privatwohnung bezogen, wo er sehr durch die Holländer belästigt wurde, die einer nach dem anderen ohne Umstände bei ihm eintraten, um sich zu erkundigen, was er zu verkaufen habe. Diese Leute waren übrigens nicht zu tadeln, denn sehr selten kommt Jemand nach Batavia, der nicht ein Kaufmann wäre. Auch Herr Banks, auch der Dr. Solander, auch unser Chirurg Monkhouse erkrankten jetzt. Herr Monkhouse wurde das erste Opfer dieses mörderischen Klima's, und mit den beiden anderen verschlimmerte es sich so sehr, daß die Aerzte erklärten, sie könnten für nichts stehen, wenn man sie nicht aufs Land schaffe. Dies geschah, und beide kauften

sich malaiische Sclavinnen, weil sie die Erfahrung gemacht hatten, daß die Sclaven fremder Herren, die man miethet, ihre Pflicht schlecht erfüllen. In der That wurden beide, nun sie selbst die Eigenthümer waren, mit weiblicher Aufmerksamkeit und Sorgfalt bedient.

Nach der ersten Aufregung über die vielen neuen Dinge, die ihn umgaben, wurde der arme Tupia wieder unwohler, und sein Diener bekam die Brustentzündung. Auf der Insel Kuypor, die unmittelbar vom Land- und Seewinde getroffen wird, hatte ich für meine kranken Matrosen Zelte errichten lassen, und dorthin ließ ich auch die beiden Tahitier bringen. Die frische Luft schien ihnen wohl zu thun, aber leider waren die Anzeichen von Besserung trügerisch. Tayeto starb zuerst, und sein Herr gerieth über diesen Verlust in eine solche Verzweiflung, daß wir ihn aufgaben. Wenige Tage nach dem Tode seines Dieners, den er wie ein Vater liebte, trugen wir auch ihn zur Gruft.

Am 26. November stellte sich der Westmonsun ein. In der Nacht vorher regnete es vier Stunden ununterbrochen mit solcher Heftigkeit, daß ich nie etwas Aehnliches gesehen habe. Bei Herrn Banks, der in der Genesung begriffen war, drang das Wasser von allen Seiten ein und bildete in den unteren Zimmern einen Bach, der eine Mühle hätte treiben können. Als er am folgenden Morgen nach Batavia kam, staunte er über die Menge von Betten, welche zum Trocknen aushingen.

Von Zeit zu Zeit hatten wir schönes Wetter. Die Frösche, die in den Sümpfen mit zehnmal stärkerer Stimme als in Europa quaken, verkündeten jeden Regen mit einem fortwährenden Lärmen, der unerträglich wurde. Die Zahl der Mücken und Moskiten, die während der trockenen Jahreszeit unbequem genug gewesen waren, wuchs ins Unendliche. Man sah sie in Schwärmen von der Oberfläche der Sümpfe aufsteigen. Während des Tages belästigten sie uns übrigens nicht sehr, und so weh ihre Stiche thaten, hörte der Schmerz doch nach einer Stunde auf.

Am 8. December war die Ausbesserung des Schiffs beendet, und bis zum 24. beschäftigten wir uns mit der Einnahme von Wasser, Lebensmitteln und dergleichen. Wir wären viel schneller fertig geworden, wenn der Zustand der Mannschaft nicht Schonung erheischt hätte. Bei unserer Abfahrt belief sich die Zahl unserer Kranken noch auf 4,

sich malaiische Sclavinnen, weil sie die Erfahrung gemacht hatten, daß die Sclaven fremder Herren, die man miethet, ihre Pflicht schlecht erfüllen. In der That wurden beide, nun sie selbst die Eigenthümer waren, mit weiblicher Aufmerksamkeit und Sorgfalt bedient.

Nach der ersten Aufregung über die vielen neuen Dinge, die ihn umgaben, wurde der arme Tupia wieder unwohler, und sein Diener bekam die Brustentzündung. Auf der Insel Kuypor, die unmittelbar vom Land- und Seewinde getroffen wird, hatte ich für meine kranken Matrosen Zelte errichten lassen, und dorthin ließ ich auch die beiden Tahitier bringen. Die frische Luft schien ihnen wohl zu thun, aber leider waren die Anzeichen von Besserung trügerisch. Tayeto starb zuerst, und sein Herr gerieth über diesen Verlust in eine solche Verzweiflung, daß wir ihn aufgaben. Wenige Tage nach dem Tode seines Dieners, den er wie ein Vater liebte, trugen wir auch ihn zur Gruft.

Am 26. November stellte sich der Westmonsun ein. In der Nacht vorher regnete es vier Stunden ununterbrochen mit solcher Heftigkeit, daß ich nie etwas Aehnliches gesehen habe. Bei Herrn Banks, der in der Genesung begriffen war, drang das Wasser von allen Seiten ein und bildete in den unteren Zimmern einen Bach, der eine Mühle hätte treiben können. Als er am folgenden Morgen nach Batavia kam, staunte er über die Menge von Betten, welche zum Trocknen aushingen.

Von Zeit zu Zeit hatten wir schönes Wetter. Die Frösche, die in den Sümpfen mit zehnmal stärkerer Stimme als in Europa quaken, verkündeten jeden Regen mit einem fortwährenden Lärmen, der unerträglich wurde. Die Zahl der Mücken und Moskiten, die während der trockenen Jahreszeit unbequem genug gewesen waren, wuchs ins Unendliche. Man sah sie in Schwärmen von der Oberfläche der Sümpfe aufsteigen. Während des Tages belästigten sie uns übrigens nicht sehr, und so weh ihre Stiche thaten, hörte der Schmerz doch nach einer Stunde auf.

Am 8. December war die Ausbesserung des Schiffs beendet, und bis zum 24. beschäftigten wir uns mit der Einnahme von Wasser, Lebensmitteln und dergleichen. Wir wären viel schneller fertig geworden, wenn der Zustand der Mannschaft nicht Schonung erheischt hätte. Bei unserer Abfahrt belief sich die Zahl unserer Kranken noch auf 4,

und die übrigen Matrosen waren sehr schwach. Jedermann war krank gewesen mit Ausnahme des Segelmachers, eines Greises zwischen siebzig und achtzig Jahren. Daß er verschont blieb, konnte Niemand von uns begreifen, denn er betrank sich während unseres Aufenthalts in Batavia regelmäßig jeden Tag. Wir begruben an diesem Orte sieben Personen, unsern Chirurgen Monkhouse, drei Matrosen, den Bedienten von Herrn Green, Tupia und dessen Diener Tayeto. Alle, nur Tupia nicht, waren die Opfer der Ausdünstungen der stehenden und mit faulenden Stoffen gefüllter Gewässer, durch welche die Luft gleichsam vergiftet wird. Tupia, der sich von seiner Kindheit an gewöhnt hatte, vorwiegend von Pflanzenstoffen und namentlich von reifen Früchten zu leben, erkrankte in Folge der Fleischspeisen, auf die er lange Zeit angewiesen war, und würde wahrscheinlich noch vor dem Ende unserer Reise gestorben sein, wenn wir auch nicht genöthigt gewesen wären, behufs der Ausbesserung des Schiffs in Batavia zu verweilen.

Batavia liegt in einer niedrigen und sumpfigen Ebene, die von verschiedenen kleinen Flüssen durchzogen wird. Die Holländer scheinen den Platz gewählt zu haben, weil er den Verkehr erleichtert, und in der That glaubt man ein zweites Amsterdam zu sehen, denn es giebt wenig Straßen, die nicht ihren Canal hätten. An diesen Canälen ziehen sich Baumreihen hin, die allerdings einen angenehmen Anblick gewähren, aber dazu beitragen, die Stadt ungesund zu machen, indem sie die freie Bewegung der Luft hemmen. Das stehende Wasser der Canäle haucht während der trockenen Jahreszeit einen unerträglichen Geruch aus, und in der Regenzeit ist das Uebel noch ärger, weil diese stehenden Gewässer dann austreten, die Straßen überschwemmen und in den Erdgeschossen der Häuser eine unglaubliche Menge Schlamm und Schmuz zurücklassen. Man reinigt diese Canäle zuweilen, allein diese Maßregel ruft neue traurige Folgen hervor. Indem man den Schlamm am Ufer liegen läßt, bis er trocken genug ist, um weggefahren zu werden, verpestet man die Luft. Die Unreinlichkeit der Einwohner macht sogar das fließende Wasser zur Quelle von Krankheiten. Nicht selten setzt ein Fluß einen Thierleichnam auf den Straßen ab, den Niemand entfernt.

und die übrigen Matrosen waren sehr schwach. Jedermann war krank gewesen mit Ausnahme des Segelmachers, eines Greises zwischen siebzig und achtzig Jahren. Daß er verschont blieb, konnte Niemand von uns begreifen, denn er betrank sich während unseres Aufenthalts in Batavia regelmäßig jeden Tag. Wir begruben an diesem Orte sieben Personen, unsern Chirurgen Monkhouse, drei Matrosen, den Bedienten von Herrn Green, Tupia und dessen Diener Tayeto. Alle, nur Tupia nicht, waren die Opfer der Ausdünstungen der stehenden und mit faulenden Stoffen gefüllter Gewässer, durch welche die Luft gleichsam vergiftet wird. Tupia, der sich von seiner Kindheit an gewöhnt hatte, vorwiegend von Pflanzenstoffen und namentlich von reifen Früchten zu leben, erkrankte in Folge der Fleischspeisen, auf die er lange Zeit angewiesen war, und würde wahrscheinlich noch vor dem Ende unserer Reise gestorben sein, wenn wir auch nicht genöthigt gewesen wären, behufs der Ausbesserung des Schiffs in Batavia zu verweilen.

Batavia liegt in einer niedrigen und sumpfigen Ebene, die von verschiedenen kleinen Flüssen durchzogen wird. Die Holländer scheinen den Platz gewählt zu haben, weil er den Verkehr erleichtert, und in der That glaubt man ein zweites Amsterdam zu sehen, denn es giebt wenig Straßen, die nicht ihren Canal hätten. An diesen Canälen ziehen sich Baumreihen hin, die allerdings einen angenehmen Anblick gewähren, aber dazu beitragen, die Stadt ungesund zu machen, indem sie die freie Bewegung der Luft hemmen. Das stehende Wasser der Canäle haucht während der trockenen Jahreszeit einen unerträglichen Geruch aus, und in der Regenzeit ist das Uebel noch ärger, weil diese stehenden Gewässer dann austreten, die Straßen überschwemmen und in den Erdgeschossen der Häuser eine unglaubliche Menge Schlamm und Schmuz zurücklassen. Man reinigt diese Canäle zuweilen, allein diese Maßregel ruft neue traurige Folgen hervor. Indem man den Schlamm am Ufer liegen läßt, bis er trocken genug ist, um weggefahren zu werden, verpestet man die Luft. Die Unreinlichkeit der Einwohner macht sogar das fließende Wasser zur Quelle von Krankheiten. Nicht selten setzt ein Fluß einen Thierleichnam auf den Straßen ab, den Niemand entfernt.

Batavia ist von einem Wall mit einem doppelten Graben umgeben. Die Citadelle liegt im nordöstlichen Endpunkte der Stadt und beherrscht den Landungsplatz, wo die Schiffe sich mit Wasser versehen, vollständig. In der Stadt und noch mehr in der Umgegend haben die Holländer eine Anzahl kleiner Forts mit acht Geschützen jedes erbaut, um die Eingebornen im Zaume zu halten. Jedes beherrscht drei bis vier Canäle und natürlich auch die an denselben hinführenden Straßen. Bei dem Chinesen-Aufstande von 1740 rasirte eines derselben die sämmtlichen Häuser der Chinesen. Eine Zeichnung dieser merkwürdigen Gebäude konnte ich nicht aufnehmen lassen, da unsere Zeichner ununterbrochen krank waren.

Gegen einen auswärtigen Feind werden diese Forts, obgleich sie nicht sehr fest sind, wegen ihrer Lage die ersprießlichsten Dienste leisten. Sie erheben sich nämlich mitten zwischen Sümpfen, deren Wege nichts als Dämme sind und leicht zerstört werden können. Auf den Canälen vorzugehen, wäre dem Feinde unmöglich, denn die Forts beherrschen diese Wasserstraßen. Leisteten die Forts im Kriege weiter keinen Dienst, als den Angreifenden aufzuhalten, so wäre das schon genug, da in einem solchen Klima jeder Verzug todbringend ist. Wir empfanden gleich in der ersten Woche die Wirkungen dieser ungesunden Luft und in weniger denn vierzehn Tagen war die ganze Schiffsmannschaft dienstunfähig. Man hat uns versichert, daß von hundert Soldaten, die von Europa kämen, selten mehr als fünfzig das erste Jahr überlebten, daß von diesen fünfzig die Hälfte im Krankenhause liege und nicht mehr als zehn dienstüchtig bleiben. Diese Berechnung ist vielleicht übertrieben, aber nach den schwachen und magern Jammergestalten der europäischen Soldaten zu schließen, entfernt sie sich nicht sehr von der Wahrheit.

Im Umkreise einiger Stunden ist die Ebene, welche Batavia umgiebt, mit Landhäusern und Gärten besäet. Meistens sind diese Gärten sehr groß und mit so vielen Bäumen besetzt, als der Boden zu tragen vermag. Jenseit der Gärten ziehen sich Stunden weit undurchdringliche Wälder hin, durchkreuzt von Flüssen und Canälen, die für kleine Fahrzeuge schiffbar sind. Zu allem Ueberfluß ist jedes Grundstück, Garten wie Feld, zwischen Gräben eingeschlossen, und mitten im bebauten Lande trifft man auf Moräste, Sumpflöcher und Wasserlachen.

Batavia ist von einem Wall mit einem doppelten Graben umgeben. Die Citadelle liegt im nordöstlichen Endpunkte der Stadt und beherrscht den Landungsplatz, wo die Schiffe sich mit Wasser versehen, vollständig. In der Stadt und noch mehr in der Umgegend haben die Holländer eine Anzahl kleiner Forts mit acht Geschützen jedes erbaut, um die Eingebornen im Zaume zu halten. Jedes beherrscht drei bis vier Canäle und natürlich auch die an denselben hinführenden Straßen. Bei dem Chinesen-Aufstande von 1740 rasirte eines derselben die sämmtlichen Häuser der Chinesen. Eine Zeichnung dieser merkwürdigen Gebäude konnte ich nicht aufnehmen lassen, da unsere Zeichner ununterbrochen krank waren.

Gegen einen auswärtigen Feind werden diese Forts, obgleich sie nicht sehr fest sind, wegen ihrer Lage die ersprießlichsten Dienste leisten. Sie erheben sich nämlich mitten zwischen Sümpfen, deren Wege nichts als Dämme sind und leicht zerstört werden können. Auf den Canälen vorzugehen, wäre dem Feinde unmöglich, denn die Forts beherrschen diese Wasserstraßen. Leisteten die Forts im Kriege weiter keinen Dienst, als den Angreifenden aufzuhalten, so wäre das schon genug, da in einem solchen Klima jeder Verzug todbringend ist. Wir empfanden gleich in der ersten Woche die Wirkungen dieser ungesunden Luft und in weniger denn vierzehn Tagen war die ganze Schiffsmannschaft dienstunfähig. Man hat uns versichert, daß von hundert Soldaten, die von Europa kämen, selten mehr als fünfzig das erste Jahr überlebten, daß von diesen fünfzig die Hälfte im Krankenhause liege und nicht mehr als zehn dienstüchtig bleiben. Diese Berechnung ist vielleicht übertrieben, aber nach den schwachen und magern Jammergestalten der europäischen Soldaten zu schließen, entfernt sie sich nicht sehr von der Wahrheit.

Im Umkreise einiger Stunden ist die Ebene, welche Batavia umgiebt, mit Landhäusern und Gärten besäet. Meistens sind diese Gärten sehr groß und mit so vielen Bäumen besetzt, als der Boden zu tragen vermag. Jenseit der Gärten ziehen sich Stunden weit undurchdringliche Wälder hin, durchkreuzt von Flüssen und Canälen, die für kleine Fahrzeuge schiffbar sind. Zu allem Ueberfluß ist jedes Grundstück, Garten wie Feld, zwischen Gräben eingeschlossen, und mitten im bebauten Lande trifft man auf Moräste, Sumpflöcher und Wasserlachen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Bewohner eines solchen Landes mit Krankheiten und Tod vertraut sind. Sie nehmen vorbeugende Mittel fast so regelmäßig ein, wie sie ihre Mahlzeiten genießen, und erwarten die Wiederkehr der Krankheiten, wie wir die Wiederkehr der Jahreszeiten erwarten. Wir sahen in Batavia nicht ein einziges Gesicht, das eine vollkommene Gesundheit ausgedrückt hätte, nicht eine einzige rothe Backe. Man spricht vom Tode mit der Gleichgültigkeit alter Soldaten, und wird das Hinscheiden eines Bekannten erzählt, so antwortet man gewöhnlich: „Meinetwegen, er war mir nichts schuldig;“ oder: „Ich muß mich von den Erben oder den Testamentsvollstreckern bezahlen lassen.“

Die Erzeugnisse des Bodens sind Reis, türkischer Weizen, verschiedene Arten von Bohnen, Linsen, welche einen großen Bestandtheil der Nahrung des Volkes bilden, Hirse, saftige und trockene Yams, süße Pataten, europäische Kartoffeln, die vortrefflich aber selten sind, u. a. m. In den Gärten findet man Kohl, Lattich, Gurken, chinesische weiße Rüben, die Frucht der sogenannten Eierpflanze, Mohrrüben, Petersilie, Sellerie, ein Gemüse das dem Spinat gleicht, ganz kleine, aber vortreffliche Zwiebeln, Spargel und verschiedene stark duftende europäische Kräuter wie Raute und Salbei. Fast ohne alle Cultur erntet man unermeßliche Mengen des größten Zuckerrohres, das saftreicher als das westindische ist. Es wächst auch Indigo, der jedoch im Lande selbst verbraucht wird und keinen Handelsartikel bildet.

Der größte Reichthum des javanesischen Pflanzenreichs besteht in seinen Früchten. Man zählt deren nicht weniger als sechsunddreißig Arten, ungerechnet die Aepfel, Erdbeeren und anderen europäischen Früchte, welche auf den Bergen angepflanzt worden sind und gut gedeihen sollen. Die Masse von Früchten, die in Batavia verzehrt wird, ist unglaublich. Sehr viele Landgüter, die zum Theil sehr weit von der Stadt entfernt sind und sich ausschließlich mit der Baumzucht beschäftigen, versorgen den Markt. Man kauft die schönsten Früchte um Spottpreise, und es macht einen eigenen Eindruck, wenn man sieht, daß die schönsten Ananas, wohl fünfzig Wagen füllend, so sorglos aufgeschichtet werden, wie in England die Futterrüben. Die Markttage sind übrigens ungeschickt vertheilt, denn sie werden am Sonnabend und

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Bewohner eines solchen Landes mit Krankheiten und Tod vertraut sind. Sie nehmen vorbeugende Mittel fast so regelmäßig ein, wie sie ihre Mahlzeiten genießen, und erwarten die Wiederkehr der Krankheiten, wie wir die Wiederkehr der Jahreszeiten erwarten. Wir sahen in Batavia nicht ein einziges Gesicht, das eine vollkommene Gesundheit ausgedrückt hätte, nicht eine einzige rothe Backe. Man spricht vom Tode mit der Gleichgültigkeit alter Soldaten, und wird das Hinscheiden eines Bekannten erzählt, so antwortet man gewöhnlich: „Meinetwegen, er war mir nichts schuldig;“ oder: „Ich muß mich von den Erben oder den Testamentsvollstreckern bezahlen lassen.“

Die Erzeugnisse des Bodens sind Reis, türkischer Weizen, verschiedene Arten von Bohnen, Linsen, welche einen großen Bestandtheil der Nahrung des Volkes bilden, Hirse, saftige und trockene Yams, süße Pataten, europäische Kartoffeln, die vortrefflich aber selten sind, u. a. m. In den Gärten findet man Kohl, Lattich, Gurken, chinesische weiße Rüben, die Frucht der sogenannten Eierpflanze, Mohrrüben, Petersilie, Sellerie, ein Gemüse das dem Spinat gleicht, ganz kleine, aber vortreffliche Zwiebeln, Spargel und verschiedene stark duftende europäische Kräuter wie Raute und Salbei. Fast ohne alle Cultur erntet man unermeßliche Mengen des größten Zuckerrohres, das saftreicher als das westindische ist. Es wächst auch Indigo, der jedoch im Lande selbst verbraucht wird und keinen Handelsartikel bildet.

Der größte Reichthum des javanesischen Pflanzenreichs besteht in seinen Früchten. Man zählt deren nicht weniger als sechsunddreißig Arten, ungerechnet die Aepfel, Erdbeeren und anderen europäischen Früchte, welche auf den Bergen angepflanzt worden sind und gut gedeihen sollen. Die Masse von Früchten, die in Batavia verzehrt wird, ist unglaublich. Sehr viele Landgüter, die zum Theil sehr weit von der Stadt entfernt sind und sich ausschließlich mit der Baumzucht beschäftigen, versorgen den Markt. Man kauft die schönsten Früchte um Spottpreise, und es macht einen eigenen Eindruck, wenn man sieht, daß die schönsten Ananas, wohl fünfzig Wagen füllend, so sorglos aufgeschichtet werden, wie in England die Futterrüben. Die Markttage sind übrigens ungeschickt vertheilt, denn sie werden am Sonnabend und

am Montage abgehalten, und vom Montag bis zum Sonnabend hält sich keine Frucht. Will man in der Zwischenzeit Früchte essen, so wendet man sich an die chinesischen Händler der Pessang-Straße, welche allerdings bessere Waare liefern, als man auf dem Markte findet, sich aber auch theuer bezahlen lassen.

Die Einwohner dieses Theiles von Indien gestatten sich einen Luxus, der in anderen Gegenden unbekannt ist. Sie verbrennen unaufhörlich aromatische Hölzer und Harze und umgeben sich mit vielen wohlriechenden Blumen. Sie haben die Gewohnheit wahrscheinlich angenommen, um ein Gegenmittel gegen die abscheulichen Ausdünstungen ihrer Gräben und Canäle zu erhalten. Beide Geschlechter schmücken ihre Haare und Kleider mit Blumen, denen man die kleingeschnittenen Blätter einer Pflanze, Pandang genannt, zugesellt. Dieser Luxus geht so weit, daß man sogar die Betten mit diesen Blumen und Blättern bestreut, um Nachts in den zartesten und feinsten Wohlgerüchen zu athmen.

Die meisten der hiesigen wohlriechenden Blumen sind in Europa gänzlich unbekannt. Die Champacka (Michelia champacca), gelber als unsere Jonquille, wächst auf einem Baume, der so groß wie ein Apfelbaum ist. Die Cananga (Uvaria cananga) hat mit keiner europäischen Blume Aehnlichkeit und ähnelt einem grünen Blätterbüschel. Der Mulatti ist der bekannte arabische Jasmin unserer Treibhäuser. Man verkauft diese Blumen, deren Verzeichniß sich noch sehr vermehren ließe, Abends in den Straßen, zu Gewinden von zwei Fuß Länge oder zu Sträußchen geordnet.

Von den in Indien heimischen Gewürzen erzeugt Java besonders Pfeffer, der in großen Mengen nach Europa geht. Auf der Insel wird sehr wenig verbraucht, weil die Einwohner dem Cayenne-Pfeffer den Vorzug geben. Da die Holländer sich des Alleinhandels mit Gewürznelken und Muskatnüssen bemächtigt haben, so sind beide für die Javanesen, welche sie übrigens leidenschaftlich lieben, zu theuer geworden. Die Gewürznelken sind gegenwärtig auf Amboina und die kleinen Inseln der Umgegend beschränkt. Ursprünglich stammen sie, wie man mir gesagt hat, von Machian oder Backian, einer kleinen Insel in der Nähe und im Norden der Linie. Sie haben sich von dort, ehe die Hol-

am Montage abgehalten, und vom Montag bis zum Sonnabend hält sich keine Frucht. Will man in der Zwischenzeit Früchte essen, so wendet man sich an die chinesischen Händler der Pessang-Straße, welche allerdings bessere Waare liefern, als man auf dem Markte findet, sich aber auch theuer bezahlen lassen.

Die Einwohner dieses Theiles von Indien gestatten sich einen Luxus, der in anderen Gegenden unbekannt ist. Sie verbrennen unaufhörlich aromatische Hölzer und Harze und umgeben sich mit vielen wohlriechenden Blumen. Sie haben die Gewohnheit wahrscheinlich angenommen, um ein Gegenmittel gegen die abscheulichen Ausdünstungen ihrer Gräben und Canäle zu erhalten. Beide Geschlechter schmücken ihre Haare und Kleider mit Blumen, denen man die kleingeschnittenen Blätter einer Pflanze, Pandang genannt, zugesellt. Dieser Luxus geht so weit, daß man sogar die Betten mit diesen Blumen und Blättern bestreut, um Nachts in den zartesten und feinsten Wohlgerüchen zu athmen.

Die meisten der hiesigen wohlriechenden Blumen sind in Europa gänzlich unbekannt. Die Champacka (Michelia champacca), gelber als unsere Jonquille, wächst auf einem Baume, der so groß wie ein Apfelbaum ist. Die Cananga (Uvaria cananga) hat mit keiner europäischen Blume Aehnlichkeit und ähnelt einem grünen Blätterbüschel. Der Mulatti ist der bekannte arabische Jasmin unserer Treibhäuser. Man verkauft diese Blumen, deren Verzeichniß sich noch sehr vermehren ließe, Abends in den Straßen, zu Gewinden von zwei Fuß Länge oder zu Sträußchen geordnet.

Von den in Indien heimischen Gewürzen erzeugt Java besonders Pfeffer, der in großen Mengen nach Europa geht. Auf der Insel wird sehr wenig verbraucht, weil die Einwohner dem Cayenne-Pfeffer den Vorzug geben. Da die Holländer sich des Alleinhandels mit Gewürznelken und Muskatnüssen bemächtigt haben, so sind beide für die Javanesen, welche sie übrigens leidenschaftlich lieben, zu theuer geworden. Die Gewürznelken sind gegenwärtig auf Amboina und die kleinen Inseln der Umgegend beschränkt. Ursprünglich stammen sie, wie man mir gesagt hat, von Machian oder Backian, einer kleinen Insel in der Nähe und im Norden der Linie. Sie haben sich von dort, ehe die Hol-

länder ihre ersten Niederlassungen errichteten, über die anderen Inseln verbeitet. Wenn die Holländer mit den Häuptlingen derselben Verträge abschlossen, stipulirten sie die Pflege einer bestimmten Zahl solcher Bäume und benutzten jeden Zwist dazu, diese Zahl zu beschränken, bis sie endlich im Besitz des Monopols waren. Die Muskatnußbäume sind überall, außer in ihrer Heimath, der Insel Banda, ausgerottet worden.

Die kleinen, aber gelenken und feurigen Pferde der Insel sollen bereits vorhanden gewesen zu sein, als die ersten Europäer nach der Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung erschienen. Die Stiere unterscheiden sich von den unsrigen durch das Fehlen der Wampe und leben in einigen Theilen der Insel im wilden Zustande. Von den Büffeln genießen die Holländer weder das Fleisch noch die Milch, weil beides Fieber erzeugen soll, aber die Chinesen verschmähen weder das eine noch die andere und befinden sich wohl dabei. Das Schaffleisch ist erbärmlich, doch machen die sehr theuern Kapschafe eine Ausnahme. Von Wild giebt es in der Umgegend von Batavia blos zwei Arten von Damhirschen und wilde Schweine. In den Gebirgen und Wüsteneien sollen viele Tiger und einige Rhinocerosse leben.

Man staunt über die Menge von Fischen, die in Batavia auf den Markt kommen, und über die Wohfeilheit der meisten Arten. Hier wie überall siegt die Eitelkeit über die Feinschmeckerei. Die wohlfeilen Fische, unter denen gerade die besten sind, giebt man den Sclaven, und die Reichen bringen blos die theueren, die nicht besser und zum Theil schlechter sind, auf ihre Tafeln. Ein verständiger Gastwirth sprach sich darüber einmal offen gegen uns aus. „Ich weiß so gut, wie Sie," sagte er, „daß ich für einen Schilling eine bessere Schüssel Fische kaufen könnte, als diese hier, welche zehn Schillinge kostet. Wenn ich das aber thäte, so würde man mich eben so verachten, als wenn ich in Europa Speisen aufsetzte, welche blos für Bettler und Hunde paßten."

Die sonderbaren Gewohnheiten der Holländer verbieten ihnen auch, Schildkröten zu essen. Von Leguanen sahen wir einige sehr große, und Herr Banks tödtete eine dieser Baumeidechsen, welche fünf Fuß lang war. Das Fleisch ist eine vortreffliche Nahrung. Das wilde Geflügel ist selten, und wir haben nur einziges Mal eine wilde Ente

länder ihre ersten Niederlassungen errichteten, über die anderen Inseln verbeitet. Wenn die Holländer mit den Häuptlingen derselben Verträge abschlossen, stipulirten sie die Pflege einer bestimmten Zahl solcher Bäume und benutzten jeden Zwist dazu, diese Zahl zu beschränken, bis sie endlich im Besitz des Monopols waren. Die Muskatnußbäume sind überall, außer in ihrer Heimath, der Insel Banda, ausgerottet worden.

Die kleinen, aber gelenken und feurigen Pferde der Insel sollen bereits vorhanden gewesen zu sein, als die ersten Europäer nach der Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung erschienen. Die Stiere unterscheiden sich von den unsrigen durch das Fehlen der Wampe und leben in einigen Theilen der Insel im wilden Zustande. Von den Büffeln genießen die Holländer weder das Fleisch noch die Milch, weil beides Fieber erzeugen soll, aber die Chinesen verschmähen weder das eine noch die andere und befinden sich wohl dabei. Das Schaffleisch ist erbärmlich, doch machen die sehr theuern Kapschafe eine Ausnahme. Von Wild giebt es in der Umgegend von Batavia blos zwei Arten von Damhirschen und wilde Schweine. In den Gebirgen und Wüsteneien sollen viele Tiger und einige Rhinocerosse leben.

Man staunt über die Menge von Fischen, die in Batavia auf den Markt kommen, und über die Wohfeilheit der meisten Arten. Hier wie überall siegt die Eitelkeit über die Feinschmeckerei. Die wohlfeilen Fische, unter denen gerade die besten sind, giebt man den Sclaven, und die Reichen bringen blos die theueren, die nicht besser und zum Theil schlechter sind, auf ihre Tafeln. Ein verständiger Gastwirth sprach sich darüber einmal offen gegen uns aus. „Ich weiß so gut, wie Sie," sagte er, „daß ich für einen Schilling eine bessere Schüssel Fische kaufen könnte, als diese hier, welche zehn Schillinge kostet. Wenn ich das aber thäte, so würde man mich eben so verachten, als wenn ich in Europa Speisen aufsetzte, welche blos für Bettler und Hunde paßten."

Die sonderbaren Gewohnheiten der Holländer verbieten ihnen auch, Schildkröten zu essen. Von Leguanen sahen wir einige sehr große, und Herr Banks tödtete eine dieser Baumeidechsen, welche fünf Fuß lang war. Das Fleisch ist eine vortreffliche Nahrung. Das wilde Geflügel ist selten, und wir haben nur einziges Mal eine wilde Ente

gesehen. Becassinen kommen in zwei Arten vor, und am häufigsten ist ein Vogel, der unserm Krammetsvogel gleicht. Ich will hier bemerken, daß die Becassine verbreiteter ist, als irgend ein anderer Vogel; sie lebt in Europa, Asien, Afrika und Amerika.

Obgleich Batavia die Hauptstadt des holländischen Indiens ist, bilden die Holländer, die Menschen holländischer Abkunft mitgerechnet, doch nicht den fünften Theil der europäischen Einwohner. Die Mehrzahl der letzteren besteht aus Portugiesen, welche lutherisch geworden sind, ihr Vaterland verlassen haben und ganz wie Malayen leben. Unter den Truppen sind alle Nationen unseres Welttheiles vertreten, am stärksten die Deutschen, die allein so zahlreich sind wie alle anderen zusammengenommen. Viele lassen sich anwerben, um in Batavia Handel zu treiben, denn diese Erlaubniß wird Niemand ertheilt, der sich nicht zu einem fünfjährigen Dienste verpflichtet hat. Ist er eingetreten, so erhält er vom Rathe ohne Mühe die Erlaubniß, sich von seiner Truppe zu entfernen, um ein beliebiges Geschäft zu treiben, und das ist der Grund, weshalb fast alle Weißen in Batavia Soldaten sind.

Die gesellschaftlichen Unterschiede und das Ansehen der Holländer als herrschende Nation hält man mit Strenge aufrecht. Nur Holländer können ein öffentliches Amt bekleiden, und jeder dieser Beamten hat einen bestimmten Rang, den man an den Verzierungen seines Wagens und der Tracht seines Kutschers erkennt. Die geringeren Beamten fahren in einfachen Kutschen, die vornehmeren dürfen verschiedene Malereien und die noch höher stehenden Vergoldungen anbringen. Eben so ist die Livree der Kutscher bald einfach, bald mehr oder weniger mit Tressen besetzt. Wenn einer der Edele Heeren (meine Landsleute verdrehen diesen Namen in idoleers), d. h. der Rathsmitglieder, ausfährt, müssen alle ihn grüßen und die Wagen so lange zur Seite der Straße halten, bis er vorüber ist.

Die auffallendsten Erscheinungen bei den Malayen waren für uns ihr Amok- oder Moklaufen und ihre Verehrung für gewisse Krokodile. Wenn ein Malaye beleidigt worden ist, oder wenn seine Eifersucht erwacht, berauscht er sich in Opium und stürzt auf die Straße, wo er Jeden niederhaut, der ihn aufhalten will, oder von dem er eine solche Absicht vermuthet. In der Regel sind es Sclaven oder Leute gering-

gesehen. Becassinen kommen in zwei Arten vor, und am häufigsten ist ein Vogel, der unserm Krammetsvogel gleicht. Ich will hier bemerken, daß die Becassine verbreiteter ist, als irgend ein anderer Vogel; sie lebt in Europa, Asien, Afrika und Amerika.

Obgleich Batavia die Hauptstadt des holländischen Indiens ist, bilden die Holländer, die Menschen holländischer Abkunft mitgerechnet, doch nicht den fünften Theil der europäischen Einwohner. Die Mehrzahl der letzteren besteht aus Portugiesen, welche lutherisch geworden sind, ihr Vaterland verlassen haben und ganz wie Malayen leben. Unter den Truppen sind alle Nationen unseres Welttheiles vertreten, am stärksten die Deutschen, die allein so zahlreich sind wie alle anderen zusammengenommen. Viele lassen sich anwerben, um in Batavia Handel zu treiben, denn diese Erlaubniß wird Niemand ertheilt, der sich nicht zu einem fünfjährigen Dienste verpflichtet hat. Ist er eingetreten, so erhält er vom Rathe ohne Mühe die Erlaubniß, sich von seiner Truppe zu entfernen, um ein beliebiges Geschäft zu treiben, und das ist der Grund, weshalb fast alle Weißen in Batavia Soldaten sind.

Die gesellschaftlichen Unterschiede und das Ansehen der Holländer als herrschende Nation hält man mit Strenge aufrecht. Nur Holländer können ein öffentliches Amt bekleiden, und jeder dieser Beamten hat einen bestimmten Rang, den man an den Verzierungen seines Wagens und der Tracht seines Kutschers erkennt. Die geringeren Beamten fahren in einfachen Kutschen, die vornehmeren dürfen verschiedene Malereien und die noch höher stehenden Vergoldungen anbringen. Eben so ist die Livree der Kutscher bald einfach, bald mehr oder weniger mit Tressen besetzt. Wenn einer der Edele Heeren (meine Landsleute verdrehen diesen Namen in idoleers), d. h. der Rathsmitglieder, ausfährt, müssen alle ihn grüßen und die Wagen so lange zur Seite der Straße halten, bis er vorüber ist.

Die auffallendsten Erscheinungen bei den Malayen waren für uns ihr Amok- oder Moklaufen und ihre Verehrung für gewisse Krokodile. Wenn ein Malaye beleidigt worden ist, oder wenn seine Eifersucht erwacht, berauscht er sich in Opium und stürzt auf die Straße, wo er Jeden niederhaut, der ihn aufhalten will, oder von dem er eine solche Absicht vermuthet. In der Regel sind es Sclaven oder Leute gering-

sten Standes, welche auf diese Weise wüthen. Während unserer Anwesenheit überließ sich auch ein reicher Mann, der auf seinen eigenen Bruder eifersüchtig geworden war, diesem Wahnsinn.

Daß ein rachsüchtiges Volk die ganze Gesellschaft für eine Beleidigung, für die keine gesetzliche Genugthuung erreicht werden kann, verantwortlich macht, begreift sich allenfalls. Wie erklärt man aber, daß es Familien giebt, welche glauben, daß eine Frau mit ihrem Kinde zugleich ein junges Krokodil gebiert, das von der Hebamme in den nächsten Fluß getragen werde? Die Verwandten, insbesondere der Bruder oder die Schwester, besuchen und füttern es dort. Eine junge Sclavin, die in Benkulen eine englische Familie bedient hatte und unsere Sprache etwas verstand, erzählte Herrn Banks, ihr Vater habe ihr auf dem Sterbebette vertraut, daß ein Krokodilbruder von ihm im Flusse lebe, und sie verpflichtet, für ihn zu sorgen. Sie suchte ihren Oheim auf, rief: „Weißer König, komm!“ und sah ein Krokodil aus dem Flusse steigen und die mitgebrachten Lebensmittel verzehren. „Mein Oheim,“ fuhr die Sclavin fort, „war nicht wie die anderen Krokodile, sondern viel schöner. Er war weiß gesprenkelt und hatte eine rothe Nase. Er trug goldene Armringe und Ohrringe von demselben Metall.“ Die Sclavin log wissentlich, aber die Leichtgläubigkeit der Eingebornen ist so groß, daß man keinen Anstoß nimmt, wenn man von einem ohrenlosen Thiere hört, es trage Ohrringe.

Auf die Malayen folgen, was die Zahl betrifft, zunächst die Chinesen. Sie sind Kaufleute, Gärtner und betreiben alle Arten von Handwerken. Sie sind thätig, geschickt, höflich, oder richtiger demüthig, aber auch leidenschaftliche Spieler, und ihre Gewinnsucht ist so groß, daß sie jeden Auftrag annehmen, wenn keine zu große Gefahr damit verbunden ist.

Am 27. December um sieben Uhr Morgens hoben wir den Anker und gingen in See. Da der Zustand unserer Kranken sich verschlimmert hatte, so legte ich am 5. Januar 1771 an der östlichen Küste der Prinzeninsel an, um Schildkröten und andere frische Lebensmittel zu kaufen. Die Einwohner stellten anfangs dreifache Preise, wie unsere Londoner Fischhändler, bis sie sahen, daß wir uns nicht betrügen ließen. Früher ist diese Insel von europäischen, namentlich englischen Schiffen

sten Standes, welche auf diese Weise wüthen. Während unserer Anwesenheit überließ sich auch ein reicher Mann, der auf seinen eigenen Bruder eifersüchtig geworden war, diesem Wahnsinn.

Daß ein rachsüchtiges Volk die ganze Gesellschaft für eine Beleidigung, für die keine gesetzliche Genugthuung erreicht werden kann, verantwortlich macht, begreift sich allenfalls. Wie erklärt man aber, daß es Familien giebt, welche glauben, daß eine Frau mit ihrem Kinde zugleich ein junges Krokodil gebiert, das von der Hebamme in den nächsten Fluß getragen werde? Die Verwandten, insbesondere der Bruder oder die Schwester, besuchen und füttern es dort. Eine junge Sclavin, die in Benkulen eine englische Familie bedient hatte und unsere Sprache etwas verstand, erzählte Herrn Banks, ihr Vater habe ihr auf dem Sterbebette vertraut, daß ein Krokodilbruder von ihm im Flusse lebe, und sie verpflichtet, für ihn zu sorgen. Sie suchte ihren Oheim auf, rief: „Weißer König, komm!“ und sah ein Krokodil aus dem Flusse steigen und die mitgebrachten Lebensmittel verzehren. „Mein Oheim,“ fuhr die Sclavin fort, „war nicht wie die anderen Krokodile, sondern viel schöner. Er war weiß gesprenkelt und hatte eine rothe Nase. Er trug goldene Armringe und Ohrringe von demselben Metall.“ Die Sclavin log wissentlich, aber die Leichtgläubigkeit der Eingebornen ist so groß, daß man keinen Anstoß nimmt, wenn man von einem ohrenlosen Thiere hört, es trage Ohrringe.

Auf die Malayen folgen, was die Zahl betrifft, zunächst die Chinesen. Sie sind Kaufleute, Gärtner und betreiben alle Arten von Handwerken. Sie sind thätig, geschickt, höflich, oder richtiger demüthig, aber auch leidenschaftliche Spieler, und ihre Gewinnsucht ist so groß, daß sie jeden Auftrag annehmen, wenn keine zu große Gefahr damit verbunden ist.

Am 27. December um sieben Uhr Morgens hoben wir den Anker und gingen in See. Da der Zustand unserer Kranken sich verschlimmert hatte, so legte ich am 5. Januar 1771 an der östlichen Küste der Prinzeninsel an, um Schildkröten und andere frische Lebensmittel zu kaufen. Die Einwohner stellten anfangs dreifache Preise, wie unsere Londoner Fischhändler, bis sie sahen, daß wir uns nicht betrügen ließen. Früher ist diese Insel von europäischen, namentlich englischen Schiffen

viel besucht worden, jetzt meidet man sie, weil das Wasser für ungesund gilt und wenig Lebensmittel zu bekommen sind. Unser Schiff erschöpfte den ganzen Vorrath an Schildkröten, und große Hausthiere werden für den Verkauf nicht gezogen. Wir erhielten außer Früchten, Gemüsen, Fischen und Geflügel blos zwei Arten von Damhirschen, von denen die eine so groß wie ein Schaf, die andere so groß wie ein Kaninchen ist.

Als wir landeten, standen die Häuser leer. Die Bewohner befanden sich sämmtlich in den Feldern, um ihre Reisernte gegen die Vögel und Affen zu beschützen. Die Häuser stehen vier Fuß über der Erde auf Pfählen, und haben einen Fußboden von Bambusstäben, zwischen denen man Lücken läßt, so daß die Luft von unten frei durchstreichen kann. Auch die Seitenwände lassen die erfrischenden Winde zu, während das Palmblätterdach so dicht ist, daß Sonne und Regen keinen Zutritt haben. Die Hütten in den Feldern, die man während der Ernte benutzt, haben dieselbe Bauart, nur daß sie kleiner sind und nicht vier, sondern acht Fuß über dem Boden stehen.

Wir fanden hier dieselbe Palme, deren Nuß in Neuholland mehrere unserer Leute krank gemacht und uns einige Schweine vergiftet hatte. Meine Vermuthung, daß blos der Saft giftig sei, bestätigte sich auf dieser Insel. Die Einwohner genießen diese Nüsse ohne Schaden für ihre Gesundheit, weil sie Sorge tragen, sie in kleine Stücke zu zerschneiden und an der Sonne zu trocknen. Man ißt sie nur in Zeiten des Mangels und mischt sie unter den Reis, um dieses wichtigste Nahrungsmittel zu schonen.

Der Radschah der Prinzeninsel ist ein Vasall des Sultans von Bantam. Man findet hier ziemlich dieselben Gebräuche, wie in der Umgegend von Batavia. Der herrschende Glaube ist der mohamedanische, und die Ramadanfasten wurden während unserer Anwesenheit streng beobachtet. Eine Moschee habe ich nicht gesehen. Die Männer hüten ihre Frauen mit großer Eifersucht, und für uns wurde nur eine einzige Frau sichtbar, die bei unserem Anblick schnell in die Wälder floh.

Die Sprache ist ein malayischer Dialekt und wird Sprache der Berge genannt. Sie ist in den Gebirgsbezirken von Java heimisch, und in der That wollen die Bewohner der Prinzeninsel von dort, weil sie sich der Tiger nicht zu erwehren vermocht hätten, hierher geflohen

viel besucht worden, jetzt meidet man sie, weil das Wasser für ungesund gilt und wenig Lebensmittel zu bekommen sind. Unser Schiff erschöpfte den ganzen Vorrath an Schildkröten, und große Hausthiere werden für den Verkauf nicht gezogen. Wir erhielten außer Früchten, Gemüsen, Fischen und Geflügel blos zwei Arten von Damhirschen, von denen die eine so groß wie ein Schaf, die andere so groß wie ein Kaninchen ist.

Als wir landeten, standen die Häuser leer. Die Bewohner befanden sich sämmtlich in den Feldern, um ihre Reisernte gegen die Vögel und Affen zu beschützen. Die Häuser stehen vier Fuß über der Erde auf Pfählen, und haben einen Fußboden von Bambusstäben, zwischen denen man Lücken läßt, so daß die Luft von unten frei durchstreichen kann. Auch die Seitenwände lassen die erfrischenden Winde zu, während das Palmblätterdach so dicht ist, daß Sonne und Regen keinen Zutritt haben. Die Hütten in den Feldern, die man während der Ernte benutzt, haben dieselbe Bauart, nur daß sie kleiner sind und nicht vier, sondern acht Fuß über dem Boden stehen.

Wir fanden hier dieselbe Palme, deren Nuß in Neuholland mehrere unserer Leute krank gemacht und uns einige Schweine vergiftet hatte. Meine Vermuthung, daß blos der Saft giftig sei, bestätigte sich auf dieser Insel. Die Einwohner genießen diese Nüsse ohne Schaden für ihre Gesundheit, weil sie Sorge tragen, sie in kleine Stücke zu zerschneiden und an der Sonne zu trocknen. Man ißt sie nur in Zeiten des Mangels und mischt sie unter den Reis, um dieses wichtigste Nahrungsmittel zu schonen.

Der Radschah der Prinzeninsel ist ein Vasall des Sultans von Bantam. Man findet hier ziemlich dieselben Gebräuche, wie in der Umgegend von Batavia. Der herrschende Glaube ist der mohamedanische, und die Ramadanfasten wurden während unserer Anwesenheit streng beobachtet. Eine Moschee habe ich nicht gesehen. Die Männer hüten ihre Frauen mit großer Eifersucht, und für uns wurde nur eine einzige Frau sichtbar, die bei unserem Anblick schnell in die Wälder floh.

Die Sprache ist ein malayischer Dialekt und wird Sprache der Berge genannt. Sie ist in den Gebirgsbezirken von Java heimisch, und in der That wollen die Bewohner der Prinzeninsel von dort, weil sie sich der Tiger nicht zu erwehren vermocht hätten, hierher geflohen

sein. Es ist merkwürdig, daß diese malayischen Dialekte Java's und der Prinzeninseln gewisse Wörter besitzen, welche, wenn sie den Bezeichnungen derselben Gegenstände in den Sprachen der Südsee-Inseln auch nicht ganz entsprechen, doch auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hinweisen. Diese Aehnlichkeit ist bei den Zahlwörtern am überraschendsten, und hierin dürfte der Beweis liegen, daß die Wissenschaften dieser verschiedenen Völker auf dieselbe Quelle zurückzuführen sind. Das schwierigste Problem entsteht dadurch, daß die Zahlwörter von Madagascar zu den malayischen in Beziehung stehen. Auch sonst noch giebt es in der Sprache der Madagassen viele Wörter, welche den malayischen Benennungen für dieselben Dinge gleichen. Die Einwohner von Madagascar sind offenbar anderen Ursprungs, als die Malayen. Die letzteren sind olivenbraun und haben lange, glatte Haare, und die Madagassen sind schwarz und haben wolliges Haar. Wie erklären sich da die Aehnlichkeiten zwischen beiden Sprachen?

Die Krankheitskeime, die wir von Batavia mitgenommen hatten, entwickelten sich nach unserer Abfahrt von der Prinzeninsel zu Ruhren und schleichenden Fiebern, welche von den bedrohlichsten Symptomen begleitet waren. Da ich fürchtete, daß das Wasser der Insel diese Erscheinungen verschlimmern werde, so ließ ich es mit Citronensaft mischen. Um die Luft zu reinigen, wurden alle Theile zwischen den Decken mit Essig gewaschen. Herr Banks befand sich unter unseren Kranken, und wir zweifelten eine Zeit lang an seinem Leben. Nicht lange, und wir waren in der beklagenswerthesten Lage. Unser Schiff war nichts als ein Spital, indem der Gesunden, welche sich noch fortzuschleppen vermochten, zu wenige waren, um die Kranken bedienen zu können. Fast jeden Tag übergaben wir dem Meere einen Todten. In einem Zeitraume von ungefähr sechs Wochen verloren wir Herrn Spöring, einen Gehülfen von Herrn Banks, Herrn Parkison, unseren Maler für naturwissenschaftliche Gegenstände, den Astronomen Green, den Hochbootsmann, den Zimmermann und seinen Gehülfen, Herrn Monkhouse, der bei dem Scheitern unseres Schiffes an der neuholländischen Küste den Leck verstopft hatte, unseren alten Segelmeister und zwei andere Zimmerleute, noch einen Hinterdecks-Officier und neun seiner Gehülfen, den Schiffskoch, den Corporal der Marinesoldaten,

sein. Es ist merkwürdig, daß diese malayischen Dialekte Java's und der Prinzeninseln gewisse Wörter besitzen, welche, wenn sie den Bezeichnungen derselben Gegenstände in den Sprachen der Südsee-Inseln auch nicht ganz entsprechen, doch auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hinweisen. Diese Aehnlichkeit ist bei den Zahlwörtern am überraschendsten, und hierin dürfte der Beweis liegen, daß die Wissenschaften dieser verschiedenen Völker auf dieselbe Quelle zurückzuführen sind. Das schwierigste Problem entsteht dadurch, daß die Zahlwörter von Madagascar zu den malayischen in Beziehung stehen. Auch sonst noch giebt es in der Sprache der Madagassen viele Wörter, welche den malayischen Benennungen für dieselben Dinge gleichen. Die Einwohner von Madagascar sind offenbar anderen Ursprungs, als die Malayen. Die letzteren sind olivenbraun und haben lange, glatte Haare, und die Madagassen sind schwarz und haben wolliges Haar. Wie erklären sich da die Aehnlichkeiten zwischen beiden Sprachen?

Die Krankheitskeime, die wir von Batavia mitgenommen hatten, entwickelten sich nach unserer Abfahrt von der Prinzeninsel zu Ruhren und schleichenden Fiebern, welche von den bedrohlichsten Symptomen begleitet waren. Da ich fürchtete, daß das Wasser der Insel diese Erscheinungen verschlimmern werde, so ließ ich es mit Citronensaft mischen. Um die Luft zu reinigen, wurden alle Theile zwischen den Decken mit Essig gewaschen. Herr Banks befand sich unter unseren Kranken, und wir zweifelten eine Zeit lang an seinem Leben. Nicht lange, und wir waren in der beklagenswerthesten Lage. Unser Schiff war nichts als ein Spital, indem der Gesunden, welche sich noch fortzuschleppen vermochten, zu wenige waren, um die Kranken bedienen zu können. Fast jeden Tag übergaben wir dem Meere einen Todten. In einem Zeitraume von ungefähr sechs Wochen verloren wir Herrn Spöring, einen Gehülfen von Herrn Banks, Herrn Parkison, unseren Maler für naturwissenschaftliche Gegenstände, den Astronomen Green, den Hochbootsmann, den Zimmermann und seinen Gehülfen, Herrn Monkhouse, der bei dem Scheitern unseres Schiffes an der neuholländischen Küste den Leck verstopft hatte, unseren alten Segelmeister und zwei andere Zimmerleute, noch einen Hinterdecks-Officier und neun seiner Gehülfen, den Schiffskoch, den Corporal der Marinesoldaten,

und einen Matrosen. So starben außer den sieben, die wir in Batavia begraben hatten, dreiundzwanzig Menschen.

Von dem Vorgebirge der guten Hoffnung erwartete ich für meine Kranken Heilung. Sobald ich dort angekommen war, ließ ich meine erste Sorge sein, für sie ein Haus zu miethen, wo sie die beste Pflege fanden. Wir Gesunden mietheten uns in Privatwohnungen ein, deren immer einige für Fremde, welche dort auch Kost finden, in Bereitschaft stehen. Feste und öffentliche Vergnügungen giebt es nicht, einen Ersatz bieten die Privatgesellschaften, zu denen Fremde von einem gewissen Range Zutritt haben. Wollten wir Schatten haben, so gingen wir in den Gesellschaftsgarten am Ende der Hohenstraße. Dort und an den Ufern der Canäle, die durch alle Straßen führen, sieht man die einzigen hochgewachsenen Bäume.

Da die Stadt hauptsächlich von den fremden Schiffen lebt, denen sie Lebensmittel liefert, so nimmt jeder Mann die Sitten und Gebräuche der Nation, mit welcher er verkehrt, bis zu einem gewissen Grade an. Die Frauen bewahren dagegen die Gewohnheiten ihres Vaterlandes mit einer Treue, die zuweilen lächerlich wird. Um nur ein Beispiel anzuführen, läßt sich jede Dame von einer Dienerin eine Wärmpfanne nachtragen, welche ihr unter die Füße geschoben wird, wenn sie sich setzt. Gewöhnlich ist in den Wärmepfannen gar kein Feuer, das durch das Klima in der That unnöthig gemacht wird. Uebrigens sind die meisten Frauen wirklich schön und zeichnen sich durch eine feine weiße Haut und eine vortreffliche Gesundheit aus. Sie sind die besten Gattinnen der Welt und zugleich auch sorgsame Hausfrauen und vortreffliche Mütter. Es giebt fast kein Haus in der Capstadt, das nicht von Kindern wimmelte.

Unser Aufenthalt verlängerte sich vom 15. März bis 14. April. Die Kranken solcher Schiffe, welche von Europa kommen, erhalten ihre Gesundheit sehr bald wieder. Für Kranke indischer Schiffe bewährt sich das Klima nicht so gut, wie wir an uns selbst erfuhren. Wenige Tage nach unserem Absegeln hatten wir schon wieder den Tod eines Officiers zu beklagen, eines talentvollen jungen Mannes, der leider seine Tage durch Unmäßigkeit selbst verkürzt hatte.

In St. Helena blieben wir vom 1. bis zum 4. Mai. Mitten im

und einen Matrosen. So starben außer den sieben, die wir in Batavia begraben hatten, dreiundzwanzig Menschen.

Von dem Vorgebirge der guten Hoffnung erwartete ich für meine Kranken Heilung. Sobald ich dort angekommen war, ließ ich meine erste Sorge sein, für sie ein Haus zu miethen, wo sie die beste Pflege fanden. Wir Gesunden mietheten uns in Privatwohnungen ein, deren immer einige für Fremde, welche dort auch Kost finden, in Bereitschaft stehen. Feste und öffentliche Vergnügungen giebt es nicht, einen Ersatz bieten die Privatgesellschaften, zu denen Fremde von einem gewissen Range Zutritt haben. Wollten wir Schatten haben, so gingen wir in den Gesellschaftsgarten am Ende der Hohenstraße. Dort und an den Ufern der Canäle, die durch alle Straßen führen, sieht man die einzigen hochgewachsenen Bäume.

Da die Stadt hauptsächlich von den fremden Schiffen lebt, denen sie Lebensmittel liefert, so nimmt jeder Mann die Sitten und Gebräuche der Nation, mit welcher er verkehrt, bis zu einem gewissen Grade an. Die Frauen bewahren dagegen die Gewohnheiten ihres Vaterlandes mit einer Treue, die zuweilen lächerlich wird. Um nur ein Beispiel anzuführen, läßt sich jede Dame von einer Dienerin eine Wärmpfanne nachtragen, welche ihr unter die Füße geschoben wird, wenn sie sich setzt. Gewöhnlich ist in den Wärmepfannen gar kein Feuer, das durch das Klima in der That unnöthig gemacht wird. Uebrigens sind die meisten Frauen wirklich schön und zeichnen sich durch eine feine weiße Haut und eine vortreffliche Gesundheit aus. Sie sind die besten Gattinnen der Welt und zugleich auch sorgsame Hausfrauen und vortreffliche Mütter. Es giebt fast kein Haus in der Capstadt, das nicht von Kindern wimmelte.

Unser Aufenthalt verlängerte sich vom 15. März bis 14. April. Die Kranken solcher Schiffe, welche von Europa kommen, erhalten ihre Gesundheit sehr bald wieder. Für Kranke indischer Schiffe bewährt sich das Klima nicht so gut, wie wir an uns selbst erfuhren. Wenige Tage nach unserem Absegeln hatten wir schon wieder den Tod eines Officiers zu beklagen, eines talentvollen jungen Mannes, der leider seine Tage durch Unmäßigkeit selbst verkürzt hatte.

In St. Helena blieben wir vom 1. bis zum 4. Mai. Mitten im

unermeßlichen Ocean gelegen, vierhundert Stunden von Afrika und sechshundert von Amerika entfernt, nährt diese Insel eine Schlangenart, welche wahrscheinlich seit Erschaffung der Welt dort lebt. Wie dieses Thier dorthin gekommen ist, wenn wir uns dieses kleine nur zwölf Stunden lange und sechs Stunden breite Eiland nicht als einen Theil eines im Meer versunkenen Landes zu denken haben, ist ein Räthsel. Spuren erloschener vulkanischer Kraft sieht man auf Schritt und Tritt. Nach dem Ansehen der Steine zu urtheilen, ist dieses vulkanische Feuer kein unterirdisches gewesen, denn die Oberfläche der Felsen ist besonders in den Thalgründen fast zu Asche verbrannt. Hie und da bemerkt man kleine Blasen, wie sie in schlechtem Glase vorkommen, und in diesen Blasen entdeckt man Stückchen fremder Körper, in den meisten Fällen Schwefelkiese*). Das Ganze ist ein Gewirr von Felsen, die an Abgründe von wunderbarer Tiefe grenzen.

---

*) Cook spricht nur von einer Erdsenkung, während unsere heutigen Naturforscher annehmen, daß St. Helena entweder die Spitze einer unterirdischen Gebirgskette, oder eine vulkanische Erhebung, oder beides zugleich ist. Eine zusammenhängende Kette von Feuerbergen mit theils erloschenen, theils noch thätigen Vulkanen zieht sich von der Bucht von Biafra aus südöstlich über die Inseln Fernando-Po, Princes, St. Thomas und Annaban, berührt St. Helena und wendet sich dann nach Ascension und Westindien. Ist St. Helena ein Bestandtheil dieser Kette, so ist es doch jedenfalls aus dem Meere gehoben worden. Seine bedeutende Höhe und mehr noch das massenweise Vorkommen versteinerter Seemuscheln auf den Bergspitzen beweist dies. Das vorherrschende Gestein ist Basalt, der in jeder Richtung von Lavaströmen überfluthet ist. So zerrissen die Berge sind, läßt sich doch bei einigen die Kegelform der Vulkane erkennen, und die Masse der Lava zeigt eine frühere sehr bedeutende Thätigkeit an. Um so auffallender ist, daß sich nirgends ein Krater erkennen läßt. Erdbeben sind vorgekommen 1719, 1756, 1780, 1817, 1835 und 1846. Bei dem letzten kochte das Meer in unmittelbarster Nähe der Insel mit furchtbarer Gewalt auf, jagte schäumend an den Uferfelsen in die Höhe, zerschellte die von ihren Ankern gerissenen Schiffe und zerstörte die Festungswerke an der Küste. Weiterhin, ungefähr 1500 Fuß vom Ufer, war die See spiegelglatt. Der Südostpassat wurde durch dieses Phänomen unterbrochen und stellte sich erst am folgenden Tage (18. Februar) wieder ein. Am Tage vorher, dem Tage des Erdbebens, war die Luft vollkommen ruhig gewesen.

unermeßlichen Ocean gelegen, vierhundert Stunden von Afrika und sechshundert von Amerika entfernt, nährt diese Insel eine Schlangenart, welche wahrscheinlich seit Erschaffung der Welt dort lebt. Wie dieses Thier dorthin gekommen ist, wenn wir uns dieses kleine nur zwölf Stunden lange und sechs Stunden breite Eiland nicht als einen Theil eines im Meer versunkenen Landes zu denken haben, ist ein Räthsel. Spuren erloschener vulkanischer Kraft sieht man auf Schritt und Tritt. Nach dem Ansehen der Steine zu urtheilen, ist dieses vulkanische Feuer kein unterirdisches gewesen, denn die Oberfläche der Felsen ist besonders in den Thalgründen fast zu Asche verbrannt. Hie und da bemerkt man kleine Blasen, wie sie in schlechtem Glase vorkommen, und in diesen Blasen entdeckt man Stückchen fremder Körper, in den meisten Fällen Schwefelkiese*). Das Ganze ist ein Gewirr von Felsen, die an Abgründe von wunderbarer Tiefe grenzen.

---

*) Cook spricht nur von einer Erdsenkung, während unsere heutigen Naturforscher annehmen, daß St. Helena entweder die Spitze einer unterirdischen Gebirgskette, oder eine vulkanische Erhebung, oder beides zugleich ist. Eine zusammenhängende Kette von Feuerbergen mit theils erloschenen, theils noch thätigen Vulkanen zieht sich von der Bucht von Biafra aus südöstlich über die Inseln Fernando-Po, Princes, St. Thomas und Annaban, berührt St. Helena und wendet sich dann nach Ascension und Westindien. Ist St. Helena ein Bestandtheil dieser Kette, so ist es doch jedenfalls aus dem Meere gehoben worden. Seine bedeutende Höhe und mehr noch das massenweise Vorkommen versteinerter Seemuscheln auf den Bergspitzen beweist dies. Das vorherrschende Gestein ist Basalt, der in jeder Richtung von Lavaströmen überfluthet ist. So zerrissen die Berge sind, läßt sich doch bei einigen die Kegelform der Vulkane erkennen, und die Masse der Lava zeigt eine frühere sehr bedeutende Thätigkeit an. Um so auffallender ist, daß sich nirgends ein Krater erkennen läßt. Erdbeben sind vorgekommen 1719, 1756, 1780, 1817, 1835 und 1846. Bei dem letzten kochte das Meer in unmittelbarster Nähe der Insel mit furchtbarer Gewalt auf, jagte schäumend an den Uferfelsen in die Höhe, zerschellte die von ihren Ankern gerissenen Schiffe und zerstörte die Festungswerke an der Küste. Weiterhin, ungefähr 1500 Fuß vom Ufer, war die See spiegelglatt. Der Südostpassat wurde durch dieses Phänomen unterbrochen und stellte sich erst am folgenden Tage (18. Februar) wieder ein. Am Tage vorher, dem Tage des Erdbebens, war die Luft vollkommen ruhig gewesen.

Alle Weiße sind Engländer, welche keine anderen Subsistenzmittel haben, als den Verkauf von Erfrischungen an die Schiffe, weil unsere ostindische Gesellschaft, welcher die Insel gehört, ihnen nicht erlaubt, auf eigene Rechnung Handel zu treiben. Sie lassen ihre Arbeiten von Sclaven verrichten, und diese Unglücklichen, deren es eine große Anzahl giebt, befinden sich im traurigsten Zustande. Die grausame Behandlung, über die alle Klagen führen, erschöpft ihre Kräfte. Leider muß ich sagen, daß Beispiele solcher Barbarei bei meinen Landsleuten häufiger vorkommen, als bei den Holländern, denen man doch auch in Batavia und am Vorgebirge der guten Hoffnung zu große Strenge vorwirft.

Wir verließen St. Helena mit dem Linienschiff Portland und mit zwölf Kauffahrern unserer ostindischen Gesellschaft. Bis zum 10. Mai segelten wir gemeinschaftlich, dann übergab ich, da mein Schiff wegen des schlechten Zustandes unserer Taue und Segel zu viel Aufenthalt verursachte, dem Portland einen Brief an die Admiralität, nebst dem Logbuch und einigen Tagebüchern der Officiere. Unsere weitere Reise brachte uns noch einen Trauerfall. Herr Hicks, mein erster Lieutenant, starb. Seine Krankheit war die Schwindsucht, und da sie sich schon bei unserer Abfahrt aus England gezeigt hatte, so kann ich sagen, daß er während unserer ganzen Reise ein Sterbender war.

Alle Weiße sind Engländer, welche keine anderen Subsistenzmittel haben, als den Verkauf von Erfrischungen an die Schiffe, weil unsere ostindische Gesellschaft, welcher die Insel gehört, ihnen nicht erlaubt, auf eigene Rechnung Handel zu treiben. Sie lassen ihre Arbeiten von Sclaven verrichten, und diese Unglücklichen, deren es eine große Anzahl giebt, befinden sich im traurigsten Zustande. Die grausame Behandlung, über die alle Klagen führen, erschöpft ihre Kräfte. Leider muß ich sagen, daß Beispiele solcher Barbarei bei meinen Landsleuten häufiger vorkommen, als bei den Holländern, denen man doch auch in Batavia und am Vorgebirge der guten Hoffnung zu große Strenge vorwirft.

Wir verließen St. Helena mit dem Linienschiff Portland und mit zwölf Kauffahrern unserer ostindischen Gesellschaft. Bis zum 10. Mai segelten wir gemeinschaftlich, dann übergab ich, da mein Schiff wegen des schlechten Zustandes unserer Taue und Segel zu viel Aufenthalt verursachte, dem Portland einen Brief an die Admiralität, nebst dem Logbuch und einigen Tagebüchern der Officiere. Unsere weitere Reise brachte uns noch einen Trauerfall. Herr Hicks, mein erster Lieutenant, starb. Seine Krankheit war die Schwindsucht, und da sie sich schon bei unserer Abfahrt aus England gezeigt hatte, so kann ich sagen, daß er während unserer ganzen Reise ein Sterbender war.

Cooks zweite Reise.

In den Jahren 1772—1775.

Cooks zweite Reise.

In den Jahren 1772—1775.

Goethe's zweite Weise.

In den Jahren 1772—1775.

Goethe's zweite Weise.

In den Jahren 1772—1775.

Elftes Kapitel.

Ausrüstung der Schiffe und Reisegefährten. — Die carverdischen Inseln. — Buchten des Meers. — Fahrt zur Aufsuchung des Australcontinents. — Das Thierleben dieser hohen Breiten. — Ein Südlicht. — Umkehr und Fahrt nach Neuseeland.

Die Endeavour war nicht lange von ihrer Fahrt zurückgekehrt, als schon der Plan zu einer zweiten Reise in den südlichen Meeren entworfen wurde. Es handelte sich dieses Mal (Verhaltungsbefehle vom 25. Juli 1772) zunächst darum, das von Bouvet unter 54 Grad südl. Br. und etwa 11 Grad 20 Min. östlich von Greenwich entdeckte Cap de la Circonsicion aufzusuchen und zu ermitteln, ob es zu einer Insel oder zu einem Continent gehöre. Bewähre sich Bouvets Entdeckung, so sollte ich das neue Land genau erforschen, Nachrichten aller Art, welche dem Handel und Verkehr nützlich sein könnten oder in naturwissenschaftlicher Rücksicht von Wichtigkeit wären, einsammeln, die Lebensweise der Eingebornen beobachten und mit ihnen in Verkehr treten. Mein Auftrag ging ferner dahin, im Osten und Westen jenes Punktes das Meer zu durchforschen, mich in der höchsten Breite zu halten und so nahe zum Australpol vorzudringen, als der Zustand des Schiffes, die Gesundheit der Mannschaft und unser Lebensmittelvorrath erlaubten. Wie man sieht, beabsichtigte die Regierung besonders, über die Frage des Australcontinents ins Klare zu kommen.

Die beiden zur Fahrt bestimmten Schiffe, die Resolution von 462 Tonnen mit 16 Geschützen und die Adventure von 336 Tonnen,

Elftes Kapitel.

Ausrüstung der Schiffe und Reisegefährten. — Die carverdischen Inseln. — Buchten des Meers. — Fahrt zur Aufsuchung des Australcontinents. — Das Thierleben dieser hohen Breiten. — Ein Südlicht. — Umkehr und Fahrt nach Neuseeland.

Die Endeavour war nicht lange von ihrer Fahrt zurückgekehrt, als schon der Plan zu einer zweiten Reise in den südlichen Meeren entworfen wurde. Es handelte sich dieses Mal (Verhaltungsbefehle vom 25. Juli 1772) zunächst darum, das von Bouvet unter 54 Grad südl. Br. und etwa 11 Grad 20 Min. östlich von Greenwich entdeckte Cap de la Circonsicion aufzusuchen und zu ermitteln, ob es zu einer Insel oder zu einem Continent gehöre. Bewähre sich Bouvets Entdeckung, so sollte ich das neue Land genau erforschen, Nachrichten aller Art, welche dem Handel und Verkehr nützlich sein könnten oder in naturwissenschaftlicher Rücksicht von Wichtigkeit wären, einsammeln, die Lebensweise der Eingebornen beobachten und mit ihnen in Verkehr treten. Mein Auftrag ging ferner dahin, im Osten und Westen jenes Punktes das Meer zu durchforschen, mich in der höchsten Breite zu halten und so nahe zum Australpol vorzudringen, als der Zustand des Schiffes, die Gesundheit der Mannschaft und unser Lebensmittelvorrath erlaubten. Wie man sieht, beabsichtigte die Regierung besonders, über die Frage des Australcontinents ins Klare zu kommen.

Die beiden zur Fahrt bestimmten Schiffe, die Resolution von 462 Tonnen mit 16 Geschützen und die Adventure von 336 Tonnen,

waren tüchtig und stark. Die Resolution führte ich als Leiter des Ganzen, die Adventure befehligte Capitain Tobias Fourneaux. Mein Schiff führte an Officieren und Matrosen 112, das andere 81 Mann. Jedes Schiff nahm ein auseinandergenommenes Fahrzeug von 20 Tonnen mit, das sich leicht zusammensetzen ließ und bei einem Unglücksfalle zur Rettung der Mannschaft gedient haben würde.

Die Herren Banks und Solander, meine Gefährten auf der ersten Reise, würden mich auch jetzt begleitet haben, wenn ihre Forderungen größerer Bequemlichkeit im Schiff beachtet worden wären. Für sie traten zwei deutsche Naturforscher ein, die Herren Johann Reinhold Forster und Georg Forster, Vater und Sohn. Die Herren Wales und Bailey begleiteten mich als Astronomen, Herr Hodges als Landschaftsmaler. Für gute nautische und astronomische Instrumente, insbesondere für Chronometer, war gesorgt.

Die Erfahrungen der ersten Reise machten uns Fürsorge für die Gesundheit der Mannschaft zur dringendsten Pflicht. Besonders versorgten wir uns mit antiscorbutischen Mitteln, mit Sauerkraut, Bouillontafeln, Citronensaft, Malz und Anderem mehr. Auf der Reise bewährte sich das Sauerkraut als ein vorzügliches Mittel und wurde fast dem Malz gleichgestellt. Unsere sechzig Fässer mit Sauerkraut hielten sich sehr gut, nicht eines verdarb uns. Von Malz hatten wir dreißig Tonnen an Bord, und ein Aufguß davon beugte fast in allen Fällen dem Scorbut vor. Während der Fahrt traf ich noch eine Vorkehrung, die ich nicht genug empfehlen kann. Ich ließ meine Leute so viel Wasser trinken, als sie wollten, und versäumte keine Gelegenheit, frisches Wasser einzunehmen, wenn wir auch noch Vorrath hatten.

Am 13. Juli ging ich, von der Adventure begleitet, in See, am 22. sahen wir den Leuchtthurm von Corunna und am 29. warfen wir im Hafen von Funchal den Anker aus. Unser nächstes Ziel waren die Inseln des grünen Vorgebirges. Auf der Höhe von Ferro fiel uns die Menge der fliegenden Fische auf, die sich, von Boniten und Doraden verfolgt, über die Oberfläche des Wassers erhoben. Sie flogen nicht blos gegen den Wind, wie man wohl gesagt hat, sondern nach allen Richtungen hin. Wenn sie die Spitze einer Welle berührten, schwam-

waren tüchtig und stark. Die Resolution führte ich als Leiter des Ganzen, die Adventure befehligte Capitain Tobias Fourneaux. Mein Schiff führte an Officieren und Matrosen 112, das andere 81 Mann. Jedes Schiff nahm ein auseinandergenommenes Fahrzeug von 20 Tonnen mit, das sich leicht zusammensetzen ließ und bei einem Unglücksfalle zur Rettung der Mannschaft gedient haben würde.

Die Herren Banks und Solander, meine Gefährten auf der ersten Reise, würden mich auch jetzt begleitet haben, wenn ihre Forderungen größerer Bequemlichkeit im Schiff beachtet worden wären. Für sie traten zwei deutsche Naturforscher ein, die Herren Johann Reinhold Forster und Georg Forster, Vater und Sohn. Die Herren Wales und Bailey begleiteten mich als Astronomen, Herr Hodges als Landschaftsmaler. Für gute nautische und astronomische Instrumente, insbesondere für Chronometer, war gesorgt.

Die Erfahrungen der ersten Reise machten uns Fürsorge für die Gesundheit der Mannschaft zur dringendsten Pflicht. Besonders versorgten wir uns mit antiscorbutischen Mitteln, mit Sauerkraut, Bouillontafeln, Citronensaft, Malz und Anderem mehr. Auf der Reise bewährte sich das Sauerkraut als ein vorzügliches Mittel und wurde fast dem Malz gleichgestellt. Unsere sechzig Fässer mit Sauerkraut hielten sich sehr gut, nicht eines verdarb uns. Von Malz hatten wir dreißig Tonnen an Bord, und ein Aufguß davon beugte fast in allen Fällen dem Scorbut vor. Während der Fahrt traf ich noch eine Vorkehrung, die ich nicht genug empfehlen kann. Ich ließ meine Leute so viel Wasser trinken, als sie wollten, und versäumte keine Gelegenheit, frisches Wasser einzunehmen, wenn wir auch noch Vorrath hatten.

Am 13. Juli ging ich, von der Adventure begleitet, in See, am 22. sahen wir den Leuchtthurm von Corunna und am 29. warfen wir im Hafen von Funchal den Anker aus. Unser nächstes Ziel waren die Inseln des grünen Vorgebirges. Auf der Höhe von Ferro fiel uns die Menge der fliegenden Fische auf, die sich, von Boniten und Doraden verfolgt, über die Oberfläche des Wassers erhoben. Sie flogen nicht blos gegen den Wind, wie man wohl gesagt hat, sondern nach allen Richtungen hin. Wenn sie die Spitze einer Welle berührten, schwam-

men sie gerade durch dieselbe hindurch und setzten auf der andern Seite ihren Flug fort. Bald war die Linie, welche sie beschrieben, eine gerade, bald eine krumme. Um diese Zeit bedeckten sich unsere Bücher mit Schimmel und das Eisen begann in freier Luft zu rosten. Die Luft enthielt also wahrscheinlich Salztheilchen oder flüchtiges Kali, das die vielen im Meer faulenden thierischen Stoffe erzeugten.

San Jago, eine der Inseln des grünen Vorgebirges, wurde am 11. August erreicht. Porto-Praya, in dessen Bucht wir landeten, liegt auf einem steilen Felsen, zu dem ein Fußweg im Zickzack hinaufführt. Die Festungswerke an der Seeseite sind im verfallensten Zustande und an der Landseite bestehen sie blos aus losen Steinen, welche bis zu Mannshöhe aufeinandergehäuft sind. Eine Gesellschaft von Lissabon, die auf diesen Inseln das Handelsmonopol hat, tyrannisirt die armen Einwohner und nöthigt ihnen erbärmliche Waaren zu unerhörten Preisen auf.

Die Bevölkerung soll von den ersten portugiesischen Ansiedlern abstammen. Sie unterscheidet sich von den Negern durchaus nicht, und ich möchte daher die Reinheit ihres Blutes bezweifeln. Hat Buffon vielleicht Recht, wenn er behauptet, daß die Farbe allein durch das Klima bedingt werde, so kann die heißeste Luft doch nicht das wollige Haar und die wulstigen Lippen erzeugen, die man hier sieht. Somit ist mir wahrscheinlich, daß die Einwohner Mischlinge sind, hervorgegangen aus Heirathen der Colonisten mit Schwarzen von der benachbarten Küste. Weiße giebt es vielleicht nur fünf bis sechs, selbst die Priester und Beamten einiger dieser Inseln sind schwarz wie Neger.

Die doppelte Despotie der Regierung und der Geistlichkeit hat die Insulaner noch unter das Niveau der freien Schwarzen gedrückt. Faul und träge, keines Gewinns sicher, den sie etwa machen könnten, betteln sie und entgehen auf diese Weise allerdings den Aussaugungen ihrer Tyrannen. Die Weiber tragen nichts als einen baumwollenen Ueberwurf, die Männer sieht man oft mit einem einzigen Kleidungsstücke, z. B. einem Beinkleid, und die Kinder beiderlei Geschlechts gehen bis zur Mannbarkeit ganz nackt. Bei den Vornehmeren bemerkt man zuweilen alte abgetragene Sachen, die noch aus der Zeit vor der Entstehung der monopolisirenden Handelsgesellschaft datiren.

men sie gerade durch dieselbe hindurch und setzten auf der andern Seite ihren Flug fort. Bald war die Linie, welche sie beschrieben, eine gerade, bald eine krumme. Um diese Zeit bedeckten sich unsere Bücher mit Schimmel und das Eisen begann in freier Luft zu rosten. Die Luft enthielt also wahrscheinlich Salztheilchen oder flüchtiges Kali, das die vielen im Meer faulenden thierischen Stoffe erzeugten.

San Jago, eine der Inseln des grünen Vorgebirges, wurde am 11. August erreicht. Porto-Praya, in dessen Bucht wir landeten, liegt auf einem steilen Felsen, zu dem ein Fußweg im Zickzack hinaufführt. Die Festungswerke an der Seeseite sind im verfallensten Zustande und an der Landseite bestehen sie blos aus losen Steinen, welche bis zu Mannshöhe aufeinandergehäuft sind. Eine Gesellschaft von Lissabon, die auf diesen Inseln das Handelsmonopol hat, tyrannisirt die armen Einwohner und nöthigt ihnen erbärmliche Waaren zu unerhörten Preisen auf.

Die Bevölkerung soll von den ersten portugiesischen Ansiedlern abstammen. Sie unterscheidet sich von den Negern durchaus nicht, und ich möchte daher die Reinheit ihres Blutes bezweifeln. Hat Buffon vielleicht Recht, wenn er behauptet, daß die Farbe allein durch das Klima bedingt werde, so kann die heißeste Luft doch nicht das wollige Haar und die wulstigen Lippen erzeugen, die man hier sieht. Somit ist mir wahrscheinlich, daß die Einwohner Mischlinge sind, hervorgegangen aus Heirathen der Colonisten mit Schwarzen von der benachbarten Küste. Weiße giebt es vielleicht nur fünf bis sechs, selbst die Priester und Beamten einiger dieser Inseln sind schwarz wie Neger.

Die doppelte Despotie der Regierung und der Geistlichkeit hat die Insulaner noch unter das Niveau der freien Schwarzen gedrückt. Faul und träge, keines Gewinns sicher, den sie etwa machen könnten, betteln sie und entgehen auf diese Weise allerdings den Aussaugungen ihrer Tyrannen. Die Weiber tragen nichts als einen baumwollenen Ueberwurf, die Männer sieht man oft mit einem einzigen Kleidungsstücke, z. B. einem Beinkleid, und die Kinder beiderlei Geschlechts gehen bis zur Mannbarkeit ganz nackt. Bei den Vornehmeren bemerkt man zuweilen alte abgetragene Sachen, die noch aus der Zeit vor der Entstehung der monopolisirenden Handelsgesellschaft datiren.

Die Fruchtbarkeit des dürren Bodens hängt von den periodischen Regen ab. Bleiben diese einmal aus, so verdorrt Alles und eine Hungersnoth ist die unausbleibliche Folge.*) St. Jago hat einen nicht unbedeutenden Fluß, auf den anderen Inseln findet man meistentheils blos Brunnenwasser. Die Cochenille-Pflanze, Indigo, einige Gewürze und vielleicht auch Kaffee würden dennoch fortkommen und den Einwohnern einen gewissen Wohlstand verschaffen, wenn die Tyrannei nicht wäre.

Die Erfrischungen, die wir uns in Porto Praya verschafften, waren geringfügig und von schlechter Beschaffenheit. Wir sahen hier Guineahühner, die schlecht fliegen, aber desto schneller laufen. Ein merkwürdiger Eisvogel, der von den zahlreichen rothen und blauen Landkrabben lebt, ist dieselbe Art, welche in Abyssinien und im glücklichen Arabien vorkommt. Vor unserer Abreise erhielten wir noch eine hübsche Probe portugiesischen Benehmens. Ich hatte den Statthalter und den Commandanten zu Tisch gebeten und schickte ein Boot ab, das sie abholen sollte. Beide Gäste blieben aus. Der Statthalter ließ sich entschuldigen, denn ihm werde auf einem Schiffe immer unwohl, und der Commandant hatte vergessen, auf der Stelle um Urlaub zu bitten. Inzwischen hatte der Statthalter sein Mittagsschläfchen begonnen und Niemand wagte ihn zu stören.

Drei Tage lang folgte uns auf offenem Meere eine Schwalbe. Wurde sie müde, so ruhte sie auf einer Stange oder auf dem Bollwerk aus und war so zutraulich geworden, daß sie sich von den Matrosen, welche sie einer Lieblingskatze opferten, fangen ließ. Daß man

*) Als wir 1775 auf unserer Rückfahrt die Capstadt wieder besuchten, hörten wir, daß auf den capverdischen Inseln in den beiden vorangegangenen Jahren zweimal Hungersnoth geherrscht habe. Hunderte waren verhungert, und viele hatten sich dem Schiffer eines holländischen Kauffahrers, um demselben Schicksal zu entgehen, als Sklaven übergeben. Der Elende brachte diese Unglücklichen nach dem Cap und verkaufte sie dort. Sobald die holländische Regierung dies erfuhr, zwang sie den Unmenschen, diese Sklaven zurückzukaufen und auf seine Kosten in ihre Heimath zu führen. Er mußte durch ein Zeugniß des portugiesischen Statthalters beweisen, daß er diesen Befehl erfüllt habe.

Cook.

Die Fruchtbarkeit des dürren Bodens hängt von den periodischen Regen ab. Bleiben diese einmal aus, so verdorrt Alles und eine Hungersnoth ist die unausbleibliche Folge.*) St. Jago hat einen nicht unbedeutenden Fluß, auf den anderen Inseln findet man meistentheils blos Brunnenwasser. Die Cochenille-Pflanze, Indigo, einige Gewürze und vielleicht auch Kaffee würden dennoch fortkommen und den Einwohnern einen gewissen Wohlstand verschaffen, wenn die Tyrannei nicht wäre.

Die Erfrischungen, die wir uns in Porto Praya verschafften, waren geringfügig und von schlechter Beschaffenheit. Wir sahen hier Guineahühner, die schlecht fliegen, aber desto schneller laufen. Ein merkwürdiger Eisvogel, der von den zahlreichen rothen und blauen Landkrabben lebt, ist dieselbe Art, welche in Abyssinien und im glücklichen Arabien vorkommt. Vor unserer Abreise erhielten wir noch eine hübsche Probe portugiesischen Benehmens. Ich hatte den Statthalter und den Commandanten zu Tisch gebeten und schickte ein Boot ab, das sie abholen sollte. Beide Gäste blieben aus. Der Statthalter ließ sich entschuldigen, denn ihm werde auf einem Schiffe immer unwohl, und der Commandant hatte vergessen, auf der Stelle um Urlaub zu bitten. Inzwischen hatte der Statthalter sein Mittagsschläfchen begonnen und Niemand wagte ihn zu stören.

Drei Tage lang folgte uns auf offenem Meere eine Schwalbe. Wurde sie müde, so ruhte sie auf einer Stange oder auf dem Bollwerk aus und war so zutraulich geworden, daß sie sich von den Matrosen, welche sie einer Lieblingskatze opferten, fangen ließ. Daß man

*) Als wir 1775 auf unserer Rückfahrt die Capstadt wieder besuchten, hörten wir, daß auf den capverdischen Inseln in den beiden vorangegangenen Jahren zweimal Hungersnoth geherrscht habe. Hunderte waren verhungert, und viele hatten sich dem Schiffer eines holländischen Kauffahrers, um demselben Schicksal zu entgehen, als Sklaven übergeben. Der Elende brachte diese Unglücklichen nach dem Cap und verkaufte sie dort. Sobald die holländische Regierung dies erfuhr, zwang sie den Unmenschen, diese Sklaven zurückzukaufen und auf seine Kosten in ihre Heimath zu führen. Er mußte durch ein Zeugniß des portugiesischen Statthalters beweisen, daß er diesen Befehl erfüllt habe.

Cook.

oft weit im Meere Landvögel antrifft, war mir nun erklärlich. Sie folgen den Schiffen und werden auf diese Weise vom Lande abgelockt. Noch mehr Vögel werden von heftigen Stürmen auf das Meer verschlagen.

Auf unserer Fahrt nach dem Cap untersuchten wir dreimal die Temperatur der Luft und die des Wassers unmittelbar unter der Oberfläche und in einer Tiefe von 80 bis 100 Faden. Das Ergebniß war folgendes:

Breite	Temp. der Luft	Temp. des Wassers	
		Oben	In der Tiefe
0 Grad 52 Min. nördlich	75½ Grad F.	74 Grad	66 Grad
25 Grad südlich	72½ Grad F.	70 Grad	68 Grad
34 Grad 45 Min. südlich	60 Grad F.	59 Grad	58 Grad

Neun Wochen lang sahen wir kein Land. An der Südspitze von Afrika hatten wir das Schauspiel eines wunderschönen Meerleuchtens. Der ganze Ocean bis zum fernsten Horizont schien in Feuer zu stehen, der Kamm jeder Sturzwelle leuchtete wie Phosphor, und an den Seiten des Schiffes bildeten die anschlagenden Wellen eine lichtglänzende Linie. Leuchtende Körper, groß und klein, bewegten sich in allen Richtungen durch das Wasser, und wir sahen deutlich, daß die kleineren die größeren vermieden. Das Leuchten ging indessen nicht von diesen Fischen aus, sondern von Unmassen kleiner runder Körper, die sich mit Schnelligkeit, und zwar an ruhigen Stellen, gegen den Strom bewegten. Wir schöpften einige Eimer Meerwassers, die wir schwebend aufhingen, und es zeigte sich nun, daß die Bewegung der leuchtenden Theile eine willkürliche sei. War das Wasser ganz ruhig geworden, so minderte sich das Leuchten, brachte man es mit der Hand in Bewegung, so nahm es wieder zu. Herr Forster nahm die strahlenden Körperchen, die an der Hand hängen blieben, unter das Mikroskop und entdeckte in ihnen kugelförmige gallertartige Thiere. Nach zwei Stunden war die Erscheinung des Leuchtens vorüber.

Unser Aufenthalt am Cap zeigte uns Dinge, bei deren Anblick ich mir Glück wünschte, für die Gesundheit meiner Mannschaft so besorgt gewesen zu sein. Es ist kaum glaublich, welche Menge von Kranken die holländischen Schiffe nach dem Cap mitbringen. Viele von ihnen haben 800 bis 900 Rekruten an Bord, die man eng zusammen-

oft weit im Meere Landvögel antrifft, war mir nun erklärlich. Sie folgen den Schiffen und werden auf diese Weise vom Lande abgelockt. Noch mehr Vögel werden von heftigen Stürmen auf das Meer verschlagen.

Auf unserer Fahrt nach dem Cap untersuchten wir dreimal die Temperatur der Luft und die des Wassers unmittelbar unter der Oberfläche und in einer Tiefe von 80 bis 100 Faden. Das Ergebniß war folgendes:

Breite	Temp. der Luft	Temp. des Wassers	
		Oben	In der Tiefe
0 Grad 52 Min. nördlich	75½ Grad F.	74 Grad	66 Grad
25 Grad südlich	72½ Grad F.	70 Grad	68 Grad
34 Grad 45 Min. südlich	60 Grad F.	59 Grad	58 Grad

Neun Wochen lang sahen wir kein Land. An der Südspitze von Afrika hatten wir das Schauspiel eines wunderschönen Meerleuchtens. Der ganze Ocean bis zum fernsten Horizont schien in Feuer zu stehen, der Kamm jeder Sturzwelle leuchtete wie Phosphor, und an den Seiten des Schiffes bildeten die anschlagenden Wellen eine lichtglänzende Linie. Leuchtende Körper, groß und klein, bewegten sich in allen Richtungen durch das Wasser, und wir sahen deutlich, daß die kleineren die größeren vermieden. Das Leuchten ging indessen nicht von diesen Fischen aus, sondern von Unmassen kleiner runder Körper, die sich mit Schnelligkeit, und zwar an ruhigen Stellen, gegen den Strom bewegten. Wir schöpften einige Eimer Meerwassers, die wir schwebend aufhingen, und es zeigte sich nun, daß die Bewegung der leuchtenden Theile eine willkürliche sei. War das Wasser ganz ruhig geworden, so minderte sich das Leuchten, brachte man es mit der Hand in Bewegung, so nahm es wieder zu. Herr Forster nahm die strahlenden Körperchen, die an der Hand hängen blieben, unter das Mikroskop und entdeckte in ihnen kugelförmige gallertartige Thiere. Nach zwei Stunden war die Erscheinung des Leuchtens vorüber.

Unser Aufenthalt am Cap zeigte uns Dinge, bei deren Anblick ich mir Glück wünschte, für die Gesundheit meiner Mannschaft so besorgt gewesen zu sein. Es ist kaum glaublich, welche Menge von Kranken die holländischen Schiffe nach dem Cap mitbringen. Viele von ihnen haben 800 bis 900 Rekruten an Bord, die man eng zusammen-

pfercht, ungenügend mit Wasser versieht und blos mit gesalzenem Fleische nährt. Unterwegs sterben 80 bis 100 dieser Unglücklichen, und bei der Ankunft am Cap müssen 2 bis 300 gefährlich Kranke ins Hospital geschickt werden. Dieser ungeheure Menschenverlust wird nicht beachtet. Die holländischen Seelenverkäufer treiben ihren Menschenhandel mit großer Gewissenlosigkeit, fangen Menschen weg oder locken unter falschen Vorspiegelungen Rekruten mit geringem Handgeld an sich. Die Waare ist wohlfeil, und man fragt nicht, wie viel davon verdirbt. Dieser Menschenhandel und die religiöse Unduldsamkeit der Holländer verwischten einigermaßen den guten Eindruck, den der große Unterschied zwischen dem Cap und den portugiesischen Inseln am grünen Vorgebirge auf uns machte. Jene Unduldsamkeit geht so weit, daß man den Lutheranern erst neuerdings gestattet hat, Kirchen zu bauen. Lutherische Prediger läßt man noch heute nicht zu, und die Gemeinden müssen sich mit den Schiffsgeistlichen der dänischen und schwedischen Ostindienfahrer begnügen.

Der holländische Statthalter, Baron von Plettenberg, benachrichtigte mich, daß zwei französische Schiffe von der Insel Mauritius vor etwa acht Monaten im Meridian ihrer Insel unter 48 Grad südl. Br. Land entdeckt hätten. Sie waren der Küste eine Strecke von acht Meilen weit gefolgt, bis in einer Bai ein Sturm sie gefaßt, in das Meer getrieben und ein Boot, das zum Sondiren vorgegangen war, zerschellt hatte. Eines dieser Schiffe hatte die Entdeckung nach Frankreich gemeldet, und vor Kurzem waren am Cap zwei französische Schiffe erschienen, welche jenes Land aufsuchen sollten.

Die beiden Herren Forster waren besorgt, daß ihre Kräfte ihrer naturwissenschaftlichen Aufgabe nicht gewachsen sein möchten. Nun traf es sich so glücklich, daß ein Naturforscher, Dr. Sparrmann, am Cap anwesend war, der unter dem großen Linnée Botanik studirt und China besucht hatte. Der Gedanke, in unbekannten Ländern neue Schätze der Natur sammeln zu können, begeisterte ihn und er schloß sich an uns an.

Mit Wasser frischen Lebensmitteln und männlichen und weiblichen Schafen, welche zu Geschenken für die Inseln der Südsee bestimmt waren, wohl versehen, segelte ich am 22. November aus der

pfercht, ungenügend mit Wasser versieht und blos mit gesalzenem Fleische nährt. Unterwegs sterben 80 bis 100 dieser Unglücklichen, und bei der Ankunft am Cap müssen 2 bis 300 gefährlich Kranke ins Hospital geschickt werden. Dieser ungeheure Menschenverlust wird nicht beachtet. Die holländischen Seelenverkäufer treiben ihren Menschenhandel mit großer Gewissenlosigkeit, fangen Menschen weg oder locken unter falschen Vorspiegelungen Rekruten mit geringem Handgeld an sich. Die Waare ist wohlfeil, und man fragt nicht, wie viel davon verdirbt. Dieser Menschenhandel und die religiöse Unduldsamkeit der Holländer verwischten einigermaßen den guten Eindruck, den der große Unterschied zwischen dem Cap und den portugiesischen Inseln am grünen Vorgebirge auf uns machte. Jene Unduldsamkeit geht so weit, daß man den Lutheranern erst neuerdings gestattet hat, Kirchen zu bauen. Lutherische Prediger läßt man noch heute nicht zu, und die Gemeinden müssen sich mit den Schiffsgeistlichen der dänischen und schwedischen Ostindienfahrer begnügen.

Der holländische Statthalter, Baron von Plettenberg, benachrichtigte mich, daß zwei französische Schiffe von der Insel Mauritius vor etwa acht Monaten im Meridian ihrer Insel unter 48 Grad südl. Br. Land entdeckt hätten. Sie waren der Küste eine Strecke von acht Meilen weit gefolgt, bis in einer Bai ein Sturm sie gefaßt, in das Meer getrieben und ein Boot, das zum Sondiren vorgegangen war, zerschellt hatte. Eines dieser Schiffe hatte die Entdeckung nach Frankreich gemeldet, und vor Kurzem waren am Cap zwei französische Schiffe erschienen, welche jenes Land aufsuchen sollten.

Die beiden Herren Forster waren besorgt, daß ihre Kräfte ihrer naturwissenschaftlichen Aufgabe nicht gewachsen sein möchten. Nun traf es sich so glücklich, daß ein Naturforscher, Dr. Sparrmann, am Cap anwesend war, der unter dem großen Linnée Botanik studirt und China besucht hatte. Der Gedanke, in unbekannten Ländern neue Schätze der Natur sammeln zu können, begeisterte ihn und er schloß sich an uns an.

Mit Wasser frischen Lebensmitteln und männlichen und weiblichen Schafen, welche zu Geschenken für die Inseln der Südsee bestimmt waren, wohl versehen, segelte ich am 22. November aus der

Tafelbai. Ich ertheilte nun alle Befehle, die ich für diese Fahrt in unbekannten Meeren nöthig hielt. Um jede Verschwendung von Trinkwasser zu vermeiden, wurde eine Schildwache an das Wasserfaß auf dem Verdeck gestellt, welche bei der Austheilung der für jeden Matrosen bestimmten Wassermenge auf Ordnung sehen mußte. Trinken durfte jeder, so viel er wollte, mitnehmen nichts. Ich selbst wusch mich mit Seewasser, und gab so ein Beispiel, das für Jedermann Regel war. Als am 24. stürmisches Wetter eintrat, das mit Nebel und Regen abwechselnd bis zum 5. December anhielt, ließ ich wärmere Kleider austheilen. Jeder, vom ersten Lieutenant bis zum Schiffsjungen, erhielt eine Jacke und ein Paar lange Beinkleider von der dichten Wolle. Diese Kleider hielten die Nässe lange ab und hatten nur den einen Fehler, daß sie — wie alle, welche die Admiralität liefert — entweder zu eng oder zu kurz waren.

Dieser Sturm brachte uns in eine große Gefahr. Ein Unterofficier, der vorn im Schiffe schlief, wurde in der Nacht durch ein Wasserplätschern aufgeweckt und stand, als er von seinem Lager sprang, bis über die Knöchel im Wasser. Er machte Lärm, in einem Augenblicke war das ganze Schiff in Bewegung, und die Pumpen begannen ihre Arbeit. Die Leute waren sehr eifrig, und doch schien das Wasser zuzunehmen. Endlich ermittelte sich, daß das Schiff nicht leck sei, daß das Wasser vielmehr durch ein Fenster eindringe, das in der Vorrathskammer des Bootsmanns offen geblieben war. Ohne jenen Unterofficier würde das Schiff gesunken sein, so gewaltig drangen die Wogen ein. Man sieht daraus, wie aufmerksam man sein muß, da die geringste Nachlässigkeit den Untergang des Schiffes zur Folge haben kann.

Einer kurzen Unterbrechung des Sturmes am 5. December folgte an demselben Tage wieder schlechtes Wetter. Mittags befanden wir uns unter 47 Grad 10 Min. südl. Br. In der Nacht hatten wir den ersten Schnee. Dieses Wetter schreckte die Sturmvögel und Seeschwalben, die uns vom Cap gefolgt waren, nicht ab und schien im Gegentheil immer neue Vögel herbeizulocken. Es waren hauptsächlich Pintaden (Procellaria capensis) und blaue Sturmvögel, die quer über die Flügel einen schwärzlichen Streifen haben. Von Zeit

Tafelbai. Ich ertheilte nun alle Befehle, die ich für diese Fahrt in unbekannten Meeren nöthig hielt. Um jede Verschwendung von Trinkwasser zu vermeiden, wurde eine Schildwache an das Wasserfaß auf dem Verdeck gestellt, welche bei der Austheilung der für jeden Matrosen bestimmten Wassermenge auf Ordnung sehen mußte. Trinken durfte jeder, so viel er wollte, mitnehmen nichts. Ich selbst wusch mich mit Seewasser, und gab so ein Beispiel, das für Jedermann Regel war. Als am 24. stürmisches Wetter eintrat, das mit Nebel und Regen abwechselnd bis zum 5. December anhielt, ließ ich wärmere Kleider austheilen. Jeder, vom ersten Lieutenant bis zum Schiffsjungen, erhielt eine Jacke und ein Paar lange Beinkleider von der dichten Wolle. Diese Kleider hielten die Nässe lange ab und hatten nur den einen Fehler, daß sie — wie alle, welche die Admiralität liefert — entweder zu eng oder zu kurz waren.

Dieser Sturm brachte uns in eine große Gefahr. Ein Unterofficier, der vorn im Schiffe schlief, wurde in der Nacht durch ein Wasserplätschern aufgeweckt und stand, als er von seinem Lager sprang, bis über die Knöchel im Wasser. Er machte Lärm, in einem Augenblicke war das ganze Schiff in Bewegung, und die Pumpen begannen ihre Arbeit. Die Leute waren sehr eifrig, und doch schien das Wasser zuzunehmen. Endlich ermittelte sich, daß das Schiff nicht leck sei, daß das Wasser vielmehr durch ein Fenster eindringe, das in der Vorrathskammer des Bootsmanns offen geblieben war. Ohne jenen Unterofficier würde das Schiff gesunken sein, so gewaltig drangen die Wogen ein. Man sieht daraus, wie aufmerksam man sein muß, da die geringste Nachlässigkeit den Untergang des Schiffes zur Folge haben kann.

Einer kurzen Unterbrechung des Sturmes am 5. December folgte an demselben Tage wieder schlechtes Wetter. Mittags befanden wir uns unter 47 Grad 10 Min. südl. Br. In der Nacht hatten wir den ersten Schnee. Dieses Wetter schreckte die Sturmvögel und Seeschwalben, die uns vom Cap gefolgt waren, nicht ab und schien im Gegentheil immer neue Vögel herbeizulocken. Es waren hauptsächlich Pintaden (Procellaria capensis) und blaue Sturmvögel, die quer über die Flügel einen schwärzlichen Streifen haben. Von Zeit

zu Zeit zeigten sich auch die beiden bekanntesten Albatros-Arten, und zuweilen eine dritte seltenere, die nußfarbige. Am 8. sahen wir zugleich mit den ersten Pinguins Seegras. Dieses Gras gilt für ein Anzeichen von nahem Lande, doch ist dieses Zeichen ein trügerisches. Das Gras wird nämlich von Wellen und Stürmen von den Felsen, auf denen es wächst, gerissen und weit ins Meer hinausgeführt. Wenn man den Grad der Fäulniß, in dem es sich befindet, untersucht, so kann man einen ungefähren Schluß auf die Entfernung des nächsten Landes machen, wobei jedoch auch Meerströmungen und herrschende Winde zu beachten sind.

Am 9. December belegten sich die Ränder unseres Wasserfasses mit Eis und dies war der Vorbote des Treibeises. Nächsten Mittag fuhren wir an einem Eisberge vorbei, der zweitausend Fuß lang, vierhundert Fuß breit und mindestens zweihundert Fuß hoch war. Das Verhältniß des Eises über dem Wasser zu dem Eise unter dem Wasser wie 1:9 angenommen, muß dieser Berg 1800 Fuß weit in die Tiefe gegangen sein. Daß wir hier auf Eismassen stießen, bestätigte abermals die größere Kälte der südlichen Halbkugel. Unter 51 Grad 5 Min., also in einer der nördlichen Breite von London etwa entsprechenden Gegend, war im December, der unserem Juni entspricht, Eis eine häufige Erscheinung. Die Kälte, die uns umgab, schien uns noch größer zu sein, als der Wärmemesser angab. Vielleicht war unsere Haut empfindlicher, da wir aus einem wärmeren Himmelstriche kamen.

Wir befanden uns jetzt unter der Breite, wo Capitain Bouvet das Cap Circonscision gesehen haben wollte, und nur einige Längengrade weiter östlich.*) Jedermann wollte zuerst das Land entdecken, das sich nun bald zeigen mußte. Wolken, Nebelbänke und Eisinseln, über denen Schneewolken hingen, riefen manche Täuschung hervor. Einer meiner Lieutenants war so eifrig, daß er oft den Mast erstieg und mir einmal zurief: „Jetzt sehe ich gewiß Land.“ Er hatte sich durch ein ungeheures Eisfeld täuschen lassen, hinter

*) Im Februar 1775 segelte Cook mitten über die Stelle hinweg, wo Bouvet's Land liegen sollte.

zu Zeit zeigten sich auch die beiden bekanntesten Albatros-Arten, und zuweilen eine dritte seltenere, die nußfarbige. Am 8. sahen wir zugleich mit den ersten Pinguins Seegras. Dieses Gras gilt für ein Anzeichen von nahem Lande, doch ist dieses Zeichen ein trügerisches. Das Gras wird nämlich von Wellen und Stürmen von den Felsen, auf denen es wächst, gerissen und weit ins Meer hinausgeführt. Wenn man den Grad der Fäulniß, in dem es sich befindet, untersucht, so kann man einen ungefähren Schluß auf die Entfernung des nächsten Landes machen, wobei jedoch auch Meerströmungen und herrschende Winde zu beachten sind.

Am 9. December belegten sich die Ränder unseres Wasserfasses mit Eis und dies war der Vorbote des Treibeises. Nächsten Mittag fuhren wir an einem Eisberge vorbei, der zweitausend Fuß lang, vierhundert Fuß breit und mindestens zweihundert Fuß hoch war. Das Verhältniß des Eises über dem Wasser zu dem Eise unter dem Wasser wie 1:9 angenommen, muß dieser Berg 1800 Fuß weit in die Tiefe gegangen sein. Daß wir hier auf Eismassen stießen, bestätigte abermals die größere Kälte der südlichen Halbkugel. Unter 51 Grad 5 Min., also in einer der nördlichen Breite von London etwa entsprechenden Gegend, war im December, der unserem Juni entspricht, Eis eine häufige Erscheinung. Die Kälte, die uns umgab, schien uns noch größer zu sein, als der Wärmemesser angab. Vielleicht war unsere Haut empfindlicher, da wir aus einem wärmeren Himmelstriche kamen.

Wir befanden uns jetzt unter der Breite, wo Capitain Bouvet das Cap Circonscision gesehen haben wollte, und nur einige Längengrade weiter östlich.*) Jedermann wollte zuerst das Land entdecken, das sich nun bald zeigen mußte. Wolken, Nebelbänke und Eisinseln, über denen Schneewolken hingen, riefen manche Täuschung hervor. Einer meiner Lieutenants war so eifrig, daß er oft den Mast erstieg und mir einmal zurief: „Jetzt sehe ich gewiß Land.“ Er hatte sich durch ein ungeheures Eisfeld täuschen lassen, hinter

*) Im Februar 1775 segelte Cook mitten über die Stelle hinweg, wo Bouvet's Land liegen sollte.

dem viele Eisberge wie Inseln emporstiegen. Die Strahlenbrechung in den Dünsten des Horizontes ließ diese Eisgebirge wie wirkliche Berge erscheinen. Von der Adventure wurden oft Signale gegeben, daß Land in Sicht sei, und immer zerfloß die Entdeckung in Nichts.

Unter 54 Grad 55 Min. südl. Br. kamen wir durch viel gebrochenes Eis, daß die Nordpolfahrer Packeis nennen. An den Eisfeldern flogen und schwammen ganze Schwärme von Pinguins, Pintaden, Schneevögeln und blauen Sturmvögeln, während das Meer von Walfischen belebt war, welche ihre Strahlen rings um uns her in die Luft spritzten. Es gab von ihnen mehrere Arten, namentlich zwei, welche kürzer als der gewöhnliche Walfisch und fleischfarben waren. Die Naturforscher machten zuweilen auf die Vögel Jagd und waren zu ihrem Erstaunen bei den Pinguins am wenigsten glücklich. Diese Thiere, die nicht fliegen können, helfen sich, indem sie unglaublich oft und schnell hintereinander untertauchen und zuletzt in einer geraden Linie fortschießen. Sie haben ein sehr dickes Gefieder, das aus langen und schmalen, schuppenartig dicht übereinander liegenden Federn besteht und so glatt und fest ist, daß Schrotkörner davon abprallten. Der einzige Pinguin, welcher erlegt wurde, war von einer Kugel getroffen worden.

Die erste eintretende Luftstille benutzte Herr Forster der Aeltere, um mit Herrn Wales Versuche über die Wärme des Wassers in größern Tiefen anzustellen. Während sie damit im kleinen Boote beschäftigt waren, fiel ein so dichter Nebel, daß sie beide Schiffe aus dem Gesichte verloren. Sie hatten weder Mast noch Segel, blos zwei Ruder, und befanden sich ohne Lebensmittel auf einem Meere mit Eisfeldern und Eisbergen. Eine Zeit lang ruderten sie hin und her, aber Niemand hörte auf ihr Rufen. Sie faßten nun den Entschluß, still liegen zu bleiben, da die Schiffe wegen der ruhigen Luft nicht weit fortgetrieben werden konnten. Endlich hörten sie in weiter Entfernung ein Glockengeläut, das ihnen wie himmlische Musik klang, ruderten darauf zu und erreichten glücklich die Adventure.

Gegen Süden dehnten sich unabsehbar große Eisfelder, und wir konnten weiter nichts thun, als an ihrem Rande hinfahren. Wir durchschnitten oft große Strecken von Packeis, und waren stündlich

dem viele Eisberge wie Inseln emporstiegen. Die Strahlenbrechung in den Dünsten des Horizontes ließ diese Eisgebirge wie wirkliche Berge erscheinen. Von der Adventure wurden oft Signale gegeben, daß Land in Sicht sei, und immer zerfloß die Entdeckung in Nichts.

Unter 54 Grad 55 Min. südl. Br. kamen wir durch viel gebrochenes Eis, daß die Nordpolfahrer Packeis nennen. An den Eisfeldern flogen und schwammen ganze Schwärme von Pinguins, Pintaden, Schneevögeln und blauen Sturmvögeln, während das Meer von Walfischen belebt war, welche ihre Strahlen rings um uns her in die Luft spritzten. Es gab von ihnen mehrere Arten, namentlich zwei, welche kürzer als der gewöhnliche Walfisch und fleischfarben waren. Die Naturforscher machten zuweilen auf die Vögel Jagd und waren zu ihrem Erstaunen bei den Pinguins am wenigsten glücklich. Diese Thiere, die nicht fliegen können, helfen sich, indem sie unglaublich oft und schnell hintereinander untertauchen und zuletzt in einer geraden Linie fortschießen. Sie haben ein sehr dickes Gefieder, das aus langen und schmalen, schuppenartig dicht übereinander liegenden Federn besteht und so glatt und fest ist, daß Schrotkörner davon abprallten. Der einzige Pinguin, welcher erlegt wurde, war von einer Kugel getroffen worden.

Die erste eintretende Luftstille benutzte Herr Forster der Aeltere, um mit Herrn Wales Versuche über die Wärme des Wassers in größern Tiefen anzustellen. Während sie damit im kleinen Boote beschäftigt waren, fiel ein so dichter Nebel, daß sie beide Schiffe aus dem Gesichte verloren. Sie hatten weder Mast noch Segel, blos zwei Ruder, und befanden sich ohne Lebensmittel auf einem Meere mit Eisfeldern und Eisbergen. Eine Zeit lang ruderten sie hin und her, aber Niemand hörte auf ihr Rufen. Sie faßten nun den Entschluß, still liegen zu bleiben, da die Schiffe wegen der ruhigen Luft nicht weit fortgetrieben werden konnten. Endlich hörten sie in weiter Entfernung ein Glockengeläut, das ihnen wie himmlische Musik klang, ruderten darauf zu und erreichten glücklich die Adventure.

Gegen Süden dehnten sich unabsehbar große Eisfelder, und wir konnten weiter nichts thun, als an ihrem Rande hinfahren. Wir durchschnitten oft große Strecken von Packeis, und waren stündlich

von Eisinseln in allen Formen umgeben. Wenn auch auf die Schnee- und Hagelwetter selten ein Sonnenstrahl folgte, so hatten wir uns mit den Eisbildungen doch vertraut genug gemacht, um sie nicht mehr für Land zu halten. So oft das Meer freier wurde, steuerte ich gegen Süden, um meine Aufgabe der Auffindung des Australlandes nicht zu vernachlässigen.

Die blauen Sturmvögel, die man auf diesem ungeheuren Oceane überall sieht, sind in diesen Breiten besonders zahlreich. Bei ruhigem Wetter bedecken sie die Oberfläche des Wassers in Schwärmen von vielen Hunderten. Sie sind gegen die Kälte nicht schlechter als die Pinguins geschützt. Ihre Federn sitzen je zwei, eine starke und eine Flaumfeder, auf der Haut und bilden so die wärmste Decke. Durch ihre sehr starken und langen Flügel werden sie in den Stand gesetzt, sehr weit zu fliegen, und man darf sich daher nicht wundern, wenn man ihnen hundertundfünfzig Meilen weit vom Lande begegnet. Wie wir wahrzunehmen glaubten, leben sie besonders von Mollusken, die bei wärmerem Wetter an die Oberfläche heraufkommen.

Diese Vögel dienten uns dann und wann zu einer kleinen Abwechslung. Fast immer waren wir in dicke Nebel eingehüllt, Regen, Hagel und Schnee wechselten mit einander ab, das Fahrenheit'sche Thermometer sank auf den Gefrierpunkt, und ringsum hatten wir unzählige Eisinseln und Eisberge. Unsere Mannschaft, die bisher ganz gesund gewesen war, fing an zu leiden, und auch wir befanden uns in der ewigen Nässe und Kälte nicht zum besten. Wir hatten den ersten Scorbutkranken, den wir mit Aufgüßen von Malz ganz herstellten. Dasselbe Mittel bewährte sich bei den späteren Erkrankungsfällen, indem es das Uebel meistens heilte oder doch in seinen Fortschritten hemmte.

Unser Weihnachtsfest begingen wir heiteren Muthes, namentlich die Matrosen bei ihrem Grog. Das neue Jahr begann mit Schnee und kalten Stürmen, die uns gegen Westen zurücktrieben. Sobald gelinderes Wetter eintrat, ließ ich von der Mannschaft Eisschollen sammeln, welche zerschlagen und in Fässer geworfen wurden. Ich verschaffte mir dadurch auf einen ganzen Monat Trinkwasser, das vollkommen süß war und reiner schmeckte als das, was wir vom Cap mit-

von Eisinseln in allen Formen umgeben. Wenn auch auf die Schnee- und Hagelwetter selten ein Sonnenstrahl folgte, so hatten wir uns mit den Eisbildungen doch vertraut genug gemacht, um sie nicht mehr für Land zu halten. So oft das Meer freier wurde, steuerte ich gegen Süden, um meine Aufgabe der Auffindung des Australlandes nicht zu vernachlässigen.

Die blauen Sturmvögel, die man auf diesem ungeheuren Oceane überall sieht, sind in diesen Breiten besonders zahlreich. Bei ruhigem Wetter bedecken sie die Oberfläche des Wassers in Schwärmen von vielen Hunderten. Sie sind gegen die Kälte nicht schlechter als die Pinguins geschützt. Ihre Federn sitzen je zwei, eine starke und eine Flaumfeder, auf der Haut und bilden so die wärmste Decke. Durch ihre sehr starken und langen Flügel werden sie in den Stand gesetzt, sehr weit zu fliegen, und man darf sich daher nicht wundern, wenn man ihnen hundertundfünfzig Meilen weit vom Lande begegnet. Wie wir wahrzunehmen glaubten, leben sie besonders von Mollusken, die bei wärmerem Wetter an die Oberfläche heraufkommen.

Diese Vögel dienten uns dann und wann zu einer kleinen Abwechslung. Fast immer waren wir in dicke Nebel eingehüllt, Regen, Hagel und Schnee wechselten mit einander ab, das Fahrenheit'sche Thermometer sank auf den Gefrierpunkt, und ringsum hatten wir unzählige Eisinseln und Eisberge. Unsere Mannschaft, die bisher ganz gesund gewesen war, fing an zu leiden, und auch wir befanden uns in der ewigen Nässe und Kälte nicht zum besten. Wir hatten den ersten Scorbutkranken, den wir mit Aufgüßen von Malz ganz herstellten. Dasselbe Mittel bewährte sich bei den späteren Erkrankungsfällen, indem es das Uebel meistens heilte oder doch in seinen Fortschritten hemmte.

Unser Weihnachtsfest begingen wir heiteren Muthes, namentlich die Matrosen bei ihrem Grog. Das neue Jahr begann mit Schnee und kalten Stürmen, die uns gegen Westen zurücktrieben. Sobald gelinderes Wetter eintrat, ließ ich von der Mannschaft Eisschollen sammeln, welche zerschlagen und in Fässer geworfen wurden. Ich verschaffte mir dadurch auf einen ganzen Monat Trinkwasser, das vollkommen süß war und reiner schmeckte als das, was wir vom Cap mit-

genommen hatten. Die einzige üble Eigenschaft dieses Wassers besteht darin, daß durch das Frieren die fixirte Luft verloren gegangen ist. Wenn man es lange trank, schwollen die Halsdrüsen an.*) Sonderbarer Weise behaupteten mehrere meiner Gefährten, daß die Eisschollen beim Schmelzen die Fässer zersprengen würden. Sie ließen sich nicht eher vom Gegentheil überzeugen, als bis ich ein Gefäß mit kleinen Eisstücken in die warme Cajüte hatte bringen lassen. Als es geschmolzen war, nahm das Wasser weniger Raum ein, als vorher das Eis.

Am 17. Januar 1773 überschritten wir den antarktischen Kreis und befanden uns nun in der eigentlichen kalten Südpolarzone, in die vor uns noch kein Seefahrer eingedrungen war. Bei mehr als dreißig großen Eisfeldern vorbei, brachen wir uns im Packeise Bahn, bis uns unter 67 Grad 15 Min. eine unabsehbare Masse Halt gebot. Unter diesen Breiten traten zwei neue Vögelarten auf. Die eine ist ein Sturmvogel von brauner Farbe, mit weißem Bauch und Rumpf und mit einem großen Fleck von derselben Farbe auf jedem Flügel. Wir nannten ihn den antarktischen Sturmvogel, da er hier zu Hause zu sein schien und in Schwärmen von zwanzig bis dreißig Stück umher flog. Der zweite Vogel wird von den Matrosen Port-Egmonts-Huhn genannt. Es ist die große nordische Möwe, die man sowohl am Nordpol als am Südpol findet.

Die nächste Zeit war der Aufsuchung des neuentdeckten Landes, von dem ich am Cap gehört hatte, gewidmet. Das Nähere dieser Entdeckung will ich hier mittheilen. Herr von Kerguelen verließ Ende 1771 Mauritius (Ile de France) mit zwei Schiffen, der Fortuna und dem Gros Ventre, Capitain St. Allouarn. Der Letztere sah am 13. Januar 1772 drei Inseln; zwei nannte er die Fortuna-Inseln, die dritte wegen ihrer Gestalt Ile Ronde. Ungefähr gleichzeitig sah Kerguelen ein hohes bergiges Land, dessen Umfang ein beträchtlicher zu

*) Forster (Reise um die Welt I, 111 fg. der Ausgabe von 1784) sagt: „Schnee- oder Eiswasser hat immer diese Eigenschaft, und eben dies ist die Ursache, warum man unter denen auf Gebirgen wohnenden Völkerschaften, die gemeiniglich kein anderes Trinkwasser haben, als was aus Schnee oder Eis aufthauet, so viel Leute mit großen Kröpfen antrifft."

genommen hatten. Die einzige üble Eigenschaft dieses Wassers besteht darin, daß durch das Frieren die fixirte Luft verloren gegangen ist. Wenn man es lange trank, schwollen die Halsdrüsen an.*) Sonderbarer Weise behaupteten mehrere meiner Gefährten, daß die Eisschollen beim Schmelzen die Fässer zersprengen würden. Sie ließen sich nicht eher vom Gegentheil überzeugen, als bis ich ein Gefäß mit kleinen Eisstücken in die warme Cajüte hatte bringen lassen. Als es geschmolzen war, nahm das Wasser weniger Raum ein, als vorher das Eis.

Am 17. Januar 1773 überschritten wir den antarktischen Kreis und befanden uns nun in der eigentlichen kalten Südpolarzone, in die vor uns noch kein Seefahrer eingedrungen war. Bei mehr als dreißig großen Eisfeldern vorbei, brachen wir uns im Packeise Bahn, bis uns unter 67 Grad 15 Min. eine unabsehbare Masse Halt gebot. Unter diesen Breiten traten zwei neue Vögelarten auf. Die eine ist ein Sturmvogel von brauner Farbe, mit weißem Bauch und Rumpf und mit einem großen Fleck von derselben Farbe auf jedem Flügel. Wir nannten ihn den antarktischen Sturmvogel, da er hier zu Hause zu sein schien und in Schwärmen von zwanzig bis dreißig Stück umher flog. Der zweite Vogel wird von den Matrosen Port-Egmonts-Huhn genannt. Es ist die große nordische Möwe, die man sowohl am Nordpol als am Südpol findet.

Die nächste Zeit war der Aufsuchung des neuentdeckten Landes, von dem ich am Cap gehört hatte, gewidmet. Das Nähere dieser Entdeckung will ich hier mittheilen. Herr von Kerguelen verließ Ende 1771 Mauritius (Ile de France) mit zwei Schiffen, der Fortuna und dem Gros Ventre, Capitain St. Allouarn. Der Letztere sah am 13. Januar 1772 drei Inseln; zwei nannte er die Fortuna-Inseln, die dritte wegen ihrer Gestalt Ile Ronde. Ungefähr gleichzeitig sah Kerguelen ein hohes bergiges Land, dessen Umfang ein beträchtlicher zu

*) Forster (Reise um die Welt I, 111 fg. der Ausgabe von 1784) sagt: „Schnee- oder Eiswasser hat immer diese Eigenschaft, und eben dies ist die Ursache, warum man unter denen auf Gebirgen wohnenden Völkerschaften, die gemeiniglich kein anderes Trinkwasser haben, als was aus Schnee oder Eis aufthauet, so viel Leute mit großen Kröpfen antrifft."

sein schien. Nachdem beide Entdecker sich wieder vereinigt hatten, bestiegen sie das Land, wurden dann aber durch einen Sturm getrennt, der Herr von Kerguelen ins hohe Meer verschlug und seinem Gefährten ein Boot raubte. Der Letztere setzte dennoch seine Untersuchung fort und überzeugte sich, daß das Land, an dem er fünf Meilen weit hinsegelte, bergig, wegen seinen steilen Küsten fast überall unzugänglich und ganz von Holz entblößt sei. Er kehrte über Neuholland, Timor und Batavia nach Mauritius zurück, wo er kurze Zeit später starb. Kerguelen ging nach Europa, wo man ihm ein Linienschiff und eine Fregatte, Roland und Oiseau, gab, damit er seine Entdeckungen weiter verfolge. Neue Entdeckungen machte er auf dieser zweiten Reise nicht, denn kaum hatte er die Fortuna-Inseln in Sicht bekommen, so nöthigten ihn die Umstände zur Umkehr. Er hat so viel ermittelt, daß die Nordküste des Kerguelen Landes unter 48 Grad südl. Breite und etwa 64 Grad 20 Min. östlich von Greenwich liegt. *)

*) Nach den sorgfältigeren Bestimmungen von Sir James Clark Ross liegt Kerguelen-Land, jetzt häufiger als Desolation Island bezeichnet, unter 49 Grad 3 Min. südlicher Br. und 68 Grad 18 Min. östlicher Länge von Gr. Etwa 25 Meilen lang und 12 Meilen breit, wird die Insel von Buchten und Baien vielfach eingezackt. An der Nordspitze liegt der Weihnachtshafen, eine hufeisenförmige Bucht mit einem schmalen ebenen Strande, über den steile Felsen bis zu tausend Fuß emporsteigen. Dieser Theil der Insel ist vulcanischen Ursprungs, und mehrere Berge sind, wie ihre Gestalt verräth, thätige Vulcane gewesen. Die geologische Merkwürdigkeit der Insel sind ihre fossilen Hölzer und Kohlen, eingeschlossen in vulcanischem Gestein. Obgleich in verhältnißmäßig niederen Breiten gelegen, hat Kerguelens-Land einen entschieden antarktischen Pflanzenwuchs. Blühende Pflanzen kommen nur 18 vor, weniger als auf der Insel Melville im Polarmeer unter 74 Grad 47 Min. 12 Sec. (Winterhafen Parrys) und dreimal so wenig als auf Spitzbergen. Die ganze bekannte Vegetation der Insel umfaßt mit Einschluß der Seepflanzen 150 Arten. Von Flechten und Moosen kommen 20 Species vor. Eigenthümlich ist der Insel die Pringlea, eine Kohlart, die bei den Seefahrern in hoher Gunst steht. Gras und eine dem Balsammoor (Bolax glebaria) der Falklands-Inseln ähnliche Pflanze bedeckt weite Strecken. Auch eine Fischart, Notothenia, hat man bei Kerguelens-Land gefunden. Auf der Insel lebt kein Landthier, die früher sehr zahlreichen Robben der Küste sind verschwunden.

sein schien. Nachdem beide Entdecker sich wieder vereinigt hatten, bestiegen sie das Land, wurden dann aber durch einen Sturm getrennt, der Herr von Kerguelen ins hohe Meer verschlug und seinem Gefährten ein Boot raubte. Der Letztere setzte dennoch seine Untersuchung fort und überzeugte sich, daß das Land, an dem er fünf Meilen weit hinsegelte, bergig, wegen seinen steilen Küsten fast überall unzugänglich und ganz von Holz entblößt sei. Er kehrte über Neuholland, Timor und Batavia nach Mauritius zurück, wo er kurze Zeit später starb. Kerguelen ging nach Europa, wo man ihm ein Linienschiff und eine Fregatte, Roland und Oiseau, gab, damit er seine Entdeckungen weiter verfolge. Neue Entdeckungen machte er auf dieser zweiten Reise nicht, denn kaum hatte er die Fortuna-Inseln in Sicht bekommen, so nöthigten ihn die Umstände zur Umkehr. Er hat so viel ermittelt, daß die Nordküste des Kerguelen Landes unter 48 Grad südl. Breite und etwa 64 Grad 20 Min. östlich von Greenwich liegt. *)

*) Nach den sorgfältigeren Bestimmungen von Sir James Clark Ross liegt Kerguelen-Land, jetzt häufiger als Desolation Island bezeichnet, unter 49 Grad 3 Min. südlicher Br. und 68 Grad 18 Min. östlicher Länge von Gr. Etwa 25 Meilen lang und 12 Meilen breit, wird die Insel von Buchten und Baien vielfach eingezackt. An der Nordspitze liegt der Weihnachtshafen, eine hufeisenförmige Bucht mit einem schmalen ebenen Strande, über den steile Felsen bis zu tausend Fuß emporsteigen. Dieser Theil der Insel ist vulcanischen Ursprungs, und mehrere Berge sind, wie ihre Gestalt verräth, thätige Vulcane gewesen. Die geologische Merkwürdigkeit der Insel sind ihre fossilen Hölzer und Kohlen, eingeschlossen in vulcanischem Gestein. Obgleich in verhältnißmäßig niederen Breiten gelegen, hat Kerguelens-Land einen entschieden antarktischen Pflanzenwuchs. Blühende Pflanzen kommen nur 18 vor, weniger als auf der Insel Melville im Polarmeer unter 74 Grad 47 Min. 12 Sec. (Winterhafen Parrys) und dreimal so wenig als auf Spitzbergen. Die ganze bekannte Vegetation der Insel umfaßt mit Einschluß der Seepflanzen 150 Arten. Von Flechten und Moosen kommen 20 Species vor. Eigenthümlich ist der Insel die Pringlea, eine Kohlart, die bei den Seefahrern in hoher Gunst steht. Gras und eine dem Balsammoor (Bolax glebaria) der Falklands-Inseln ähnliche Pflanze bedeckt weite Strecken. Auch eine Fischart, Notothenia, hat man bei Kerguelens-Land gefunden. Auf der Insel lebt kein Landthier, die früher sehr zahlreichen Robben der Küste sind verschwunden.

Herr von Marion, den die französische Regierung mit zwei Schiffen, dem Mascarin unter Crozet und dem Castries unter Clesmure, in diese Gewässer abgehen ließ, entdeckte an drei verschiedenen Stellen, zwischen dem 46. und 48. Breitengrade und dem 37. bis 49. Längengrade östlich von Greenwich einige kleine Inseln, sämmtlich felsig, unfruchtbar und von geringem Umfange. Er segelte zunächst nach Vandiemens-Land und besuchte darauf Neuseeland, wo er das Unglück hatte, in der Inselbai nebst achtundzwanzig seiner Leute von den Wilden erschlagen zu werden. Ich werde auf diesen Vorgang später zurückkommen. Crozet, der den Befehl übernahm, kehrte über die Philippinen und Mauritius zurück.

Die Anzeichen, daß wir uns in der Nähe von Kerguelen-Land befänden, mehrten sich. Seegras trieb mehrmals in großen Mengen vorbei, es zeigten sich Taucher, denen in dem englischen Meer ähnlich, und eine der Seeschwalben mit gabelförmigem Schwanze, welche von den Matrosen Eiervögel genannt werden, ließ sich sehen. Diese Anzeichen sprachen deutlich, obgleich wir beim Sondiren sehr tiefes Wasser fanden. Nach meiner Vermuthung lagen die Inseln im Osten, denn es wehte von dort ein kalter Wind, und dennoch warf das Meer keine hohen Wellen. Capitain Furneaux suchte das Land im Gegentheil im Westen, und um diesen Punkt aufzuklären, beschloß ich, vier bis fünf Längengrade gegen Osten und Westen zu kreuzen. Die Winde verhinderten mich, diesen Plan auszuführen, und ich habe Kerguelen-Land nicht erreicht. Dennoch glaube ich der Geographie durch meine Untersuchungen insofern einen Dienst geleistet zu haben, als meine Fahrten in der Umgegend jenes Landes den Beweis geliefert haben, daß dasselbe eine Insel und nicht, wie vermuthet worden ist, das Nordcap eines ausgedehnten Australcontinents ist.

In einem dicken Nebel verlor ich am 8. Februar die Adventure aus Sicht. Meine Kanonenschüsse wurden nicht erwiedert, und eben so wenig fanden meine Signalfeuer Beachtung. Nach zwei Tagen mußte ich meine Versuche der Wiedervereinigung mit unseren Gefährten aufgeben. Diese Trennung war nicht mir allein schmerzlich; unsere Matrosen konnten nicht in das weite Meer hinausblicken, ohne zu beklagen, daß wir unsere Begleiterin verloren hatten. In drei auf ein-

Herr von Marion, den die französische Regierung mit zwei Schiffen, dem Mascarin unter Crozet und dem Castries unter Clesmure, in diese Gewässer abgehen ließ, entdeckte an drei verschiedenen Stellen, zwischen dem 46. und 48. Breitengrade und dem 37. bis 49. Längengrade östlich von Greenwich einige kleine Inseln, sämmtlich felsig, unfruchtbar und von geringem Umfange. Er segelte zunächst nach Vandiemens-Land und besuchte darauf Neuseeland, wo er das Unglück hatte, in der Inselbai nebst achtundzwanzig seiner Leute von den Wilden erschlagen zu werden. Ich werde auf diesen Vorgang später zurückkommen. Crozet, der den Befehl übernahm, kehrte über die Philippinen und Mauritius zurück.

Die Anzeichen, daß wir uns in der Nähe von Kerguelen-Land befänden, mehrten sich. Seegras trieb mehrmals in großen Mengen vorbei, es zeigten sich Taucher, denen in dem englischen Meer ähnlich, und eine der Seeschwalben mit gabelförmigem Schwanze, welche von den Matrosen Eiervögel genannt werden, ließ sich sehen. Diese Anzeichen sprachen deutlich, obgleich wir beim Sondiren sehr tiefes Wasser fanden. Nach meiner Vermuthung lagen die Inseln im Osten, denn es wehte von dort ein kalter Wind, und dennoch warf das Meer keine hohen Wellen. Capitain Furneaux suchte das Land im Gegentheil im Westen, und um diesen Punkt aufzuklären, beschloß ich, vier bis fünf Längengrade gegen Osten und Westen zu kreuzen. Die Winde verhinderten mich, diesen Plan auszuführen, und ich habe Kerguelen-Land nicht erreicht. Dennoch glaube ich der Geographie durch meine Untersuchungen insofern einen Dienst geleistet zu haben, als meine Fahrten in der Umgegend jenes Landes den Beweis geliefert haben, daß dasselbe eine Insel und nicht, wie vermuthet worden ist, das Nordcap eines ausgedehnten Australcontinents ist.

In einem dicken Nebel verlor ich am 8. Februar die Adventure aus Sicht. Meine Kanonenschüsse wurden nicht erwiedert, und eben so wenig fanden meine Signalfeuer Beachtung. Nach zwei Tagen mußte ich meine Versuche der Wiedervereinigung mit unseren Gefährten aufgeben. Diese Trennung war nicht mir allein schmerzlich; unsere Matrosen konnten nicht in das weite Meer hinausblicken, ohne zu beklagen, daß wir unsere Begleiterin verloren hatten. In drei auf ein-

ander folgenden Nächten (17., 18. und 19. Februar) hatten wir eine schöne Himmelserscheinung: ein helles weißes Licht, das am östlichen Horizont in langen Säulen aufschoß und sich nach und nach über den ganzen südlichen Himmel verbreitete. Dieses Südlicht (Aurora australis) hat meines Wissens noch kein Reisender erwähnt. Sein Schein war so stark, daß die hinter ihm stehenden Sterne unsichtbar wurden oder höchstens matt schimmerten. Das Südlicht ist in allen Stücken dem Nordlicht ähnlich, und die einzige Abweichung besteht darin, daß es stets denselben weißen Schein behält, während das Nordlicht in verschiedenen Farben, namentlich in Gelbroth und in Purpur, spielt.

Ein neues großes Eisfeld, auf das wir am 24. Februar unter 62 Grad südl. Br. stießen, brachte in mir den Entschluß zur Reife, nicht weiter gegen Süden vorzudringen. Die günstige Jahreszeit zu Reisen in diesen Breiten war fast vorüber, es trat größere Kälte ein, die Nächte wurden länger, wodurch sich die Gefahren nicht wenig vermehrten, und meine Leute verriethen Erschöpfung. Inzwischen setzte ich meine Fahrt gegen Osten noch bis zum 17. März fort, mich immer zwischen dem 61. und 58. südlichen Breitengrade haltend. Während dieser ganzen Zeit hatten wir viel Nebel und Regen und mußten uns um so sorglicher vor den Eisbergen in Acht nehmen. Wir sahen diese Bildungen in den sonderbarsten Gestalten und in jedem Grade von Zertrümmerung. Einer, wohl der größte von allen, hatte in der Mitte eine grottenähnliche Oeffnung, die durch und durch ging. Einmal sahen wir auch wieder ein Seeleuchten, das allerdings im Vergleich zu dem am Cap schwach, aber wegen der hohen Breite (58 Grad) und der tiefen Temperatur, die um den Gefrierpunkt herumschwankte, weit merkwürdiger war. In der folgenden Nacht sahen wir das zweite Südlicht, das leuchtender und ausgedehnter als das erste war.

Die Freude meiner Mannschaft, als ich gegen Norden zu steuern befahl, war leicht zu begreifen. Alle sehnten sich nach einem Ruhepunkte, den sie so weit südlich nirgends finden konnten. Mein Ziel war die Südküste von Neuseeland. Wir hatten während der ganzen Fahrt viel Wind und sahen viel Seegras wie eine große Menge von Seevögeln. Der weiße Albatros hatte uns in kleiner Anzahl ge-

ander folgenden Nächten (17., 18. und 19. Februar) hatten wir eine schöne Himmelserscheinung: ein helles weißes Licht, das am östlichen Horizont in langen Säulen aufschoß und sich nach und nach über den ganzen südlichen Himmel verbreitete. Dieses Südlicht (Aurora australis) hat meines Wissens noch kein Reisender erwähnt. Sein Schein war so stark, daß die hinter ihm stehenden Sterne unsichtbar wurden oder höchstens matt schimmerten. Das Südlicht ist in allen Stücken dem Nordlicht ähnlich, und die einzige Abweichung besteht darin, daß es stets denselben weißen Schein behält, während das Nordlicht in verschiedenen Farben, namentlich in Gelbroth und in Purpur, spielt.

Ein neues großes Eisfeld, auf das wir am 24. Februar unter 62 Grad südl. Br. stießen, brachte in mir den Entschluß zur Reife, nicht weiter gegen Süden vorzudringen. Die günstige Jahreszeit zu Reisen in diesen Breiten war fast vorüber, es trat größere Kälte ein, die Nächte wurden länger, wodurch sich die Gefahren nicht wenig vermehrten, und meine Leute verriethen Erschöpfung. Inzwischen setzte ich meine Fahrt gegen Osten noch bis zum 17. März fort, mich immer zwischen dem 61. und 58. südlichen Breitengrade haltend. Während dieser ganzen Zeit hatten wir viel Nebel und Regen und mußten uns um so sorglicher vor den Eisbergen in Acht nehmen. Wir sahen diese Bildungen in den sonderbarsten Gestalten und in jedem Grade von Zertrümmerung. Einer, wohl der größte von allen, hatte in der Mitte eine grottenähnliche Oeffnung, die durch und durch ging. Einmal sahen wir auch wieder ein Seeleuchten, das allerdings im Vergleich zu dem am Cap schwach, aber wegen der hohen Breite (58 Grad) und der tiefen Temperatur, die um den Gefrierpunkt herumschwankte, weit merkwürdiger war. In der folgenden Nacht sahen wir das zweite Südlicht, das leuchtender und ausgedehnter als das erste war.

Die Freude meiner Mannschaft, als ich gegen Norden zu steuern befahl, war leicht zu begreifen. Alle sehnten sich nach einem Ruhepunkte, den sie so weit südlich nirgends finden konnten. Mein Ziel war die Südküste von Neuseeland. Wir hatten während der ganzen Fahrt viel Wind und sahen viel Seegras wie eine große Menge von Seevögeln. Der weiße Albatros hatte uns in kleiner Anzahl ge-

gen Süden begleitet, nördlich vom 50 Grad zeigte er sich wieder in Mengen. Nicht selten wurde er von den großen grauen Möwen angegriffen, und sich ließ dann auf das Wasser nieder, wo sein furchtbarer Schnabel ihn deckte, während er im Fluge den untern Theil seines Körpers, den seine listigen Feinde als seine schwächste Stelle kannten, nicht zu vertheidigen im Stande war. Diese Möwen sind raubsüchtige Thiere und zerreißen auf den Farörn sogar Lämmer, um ihre Jungen mit dem Fleisch zu füttern.

Je weiter wir nach Norden kamen, desto mehr Seehunde schwammen von Neuseeland uns entgegen. Ein Baumstamm und verschiedene Haufen Gras wurden von den Matrosen mit wahrer Freude begrüßt. Am 25. März sahen wir im Nordost Land, das ich anfangs, durch einige vorliegende Inseln getäuscht, für die Küste der Dusky-Bai hielt. In der That war es das Ufer südlich vom Westcap, das ich bei meinem ersten Besuche nur von fern gesehen hatte und auch jetzt nicht genau genug kennen lernte, um eine Beschreibung entwerfen zu können. Am folgenden Nachmittag warf ich in der Dusky-Bucht Anker.

In 117 Tagen und auf einer Fahrt von 3660 Stunden hatten wir nicht ein einziges Mal Land gesehen. Das Tauwerk war beschädigt, die Segel hatten gelitten, und Matrosen wie Officiere waren unabläßig in Regen, Schnee und Hagel beschäftigt gewesen, ohne die nöthige Nachtruhe zu finden, da sie der Deckwache oft zu Hülfe kommen mußten, wenn plötzliche Gefahren zu bekämpfen waren.

gen Süden begleitet, nördlich vom 50 Grad zeigte er sich wieder in Mengen. Nicht selten wurde er von den großen grauen Möwen angegriffen, und sich ließ dann auf das Wasser nieder, wo sein furchtbarer Schnabel ihn deckte, während er im Fluge den untern Theil seines Körpers, den seine listigen Feinde als seine schwächste Stelle kannten, nicht zu vertheidigen im Stande war. Diese Möwen sind raubsüchtige Thiere und zerreißen auf den Farörn sogar Lämmer, um ihre Jungen mit dem Fleisch zu füttern.

Je weiter wir nach Norden kamen, desto mehr Seehunde schwammen von Neuseeland uns entgegen. Ein Baumstamm und verschiedene Haufen Gras wurden von den Matrosen mit wahrer Freude begrüßt. Am 25. März sahen wir im Nordost Land, das ich anfangs, durch einige vorliegende Inseln getäuscht, für die Küste der Dusky-Bai hielt. In der That war es das Ufer südlich vom Westcap, das ich bei meinem ersten Besuche nur von fern gesehen hatte und auch jetzt nicht genau genug kennen lernte, um eine Beschreibung entwerfen zu können. Am folgenden Nachmittag warf ich in der Dusky-Bucht Anker.

In 117 Tagen und auf einer Fahrt von 3660 Stunden hatten wir nicht ein einziges Mal Land gesehen. Das Tauwerk war beschädigt, die Segel hatten gelitten, und Matrosen wie Officiere waren unabläßig in Regen, Schnee und Hagel beschäftigt gewesen, ohne die nöthige Nachtruhe zu finden, da sie der Deckwache oft zu Hülfe kommen mußten, wenn plötzliche Gefahren zu bekämpfen waren.

Zwölftes Kapitel.

Aufenthalt in der düstern Bucht. — Das feuchte Klima. — Reichthum an Fischen und Vögeln. — Verkehr mit den Eingebornen. — Wasserhosen. — Im Charlotten-Sunde vereinigen wir uns mit der Adventure. — Ihre Fahrt nach Vandiemens-Land. — Wir segeln gegen Osten, um den Australcontinent aufzusuchen. — Die Inseln des gefährlichen Archipels.

Ich segelte in die düstere Bucht (Dusky Bay), die ich bei meiner ersten Reise gesehen, aber nicht besucht hatte. An der Mündung, wo ich vor Anker gehen wollte, fand ich erst mit vierzig Faden Grund, und weiterhin vertiefte sich das Wasser sogar noch mehr, sodaß ich tief in die Bucht eindringen mußte. Die verhältnißmäßige Wärme der sanft wehenden Winde, die immergrünen Bäume und Sträucher der Baiinseln, die zu dem verschieden gefärbten herbstlichen Laube des festen Landes im angenehmsten Gegensatze standen, der Gesang der Vögel, der uns aus den Wäldern entgegenschallte, Alles erfüllte uns nach unserer langen Fahrt in den antarktischen Gewässern mit Entzücken.

Unter der Spitze einer Insel, wo wir gegen die hohen Wogen des Meeres geschützt waren, ging ich vor Anker, vertauschte jedoch diesen Platz mit einer kleinen Bucht (Pickersgill), die mir dem Ufer so nahe zu kommen erlaubte, daß ich vom Schiff eine Brücke legen lassen konnte. Kaum waren die Schiffsarbeiten beendet, so griffen alle Matrosen zu den Angelruthen, die ihnen am Cap ausgetheilt worden, aber in den fischarmen Wellen des südlichen Meeres nutzlos gewesen waren. In wenigen Augenblicken war das Verdeck mit den schönsten Fischen bedeckt. Wir wurden echte Ichthyophagen, und viele von uns aßen während unseres Verweilens in dieser Bucht weiter gar nichts als Fische. Es gab ihrer sehr verschiedene Arten, die man zum Theil in Europa nicht kennt: eine Art Stockfisch, den unsere Matrosen wegen seiner Farbe Kohlenfisch nannten, Seerappen, Meerscorpione, Dickköpfe, Bastardmakrelen u. a. m. Unsere Feinschmecker bereiteten diese Fische auf die mannigfaltigste Art, kochten, brieten, schmorten und rösteten sie, bereiteten Fischsuppe und Fisch-

Zwölftes Kapitel.

Aufenthalt in der düstern Bucht. — Das feuchte Klima. — Reichthum an Fischen und Vögeln. — Verkehr mit den Eingebornen. — Wasserhosen. — Im Charlotten-Sunde vereinigen wir uns mit der Adventure. — Ihre Fahrt nach Vandiemens-Land. — Wir segeln gegen Osten, um den Australcontinent aufzusuchen. — Die Inseln des gefährlichen Archipels.

Ich segelte in die düstere Bucht (Dusky Bay), die ich bei meiner ersten Reise gesehen, aber nicht besucht hatte. An der Mündung, wo ich vor Anker gehen wollte, fand ich erst mit vierzig Faden Grund, und weiterhin vertiefte sich das Wasser sogar noch mehr, sodaß ich tief in die Bucht eindringen mußte. Die verhältnißmäßige Wärme der sanft wehenden Winde, die immergrünen Bäume und Sträucher der Baiinseln, die zu dem verschieden gefärbten herbstlichen Laube des festen Landes im angenehmsten Gegensatze standen, der Gesang der Vögel, der uns aus den Wäldern entgegenschallte, Alles erfüllte uns nach unserer langen Fahrt in den antarktischen Gewässern mit Entzücken.

Unter der Spitze einer Insel, wo wir gegen die hohen Wogen des Meeres geschützt waren, ging ich vor Anker, vertauschte jedoch diesen Platz mit einer kleinen Bucht (Pickersgill), die mir dem Ufer so nahe zu kommen erlaubte, daß ich vom Schiff eine Brücke legen lassen konnte. Kaum waren die Schiffsarbeiten beendet, so griffen alle Matrosen zu den Angelruthen, die ihnen am Cap ausgetheilt worden, aber in den fischarmen Wellen des südlichen Meeres nutzlos gewesen waren. In wenigen Augenblicken war das Verdeck mit den schönsten Fischen bedeckt. Wir wurden echte Ichthyophagen, und viele von uns aßen während unseres Verweilens in dieser Bucht weiter gar nichts als Fische. Es gab ihrer sehr verschiedene Arten, die man zum Theil in Europa nicht kennt: eine Art Stockfisch, den unsere Matrosen wegen seiner Farbe Kohlenfisch nannten, Seerappen, Meerscorpione, Dickköpfe, Bastardmakrelen u. a. m. Unsere Feinschmecker bereiteten diese Fische auf die mannigfaltigste Art, kochten, brieten, schmorten und rösteten sie, bereiteten Fischsuppe und Fisch-

pasteten. Die es so machten, bekamen in kürzester Zeit einen Ekel vor ihrer Lieblingsspeise, während wir anderen, die wir uns damit begnügten, die Fische einfach in Seewasser zu kochen, bei vortrefflichem Appetit blieben. Insbesondere wurde uns der Kohlenfisch, der ein festes, saftiges und nahrhaftes, wenn auch nicht eben feinschmeckendes Fleisch hat, nie zuwider. Bei dieser Kost, in die durch große Hummern, gewöhnliche Seekrebse, einige Schalthiere, Seeraben, Enten, Tauben und Papageien Abwechslung gebracht wurde, erholten sich alle unsere Leute sehr rasch.

Die Thiere hatten in den südlichen Meeren noch weit mehr gelitten, als die Menschen. Die Schafe bekamen einen Hautausschlag, schrumpften auf Haut und Knochen zusammen und wollten fast nichts mehr fressen. Die Ziegen und Schweine warfen, aber die Jungen kamen entweder todt zur Welt oder erfroren bald darauf. Von den vier Mutterschafen und zwei Widdern, die ich am Vorgebirge der guten Hoffnung für Tahiti mitgenommen hatte, waren in Neuseeland noch zwei, ein männliches und ein weibliches Thier, am Leben. In der Dusky-Bai gab es weder Gras noch Futterkräuter, blos Riedgras, welches grob und hart ist. Wir sammelten die weichsten Sprossen, und zu unserer Verwunderung berührten unsere Schafe dieses Futter nicht. Als wir sie untersuchten, zeigte sich, daß ihre Zähne vom Scorbut ganz locker geworden waren.

Außer den Fischen und dem Geflügel waren uns zwei Pflanzen, von denen wir Thee und Bier bereiteten, besonders nützlich. Die eine dieser Pflanzen ist ein zum Myrtengeschlecht gehörender Baum, der in gutem Boden bis zu dreißig Fuß hoch wird, auf dürren Stellen eine Staude von ungefähr sechs Zoll und doch gesunde Blüthen und Früchte trägt. Der Stamm treibt unmittelbar über der Erde Zweige, die blos an den Endspitzen mit Blättern und schönen weißen Blüthen bekleidet sind. Die Blätter haben mit siedendem Wasser begossen einen angenehm aromatischen Geschmack, allein man darf den Aufguß nicht wiederholen, denn dann entwickeln die Blätter einen zusammenziehenden Gerbestoff von ungemeiner Bitterkeit. Die zweite Pflanze ähnelt unserer Fichte und schießt wohl hundert Fuß auf mit einem Umfange von zehn Fuß. Die Zweige hängen nieder

pasteten. Die es so machten, bekamen in kürzester Zeit einen Ekel vor ihrer Lieblingsspeise, während wir anderen, die wir uns damit begnügten, die Fische einfach in Seewasser zu kochen, bei vortrefflichem Appetit blieben. Insbesondere wurde uns der Kohlenfisch, der ein festes, saftiges und nahrhaftes, wenn auch nicht eben feinschmeckendes Fleisch hat, nie zuwider. Bei dieser Kost, in die durch große Hummern, gewöhnliche Seekrebse, einige Schalthiere, Seeraben, Enten, Tauben und Papageien Abwechslung gebracht wurde, erholten sich alle unsere Leute sehr rasch.

Die Thiere hatten in den südlichen Meeren noch weit mehr gelitten, als die Menschen. Die Schafe bekamen einen Hautausschlag, schrumpften auf Haut und Knochen zusammen und wollten fast nichts mehr fressen. Die Ziegen und Schweine warfen, aber die Jungen kamen entweder todt zur Welt oder erfroren bald darauf. Von den vier Mutterschafen und zwei Widdern, die ich am Vorgebirge der guten Hoffnung für Tahiti mitgenommen hatte, waren in Neuseeland noch zwei, ein männliches und ein weibliches Thier, am Leben. In der Dusky-Bai gab es weder Gras noch Futterkräuter, blos Riedgras, welches grob und hart ist. Wir sammelten die weichsten Sprossen, und zu unserer Verwunderung berührten unsere Schafe dieses Futter nicht. Als wir sie untersuchten, zeigte sich, daß ihre Zähne vom Scorbut ganz locker geworden waren.

Außer den Fischen und dem Geflügel waren uns zwei Pflanzen, von denen wir Thee und Bier bereiteten, besonders nützlich. Die eine dieser Pflanzen ist ein zum Myrtengeschlecht gehörender Baum, der in gutem Boden bis zu dreißig Fuß hoch wird, auf dürren Stellen eine Staude von ungefähr sechs Zoll und doch gesunde Blüthen und Früchte trägt. Der Stamm treibt unmittelbar über der Erde Zweige, die blos an den Endspitzen mit Blättern und schönen weißen Blüthen bekleidet sind. Die Blätter haben mit siedendem Wasser begossen einen angenehm aromatischen Geschmack, allein man darf den Aufguß nicht wiederholen, denn dann entwickeln die Blätter einen zusammenziehenden Gerbestoff von ungemeiner Bitterkeit. Die zweite Pflanze ähnelt unserer Fichte und schießt wohl hundert Fuß auf mit einem Umfange von zehn Fuß. Die Zweige hängen nieder

und tragen lange hellgrüne Nadeln. Diese liefern ein Getränk, das mit Malzessenz und Syrup vermischt dem besten westindischen Sprossenbier gleichkommt.

Die Wälder der Bai waren schöner, als ich sie früher, die Umgend der neuseeländischen Themse ausgenommen, gesehen hatte. Die fette Holzerde, das Product umgefallener und verfaulter Bäume, gab ganzen Generationen von jungen Bäumen, Schmarotzerpflanzen, Farnkräutern und Moosen reichliche Nahrung. Bei den liegenden Bäumen verfault das innere Holz in der Regel eher als die Rinde. Traten wir, durch den äußeren Schein verführt, auf diese vermeintlich gesunde Hülle, so fielen wir wohl bis über den halben Leib in Moder. Dieser Boden war noch unberührt und schien sogar von Menschen nie besucht worden zu sein. Eine Menge kleiner Vögel schienen noch keine menschliche Gestalt gesehen zu haben, so unbesorgt blieben sie auf den nächsten Zweigen sitzen oder hüpften wohl gar auf den äußersten Enden unserer Vogelflinten herum.*) Eine unserer Katzen machte sich diese Unbesorgtheit der Vögel zu Nutze und richtete an jedem Morgen eine schreckliche Niederlage unter ihnen an.

Die Freude unserer Matrosen über unsern neuen Aufenthalt minderte sich nicht wenig, als die Arbeiten zur Errichtung einer Sternwarte und einer Schmiede begannen. Zu diesem Behuf mußte ein naher Hügel von Holz gereinigt werden, und dies wurde durch die ungeheure Menge von Schlinggewächsen, Dornsträuchern, anderem Gesträuch und Farnkraut, die aller Orten zwischen den Bäumen wucherten, ungemein erschwert. Diese ineinander verschlungene Vegetation sagte uns voraus, daß es sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein werde, tief ins Innere des Landes einzudringen. Schon an der Küste hatten wir an vielen Stellen Mühe genug.

Wenige Tage nach unserer Ankunft nahmen einige unserer Officiere das kleine Boot und waren eine Strecke weit in die Bucht hineingerudert, als sie ein lautes Geschrei hörten. Sie sahen nun einige Eingeborne, welche sich damit beschäftigten, eine Piroge ins Wasser zu ziehen. Auf ihren Bericht fuhr ich mit ihnen zurück und begegnete

*) Forster I, 133.

und tragen lange hellgrüne Nadeln. Diese liefern ein Getränk, das mit Malzessenz und Syrup vermischt dem besten westindischen Sprossenbier gleichkommt.

Die Wälder der Bai waren schöner, als ich sie früher, die Umgend der neuseeländischen Themse ausgenommen, gesehen hatte. Die fette Holzerde, das Product umgefallener und verfaulter Bäume, gab ganzen Generationen von jungen Bäumen, Schmarotzerpflanzen, Farnkräutern und Moosen reichliche Nahrung. Bei den liegenden Bäumen verfault das innere Holz in der Regel eher als die Rinde. Traten wir, durch den äußeren Schein verführt, auf diese vermeintlich gesunde Hülle, so fielen wir wohl bis über den halben Leib in Moder. Dieser Boden war noch unberührt und schien sogar von Menschen nie besucht worden zu sein. Eine Menge kleiner Vögel schienen noch keine menschliche Gestalt gesehen zu haben, so unbesorgt blieben sie auf den nächsten Zweigen sitzen oder hüpften wohl gar auf den äußersten Enden unserer Vogelflinten herum.*) Eine unserer Katzen machte sich diese Unbesorgtheit der Vögel zu Nutze und richtete an jedem Morgen eine schreckliche Niederlage unter ihnen an.

Die Freude unserer Matrosen über unsern neuen Aufenthalt minderte sich nicht wenig, als die Arbeiten zur Errichtung einer Sternwarte und einer Schmiede begannen. Zu diesem Behuf mußte ein naher Hügel von Holz gereinigt werden, und dies wurde durch die ungeheure Menge von Schlinggewächsen, Dornsträuchern, anderem Gesträuch und Farnkraut, die aller Orten zwischen den Bäumen wucherten, ungemein erschwert. Diese ineinander verschlungene Vegetation sagte uns voraus, daß es sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein werde, tief ins Innere des Landes einzudringen. Schon an der Küste hatten wir an vielen Stellen Mühe genug.

Wenige Tage nach unserer Ankunft nahmen einige unserer Officiere das kleine Boot und waren eine Strecke weit in die Bucht hineingerudert, als sie ein lautes Geschrei hörten. Sie sahen nun einige Eingeborne, welche sich damit beschäftigten, eine Piroge ins Wasser zu ziehen. Auf ihren Bericht fuhr ich mit ihnen zurück und begegnete

*) Forster I, 133.

einem Kahn, vielleicht demselben, in dem acht Neuseeländer saßen, welche alle unsere Freundschaftszeichen nicht beachteten. Als ich ihnen folgte, fand ich ihr Fahrzeug verlassen. Um ihr Zutrauen zu erwecken, legte ich Glaskorallen, Spiegel und andere Kleinigkeiten hinein und fügte ein Beil hinzu, mit dem ich, um ihnen den Gebrauch zu zeigen, einige Späne abhieb und es dann in einem Stamme stecken ließ. Die Eingebornen sahen uns gewiß, denn sie waren uns so nahe, daß wir den Rauch ihres Feuers rochen, aber sie kamen nicht hervor, und als ich nach einigen Tagen nachsah, lagen meine Geschenke noch unberührt im Boote.

Den 1. April widmete ich der Untersuchung der Bucht. Sie ist so geräumig, daß eine ganze Flotte darin ankern könnte. Auf der südwestlichen Küste erheben sich, von der Spitze bis zum Fuße mit Wald bekleidet, die höchsten Berge. An verschiedenen Inseln vorbei, von denen eine viel von Seehunden besucht wird, gelangte ich an das nordwestliche Ende der Bucht, die hier an eine Landzunge, von mir Fünffingerspitze genannt, grenzt. Herr Forster machte an demselben Tage in anderer Richtung einen Ausflug, von dem er mit einer ganzen Ladung neuer Pflanzen und Vögel, aber ohne seinen Jagdhund, zurückkehrte. Dieses Thier, das wir am Cap sehr theuer gekauft hatten, weil wir uns bei unseren Jagden viel Nutzen von ihm versprachen, lief beim ersten Flintenschuß davon und ließ sich nicht zurücklocken.

In den nächsten Tagen regnete es beständig, und wir blieben daher an Bord. Wir lernten nun eine wahre Plage kennen, nämlich eine kleine Erdmücke, halb so groß wie ein Moskito, deren höchst schmerzhaftem Stich ein unerträgliches Jucken folgte. Der ältere Herr Forster wurde so übel zugerichtet, daß er ein förmliches Wundfieber bekam. Am besten, immer noch unvollständig, schützte man sich gegen diese Quälgeister, wenn man das Gesicht mit weicher Pomade einrieb und beständig Handschuhe trug.

Das Wetter hellte nicht sobald auf, als wir unsere Bootfahrten wieder aufnahmen. Bei einer derselben hörten wir von einer Insel — wir nannten sie später die Indianer-Insel — rufen und gewahrten einen Eingebornen, der mit einer Keule bewaffnet und von zwei Frauen begleitet auf einer Felsenspitze stand. Die Worte, die wir ihm in der

einem Kahn, vielleicht demselben, in dem acht Neuseeländer saßen, welche alle unsere Freundschaftszeichen nicht beachteten. Als ich ihnen folgte, fand ich ihr Fahrzeug verlassen. Um ihr Zutrauen zu erwecken, legte ich Glaskorallen, Spiegel und andere Kleinigkeiten hinein und fügte ein Beil hinzu, mit dem ich, um ihnen den Gebrauch zu zeigen, einige Späne abhieb und es dann in einem Stamme stecken ließ. Die Eingebornen sahen uns gewiß, denn sie waren uns so nahe, daß wir den Rauch ihres Feuers rochen, aber sie kamen nicht hervor, und als ich nach einigen Tagen nachsah, lagen meine Geschenke noch unberührt im Boote.

Den 1. April widmete ich der Untersuchung der Bucht. Sie ist so geräumig, daß eine ganze Flotte darin ankern könnte. Auf der südwestlichen Küste erheben sich, von der Spitze bis zum Fuße mit Wald bekleidet, die höchsten Berge. An verschiedenen Inseln vorbei, von denen eine viel von Seehunden besucht wird, gelangte ich an das nordwestliche Ende der Bucht, die hier an eine Landzunge, von mir Fünffingerspitze genannt, grenzt. Herr Forster machte an demselben Tage in anderer Richtung einen Ausflug, von dem er mit einer ganzen Ladung neuer Pflanzen und Vögel, aber ohne seinen Jagdhund, zurückkehrte. Dieses Thier, das wir am Cap sehr theuer gekauft hatten, weil wir uns bei unseren Jagden viel Nutzen von ihm versprachen, lief beim ersten Flintenschuß davon und ließ sich nicht zurücklocken.

In den nächsten Tagen regnete es beständig, und wir blieben daher an Bord. Wir lernten nun eine wahre Plage kennen, nämlich eine kleine Erdmücke, halb so groß wie ein Moskito, deren höchst schmerzhaftem Stich ein unerträgliches Jucken folgte. Der ältere Herr Forster wurde so übel zugerichtet, daß er ein förmliches Wundfieber bekam. Am besten, immer noch unvollständig, schützte man sich gegen diese Quälgeister, wenn man das Gesicht mit weicher Pomade einrieb und beständig Handschuhe trug.

Das Wetter hellte nicht sobald auf, als wir unsere Bootfahrten wieder aufnahmen. Bei einer derselben hörten wir von einer Insel — wir nannten sie später die Indianer-Insel — rufen und gewahrten einen Eingebornen, der mit einer Keule bewaffnet und von zwei Frauen begleitet auf einer Felsenspitze stand. Die Worte, die wir ihm in der

Sprache von Tahiti zuriefen, schien er nicht zu verstehen, obgleich er auf seine Keule gelehnt eine lange Rede anfing, die er zuweilen mit heftigen Geberden und dem Schwingen seiner Waffe begleitete. Ich warf ihm Schnupftücher zu, auf die er nicht achtete, und stieg endlich mit einigen Bogen weißen Papiers in der Hand aufs Ufer. Der arme Mensch zitterte an allen Gliedern, nahm aber doch, immer noch voll Furcht, das Papier an. Als ich ihn auf neuseeländische Art umarmte, d. h. meine Nase an der seinigen rieb, beruhigte er sich und holte die beiden Frauen herbei. Die eine schien seine Tochter zu sein und war nicht unangenehm, die andere wurde durch ein ungeheures Gewächs an der Oberlippe entstellt. Der Mann wie die beiden Frauen hatten wohlgebildete Oberkörper, aber auffallend dürre und krumme Beine. Die Verständigung mit ihnen gelang uns schlecht, unsere Geschenke, Fische und Enten, nahmen sie nicht an, wahrscheinlich weil sie Lebensmittel genug hatten. Bei unserer Abfahrt sah er uns ernst und in tiefes Nachdenken versunken nach, und seine Tochter, die während unserer ganzen Anwesenheit mit unbegreiflicher Lebhaftigkeit geplaudert hatte, begann zu tanzen. Selbst diesen rohen Weibern hat die Natur den Trieb eingepflanzt, den Männern durch einen höheren Grad von Gesprächigkeit und Lebhaftigkeit zu gefallen.

Unser nächster Besuch zeigte uns des Wilden ganze Familie, zu der noch eine zweite Frau, ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren und mehrere kleine Kinder gehörten. Unser Freund war so verständig, den Gebrauch des Beils, das wir ihm schenkten, auf der Stelle zu begreifen. Bei unserer folgenden Zusammenkunft empfing uns die Familie im höchsten Schmucke. Sie hatten sich gekämmt, die Haare eingeölt und oben auf dem Kopfe in einen Knoten geschlungen, den vier weiße Federn zierten. Um die Stirn zog sich eine Schnur, auf der Federn derselben Art aufgereiht waren, und die Ohren waren mit Stückchen von Albatros-Fellen, an denen noch die Flaumfedern saßen, geschmückt. Ich hatte dem Wilden einen rothen Mantel anfertigen lassen, über den er so erfreut war, daß er auf der Stelle die Streitaxt aus seinem Gürtel zog und mir schenkte. Von seinen Speeren, von denen ich gern einen gehabt hätte, mochte er sich nicht trennen. Augenscheinlich waren diese Waffen sein liebstes Besitzthum.

Sprache von Tahiti zuriefen, schien er nicht zu verstehen, obgleich er auf seine Keule gelehnt eine lange Rede anfing, die er zuweilen mit heftigen Geberden und dem Schwingen seiner Waffe begleitete. Ich warf ihm Schnupftücher zu, auf die er nicht achtete, und stieg endlich mit einigen Bogen weißen Papiers in der Hand aufs Ufer. Der arme Mensch zitterte an allen Gliedern, nahm aber doch, immer noch voll Furcht, das Papier an. Als ich ihn auf neuseeländische Art umarmte, d. h. meine Nase an der seinigen rieb, beruhigte er sich und holte die beiden Frauen herbei. Die eine schien seine Tochter zu sein und war nicht unangenehm, die andere wurde durch ein ungeheures Gewächs an der Oberlippe entstellt. Der Mann wie die beiden Frauen hatten wohlgebildete Oberkörper, aber auffallend dürre und krumme Beine. Die Verständigung mit ihnen gelang uns schlecht, unsere Geschenke, Fische und Enten, nahmen sie nicht an, wahrscheinlich weil sie Lebensmittel genug hatten. Bei unserer Abfahrt sah er uns ernst und in tiefes Nachdenken versunken nach, und seine Tochter, die während unserer ganzen Anwesenheit mit unbegreiflicher Lebhaftigkeit geplaudert hatte, begann zu tanzen. Selbst diesen rohen Weibern hat die Natur den Trieb eingepflanzt, den Männern durch einen höheren Grad von Gesprächigkeit und Lebhaftigkeit zu gefallen.

Unser nächster Besuch zeigte uns des Wilden ganze Familie, zu der noch eine zweite Frau, ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren und mehrere kleine Kinder gehörten. Unser Freund war so verständig, den Gebrauch des Beils, das wir ihm schenkten, auf der Stelle zu begreifen. Bei unserer folgenden Zusammenkunft empfing uns die Familie im höchsten Schmucke. Sie hatten sich gekämmt, die Haare eingeölt und oben auf dem Kopfe in einen Knoten geschlungen, den vier weiße Federn zierten. Um die Stirn zog sich eine Schnur, auf der Federn derselben Art aufgereiht waren, und die Ohren waren mit Stückchen von Albatros-Fellen, an denen noch die Flaumfedern saßen, geschmückt. Ich hatte dem Wilden einen rothen Mantel anfertigen lassen, über den er so erfreut war, daß er auf der Stelle die Streitaxt aus seinem Gürtel zog und mir schenkte. Von seinen Speeren, von denen ich gern einen gehabt hätte, mochte er sich nicht trennen. Augenscheinlich waren diese Waffen sein liebstes Besitzthum.

Wir hatten während unserer Bootfahrt stets heiteres Wetter, und bei unserer Rückkehr hörten wir, daß es auf dem Schiffe beständig geregnet habe. Die Ursache suche ich in den hohen, fast immer mit Wolken bedeckten Bergen, unter denen wir lagen. Unsere Bucht war ein Sammelplatz der Dünste, die aus dem Wasser aufstiegen und in Gestalt eines weißen halbdurchsichtigen Nebels zwischen den Bäumen an den Bergen hinaufzogen. Wegen dieser Dünste wurden alle Schiffsräume feucht, und die Dunkelheit war oft so groß, daß wir in den Kajüten Mittags Licht brennen mußten. Da unser Gesundheitszustand der beste war, so ließen wir uns viel Unannehmlichkeiten gefallen.

Von der Ferne hatten wir im Hintergrunde einen Wasserfall gesehen, den wir für unbedeutend hielten. Wir sollten in ihm die größte landschaftliche Schönheit der Gegend kennen lernen. Um ihn ganz zu übersehen mußten wir einen steilen, wohl 600 Fuß hohen Berg ansteigen. Nun hatten wir eine starke Wassersäule vor uns, die in einer Breite von 30 Fuß 300 Fuß senkrecht hinab stürzt, schäumend und tosend über einen schrägen Felsen hinschießt, in ein schönes Becken mündet, und durch die senkrechten Felsenwände desselben einen Durchgang zum Meere geöffnet hat. Zur Linken des Wasserfalls stiegen braune, mit überhängendem Buschwerk gekrönte Felsen empor, zur Rechten thürmten sich Massen von Felsblöcken, die das Wasser hinab geführt zu haben scheint. Blickte man rückwärts, so übersah man die weite, mit Waldinseln bedeckte Bai und über sie hinaus auf der einen Seite hohe, mit Schnee bedeckte Berge, auf der andern das unermeßliche Meer. Damit dieser Scene auch die Lieblichkeit nicht fehle, trug der Boden die schönsten Pflanzen, und in einiger Entfernung vom Falle, dessen geräuschvolle Nähe sie mieden, ließen Drosseln, Bartvögel und verschiedene Baumläuferarten ihre reizenden Stimmen hören.

Von Zeit zu Zeit schossen unsere Officiere Seehunde und brachten sie mit an Bord. Diese Thiere gehörten alle zu der Art, welche man Seebären nennt und die zuerst auf der Berings-Insel bei Kamtschatka gefunden wurde und auch an den Südspitzen von Afrika und Amerika, bei Neuseeland und Vandiemens-Land vorkommt. Die hiesige Art ist übrigens kleiner, als die sibirische. Ihr schwarzes Fleisch ist ungenießbar, das Herz schmeckt wie Rindfleisch, die Leber wie Kalbsgeschlinge,

Wir hatten während unserer Bootfahrt stets heiteres Wetter, und bei unserer Rückkehr hörten wir, daß es auf dem Schiffe beständig geregnet habe. Die Ursache suche ich in den hohen, fast immer mit Wolken bedeckten Bergen, unter denen wir lagen. Unsere Bucht war ein Sammelplatz der Dünste, die aus dem Wasser aufstiegen und in Gestalt eines weißen halbdurchsichtigen Nebels zwischen den Bäumen an den Bergen hinaufzogen. Wegen dieser Dünste wurden alle Schiffsräume feucht, und die Dunkelheit war oft so groß, daß wir in den Kajüten Mittags Licht brennen mußten. Da unser Gesundheitszustand der beste war, so ließen wir uns viel Unannehmlichkeiten gefallen.

Von der Ferne hatten wir im Hintergrunde einen Wasserfall gesehen, den wir für unbedeutend hielten. Wir sollten in ihm die größte landschaftliche Schönheit der Gegend kennen lernen. Um ihn ganz zu übersehen mußten wir einen steilen, wohl 600 Fuß hohen Berg ansteigen. Nun hatten wir eine starke Wassersäule vor uns, die in einer Breite von 30 Fuß 300 Fuß senkrecht hinab stürzt, schäumend und tosend über einen schrägen Felsen hinschießt, in ein schönes Becken mündet, und durch die senkrechten Felsenwände desselben einen Durchgang zum Meere geöffnet hat. Zur Linken des Wasserfalls stiegen braune, mit überhängendem Buschwerk gekrönte Felsen empor, zur Rechten thürmten sich Massen von Felsblöcken, die das Wasser hinab geführt zu haben scheint. Blickte man rückwärts, so übersah man die weite, mit Waldinseln bedeckte Bai und über sie hinaus auf der einen Seite hohe, mit Schnee bedeckte Berge, auf der andern das unermeßliche Meer. Damit dieser Scene auch die Lieblichkeit nicht fehle, trug der Boden die schönsten Pflanzen, und in einiger Entfernung vom Falle, dessen geräuschvolle Nähe sie mieden, ließen Drosseln, Bartvögel und verschiedene Baumläuferarten ihre reizenden Stimmen hören.

Von Zeit zu Zeit schossen unsere Officiere Seehunde und brachten sie mit an Bord. Diese Thiere gehörten alle zu der Art, welche man Seebären nennt und die zuerst auf der Berings-Insel bei Kamtschatka gefunden wurde und auch an den Südspitzen von Afrika und Amerika, bei Neuseeland und Vandiemens-Land vorkommt. Die hiesige Art ist übrigens kleiner, als die sibirische. Ihr schwarzes Fleisch ist ungenießbar, das Herz schmeckt wie Rindfleisch, die Leber wie Kalbsgeschlinge,

doch muß man das thranige Fett gänzlich entfernen. Ich verschaffte mir durch dieses Fett einen guten Vorrath von Brennöl und ließ die Felle sorgfältig aufbewahren, da sie in Riemen geschnitten zur Ausbesserung des Takelwerks zu benutzen sind.

Unsere antarktischen Freunde, die Sturmvögel, nisteten in der Bucht in erstaunlichen Mengen. Sie hatten ihre Nester in Höhlen zwischen den Baumwurzeln oder in Felsspalten und immer an Stellen, wo ihnen nicht gut beizukommen war. Die Alten flogen Morgens ins Meer hinaus und kehrten erst Abends zur Fütterung ihrer Brut zurück.

Ein merkwürdiger Umstand bestärkte mich in meiner Vermuthung, daß fleischfressende Thiere dieser Insel fehlen. Eines unserer Boote kam eines Tags mit unserem fortgelaufenen Jagdhunde zurück. Er hatte vierzehn Tage gefehlt und war ganz glatt und fett. Mochte er sich nun von einer großen Art Wachtelkönig, die sehr häufig ist, oder von ausgeworfenen Seemuscheln und Fischen genährt haben, so blieb doch gewiß, daß er eine Menge von Futter gefunden hatte. Wo solches vorhanden ist, vermehren sich fleischfressende Thiere rasch, und somit könnte uns, wenn überhaupt welche vorhanden gewesen wären, ihre Existenz nicht entgangen sein. Um so häufiger sind an dieser Küste Land- und Seevögel. Ich habe die meisten Arten bereits genannt. Von Enten gab es vier Varietäten, eine hellbraune Stockente mit gelblich weißer Einfassung der Federn, eine große mit vorzüglich schönem schwarzbraunen und weißgesprenkelten Gefieder, eine blaugraue Pfeiferente und eine kleine braune Art. Daß die Papageien hier unter dem 49. Breitengrade und in einem so nassen Klima in zwei Arten, einer kleinen grünen und einer sehr großen grauen mit rother Brust, vertreten waren, nahm uns Wunder.

Unser Verkehr mit den Wilden machte langsame Fortschritte. Sie kamen zuweilen an das Ufer der Bucht und lagerten Nachts in unserer unmittelbaren Nähe, so daß sie uns großes Vertrauen bewiesen, aber es dauerte lange, ehe sie sich entschlossen, unser Schiff zu betreten. Mit anderen Wilden, die wir nach und nach auf unseren Bootfahrten entdeckten, wurden wir nicht einmal so vertraut. Obgleich die Umgegend nicht so menschenleer war, wie sie anfangs zu sein schien, hatte sie doch verhältnißmäßig wenig Bewohner. Ein Verkehr bestand zwischen den

doch muß man das thranige Fett gänzlich entfernen. Ich verschaffte mir durch dieses Fett einen guten Vorrath von Brennöl und ließ die Felle sorgfältig aufbewahren, da sie in Riemen geschnitten zur Ausbesserung des Takelwerks zu benutzen sind.

Unsere antarktischen Freunde, die Sturmvögel, nisteten in der Bucht in erstaunlichen Mengen. Sie hatten ihre Nester in Höhlen zwischen den Baumwurzeln oder in Felsspalten und immer an Stellen, wo ihnen nicht gut beizukommen war. Die Alten flogen Morgens ins Meer hinaus und kehrten erst Abends zur Fütterung ihrer Brut zurück.

Ein merkwürdiger Umstand bestärkte mich in meiner Vermuthung, daß fleischfressende Thiere dieser Insel fehlen. Eines unserer Boote kam eines Tags mit unserem fortgelaufenen Jagdhunde zurück. Er hatte vierzehn Tage gefehlt und war ganz glatt und fett. Mochte er sich nun von einer großen Art Wachtelkönig, die sehr häufig ist, oder von ausgeworfenen Seemuscheln und Fischen genährt haben, so blieb doch gewiß, daß er eine Menge von Futter gefunden hatte. Wo solches vorhanden ist, vermehren sich fleischfressende Thiere rasch, und somit könnte uns, wenn überhaupt welche vorhanden gewesen wären, ihre Existenz nicht entgangen sein. Um so häufiger sind an dieser Küste Land- und Seevögel. Ich habe die meisten Arten bereits genannt. Von Enten gab es vier Varietäten, eine hellbraune Stockente mit gelblich weißer Einfassung der Federn, eine große mit vorzüglich schönem schwarzbraunen und weißgesprenkelten Gefieder, eine blaugraue Pfeiferente und eine kleine braune Art. Daß die Papageien hier unter dem 49. Breitengrade und in einem so nassen Klima in zwei Arten, einer kleinen grünen und einer sehr großen grauen mit rother Brust, vertreten waren, nahm uns Wunder.

Unser Verkehr mit den Wilden machte langsame Fortschritte. Sie kamen zuweilen an das Ufer der Bucht und lagerten Nachts in unserer unmittelbaren Nähe, so daß sie uns großes Vertrauen bewiesen, aber es dauerte lange, ehe sie sich entschlossen, unser Schiff zu betreten. Mit anderen Wilden, die wir nach und nach auf unseren Bootfahrten entdeckten, wurden wir nicht einmal so vertraut. Obgleich die Umgegend nicht so menschenleer war, wie sie anfangs zu sein schien, hatte sie doch verhältnißmäßig wenig Bewohner. Ein Verkehr bestand zwischen den

einzelnen Menschengruppen nicht, namentlich lebte unser Freund mit seiner Familie ganz einsam. Er verschwand mit einem Male, nachdem wir ihm etwa neun Beile, die er über Alles schätzte, geschenkt hatten. Ich vermuthete anfangs, daß er der Jagd oder der Fischerei wegen in eine andere Gegend gezogen sei, aber meine Leute erzählten mir, daß er bei seinem letzten Besuche durch Zeichen angedeutet habe, er wolle seine Beile gegen seine Feinde benutzen. Vermuthlich war seine Familie der letzte Rest eines Stammes, der von anderen Neuseeländern vertilgt worden war, und er wollte jetzt Rache nehmen. Die Kämpfe dieser Wilden hören nicht auf, bis der eine Theil vollständig erlegen oder geflohen ist.

Der Winter nahte heran, das Laub fiel ab, und der Wald bekam ein ödes Ansehen. Ehe wir absegelten, setzten wir fünf Gänse aus, die letzten von denen, welche wir am Cap eingeschifft hatten. Sobald sie am Lande waren, suchten sie im Schlamm ihr Futter, und ich zweifle nicht, daß sie gut fortkommen werden. Eine Menge europäische Sämereien von nützlichen Pflanzen hatten wir schon früher ausgesäet, doch habe ich wenig Hoffnung, daß die jungen Schößlinge dem Unkraut, das überall wuchert, werden widerstehen können.

Wir hatten in der düstern Bucht nun sechs Wochen und vier Tage zugebracht. Die Fehler unsers Aufenthaltsorts waren die Nässe, die lästigen Erdmücken und der Mangel antiskorbutischer Pflanzen, zum Glück hatte der Scorbut auf die Gesundheit unserer Leute keinen Einfluß. Bei hellem Wetter und scharfer, klarer Luft ließ ich die Anker lichten. Der Winter war völlig da, die Berge hatten sich von der Spitze bis zur halben Höhe über dem Meere mit einer Schneedecke bekleidet. An demselben Tage (11. Mai.) an dem wir ausliefen, wollte die Mannschaft der Adventure im Charlottensunde den Stoß eines Erdbebens empfunden haben.

Wir befanden uns bei Windstille einem Vorgebirge gegenüber, als wir plötzlich auf den Meere eine Stelle von weißlicher Farbe wahrnahmen, aus der eine Wassersäule emporstieg. Gleichzeitig senkte sich aus den Wolken eine andere Säule nieder und vereinigte sich mit der untern. Da hatten wir also die Erscheinung einer Wasserhose, die man auch schon in Mittelmeere und in der persischen See, bei den westindischen Inseln, in der Straße von Malacca und in den chinesischen Gewässern

einzelnen Menschengruppen nicht, namentlich lebte unser Freund mit seiner Familie ganz einsam. Er verschwand mit einem Male, nachdem wir ihm etwa neun Beile, die er über Alles schätzte, geschenkt hatten. Ich vermuthete anfangs, daß er der Jagd oder der Fischerei wegen in eine andere Gegend gezogen sei, aber meine Leute erzählten mir, daß er bei seinem letzten Besuche durch Zeichen angedeutet habe, er wolle seine Beile gegen seine Feinde benutzen. Vermuthlich war seine Familie der letzte Rest eines Stammes, der von anderen Neuseeländern vertilgt worden war, und er wollte jetzt Rache nehmen. Die Kämpfe dieser Wilden hören nicht auf, bis der eine Theil vollständig erlegen oder geflohen ist.

Der Winter nahte heran, das Laub fiel ab, und der Wald bekam ein ödes Ansehen. Ehe wir absegelten, setzten wir fünf Gänse aus, die letzten von denen, welche wir am Cap eingeschifft hatten. Sobald sie am Lande waren, suchten sie im Schlamm ihr Futter, und ich zweifle nicht, daß sie gut fortkommen werden. Eine Menge europäische Sämereien von nützlichen Pflanzen hatten wir schon früher ausgesäet, doch habe ich wenig Hoffnung, daß die jungen Schößlinge dem Unkraut, das überall wuchert, werden widerstehen können.

Wir hatten in der düstern Bucht nun sechs Wochen und vier Tage zugebracht. Die Fehler unsers Aufenthaltsorts waren die Nässe, die lästigen Erdmücken und der Mangel antiskorbutischer Pflanzen, zum Glück hatte der Scorbut auf die Gesundheit unserer Leute keinen Einfluß. Bei hellem Wetter und scharfer, klarer Luft ließ ich die Anker lichten. Der Winter war völlig da, die Berge hatten sich von der Spitze bis zur halben Höhe über dem Meere mit einer Schneedecke bekleidet. An demselben Tage (11. Mai.) an dem wir ausliefen, wollte die Mannschaft der Adventure im Charlottensunde den Stoß eines Erdbebens empfunden haben.

Wir befanden uns bei Windstille einem Vorgebirge gegenüber, als wir plötzlich auf den Meere eine Stelle von weißlicher Farbe wahrnahmen, aus der eine Wassersäule emporstieg. Gleichzeitig senkte sich aus den Wolken eine andere Säule nieder und vereinigte sich mit der untern. Da hatten wir also die Erscheinung einer Wasserhose, die man auch schon in Mittelmeere und in der persischen See, bei den westindischen Inseln, in der Straße von Malacca und in den chinesischen Gewässern

beobachtet hat. Nach der ersten Wasserhose entstanden noch drei andere. Immer kräuselte sich das Wasser, gerieth in eine heftige Bewegung und zog sich aus einem Umkreise von fünfzig bis sechzig Faden gegen den Mittelpunkt hin, wo es in Dunst zerstieb und wirbelnd, in Form einer gewundenen Säule gegen den Himmel empor getrieben wurde. Hatten die Wolken ebenfalls eine lange dünne Röhre ausgeschickt, und war die Vereinigung erfolgt, so hatte das Ganze die Gestalt einer geraden Säule, oben stärker als unten und innen hohl. Diese rückte mit schneller Bewegung auf dem Meere fort, gerieth, da die Wolke zurückblieb, in eine schiefe Lage und zerriß oder zerplatzte endlich. Als die letzte Wasserhose brach, entstand ein Blitz, dem jedoch kein Donner folgte. Während dieser Zeit lief der Wind um den ganzen Kompaß herum, ohne sich in einem Striche fortzusetzen. Meine Matrosen waren in nicht geringer Angst, und ich gestehe, daß ich selbst besorgt war, eine der Wasserhosen möge über das Schiff gehen und in Masten und Takelwerk Verwüstungen anrichten. Ich ließ einen Vierpfünder laden, da ein Schuß die Wasserhose durch Erschütterung der Luft zertheilen soll. Das Phänomen war jedoch bereits vorüber, ehe meine Leute mit dem Geschütz fertig wurden.

Als wir am folgenden Morgen die Mündung des Charlottensundes erreichten, blitzte es in einer Gegend, wo ich bei meiner vorigen Reise ein befestigtes Dorf gefunden hatte, dreimal auf. Mit freudigen Gefühlen setzten wir unsere Fahrt fort, und nicht lange, so wurden vier Signalschüsse beantwortet. Gegen Mittag konnten wir die Adventure vor Anker liegen sehen und wurden von ihr mit dreizehn Schüssen begrüßt. Capitain Furneaux kam zu uns an Bord und berichtete mir über seine Erlebnisse.

Nachdem die Adventure uns aus Sicht verloren hatte, segelte sie unter beständigen Stürmen aus Westen gegen Norden. Capitain Furneaux hielt es für gerathen, Vandiemens-Land aufzusuchen, und erreichte dessen Küste am 11. März an einer Stelle, die er für Tasman's Friedrich-Heinrichs-Bai hielt. Die Südspitze des Landes war mit ihren großen schwarzen gebrochenen Felsenmassen den Endpunkten von Amerika und Afrika sehr ähnlich. Die Umgegend der Bai war sandig, das Innere trug Bäume, welche weit auseinander standen und kein Unterholz hatten. An der Westseite dehnte sich ein Süßwassersee, bedeckt mit

beobachtet hat. Nach der ersten Wasserhose entstanden noch drei andere. Immer kräuselte sich das Wasser, gerieth in eine heftige Bewegung und zog sich aus einem Umkreise von fünfzig bis sechzig Faden gegen den Mittelpunkt hin, wo es in Dunst zerstieb und wirbelnd, in Form einer gewundenen Säule gegen den Himmel empor getrieben wurde. Hatten die Wolken ebenfalls eine lange dünne Röhre ausgeschickt, und war die Vereinigung erfolgt, so hatte das Ganze die Gestalt einer geraden Säule, oben stärker als unten und innen hohl. Diese rückte mit schneller Bewegung auf dem Meere fort, gerieth, da die Wolke zurückblieb, in eine schiefe Lage und zerriß oder zerplatzte endlich. Als die letzte Wasserhose brach, entstand ein Blitz, dem jedoch kein Donner folgte. Während dieser Zeit lief der Wind um den ganzen Kompaß herum, ohne sich in einem Striche fortzusetzen. Meine Matrosen waren in nicht geringer Angst, und ich gestehe, daß ich selbst besorgt war, eine der Wasserhosen möge über das Schiff gehen und in Masten und Takelwerk Verwüstungen anrichten. Ich ließ einen Vierpfünder laden, da ein Schuß die Wasserhose durch Erschütterung der Luft zertheilen soll. Das Phänomen war jedoch bereits vorüber, ehe meine Leute mit dem Geschütz fertig wurden.

Als wir am folgenden Morgen die Mündung des Charlottensundes erreichten, blitzte es in einer Gegend, wo ich bei meiner vorigen Reise ein befestigtes Dorf gefunden hatte, dreimal auf. Mit freudigen Gefühlen setzten wir unsere Fahrt fort, und nicht lange, so wurden vier Signalschüsse beantwortet. Gegen Mittag konnten wir die Adventure vor Anker liegen sehen und wurden von ihr mit dreizehn Schüssen begrüßt. Capitain Furneaux kam zu uns an Bord und berichtete mir über seine Erlebnisse.

Nachdem die Adventure uns aus Sicht verloren hatte, segelte sie unter beständigen Stürmen aus Westen gegen Norden. Capitain Furneaux hielt es für gerathen, Vandiemens-Land aufzusuchen, und erreichte dessen Küste am 11. März an einer Stelle, die er für Tasman's Friedrich-Heinrichs-Bai hielt. Die Südspitze des Landes war mit ihren großen schwarzen gebrochenen Felsenmassen den Endpunkten von Amerika und Afrika sehr ähnlich. Die Umgegend der Bai war sandig, das Innere trug Bäume, welche weit auseinander standen und kein Unterholz hatten. An der Westseite dehnte sich ein Süßwassersee, bedeckt mit

Unter 19 Grad 30 Min. südl. Br. setzte der Ostpassat ein, den wir eigentlich schon früher hätten haben sollen. Unter 17 Grad 24 Min. südl. Br. und 141 Grad 39 Min. westl. Länge von Greenwich sahen wir eine niedrige Insel, die kaum über das Meer emporragte und mit einzelnen Baumgruppen, in denen wir die hohen Wipfel der Kokospalme unterschieden, besetzt war. Nach einer so langen und eintönigen Fahrt bot uns jedes Land einen willkommenen Anblick. Das Quecksilber stieg bis auf 80 Grad F., aber der Passatwind verschaffte uns Kühlung und unser Zelt auf dem Verdeck Schatten.

Am Abend kam eine zweite Insel in Sicht, und am folgenden Morgen, kurz vor Tages Anbruch, erschreckte uns plötzlich das unerwartete und nahe Geräusch brandender Wellen. Ich änderte sogleich den Lauf des Schiffes, und der Tag zeigte uns an der Stelle, wo die Wellen sich brachen, eine kreisrunde Insel, die einen Binnensee ringförmig umschloß. An der Nordseite war der Ufersaum breiter und trug Palmen, an den übrigen Seiten bestand er aus einer schmalen und niedrigen Felsenreihe, über welche die Brandung ihre Wogen schleuderte. Auf dem Binnensee, der nach der blauen Farbe zu urtheilen auf der entgegengesetzten Seite tiefer war als gegen uns zu, segelte eine Piroge mit sechs Leuten, von denen einer im Vordertheil mit einem Schaufelruder steuerte. Beachtet wurden wir von diesen Wilden nicht.

Herr von Bougainville hat diesen Inseln den Namen des gefährlichen (niedrigen) Archipels gegeben, und sie verdienen ihn in der That. Man muß mit großer Vorsicht segeln, denn alle diese Inseln steigen senkrecht aus unermeßbaren Tiefen auf, erheben sich an vielen Stellen kaum über das Wasser und sind, wo sie sich höher erheben, nur sechs bis zwölf Fuß vorstehend. Sie sind gewöhnlich kreisrund und haben in der Mitte einen Binnensee, der mit dem Meere zusammenhängt. Unter den Gewächsen, welche diese Inseln besitzen, ist die Kokospalme das nützlichste. Ungeachtet ihrer Armuth und ihres geringen Umfanges sind viele bewohnt. Woher ihre Besitzer gekommen sind und wie sie diese Inseln mitten im unermeßlichen Meer erreicht haben, ist mir ein Räthsel. Einige Leute von Commodore Byron und Capitain Wallis haben einige dieser Inseln besucht und die Einwohner scheu und mistrauisch gefunden. Man tadele sie deshalb nicht. Wie könnten sie

Unter 19 Grad 30 Min. südl. Br. setzte der Ostpassat ein, den wir eigentlich schon früher hätten haben sollen. Unter 17 Grad 24 Min. südl. Br. und 141 Grad 39 Min. westl. Länge von Greenwich sahen wir eine niedrige Insel, die kaum über das Meer emporragte und mit einzelnen Baumgruppen, in denen wir die hohen Wipfel der Kokospalme unterschieden, besetzt war. Nach einer so langen und eintönigen Fahrt bot uns jedes Land einen willkommenen Anblick. Das Quecksilber stieg bis auf 80 Grad F., aber der Passatwind verschaffte uns Kühlung und unser Zelt auf dem Verdeck Schatten.

Am Abend kam eine zweite Insel in Sicht, und am folgenden Morgen, kurz vor Tages Anbruch, erschreckte uns plötzlich das unerwartete und nahe Geräusch brandender Wellen. Ich änderte sogleich den Lauf des Schiffes, und der Tag zeigte uns an der Stelle, wo die Wellen sich brachen, eine kreisrunde Insel, die einen Binnensee ringförmig umschloß. An der Nordseite war der Ufersaum breiter und trug Palmen, an den übrigen Seiten bestand er aus einer schmalen und niedrigen Felsenreihe, über welche die Brandung ihre Wogen schleuderte. Auf dem Binnensee, der nach der blauen Farbe zu urtheilen auf der entgegengesetzten Seite tiefer war als gegen uns zu, segelte eine Piroge mit sechs Leuten, von denen einer im Vordertheil mit einem Schaufelruder steuerte. Beachtet wurden wir von diesen Wilden nicht.

Herr von Bougainville hat diesen Inseln den Namen des gefährlichen (niedrigen) Archipels gegeben, und sie verdienen ihn in der That. Man muß mit großer Vorsicht segeln, denn alle diese Inseln steigen senkrecht aus unermeßbaren Tiefen auf, erheben sich an vielen Stellen kaum über das Wasser und sind, wo sie sich höher erheben, nur sechs bis zwölf Fuß vorstehend. Sie sind gewöhnlich kreisrund und haben in der Mitte einen Binnensee, der mit dem Meere zusammenhängt. Unter den Gewächsen, welche diese Inseln besitzen, ist die Kokospalme das nützlichste. Ungeachtet ihrer Armuth und ihres geringen Umfanges sind viele bewohnt. Woher ihre Besitzer gekommen sind und wie sie diese Inseln mitten im unermeßlichen Meer erreicht haben, ist mir ein Räthsel. Einige Leute von Commodore Byron und Capitain Wallis haben einige dieser Inseln besucht und die Einwohner scheu und mistrauisch gefunden. Man tadele sie deshalb nicht. Wie könnten sie

anders sein, da sie in so geringer Zahl bei einander leben und so wenig Hülfsmittel haben? Die Entdeckungen meiner Landsleute weiter zu verfolgen und einen Curs im Norden dessen, den Herr von Bougainville wählte, einzuschlagen, hinderte mich der Gesundheitszustand auf der Adventure, der es mir zur Pflicht machte, unmittelbar nach Tahiti zu segeln.

Am 16. August sahen wir einen Bergkegel mit einer flachen Spitze. Es war die Insel Osnabrück, die Capitain Wallis entdeckt hat. Bougainville, der nach Wallis hierher kam, nennt den Berg Pic de la Boudeuse oder Le Boudoir. Er ist hoch, und sein Gipfel, der wie abgebrochen aussieht, stellt wahrscheinlich den Krater eines ausgebrannten Vulkans dar. Er steigt von der fast kreisrunden Insel auf allen Seiten steil empor. Flächen sieht man an der Küste wenige und diese sind wie der Berg selbst anmuthig grün. Einer unserer Officiere, der Capitain Wallis begleitet hatte, erzählte uns, daß man auf der Insel die Brotfrucht fände. Sie heißt bei den Einwohnern, die mit den Tahitiern eines Stammes sind, Maitea*).

Die Entfernung Tahiti's wird auf einen halben Tag geschätzt. Am Abend, als die Sonne unterging, sahen wir bereits die Berge der ersehnten Inseln aus den vergoldeten Wolken am Horizont hervorblicken. Wir segelten die ganze Nacht und diejenigen unserer Leute, welche Tahiti kannten, erzählten den übrigen, was ihrer harre.

Dreizehntes Kapitel.

Tahiti. — Landung auf der kleineren Halbinsel. — Gefährliche Lage unseres Schiffs. — König Aheatua. — Eine europäische Abreise. — Aufenthalt in der Mataval-Bucht. — Unsere alten Freunde. — Der König Otu und seine Verwandten. — Die Barringtonia. — Ein Tahitier folgt uns bei unserer Abfahrt.

„Ein Morgen war's, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel Tahiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, unser bisheriger Begleiter, hatte sich gelegt: ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlich-

*) Forster schreibt Mäatua. Der neueste Atlas von Kiepert bezeichnet die viel weiter südöstlich liegende Insel Malatia mit dem Namen Osnabrück. Daß Cook und Forster Maitea meinen, ergiebt sich zweifellos aus ihren Mittheilungen über die Entfernung von Tahiti.

anders sein, da sie in so geringer Zahl bei einander leben und so wenig Hülfsmittel haben? Die Entdeckungen meiner Landsleute weiter zu verfolgen und einen Curs im Norden dessen, den Herr von Bougainville wählte, einzuschlagen, hinderte mich der Gesundheitszustand auf der Adventure, der es mir zur Pflicht machte, unmittelbar nach Tahiti zu segeln.

Am 16. August sahen wir einen Bergkegel mit einer flachen Spitze. Es war die Insel Osnabrück, die Capitain Wallis entdeckt hat. Bougainville, der nach Wallis hierher kam, nennt den Berg Pic de la Boudeuse oder Le Boudoir. Er ist hoch, und sein Gipfel, der wie abgebrochen aussieht, stellt wahrscheinlich den Krater eines ausgebrannten Vulkans dar. Er steigt von der fast kreisrunden Insel auf allen Seiten steil empor. Flächen sieht man an der Küste wenige und diese sind wie der Berg selbst anmuthig grün. Einer unserer Officiere, der Capitain Wallis begleitet hatte, erzählte uns, daß man auf der Insel die Brotfrucht fände. Sie heißt bei den Einwohnern, die mit den Tahitiern eines Stammes sind, Maitea*).

Die Entfernung Tahiti's wird auf einen halben Tag geschätzt. Am Abend, als die Sonne unterging, sahen wir bereits die Berge der ersehnten Inseln aus den vergoldeten Wolken am Horizont hervorblicken. Wir segelten die ganze Nacht und diejenigen unserer Leute, welche Tahiti kannten, erzählten den übrigen, was ihrer harre.

Dreizehntes Kapitel.

Tahiti. — Landung auf der kleineren Halbinsel. — Gefährliche Lage unseres Schiffs. — König Aheatua. — Eine europäische Abreise. — Aufenthalt in der Mataval-Bucht. — Unsere alten Freunde. — Der König Otu und seine Verwandten. — Die Barringtonia. — Ein Tahitier folgt uns bei unserer Abfahrt.

„Ein Morgen war's, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel Tahiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, unser bisheriger Begleiter, hatte sich gelegt: ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlich-

*) Forster schreibt Mäatua. Der neueste Atlas von Kiepert bezeichnet die viel weiter südöstlich liegende Insel Malatia mit dem Namen Osnabrück. Daß Cook und Forster Maitea meinen, ergiebt sich zweifellos aus ihren Mittheilungen über die Entfernung von Tahiti.

sten Wohlgerüche zu, und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten bereits im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigen sanft abhängenden Hügeln, die den Bergen gleich mit Waldung bedeckt und mit verschiedenem anmuthigen Grün und herbstlichem Braun schattirt waren. Vor diesen her lag die Ebene, von tragbaren Brotfrucht-Bäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene empor ragten. Noch erschien Alles im tiefsten Schlaf, kaum tagte der Morgen, und stille Schatten schwebten rasch auf der Landschaft dahin."

Hinter den parallel in einer Reihe vorliegenden niedrigen Klippen, an denen die Brandung sich schäumend brach, glaubte ich auf einen sichern Ankerplatz rechnen zu können. Die Einwohner gewahrten uns bald, schoben ihre Pirogen ins Wasser und ruderten uns entgegen. In kurzer Zeit bot das Meer rings um das Schiff den Anblick eines Marktes auf dem Wasser dar. Jeder hatte etwas anzubieten, Cocosnüsse, Pisangs und Brotfrüchte, Fischangeln, steinerne Beile und Zeug. Nur frisches Fleisch, nach dem uns am meisten verlangte, wurde nicht feil geboten. Die Schweine, hieß es, seien Eigenthum des Königs. Keiner der Tahitier, die so vertrauensvoll mit uns verkehrten, war bewaffnet. In allen Händen waren die grünen Zweige, die wir von früher her als Friedenszeichen der Tahitier kannten.

Unter unseren Besuchern war ein Häuptling mit seinen beiden Schwestern. Er war fast so weiß wie wir und hatte wirklich schöne und regelmäßige Züge, eine hohe Stirn mit gewölbten Augenbrauen, große schwarze Augen, schwarzes lockiges Bart- und Kopfhaar. Die eine seiner Schwestern war noch hellfarbiger als er und eine höchst anmuthige Figur. Ihre Züge waren nicht regelmäßig, aber ungemein anziehend. Die schöne Morarai wurde der Gegenstand der Huldigungen unserer Officiere, doch stellte sich das Urtheil über sie minder günstig, als sich herausstellte, daß sie ein Betttuch mitgenommen hatte. Unsere erste Frage an ihren Bruder Tai war, ob Tutahah noch lebe. Nein, lautete die Antwort; in einem Kriege mit dem König der kleineren Halbinsel von Tahiti, die in der Landessprache Triarrabu heißt, sei er erschlagen worden. Die meisten der Insulaner erkannten mich und frag-

sten Wohlgerüche zu, und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten bereits im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigen sanft abhängenden Hügeln, die den Bergen gleich mit Waldung bedeckt und mit verschiedenem anmuthigen Grün und herbstlichem Braun schattirt waren. Vor diesen her lag die Ebene, von tragbaren Brotfrucht-Bäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene empor ragten. Noch erschien Alles im tiefsten Schlaf, kaum tagte der Morgen, und stille Schatten schwebten rasch auf der Landschaft dahin."

Hinter den parallel in einer Reihe vorliegenden niedrigen Klippen, an denen die Brandung sich schäumend brach, glaubte ich auf einen sichern Ankerplatz rechnen zu können. Die Einwohner gewahrten uns bald, schoben ihre Pirogen ins Wasser und ruderten uns entgegen. In kurzer Zeit bot das Meer rings um das Schiff den Anblick eines Marktes auf dem Wasser dar. Jeder hatte etwas anzubieten, Cocosnüsse, Pisangs und Brotfrüchte, Fischangeln, steinerne Beile und Zeug. Nur frisches Fleisch, nach dem uns am meisten verlangte, wurde nicht feil geboten. Die Schweine, hieß es, seien Eigenthum des Königs. Keiner der Tahitier, die so vertrauensvoll mit uns verkehrten, war bewaffnet. In allen Händen waren die grünen Zweige, die wir von früher her als Friedenszeichen der Tahitier kannten.

Unter unseren Besuchern war ein Häuptling mit seinen beiden Schwestern. Er war fast so weiß wie wir und hatte wirklich schöne und regelmäßige Züge, eine hohe Stirn mit gewölbten Augenbrauen, große schwarze Augen, schwarzes lockiges Bart- und Kopfhaar. Die eine seiner Schwestern war noch hellfarbiger als er und eine höchst anmuthige Figur. Ihre Züge waren nicht regelmäßig, aber ungemein anziehend. Die schöne Morarai wurde der Gegenstand der Huldigungen unserer Officiere, doch stellte sich das Urtheil über sie minder günstig, als sich herausstellte, daß sie ein Betttuch mitgenommen hatte. Unsere erste Frage an ihren Bruder Tai war, ob Tutahah noch lebe. Nein, lautete die Antwort; in einem Kriege mit dem König der kleineren Halbinsel von Tahiti, die in der Landessprache Triarrabu heißt, sei er erschlagen worden. Die meisten der Insulaner erkannten mich und frag-

ten nach Herrn Banks und meinen anderen Reisebegleitern; den Namen Tupia sprach nicht Einer aus.

Inzwischen war völlige Windstille eingetreten, und unsere Lage wurde gefährlich. Wir mußten, um in den Hafen zu gelangen, die westliche Spitze der erwähnten Klippenreihe umfahren, und dazu brauchten wir Wind. Um zwei Uhr Nachmittags gelangten wir zu einer Oeffnung in den Felsen, die eine Durchfahrt versprach. Sie hatte nicht genug Tiefe und die Fluth drängte so gewaltig gegen sie hin, daß wir mit fortgezogen wurden, mehrmals aufstießen und endlich feststaßen. Alle Schrecken eines Schiffbruchs standen uns vor Augen, doch mehrere glückliche Umstände retteten uns. Es trat Ebbe ein, gleichzeitig begann der Landwind zu wehen, und so konnten wir uns durch unsere Boote, denen die der Adventure sich zugesellten, von dem Riff frei machen. Damit dieser Unfall sich nicht wiederhole, lief ich in das offene Meer hinaus und lavirte die ganze Nacht.

Am nächsten Tage näherte ich mich dem Lande wieder und folgte dem Ufer der kleineren oder südlichen Halbinsel. Wie am vorigen Tage umringten uns fortwährend Boote. Oft schlug eins um, aber ein Unglück entstand dadurch nie, da die Männer wie die Weiber vortrefflich schwimmen und ihre Fahrzeuge fast augenblicklich aufzurichten verstehen. In dem kleinen Hafen Aitepieha am nördlichen Ende der Halbinsel ging ich vor Anker. Der Zudrang der Tahitier war stärker denn je. Alles wollte Glasperlen, Nägel und Messer von uns haben, und wir bekamen für diese wohlfeilen Waaren eine unglaubliche Menge Zeug, Matten, Körbe, Cocosnüsse, Brotfrüchte, Yams und Pisangs. Da die Verkäufer auf das Schiff kamen, so waren Diebstähle nicht zu verhindern. Entdeckten wir einen Dieb, so züchtigten wir ihn mit Schlägen, die geduldig hingenommen wurden.

Hatte ein Tahitier gar nichts mehr anzubieten, so suchte er durch Schwimmkünste Waaren zu verdienen. Zu dieser Art von Tauschhandel führte ein Zufall: Einer unserer Officiere ließ eine Glasperle ins Meer fallen, und ein Tahitier holte sie so geschickt herauf, daß wir anfingen, zu unserm Vergnügen Glassachen, ja selbst Nägel auszuwerfen, damit die Eingebornen danach tauchten. Weiber und Männer belustigten uns um die Wette. Das klare Wasser ließ uns genau sehen,

ten nach Herrn Banks und meinen anderen Reisebegleitern; den Namen Tupia sprach nicht Einer aus.

Inzwischen war völlige Windstille eingetreten, und unsere Lage wurde gefährlich. Wir mußten, um in den Hafen zu gelangen, die westliche Spitze der erwähnten Klippenreihe umfahren, und dazu brauchten wir Wind. Um zwei Uhr Nachmittags gelangten wir zu einer Oeffnung in den Felsen, die eine Durchfahrt versprach. Sie hatte nicht genug Tiefe und die Fluth drängte so gewaltig gegen sie hin, daß wir mit fortgezogen wurden, mehrmals aufstießen und endlich feststaßen. Alle Schrecken eines Schiffbruchs standen uns vor Augen, doch mehrere glückliche Umstände retteten uns. Es trat Ebbe ein, gleichzeitig begann der Landwind zu wehen, und so konnten wir uns durch unsere Boote, denen die der Adventure sich zugesellten, von dem Riff frei machen. Damit dieser Unfall sich nicht wiederhole, lief ich in das offene Meer hinaus und lavirte die ganze Nacht.

Am nächsten Tage näherte ich mich dem Lande wieder und folgte dem Ufer der kleineren oder südlichen Halbinsel. Wie am vorigen Tage umringten uns fortwährend Boote. Oft schlug eins um, aber ein Unglück entstand dadurch nie, da die Männer wie die Weiber vortrefflich schwimmen und ihre Fahrzeuge fast augenblicklich aufzurichten verstehen. In dem kleinen Hafen Aitepieha am nördlichen Ende der Halbinsel ging ich vor Anker. Der Zudrang der Tahitier war stärker denn je. Alles wollte Glasperlen, Nägel und Messer von uns haben, und wir bekamen für diese wohlfeilen Waaren eine unglaubliche Menge Zeug, Matten, Körbe, Cocosnüsse, Brotfrüchte, Yams und Pisangs. Da die Verkäufer auf das Schiff kamen, so waren Diebstähle nicht zu verhindern. Entdeckten wir einen Dieb, so züchtigten wir ihn mit Schlägen, die geduldig hingenommen wurden.

Hatte ein Tahitier gar nichts mehr anzubieten, so suchte er durch Schwimmkünste Waaren zu verdienen. Zu dieser Art von Tauschhandel führte ein Zufall: Einer unserer Officiere ließ eine Glasperle ins Meer fallen, und ein Tahitier holte sie so geschickt herauf, daß wir anfingen, zu unserm Vergnügen Glassachen, ja selbst Nägel auszuwerfen, damit die Eingebornen danach tauchten. Weiber und Männer belustigten uns um die Wette. Das klare Wasser ließ uns genau sehen,

wie schnell sie auf den Grund des Meeres hinabschossen. Manches Mal blieben sie lange unter dem Wasser und bethätigten überhaupt eine solche Vertrautheit mit dem Elemente, eine solche Behendigkeit, daß man sie hätte für Amphibien halten sollen.

Während diese Schwimmkünste, denen erst die einbrechende Dunkelheit ein Ziel setzte, noch fortdauerten, ging ich mit Capitain Furneaux und mehreren anderen Officieren ans Land, um dem König Aheatua einen Besuch zu machen. Die Majestät war vielleicht übel gelaunt, denn wir wurden nicht vorgelassen, erhielten aber die Versicherung eines Gegenbesuchs für den folgenden Tag. Der König hielt indessen nicht Wort, und als ich noch einmal ans Land ging, hörte ich, daß er in eine andere Gegend seines Gebiets gereist sei. Sein Betragen hatte für uns das Unangenehme, daß wir keine Schweine erhielten. Es gab ihrer in Menge, fast jede Hütte hegte welche, aber man versteckte sie vor uns, weil die königliche Erlaubniß zum Verkauf fehlte.

Der Hafen, in dem wir lagen, war so klein, daß unsere beiden Schiffe ihn beinahe ausfüllten. Das Wasser war hell wie Krystall und spiegelglatt, obgleich wir die tobende Brandung, die sich an der äußern Klippenreihe brach, ganz nahe hatten. Nach dem Lande hin hatten wir eine reizende Aussicht. Uns zunächst lag der Uferſaum, eine schmale Ebene, welche fruchtbar genug ist, um ihren Bewohnern Ueberfluß zu gewähren. Dem Schiff gerade gegenüber öffnete sich ein enges, gut angebautes Thal, auf beiden Seiten von bewaldeten Hügeln eingefaßt. Im Hintergrunde dieses Thals ragten steile Berggipfel empor, unter ihnen einer, dessen hohe Felsen überhingen und den Einsturz zu drohen schienen.

Unsere Naturforscher gingen in diesem Thale aufwärts. Ihre Hoffnung, viele neue Pflanzen zu finden, ging nicht in Erfüllung. Die Cultur der eßbaren Gewächse und Früchte hat die wild wachsenden Stauden und Kräuter auf eine geringe Anzahl beschränkt. Von Gräsern giebt es verschiedene Arten, die feiner und zarter als unsere nordischen sind, ein sehr frisches Aussehen haben und einen weichen Rasen bilden. Sie halten zugleich das Erdreich feucht und verschaffen den Bäumen die erforderliche Nahrung.

Sobald die Eingebornen wahrnahmen, daß die Naturforscher

wie schnell sie auf den Grund des Meeres hinabschossen. Manches Mal blieben sie lange unter dem Wasser und bethätigten überhaupt eine solche Vertrautheit mit dem Elemente, eine solche Behendigkeit, daß man sie hätte für Amphibien halten sollen.

Während diese Schwimmkünste, denen erst die einbrechende Dunkelheit ein Ziel setzte, noch fortdauerten, ging ich mit Capitain Furneaux und mehreren anderen Officieren ans Land, um dem König Aheatua einen Besuch zu machen. Die Majestät war vielleicht übel gelaunt, denn wir wurden nicht vorgelassen, erhielten aber die Versicherung eines Gegenbesuchs für den folgenden Tag. Der König hielt indessen nicht Wort, und als ich noch einmal ans Land ging, hörte ich, daß er in eine andere Gegend seines Gebiets gereist sei. Sein Betragen hatte für uns das Unangenehme, daß wir keine Schweine erhielten. Es gab ihrer in Menge, fast jede Hütte hegte welche, aber man versteckte sie vor uns, weil die königliche Erlaubniß zum Verkauf fehlte.

Der Hafen, in dem wir lagen, war so klein, daß unsere beiden Schiffe ihn beinahe ausfüllten. Das Wasser war hell wie Krystall und spiegelglatt, obgleich wir die tobende Brandung, die sich an der äußern Klippenreihe brach, ganz nahe hatten. Nach dem Lande hin hatten wir eine reizende Aussicht. Uns zunächst lag der Uferſaum, eine schmale Ebene, welche fruchtbar genug ist, um ihren Bewohnern Ueberfluß zu gewähren. Dem Schiff gerade gegenüber öffnete sich ein enges, gut angebautes Thal, auf beiden Seiten von bewaldeten Hügeln eingefaßt. Im Hintergrunde dieses Thals ragten steile Berggipfel empor, unter ihnen einer, dessen hohe Felsen überhingen und den Einsturz zu drohen schienen.

Unsere Naturforscher gingen in diesem Thale aufwärts. Ihre Hoffnung, viele neue Pflanzen zu finden, ging nicht in Erfüllung. Die Cultur der eßbaren Gewächse und Früchte hat die wild wachsenden Stauden und Kräuter auf eine geringe Anzahl beschränkt. Von Gräsern giebt es verschiedene Arten, die feiner und zarter als unsere nordischen sind, ein sehr frisches Aussehen haben und einen weichen Rasen bilden. Sie halten zugleich das Erdreich feucht und verschaffen den Bäumen die erforderliche Nahrung.

Sobald die Eingebornen wahrnahmen, daß die Naturforscher

Pflanzen sammelten, trugen sie unaufgefordert Kräuter und Blumen zu. In den Zweigen der Bäume nisteten viele Vögel, von denen einige das europäische Vorurtheil, daß tropische Vögel stumm seien, durch ihren angenehmen Gesang widerlegten. Außer den kleineren Vögeln gab es mehrere Papageienarten, Eisvögel, Tauben und den Kuckuk. Ein schöner Bach schlängelte sich mit silberhellem Wasser in einem Kieselbett zum Strande.

Die Trägheit der Eingebornen ist so groß, daß sie fast alle vom Bergsteigen abhält. Unsere Spaziergänger, die bis dahin ein starkes Gefolge gehabt hatten, wurden allein gelassen, wo das Thal sich zu heben anfing. Sie verfolgten ihren Weg in einer Erdspalte zwischen zwei Bergen, bis ein senkrechter Felsen, um den wohlriechendes Gesträuch hing, ihrem weitern Vordringen ein Ziel setzte. Von dem Felsen stürzte sich eine silberne Wassersäule herab und bildete unten einen Teich, an dessen anmuthigem Ufer die schönsten Blumen blühten. Die Bäume gewährten kühlen Schatten, und was den Reiz dieser lieblichen Einsamkeit noch vermehrte, das war die Aussicht über den Strand und das Meer, welche sie bot. Kein einziges schädliches Thier war zu sehen, nicht einmal Mücken und Moskitos summten.

Eines Mittags besuchten uns zwei junge Leute, Söhne eines angesehenen Mannes. Ich ließ sie mit uns essen und beschenkte sie mit einer Menge von Sachen. Dennoch stahl der eine ein Messer und einen Löffel. Eine solche Unverschämtheit wollte ich nicht dulden. Der Dieb wurde ergriffen, sprang aber ins Wasser und schwamm zu einem Kahn, wo er auch ruhig sitzen blieb. Da er uns Trotz zu bieten schien, ließ ich ihm eine Kugel über den Kopf hinfeuern. Er warf sich wieder ins Wasser und schützte sich gegen die folgenden Schüsse dadurch, daß er untertauchte, wenn er das Feuer von der Pfanne aufblitzen sah. Auf diese Weise erreichte er den Strand und meine Leute konnten ihn nicht weiter verfolgen, da sie vom Ufer aus mit einem Steinregen empfangen wurden. Ich ließ nun einen Vierpfünder gegen das Land abfeuern, und dieser Schuß verbreitete einen solchen Schrecken, daß die Matrosen ohne Widerstand zwei doppelte Pirogen wegnehmen konnten. Dieser Vorgang störte unser gutes Vernehmen mit den Eingebornen auf zwei Tage. Sie begingen keine Feindseligkeiten, aber sie waren zurückhal-

Pflanzen sammelten, trugen sie unaufgefordert Kräuter und Blumen zu. In den Zweigen der Bäume nisteten viele Vögel, von denen einige das europäische Vorurtheil, daß tropische Vögel stumm seien, durch ihren angenehmen Gesang widerlegten. Außer den kleineren Vögeln gab es mehrere Papageienarten, Eisvögel, Tauben und den Kuckuk. Ein schöner Bach schlängelte sich mit silberhellem Wasser in einem Kieselbett zum Strande.

Die Trägheit der Eingebornen ist so groß, daß sie fast alle vom Bergsteigen abhält. Unsere Spaziergänger, die bis dahin ein starkes Gefolge gehabt hatten, wurden allein gelassen, wo das Thal sich zu heben anfing. Sie verfolgten ihren Weg in einer Erdspalte zwischen zwei Bergen, bis ein senkrechter Felsen, um den wohlriechendes Gesträuch hing, ihrem weitern Vordringen ein Ziel setzte. Von dem Felsen stürzte sich eine silberne Wassersäule herab und bildete unten einen Teich, an dessen anmuthigem Ufer die schönsten Blumen blühten. Die Bäume gewährten kühlen Schatten, und was den Reiz dieser lieblichen Einsamkeit noch vermehrte, das war die Aussicht über den Strand und das Meer, welche sie bot. Kein einziges schädliches Thier war zu sehen, nicht einmal Mücken und Moskitos summten.

Eines Mittags besuchten uns zwei junge Leute, Söhne eines angesehenen Mannes. Ich ließ sie mit uns essen und beschenkte sie mit einer Menge von Sachen. Dennoch stahl der eine ein Messer und einen Löffel. Eine solche Unverschämtheit wollte ich nicht dulden. Der Dieb wurde ergriffen, sprang aber ins Wasser und schwamm zu einem Kahn, wo er auch ruhig sitzen blieb. Da er uns Trotz zu bieten schien, ließ ich ihm eine Kugel über den Kopf hinfeuern. Er warf sich wieder ins Wasser und schützte sich gegen die folgenden Schüsse dadurch, daß er untertauchte, wenn er das Feuer von der Pfanne aufblitzen sah. Auf diese Weise erreichte er den Strand und meine Leute konnten ihn nicht weiter verfolgen, da sie vom Ufer aus mit einem Steinregen empfangen wurden. Ich ließ nun einen Vierpfünder gegen das Land abfeuern, und dieser Schuß verbreitete einen solchen Schrecken, daß die Matrosen ohne Widerstand zwei doppelte Pirogen wegnehmen konnten. Dieser Vorgang störte unser gutes Vernehmen mit den Eingebornen auf zwei Tage. Sie begingen keine Feindseligkeiten, aber sie waren zurückhal-

tend, und ich ließ ihnen daher die beiden Kähne zurückgeben, worauf der Handel sogleich wieder auf den alten Fuß kam.

Ein neuer meiner Bekannten von früher her stellte sich ein: Tuahua, der mich auf meiner Bootfahrt um die ganze Insel sehr weit begleitet hatte. Von ihm erfuhr ich alle Vorgänge der letzten Jahre ausführlich. Tutahah hatte dem alten Aheatua, dem Vater des jetzigen Königs, ein großes, für keinen Theil entscheidendes Seetreffen geliefert. Er war dann über die Landenge gegangen, welche die beiden Halbinseln verbindet, und in einem zweiten Gefecht umgekommen. Nach seinem Tode hatten Aheatua und Otu oder Tu, der jetzt in dem andern Theile Regent war, Frieden geschlossen, und bald darnach war der Erstere gestorben.

Derselbe Tuahua erzählte mir, vor einiger Zeit sei ein Schiff, das er immer Pahinno Peppe nannte, in einem Hafen südwärts von uns vor Anker gegangen. Einer von den Matrosen sei entlaufen und lebe noch auf der Insel. So himmelweit verschieden das Wort Peppe von Espana ist, vermuthete ich doch, daß das Schiff ein spanisches gewesen sei, denn ich wußte, auf welche Art die Tahitier fremde Namen verstümmeln. Jener Matrose sollte dem König gerathen haben, uns keine Schweine zu verkaufen und uns dadurch zu einer schleunigen Abfahrt zu zwingen. Das Mittel war nicht schlecht, wir empfanden den Mangel an frischem Fleisch wirklich schmerzlich. Man rieth mir oft, mit Gewalt Schweine wegzunehmen und den ungefähren Werth in Waaren zurückzulassen, doch zu einem so gehässigen Verfahren hielt ich mich auf keine Weise berechtigt.

Schon am nächsten Tage nach Tuahua's Besuch berichteten mir Matrosen, die am Lande gewesen waren, daß Aheatua angekommen sei und mich empfangen wolle. Ich fuhr zum Strande, und Capitain Furneaux, mehrere Officiere, Dr. Sparmann und die beiden Herren Forster begleiteten mich. Wir gingen am Bache hinauf und sahen nach etwa einer halben Stunde eine große Menge Menschen, welche alle die Schultern entblößt hatte. Diese Ehrenbezeigung wird blos dem König erzeigt, und Aheatua mußte mithin gegenwärtig sein. Er befand sich in der That mitten in dem Haufen, auf einem großen Sessel, in dem ich an seiner Seite Platz nehmen mußte. Meine Begleiter ließen

tend, und ich ließ ihnen daher die beiden Kähne zurückgeben, worauf der Handel sogleich wieder auf den alten Fuß kam.

Ein neuer meiner Bekannten von früher her stellte sich ein: Tuahua, der mich auf meiner Bootfahrt um die ganze Insel sehr weit begleitet hatte. Von ihm erfuhr ich alle Vorgänge der letzten Jahre ausführlich. Tutahah hatte dem alten Aheatua, dem Vater des jetzigen Königs, ein großes, für keinen Theil entscheidendes Seetreffen geliefert. Er war dann über die Landenge gegangen, welche die beiden Halbinseln verbindet, und in einem zweiten Gefecht umgekommen. Nach seinem Tode hatten Aheatua und Otu oder Tu, der jetzt in dem andern Theile Regent war, Frieden geschlossen, und bald darnach war der Erstere gestorben.

Derselbe Tuahua erzählte mir, vor einiger Zeit sei ein Schiff, das er immer Pahinno Peppe nannte, in einem Hafen südwärts von uns vor Anker gegangen. Einer von den Matrosen sei entlaufen und lebe noch auf der Insel. So himmelweit verschieden das Wort Peppe von Espana ist, vermuthete ich doch, daß das Schiff ein spanisches gewesen sei, denn ich wußte, auf welche Art die Tahitier fremde Namen verstümmeln. Jener Matrose sollte dem König gerathen haben, uns keine Schweine zu verkaufen und uns dadurch zu einer schleunigen Abfahrt zu zwingen. Das Mittel war nicht schlecht, wir empfanden den Mangel an frischem Fleisch wirklich schmerzlich. Man rieth mir oft, mit Gewalt Schweine wegzunehmen und den ungefähren Werth in Waaren zurückzulassen, doch zu einem so gehässigen Verfahren hielt ich mich auf keine Weise berechtigt.

Schon am nächsten Tage nach Tuahua's Besuch berichteten mir Matrosen, die am Lande gewesen waren, daß Aheatua angekommen sei und mich empfangen wolle. Ich fuhr zum Strande, und Capitain Furneaux, mehrere Officiere, Dr. Sparmann und die beiden Herren Forster begleiteten mich. Wir gingen am Bache hinauf und sahen nach etwa einer halben Stunde eine große Menge Menschen, welche alle die Schultern entblößt hatte. Diese Ehrenbezeigung wird blos dem König erzeigt, und Aheatua mußte mithin gegenwärtig sein. Er befand sich in der That mitten in dem Haufen, auf einem großen Sessel, in dem ich an seiner Seite Platz nehmen mußte. Meine Begleiter ließen

sich auf Steine nieder, die Tahitier standen rings umher und drängten sich so nahe dazu, daß ein Diener des Königs sie oft mit dem Stock zurücktreiben mußte.

Aheatua, König von Tahiti-Iti (Klein-Tahiti) oder Tadarrabu, war ein junger, wohlgebauter Mann von siebzehn bis achtzehn Jahren und, obgleich dem Anschein nach zu urtheilen noch nicht ausgewachsen, doch 5 Fuß 6 Zoll hoch. Seine sanften und unbedeutenden Züge sprachen Furcht und Mistrauen aus. Er war von hellerer Farbe als seine Unterthanen und hatte lange und glatte lichtbraune, an den Spitzen röthlich gelbe Haare. Seine ganze Kleidung bestand in einer breiten Schärpe von feinem weißen Zeuge, die von den Hüften bis zu den Beinen herabfiel. Seine Krieger und Adeligen, welche neben ihm saßen, zeichneten sich alle durch Wohlbeleibtheit aus, und ein alter Mann, E-Tieh, welcher der Günstling des Königs zu sein schien, war der dickste von Allen. Das Benehmen des Königs war anfangs so gemessen und steif, daß unsere altfränkischen Hofleute es nicht besser hätten wünschen können.

Nach der ersten Begrüßung überreichte ich ihm ein Stück rothes Tuch, Leinen, eine breite Axt, ein Messer, Nägel, Spiegel und Glasperlen. Weit mehr Freude als diese Geschenke machte ihm ein Busch scharlachrother, an einer Zitternadel befestigter Federn, den Herr Forster ihm gab. Die ganze Versammlung brach bei dem Anblick dieses Schmuckes in ein lautes bewunderndes Geschrei aus. Sie wurde noch bei mehreren Gelegenheiten so laut, daß man kaum sein eigenes Wort verstand, und wurde dann von einem Diener des Königs durch den Ruf: Stille! und durch den Stock zur Ruhe gebracht.

Als wir Abschied nahmen, begleitete uns der König, indem er sich seinen großen Sessel nachtragen ließ, zum Strande, und war jetzt ein ganz anderer Mann, eben so heiter und zutraulich, als er vorher gemessen und mistrauisch gewesen war. Er bestätigte die Nachricht von dem fremden Schiffe und setzte hinzu, der Capitain habe vier seiner Matrosen aufhängen lassen, ein fünfter sei entlaufen.*) Unsere Leute

*) Das Schiff war in der That ein spanisches aus Callao in Peru, das von Don Juan de Langaray Huarte befehligt wurde.

sich auf Steine nieder, die Tahitier standen rings umher und drängten sich so nahe dazu, daß ein Diener des Königs sie oft mit dem Stock zurücktreiben mußte.

Aheatua, König von Tahiti-Iti (Klein-Tahiti) oder Tadarrabu, war ein junger, wohlgebauter Mann von siebzehn bis achtzehn Jahren und, obgleich dem Anschein nach zu urtheilen noch nicht ausgewachsen, doch 5 Fuß 6 Zoll hoch. Seine sanften und unbedeutenden Züge sprachen Furcht und Mistrauen aus. Er war von hellerer Farbe als seine Unterthanen und hatte lange und glatte lichtbraune, an den Spitzen röthlich gelbe Haare. Seine ganze Kleidung bestand in einer breiten Schärpe von feinem weißen Zeuge, die von den Hüften bis zu den Beinen herabfiel. Seine Krieger und Adeligen, welche neben ihm saßen, zeichneten sich alle durch Wohlbeleibtheit aus, und ein alter Mann, E-Tieh, welcher der Günstling des Königs zu sein schien, war der dickste von Allen. Das Benehmen des Königs war anfangs so gemessen und steif, daß unsere altfränkischen Hofleute es nicht besser hätten wünschen können.

Nach der ersten Begrüßung überreichte ich ihm ein Stück rothes Tuch, Leinen, eine breite Axt, ein Messer, Nägel, Spiegel und Glasperlen. Weit mehr Freude als diese Geschenke machte ihm ein Busch scharlachrother, an einer Zitternadel befestigter Federn, den Herr Forster ihm gab. Die ganze Versammlung brach bei dem Anblick dieses Schmuckes in ein lautes bewunderndes Geschrei aus. Sie wurde noch bei mehreren Gelegenheiten so laut, daß man kaum sein eigenes Wort verstand, und wurde dann von einem Diener des Königs durch den Ruf: Stille! und durch den Stock zur Ruhe gebracht.

Als wir Abschied nahmen, begleitete uns der König, indem er sich seinen großen Sessel nachtragen ließ, zum Strande, und war jetzt ein ganz anderer Mann, eben so heiter und zutraulich, als er vorher gemessen und mistrauisch gewesen war. Er bestätigte die Nachricht von dem fremden Schiffe und setzte hinzu, der Capitain habe vier seiner Matrosen aufhängen lassen, ein fünfter sei entlaufen.*) Unsere Leute

*) Das Schiff war in der That ein spanisches aus Callao in Peru, das von Don Juan de Langaray Huarte befehligt wurde.

hatten unter den Eingebornen am Strande einen fast ganz weißen Mann gesehen, der auf ihre Anrede weggegangen war, und dieser war vielleicht der entlaufene Matrose. Der König wollte uns nicht sagen, wo er sich versteckt halte, und schnitt endlich weitere Fragen durch die Worte ab: „Er ist todt!"

Aheatua drang sehr in uns, daß wir einige Monate verweilen möchten. Ich gab ihm zu verstehen, daß unser längeres Bleiben davon abhänge, ob er uns Schweine liefere, und er versprach nun, daß er uns so viele geben wolle, als wir brauchten. Ich glaubte diesem Versprechen nicht und blieb bei meinem Vorsatze, abzusegeln. Zuletzt gab er uns noch einen Beweis seiner Intelligenz. Meine Uhr gefiel ihm sehr, und von ihrem Picken sagte er: „Sie spricht." Ich bemühte mich, ihm begreiflich zu machen, wie eine Uhr dazu diene, die Zeit zu berechnen, und er verstand mich vollkommen, denn er antwortete: „Ja, sie ist Deine kleine Sonne."

Zwei Schweine kamen als Geschenke wirklich zum Vorschein. Das Fett dieser Schweine schmeckt wie Mark und das Fleisch wie Kalbfleisch. Es kommt dies vielleicht daher, daß man sie blos mit Früchten füttert. Sie gehören zu der kleinen sogenannten chinesischen Art, haben aufrechtstehende Ohren und sind weit reinlicher als unsere Schweine. Sie sind blos für die Vornehmen bestimmt die bei ihren Festen mit wahrer Gier Schweinefleisch essen.

Als die Eingebornen sahen, daß wir unsere Schiffe zur Abfahrt in Stand setzten, brachten sie Früchte und Waaren in Menge herbei. Jeder wollte die letzte Gelegenheit, sich europäische Artikel zu verschaffen, benutzen, und die Preise fielen so, daß ein Dutzend der schönsten Cocosnüsse für eine einzige Glasperle hingegeben wurde. Man verkaufte uns jetzt sogar neun Schweine. Dabei verriethen die Insulaner in diesen letzten Augenblicken eine Ehrlichkeit, die wir früher vermißt hatten. Sie besorgten wahrscheinlich, daß die erste Betrügerei, die wir entdeckten, dem Handel ein Ende machen würde. Der König blieb die ganze Zeit über am Strande und machte bei seinen Unterthanen unsern Einkäufer.

Wir segelten in nördlicher Richtung so dicht am Ufer hin, daß uns kein Zug der Landschaft entging. Die Jahreszeit entsprach un-

hatten unter den Eingebornen am Strande einen fast ganz weißen Mann gesehen, der auf ihre Anrede weggegangen war, und dieser war vielleicht der entlaufene Matrose. Der König wollte uns nicht sagen, wo er sich versteckt halte, und schnitt endlich weitere Fragen durch die Worte ab: „Er ist todt!"

Aheatua drang sehr in uns, daß wir einige Monate verweilen möchten. Ich gab ihm zu verstehen, daß unser längeres Bleiben davon abhänge, ob er uns Schweine liefere, und er versprach nun, daß er uns so viele geben wolle, als wir brauchten. Ich glaubte diesem Versprechen nicht und blieb bei meinem Vorsatze, abzusegeln. Zuletzt gab er uns noch einen Beweis seiner Intelligenz. Meine Uhr gefiel ihm sehr, und von ihrem Picken sagte er: „Sie spricht." Ich bemühte mich, ihm begreiflich zu machen, wie eine Uhr dazu diene, die Zeit zu berechnen, und er verstand mich vollkommen, denn er antwortete: „Ja, sie ist Deine kleine Sonne."

Zwei Schweine kamen als Geschenke wirklich zum Vorschein. Das Fett dieser Schweine schmeckt wie Mark und das Fleisch wie Kalbfleisch. Es kommt dies vielleicht daher, daß man sie blos mit Früchten füttert. Sie gehören zu der kleinen sogenannten chinesischen Art, haben aufrechtstehende Ohren und sind weit reinlicher als unsere Schweine. Sie sind blos für die Vornehmen bestimmt die bei ihren Festen mit wahrer Gier Schweinefleisch essen.

Als die Eingebornen sahen, daß wir unsere Schiffe zur Abfahrt in Stand setzten, brachten sie Früchte und Waaren in Menge herbei. Jeder wollte die letzte Gelegenheit, sich europäische Artikel zu verschaffen, benutzen, und die Preise fielen so, daß ein Dutzend der schönsten Cocosnüsse für eine einzige Glasperle hingegeben wurde. Man verkaufte uns jetzt sogar neun Schweine. Dabei verriethen die Insulaner in diesen letzten Augenblicken eine Ehrlichkeit, die wir früher vermißt hatten. Sie besorgten wahrscheinlich, daß die erste Betrügerei, die wir entdeckten, dem Handel ein Ende machen würde. Der König blieb die ganze Zeit über am Strande und machte bei seinen Unterthanen unsern Einkäufer.

Wir segelten in nördlicher Richtung so dicht am Ufer hin, daß uns kein Zug der Landschaft entging. Die Jahreszeit entsprach un-

ferm Februar, und es fehlte daher an Baumfrüchten. Die man uns brachte, kamen meistens von den Bergen. Obgleich der Winter zwischen den Wendekreisen sich nicht durch Kälte kundgiebt, ist er doch hier wie überall die Zeit, in der das ganze Pflanzenreich die Säfte zu einer neuen Ernte bereitet. Einige Bäume hatten alle ihre Blätter verloren, viele Pflanzen waren bis auf die Wurzeln verdorrt, und die übrigen sahen verwelkt aus. In der Ebene hatte das Laub eine dunkelbraune Farbe bekommen, in den Wäldern auf den Bergen herrschte noch ein lebhaftes Grün, weil sich dort oben die Dünste zu Wolken sammeln und die Erde feucht erhalten.

Mit Hülfe des Südostwindes näherten wir uns dem nördlichen Theile der Insel. Die Berge erhoben sich hier massenhafter und die Breite des Strandes vergrößerte sich. Schon von fern erkannten wir die weit vorragende Landzunge, die nach unseren Beobachtungen den Namen der Venusspitze erhalten hatte. In der dritten Nachmittagsstunde umsegelten wir diese Spitze und wurden von einem sanften Winde dem Lande zugeführt, das im vollsten Sonnenglanze wie vergoldet vor uns lag. Das Ufer war mit Menschen bedeckt, die aber alle davon liefen, als wir in der Matavaibucht den Anker auswarfen.

Diese Furcht der Tahitier dauerte nicht lange. Noch vor Untergang der Sonne wimmelten die Verdecke beider Schiffe von weiblichen und männlichen Eingebornen. Viele erkannten uns und verriethen die größte Freude, Andere wieder bettelten mit der größten Unverschämtheit und schienen blos zu diesem Zwecke aufs Schiff gekommen zu sein. Während der ganzen Nacht schien der Mond sehr hell, und am Himmel war kein Wölkchen zu sehen. Die glatte Fläche des Meeres glänzte wie Silber, und die vor uns liegende Landschaft sah so reizend aus, daß wir uns kaum überreden konnten, sie sei nicht ein Traum einer lachenden Phantasie. Kein Laut war zu hören, als das leise Plaudern einiger unserer Freunde von der Insel, die uns nicht hatten verlassen wollen.

Das nächste Geschäft war ein Besuch beim Könige, ohne dessen Einwilligung wir nicht auf Lebensmittel rechnen konnten. Als ich mit Capitain Furneaux, Dr. Sparmann und den Herren Forster die Pinasse bestieg, drängten sich so viele Tahitier zu uns herein, daß wir ihnen

ferm Februar, und es fehlte daher an Baumfrüchten. Die man uns brachte, kamen meistens von den Bergen. Obgleich der Winter zwischen den Wendekreisen sich nicht durch Kälte kundgiebt, ist er doch hier wie überall die Zeit, in der das ganze Pflanzenreich die Säfte zu einer neuen Ernte bereitet. Einige Bäume hatten alle ihre Blätter verloren, viele Pflanzen waren bis auf die Wurzeln verdorrt, und die übrigen sahen verwelkt aus. In der Ebene hatte das Laub eine dunkelbraune Farbe bekommen, in den Wäldern auf den Bergen herrschte noch ein lebhaftes Grün, weil sich dort oben die Dünste zu Wolken sammeln und die Erde feucht erhalten.

Mit Hülfe des Südostwindes näherten wir uns dem nördlichen Theile der Insel. Die Berge erhoben sich hier massenhafter und die Breite des Strandes vergrößerte sich. Schon von fern erkannten wir die weit vorragende Landzunge, die nach unseren Beobachtungen den Namen der Venusspitze erhalten hatte. In der dritten Nachmittagsstunde umsegelten wir diese Spitze und wurden von einem sanften Winde dem Lande zugeführt, das im vollsten Sonnenglanze wie vergoldet vor uns lag. Das Ufer war mit Menschen bedeckt, die aber alle davon liefen, als wir in der Matavaibucht den Anker auswarfen.

Diese Furcht der Tahitier dauerte nicht lange. Noch vor Untergang der Sonne wimmelten die Verdecke beider Schiffe von weiblichen und männlichen Eingebornen. Viele erkannten uns und verriethen die größte Freude, Andere wieder bettelten mit der größten Unverschämtheit und schienen blos zu diesem Zwecke aufs Schiff gekommen zu sein. Während der ganzen Nacht schien der Mond sehr hell, und am Himmel war kein Wölkchen zu sehen. Die glatte Fläche des Meeres glänzte wie Silber, und die vor uns liegende Landschaft sah so reizend aus, daß wir uns kaum überreden konnten, sie sei nicht ein Traum einer lachenden Phantasie. Kein Laut war zu hören, als das leise Plaudern einiger unserer Freunde von der Insel, die uns nicht hatten verlassen wollen.

Das nächste Geschäft war ein Besuch beim Könige, ohne dessen Einwilligung wir nicht auf Lebensmittel rechnen konnten. Als ich mit Capitain Furneaux, Dr. Sparmann und den Herren Forster die Pinasse bestieg, drängten sich so viele Tahitier zu uns herein, daß wir ihnen

befehlen mußten, in ihre Boote zurückzukehren. Das gute Aussehen unseres Fahrzeugs mochte nicht wenig dazu beitragen, daß Jeder sich zur Ehre rechnete, mit uns zu fahren. Ich hatte es nämlich neu anmalen und mit einem grünen Sonnenzelte versehen lassen. Wir ruderten quer über die Bucht, vorbei an Tutaha's Morai, der jetzt das Eigenthum des neuen Königs war.

Am Ufer, das mit dem schönsten Rasen bekleidet und bis ans Meer von Palmen beschattet war, standen viele Menschen, die uns mit lautem Freudengeschrei empfingen. Man führte uns zu einem Hause, dem größten einer Gruppe, vor dem ein Platz von zwanzig bis dreißig Schritten im Geviert mit einem achtzehn Zoll hohen Gitterwerk von Rohr eingefaßt war. Mitten in dieser Einzäunung saß der König mit kreuzweise übereinandergeschlagenen Beinen auf der Erde. Um ihn her standen viele Vornehme beiderlei Geschlechts, und das andere Volk bildete einen Kreis. Außer den entblößten Schultern der Menge war kein Zeichen von Ehrfurcht zu bemerken. Das Gedränge war noch größer, als bei unserer Zusammenkunft mit Aheatua, und die Stöcke der königlichen Diener hatten Arbeit vollauf. Es wurde unbarmherzig zugeschlagen, und die geringe Classe murrte nicht. Hierin lag ihr Unterschied von unserm englischen Pöbel.

Meine Creditive bestanden in Geschenken, und als ich sie überreicht hatte, war der formelle Theil der Zusammenkunft vorüber. Otu, der König von Tahiti-Nue oder Großtahiti, war etwa vierundzwanzig Jahre alt und der größte Mann seiner ganzen Insel, denn er maß sechs Fuß drei Zoll. Seine Gestalt war stark ohne einen Ansatz zum Fettwerden, sein Gliederbau harmonisch, in seinen lebhaften schwarzen Augen lag viel Ausdruck und in seinem Gesicht sprach sich trotz einer gewissen Finsterheit, die vielleicht blos Scheu war, Verstand aus. Sein Haupthaar und sein Bart waren kohlschwarz. Seine Brüder und Schwestern hatten dasselbe Haar, das wie eine gekräuselte Perrücke dicht um den Kopf stand. Seine älteste Schwester, welche dieses Mal allein zugegen war, mochte ein Jahr älter als der König sein, von den Brüdern zählte der eine sechzehn, der andere zehn Jahre. Die Geschwister mußten die Schultern so gut wie jeder Andere entblößen, und nur ein einziger Hofbeamter durfte eine Ausnahme machen.

befehlen mußten, in ihre Boote zurückzukehren. Das gute Aussehen unseres Fahrzeugs mochte nicht wenig dazu beitragen, daß Jeder sich zur Ehre rechnete, mit uns zu fahren. Ich hatte es nämlich neu anmalen und mit einem grünen Sonnenzelte versehen lassen. Wir ruderten quer über die Bucht, vorbei an Tutaha's Morai, der jetzt das Eigenthum des neuen Königs war.

Am Ufer, das mit dem schönsten Rasen bekleidet und bis ans Meer von Palmen beschattet war, standen viele Menschen, die uns mit lautem Freudengeschrei empfingen. Man führte uns zu einem Hause, dem größten einer Gruppe, vor dem ein Platz von zwanzig bis dreißig Schritten im Geviert mit einem achtzehn Zoll hohen Gitterwerk von Rohr eingefaßt war. Mitten in dieser Einzäunung saß der König mit kreuzweise übereinandergeschlagenen Beinen auf der Erde. Um ihn her standen viele Vornehme beiderlei Geschlechts, und das andere Volk bildete einen Kreis. Außer den entblößten Schultern der Menge war kein Zeichen von Ehrfurcht zu bemerken. Das Gedränge war noch größer, als bei unserer Zusammenkunft mit Aheatua, und die Stöcke der königlichen Diener hatten Arbeit vollauf. Es wurde unbarmherzig zugeschlagen, und die geringe Classe murrte nicht. Hierin lag ihr Unterschied von unserm englischen Pöbel.

Meine Creditive bestanden in Geschenken, und als ich sie überreicht hatte, war der formelle Theil der Zusammenkunft vorüber. Otu, der König von Tahiti-Nue oder Großtahiti, war etwa vierundzwanzig Jahre alt und der größte Mann seiner ganzen Insel, denn er maß sechs Fuß drei Zoll. Seine Gestalt war stark ohne einen Ansatz zum Fettwerden, sein Gliederbau harmonisch, in seinen lebhaften schwarzen Augen lag viel Ausdruck und in seinem Gesicht sprach sich trotz einer gewissen Finsterheit, die vielleicht blos Scheu war, Verstand aus. Sein Haupthaar und sein Bart waren kohlschwarz. Seine Brüder und Schwestern hatten dasselbe Haar, das wie eine gekräuselte Perrücke dicht um den Kopf stand. Seine älteste Schwester, welche dieses Mal allein zugegen war, mochte ein Jahr älter als der König sein, von den Brüdern zählte der eine sechzehn, der andere zehn Jahre. Die Geschwister mußten die Schultern so gut wie jeder Andere entblößen, und nur ein einziger Hofbeamter durfte eine Ausnahme machen.

Der erste Besuch war ein rein ceremonieller. Man beschenkte uns zur Erwiederung unserer Gaben mit großen, von wohlriechendem Oel duftenden Stücken Zeug, die uns gleich über die Kleider gelegt wurden, so daß wir uns kaum bewegen konnten. Nach meinen europäischen Begleitern auf der ersten Reise wurde weit mehr gefragt, als nach dem armen Tupia. Die Nachricht von seinem Tode wurde ziemlich gleichgültig aufgenommen. Am meisten gefiel unser Bergschotte, der durch seinen Dudelsack die ganze Versammlung in einen Freudenrausch versetzte.

Das Erscheinen Whappai's, des alten Vaters des Königs, verzögerte unsern Aufbruch ein wenig. Daß in Tahiti der Sohn noch bei Lebzeiten des Vaters die Regierung antritt, wußte ich von meiner ersten Reise her, neu war mir, daß die Landessitte dem Vater dieselbe Ehrfurcht gegen den königlichen Sohn vorschreibt, die für jeden Unterthan eine unabweisbare Pflicht ist. Das Volk war gegen Whappai sehr unterwürfig, und der König hatte ihm zu seinem Unterhalt den Bezirk angewiesen, in dem wir uns befanden.

Während unseres Besuchs hatten meine Leute auf der Venusspitze Zelte für die Kranken der Adventure und für die Wasserholer und Holzfäller aufgeschlagen. Unsere Astronomen richteten sich ziemlich auf derselben Stelle ein, wo ich mit Herrn Green den Durchgang der Venus beobachtet hatte. Ich brachte diese Nacht in einem der Zelte zu, da die Zudringlichkeit, mit der die Tahitier in jedem Winkel des Schiffs Glasperlen und ähnliche Dinge erbettelten, eine unerträgliche war.

Am folgenden Morgen begab ich mich an Bord, um den Gegenbesuch des Königs zu empfangen. Er überbrachte in eigener Person Geschenke, ein lebendiges Schwein, verschiedene große Fische, die völlig zugerichtet waren, und eine Menge von Körben mit Brotfrüchten und Bananen. Ehe er sich bequemte, das Schiff zu besteigen, hatte ich mich auf tahitische Art etikettemäßig anzukleiden, d. h. mit solchen Massen des hiesigen besten Zeuges zu beladen, daß ich zu einer ganz unförmlichen Figur wurde. Jetzt erst kam der König aufs Verdeck und besuchte auch die Cajüte, nachdem er seinen jüngsten Bruder vorausgeschickt und dieser berichtet hatte, daß es unten nichts Gefährliches gebe. Er war auf unser Frühstück besonders aufmerksam und wunderte sich

Der erste Besuch war ein rein ceremonieller. Man beschenkte uns zur Erwiederung unserer Gaben mit großen, von wohlriechendem Oel duftenden Stücken Zeug, die uns gleich über die Kleider gelegt wurden, so daß wir uns kaum bewegen konnten. Nach meinen europäischen Begleitern auf der ersten Reise wurde weit mehr gefragt, als nach dem armen Tupia. Die Nachricht von seinem Tode wurde ziemlich gleichgültig aufgenommen. Am meisten gefiel unser Bergschotte, der durch seinen Dudelsack die ganze Versammlung in einen Freudenrausch versetzte.

Das Erscheinen Whappai's, des alten Vaters des Königs, verzögerte unsern Aufbruch ein wenig. Daß in Tahiti der Sohn noch bei Lebzeiten des Vaters die Regierung antritt, wußte ich von meiner ersten Reise her, neu war mir, daß die Landessitte dem Vater dieselbe Ehrfurcht gegen den königlichen Sohn vorschreibt, die für jeden Unterthan eine unabweisbare Pflicht ist. Das Volk war gegen Whappai sehr unterwürfig, und der König hatte ihm zu seinem Unterhalt den Bezirk angewiesen, in dem wir uns befanden.

Während unseres Besuchs hatten meine Leute auf der Venusspitze Zelte für die Kranken der Adventure und für die Wasserholer und Holzfäller aufgeschlagen. Unsere Astronomen richteten sich ziemlich auf derselben Stelle ein, wo ich mit Herrn Green den Durchgang der Venus beobachtet hatte. Ich brachte diese Nacht in einem der Zelte zu, da die Zudringlichkeit, mit der die Tahitier in jedem Winkel des Schiffs Glasperlen und ähnliche Dinge erbettelten, eine unerträgliche war.

Am folgenden Morgen begab ich mich an Bord, um den Gegenbesuch des Königs zu empfangen. Er überbrachte in eigener Person Geschenke, ein lebendiges Schwein, verschiedene große Fische, die völlig zugerichtet waren, und eine Menge von Körben mit Brotfrüchten und Bananen. Ehe er sich bequemte, das Schiff zu besteigen, hatte ich mich auf tahitische Art etikettemäßig anzukleiden, d. h. mit solchen Massen des hiesigen besten Zeuges zu beladen, daß ich zu einer ganz unförmlichen Figur wurde. Jetzt erst kam der König aufs Verdeck und besuchte auch die Cajüte, nachdem er seinen jüngsten Bruder vorausgeschickt und dieser berichtet hatte, daß es unten nichts Gefährliches gebe. Er war auf unser Frühstück besonders aufmerksam und wunderte sich

über nichts mehr, als daß wir heißes Wasser (Thee) tranken und Brotfrucht mit Oel (Butter) aßen. Er selbst berührte keine Speise, sein Gefolge ließ es sich vortrefflich schmecken. Herrn Forsters Pudel gefiel ihm so, daß er sich ihn zum Geschenk erbat und ihn sich überall nachtragen ließ. Der Gunst, in der der Hund stand, wurden jedoch ein Bock und eine Ziege, Geschenke von der Adventure, sehr gefährlich. Der König wurde nicht müde, zu fragen, wie er diese Thiere zu pflegen habe, und versprach uns, die Jungen zu schonen, damit Haiti auch Ziegen bekomme. Diesem nützlichen Geschenk fügten wir später unsere drei letzten Schafe vom Cap hinzu.

Die Ausflüge, die wir machten, verschafften uns in mancher Beziehung Bekanntschaft mit neuen Dingen. Von den Bergen waren mehrere dürr und blos mit Farnkraut bewachsen, das man vor kurzem in Brand gesteckt hatte. Auf diesen dürren Bergen stieg eine Flucht wilder Enten vor uns auf. Was brachte diese Thiere, die gewöhnlich im Rohr oder an sumpfigen Flußufern leben, hierher? Beim Herabsteigen gelangten wir in ein hübsches Thal, durchströmt von einem Bache, den die Bewohner mit Steinen aufgedämmt hatten, um ihre mit Tarro (Arum esculentum) bepflanzten Felder zu bewässern. Von dieser Wurzel, die einen überschwemmten und sumpfigen Boden fordert, fanden wir zwei Arten. Die eine hat glänzende Blätter und eine wohl vier Fuß lange grobfaserige Wurzel, die andere zeichnet sich durch kleine sammtartige Blätter aus, und ihre Wurzel ist klein, aber wohlschmeckend. Beide haben einen scharfen Beigeschmack, den sie erst nach mehrmaligem Kochen verlieren.

In einem der vordersten Thäler machten unsere Naturforscher eine botanische Entdeckung. Es ist ein Baum, von ihnen Barringtonia, in der Landessprache Huddu genannt. Er trägt schöne Blüthen, weiß wie Lilien, aber größer und mit vielen Staubfäden, deren Spitzen carmoisinroth sind. Die meisten Blüthen waren abgefallen und bedeckten weithin den Boden. Die Einwohner zerstoßen die nußartige Frucht und werfen sie, mit dem Fleisch von Muscheln vermischt, ins Meer, wodurch die Fische so betäubt werden, daß sie oben auf das Wasser kommen und sich mit den Händen fangen lassen. Mehrere der zwischen den Wendekreisen vorkommenden Küstenpflanzen haben diese betäubende

über nichts mehr, als daß wir heißes Wasser (Thee) tranken und Brotfrucht mit Oel (Butter) aßen. Er selbst berührte keine Speise, sein Gefolge ließ es sich vortrefflich schmecken. Herrn Forsters Pudel gefiel ihm so, daß er sich ihn zum Geschenk erbat und ihn sich überall nachtragen ließ. Der Gunst, in der der Hund stand, wurden jedoch ein Bock und eine Ziege, Geschenke von der Adventure, sehr gefährlich. Der König wurde nicht müde, zu fragen, wie er diese Thiere zu pflegen habe, und versprach uns, die Jungen zu schonen, damit Haiti auch Ziegen bekomme. Diesem nützlichen Geschenk fügten wir später unsere drei letzten Schafe vom Cap hinzu.

Die Ausflüge, die wir machten, verschafften uns in mancher Beziehung Bekanntschaft mit neuen Dingen. Von den Bergen waren mehrere dürr und blos mit Farnkraut bewachsen, das man vor kurzem in Brand gesteckt hatte. Auf diesen dürren Bergen stieg eine Flucht wilder Enten vor uns auf. Was brachte diese Thiere, die gewöhnlich im Rohr oder an sumpfigen Flußufern leben, hierher? Beim Herabsteigen gelangten wir in ein hübsches Thal, durchströmt von einem Bache, den die Bewohner mit Steinen aufgedämmt hatten, um ihre mit Tarro (Arum esculentum) bepflanzten Felder zu bewässern. Von dieser Wurzel, die einen überschwemmten und sumpfigen Boden fordert, fanden wir zwei Arten. Die eine hat glänzende Blätter und eine wohl vier Fuß lange grobfaserige Wurzel, die andere zeichnet sich durch kleine sammtartige Blätter aus, und ihre Wurzel ist klein, aber wohlschmeckend. Beide haben einen scharfen Beigeschmack, den sie erst nach mehrmaligem Kochen verlieren.

In einem der vordersten Thäler machten unsere Naturforscher eine botanische Entdeckung. Es ist ein Baum, von ihnen Barringtonia, in der Landessprache Huddu genannt. Er trägt schöne Blüthen, weiß wie Lilien, aber größer und mit vielen Staubfäden, deren Spitzen carmoisinroth sind. Die meisten Blüthen waren abgefallen und bedeckten weithin den Boden. Die Einwohner zerstoßen die nußartige Frucht und werfen sie, mit dem Fleisch von Muscheln vermischt, ins Meer, wodurch die Fische so betäubt werden, daß sie oben auf das Wasser kommen und sich mit den Händen fangen lassen. Mehrere der zwischen den Wendekreisen vorkommenden Küstenpflanzen haben diese betäubende

Eigenschaft, so namentlich die Kukkelskörner, die man in Ostindien zu demselben Zweck benutzt.

Lieutenant Pickersgill machte eine mehrtägige Bootfahrt, die das Herbeischaffen von Lebensmitteln zum Zweck hatte. Er besuchte unter anderm die fruchtbaren Ebenen von Pappara und den kleinen Bezirk, der das Eigenthum der ehemaligen Königin Oberea ist. Diese Dame, die von ihrem Gemahl Oamo getrennt lebt, hatte durch die letzten Kriege zwischen den beiden Halbinseln sehr gelitten. Sie klagte bitter, daß sie iitih (arm) sei und ihren europäischen Freunden nicht einmal ein Schwein zu schenken vermöge. Oamo, einst König von ganz Tahiti, lebte in dem Bezirk Paparra. Er hatte eines der hübschesten Mädchen geheirathet, obgleich er für seine Person alt und faul geworden war. Seine junge Frau begleitete Herrn Pickersgill zu einem andern alten Freunde, dem riesig wohlbeleibten Potatau. Auch er hatte inzwischen eine jüngere Frau genommen, und seine verlassene Gefährtin war ihrerseits mit einem neuen Manne oder Liebhaber versehen. Ungeachtet dieser Familienveränderung lebten beide Paare in bester Eintracht in demselben Hause.

Ich hatte für unsern Aufenthalt in Tahiti vierzehn Tage bestimmt, und diese Frist lief nun ab. Unsere Vorbereitungen waren ziemlich beendet, als ein junger Tahitier geringen Standes, Porea, mit seinem Vater an Bord kam und uns erklärte, daß er uns nach England begleiten wolle. Ich nahm sein Anerbieten an, da er mir gelegentlich nützlich sein konnte. Einige Andere, die sich gleich ihm anboten, wies ich zurück. Der Vater hatte keine Einwendungen zu machen, weil er ein Beil und einige Nägel erhielt. Er verließ das Schiff, ohne ein Zeichen von Betrübniß zu geben. Porea, dessen ganze Ausrüstung in einem um die Schenkel geschlungenen Stück Zeug bestand, war wohlgemuth, bis einige junge Bursche ans Schiff ruderten und ihm prophezeiten, daß er den Tod finden werde, wenn er bei uns bliebe. Nun wurde er traurig und vergoß Thränen in Strömen. In der Cajüte tröstete ich ihn und versprach ihm, daß ich die Stelle seines Vaters vertreten werde. Diese Versicherung hatte die Folge, daß er von der größten Verzweiflung zur höchsten Freude überging.

Der Wind, der uns in das Meer hinausführte, war so schwach,

Eigenschaft, so namentlich die Kukkelskörner, die man in Ostindien zu demselben Zweck benutzt.

Lieutenant Pickersgill machte eine mehrtägige Bootfahrt, die das Herbeischaffen von Lebensmitteln zum Zweck hatte. Er besuchte unter anderm die fruchtbaren Ebenen von Pappara und den kleinen Bezirk, der das Eigenthum der ehemaligen Königin Oberea ist. Diese Dame, die von ihrem Gemahl Oamo getrennt lebt, hatte durch die letzten Kriege zwischen den beiden Halbinseln sehr gelitten. Sie klagte bitter, daß sie iitih (arm) sei und ihren europäischen Freunden nicht einmal ein Schwein zu schenken vermöge. Oamo, einst König von ganz Tahiti, lebte in dem Bezirk Paparra. Er hatte eines der hübschesten Mädchen geheirathet, obgleich er für seine Person alt und faul geworden war. Seine junge Frau begleitete Herrn Pickersgill zu einem andern alten Freunde, dem riesig wohlbeleibten Potatau. Auch er hatte inzwischen eine jüngere Frau genommen, und seine verlassene Gefährtin war ihrerseits mit einem neuen Manne oder Liebhaber versehen. Ungeachtet dieser Familienveränderung lebten beide Paare in bester Eintracht in demselben Hause.

Ich hatte für unsern Aufenthalt in Tahiti vierzehn Tage bestimmt, und diese Frist lief nun ab. Unsere Vorbereitungen waren ziemlich beendet, als ein junger Tahitier geringen Standes, Porea, mit seinem Vater an Bord kam und uns erklärte, daß er uns nach England begleiten wolle. Ich nahm sein Anerbieten an, da er mir gelegentlich nützlich sein konnte. Einige Andere, die sich gleich ihm anboten, wies ich zurück. Der Vater hatte keine Einwendungen zu machen, weil er ein Beil und einige Nägel erhielt. Er verließ das Schiff, ohne ein Zeichen von Betrübniß zu geben. Porea, dessen ganze Ausrüstung in einem um die Schenkel geschlungenen Stück Zeug bestand, war wohlgemuth, bis einige junge Bursche ans Schiff ruderten und ihm prophezeiten, daß er den Tod finden werde, wenn er bei uns bliebe. Nun wurde er traurig und vergoß Thränen in Strömen. In der Cajüte tröstete ich ihn und versprach ihm, daß ich die Stelle seines Vaters vertreten werde. Diese Versicherung hatte die Folge, daß er von der größten Verzweiflung zur höchsten Freude überging.

Der Wind, der uns in das Meer hinausführte, war so schwach,

daß wir den ganzen Abend in der Nähe der Küste blieben und noch einmal Gelegenheit hatten, die prächtige Ebene, die selbst im Winter den schönsten Landschaften der Welt den Rang streitig machen kann, zu bewundern. Die Einwohner dieses herrlichen Landes sind zu beneiden. Die Milde des Klima's und der ausgezeichnete Boden, der alle Arten eßbarer Pflanzen fast ohne Pflege hervorbringt, sichern ihr Wohlsein. Da die Subsistenzmittel so zahlreich und die Bedürfnisse so gering sind, führt die Verbindung der Geschlechter nicht jene erschreckende Menge von Leiden herbei, welche unsere europäischen Ehen bedrohen. Man folgt unbesorgt dem Naturtriebe, und darum ist die Bevölkerung in Verhältniß zu den angebauten Landestheilen so stark.

Vierzehntes Kapitel.

Huaheine. — König Ori. — Anfall auf Dr. Sparmann. — Omai und Hedidi begleiten uns. — Heilige Vögel. — Die Hervey-Insel. — Die Freundschafts-Inseln. — Eua und Tongatabu. — Beschreibung beider Inseln, ihrer Bewohner und ihrer Erzeugnisse.

Nach Sonnenuntergang wurde der Wind frischer und entführte uns dem schönen Eilande schneller. Am folgenden Tage (2. Septbr.) sahen wir die Insel Huaheine, der wir einen Besuch machen wollten. Nächstens Morgens wurden drei andere Inseln sichtbar: Borabora, Raiatea und Taha. Unsere Einfahrt in den Hafen durch zwei Korallenriffe hindurch, die kaum dreihundert Fuß von einander abstehen, war nicht ungefährlich. Wir kamen glücklich hindurch, die Adventure fuhr auf und bedurfte unserer Beihülfe.

Huaheine ist ein Tahiti im Kleinen. Der Umfang der Insel, die Berge, denen die vorliegenden Hügel fehlen, die Ebenen, Alles ist in einem geringeren Maßstabe angelegt. Als wir vor Anker lagen, brachten mehrere Boote uns Früchte und schöne große Hühner. Wir gingen ans Land und richteten einen lebhaften Tauschhandel ein. Frauen ließen sich an diesem Tage nicht sehen. Die Brotfrüchte waren weicher

daß wir den ganzen Abend in der Nähe der Küste blieben und noch einmal Gelegenheit hatten, die prächtige Ebene, die selbst im Winter den schönsten Landschaften der Welt den Rang streitig machen kann, zu bewundern. Die Einwohner dieses herrlichen Landes sind zu beneiden. Die Milde des Klima's und der ausgezeichnete Boden, der alle Arten eßbarer Pflanzen fast ohne Pflege hervorbringt, sichern ihr Wohlsein. Da die Subsistenzmittel so zahlreich und die Bedürfnisse so gering sind, führt die Verbindung der Geschlechter nicht jene erschreckende Menge von Leiden herbei, welche unsere europäischen Ehen bedrohen. Man folgt unbesorgt dem Naturtriebe, und darum ist die Bevölkerung in Verhältniß zu den angebauten Landestheilen so stark.

Vierzehntes Kapitel.

Huaheine. — König Ori. — Anfall auf Dr. Sparmann. — Omai und Hedidi begleiten uns. — Heilige Vögel. — Die Hervey-Insel. — Die Freundschafts-Inseln. — Eua und Tongatabu. — Beschreibung beider Inseln, ihrer Bewohner und ihrer Erzeugnisse.

Nach Sonnenuntergang wurde der Wind frischer und entführte uns dem schönen Eilande schneller. Am folgenden Tage (2. Septbr.) sahen wir die Insel Huaheine, der wir einen Besuch machen wollten. Nächstens Morgens wurden drei andere Inseln sichtbar: Borabora, Raiatea und Taha. Unsere Einfahrt in den Hafen durch zwei Korallenriffe hindurch, die kaum dreihundert Fuß von einander abstehen, war nicht ungefährlich. Wir kamen glücklich hindurch, die Adventure fuhr auf und bedurfte unserer Beihülfe.

Huaheine ist ein Tahiti im Kleinen. Der Umfang der Insel, die Berge, denen die vorliegenden Hügel fehlen, die Ebenen, Alles ist in einem geringeren Maßstabe angelegt. Als wir vor Anker lagen, brachten mehrere Boote uns Früchte und schöne große Hühner. Wir gingen ans Land und richteten einen lebhaften Tauschhandel ein. Frauen ließen sich an diesem Tage nicht sehen. Die Brotfrüchte waren weicher

als in Tahiti, Pisangs gab es in diesem Bezirke nicht, aber der Markt wurde von einer andern Gegend aus mit ihnen versorgt. Unser Tahitier Porea ging mit uns ans Land. Ich hatte ihm einen leinenen Rock nebst ein Paar Schifferhosen geben lassen, und er wollte durchaus für einen Europäer gelten. Damit man ihn nicht erkenne, enthielt er sich seiner Muttersprache und stieß nichts als unverständliche Worte aus. Unsere Matrosen tauften ihn Tom, denn mit seinem tahitischen Namen wollte er nicht mehr angeredet werden. Bis jetzt war Sir, von ihm wie Dschooro ausgesprochen und stets gebraucht, das einzige englische Wort, das er kannte.

Der König Ori gewährte mir am andern Morgen eine Zusammenkunft. Die Etikette schrieb vor, daß ich ihm zwei junge Pisangstämme, mit Nägeln, Spiegeln, Denkmünzen und anderen Kleinigkeiten behangen, überreichte und bei dem ersten: „Für die Gottheit!“ bei dem zweiten: „Vom Freunde Cook an Ori!“ sagte. Ich erhielt fünf Stämme mit drei Schweinen und einem Hunde. Die Worte, die dabei gesprochen wurden, lauteten übersetzt: „Von Seiten des Königs; für die Gottheit; zum Willkommen; von Freund Ori an Cook; vom Strick.“ Was das letzte Wort bedeute, erfuhren wir nicht.

Ori hatte mir zu Ehren den Namen Cuki angenommen und nannte sich noch so. Er zeigte mir die Zinnplatte mit meinem und meines Schiffs Namen, die ich ihm bei unserer früheren Zusammenkunft überreicht hatte, um mir zu beweisen, wie gut er sie bewahrt habe. Wir schieden als die besten Freunde.

Die Einwohner belästigten uns bei weitem nicht so, wie die Tahitier. Sie waren weniger gastfrei, weniger furchtsam und bettelten weder, noch machten sie Geschenke. Sie brachten uns für unsere Nägel, Messer und kleinen Beile, Hühner, Schweine und Hunde in Menge. Die Hühner liefen frei in den Wäldern umher und saßen oben in den Brotfruchtbäumen. Die Schweine durften frei umherlaufen, bekamen aber ihr abgemessenes Futter. Wir sahen, wie eine alte Frau ein Ferkel auf eine komische Art fütterte. Sie hielt ihm ein Stückchen Fell vor, und wenn das Ferkel danach schnappte, schob sie ihm eine Hand voll gesäuerten Brotfruchtteigs, den das Thier ohne diese List nicht gefressen haben würde, ins Maul. Die Hunde sind von verschiedener Größe,

als in Tahiti, Pisangs gab es in diesem Bezirke nicht, aber der Markt wurde von einer andern Gegend aus mit ihnen versorgt. Unser Tahitier Porea ging mit uns ans Land. Ich hatte ihm einen leinenen Rock nebst ein Paar Schifferhosen geben lassen, und er wollte durchaus für einen Europäer gelten. Damit man ihn nicht erkenne, enthielt er sich seiner Muttersprache und stieß nichts als unverständliche Worte aus. Unsere Matrosen tauften ihn Tom, denn mit seinem tahitischen Namen wollte er nicht mehr angeredet werden. Bis jetzt war Sir, von ihm wie Dschooro ausgesprochen und stets gebraucht, das einzige englische Wort, das er kannte.

Der König Ori gewährte mir am andern Morgen eine Zusammenkunft. Die Etikette schrieb vor, daß ich ihm zwei junge Pisangstämme, mit Nägeln, Spiegeln, Denkmünzen und anderen Kleinigkeiten behangen, überreichte und bei dem ersten: „Für die Gottheit!“ bei dem zweiten: „Vom Freunde Cook an Ori!“ sagte. Ich erhielt fünf Stämme mit drei Schweinen und einem Hunde. Die Worte, die dabei gesprochen wurden, lauteten übersetzt: „Von Seiten des Königs; für die Gottheit; zum Willkommen; von Freund Ori an Cook; vom Strick.“ Was das letzte Wort bedeute, erfuhren wir nicht.

Ori hatte mir zu Ehren den Namen Cuki angenommen und nannte sich noch so. Er zeigte mir die Zinnplatte mit meinem und meines Schiffs Namen, die ich ihm bei unserer früheren Zusammenkunft überreicht hatte, um mir zu beweisen, wie gut er sie bewahrt habe. Wir schieden als die besten Freunde.

Die Einwohner belästigten uns bei weitem nicht so, wie die Tahitier. Sie waren weniger gastfrei, weniger furchtsam und bettelten weder, noch machten sie Geschenke. Sie brachten uns für unsere Nägel, Messer und kleinen Beile, Hühner, Schweine und Hunde in Menge. Die Hühner liefen frei in den Wäldern umher und saßen oben in den Brotfruchtbäumen. Die Schweine durften frei umherlaufen, bekamen aber ihr abgemessenes Futter. Wir sahen, wie eine alte Frau ein Ferkel auf eine komische Art fütterte. Sie hielt ihm ein Stückchen Fell vor, und wenn das Ferkel danach schnappte, schob sie ihm eine Hand voll gesäuerten Brotfruchtteigs, den das Thier ohne diese List nicht gefressen haben würde, ins Maul. Die Hunde sind von verschiedener Größe,

aber alle kurz gebaut und haben einen dicken Kopf, eine spitze Schnauze, sehr kleine Augen, aufrechtstehende Ohren und ein langes grobes Haar, das in der Regel weiß oder braun ist. So häßlich und dumm sie sind, werden sie von den Frauen geliebkos't, wie die Bologneser unserer Damen. Zuletzt ißt man sie. Sie bellen höchst selten, heulen dagegen zuweilen und sind gegen Fremde sehr scheu.

Die Vögel sind dieselben wie auf Tahiti, außerdem kommen ein blauer Eisvogel mit weißem Bauche und ein grauer Reiher vor. Wenn wir diese beiden Arten schossen, verrieth ein Theil der Eingebornen Unzufriedenheit. Diesen Leuten schienen Reiher und Eisvögel heilig zu sein, denn sie nannten sie Catuas. mit welchem Namen die Gottheit bezeichnet zu werden pflegt. Andere halfen uns jene Vögel aufsuchen und baten uns, sie zu schießen. Thiere wurden uns so viele angeboten, daß wir zweihundertneun Schweine, fünfzig Hunde und eben so viele Hühner an Bord nehmen konnten, und die Adventure sich nicht weniger reichlich zu versorgen vermochte. Früchte und grüne Gemüse bekamen wir um so weniger und mußten uns mit Yamswurzeln begnügen.

Dr. Sparmann ging allein bis an das nördliche Ende der Insel und fand dort an einer großen Salzwasser-Lagune verschiedene Pflanzen, die in Ostindien heimisch sind und auf den Südsee-Inseln selten angetroffen werden. Ein Eingeborner hatte ihn als Führer begleitet und darüber gewacht, daß ihm nichts gestohlen werde. Er wurde dadurch so dreist gemacht, daß er sich noch einmal ohne Begleitung und blos mit einem Hirschfänger bewaffnet ins Innere wagte.

Während seiner Abwesenheit gab es auf unserm Markte Streit. Ein Wilder, der nach seinem Schmuck zu der vornehmen Classe zu gehören schien, drängte sich aus dem Haufen und verbot dem Volke, an uns zu verkaufen, indem er zugleich unserm Schiffsschreiber einen Beutel mit Nägeln aus der Hand reißen wollte. Sobald ich von diesem Vorgang hörte, eilte ich auf den Marktplatz, entriß dem Ruhestörer seine beiden Keulen von Casuarinenholz und warf sie in das Meer. Die Eingebornen gaben mir Recht, aber kaum hatte ich mein Boot bestiegen, so sah ich sie alle plötzlich davonlaufen. Das Räthsel klärte sich auf: Dr. Sparmann kam nackt und mit den deutlichen Spuren grober

aber alle kurz gebaut und haben einen dicken Kopf, eine spitze Schnauze, sehr kleine Augen, aufrechtstehende Ohren und ein langes grobes Haar, das in der Regel weiß oder braun ist. So häßlich und dumm sie sind, werden sie von den Frauen geliebkos't, wie die Bologneser unserer Damen. Zuletzt ißt man sie. Sie bellen höchst selten, heulen dagegen zuweilen und sind gegen Fremde sehr scheu.

Die Vögel sind dieselben wie auf Tahiti, außerdem kommen ein blauer Eisvogel mit weißem Bauche und ein grauer Reiher vor. Wenn wir diese beiden Arten schossen, verrieth ein Theil der Eingebornen Unzufriedenheit. Diesen Leuten schienen Reiher und Eisvögel heilig zu sein, denn sie nannten sie Catuas. mit welchem Namen die Gottheit bezeichnet zu werden pflegt. Andere halfen uns jene Vögel aufsuchen und baten uns, sie zu schießen. Thiere wurden uns so viele angeboten, daß wir zweihundertneun Schweine, fünfzig Hunde und eben so viele Hühner an Bord nehmen konnten, und die Adventure sich nicht weniger reichlich zu versorgen vermochte. Früchte und grüne Gemüse bekamen wir um so weniger und mußten uns mit Yamswurzeln begnügen.

Dr. Sparmann ging allein bis an das nördliche Ende der Insel und fand dort an einer großen Salzwasser-Lagune verschiedene Pflanzen, die in Ostindien heimisch sind und auf den Südsee-Inseln selten angetroffen werden. Ein Eingeborner hatte ihn als Führer begleitet und darüber gewacht, daß ihm nichts gestohlen werde. Er wurde dadurch so dreist gemacht, daß er sich noch einmal ohne Begleitung und blos mit einem Hirschfänger bewaffnet ins Innere wagte.

Während seiner Abwesenheit gab es auf unserm Markte Streit. Ein Wilder, der nach seinem Schmuck zu der vornehmen Classe zu gehören schien, drängte sich aus dem Haufen und verbot dem Volke, an uns zu verkaufen, indem er zugleich unserm Schiffsschreiber einen Beutel mit Nägeln aus der Hand reißen wollte. Sobald ich von diesem Vorgang hörte, eilte ich auf den Marktplatz, entriß dem Ruhestörer seine beiden Keulen von Casuarinenholz und warf sie in das Meer. Die Eingebornen gaben mir Recht, aber kaum hatte ich mein Boot bestiegen, so sah ich sie alle plötzlich davonlaufen. Das Räthsel klärte sich auf: Dr. Sparmann kam nackt und mit den deutlichen Spuren grober

Mishandlungen zurück. Wie er erzählte, gesellten sich zwei Wilde zu ihm und führten ihn tiefer ins Land hinein. Ehe er sich dessen versah, entrissen sie ihm den Hirschfänger und gaben ihm einen Schlag auf den Kopf, der ihn zu Boden warf. Sie zogen ihm die Kleider aus, doch machte er sich von ihnen frei und floh, blieb aber unglücklicherweise an einem Strauche hängen, wurde eingeholt und bis zur Besinnungslosigkeit geschlagen. In diesem Zustande entkleideten ihn die beiden Kerle völlig und waren schon im Begriff, ihm die Hände abzuschlagen, um leichter zu seinem Hemde zu gelangen, das von den Knöpfen festgehalten wurde. Noch zu rechter Zeit kam er zu sich und hatte die Geistesgegenwart, die Aermel mit den Zähnen aufzubeißen, worauf sie das Hemd an sich rissen und fortliefen.

Ori, dem wir unsere Klage vortrugen, war sogleich bereit, die Verbrecher aufsuchen zu lassen und zu bestrafen. Er begleitete uns selbst in unserem Boote zu der Bucht, in deren Nähe die That geschehen war, und ließ das ganze Land durchsuchen. Die Diebe wurden jedoch nicht gefunden, wahrscheinlich weil die Streifwachen ihre Schuldigkeit nicht thaten. Als wir am folgenden Tage absegelten, fuhr er uns in einem Boote nach, um uns zu benachrichtigen, daß die Thäter entdeckt wären und ihrer Strafe harrten. Wir verstanden ihn anfangs nicht und glaubten, daß er einen seiner Unterthanen zurückfordere, der uns begleiten wollte. Als wir endlich wußten, was er wolle, war es zu spät, das Schiff zu wenden, und ich weiß daher nicht, wie man in Fällen wie dieser auf Huaheine die Gerechtigkeit ihr Strafamt verwalten läßt.

Jener Eingeborne hieß Omai und war ein Mensch vom geringsten Stande. Er hielt sich immer zu den Matrosen und ließ keinen Ehrgeiz durchblicken, bis er am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo Capitain Furneaux ihn in seiner Landestracht auftreten ließ, Aufsehen erregte und in den ersten Gesellschaften Aufnahme fand. Nun prahlte er, daß er ein „Freund des Königs" gewesen sei. Unwissende Menschen machten einen Priester der Sonne aus ihm, den es in seinem Vaterlande gar nicht giebt. Seine schwarze Farbe, die nur der geringsten Classe eigen ist, paßte zu seinem angenommenen Range nicht im entferntesten, besser schon seine zierliche Gestalt und seine fein gebaute Hand. Er

Mishandlungen zurück. Wie er erzählte, gesellten sich zwei Wilde zu ihm und führten ihn tiefer ins Land hinein. Ehe er sich dessen versah, entrissen sie ihm den Hirschfänger und gaben ihm einen Schlag auf den Kopf, der ihn zu Boden warf. Sie zogen ihm die Kleider aus, doch machte er sich von ihnen frei und floh, blieb aber unglücklicherweise an einem Strauche hängen, wurde eingeholt und bis zur Besinnungslosigkeit geschlagen. In diesem Zustande entkleideten ihn die beiden Kerle völlig und waren schon im Begriff, ihm die Hände abzuschlagen, um leichter zu seinem Hemde zu gelangen, das von den Knöpfen festgehalten wurde. Noch zu rechter Zeit kam er zu sich und hatte die Geistesgegenwart, die Aermel mit den Zähnen aufzubeißen, worauf sie das Hemd an sich rissen und fortliefen.

Ori, dem wir unsere Klage vortrugen, war sogleich bereit, die Verbrecher aufsuchen zu lassen und zu bestrafen. Er begleitete uns selbst in unserem Boote zu der Bucht, in deren Nähe die That geschehen war, und ließ das ganze Land durchsuchen. Die Diebe wurden jedoch nicht gefunden, wahrscheinlich weil die Streifwachen ihre Schuldigkeit nicht thaten. Als wir am folgenden Tage absegelten, fuhr er uns in einem Boote nach, um uns zu benachrichtigen, daß die Thäter entdeckt wären und ihrer Strafe harrten. Wir verstanden ihn anfangs nicht und glaubten, daß er einen seiner Unterthanen zurückfordere, der uns begleiten wollte. Als wir endlich wußten, was er wolle, war es zu spät, das Schiff zu wenden, und ich weiß daher nicht, wie man in Fällen wie dieser auf Huaheine die Gerechtigkeit ihr Strafamt verwalten läßt.

Jener Eingeborne hieß Omai und war ein Mensch vom geringsten Stande. Er hielt sich immer zu den Matrosen und ließ keinen Ehrgeiz durchblicken, bis er am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo Capitain Furneaux ihn in seiner Landestracht auftreten ließ, Aufsehen erregte und in den ersten Gesellschaften Aufnahme fand. Nun prahlte er, daß er ein „Freund des Königs" gewesen sei. Unwissende Menschen machten einen Priester der Sonne aus ihm, den es in seinem Vaterlande gar nicht giebt. Seine schwarze Farbe, die nur der geringsten Classe eigen ist, paßte zu seinem angenommenen Range nicht im entferntesten, besser schon seine zierliche Gestalt und seine fein gebaute Hand. Er

war gefühlvoll, dankbar und mitleidig, freilich auch leichtsinnig, und faßte Alles schnell und richtig auf.*)

Wir richteten unsern Lauf gegen Westen, nach der Insel Alirtea, die von den Einwohnern der Gesellschaftsinseln Raiatea genannt wird. Die ersten Besucher, die an Bord kamen, waren zwei Befehlshaber aus Borabora, die ihr König hier mit Ländereien belehnt und mit der Aufrechthaltung seiner Autorität beauftragt hatte. Dieselbe Politik befolgte er auf den beiden anderen von ihm eroberten Inseln Taha und Maurua. Uru, der ehemalige König dieser Insel, hatte Rang und Titel behalten, und auch der Bezirk Opoa war ihm gelassen worden. Einer jener Befehlshaber Herea war der dickste Mann, den wir auf den Südsee-Inseln jemals gesehen hatten. Sein Haar hing ihm in langen, wellenförmig geschlängelten Flechten bis auf die Hüften herab und ließ seinen Kopf noch einmal so stark erscheinen, als er von Natur war.

Der Vorsteher des Bezirks, in dem wir landeten, hieß Orea und war ein verständiger Mann, der auf Ceremonien keinen Werth legte. In seinem Hause sahen wir dieselben Tänze und Pantomimen, welche wir von früher kannten. Auch das Schauspiel, in dem Reisende ihr Gepäck gegen Diebe zu schützen suchen, wurde vor uns aufgeführt.**) Die Speisen, die er uns vorsetzte, bestanden in Schweinebraten, Brotfrüchten und Bananen. Die gemeinen Leute hatten bei diesen Mahlen

*) Omai diente in England zum Spielzeug der Vornehmen und des Hofs. Man führte ihn so viel in Gesellschaften, daß zu seiner Ausbildung wenig Zeit blieb. Das Einzige, worin er es weit brachte, war das Schachspiel. Ihm als Wilden ist es nicht zur Last zu legen, daß er sich die Zerstreuungen, bei denen man ihn festhielt, gefallen ließ und sich um Dinge, die seinem Vaterlande nützlich werden konnten, wenig bekümmerte. Daß er ernste Zwecke verfolgen konnte, bewies er, als er sich in England die erdenklichste Mühe gab, Waffen zu erlangen, durch die er seine Insel Raiatea von dem Joche des Königs Opuni von Borabora befreien wollte. Als er England verließ, gab man ihm die für ein rohes Land werthvollsten Errungenschaften europäischer Bildung mit: eine Drehorgel, eine Elektrisirmaschine, ein Panzerhemd und eine Ritterrüstung. Cook führte ihn zurück.

**) S. S. 48.

war gefühlvoll, dankbar und mitleidig, freilich auch leichtsinnig, und faßte Alles schnell und richtig auf.*)

Wir richteten unsern Lauf gegen Westen, nach der Insel Alirtea, die von den Einwohnern der Gesellschaftsinseln Raiatea genannt wird. Die ersten Besucher, die an Bord kamen, waren zwei Befehlshaber aus Borabora, die ihr König hier mit Ländereien belehnt und mit der Aufrechthaltung seiner Autorität beauftragt hatte. Dieselbe Politik befolgte er auf den beiden anderen von ihm eroberten Inseln Taha und Maurua. Uru, der ehemalige König dieser Insel, hatte Rang und Titel behalten, und auch der Bezirk Opoa war ihm gelassen worden. Einer jener Befehlshaber Herea war der dickste Mann, den wir auf den Südsee-Inseln jemals gesehen hatten. Sein Haar hing ihm in langen, wellenförmig geschlängelten Flechten bis auf die Hüften herab und ließ seinen Kopf noch einmal so stark erscheinen, als er von Natur war.

Der Vorsteher des Bezirks, in dem wir landeten, hieß Orea und war ein verständiger Mann, der auf Ceremonien keinen Werth legte. In seinem Hause sahen wir dieselben Tänze und Pantomimen, welche wir von früher kannten. Auch das Schauspiel, in dem Reisende ihr Gepäck gegen Diebe zu schützen suchen, wurde vor uns aufgeführt.**) Die Speisen, die er uns vorsetzte, bestanden in Schweinebraten, Brotfrüchten und Bananen. Die gemeinen Leute hatten bei diesen Mahlen

*) Omai diente in England zum Spielzeug der Vornehmen und des Hofs. Man führte ihn so viel in Gesellschaften, daß zu seiner Ausbildung wenig Zeit blieb. Das Einzige, worin er es weit brachte, war das Schachspiel. Ihm als Wilden ist es nicht zur Last zu legen, daß er sich die Zerstreuungen, bei denen man ihn festhielt, gefallen ließ und sich um Dinge, die seinem Vaterlande nützlich werden konnten, wenig bekümmerte. Daß er ernste Zwecke verfolgen konnte, bewies er, als er sich in England die erdenklichste Mühe gab, Waffen zu erlangen, durch die er seine Insel Raiatea von dem Joche des Königs Opuni von Borabora befreien wollte. Als er England verließ, gab man ihm die für ein rohes Land werthvollsten Errungenschaften europäischer Bildung mit: eine Drehorgel, eine Elektrisirmaschine, ein Panzerhemd und eine Ritterrüstung. Cook führte ihn zurück.

**) S. S. 48.

freien Zutritt und durften um Braten betteln, der gewiß selten an sie kam. Alle theilten, was sie bekamen, redlich mit ihren Nachbarn, ja sie reichten es über die Köpfe weg, von Hand zu Hand, bis an das äußerste Ende des Hauses, damit diejenigen, welche im Gedränge nicht näher herzukommen konnten, nicht leer ausgingen.

Die Tugend der Nüchternheit wird ziemlich allgemein gefunden, obgleich es ein berauschendes Getränk giebt, das aus der Wurzel eines Pfefferbaums auf die ekelhafteste Weise bereitet wird. Man schneidet die Wurzel in kleine Stücke, kaut diese und speit die Masse in ein Gefäß, in dem sich Wasser oder die Milch von Cocosnüssen befindet. Diesen Brei läßt man durch Cocosfasern laufen und klärt die Flüssigkeit ab. Dieses scheußliche Gemenge wird von seinen Verehrern gierig getrunken, und viele prahlen nicht wenig damit, daß sie viele Schalen zu leeren im Stande sind. Die nächste Folge ist sinnlose Betrunkenheit, und wird die schädliche Gewohnheit lange Zeit fortgesetzt, so wird der Körper dürr und mager, die Augen entzünden sich und auf der Haut bilden sich Schuppen und rothe Flecke. Wie kommt es nun, daß diese Wurzel, die so verderblich wirkt, auf den Gesellschaftsinseln für ein Sinnbild des Friedens gilt.

Um mir mehr Früchte zu verschaffen, schickte ich zwei Boote nach der Insel Taha. Am folgenden Morgen ließ sich nicht ein einziger Kahn bei dem Schiffe sehen, und Orea's Haus stand leer. Endlich erfuhren wir von mehreren Einwohnern, die sich schüchtern näherten, daß Orea geflohen sei, weil er von uns gefangen genommen zu werden fürchte. Wir folgten ihm nach dem Orte, der uns als sein Zufluchtsort bezeichnet wurde, und beruhigten ihn, wobei Beile, Nägel und Glasperlen die besten Dienste leisteten. Er hatte geglaubt, daß die Matrosen, die ich nach Taha geschickt hatte, geflüchtet wären, und daß ich ihn für sie verantwortlich machen werde.

Indem wir noch bei Orea saßen, kam unser Tahitier Porea eiligst herbei und händigte mir das Pulverhorn ein, das er beständig in Verwahrung gehabt hatte. Die wenigen Worte, die er dazu sprach, deuteten an, daß er bald wieder kommen werde, aber wir warteten vergebens auf ihn. Wir kehrten ohne ihn zum Schiffe zurück und sahen ihn nie wieder. Statt seiner meldete sich ein junger Mann von gutem Herkommen,

freien Zutritt und durften um Braten betteln, der gewiß selten an sie kam. Alle theilten, was sie bekamen, redlich mit ihren Nachbarn, ja sie reichten es über die Köpfe weg, von Hand zu Hand, bis an das äußerste Ende des Hauses, damit diejenigen, welche im Gedränge nicht näher herzukommen konnten, nicht leer ausgingen.

Die Tugend der Nüchternheit wird ziemlich allgemein gefunden, obgleich es ein berauschendes Getränk giebt, das aus der Wurzel eines Pfefferbaums auf die ekelhafteste Weise bereitet wird. Man schneidet die Wurzel in kleine Stücke, kaut diese und speit die Masse in ein Gefäß, in dem sich Wasser oder die Milch von Cocosnüssen befindet. Diesen Brei läßt man durch Cocosfasern laufen und klärt die Flüssigkeit ab. Dieses scheußliche Gemenge wird von seinen Verehrern gierig getrunken, und viele prahlen nicht wenig damit, daß sie viele Schalen zu leeren im Stande sind. Die nächste Folge ist sinnlose Betrunkenheit, und wird die schädliche Gewohnheit lange Zeit fortgesetzt, so wird der Körper dürr und mager, die Augen entzünden sich und auf der Haut bilden sich Schuppen und rothe Flecke. Wie kommt es nun, daß diese Wurzel, die so verderblich wirkt, auf den Gesellschaftsinseln für ein Sinnbild des Friedens gilt.

Um mir mehr Früchte zu verschaffen, schickte ich zwei Boote nach der Insel Taha. Am folgenden Morgen ließ sich nicht ein einziger Kahn bei dem Schiffe sehen, und Orea's Haus stand leer. Endlich erfuhren wir von mehreren Einwohnern, die sich schüchtern näherten, daß Orea geflohen sei, weil er von uns gefangen genommen zu werden fürchte. Wir folgten ihm nach dem Orte, der uns als sein Zufluchtsort bezeichnet wurde, und beruhigten ihn, wobei Beile, Nägel und Glasperlen die besten Dienste leisteten. Er hatte geglaubt, daß die Matrosen, die ich nach Taha geschickt hatte, geflüchtet wären, und daß ich ihn für sie verantwortlich machen werde.

Indem wir noch bei Orea saßen, kam unser Tahitier Porea eiligst herbei und händigte mir das Pulverhorn ein, das er beständig in Verwahrung gehabt hatte. Die wenigen Worte, die er dazu sprach, deuteten an, daß er bald wieder kommen werde, aber wir warteten vergebens auf ihn. Wir kehrten ohne ihn zum Schiffe zurück und sahen ihn nie wieder. Statt seiner meldete sich ein junger Mann von gutem Herkommen,

Hedidi genannt, und bat, daß ich ihn mit nach England nehmen möchte. Ich stellte ihm vor, daß er eine rauhe Luft, ungewohnte Kost und viele andere Unannehmlichkeiten finden würde, doch er blieb bei seinem Vorsatze und ich ertheilte ihm endlich die Erlaubniß, nach der ihm so sehr verlangte.

Die Eisvögel und Reiher hießen auch auf dieser Insel Catua und galten für heilig. Orea selbst bat uns, solche Vögel nicht zu schießen, alle anderen seien uns preisgegeben. Wir jagten besonders auf wilde Enten und Schnepfen, die aber sehr scheu waren, da die Einwohner dieses Wild zu schätzen wußten und ihm eifrig nachstellten.

Unsere Kranken, diejenigen nicht ausgenommen, welche von Scorbut am meisten gelitten hatten, waren jetzt vollständig wiederhergestellt, und wir hatten frische Lebensmittel in Fülle. Gemüse und Früchte hatten uns hauptsächlich die Gesellschafts-Inseln geliefert, und der Zweck unsers Hierseins war erfüllt. Ohne Unfall kamen wir durch das gefährliche Riff des Hafens ins offene Meer. Unser Hedidi litt an der Seekrankheit, war aber bereits am nächsten Tage hergestellt. Maurua, eine aus einem einzigen kegelförmigen Berge bestehende Insel, sahen wir blos von weitem.

Bis zum 23. September kam nichts Bemerkenswerthes vor. An jenem Tage wurde links vom Schiffe eine niedrige Insel sichtbar. Als wir näher gekommen waren, bemerkten wir, daß hinter der sandigen, mit Schlinggewächsen überzogenen Küste Buschwerk und stark belaubte Bäume, von schlanken Palmen überragt, sich erhoben. Die Insel bestand aus zwei, durch ein Korallenriff verbundenen Theilen und schien ganz unbewohnt zu sein. Ich nannte sie dem jetzigen Grafen von Bristol zu Ehren Hervey-Insel *) Die Breite ist 19 Grad 18 Min. südlich, die Länge 158 Grad 54 Min. westlich von Greenwich.

Von der Hervey-Insel steuerten wir bis zum 1. October immer westlich und erst an diesem Tage sahen wir wieder Land. Es schien sich ziemlich über das Meer zu erheben und zeigte uns bewaldete Berge. Da der Abend heran nahte, ließ ich beilegen, umsegelte gegen Tagesanbruch die südwestliche Spitze und lief an der westlichen Küste hin.

*) Sie heißt jetzt Terau Dschimau.

Hedidi genannt, und bat, daß ich ihn mit nach England nehmen möchte. Ich stellte ihm vor, daß er eine rauhe Luft, ungewohnte Kost und viele andere Unannehmlichkeiten finden würde, doch er blieb bei seinem Vorsatze und ich ertheilte ihm endlich die Erlaubniß, nach der ihm so sehr verlangte.

Die Eisvögel und Reiher hießen auch auf dieser Insel Catua und galten für heilig. Orea selbst bat uns, solche Vögel nicht zu schießen, alle anderen seien uns preisgegeben. Wir jagten besonders auf wilde Enten und Schnepfen, die aber sehr scheu waren, da die Einwohner dieses Wild zu schätzen wußten und ihm eifrig nachstellten.

Unsere Kranken, diejenigen nicht ausgenommen, welche von Scorbut am meisten gelitten hatten, waren jetzt vollständig wiederhergestellt, und wir hatten frische Lebensmittel in Fülle. Gemüse und Früchte hatten uns hauptsächlich die Gesellschafts-Inseln geliefert, und der Zweck unsers Hierseins war erfüllt. Ohne Unfall kamen wir durch das gefährliche Riff des Hafens ins offene Meer. Unser Hedidi litt an der Seekrankheit, war aber bereits am nächsten Tage hergestellt. Maurua, eine aus einem einzigen kegelförmigen Berge bestehende Insel, sahen wir blos von weitem.

Bis zum 23. September kam nichts Bemerkenswerthes vor. An jenem Tage wurde links vom Schiffe eine niedrige Insel sichtbar. Als wir näher gekommen waren, bemerkten wir, daß hinter der sandigen, mit Schlinggewächsen überzogenen Küste Buschwerk und stark belaubte Bäume, von schlanken Palmen überragt, sich erhoben. Die Insel bestand aus zwei, durch ein Korallenriff verbundenen Theilen und schien ganz unbewohnt zu sein. Ich nannte sie dem jetzigen Grafen von Bristol zu Ehren Hervey-Insel *) Die Breite ist 19 Grad 18 Min. südlich, die Länge 158 Grad 54 Min. westlich von Greenwich.

Von der Hervey-Insel steuerten wir bis zum 1. October immer westlich und erst an diesem Tage sahen wir wieder Land. Es schien sich ziemlich über das Meer zu erheben und zeigte uns bewaldete Berge. Da der Abend heran nahte, ließ ich beilegen, umsegelte gegen Tagesanbruch die südwestliche Spitze und lief an der westlichen Küste hin.

*) Sie heißt jetzt Terau Dschimau.

Das Tageslicht war noch so schwach, daß wir die Feuer der Einwohner durch die Büsche schimmern sahen. Der volle Tag ließ uns erkennen, daß die Berge niedrig und mit anmuthigen Baumgruppen bestanden seien, der Boden den schönsten Rasen trage.

In kurzer Zeit versammelten sich Eingeborne auf dem Strande, und einige ruderten zu dem Schiffe heran. Omai und Hodidi verstanden die Sprache dieser Leute anfangs nicht, doch als wir sie auf die Aehnlichkeit mehrerer Wörter mit Bezeichnungen ihrer eigenen Sprache aufmerksam machten, faßten sie das Eigenthümliche des fremden Dialekts schnell auf und unterhielten sich ziemlich geläufig. Der erste Wilde, der an Bord kam, überreichte mir eine Pfefferwurzel und begrüßte mich mit dem hergebrachten Reiben seiner Nase an der meinigen. Ich schenkte ihm einen Nagel, und unsere Freundschaft war geschlossen.

Vor Anker gingen wir auf einer offenen Rhede der nordwestlichen Spitze. Kaum sah man uns, so stießen viele etwa fünfzehn Fuß lange und an beiden Enden bedeckte Kähne vom Ufer, jeder mit drei bis vier Leuten, welche uns große Haufen Zeug, Ringe von Schildkrötenschalen, Angeln von Perlmutter und dergleichen mehr anboten. Wir begingen die Unvorsichtigkeit, diese Sachen zu kaufen, und die Folge war, daß wir uns wenig Lebensmittel zu verschaffen vermochten. Unser englisches Tuch und Leinen gefiel den Wilden sehr, unser Eisengeräth noch besser. Wir waren die ersten Europäer, welche sie sahen, und ihre Zutraulichkeit hätte nicht größer sein können, wenn sie an einen regelmäßigen Schiffsverkehr mit Handelsvölkern gewöhnt gewesen wären.

Abel Tasmann besuchte 1643 nicht diese Insel, die er Middelburgh nannte, sondern eine nördlich gelegene, die in seinem Bericht unter dem Namen Amsterdam vorkommt. Bei den Eingebornen heißt Middelburgh Eua und Amsterdam Tongatabu. Vor der Küste von Eua läuft parallel ein Korallenriff mit verschiedenen Oeffnungen, welche kleinen Booten den Durchgang gestatten. Wir zögerten nicht, ans Land zu gehen, wo man uns mit einem Freudengeschrei empfing. Der Boden stieg fast unmittelbar am Meere ziemlich steil auf, um sich dann zu einer schönen, von Gebüsch und Bäumen umgebenen Wiese auszudehnen. Am Ende derselben stand eine hübsche Hütte, deren Dach bis zu zwei Fuß auf die Erde hinabreichte.

Das Tageslicht war noch so schwach, daß wir die Feuer der Einwohner durch die Büsche schimmern sahen. Der volle Tag ließ uns erkennen, daß die Berge niedrig und mit anmuthigen Baumgruppen bestanden seien, der Boden den schönsten Rasen trage.

In kurzer Zeit versammelten sich Eingeborne auf dem Strande, und einige ruderten zu dem Schiffe heran. Omai und Hodidi verstanden die Sprache dieser Leute anfangs nicht, doch als wir sie auf die Aehnlichkeit mehrerer Wörter mit Bezeichnungen ihrer eigenen Sprache aufmerksam machten, faßten sie das Eigenthümliche des fremden Dialekts schnell auf und unterhielten sich ziemlich geläufig. Der erste Wilde, der an Bord kam, überreichte mir eine Pfefferwurzel und begrüßte mich mit dem hergebrachten Reiben seiner Nase an der meinigen. Ich schenkte ihm einen Nagel, und unsere Freundschaft war geschlossen.

Vor Anker gingen wir auf einer offenen Rhede der nordwestlichen Spitze. Kaum sah man uns, so stießen viele etwa fünfzehn Fuß lange und an beiden Enden bedeckte Kähne vom Ufer, jeder mit drei bis vier Leuten, welche uns große Haufen Zeug, Ringe von Schildkrötenschalen, Angeln von Perlmutter und dergleichen mehr anboten. Wir begingen die Unvorsichtigkeit, diese Sachen zu kaufen, und die Folge war, daß wir uns wenig Lebensmittel zu verschaffen vermochten. Unser englisches Tuch und Leinen gefiel den Wilden sehr, unser Eisengeräth noch besser. Wir waren die ersten Europäer, welche sie sahen, und ihre Zutraulichkeit hätte nicht größer sein können, wenn sie an einen regelmäßigen Schiffsverkehr mit Handelsvölkern gewöhnt gewesen wären.

Abel Tasmann besuchte 1643 nicht diese Insel, die er Middelburgh nannte, sondern eine nördlich gelegene, die in seinem Bericht unter dem Namen Amsterdam vorkommt. Bei den Eingebornen heißt Middelburgh Eua und Amsterdam Tongatabu. Vor der Küste von Eua läuft parallel ein Korallenriff mit verschiedenen Oeffnungen, welche kleinen Booten den Durchgang gestatten. Wir zögerten nicht, ans Land zu gehen, wo man uns mit einem Freudengeschrei empfing. Der Boden stieg fast unmittelbar am Meere ziemlich steil auf, um sich dann zu einer schönen, von Gebüsch und Bäumen umgebenen Wiese auszudehnen. Am Ende derselben stand eine hübsche Hütte, deren Dach bis zu zwei Fuß auf die Erde hinabreichte.

In diesem Hause fanden wir Aufnahme. Der Fußboden war mit Matten belegt, in der einen Ecke stand ein geflochtener Schirm, der wahrscheinlich die Schlafstätte absonderte. Das Dach war von Sparren, auf denen Bananenblätter lagen, gebildet und fiel auf allen Seiten schief gegen den Boden ab. Mehr als hundert Menschen umringten uns, sobald wir Platz gewonnen hatten, und einige Mädchen begrüßten uns mit einem Gesange. Sie hatten angenehme Stimmen und begleiteten sich mit dem Schnippen der Finger. Als die ersten drei aufgehört hatten, wiederholten drei andere dieselbe einfache Melodie, und schließlich fiel der Chor ein. Der ganze Umfang des Gesanges beschränkte sich auf die vier Noten a, c, d, e, und gewöhnlich wurde mit dem Accord a, c, e geschlossen.

Diese gutmüthigen Leute bewirtheten uns mit Allem, was uns nach ihrer Meinung angenehm sein konnte. Selbst die Luft dieser Insel war köstlich und verbreitete einen balsamischen Duft, den wir uns im ersten Augenblicke nicht erklären konnten. Wir entdeckten die Ursache in einem Orangenhain hinter dem Hause, der in voller Blüthe stand. Diese Orangen waren von der Art, die man in Batavia und auf den ostindischen Inseln Pompelmuse nennt. Sie sind kugelrund, fast von der Größe eines Kinderkopfs, und haben einen herrlichen Geschmack. Da nicht die rechte Jahreszeit war, fanden wir wenige dieser Früchte in reifem Zustande.

Schon dieses Haus und seine Umgebung brachten uns eine hohe Meinung von dem Fleiße und Verstande der Eingebornen bei. Die Thür war so eingerichtet, daß sie hinter dem Eingetretenen von selbst zufiel; um den Garten lief ein geflochtener Zaun, überkleidet von Winden mit himmelblauen Blüthen. Nach und nach kamen wir bei zehn solchen Pflanzungen vorbei, und alle waren eingehegt. Das Land sah wie ein Garten aus, Wiesen und Felder, von Cocospalmen, Bananen, Brotfrüchten und Pompelmusen beschattet und von Fußpfaden durchzogen, wechselten mit einander ab.

In Handarbeiten sind die Einwohner von Eua weiter als die Tahitier, und von der Trägheit der letzteren bemerkt man hier nichts. Ihre Musik gefiel uns trotz ihrer Einfachheit besser als die tahitische. So viel wir sahen, gab es hier nur wenig Hühner und Schweine, auch

In diesem Hause fanden wir Aufnahme. Der Fußboden war mit Matten belegt, in der einen Ecke stand ein geflochtener Schirm, der wahrscheinlich die Schlafstätte absonderte. Das Dach war von Sparren, auf denen Bananenblätter lagen, gebildet und fiel auf allen Seiten schief gegen den Boden ab. Mehr als hundert Menschen umringten uns, sobald wir Platz gewonnen hatten, und einige Mädchen begrüßten uns mit einem Gesange. Sie hatten angenehme Stimmen und begleiteten sich mit dem Schnippen der Finger. Als die ersten drei aufgehört hatten, wiederholten drei andere dieselbe einfache Melodie, und schließlich fiel der Chor ein. Der ganze Umfang des Gesanges beschränkte sich auf die vier Noten a, c, d, e, und gewöhnlich wurde mit dem Accord a, c, e geschlossen.

Diese gutmüthigen Leute bewirtheten uns mit Allem, was uns nach ihrer Meinung angenehm sein konnte. Selbst die Luft dieser Insel war köstlich und verbreitete einen balsamischen Duft, den wir uns im ersten Augenblicke nicht erklären konnten. Wir entdeckten die Ursache in einem Orangenhain hinter dem Hause, der in voller Blüthe stand. Diese Orangen waren von der Art, die man in Batavia und auf den ostindischen Inseln Pompelmuse nennt. Sie sind kugelrund, fast von der Größe eines Kinderkopfs, und haben einen herrlichen Geschmack. Da nicht die rechte Jahreszeit war, fanden wir wenige dieser Früchte in reifem Zustande.

Schon dieses Haus und seine Umgebung brachten uns eine hohe Meinung von dem Fleiße und Verstande der Eingebornen bei. Die Thür war so eingerichtet, daß sie hinter dem Eingetretenen von selbst zufiel; um den Garten lief ein geflochtener Zaun, überkleidet von Winden mit himmelblauen Blüthen. Nach und nach kamen wir bei zehn solchen Pflanzungen vorbei, und alle waren eingehegt. Das Land sah wie ein Garten aus, Wiesen und Felder, von Cocospalmen, Bananen, Brotfrüchten und Pompelmusen beschattet und von Fußpfaden durchzogen, wechselten mit einander ab.

In Handarbeiten sind die Einwohner von Eua weiter als die Tahitier, und von der Trägheit der letzteren bemerkt man hier nichts. Ihre Musik gefiel uns trotz ihrer Einfachheit besser als die tahitische. So viel wir sahen, gab es hier nur wenig Hühner und Schweine, auch

waren die Brotfruchtbäume, welche dort einen so reichlichen und vortrefflichen Unterhalt geben, hier sehr selten, daher denn die Einwohner sich hauptsächlich von Wurzelwerk, ingleichen von Bananen, zu nähren scheinen *).

In Tahiti erkannte man jeden Vornehmen an der helleren Gesichtsfarbe und an seiner Wohlbeleibtheit, hier waren solche Unterschiede unter den Ständen nicht bemerkbar. Auch schien der Besitz gleicher vertheilt zu sein, wenigstens trugen alle dieselbe Kleidung. Der Häuptling des Bezirks oder der Insel wurde blos durch die Ehrerbietung kenntlich, welche Jedermann ihm bewies. Die Männer sind von mittlerem Wuchs und ganz regelmäßig gebaut. Da sie mehr arbeiten, als die Tahitier, so sind ihre Muskeln kräftiger ausgebildet. Ihre Gesichtsbildung ist aber so sanft und gefällig wie dort, nur tritt die Nase schärfer hervor und die Lippen sind dünner. Sie haben schöne Augen von schwarzer Farbe, die groß und selbst bei den ältesten Leuten noch feurig sind. Das Haar tragen sie kurz verschnitten, den Bart scheeren sie mit scharfen Muschelschalen.

Die Frauen sind um ein Paar Zoll kleiner als die Männer. Der Obertheil ihres Körpers zeigt die schönsten Verhältnisse, Hände und Arme sind zierlich gebildet, Füße und Beine dagegen zu dick. Die

---

*) Der Satz, zu dem diese Anmerkung gehört, ist wörtlich aus Forster II., 67 der Ausgabe von 1784 entnommen. Der treffliche Mann lebte ganz in den philosophischen Ansichten der Zeit und unterschrieb den Rousseau'schen Satz von dem Glück und Segen der Naturvölker mit voller Zustimmung seines edlen Herzens. Seine Verblendung geht so weit, daß er der Erzählung von den Kriegen und Eroberungen des Königs von Borabora den Stoßseufzer nachschickt: „Es ist dies ein neuer trauriger Beweis, daß selbst unter den besten Gesellschaften von Menschen große Unvollkommenheiten und Schwachheiten stattfinden!" Ohne diese Verblendung würde seine Gabe philosophischer Combination ihn auf den logischen Zusammenhang zwischen dem Brotbaum und der Trägheit der Tahitier geführt und ihm gesagt haben, daß der Brotbaum, dessen begeisterter Lobredner er ist, zu jenen traurigen Geschenken der Natur gehört, welche die angeborne Faulheit des Menschen unterstützen und jeden Schritt gegen höhere Sittlichkeit und Bildung hin erschweren.

waren die Brotfruchtbäume, welche dort einen so reichlichen und vortrefflichen Unterhalt geben, hier sehr selten, daher denn die Einwohner sich hauptsächlich von Wurzelwerk, ingleichen von Bananen, zu nähren scheinen *).

In Tahiti erkannte man jeden Vornehmen an der helleren Gesichtsfarbe und an seiner Wohlbeleibtheit, hier waren solche Unterschiede unter den Ständen nicht bemerkbar. Auch schien der Besitz gleicher vertheilt zu sein, wenigstens trugen alle dieselbe Kleidung. Der Häuptling des Bezirks oder der Insel wurde blos durch die Ehrerbietung kenntlich, welche Jedermann ihm bewies. Die Männer sind von mittlerem Wuchs und ganz regelmäßig gebaut. Da sie mehr arbeiten, als die Tahitier, so sind ihre Muskeln kräftiger ausgebildet. Ihre Gesichtsbildung ist aber so sanft und gefällig wie dort, nur tritt die Nase schärfer hervor und die Lippen sind dünner. Sie haben schöne Augen von schwarzer Farbe, die groß und selbst bei den ältesten Leuten noch feurig sind. Das Haar tragen sie kurz verschnitten, den Bart scheeren sie mit scharfen Muschelschalen.

Die Frauen sind um ein Paar Zoll kleiner als die Männer. Der Obertheil ihres Körpers zeigt die schönsten Verhältnisse, Hände und Arme sind zierlich gebildet, Füße und Beine dagegen zu dick. Die

---

*) Der Satz, zu dem diese Anmerkung gehört, ist wörtlich aus Forster II., 67 der Ausgabe von 1784 entnommen. Der treffliche Mann lebte ganz in den philosophischen Ansichten der Zeit und unterschrieb den Rousseau'schen Satz von dem Glück und Segen der Naturvölker mit voller Zustimmung seines edlen Herzens. Seine Verblendung geht so weit, daß er der Erzählung von den Kriegen und Eroberungen des Königs von Borabora den Stoßseufzer nachschickt: „Es ist dies ein neuer trauriger Beweis, daß selbst unter den besten Gesellschaften von Menschen große Unvollkommenheiten und Schwachheiten stattfinden!" Ohne diese Verblendung würde seine Gabe philosophischer Combination ihn auf den logischen Zusammenhang zwischen dem Brotbaum und der Trägheit der Tahitier geführt und ihm gesagt haben, daß der Brotbaum, dessen begeisterter Lobredner er ist, zu jenen traurigen Geschenken der Natur gehört, welche die angeborne Faulheit des Menschen unterstützen und jeden Schritt gegen höhere Sittlichkeit und Bildung hin erschweren.

Gesichtszüge sind mehr angenehm als regelmäßig, und einzelne Schönheiten, wie wir sie auf den Gesellschaftsinseln sahen, gab es hier nicht. Die Hautfarbe beider Geschlechter ist ein helles Castanienbraun. Die Männer tättowiren sich noch künstlicher, als die Tahitier, die Frauen verunstalten ihren Körper auf diese Weise nicht. Sie prickeln blos drei runde Flecke, aus einer Menge in einander laufender Kreise bestehend, in die Haut jedes Armes, ohne sie mit schwarzer Farbe einzureiben.

Die Männer haben außer einer schmalen Schärpe, die um die Hüften geschlagen wird, keine Kleidung. Die Frauen tragen eine ähnliche Schärpe, die schon unter der Brust um den Leib geschlungen wird und bis auf die Waden herabfällt. Dieses Zeug hat viereckige gemalte Felder und wird mit einem Firniß überzogen, der dem Wasser lange Widerstand leistet. Matten, den tahitischen ähnlich, zur Bedeckung von Schultern und Brust übergeworfen, kommen seltener vor. Der einzige Schmuck der Männer ist eine Perlenmutterschale, die an einer um den Hals geschlungenen Schnur auf die Brust niederhängt. Die Frauen tragen kleine Schnecken, Samenkörner und Fischzähne, mit einer thalergroßen Muschelschale in der Mitte, um den Hals gereiht. In den Ohrlöchern stecken runde Stücke von Schildkrötenschalen oder ein Knochen, zuweilen ein gewöhnliches, bunt angemaltes und mit einem rothen Stoffe angefülltes Rohr. Vielen fehlte der kleine Finger der einen, auch wohl beider Hände. Wie wir von vornherein vermutheten, war dies eine Selbstverstümmelung, welche Trauer über den Tod eines Verwandten andeuten sollte.

Verschiedene der Hausgeräthe waren sauber und geschmackvoll gearbeitet. Besonders verdienen die Körbe dieses Lob, die aus braun und schwarz gefärbten Kokosfasern geflochten und reihenweise mit runden flachen Korallen besetzt werden. Waffen waren in einer Menge vorhanden, welche auf häufige Kriege unter einander oder mit den benachbarten Inseln schließen läßt. Sie bestanden aus Keulen, Speeren, Bogen und Pfeil. Die Keule hatte einen bald kürzeren, bald längeren Schaft, der viereckig, aber im Handgriffe rund war, und einen blatt- oder schaufelförmigen Kolben. Mehrere dieser Waffen ließen sich mit einer Hand nicht schwingen, und die meisten waren auf eine bewunderungswürdige Weise geschnitzt. Sie hatten nämlich in Felder

Gesichtszüge sind mehr angenehm als regelmäßig, und einzelne Schönheiten, wie wir sie auf den Gesellschaftsinseln sahen, gab es hier nicht. Die Hautfarbe beider Geschlechter ist ein helles Castanienbraun. Die Männer tättowiren sich noch künstlicher, als die Tahitier, die Frauen verunstalten ihren Körper auf diese Weise nicht. Sie prickeln blos drei runde Flecke, aus einer Menge in einander laufender Kreise bestehend, in die Haut jedes Armes, ohne sie mit schwarzer Farbe einzureiben.

Die Männer haben außer einer schmalen Schärpe, die um die Hüften geschlagen wird, keine Kleidung. Die Frauen tragen eine ähnliche Schärpe, die schon unter der Brust um den Leib geschlungen wird und bis auf die Waden herabfällt. Dieses Zeug hat viereckige gemalte Felder und wird mit einem Firniß überzogen, der dem Wasser lange Widerstand leistet. Matten, den tahitischen ähnlich, zur Bedeckung von Schultern und Brust übergeworfen, kommen seltener vor. Der einzige Schmuck der Männer ist eine Perlenmutterschale, die an einer um den Hals geschlungenen Schnur auf die Brust niederhängt. Die Frauen tragen kleine Schnecken, Samenkörner und Fischzähne, mit einer thalergroßen Muschelschale in der Mitte, um den Hals gereiht. In den Ohrlöchern stecken runde Stücke von Schildkrötenschalen oder ein Knochen, zuweilen ein gewöhnliches, bunt angemaltes und mit einem rothen Stoffe angefülltes Rohr. Vielen fehlte der kleine Finger der einen, auch wohl beider Hände. Wie wir von vornherein vermutheten, war dies eine Selbstverstümmelung, welche Trauer über den Tod eines Verwandten andeuten sollte.

Verschiedene der Hausgeräthe waren sauber und geschmackvoll gearbeitet. Besonders verdienen die Körbe dieses Lob, die aus braun und schwarz gefärbten Kokosfasern geflochten und reihenweise mit runden flachen Korallen besetzt werden. Waffen waren in einer Menge vorhanden, welche auf häufige Kriege unter einander oder mit den benachbarten Inseln schließen läßt. Sie bestanden aus Keulen, Speeren, Bogen und Pfeil. Die Keule hatte einen bald kürzeren, bald längeren Schaft, der viereckig, aber im Handgriffe rund war, und einen blatt- oder schaufelförmigen Kolben. Mehrere dieser Waffen ließen sich mit einer Hand nicht schwingen, und die meisten waren auf eine bewunderungswürdige Weise geschnitzt. Sie hatten nämlich in Felder

abgetheilte Muster, die alle in der Größe einander völlig gleich kamen, und waren so schön geglättet, daß unsere geübtesten Handwerker es nicht besser machen könnten.

Die Speere waren zum Theil nichts als lange oben zugespitzte Stöcke, oft aber auch mit dem Schwanzstachel der Stachelroche, einer furchtbaren Waffe, versehen. Der Bogen wich von der Waffe, die wir unter diesem Namen kennen, merkwürdig ab. Er war nämlich nicht nach außen, sondern nach innen gekrümmt, und auf dieser hervortretenden Seite liegt die Sehne in einem Falz. Will man einen solchen Bogen spannen, so muß man ihn zuerst gerade und dann krumm biegen. Man braucht die Sehne nicht straff anzuziehen, da der in seine Lage zurückschwingende Bogen dem sechs Fuß langen Pfeil schnellen Flug mittheilt, und sie schnellt nicht so stark zurück, um die Hand zu verletzen.

Im Innern der Insel ist der Anbau eben so sorgfältig, wie an der Küste. Die Fußpfade laufen zwischen Zäunen hin, und zu beiden Seiten derselben stehen die Bananen und Yams in regelrechten Reihen. Der erste Fußpfad führte zu einer Allee von Cocospalmen, die zweitausend Schritt lang in vier Reihen standen. An einer großen, von Bäumen umgebenen Wiese liefen viele der schmalen Fußwege zusammen. Die Luft war hier so rein und duftend, daß ein Sterbender neu hätte belebt werden müssen. Ein Baum, in dessen Schatten wir uns auf den Rasen streckten, fiel uns in doppelter Beziehung auf. Seine Wurzeln trennten sich acht Fuß über dem Boden, zu dem sie sich einzeln herabsenkten, und seine Zweige trugen eigenthümliche Schoten von drei Fuß Länge und zwei Zoll Breite.

Von dieser Wiese führte ein schattiger Gang zu einem Hügel mit zwei Hütten, um den eine Einzäunung lief. Hier verließen uns unsere einheimischen Begleiter. Es war ein Begräbnißplatz, in der einen Hütte lag eine Leiche, die andere war leer. Oben standen ringsum Casuarinenbäume, die in der That mit ihrer braungrünen Farbe und ihren langen niederhängenden Aesten, deren schmale Nadeln gegen den Boden gekehrt sind, zu solchen Orten eben so gut wie Cypressen passen.

Der Knall und die Wirkung unserer Feuergewehre machten auf die Einwohner wenig Eindruck. Die Frauen waren zurückhaltender

abgetheilte Muster, die alle in der Größe einander völlig gleich kamen, und waren so schön geglättet, daß unsere geübtesten Handwerker es nicht besser machen könnten.

Die Speere waren zum Theil nichts als lange oben zugespitzte Stöcke, oft aber auch mit dem Schwanzstachel der Stachelroche, einer furchtbaren Waffe, versehen. Der Bogen wich von der Waffe, die wir unter diesem Namen kennen, merkwürdig ab. Er war nämlich nicht nach außen, sondern nach innen gekrümmt, und auf dieser hervortretenden Seite liegt die Sehne in einem Falz. Will man einen solchen Bogen spannen, so muß man ihn zuerst gerade und dann krumm biegen. Man braucht die Sehne nicht straff anzuziehen, da der in seine Lage zurückschwingende Bogen dem sechs Fuß langen Pfeil schnellen Flug mittheilt, und sie schnellt nicht so stark zurück, um die Hand zu verletzen.

Im Innern der Insel ist der Anbau eben so sorgfältig, wie an der Küste. Die Fußpfade laufen zwischen Zäunen hin, und zu beiden Seiten derselben stehen die Bananen und Yams in regelrechten Reihen. Der erste Fußpfad führte zu einer Allee von Cocospalmen, die zweitausend Schritt lang in vier Reihen standen. An einer großen, von Bäumen umgebenen Wiese liefen viele der schmalen Fußwege zusammen. Die Luft war hier so rein und duftend, daß ein Sterbender neu hätte belebt werden müssen. Ein Baum, in dessen Schatten wir uns auf den Rasen streckten, fiel uns in doppelter Beziehung auf. Seine Wurzeln trennten sich acht Fuß über dem Boden, zu dem sie sich einzeln herabsenkten, und seine Zweige trugen eigenthümliche Schoten von drei Fuß Länge und zwei Zoll Breite.

Von dieser Wiese führte ein schattiger Gang zu einem Hügel mit zwei Hütten, um den eine Einzäunung lief. Hier verließen uns unsere einheimischen Begleiter. Es war ein Begräbnißplatz, in der einen Hütte lag eine Leiche, die andere war leer. Oben standen ringsum Casuarinenbäume, die in der That mit ihrer braungrünen Farbe und ihren langen niederhängenden Aesten, deren schmale Nadeln gegen den Boden gekehrt sind, zu solchen Orten eben so gut wie Cypressen passen.

Der Knall und die Wirkung unserer Feuergewehre machten auf die Einwohner wenig Eindruck. Die Frauen waren zurückhaltender

als in Tahiti und die Mehrzahl wies die Zudringlichkeit unserer Matrosen zurück. Auch in dieser Beziehung schieden wir von der schönen Insel, auf der wir uns nur zu kurze Zeit aufhalten konnten, mit Befriedigung. Unsere beiden Südsee-Insulaner waren minder zufrieden, denn es gab wenig Brotfrüchte, wenig Schweine und Hühner und keine Hunde. Um so besser gefiel ihnen das viele Zuckerrohr, und von dem ekelhaften Pfefferwurzelgetränk genossen sie reichlich. An Trinkwasser mangelt es.

Tongatabu liegt ganz nahe unter 21 Grad 11 Min. südl. Breite und 175 Grad westl. Länge. Im Vergleich zu Eua ist diese Insel niedrig, denn der Boden erhebt sich, so weit wir ohne Messungen urtheilen konnten, an der höchsten Stelle nur zwanzig Fuß über das Meer. Wir landeten am nördlichen Ende, in der Nähe einiger kleinen Inseln, die durch ein Korallenriff mit Tongatabu verbunden werden, und genau in derselben Gegend, wo Abel Tasmann Anker geworfen hatte. Die Insel ist größer als Eua und eben so sorgfältig angebaut. Die Einwohner kamen uns sogleich mit Mengen von Zeug, Matten, Netzen, Hausgeräth, Waffen und Schmucksachen entgegen, aber ich hatte meinen Leuten streng verboten, etwas zu kaufen. Meine Berechnung, daß die Eingebornen nun Lebensmittel bringen würden, bewährte sich; am nächsten Morgen erhielten wir ganze Bootsladungen von Hühnern und Früchten.

Der freundschaftliche Empfang der Bewohner machte es durchaus unbedenklich, das Innere zu besuchen. Auf den Küstenstreif, der nur um wenige Fuß höher als das eigentliche Ufer war, folgte ein schmaler, an vielen Stellen nicht über dreihundert Fuß breiter, aber an der ganzen Küste fortlaufender Wald, und auf diesen Wiesen mit einem kleinen Sumpf, auf dem das violette Wasserhuhn in großer Menge lebte. Weiterhin kamen Felder, in Pflanzungen eingetheilt, eingezäunt und von Wegen durchzogen, wie auf Eua. Einer dieser Wege führte uns zu einem anmuthigen Wäldchen, aus dessen Mitte eine gewaltige Casuarine hervorragte, die mit einer Menge schwarzer Thiere bedeckt war. In der Ferne hielten wir sie für Krähen, näherkommend überzeugten wir uns, daß es Fledermäuse von der Vampyr-Art seien. Wir schossen mehrere, die von einer Spitze der ausgebreiteten Flügel zur anderen

als in Tahiti und die Mehrzahl wies die Zudringlichkeit unserer Matrosen zurück. Auch in dieser Beziehung schieden wir von der schönen Insel, auf der wir uns nur zu kurze Zeit aufhalten konnten, mit Befriedigung. Unsere beiden Südsee-Insulaner waren minder zufrieden, denn es gab wenig Brotfrüchte, wenig Schweine und Hühner und keine Hunde. Um so besser gefiel ihnen das viele Zuckerrohr, und von dem ekelhaften Pfefferwurzelgetränk genossen sie reichlich. An Trinkwasser mangelt es.

Tongatabu liegt ganz nahe unter 21 Grad 11 Min. südl. Breite und 175 Grad westl. Länge. Im Vergleich zu Eua ist diese Insel niedrig, denn der Boden erhebt sich, so weit wir ohne Messungen urtheilen konnten, an der höchsten Stelle nur zwanzig Fuß über das Meer. Wir landeten am nördlichen Ende, in der Nähe einiger kleinen Inseln, die durch ein Korallenriff mit Tongatabu verbunden werden, und genau in derselben Gegend, wo Abel Tasmann Anker geworfen hatte. Die Insel ist größer als Eua und eben so sorgfältig angebaut. Die Einwohner kamen uns sogleich mit Mengen von Zeug, Matten, Netzen, Hausgeräth, Waffen und Schmucksachen entgegen, aber ich hatte meinen Leuten streng verboten, etwas zu kaufen. Meine Berechnung, daß die Eingebornen nun Lebensmittel bringen würden, bewährte sich; am nächsten Morgen erhielten wir ganze Bootsladungen von Hühnern und Früchten.

Der freundschaftliche Empfang der Bewohner machte es durchaus unbedenklich, das Innere zu besuchen. Auf den Küstenstreif, der nur um wenige Fuß höher als das eigentliche Ufer war, folgte ein schmaler, an vielen Stellen nicht über dreihundert Fuß breiter, aber an der ganzen Küste fortlaufender Wald, und auf diesen Wiesen mit einem kleinen Sumpf, auf dem das violette Wasserhuhn in großer Menge lebte. Weiterhin kamen Felder, in Pflanzungen eingetheilt, eingezäunt und von Wegen durchzogen, wie auf Eua. Einer dieser Wege führte uns zu einem anmuthigen Wäldchen, aus dessen Mitte eine gewaltige Casuarine hervorragte, die mit einer Menge schwarzer Thiere bedeckt war. In der Ferne hielten wir sie für Krähen, näherkommend überzeugten wir uns, daß es Fledermäuse von der Vampyr-Art seien. Wir schossen mehrere, die von einer Spitze der ausgebreiteten Flügel zur anderen

drei bis vier Fuß maßen. Die meisten blieben bei unserem Feuern in ihrer Stellung, die eine hängende war, indem sie sich mit den Krallen an den Füßen und Flügelspitzen an den Zweigen festhielten, andere flatterten schwerfälligen Fluges davon und ließen dabei einen durchdringend pfeifenden Ton hören. Unsere einheimischen Begleiter bezeigten die größte Freude, daß wir diese Thiere, welche größtentheils von Früchten leben, tödteten.

Wegen des Casuarinenbaumes schlossen wir mit Recht auf die Nähe eines Begräbnißplatzes. Der Fußboden der Todtenhütte war mit kleinen weißen Korallensteinen bedeckt, und in einer Ecke befand sich eine von schwarzen Kieseln gebildete Erhöhung. Wir fanden ferner zwei aus Holz geschnitzte Figuren, rohe Nachbildungen der menschlichen Gestalt. Verehrung wurde ihnen nicht bezeigt; sie lagen auf der Erde und wurden gelegentlich mit dem Fuße aus dem Wege geschoben.

Wir setzten unsern Spaziergang bis zum östlichen Ufer der Insel fort. Der Boden senkt sich hier allmälig und läuft in ein sandiges Ufer aus. Die nördliche Spitze allein ist hoch und zeigt einen senkrechten Korallenfelsen, der an manchen Stellen, von den Wellen unterwaschen, überhängt. Da diese Steinart nie anders als unter dem Wasser entsteht, so muß der Boden entweder sich gehoben haben, oder das Meer nach und nach zurückgetreten sein. Am Fuße der Korallenfelsen hingen eine Menge Meerschnecken, bei deren Untersuchung Herr Forster von der zurückkehrenden Fluth überrascht wurde und kaum eine Stelle fand, wo der Felsen zu ersteigen war.

Auf dem Rückwege holten wir viele Insulaner ein, die mit Lebensmitteln beladen an die Küste gingen. Die Leute waren bei diesem Handel so eifrig, daß sie Abends nicht in ihre Wohnungen zurückkehrten, sondern unter Bäumen Feuer anzündeten und in der Nähe der Küste übernachteten. Jede Waare hatte ihren Preis; für einen großen Nagel erhielten wir eines der ausnehmend schönen Hühner, für einen kleinen Nagel Bananen, Cocosnüsse und dergleichen. Nachdem wir uns mit diesen Lebensmitteln, mit Schweinen, Tauben und zahmen Papageien hinlänglich versorgt hatten, kauften wir Schmucksachen und Aehnliches. Für Hedidi gab es auf der ganzen Insel nichts Werthvolleres, als die Schürzen von Cocosfasern, die mit rothen Federn be-

drei bis vier Fuß maßen. Die meisten blieben bei unserem Feuern in ihrer Stellung, die eine hängende war, indem sie sich mit den Krallen an den Füßen und Flügelspitzen an den Zweigen festhielten, andere flatterten schwerfälligen Fluges davon und ließen dabei einen durchdringend pfeifenden Ton hören. Unsere einheimischen Begleiter bezeigten die größte Freude, daß wir diese Thiere, welche größtentheils von Früchten leben, tödteten.

Wegen des Casuarinenbaumes schlossen wir mit Recht auf die Nähe eines Begräbnißplatzes. Der Fußboden der Todtenhütte war mit kleinen weißen Korallensteinen bedeckt, und in einer Ecke befand sich eine von schwarzen Kieseln gebildete Erhöhung. Wir fanden ferner zwei aus Holz geschnitzte Figuren, rohe Nachbildungen der menschlichen Gestalt. Verehrung wurde ihnen nicht bezeigt; sie lagen auf der Erde und wurden gelegentlich mit dem Fuße aus dem Wege geschoben.

Wir setzten unsern Spaziergang bis zum östlichen Ufer der Insel fort. Der Boden senkt sich hier allmälig und läuft in ein sandiges Ufer aus. Die nördliche Spitze allein ist hoch und zeigt einen senkrechten Korallenfelsen, der an manchen Stellen, von den Wellen unterwaschen, überhängt. Da diese Steinart nie anders als unter dem Wasser entsteht, so muß der Boden entweder sich gehoben haben, oder das Meer nach und nach zurückgetreten sein. Am Fuße der Korallenfelsen hingen eine Menge Meerschnecken, bei deren Untersuchung Herr Forster von der zurückkehrenden Fluth überrascht wurde und kaum eine Stelle fand, wo der Felsen zu ersteigen war.

Auf dem Rückwege holten wir viele Insulaner ein, die mit Lebensmitteln beladen an die Küste gingen. Die Leute waren bei diesem Handel so eifrig, daß sie Abends nicht in ihre Wohnungen zurückkehrten, sondern unter Bäumen Feuer anzündeten und in der Nähe der Küste übernachteten. Jede Waare hatte ihren Preis; für einen großen Nagel erhielten wir eines der ausnehmend schönen Hühner, für einen kleinen Nagel Bananen, Cocosnüsse und dergleichen. Nachdem wir uns mit diesen Lebensmitteln, mit Schweinen, Tauben und zahmen Papageien hinlänglich versorgt hatten, kauften wir Schmucksachen und Aehnliches. Für Hedidi gab es auf der ganzen Insel nichts Werthvolleres, als die Schürzen von Cocosfasern, die mit rothen Federn be-

setzt waren. Er versicherte uns, daß man ihm auf seiner Insel für ein zwei Finger breites Stückchen einer solchen Schürze das größte Schwein geben würde. Für uns war ein großes flaches Brustschild, weiß wie Elfenbein und schön geglättet, interessanter. Es schien aus dem Knochen einer Walfischart gefertigt zu sein und hatte achtzehn Zoll im Durchmesser.

Der Gesang der Eingebornen umfaßt ebenfalls nur die vier Töne a, c, d und e. Sie hatten zwei musikalische Instrumente, die tahitische Flöte, die mit der Nase geblasen wird und hier vier bis fünf Tonlöcher, also zwei mehr als in Tahiti hat, und die Panspfeife. Diese letzte hat neun bis zehn Rohrpfeifen, die mit Cocosfasern verbunden sind. In der Größe sind sie nicht sehr verschieden, und kürzere und längere stehen bunt durcheinander.

Die Fahrzeuge der Eingebornen sind von zweierlei Art. Die eine ist fünfzehn bis achtzehn Fuß lang und so schmal, daß die Wellen, wenn die See hoch geht, in der Mitte über dem Kahn zusammenschlagen. Damit er sich nicht ganz mit Wasser füllt, sind die Enden mit Bretern überdeckt. Die tahitischen Fahrzeuge dieser Art sind fast immer leck, die hiesigen lassen kein Wasser durch, weil sie sorgfältiger zusammengefügt sind. Hier wie dort befestigt man die Breter mit Cocosfasern, die durch Löcher gehen, an einander, aber während man in Tahiti die Breter selbst anbohrt, geschieht dies hier mit Leisten, die an der inneren Seite, dicht an den Fugen, angebracht sind. Diese Kähne sind von einem Ende zum anderen so glatt, wie unsere beste Tischlerarbeit. Die Ruder, die allein zur Fortbewegung dienen, sind schaufelförmig, also den tahitischen gleich.

Die zweite Art ist zum Segeln eingerichtet. Diese Fahrzeuge sind weit größer und haben die zum Kampfplatz für die Krieger bestimmte Plattform, die wir von unserer ersten Reise her kannten. Sie sind ganz bedeckt, bestehen aus zwei an einander befestigten Booten und können bis zu einhundertfünfzig Mann tragen. Die dreieckigen Segel sind aus Matten gewebt, in die man Schildkröten und andere Figuren, alle ziemlich unförmlich, eingewirkt hat. Den Schiffahrtszwecken entsprechen beide Arten von Fahrzeugen besser als die Kähne der anderen

setzt waren. Er versicherte uns, daß man ihm auf seiner Insel für ein zwei Finger breites Stückchen einer solchen Schürze das größte Schwein geben würde. Für uns war ein großes flaches Brustschild, weiß wie Elfenbein und schön geglättet, interessanter. Es schien aus dem Knochen einer Walfischart gefertigt zu sein und hatte achtzehn Zoll im Durchmesser.

Der Gesang der Eingebornen umfaßt ebenfalls nur die vier Töne a, c, d und e. Sie hatten zwei musikalische Instrumente, die tahitische Flöte, die mit der Nase geblasen wird und hier vier bis fünf Tonlöcher, also zwei mehr als in Tahiti hat, und die Panspfeife. Diese letzte hat neun bis zehn Rohrpfeifen, die mit Cocosfasern verbunden sind. In der Größe sind sie nicht sehr verschieden, und kürzere und längere stehen bunt durcheinander.

Die Fahrzeuge der Eingebornen sind von zweierlei Art. Die eine ist fünfzehn bis achtzehn Fuß lang und so schmal, daß die Wellen, wenn die See hoch geht, in der Mitte über dem Kahn zusammenschlagen. Damit er sich nicht ganz mit Wasser füllt, sind die Enden mit Bretern überdeckt. Die tahitischen Fahrzeuge dieser Art sind fast immer leck, die hiesigen lassen kein Wasser durch, weil sie sorgfältiger zusammengefügt sind. Hier wie dort befestigt man die Breter mit Cocosfasern, die durch Löcher gehen, an einander, aber während man in Tahiti die Breter selbst anbohrt, geschieht dies hier mit Leisten, die an der inneren Seite, dicht an den Fugen, angebracht sind. Diese Kähne sind von einem Ende zum anderen so glatt, wie unsere beste Tischlerarbeit. Die Ruder, die allein zur Fortbewegung dienen, sind schaufelförmig, also den tahitischen gleich.

Die zweite Art ist zum Segeln eingerichtet. Diese Fahrzeuge sind weit größer und haben die zum Kampfplatz für die Krieger bestimmte Plattform, die wir von unserer ersten Reise her kannten. Sie sind ganz bedeckt, bestehen aus zwei an einander befestigten Booten und können bis zu einhundertfünfzig Mann tragen. Die dreieckigen Segel sind aus Matten gewebt, in die man Schildkröten und andere Figuren, alle ziemlich unförmlich, eingewirkt hat. Den Schiffahrtszwecken entsprechen beide Arten von Fahrzeugen besser als die Kähne der anderen

Südsee-Inseln. Die Ausleger, die das Umschlagen verhindern, sind auch hier gebräuchlich.

Der Diebstahl schien den Leuten keine Gewissensbisse zu machen. Eine Jacke war der erste Gegenstand, der uns gestohlen wurde. Obgleich auf den Dieb geschossen und mehrere seiner Landsleute dabei verwundet wurden, schlich wenige Stunden später ein zweiter in die Cajüte und entwendete einen Degen, ein Lineal und mehrere mathematische Bücher, darunter auch Sachen, die keinen Werth für ihn hatten. Man verfolgte ihn und er mußte seine Beute ins Meer fallen lassen, wo sie von einem unserer Boote aufgefischt wurde. Er selbst entzog sich der Verfolgung mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit. Er tauchte oft unter und schwamm sogar unter unser Boot, dessen Steuerruder er aushob. Mit einem Bootshaken, der ihm tief ins Fleisch drang, in das Fahrzeug gehoben, stürzte er sich wieder ins Wasser und erreichte, schwer verwundet wie er war, das Ufer.

Bisher hatten wir einen Mann, Attagha genannt, für den Vornehmsten gehalten. Jetzt lernten wir einen triefäugigen Alten kennen, vor dem jener so viel Ehrfurcht hatte, daß er in seiner Gegenwart durchaus nichts aß. Auch dieser Alte war noch nicht der Höchste im Range, wie wir nach Tisch am Lande erfuhren. Wir sahen dort einen Mann in mittleren Jahren von dem unsere Matrosen uns erzählten, daß alle Eingebornen, die ihm begegnet wären, sich vor ihm zur Erde geworfen, seine Füße geküßt und sich auf den Kopf gestellt hätten. Es war der König und er hieß Latu-Niguru. Vermuthlich ist Latu der Titel und Niguru der eigentliche Name.

Einen gleichgültigeren und einfältigeren Menschen als diesen Monarchen kann es nicht geben. Er nahm meine Geschenke stumpfsinnig an und brauchte lange Zeit, ehe er ein Hemd, das dabei war, über den Kopf brachte. Er saß auf der Erde mitten in einem Kreise von Menschen. In seiner Nähe war ein Priester, den wir bereits gesehen hatten. Die Andern reichten die Geschenke, die sie von uns erhielten, dem König, er behielt Alles für sich. Mehrere Diener versorgten ihn aus Bechern von Bananenblättern, die etwa eine halbe Flasche hielten und nie mehr als einmal benutzt wurden, mit dem berauschenden Pfeffertranke. Er nahm davon so viel zu sich, daß er ganz berauscht wurde,

Südsee-Inseln. Die Ausleger, die das Umschlagen verhindern, sind auch hier gebräuchlich.

Der Diebstahl schien den Leuten keine Gewissensbisse zu machen. Eine Jacke war der erste Gegenstand, der uns gestohlen wurde. Obgleich auf den Dieb geschossen und mehrere seiner Landsleute dabei verwundet wurden, schlich wenige Stunden später ein zweiter in die Cajüte und entwendete einen Degen, ein Lineal und mehrere mathematische Bücher, darunter auch Sachen, die keinen Werth für ihn hatten. Man verfolgte ihn und er mußte seine Beute ins Meer fallen lassen, wo sie von einem unserer Boote aufgefischt wurde. Er selbst entzog sich der Verfolgung mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit. Er tauchte oft unter und schwamm sogar unter unser Boot, dessen Steuerruder er aushob. Mit einem Bootshaken, der ihm tief ins Fleisch drang, in das Fahrzeug gehoben, stürzte er sich wieder ins Wasser und erreichte, schwer verwundet wie er war, das Ufer.

Bisher hatten wir einen Mann, Attagha genannt, für den Vornehmsten gehalten. Jetzt lernten wir einen triefäugigen Alten kennen, vor dem jener so viel Ehrfurcht hatte, daß er in seiner Gegenwart durchaus nichts aß. Auch dieser Alte war noch nicht der Höchste im Range, wie wir nach Tisch am Lande erfuhren. Wir sahen dort einen Mann in mittleren Jahren von dem unsere Matrosen uns erzählten, daß alle Eingebornen, die ihm begegnet wären, sich vor ihm zur Erde geworfen, seine Füße geküßt und sich auf den Kopf gestellt hätten. Es war der König und er hieß Latu-Niguru. Vermuthlich ist Latu der Titel und Niguru der eigentliche Name.

Einen gleichgültigeren und einfältigeren Menschen als diesen Monarchen kann es nicht geben. Er nahm meine Geschenke stumpfsinnig an und brauchte lange Zeit, ehe er ein Hemd, das dabei war, über den Kopf brachte. Er saß auf der Erde mitten in einem Kreise von Menschen. In seiner Nähe war ein Priester, den wir bereits gesehen hatten. Die Andern reichten die Geschenke, die sie von uns erhielten, dem König, er behielt Alles für sich. Mehrere Diener versorgten ihn aus Bechern von Bananenblättern, die etwa eine halbe Flasche hielten und nie mehr als einmal benutzt wurden, mit dem berauschenden Pfeffertranke. Er nahm davon so viel zu sich, daß er ganz berauscht wurde,

und an seinen entzündeten Augen, seinem mageren Körper, seinem Hautausschlage erkannten wir, daß er es jeden Abend so treibe. Seine Tochter war sehr wohl gebildet und von hellerer Hautfarbe, als die übrigen Frauen.

Jene Verwundungen, die in Folge von Diebstählen vorgekommen waren, änderten in dem Betragen der Eingebornen nichts. Schouten, Le Maire und Tasmann haben alle Bewohner der Inseln, welche hier und weiter westlich liegen, eben so gefunden, und dies veranlaßte mich, der Gruppe den Namen der Freundschaftsinseln zu geben. Die Feindseligkeiten, in die Schouten auf drei dieser Inseln verwickelt wurde, hatten wenig zu sagen. Tasmann, der siebenundzwanzig Jahre später erschien, wurde auf die friedlichste Weise empfangen. Nach ihm und Le Maire haben noch Wallis und Bougainville diese Inseln besucht. Wir fanden seine Beschreibung von Amsterdam nach hundertunddreißig Jahren noch in jeder Beziehung passend und sahen sogar eine Erinnerung an seinen Besuch: einen kleinen fast ganz von Rost zerfressenen Nagel, der sorgfältig in einen Griff gefaßt war und wahrscheinlich als Bohrer benutzt wurde.

Während die Berge auf Tahiti und den Gesellschaftsinseln unerschöpfliche Wälder tragen, giebt es hier nichts als Fruchtbäume. Die Insel ist zu niedrig, um die Dünste der Luft an sich ziehen zu können, und fließendes Wasser findet man nirgends. Die Bewohner müssen sich mit dem Regenwasser begnügen, das in Vertiefungen zusammenläuft. Der Korallenfelsen, der die Basis bildet, ist nur mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt, und die Bearbeitung des Landes erfordert daher weit mehr Mühe als auf Tahiti.

So weit wir diese Gegenstände beurtheilen konnten, ist das Regierungs- und Religionssystem dem tahitischen ähnlich. Unter dem König stehen die Häuptlinge, denen die Bezirke gehören, und zwischen diesen und dem gemeinen Volk scheint noch ein dritter Stand eine Mittelstufe zu bilden. Die Aehnlichkeit der Sprache weist auf die Verwandschaft der beiden Völker hin.

Die Einwohner sind im Fange der Vögel sehr geschickt und finden an diesen Thieren Gefallen. Schouten sah, was auch wir sahen, daß viele Leute Tauben auf Stöcken mit einander umher trugen. Unsere Naturforscher

und an seinen entzündeten Augen, seinem mageren Körper, seinem Hautausschlage erkannten wir, daß er es jeden Abend so treibe. Seine Tochter war sehr wohl gebildet und von hellerer Hautfarbe, als die übrigen Frauen.

Jene Verwundungen, die in Folge von Diebstählen vorgekommen waren, änderten in dem Betragen der Eingebornen nichts. Schouten, Le Maire und Tasmann haben alle Bewohner der Inseln, welche hier und weiter westlich liegen, eben so gefunden, und dies veranlaßte mich, der Gruppe den Namen der Freundschaftsinseln zu geben. Die Feindseligkeiten, in die Schouten auf drei dieser Inseln verwickelt wurde, hatten wenig zu sagen. Tasmann, der siebenundzwanzig Jahre später erschien, wurde auf die friedlichste Weise empfangen. Nach ihm und Le Maire haben noch Wallis und Bougainville diese Inseln besucht. Wir fanden seine Beschreibung von Amsterdam nach hundertunddreißig Jahren noch in jeder Beziehung passend und sahen sogar eine Erinnerung an seinen Besuch: einen kleinen fast ganz von Rost zerfressenen Nagel, der sorgfältig in einen Griff gefaßt war und wahrscheinlich als Bohrer benutzt wurde.

Während die Berge auf Tahiti und den Gesellschaftsinseln unerschöpfliche Wälder tragen, giebt es hier nichts als Fruchtbäume. Die Insel ist zu niedrig, um die Dünste der Luft an sich ziehen zu können, und fließendes Wasser findet man nirgends. Die Bewohner müssen sich mit dem Regenwasser begnügen, das in Vertiefungen zusammenläuft. Der Korallenfelsen, der die Basis bildet, ist nur mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt, und die Bearbeitung des Landes erfordert daher weit mehr Mühe als auf Tahiti.

So weit wir diese Gegenstände beurtheilen konnten, ist das Regierungs- und Religionssystem dem tahitischen ähnlich. Unter dem König stehen die Häuptlinge, denen die Bezirke gehören, und zwischen diesen und dem gemeinen Volk scheint noch ein dritter Stand eine Mittelstufe zu bilden. Die Aehnlichkeit der Sprache weist auf die Verwandschaft der beiden Völker hin.

Die Einwohner sind im Fange der Vögel sehr geschickt und finden an diesen Thieren Gefallen. Schouten sah, was auch wir sahen, daß viele Leute Tauben auf Stöcken mit einander umher trugen. Unsere Naturforscher

kauften mehrere unbekannte Vögel, worunter neue Spielarten des Papageien- und Taubengeschlechts waren. Auf einer vor der im Osten liegenden Bai (Tasmann's Marien-Bai) hingestreckten flachen Insel lebten eine erstaunliche Menge gefleckter Wasserschlangen mit glatten Schwänzen, die übrigens unschädlich sind. So klein die Insel war, hatte sie doch verschiedene neue Pflanzenarten, von denen ein Baum mit einer bittern, im Geschmack der Chinarinde ähnlichen Schale unsere Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog *).

*) Forster's Erwartung, daß dieser Baum eine zweite Art Chinarinde liefern werde, hat sich nicht bewährt. Seiner und Cook's Schilderung ist ergänzend und berichtigend hinzuzufügen, daß die Einwohner, in denen Cook's Seemanns-Auge tüchtige Schiffer entdeckte, mit den Fidschi-Inseln in Verbindung stehen und von dort das Bauholz zu ihren doppelten Pirogen beziehen. Ihr Verkehr mit den Europäern ist ein geringfügiger. Sie sind fleißig, aber auch rachsüchtig und verrätherisch. Von der letzten Eigenschaft erhielt Forster eine Probe, als er auf einer botanischen Wanderung mit Dr. Sparmann, sobald dieser Freund ihn einen Augenblick verlassen hatte, sofort von seinem eingebornen Führer angefallen wurde. Er macht sich (II, 112 der Ausgabe von 1784) beinahe Vorwürfe, „daß er durch seine unvorsichtige Trennung von Dr. Sparmann den Indianer veranlaßt habe, seine Stärke und Geschicklichkeit zu versuchen," und sieht in jenem Vorfalle nichts als einen Beweis, „daß es auch hier, wie in jeder anderen menschlichen Gesellschaft Ausnahmen von dem allgemeinen guten Nationalcharakter gebe."

kauften mehrere unbekannte Vögel, worunter neue Spielarten des Papageien- und Taubengeschlechts waren. Auf einer vor der im Osten liegenden Bai (Tasmann's Marien-Bai) hingestreckten flachen Insel lebten eine erstaunliche Menge gefleckter Wasserschlangen mit glatten Schwänzen, die übrigens unschädlich sind. So klein die Insel war, hatte sie doch verschiedene neue Pflanzenarten, von denen ein Baum mit einer bittern, im Geschmack der Chinarinde ähnlichen Schale unsere Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog *).

*) Forster's Erwartung, daß dieser Baum eine zweite Art Chinarinde liefern werde, hat sich nicht bewährt. Seiner und Cook's Schilderung ist ergänzend und berichtigend hinzuzufügen, daß die Einwohner, in denen Cook's Seemanns-Auge tüchtige Schiffer entdeckte, mit den Fidschi-Inseln in Verbindung stehen und von dort das Bauholz zu ihren doppelten Pirogen beziehen. Ihr Verkehr mit den Europäern ist ein geringfügiger. Sie sind fleißig, aber auch rachsüchtig und verrätherisch. Von der letzten Eigenschaft erhielt Forster eine Probe, als er auf einer botanischen Wanderung mit Dr. Sparmann, sobald dieser Freund ihn einen Augenblick verlassen hatte, sofort von seinem eingebornen Führer angefallen wurde. Er macht sich (II, 112 der Ausgabe von 1784) beinahe Vorwürfe, „daß er durch seine unvorsichtige Trennung von Dr. Sparmann den Indianer veranlaßt habe, seine Stärke und Geschicklichkeit zu versuchen," und sieht in jenem Vorfalle nichts als einen Beweis, „daß es auch hier, wie in jeder anderen menschlichen Gesellschaft Ausnahmen von dem allgemeinen guten Nationalcharakter gebe."

Fünfzehntes Kapitel.

Fahrt nach Neuseeland und zweiter Aufenthalt in der Charlottenbucht. — Die südliche Breite von 71 Grad 10 Min. wird erreicht. — Die Osterinsel. — Ihre Natur und ihre Bewohner. — Die Marquesas. — Der Archipel der gefährlichen Inseln. — Bemerkungen über die Georgs-Inseln und Korallenriffe überhaupt.

Ich hatte nun zwischen den Wendekreisen einen Strich von mehr als vierzig Längengraden untersucht, und die Gesundheit der ganzen Schiffsmannschaft ließ nichts mehr zu wünschen übrig. Länger durfte ich nicht verweilen, denn der Sommer nahte heran, und ich hatte mich wieder in südlichere Breiten zu wenden.

Am 7. October lichtete ich den Anker. Die erste Insel, die wir sahen, ist die, welche Tasmann nach einer Vogelart Pylstaert (Pfeilschwanz) genannt hat. Sie liegt unter 22 Grad 26 Min. südl. Br. und 170 Grad 59 Min. westl. Länge und gehört nicht zu den flachen Korallen-Inseln, denn wir sahen auf ihr zwei Höhen, deren südlichste die beträchtlichste ist. An demselben Abend bekamen wir ungünstigen Wind aus Südwest, der bis zum 10. anhielt, wo der Passatwind wieder einsetzte.

Kaum hatten wir die tropischen Breiten verlassen, als sich große Schwärme von Seevögeln einstellten, unter denen ein einzelner Albatros bemerklich wurde. Bis zum 16. blieb das Wetter schön, dann begann es zu regnen. In der Nacht gingen verschiedene Medusen am Schiff vorbei, die heller strahlten als die Sterne am Himmel, und in einer der nächsten Nächte hatten wir ein allgemeines Meeresleuchten. Am 20. verkündeten uns ganze Heerden von Sturmtauchern die Nähe von Land.

Nächsten Morgen traten die Berggipfel von Neuseeland in den Gesichtskreis. Wir fuhren bald an den steilen weißen Felsen der Küste hin und erkannten die Hippahs der Eingebornen, die wie Adlernester an den Felsen klebten. Die Wilden liefen am Strande hin, doch stieß kein Kahn vom Ufer ab. Jenseit des Caps Kidnappers erhielten wir den ersten Besuch, und zwar von drei Kähnen, in denen unter geringeren

Fünfzehntes Kapitel.

Fahrt nach Neuseeland und zweiter Aufenthalt in der Charlottenbucht. — Die südliche Breite von 71 Grad 10 Min. wird erreicht. — Die Osterinsel. — Ihre Natur und ihre Bewohner. — Die Marquesas. — Der Archipel der gefährlichen Inseln. — Bemerkungen über die Georgs-Inseln und Korallenriffe überhaupt.

Ich hatte nun zwischen den Wendekreisen einen Strich von mehr als vierzig Längengraden untersucht, und die Gesundheit der ganzen Schiffsmannschaft ließ nichts mehr zu wünschen übrig. Länger durfte ich nicht verweilen, denn der Sommer nahte heran, und ich hatte mich wieder in südlichere Breiten zu wenden.

Am 7. October lichtete ich den Anker. Die erste Insel, die wir sahen, ist die, welche Tasmann nach einer Vogelart Pylstaert (Pfeilschwanz) genannt hat. Sie liegt unter 22 Grad 26 Min. südl. Br. und 170 Grad 59 Min. westl. Länge und gehört nicht zu den flachen Korallen-Inseln, denn wir sahen auf ihr zwei Höhen, deren südlichste die beträchtlichste ist. An demselben Abend bekamen wir ungünstigen Wind aus Südwest, der bis zum 10. anhielt, wo der Passatwind wieder einsetzte.

Kaum hatten wir die tropischen Breiten verlassen, als sich große Schwärme von Seevögeln einstellten, unter denen ein einzelner Albatros bemerklich wurde. Bis zum 16. blieb das Wetter schön, dann begann es zu regnen. In der Nacht gingen verschiedene Medusen am Schiff vorbei, die heller strahlten als die Sterne am Himmel, und in einer der nächsten Nächte hatten wir ein allgemeines Meeresleuchten. Am 20. verkündeten uns ganze Heerden von Sturmtauchern die Nähe von Land.

Nächsten Morgen traten die Berggipfel von Neuseeland in den Gesichtskreis. Wir fuhren bald an den steilen weißen Felsen der Küste hin und erkannten die Hippahs der Eingebornen, die wie Adlernester an den Felsen klebten. Die Wilden liefen am Strande hin, doch stieß kein Kahn vom Ufer ab. Jenseit des Caps Kidnappers erhielten wir den ersten Besuch, und zwar von drei Kähnen, in denen unter geringeren

Leuten ein Vornehmer saß, der unbedenklich an Bord kam. Ich schenkte ihm einige Sämereien, deren Nutzen ich ihm erklärte, ein Paar Schweine und drei Hühner, und ließ mir versprechen, daß er die Thiere nicht schlachten, sondern zur Zucht und Brut benutzen wolle. Als ich einige große Nägel hinzufügte, die ich aus einer Oeffnung der Ankerwinde nahm, drehte er die Winde rund herum und suchte in jedem Loch nach mehr Nägeln. Die Neuseeländer wußten also jetzt den Werth des Eisengeräths zu schätzen.

Während der Anwesenheit unserer Gäste setzte der Wind um und wehte uns gerade vom Lande entgegen. Er wurde zum Sturm und trieb uns neun Tage umher. Wir fuhren mit einem einzigen Segel und dieses zerriß der rasende Orkan. Die langen Wellen stiegen zu einer merkwürdigen Höhe und zerstäubten beim Brechen völlig zu Staub. Dieser breitete sich über das ganze Meer aus und gewährte im hellen Sonnenschein einen Anblick, der unsere Augen blendete. Bald schwebten wir auf der Spitze einer hohen Welle und überblickten weithin das in tausend dunkle Furchen zerrissene Meer, bald wurden wir in ein tiefes Thal niedergeschleudert und sahen den nächsten Wasserberg, der uns emporheben sollte, fast über uns hängen. Das Schiff rollte so stark, daß die Stricke, mit denen die Kisten befestigt waren, rissen, und schweres Geräth umherrollte. Das Tauwerk litt sehr, und was die mit entsetzlicher Gewalt auf das Verdeck schlagenden Wellen trafen, das wurde zertrümmert.

Mehrere Wasserhosen bewährten sich als Vorzeichen besseren Wetters. Am 1. November glückte es uns, in die Cooksstraße einzulaufen, und zwei Tage später warfen wir in derselben Bucht, welche wir vor fünf Monaten verlassen hatten, den Anker aus. Wir waren allein, die Adventure war während des Sturmes von uns getrennt worden und wir sahen sie während dieser Reise nicht wieder.

Die Eingebornen hatten eben einen Winter durchlebt und mochten, nach ihrem Aeußeren zu urtheilen, manchmal Noth gelitten haben. Einer ihrer Häuptlinge, den wir früher im stattlichsten Aufzuge gesehen hatten, trug sich jetzt wie ein gewöhnlicher Fischer. Ein Theil unseres Zwiebacks war verdorben und wir konnten den ganzen Vorrath nur dadurch erhalten, daß wir ihn ans Land brachten, den noch

Leuten ein Vornehmer saß, der unbedenklich an Bord kam. Ich schenkte ihm einige Sämereien, deren Nutzen ich ihm erklärte, ein Paar Schweine und drei Hühner, und ließ mir versprechen, daß er die Thiere nicht schlachten, sondern zur Zucht und Brut benutzen wolle. Als ich einige große Nägel hinzufügte, die ich aus einer Oeffnung der Ankerwinde nahm, drehte er die Winde rund herum und suchte in jedem Loch nach mehr Nägeln. Die Neuseeländer wußten also jetzt den Werth des Eisengeräths zu schätzen.

Während der Anwesenheit unserer Gäste setzte der Wind um und wehte uns gerade vom Lande entgegen. Er wurde zum Sturm und trieb uns neun Tage umher. Wir fuhren mit einem einzigen Segel und dieses zerriß der rasende Orkan. Die langen Wellen stiegen zu einer merkwürdigen Höhe und zerstäubten beim Brechen völlig zu Staub. Dieser breitete sich über das ganze Meer aus und gewährte im hellen Sonnenschein einen Anblick, der unsere Augen blendete. Bald schwebten wir auf der Spitze einer hohen Welle und überblickten weithin das in tausend dunkle Furchen zerrissene Meer, bald wurden wir in ein tiefes Thal niedergeschleudert und sahen den nächsten Wasserberg, der uns emporheben sollte, fast über uns hängen. Das Schiff rollte so stark, daß die Stricke, mit denen die Kisten befestigt waren, rissen, und schweres Geräth umherrollte. Das Tauwerk litt sehr, und was die mit entsetzlicher Gewalt auf das Verdeck schlagenden Wellen trafen, das wurde zertrümmert.

Mehrere Wasserhosen bewährten sich als Vorzeichen besseren Wetters. Am 1. November glückte es uns, in die Cooksstraße einzulaufen, und zwei Tage später warfen wir in derselben Bucht, welche wir vor fünf Monaten verlassen hatten, den Anker aus. Wir waren allein, die Adventure war während des Sturmes von uns getrennt worden und wir sahen sie während dieser Reise nicht wieder.

Die Eingebornen hatten eben einen Winter durchlebt und mochten, nach ihrem Aeußeren zu urtheilen, manchmal Noth gelitten haben. Einer ihrer Häuptlinge, den wir früher im stattlichsten Aufzuge gesehen hatten, trug sich jetzt wie ein gewöhnlicher Fischer. Ein Theil unseres Zwiebacks war verdorben und wir konnten den ganzen Vorrath nur dadurch erhalten, daß wir ihn ans Land brachten, den noch

brauchbaren Zwieback trockneten und noch einmal in den Backofen schoben, den unbrauchbaren aber beseitigten. Diesen verdorbenen Zwieback, den nicht einmal unsere Schweine mochten, aßen die Neuseeländer mit wilder Gier.

Von unseren Ziegen hörten wir, daß beide geschlachtet worden seien. Eines der Schweine zeigte man uns und gab von den anderen zu verstehen, daß sie nach verschiedenen Gegenden geführt worden seien. Die Neuseeländer hatten die Thiere folglich unter sich getheilt und dadurch jede Fortpflanzung unmöglich gemacht. Trotzdem setzten wir abermals zwei Mutterschweine mit einem Hauer und drei Hähne mit zwei Hennen aus, wählten aber den tiefsten und entlegensten Winkel eines Waldes in einer sumpfigen Bucht, von der wir nach dem Augenschein urtheilten, daß sie von den Wilden wenig besucht werde.

Unsere Pflanzungen standen zum Theil sehr gut. Der Kohl, die gelben Möhren, die Petersilie und die Zwiebeln gediehen kräftig, die Rüben und die meisten anderen Wurzeln waren in Samen geschossen, aber die Erbsen und Bohnen waren vernichtet worden, muthmaßlich durch die Ratten, und die Kartoffeln hatten die Eingebornen selbst aus der Erde genommen. Da die meisten grünen Pflanzen bei uns nicht in der Kälte ausdauern, so muß der neuseeländische Winter ein gelinderer sein. Die insulare Lage Neuseelands, der die geringe Kälte zuzuschreiben ist, macht zugleich den Sommer kälter und unfreundlicher. In der Zeit unseres jetzigen Aufenthaltes hatten wir fast jeden Tag heftigen Wind und starke Regengüsse, die unsere Leute sehr in der Arbeit hinderten.

Das Land lieferte uns wie früher Selleri, Löffelkraut und Fische. Die Eingebornen fischten für uns, doch mußten wir uns einige Tage selbst an diese Arbeit machen, wobei wir uns eines Netzes aus neuseeländischem Flachs bedienten, das wir gegen unsere Waaren eingetauscht hatten. Die Wilden blieben während dieser Zeit weg, weil sie mehrere Wasserfässer, der eisernen Reifen wegen, gestohlen hatten und unsern Zorn fürchteten. Sie brauchten ihre Zuflucht nicht zum Stehlen zu nehmen, denn versorgten sie uns nur einen Tag länger mit Fischen, so bekamen sie dreimal so viel und besseres Eisenwerk.

Der Versuch, den wir mit unseren eingetauschten Netzen machten,

brauchbaren Zwieback trockneten und noch einmal in den Backofen schoben, den unbrauchbaren aber beseitigten. Diesen verdorbenen Zwieback, den nicht einmal unsere Schweine mochten, aßen die Neuseeländer mit wilder Gier.

Von unseren Ziegen hörten wir, daß beide geschlachtet worden seien. Eines der Schweine zeigte man uns und gab von den anderen zu verstehen, daß sie nach verschiedenen Gegenden geführt worden seien. Die Neuseeländer hatten die Thiere folglich unter sich getheilt und dadurch jede Fortpflanzung unmöglich gemacht. Trotzdem setzten wir abermals zwei Mutterschweine mit einem Hauer und drei Hähne mit zwei Hennen aus, wählten aber den tiefsten und entlegensten Winkel eines Waldes in einer sumpfigen Bucht, von der wir nach dem Augenschein urtheilten, daß sie von den Wilden wenig besucht werde.

Unsere Pflanzungen standen zum Theil sehr gut. Der Kohl, die gelben Möhren, die Petersilie und die Zwiebeln gediehen kräftig, die Rüben und die meisten anderen Wurzeln waren in Samen geschossen, aber die Erbsen und Bohnen waren vernichtet worden, muthmaßlich durch die Ratten, und die Kartoffeln hatten die Eingebornen selbst aus der Erde genommen. Da die meisten grünen Pflanzen bei uns nicht in der Kälte ausdauern, so muß der neuseeländische Winter ein gelinderer sein. Die insulare Lage Neuseelands, der die geringe Kälte zuzuschreiben ist, macht zugleich den Sommer kälter und unfreundlicher. In der Zeit unseres jetzigen Aufenthaltes hatten wir fast jeden Tag heftigen Wind und starke Regengüsse, die unsere Leute sehr in der Arbeit hinderten.

Das Land lieferte uns wie früher Selleri, Löffelkraut und Fische. Die Eingebornen fischten für uns, doch mußten wir uns einige Tage selbst an diese Arbeit machen, wobei wir uns eines Netzes aus neuseeländischem Flachs bedienten, das wir gegen unsere Waaren eingetauscht hatten. Die Wilden blieben während dieser Zeit weg, weil sie mehrere Wasserfässer, der eisernen Reifen wegen, gestohlen hatten und unsern Zorn fürchteten. Sie brauchten ihre Zuflucht nicht zum Stehlen zu nehmen, denn versorgten sie uns nur einen Tag länger mit Fischen, so bekamen sie dreimal so viel und besseres Eisenwerk.

Der Versuch, den wir mit unseren eingetauschten Netzen machten,

fiel sehr glücklich aus. Sie bestanden aus den großen Blättern der Flachspflanze, die getrocknet und dann geklopft werden. Der Flachs oder Hanf, den man von dieser Pflanze gewinnt, glänzt und ist trotz seiner Stärke weich. Sie ist perennirend und man kann sie in jedem Jahr bis auf die Wurzel abschneiden. Sie stand bereits in Blüthe, obgleich die Laubholzbäume und Gesträuche eben erst anfingen, auszuschlagen, und die Vögel noch genöthigt waren, in Thälern zu wohnen, wo sie gegen den kalten Südwind Schutz fanden.

Das Denkmal, das ich bei meiner ersten Reise auf einem der höchsten Berge errichtet hatte, war zerstört. Die Wilden hatten unter den aufgeschichteten Steinen nach Kostbarkeiten gesucht. Wie ich leider befürchten muß, führte ihre Gier nach unseren tahitischen Zeugen und unseren Eisensachen zu einem Angriff auf einen benachbarten Stamm. Ein Kampf, bei dem auf beiden Seiten mehrere Menschen das Leben verloren, fand wirklich statt, und das Motiv kann kaum ein anderes gewesen sein, als daß es ihnen an den Artikeln, nach denen wir fragten, zu fehlen anfing. Nach jenem Kriegszuge kam der Handel wieder in Schwung.

Einzelne Spaziergänge wurden uns durch Strauchwerk, Farrenkraut und Schlingpflanzen, durch die wir uns einen Weg bahnen mußten, sehr erschwert. Selbst oben auf den Berggipfeln, die von unten kahl aussahen, gab es noch niedriges Farrenkraut und Gestrüpp. Oben wuchsen verschiedene der Pflanzen, die wir in der düstern Bai unten im Thal angetroffen hatten — ein Beweis, daß das Klima des Charlottensundes ein milderes ist. An manchen Stellen wuchsen die Schlingpflanzen so dicht und durchkreuzten dergestalt oben und unten den Wald, daß Bäume, die wir fällten, in ihnen hängen blieben. Einer der Bäume, Mamagu genannt, liefert den Wilden die beste ihrer eßbaren Wurzeln, die fast noch besser schmeckt als unsere Rüben. Unglücklicherweise wächst der Baum nicht so häufig, daß seine Wurzel ein tägliches Nahrungsmittel abgeben könnte.

Nachdem wir Wasser und Brennholz eingenommen hatten, ließ ich den Anker heben. Unsere Matrosen sahen nicht gern, daß wir wieder gegen Süden steuerten, und ich selbst war nicht ohne Besorgnisse. Hatte sich auch der Gesundheitszustand der Mannschaft, der eine Zeit-

fiel sehr glücklich aus. Sie bestanden aus den großen Blättern der Flachspflanze, die getrocknet und dann geklopft werden. Der Flachs oder Hanf, den man von dieser Pflanze gewinnt, glänzt und ist trotz seiner Stärke weich. Sie ist perennirend und man kann sie in jedem Jahr bis auf die Wurzel abschneiden. Sie stand bereits in Blüthe, obgleich die Laubholzbäume und Gesträuche eben erst anfingen, auszuschlagen, und die Vögel noch genöthigt waren, in Thälern zu wohnen, wo sie gegen den kalten Südwind Schutz fanden.

Das Denkmal, das ich bei meiner ersten Reise auf einem der höchsten Berge errichtet hatte, war zerstört. Die Wilden hatten unter den aufgeschichteten Steinen nach Kostbarkeiten gesucht. Wie ich leider befürchten muß, führte ihre Gier nach unseren tahitischen Zeugen und unseren Eisensachen zu einem Angriff auf einen benachbarten Stamm. Ein Kampf, bei dem auf beiden Seiten mehrere Menschen das Leben verloren, fand wirklich statt, und das Motiv kann kaum ein anderes gewesen sein, als daß es ihnen an den Artikeln, nach denen wir fragten, zu fehlen anfing. Nach jenem Kriegszuge kam der Handel wieder in Schwung.

Einzelne Spaziergänge wurden uns durch Strauchwerk, Farrenkraut und Schlingpflanzen, durch die wir uns einen Weg bahnen mußten, sehr erschwert. Selbst oben auf den Berggipfeln, die von unten kahl aussahen, gab es noch niedriges Farrenkraut und Gestrüpp. Oben wuchsen verschiedene der Pflanzen, die wir in der düstern Bai unten im Thal angetroffen hatten — ein Beweis, daß das Klima des Charlottensundes ein milderes ist. An manchen Stellen wuchsen die Schlingpflanzen so dicht und durchkreuzten dergestalt oben und unten den Wald, daß Bäume, die wir fällten, in ihnen hängen blieben. Einer der Bäume, Mamagu genannt, liefert den Wilden die beste ihrer eßbaren Wurzeln, die fast noch besser schmeckt als unsere Rüben. Unglücklicherweise wächst der Baum nicht so häufig, daß seine Wurzel ein tägliches Nahrungsmittel abgeben könnte.

Nachdem wir Wasser und Brennholz eingenommen hatten, ließ ich den Anker heben. Unsere Matrosen sahen nicht gern, daß wir wieder gegen Süden steuerten, und ich selbst war nicht ohne Besorgnisse. Hatte sich auch der Gesundheitszustand der Mannschaft, der eine Zeit-

lang bedenklich gewesen war, in den milderen Breiten unter Mitwirkung einer zusagenden Kost ganz gebessert, so war doch zu befürchten, daß die Kräfte, durch den ersten Aufenthalt in den antarktischen Gebieten angegriffen, zum zweiten Male weit schneller schwinden müßten.

Unsere Kanonensignale für die Adventure wurden nicht beantwortet, wir hatten die Fahrt in die antarktischen Gewässer allein anzutreten. Ein Nordwestwind war uns günstig und führte uns rasch zum 49. Breitengrade. Am 28. November begegneten uns viele Seelöwen, die ihren Strich nach dem Lande zu nehmen schienen, das wir eben verlassen hatten. Von diesem Tage bis zum 8. December sahen wir große Schwärme von blauen und anderen Sturmvögeln, von Albatrossen und grauen Möwen. An dem letztgenannten Tage war unsere Breite 51 Grad 33 Min., unsere Länge 180 Grad, und wir waren mithin im genauesten Sinne des Wortes Gegenfüßler von London. Es regte sich hier etwas von Heimweh in uns. Wir waren die ersten Europäer, welche diesen interessanten Punkt erreichten. Man erzählt sich in England von Sir Francis Drake, daß er auf der anderen Seite der Erde einen Punkt erreicht habe, „der in gerader Linie unter dem mittleren Bogen der Londoner Brücke liege". Die Sache ist eine Fabel, Sir Francis hat blos die amerikanische Westküste befahren.

Am 10. December erreichten wir den 59. Grad und sahen noch immer kein Eis, während dieses im Jahre vorher schon zwischen dem 50. und 51. Grade sichtbar geworden war. Woher dieser Unterschied kommt, vermag ich mir nicht zu erklären. Vielleicht ist der vorige Winter strenger gewesen, oder heftigere Winde haben mehr Eis vom Südpol gegen Norden geführt. Unser Freund Hedidi wußte sich natürlich das erste Eis, das wir am 11. trafen, nicht zu erklären. Er hielt dieses Eisfeld für Land, und ließ sich durch unsere Erklärung, daß es fest gewordenes Wasser sei, nicht vom Gegentheil überzeugen. Er blieb dabei, daß er es in seiner Heimath „weißes Land" nennen werde. Schnee und Hagel setzten ihn nicht weniger in Verwunderung, und er bezeichnete beides als „weißen Regen". Daß wir ihm zeigten, wie sich an den Rändern unserer Wasserfässer „weißes Land" ansetzte, brachte ihn dem Verständniß der ihm so ungewohnten Naturerscheinung nicht näher.

lang bedenklich gewesen war, in den milderen Breiten unter Mitwirkung einer zusagenden Kost ganz gebessert, so war doch zu befürchten, daß die Kräfte, durch den ersten Aufenthalt in den antarktischen Gebieten angegriffen, zum zweiten Male weit schneller schwinden müßten.

Unsere Kanonensignale für die Adventure wurden nicht beantwortet, wir hatten die Fahrt in die antarktischen Gewässer allein anzutreten. Ein Nordwestwind war uns günstig und führte uns rasch zum 49. Breitengrade. Am 28. November begegneten uns viele Seelöwen, die ihren Strich nach dem Lande zu nehmen schienen, das wir eben verlassen hatten. Von diesem Tage bis zum 8. December sahen wir große Schwärme von blauen und anderen Sturmvögeln, von Albatrossen und grauen Möwen. An dem letztgenannten Tage war unsere Breite 51 Grad 33 Min., unsere Länge 180 Grad, und wir waren mithin im genauesten Sinne des Wortes Gegenfüßler von London. Es regte sich hier etwas von Heimweh in uns. Wir waren die ersten Europäer, welche diesen interessanten Punkt erreichten. Man erzählt sich in England von Sir Francis Drake, daß er auf der anderen Seite der Erde einen Punkt erreicht habe, „der in gerader Linie unter dem mittleren Bogen der Londoner Brücke liege". Die Sache ist eine Fabel, Sir Francis hat blos die amerikanische Westküste befahren.

Am 10. December erreichten wir den 59. Grad und sahen noch immer kein Eis, während dieses im Jahre vorher schon zwischen dem 50. und 51. Grade sichtbar geworden war. Woher dieser Unterschied kommt, vermag ich mir nicht zu erklären. Vielleicht ist der vorige Winter strenger gewesen, oder heftigere Winde haben mehr Eis vom Südpol gegen Norden geführt. Unser Freund Hedidi wußte sich natürlich das erste Eis, das wir am 11. trafen, nicht zu erklären. Er hielt dieses Eisfeld für Land, und ließ sich durch unsere Erklärung, daß es fest gewordenes Wasser sei, nicht vom Gegentheil überzeugen. Er blieb dabei, daß er es in seiner Heimath „weißes Land" nennen werde. Schnee und Hagel setzten ihn nicht weniger in Verwunderung, und er bezeichnete beides als „weißen Regen". Daß wir ihm zeigten, wie sich an den Rändern unserer Wasserfässer „weißes Land" ansetzte, brachte ihn dem Verständniß der ihm so ungewohnten Naturerscheinung nicht näher.

Die Singvögel, die wir auf Neuseeland mit großer Mühe eingefangen hatten, befanden sich in dem kalten und nassen Wetter höchst unwohl, und fünf Tauben, die Herr Forster von den Freundschafts-Inseln her besaß, starben bis zum 16. December alle. Wir blieben gesund, bis wir geschmolzenes Eiswasser zu trinken anfingen. Nun zeigten sich dieselben Drüsenanschwellungen, verbunden mit rheumatischen Schmerzen und Kopfweh, über die wir früher zu klagen gehabt hatten.

Am 20. segelten wir zum zweiten Male in den antarktischen Kreis, begrüßt von einer Menge von Sturmvögeln und einem Walfisch, der in der Nähe des Schiffs seinen Wasserstrahl aufsteigen ließ. Hier begegneten wir plötzlich einer Gruppe sehr großer Eisfelder und einer unzählbaren Menge schwimmender Stücke, von denen wir uns, da das Wetter neblig war, mit Mühe fernhielten. Die weißen Inseln, die wir bis jetzt gesehen hatten, waren flach und niedrig gewesen, diese hier ragten hoch empor und trugen mehrere Kegel und Spitzen. Am 23. bedeckten diese Eisbildungen das ganze Meer und versperrten uns gegen Süden den Weg ganz. Unsere Breite war 67 Grad 12 Min. Diese Eismassen übten natürlich auf die Luftwärme großen Einfluß. Die Taue wurden von Eistheilchen so hart wie Messingdrähte, die Segel ließen sich wie Breter anfühlen, und die Kloben froren so fest, daß das Aufziehen oder Niederlassen einer Stange die größten Anstrengungen erforderte. Zum Glück waren die Nächte so hell, daß man wenig Minuten vor Mitternacht ohne Licht schreiben konnte. Die Sonne sank auf so kurze Zeit unter den Horizont, daß wir immer eine helle Dämmerung behielten. Diese Erscheinung war für Hedidi wieder eine wunderbare. Er sprach seine Befürchtung aus, daß seine Landsleute ihn einen Lügner schelten würden, wenn er ihnen von dem Lande des weißen Regens und des beständigen Tages erzähle.

Am Weihnachtstage lud ich die Officiere zu Tisch, und die Matrosen begingen das Fest auf ihre Art so feierlich, daß sie noch am nächsten Tage nicht nüchtern waren. Das Eis wies uns gebieterisch nach Norden zurück, und ich segelte nach und nach bis 47 Grad 52 Min. südl. Br. zurück, wo ich das Schiff wieder gegen Südosten

Die Singvögel, die wir auf Neuseeland mit großer Mühe eingefangen hatten, befanden sich in dem kalten und nassen Wetter höchst unwohl, und fünf Tauben, die Herr Forster von den Freundschafts-Inseln her besaß, starben bis zum 16. December alle. Wir blieben gesund, bis wir geschmolzenes Eiswasser zu trinken anfingen. Nun zeigten sich dieselben Drüsenanschwellungen, verbunden mit rheumatischen Schmerzen und Kopfweh, über die wir früher zu klagen gehabt hatten.

Am 20. segelten wir zum zweiten Male in den antarktischen Kreis, begrüßt von einer Menge von Sturmvögeln und einem Walfisch, der in der Nähe des Schiffs seinen Wasserstrahl aufsteigen ließ. Hier begegneten wir plötzlich einer Gruppe sehr großer Eisfelder und einer unzählbaren Menge schwimmender Stücke, von denen wir uns, da das Wetter neblig war, mit Mühe fernhielten. Die weißen Inseln, die wir bis jetzt gesehen hatten, waren flach und niedrig gewesen, diese hier ragten hoch empor und trugen mehrere Kegel und Spitzen. Am 23. bedeckten diese Eisbildungen das ganze Meer und versperrten uns gegen Süden den Weg ganz. Unsere Breite war 67 Grad 12 Min. Diese Eismassen übten natürlich auf die Luftwärme großen Einfluß. Die Taue wurden von Eistheilchen so hart wie Messingdrähte, die Segel ließen sich wie Breter anfühlen, und die Kloben froren so fest, daß das Aufziehen oder Niederlassen einer Stange die größten Anstrengungen erforderte. Zum Glück waren die Nächte so hell, daß man wenig Minuten vor Mitternacht ohne Licht schreiben konnte. Die Sonne sank auf so kurze Zeit unter den Horizont, daß wir immer eine helle Dämmerung behielten. Diese Erscheinung war für Hedidi wieder eine wunderbare. Er sprach seine Befürchtung aus, daß seine Landsleute ihn einen Lügner schelten würden, wenn er ihnen von dem Lande des weißen Regens und des beständigen Tages erzähle.

Am Weihnachtstage lud ich die Officiere zu Tisch, und die Matrosen begingen das Fest auf ihre Art so feierlich, daß sie noch am nächsten Tage nicht nüchtern waren. Das Eis wies uns gebieterisch nach Norden zurück, und ich segelte nach und nach bis 47 Grad 52 Min. südl. Br. zurück, wo ich das Schiff wieder gegen Südosten

wendete. Am 20. Januar 1774 trafen wir abermals auf die ersten Eisfelder, am 26. drangen wir aufs Neue in den antarktischen Kreis ein, erreichten am folgenden Tage 67 Grad 52 Min., bis wohin wir vorher nicht gekommen waren, und konnten noch immer gegen Süden vordringen. Ich durfte somit hoffen, daß ich dem Südpol ebenso nahe kommen würde, wie andere Seefahrer dem Nordpol. Der 30. Januar machte diese Hoffnungen zu Schanden.

An diesem Tage bemerkten wir um vier Uhr Morgens, daß die über dem südlichen Horizont stehenden Wolken schneeweiß waren und förmlich glänzten. Wir wußten, daß dies das Anzeichen eines Eisfeldes sei, sahen dasselbe auch bald von der Höhe der Masten und befanden uns um acht Uhr an seinem Saume. Es erstreckte sich von Osten nach Westen, so weit unsere Blicke reichten, und die Hälfte des Horizonts war von den Luftstrahlen beleuchtet, die es bis auf eine beträchtliche Höhe ausgehen ließ. Ich zählte auf diesem Felde außer den Eisbergen am Rande noch siebenundneunzig andere, die zum Theil sehr breit waren und einer Bergkette glichen, deren Gipfel sich einer über den andern emporthürmen, bis sie sich in den Wolken verlieren. Der nördliche Rand dieser unermeßlichen Fläche bestand aus zerbrochenem Eise, das sich so in- und aufeinandergeschoben hatte, daß ein Mensch sich nicht hindurchzuarbeiten im Stande war. Diese Einfassung war etwa eine halbe Stunde breit, und jenseit derselben bildete das zusammenhängende Eis eine sehr feste Masse. Abgesehen von den Eisbergen war es flach, schien aber gegen Süden etwas anzusteigen.

Unsere Breite war 71 Grad 10 Min., unsere Länge 106 Grad 54 Min. westlich. Ich will nicht sagen, daß es unmöglich gewesen wäre, weiter südlich vorzudringen, doch hätte jeder Versuch große Gefahren gehabt, und ich glaube nicht, daß irgend ein Seemann in meiner Lage ihn gemacht haben würde. Meine Meinung, der meine Officiere beistimmten, ging überdies dahin, daß jenes Eisfeld bis zum Südpol reiche, oder vielleicht an eine Küste grenze, mit der es seit den ältesten Zeiten zusammenhänge. Wie mir scheinen will, bilden sich im Süden der von mir erreichten Parallele alle die Eisfelder und Berge, die wir weiter nördlich gefunden haben. Sie werden von Windstößen

wendete. Am 20. Januar 1774 trafen wir abermals auf die ersten Eisfelder, am 26. drangen wir aufs Neue in den antarktischen Kreis ein, erreichten am folgenden Tage 67 Grad 52 Min., bis wohin wir vorher nicht gekommen waren, und konnten noch immer gegen Süden vordringen. Ich durfte somit hoffen, daß ich dem Südpol ebenso nahe kommen würde, wie andere Seefahrer dem Nordpol. Der 30. Januar machte diese Hoffnungen zu Schanden.

An diesem Tage bemerkten wir um vier Uhr Morgens, daß die über dem südlichen Horizont stehenden Wolken schneeweiß waren und förmlich glänzten. Wir wußten, daß dies das Anzeichen eines Eisfeldes sei, sahen dasselbe auch bald von der Höhe der Masten und befanden uns um acht Uhr an seinem Saume. Es erstreckte sich von Osten nach Westen, so weit unsere Blicke reichten, und die Hälfte des Horizonts war von den Luftstrahlen beleuchtet, die es bis auf eine beträchtliche Höhe ausgehen ließ. Ich zählte auf diesem Felde außer den Eisbergen am Rande noch siebenundneunzig andere, die zum Theil sehr breit waren und einer Bergkette glichen, deren Gipfel sich einer über den andern emporthürmen, bis sie sich in den Wolken verlieren. Der nördliche Rand dieser unermeßlichen Fläche bestand aus zerbrochenem Eise, das sich so in- und aufeinandergeschoben hatte, daß ein Mensch sich nicht hindurchzuarbeiten im Stande war. Diese Einfassung war etwa eine halbe Stunde breit, und jenseit derselben bildete das zusammenhängende Eis eine sehr feste Masse. Abgesehen von den Eisbergen war es flach, schien aber gegen Süden etwas anzusteigen.

Unsere Breite war 71 Grad 10 Min., unsere Länge 106 Grad 54 Min. westlich. Ich will nicht sagen, daß es unmöglich gewesen wäre, weiter südlich vorzudringen, doch hätte jeder Versuch große Gefahren gehabt, und ich glaube nicht, daß irgend ein Seemann in meiner Lage ihn gemacht haben würde. Meine Meinung, der meine Officiere beistimmten, ging überdies dahin, daß jenes Eisfeld bis zum Südpol reiche, oder vielleicht an eine Küste grenze, mit der es seit den ältesten Zeiten zusammenhänge. Wie mir scheinen will, bilden sich im Süden der von mir erreichten Parallele alle die Eisfelder und Berge, die wir weiter nördlich gefunden haben. Sie werden von Windstößen

oder anderen Kräften losgerissen und von nördlichen Strömungen, die überall in diesen Breiten vorherrschend sind, den milderen Gegenden zugeführt.

Am 5. Februar faßte ich den Entschluß, gegen Norden zu steuern und den nächsten Winter, falls ich nicht früher Land entdeckte, innerhalb der Wendekreise zuzubringen. Meine Ueberzeugung, daß der Australcontinent, in dessen Aufsuchung der Hauptzweck meiner Reise bestand, wenn er überhaupt existire, zu weit südlich liege, um erreichbar zu sein, berechtigte mich, zum Cap zurückzusegeln und meine Expedition zu beenden. Hätte ich aber mit einem Schiff, das mir ausdrücklich zu Entdeckungsreisen übergeben worden war, mit meiner tüchtigen Mannschaft und meinen Vorräthen die Südsee verlassen, so würde ich wenig Beharrlichkeit bewiesen und mir den Vorwurf zugezogen haben, daß ich wenig Urtheil verrathe, indem ich annehme, dieses Meer sei schon so durchforscht worden, daß es nichts mehr zu thun gebe. In den niederen Breiten, die gänzlich unbekannt waren, konnten sehr große Inseln liegen, und mehrere der aufgefundenen waren ungenügend bestimmt und beschrieben worden. Zuerst wollte ich die von Juan Fernandez vor einem Jahrhundert unter dem 38. Grade entdeckte Insel aufsuchen und, wenn ich sie nicht fände, nach der Osterinsel und dem Davisslande segeln, von dem man so wenig wußte, daß die neuerdings gemachten Versuche, es zu erreichen, keinen Erfolg gehabt hatten. Von dort wollte ich in den Wendekreis eindringen, die Inseln, zu denen ich im Westen gelangen würde, zur Erforschung benutzen und auf Tahiti Nachrichten über die Adventure einziehen. Auch der Plan schwebte mir vor, westlich bis zu dem von Quiros entdeckten Australlande des heiligen Geistes, dem Bougainville den Namen der großen Cycladen giebt, zu segeln. Quiros sagt, daß dieses Land groß sei, oder doch in der Nähe einer ausgedehnten Küste liege, und da Bougainville diese Behauptung weder bestätigt noch widerlegt hat, so lohnt es der Mühe, diesen Punkt aufzuhellen. Von dort dachte ich noch weiter südlich zu gehen und in östlicher Richtung, zwischen dem 50. und 60. Grade, zurückkehren, indem ich wo möglich im nächsten November, zur günstigsten Sommerzeit, das Cap Horn umschiffte und den australen Theil des atlantischen Oceans untersuche. So umfas-

oder anderen Kräften losgerissen und von nördlichen Strömungen, die überall in diesen Breiten vorherrschend sind, den milderen Gegenden zugeführt.

Am 5. Februar faßte ich den Entschluß, gegen Norden zu steuern und den nächsten Winter, falls ich nicht früher Land entdeckte, innerhalb der Wendekreise zuzubringen. Meine Ueberzeugung, daß der Australcontinent, in dessen Aufsuchung der Hauptzweck meiner Reise bestand, wenn er überhaupt existire, zu weit südlich liege, um erreichbar zu sein, berechtigte mich, zum Cap zurückzusegeln und meine Expedition zu beenden. Hätte ich aber mit einem Schiff, das mir ausdrücklich zu Entdeckungsreisen übergeben worden war, mit meiner tüchtigen Mannschaft und meinen Vorräthen die Südsee verlassen, so würde ich wenig Beharrlichkeit bewiesen und mir den Vorwurf zugezogen haben, daß ich wenig Urtheil verrathe, indem ich annehme, dieses Meer sei schon so durchforscht worden, daß es nichts mehr zu thun gebe. In den niederen Breiten, die gänzlich unbekannt waren, konnten sehr große Inseln liegen, und mehrere der aufgefundenen waren ungenügend bestimmt und beschrieben worden. Zuerst wollte ich die von Juan Fernandez vor einem Jahrhundert unter dem 38. Grade entdeckte Insel aufsuchen und, wenn ich sie nicht fände, nach der Osterinsel und dem Davisslande segeln, von dem man so wenig wußte, daß die neuerdings gemachten Versuche, es zu erreichen, keinen Erfolg gehabt hatten. Von dort wollte ich in den Wendekreis eindringen, die Inseln, zu denen ich im Westen gelangen würde, zur Erforschung benutzen und auf Tahiti Nachrichten über die Adventure einziehen. Auch der Plan schwebte mir vor, westlich bis zu dem von Quiros entdeckten Australlande des heiligen Geistes, dem Bougainville den Namen der großen Cycladen giebt, zu segeln. Quiros sagt, daß dieses Land groß sei, oder doch in der Nähe einer ausgedehnten Küste liege, und da Bougainville diese Behauptung weder bestätigt noch widerlegt hat, so lohnt es der Mühe, diesen Punkt aufzuhellen. Von dort dachte ich noch weiter südlich zu gehen und in östlicher Richtung, zwischen dem 50. und 60. Grade, zurückkehren, indem ich wo möglich im nächsten November, zur günstigsten Sommerzeit, das Cap Horn umschiffte und den australen Theil des atlantischen Oceans untersuche. So umfas-

send dieser Plan war, hielt ich ihn doch für ausführbar, und als ich ihn meinen Officieren mittheilte, hatte ich die Freude, daß sie bereitwillig ihre Zustimmung gaben.

Ein heftiger Südostwind, der uns bei seinem plötzlichen Einsetzen mehrere Segel mitnahm, führte uns so rasch gegen Norden, daß wir in den nächsten vierundzwanzig Stunden drei ganze Breitengrade zurücklegten. Der Skorbut hatte sich bis jetzt nicht gezeigt, um so häufiger kamen rheumatische Schmerzen vor, und viele meiner Leute waren in hohem Grade entkräftet. Bei der schlechten Nahrung war es kein Wunder. Weder das Sauerkraut, das sich allein gut gehalten hatte, noch der Zwieback, der wieder verdorben war, noch das Pökelfleisch, aus dem das Salz alle Kraft ausgelaugt hatte, konnte ihnen die erforderliche Nahrung geben. Unsere rheumatischen Kranken erholten sich in dem milderen Klima, während ich so heftig am Gallenfieber erkrankte, daß ich das Commando an meinen ersten Lieutnant, Herrn Cooper, abgeben mußte und länger als eine Woche in Lebensgefahr schwebte. Als ich zu genesen anfing, wurde mir Herrn Forsters Hund zum Opfer gebracht. Es gab kein anderes frisches Fleisch an Bord, und das Hundefleisch wie die davon bereitete Fleischbrühe bekamen mir sehr gut. Diese Speise, welche die meisten Europäer krank machen würde, gab mir die Kraft wieder und beschleunigte meine Genesung.

Am 22. erreichten wir 36 Grad 10 Min. südl. Br., wo die Albatrosse uns verließen. Hier hatten wir etwa 94 Grad 30 Min. westl. Länge und segelten bis zum 101. Längengrade immer westlich, um die angeblich von Juan Fernandez entdeckte Insel, die nach dem Bericht von Don Juan Luiz Arias unter dem 90. Breitengrade liegen soll, aufzusuchen. Wir sahen nirgends Land, ohne daß ich darum berechtigt wäre, das Nichtvorhandensein jener Insel zu behaupten, da Irrthümer in der Berechnung der Länge so leicht vorkommen. Um völlige Gewißheit zu erlangen, hätte ich noch weiter westlich segeln müssen, und dies verbot mir der Gesundheitszustand meiner Schiffsmannschaft.

Der Skorbut fing nämlich an, sich zu zeigen, sobald wir in niederen Breiten ankamen. Leistete ein Malzaufguß auch vortreffliche

send dieser Plan war, hielt ich ihn doch für ausführbar, und als ich ihn meinen Officieren mittheilte, hatte ich die Freude, daß sie bereitwillig ihre Zustimmung gaben.

Ein heftiger Südostwind, der uns bei seinem plötzlichen Einsetzen mehrere Segel mitnahm, führte uns so rasch gegen Norden, daß wir in den nächsten vierundzwanzig Stunden drei ganze Breitengrade zurücklegten. Der Skorbut hatte sich bis jetzt nicht gezeigt, um so häufiger kamen rheumatische Schmerzen vor, und viele meiner Leute waren in hohem Grade entkräftet. Bei der schlechten Nahrung war es kein Wunder. Weder das Sauerkraut, das sich allein gut gehalten hatte, noch der Zwieback, der wieder verdorben war, noch das Pökelfleisch, aus dem das Salz alle Kraft ausgelaugt hatte, konnte ihnen die erforderliche Nahrung geben. Unsere rheumatischen Kranken erholten sich in dem milderen Klima, während ich so heftig am Gallenfieber erkrankte, daß ich das Commando an meinen ersten Lieutnant, Herrn Cooper, abgeben mußte und länger als eine Woche in Lebensgefahr schwebte. Als ich zu genesen anfing, wurde mir Herrn Forsters Hund zum Opfer gebracht. Es gab kein anderes frisches Fleisch an Bord, und das Hundefleisch wie die davon bereitete Fleischbrühe bekamen mir sehr gut. Diese Speise, welche die meisten Europäer krank machen würde, gab mir die Kraft wieder und beschleunigte meine Genesung.

Am 22. erreichten wir 36 Grad 10 Min. südl. Br., wo die Albatrosse uns verließen. Hier hatten wir etwa 94 Grad 30 Min. westl. Länge und segelten bis zum 101. Längengrade immer westlich, um die angeblich von Juan Fernandez entdeckte Insel, die nach dem Bericht von Don Juan Luiz Arias unter dem 90. Breitengrade liegen soll, aufzusuchen. Wir sahen nirgends Land, ohne daß ich darum berechtigt wäre, das Nichtvorhandensein jener Insel zu behaupten, da Irrthümer in der Berechnung der Länge so leicht vorkommen. Um völlige Gewißheit zu erlangen, hätte ich noch weiter westlich segeln müssen, und dies verbot mir der Gesundheitszustand meiner Schiffsmannschaft.

Der Skorbut fing nämlich an, sich zu zeigen, sobald wir in niederen Breiten ankamen. Leistete ein Malzaufguß auch vortreffliche

Dienste, so konnte dieses Mittel doch nicht die Kräfte ersetzen, die uns durch elende Kost und fortwährende Anstrengungen geraubt worden waren. Sehnsüchtig harrten wir auf das erste Anzeichen von Land und freuten uns daher nicht wenig, als am 10. März graue Meerschwalben in unzähliger Menge um uns schwirrten. Am nächsten Morgen sahen wir in der That eine Küste, in der wir die von Jakob Roggewein im Jahre 1722 entdeckte Osterinsel, die kurz vor uns, im Jahre 1770, auch von den Spaniern besucht worden war, zu erkennen glaubten. Seit 103 Tagen hatten wir kein Land gesehen, und drei Monate lang, so lange wir in den antarktischen Meeren weilten, keinen Fisch gegessen.

Der schwache Wind führte uns dem Lande langsam entgegen. Was wir von dem letzteren sahen, versprach uns sehr wenig, denn es sah wie verbrannt aus und zeigte uns wenig Grün. Wir sahen mehrere Anhöhen, die allmälig zum Meer hinabliefen, und neben einigen derselben eine große Anzahl schwärzlicher Säulen, die in Gruppen aufrecht nebeneinanderstanden. Als wir in der Nacht in der Nähe der Insel lavirten, brannten neben diesen Säulen Feuer.

Am 13. liefen wir dicht unter die Insel und sahen uns gezwungen, an einer nicht sehr geeigneten Landspitze, wo das Land verhältnißmäßig flach und eben war, vor Anker zu gehen. Einen bessern Hafen gab es in dieser Gegend nicht. In dieser Gegend zeigten sich einige bebaute Felder, doch schien das Land im allgemeinen sehr unfruchtbar zu sein. Am Ufer versammelten sich mehrere fast nackte und unbewaffnete Einwohner, die sogleich einen Kahn ins Wasser schoben und an das Schiff ruderten. Sie riefen nach einem Tau und bezeichneten dasselbe mit demselben Worte, das auf Tahiti gebräuchlich ist. Als das Tau ihnen zugeworfen worden war, befestigten sie einen Büschel Pisangs daran und gaben uns zu verstehen, daß wir es hinaufziehen möchten. Sie waren von mittlerer Größe, aber hager und in ihrer Gesichtsbildung den Tahitiern ähnlich. Sie waren tättowirt, gingen aber ganz nackt. Am meisten fiel uns die Länge ihrer Ohren auf, die bis auf die Schultern hinabhingen und so stark durchlöchert waren, daß man vier Finger in die Oeffnung legen konnte. Ihr Kahn

Dienste, so konnte dieses Mittel doch nicht die Kräfte ersetzen, die uns durch elende Kost und fortwährende Anstrengungen geraubt worden waren. Sehnsüchtig harrten wir auf das erste Anzeichen von Land und freuten uns daher nicht wenig, als am 10. März graue Meerschwalben in unzähliger Menge um uns schwirrten. Am nächsten Morgen sahen wir in der That eine Küste, in der wir die von Jakob Roggewein im Jahre 1722 entdeckte Osterinsel, die kurz vor uns, im Jahre 1770, auch von den Spaniern besucht worden war, zu erkennen glaubten. Seit 103 Tagen hatten wir kein Land gesehen, und drei Monate lang, so lange wir in den antarktischen Meeren weilten, keinen Fisch gegessen.

Der schwache Wind führte uns dem Lande langsam entgegen. Was wir von dem letzteren sahen, versprach uns sehr wenig, denn es sah wie verbrannt aus und zeigte uns wenig Grün. Wir sahen mehrere Anhöhen, die allmälig zum Meer hinabliefen, und neben einigen derselben eine große Anzahl schwärzlicher Säulen, die in Gruppen aufrecht nebeneinanderstanden. Als wir in der Nacht in der Nähe der Insel lavirten, brannten neben diesen Säulen Feuer.

Am 13. liefen wir dicht unter die Insel und sahen uns gezwungen, an einer nicht sehr geeigneten Landspitze, wo das Land verhältnißmäßig flach und eben war, vor Anker zu gehen. Einen bessern Hafen gab es in dieser Gegend nicht. In dieser Gegend zeigten sich einige bebaute Felder, doch schien das Land im allgemeinen sehr unfruchtbar zu sein. Am Ufer versammelten sich mehrere fast nackte und unbewaffnete Einwohner, die sogleich einen Kahn ins Wasser schoben und an das Schiff ruderten. Sie riefen nach einem Tau und bezeichneten dasselbe mit demselben Worte, das auf Tahiti gebräuchlich ist. Als das Tau ihnen zugeworfen worden war, befestigten sie einen Büschel Pisangs daran und gaben uns zu verstehen, daß wir es hinaufziehen möchten. Sie waren von mittlerer Größe, aber hager und in ihrer Gesichtsbildung den Tahitiern ähnlich. Sie waren tättowirt, gingen aber ganz nackt. Am meisten fiel uns die Länge ihrer Ohren auf, die bis auf die Schultern hinabhingen und so stark durchlöchert waren, daß man vier Finger in die Oeffnung legen konnte. Ihr Kahn

war nicht minder auffallend. Er bestand aus lauter kleinen Holzstücken von vier bis fünf Zoll Breite und drei bis vier Fuß Länge, die sehr künstlich zusammengesetzt waren. Seine Länge mochte zehn bis zwölf Fuß betragen, der vordere und hintere Theil war hoch, die Mitte niedrig, gegen das Umschlagen schützte ein Ausleger, aus drei dünnen Stangen zusammengesetzt. Die schaufelförmigen Ruder waren wie der Kahn selbst Mosaikarbeiten in Holz. Dieses Fahrzeug war das einzige, welches die ganze Insel besaß.

Gegen Abend segelten wir an die südwestliche Küste, wo wir vierzig Faden Tiefe und einen guten Kiesgrund hatten. Am nächsten Morgen traten wir mit den Einwohnern, die sich hundertundfünfzig an Zahl am Ufer vereinigt hatten, in Verkehr. Sie ließen uns unbelästigt ans Ufer steigen und verriethen Furcht vor unseren Flinten. Sehr wenige waren bewaffnet, und diese führten Speere von einem unregelmäßig und knotig gewachsenen Holze, deren Spitze ein Stück Glaslava bildete, einige auch kurze dicke Keulen, und einer einen drei Fuß langen Streitkolben, an dem man einige Schnitzereien sah. Hin und wieder prunkte einer mit europäischen Sachen, einem Hut, einer Mütze, einer alten zerrissenen Jacke von braunwollenem Zeuge, lauter Andenken an den letzten Besuch der Spanier. Die meisten waren nackt, einige wenige bedeckten den Unterleib mit einem Stücke Zeug, einige hatten Mäntel, die bis an das Knie reichten. Der Stoff dieser Kleider war der tahitische.

Man sah den Eingebornen an, wie dürftig ihre Insel sei. Sie waren kleiner, als die Neuseeländer und die Tahitier, mager und schmal von Gesicht. Sie waren am ganzen Leibe tättowirt, am stärksten im Gesicht, und versteckten ihre natürliche hellbraune Farbe unter einem Ueberzug von rothbrauner Farbe, auf den noch ein schönes Bronzegelb gesetzt war. Einige Stutzer hatten zu weiterer Verschönerung im Gesicht mit weißem Muschelkalk zierliche Streifen gezogen. Weiber wurden unter dieser Menge nicht mehr als zwölf sichtbar. Beide Geschlechter waren nach unseren Waaren, für die sie uns meistens nichts zu bieten hatten, höchst begierig.

Die Osterinsel liegt unter 27 Grad 6 Min. südl. Breite und

war nicht minder auffallend. Er bestand aus lauter kleinen Holzstücken von vier bis fünf Zoll Breite und drei bis vier Fuß Länge, die sehr künstlich zusammengesetzt waren. Seine Länge mochte zehn bis zwölf Fuß betragen, der vordere und hintere Theil war hoch, die Mitte niedrig, gegen das Umschlagen schützte ein Ausleger, aus drei dünnen Stangen zusammengesetzt. Die schaufelförmigen Ruder waren wie der Kahn selbst Mosaikarbeiten in Holz. Dieses Fahrzeug war das einzige, welches die ganze Insel besaß.

Gegen Abend segelten wir an die südwestliche Küste, wo wir vierzig Faden Tiefe und einen guten Kiesgrund hatten. Am nächsten Morgen traten wir mit den Einwohnern, die sich hundertundfünfzig an Zahl am Ufer vereinigt hatten, in Verkehr. Sie ließen uns unbelästigt ans Ufer steigen und verriethen Furcht vor unseren Flinten. Sehr wenige waren bewaffnet, und diese führten Speere von einem unregelmäßig und knotig gewachsenen Holze, deren Spitze ein Stück Glaslava bildete, einige auch kurze dicke Keulen, und einer einen drei Fuß langen Streitkolben, an dem man einige Schnitzereien sah. Hin und wieder prunkte einer mit europäischen Sachen, einem Hut, einer Mütze, einer alten zerrissenen Jacke von braunwollenem Zeuge, lauter Andenken an den letzten Besuch der Spanier. Die meisten waren nackt, einige wenige bedeckten den Unterleib mit einem Stücke Zeug, einige hatten Mäntel, die bis an das Knie reichten. Der Stoff dieser Kleider war der tahitische.

Man sah den Eingebornen an, wie dürftig ihre Insel sei. Sie waren kleiner, als die Neuseeländer und die Tahitier, mager und schmal von Gesicht. Sie waren am ganzen Leibe tättowirt, am stärksten im Gesicht, und versteckten ihre natürliche hellbraune Farbe unter einem Ueberzug von rothbrauner Farbe, auf den noch ein schönes Bronzegelb gesetzt war. Einige Stutzer hatten zu weiterer Verschönerung im Gesicht mit weißem Muschelkalk zierliche Streifen gezogen. Weiber wurden unter dieser Menge nicht mehr als zwölf sichtbar. Beide Geschlechter waren nach unseren Waaren, für die sie uns meistens nichts zu bieten hatten, höchst begierig.

Die Osterinsel liegt unter 27 Grad 6 Min. südl. Breite und

109 Grad 46 Min.*) westlich von Greenwich. Die Holländer haben sich in der Länge um einen Grad, die Spanier um dreißig Seemeilen geirrt. Durch unsere Streifzüge haben wir die Küsten wie das Innere genau kennen gelernt und überall den Boden mit Felsen und Steinen von verschiedener Größe, die wie vulkanische Schlacken aussehen, bedeckt gefunden. Das Gras sprießte zwischen diesen Steinen dürftig hervor, und nicht an vielen Stellen ist die Erde des Anbaues fähig. Durch parallel laufende Mauern haben die Einwohner Terrassen gebildet, auf denen sie ihre Wurzeln und Früchte ziehen. Die Steine dieser Mauern sind so künstlich gelegt und so gut ineinander gepaßt, daß das Ganze sehr dauerhaft ist. Die Sorgfalt, mit der man an diesem undankbaren Boden zu Werke gegangen ist, äußert sich noch auf andere Weise. In verschiedenen Pflanzungen war der Boden mit Gras bestreut, das ihn entweder düngen oder die Sonne von den jungen Pflanzen abhalten sollte, und um diese letzten selbst hatte man Vertiefungen angebracht, damit der Regen sich sammle und die Wurzel befruchte.

Von Bäumen kommen vor einige wenige chinesische Maulbeerbäume, eine Hibicusart (H. populneus) und Mimosen, Angebaut werden Pisangs, süße Kartoffeln, Yams, Tarrowurzeln und Zuckerrohr. Unsere Naturforscher fanden noch Selleri und denselben Nachtschatten, der in Tahiti zur Heilung von Wunden benutzt wird, in Allem nicht über zwanzig Pflanzenarten, von denen die meisten eine besondere Pflege fordern, um fortzukommen. Die Bäume werden nicht über zehn Fuß hoch und geben so gut wie keinen Schatten. Die einzigen Landthiere sind schwarze Ratten, die auf allen Südsee-Inseln heimisch sind, und das gemeine Huhn, das hier von sehr kleiner Art und von unansehnlichem Gefieder ist. Wir bemerkten noch einige schwarze Meerschwalben, die so zahm waren, daß sie den Einwohnern auf den Schultern saßen. Daraus ist vielleicht zu schließen, daß man sie zieht und ißt.

Der Sonnenbrand ist die größte Plage dieser dürren schattenarmen Insel. Die Wilden schützen sich gegen ihn durch ihren Kopf-

*) Cook's Länge ist selbst nicht ganz richtig; die Osterinsel liegt 109 Grad 17 Min. westlich.

109 Grad 46 Min.*) westlich von Greenwich. Die Holländer haben sich in der Länge um einen Grad, die Spanier um dreißig Seemeilen geirrt. Durch unsere Streifzüge haben wir die Küsten wie das Innere genau kennen gelernt und überall den Boden mit Felsen und Steinen von verschiedener Größe, die wie vulkanische Schlacken aussehen, bedeckt gefunden. Das Gras sprießte zwischen diesen Steinen dürftig hervor, und nicht an vielen Stellen ist die Erde des Anbaues fähig. Durch parallel laufende Mauern haben die Einwohner Terrassen gebildet, auf denen sie ihre Wurzeln und Früchte ziehen. Die Steine dieser Mauern sind so künstlich gelegt und so gut ineinander gepaßt, daß das Ganze sehr dauerhaft ist. Die Sorgfalt, mit der man an diesem undankbaren Boden zu Werke gegangen ist, äußert sich noch auf andere Weise. In verschiedenen Pflanzungen war der Boden mit Gras bestreut, das ihn entweder düngen oder die Sonne von den jungen Pflanzen abhalten sollte, und um diese letzten selbst hatte man Vertiefungen angebracht, damit der Regen sich sammle und die Wurzel befruchte.

Von Bäumen kommen vor einige wenige chinesische Maulbeerbäume, eine Hibicusart (H. populneus) und Mimosen, Angebaut werden Pisangs, süße Kartoffeln, Yams, Tarrowurzeln und Zuckerrohr. Unsere Naturforscher fanden noch Selleri und denselben Nachtschatten, der in Tahiti zur Heilung von Wunden benutzt wird, in Allem nicht über zwanzig Pflanzenarten, von denen die meisten eine besondere Pflege fordern, um fortzukommen. Die Bäume werden nicht über zehn Fuß hoch und geben so gut wie keinen Schatten. Die einzigen Landthiere sind schwarze Ratten, die auf allen Südsee-Inseln heimisch sind, und das gemeine Huhn, das hier von sehr kleiner Art und von unansehnlichem Gefieder ist. Wir bemerkten noch einige schwarze Meerschwalben, die so zahm waren, daß sie den Einwohnern auf den Schultern saßen. Daraus ist vielleicht zu schließen, daß man sie zieht und ißt.

Der Sonnenbrand ist die größte Plage dieser dürren schattenarmen Insel. Die Wilden schützen sich gegen ihn durch ihren Kopf-

*) Cook's Länge ist selbst nicht ganz richtig; die Osterinsel liegt 109 Grad 17 Min. westlich.

putz. Bei Einigen besteht dieser in einem zwei Zoll dicken Ringe von künstlich geflochtenem Grase, der ringsum mit schwarzen Federn vom Halse des Fregattenvogels besteckt ist, Andere tragen Mützen von Federn der braunen Möve, fast so dick wie die Allongenperrücken des vorigen (siebzehnten) Jahrhunderts. Noch andere begnügten sich mit einem bloßen hölzernen Reif, an dem die langen weißen Federn der Solangans befestigt waren. Diese Federn schwanken bei jedem Luftzuge, und sind nicht blos Sonnenschirme, sondern auch Fächer. Die Weiber tragen einen aus Matten gefertigten Hut, der vorn spitz ist, über der Mitte des Kopfes dachartig emporsteht und hinten in zwei Krempen über die Schultern fällt. Diese Hüte kühlen den Kopf vortrefflich.

Die Holländer haben jene Säulen, die wir von ferne sahen, für Götzenbilder gehalten und in den neben ihnen brennenden Feuern, die auch uns auffielen, Opferfeuer vermuthet. Wir überzeugten uns, daß die Feuer gewöhnliche Kochfeuer sind, und von den Säulen versicherten uns die Einwohner, daß jede das Andenken an einen König erhalte. Das größte dieser Monumente war 27 Fuß lang und hatte 9 Fuß im Durchmesser. Jedes ist eine, natürlich unvollkommene Nachbildung der menschlichen Gestalt von Kopf bis zu den Hüften. An dem plumpen Kopfe sind Augen, Nase und Mund kaum angedeutet, die Ohren nach der Landessitte lang und noch am besten gearbeitet, der Hals unförmig und kurz, Schultern und Arme in der Masse kaum hervortretend. Auf dem Kopfe steht ein fünf Fuß hoher Stein von cylindrischer Form, dem Kopfputz gewisser ägyptischer Gottheiten ähnlich. Die Bildsäule ist von schwarzem Stein, der Aufsatz von rothem Tuff. Der Platz, auf dem ein solches Monument steht ist mit viereckigen Steinen gepflastert. Ehrfurcht bewiesen die Insulaner diesen Denksäulen nicht, wenn sie auch nicht gern sahen, daß wir über den gepflasterten Platz schritten.

Die stattlichste der Wohnungen auf der Insel war immer noch ein elendes Machwerk. Der Fußboden bestand aus Steinen, die in einer Länge von zwölf Fuß flach auf den Boden gelegt waren. In diesen Steinen waren Löcher, in die man Stangen gesteckt hatte. In der Mitte sechs Fuß hoch, wurden diese Stangen nach beiden Seiten hin

putz. Bei Einigen besteht dieser in einem zwei Zoll dicken Ringe von künstlich geflochtenem Grase, der ringsum mit schwarzen Federn vom Halse des Fregattenvogels besteckt ist, Andere tragen Mützen von Federn der braunen Möve, fast so dick wie die Allongenperrücken des vorigen (siebzehnten) Jahrhunderts. Noch andere begnügten sich mit einem bloßen hölzernen Reif, an dem die langen weißen Federn der Solangans befestigt waren. Diese Federn schwanken bei jedem Luftzuge, und sind nicht blos Sonnenschirme, sondern auch Fächer. Die Weiber tragen einen aus Matten gefertigten Hut, der vorn spitz ist, über der Mitte des Kopfes dachartig emporsteht und hinten in zwei Krempen über die Schultern fällt. Diese Hüte kühlen den Kopf vortrefflich.

Die Holländer haben jene Säulen, die wir von ferne sahen, für Götzenbilder gehalten und in den neben ihnen brennenden Feuern, die auch uns auffielen, Opferfeuer vermuthet. Wir überzeugten uns, daß die Feuer gewöhnliche Kochfeuer sind, und von den Säulen versicherten uns die Einwohner, daß jede das Andenken an einen König erhalte. Das größte dieser Monumente war 27 Fuß lang und hatte 9 Fuß im Durchmesser. Jedes ist eine, natürlich unvollkommene Nachbildung der menschlichen Gestalt von Kopf bis zu den Hüften. An dem plumpen Kopfe sind Augen, Nase und Mund kaum angedeutet, die Ohren nach der Landessitte lang und noch am besten gearbeitet, der Hals unförmig und kurz, Schultern und Arme in der Masse kaum hervortretend. Auf dem Kopfe steht ein fünf Fuß hoher Stein von cylindrischer Form, dem Kopfputz gewisser ägyptischer Gottheiten ähnlich. Die Bildsäule ist von schwarzem Stein, der Aufsatz von rothem Tuff. Der Platz, auf dem ein solches Monument steht ist mit viereckigen Steinen gepflastert. Ehrfurcht bewiesen die Insulaner diesen Denksäulen nicht, wenn sie auch nicht gern sahen, daß wir über den gepflasterten Platz schritten.

Die stattlichste der Wohnungen auf der Insel war immer noch ein elendes Machwerk. Der Fußboden bestand aus Steinen, die in einer Länge von zwölf Fuß flach auf den Boden gelegt waren. In diesen Steinen waren Löcher, in die man Stangen gesteckt hatte. In der Mitte sechs Fuß hoch, wurden diese Stangen nach beiden Seiten hin

immer kürzer, und die an den äußersten Seiten hatten blos noch zwei Fuß Höhe. Oben neigten sich alle gegen einander und wurden durch Querstangen verbunden. Das Dach wurde von dünnem gitterartigen Geflecht, auf dem Matten von Zuckerrohrblättern lagen, gebildet. Die Thür, vor der sich ein Wetterdach befand, war eine Oeffnung von nicht mehr als zwei Fuß Höhe. Man mußte auf allen Vieren in die Hütte kriechen — um nichts zu sehen. Es befand sich kein Geräth irgend einer Art darin, nicht einmal ein Heubündel, und da die Matten auf beiden Seiten bis zur Erde reichen, so war es ganz finster.

Außer diesen Hütten sahen wir verschiedene Steinhaufen, die auf einer Seite steil aufstiegen und hier eine Oeffnung hatten. Umfaßte der innere Raum nur den Umkreis, den die Steinhaufen andeuteten, so war er sehr klein, aber vielleicht führten die Oeffnungen zu unterirdischen Höhlen, auf deren Existenz in einem vulkanischen Lande wohl geschlossen werden darf. Wir hätten diese Zweifel gern durch den Augenschein gelöst, aber die Eingebornen verweigerten uns den Eingang in diese unterirdischen Gemächer.

Die unterirdischen Wohnungen führen mich auf eine interessante Frage. Da wir so sehr wenig Frauen sahen — neben siebenhundert Männern höchstens vierzig — so vermutheten wir anfangs, daß die Männer ihre Eheweiber darin versteckt hielten. Bei näherem Nachdenken verwarfen wir diese Annahme. Abgesehen davon, daß die Männer nicht die geringste Spur von Eifersucht verriethen, entsprach die geringe Zahl der Kinder, die vor uns zu verbergen man keine Ursache hatte, genau der der Weiber. Giebt es von diesen nicht mehr, als wir sahen, so muß ihre Anzahl durch einen außerordentlichen Zufall vermindert worden sein.

In sehr vielen Umständen kommen die Bewohner der Osterinsel mit den Neuseeländern und den Tahitiern überein. Ihre gelbbraune Farbe stimmt mit der der Neuseeländer, ihr Tättowiren, ihre Kleider von der Rinde des Maulbeerbaumes, ihre Vorliebe für die rothe Farbe, die Form und Verzierung ihrer Keulen, die Zubereitung ihrer Speisen erinnern an Tahiti. Die Sprache nähert sich zum Theil, z. B. in den Kehllauten und der harten Aussprache, der neuseeländischen, hat aber in anderen Beziehungen viel Aehnlichkeit mit der tahitischen.

immer kürzer, und die an den äußersten Seiten hatten blos noch zwei Fuß Höhe. Oben neigten sich alle gegen einander und wurden durch Querstangen verbunden. Das Dach wurde von dünnem gitterartigen Geflecht, auf dem Matten von Zuckerrohrblättern lagen, gebildet. Die Thür, vor der sich ein Wetterdach befand, war eine Oeffnung von nicht mehr als zwei Fuß Höhe. Man mußte auf allen Vieren in die Hütte kriechen — um nichts zu sehen. Es befand sich kein Geräth irgend einer Art darin, nicht einmal ein Heubündel, und da die Matten auf beiden Seiten bis zur Erde reichen, so war es ganz finster.

Außer diesen Hütten sahen wir verschiedene Steinhaufen, die auf einer Seite steil aufstiegen und hier eine Oeffnung hatten. Umfaßte der innere Raum nur den Umkreis, den die Steinhaufen andeuteten, so war er sehr klein, aber vielleicht führten die Oeffnungen zu unterirdischen Höhlen, auf deren Existenz in einem vulkanischen Lande wohl geschlossen werden darf. Wir hätten diese Zweifel gern durch den Augenschein gelöst, aber die Eingebornen verweigerten uns den Eingang in diese unterirdischen Gemächer.

Die unterirdischen Wohnungen führen mich auf eine interessante Frage. Da wir so sehr wenig Frauen sahen — neben siebenhundert Männern höchstens vierzig — so vermutheten wir anfangs, daß die Männer ihre Eheweiber darin versteckt hielten. Bei näherem Nachdenken verwarfen wir diese Annahme. Abgesehen davon, daß die Männer nicht die geringste Spur von Eifersucht verriethen, entsprach die geringe Zahl der Kinder, die vor uns zu verbergen man keine Ursache hatte, genau der der Weiber. Giebt es von diesen nicht mehr, als wir sahen, so muß ihre Anzahl durch einen außerordentlichen Zufall vermindert worden sein.

In sehr vielen Umständen kommen die Bewohner der Osterinsel mit den Neuseeländern und den Tahitiern überein. Ihre gelbbraune Farbe stimmt mit der der Neuseeländer, ihr Tättowiren, ihre Kleider von der Rinde des Maulbeerbaumes, ihre Vorliebe für die rothe Farbe, die Form und Verzierung ihrer Keulen, die Zubereitung ihrer Speisen erinnern an Tahiti. Die Sprache nähert sich zum Theil, z. B. in den Kehllauten und der harten Aussprache, der neuseeländischen, hat aber in anderen Beziehungen viel Aehnlichkeit mit der tahitischen.

Nach Allem zu schließen, muß die Osterinsel früher eine stärkere Bevölkerung gehabt haben und mithin fruchtbarer gewesen sein. Auf mehreren Bergen sahen wir Spuren alter Pflanzungen, die meine Ansicht bestätigen. Andere Zeichen deuten noch unverkennbarer auf eine ältere Zeit der Blüthe hin. Dazu gehören kleine hölzerne Menschenfiguren von zierlicher Arbeit, die der von Tahiti noch vorzuziehen ist, und insbesondere eine geschnitzte Frauenhand von natürlicher Größe, deren Finger in der Art aufwärts gebogen waren wie die tahitischen Tänzerinnen sie zu halten pflegen. Die Nägel daran waren so lang (sie standen fast einen Zoll lang über die Fingerspitzen hervor), wie man sie hier zu tragen nicht gewohnt ist. Beide Gegenstände, die menschlichen Figuren und die Hand, waren aus einem Holze gefertigt, das in Tahiti nicht oder nicht mehr vorkommt. Das Holz der Figuren war fest, dunkelbraun und von der schönen Politur, welche das Casuarinenholz annimmt, an der Frauenhand erkannten wir das seltene wohlriechende Holz, mit dem man in Tahiti das Oel duftend macht.

Waren die kleinen hölzernen Figuren zierlicher gearbeitet als die Denksäulen dieser Insel, so konnten selbst die letzteren kaum Werke des jetzigen Geschlechts sein. Wir sahen bei den Einwohnern weder ein Werkzeug, das zu Bildhauerarbeiten brauchbar gewesen wäre, noch neue Steinbrüche, noch eine unvollendete Bildsäule. Wie hätten auch diese elenden Menschen, die kaum ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen vermochten, an die Herstellung so großer Monumente, welche die Kräfte des ganzen Volks erfordert hätten, denken können? Ihr König, den wir kennen lernten, zeichnete sich durch seine Kleidung vor dem Theile des Volks, welcher der vornehmere zu sein schien, nicht eben aus, und eine besondere Ehrerbietung wurde ihm nicht bewiesen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß man einen solchen Mann, der lebend wenig beachtet wird, nach seinem Tode mit einem solchen Aufwande von Kraft ehren sollte.

Manche Ursachen können die Insel in ihren gegenwärtigen Zustand versetzt haben. Ich will nur auf eine aufmerksam machen. Die Insel ist vulkanisch und verdankt vielleicht ihre Entstehung selbst der Thätigkeit eines unterirdischen Feuers. Ein neuer vulkanischer Aus-

Nach Allem zu schließen, muß die Osterinsel früher eine stärkere Bevölkerung gehabt haben und mithin fruchtbarer gewesen sein. Auf mehreren Bergen sahen wir Spuren alter Pflanzungen, die meine Ansicht bestätigen. Andere Zeichen deuten noch unverkennbarer auf eine ältere Zeit der Blüthe hin. Dazu gehören kleine hölzerne Menschenfiguren von zierlicher Arbeit, die der von Tahiti noch vorzuziehen ist, und insbesondere eine geschnitzte Frauenhand von natürlicher Größe, deren Finger in der Art aufwärts gebogen waren wie die tahitischen Tänzerinnen sie zu halten pflegen. Die Nägel daran waren so lang (sie standen fast einen Zoll lang über die Fingerspitzen hervor), wie man sie hier zu tragen nicht gewohnt ist. Beide Gegenstände, die menschlichen Figuren und die Hand, waren aus einem Holze gefertigt, das in Tahiti nicht oder nicht mehr vorkommt. Das Holz der Figuren war fest, dunkelbraun und von der schönen Politur, welche das Casuarinenholz annimmt, an der Frauenhand erkannten wir das seltene wohlriechende Holz, mit dem man in Tahiti das Oel duftend macht.

Waren die kleinen hölzernen Figuren zierlicher gearbeitet als die Denksäulen dieser Insel, so konnten selbst die letzteren kaum Werke des jetzigen Geschlechts sein. Wir sahen bei den Einwohnern weder ein Werkzeug, das zu Bildhauerarbeiten brauchbar gewesen wäre, noch neue Steinbrüche, noch eine unvollendete Bildsäule. Wie hätten auch diese elenden Menschen, die kaum ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen vermochten, an die Herstellung so großer Monumente, welche die Kräfte des ganzen Volks erfordert hätten, denken können? Ihr König, den wir kennen lernten, zeichnete sich durch seine Kleidung vor dem Theile des Volks, welcher der vornehmere zu sein schien, nicht eben aus, und eine besondere Ehrerbietung wurde ihm nicht bewiesen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß man einen solchen Mann, der lebend wenig beachtet wird, nach seinem Tode mit einem solchen Aufwande von Kraft ehren sollte.

Manche Ursachen können die Insel in ihren gegenwärtigen Zustand versetzt haben. Ich will nur auf eine aufmerksam machen. Die Insel ist vulkanisch und verdankt vielleicht ihre Entstehung selbst der Thätigkeit eines unterirdischen Feuers. Ein neuer vulkanischer Aus-

bruch kann die frühere höhere Cultur bis auf einige zufällig erhaltene Reste vernichtet haben.

Die Einwohner bestahlen uns bei mehreren Gelegenheiten. Selbst unter sich achteten sie das Eigenthum nicht, wenn sie uns Gegenstände zum Tausch anbieten wollten. Wir sahen einmal, daß eine Menge Leute, alte und junge, in einem Felde mit süßen Kartoffeln die Knollen emsig ausgruben und an uns verkauften. Dieser Handel hatte mehrere Stunden gedauert, als ein anderer Wilder dazukam und die ersten unwillig wegtrieb. Er war der rechte Eigenthümer, und jene hatten ihn bestohlen. Eine Bestrafung schienen sie deswegen nicht erhalten zu haben.

Der einzige Handelsartikel, der in größeren Mengen auf den Markt kam, waren süße Kartoffeln. Selbst von diesen erhielten wir nur für ein Paar Mahlzeiten der ganzen Mannschaft. Pisangs, Yams und Zuckerrohr wurden so wenig gebracht, daß der Handel kaum der Mühe verlohnte. Die Güte der Früchte dagegen ließ nichts zu wünschen übrig, der Saft war in der Sonne zu völliger Süße ausgekocht worden. Hühner wurden uns nicht mehr als fünfzig verkauft. Nicht einmal Wasser konnten wir uns in hinreichender Menge verschaffen. Die Insel hatte drei Brunnen; in dem ersten war das Wasser süß, aber trübe, in dem zweiten war es brackig, in dem dritten roch und schmeckte es nach Schwefel. Das beste Wasser fingen wir während eines Regens in unseren Segeln auf.

Von unseren Waaren fanden Cocosnußschalen, wenn sie nur eine kleine Oeffnung oder einen Deckel hatten, am meisten Begehr. Den nächsten Platz behauptete tahitisches oder englisches Zeug. Unsere Eisenwaaren wurden am geringsten geschätzt. Die meisten Wilden liefen sogleich davon, wenn sie einen Handel abgeschlossen hatten, als ob sie befürchteten, daß wir ihnen unsere Waaren wieder abnehmen möchten.

Die wenigen Erfrischungen, welche die Osterinsel lieferte, wirkten dennoch heilbringend, und der Aufenthalt auf dem festen Lande, von dem man wissen will, daß er die Genesung außerordentlich befördere, that auch das Seinige. Wie wenig wir aber Grund hatten, zu triumphiren, zeigte sich, als wir wieder in See waren und heißes Wetter be-

bruch kann die frühere höhere Cultur bis auf einige zufällig erhaltene Reste vernichtet haben.

Die Einwohner bestahlen uns bei mehreren Gelegenheiten. Selbst unter sich achteten sie das Eigenthum nicht, wenn sie uns Gegenstände zum Tausch anbieten wollten. Wir sahen einmal, daß eine Menge Leute, alte und junge, in einem Felde mit süßen Kartoffeln die Knollen emsig ausgruben und an uns verkauften. Dieser Handel hatte mehrere Stunden gedauert, als ein anderer Wilder dazukam und die ersten unwillig wegtrieb. Er war der rechte Eigenthümer, und jene hatten ihn bestohlen. Eine Bestrafung schienen sie deswegen nicht erhalten zu haben.

Der einzige Handelsartikel, der in größeren Mengen auf den Markt kam, waren süße Kartoffeln. Selbst von diesen erhielten wir nur für ein Paar Mahlzeiten der ganzen Mannschaft. Pisangs, Yams und Zuckerrohr wurden so wenig gebracht, daß der Handel kaum der Mühe verlohnte. Die Güte der Früchte dagegen ließ nichts zu wünschen übrig, der Saft war in der Sonne zu völliger Süße ausgekocht worden. Hühner wurden uns nicht mehr als fünfzig verkauft. Nicht einmal Wasser konnten wir uns in hinreichender Menge verschaffen. Die Insel hatte drei Brunnen; in dem ersten war das Wasser süß, aber trübe, in dem zweiten war es brackig, in dem dritten roch und schmeckte es nach Schwefel. Das beste Wasser fingen wir während eines Regens in unseren Segeln auf.

Von unseren Waaren fanden Cocosnußschalen, wenn sie nur eine kleine Oeffnung oder einen Deckel hatten, am meisten Begehr. Den nächsten Platz behauptete tahitisches oder englisches Zeug. Unsere Eisenwaaren wurden am geringsten geschätzt. Die meisten Wilden liefen sogleich davon, wenn sie einen Handel abgeschlossen hatten, als ob sie befürchteten, daß wir ihnen unsere Waaren wieder abnehmen möchten.

Die wenigen Erfrischungen, welche die Osterinsel lieferte, wirkten dennoch heilbringend, und der Aufenthalt auf dem festen Lande, von dem man wissen will, daß er die Genesung außerordentlich befördere, that auch das Seinige. Wie wenig wir aber Grund hatten, zu triumphiren, zeigte sich, als wir wieder in See waren und heißes Wetter be-

kamen. Jetzt brachen Gallenfieber aus, und mein eigenes Leiden kehrte mit einiger Heftigkeit zurück. Alle, die mit mir die Osterinsel durchstrichen, hatten von der Hitze Blasen im Gesicht bekommen und litten um so empfindlicher, je mehr die Haut sich losschälte.

Ein beständiger starker Ostwind begünstigte unsere Fahrt sehr. Ich wollte die Marquesas-Inseln anlaufen, wenn ich nicht früher schon Land entdecke. Diese Gruppe wurde im Jahre 1595 von Don Alvaro Mendanna de Neyra entdeckt und dem Vicekönig von Peru, Don Garcia Hurtado de Mendoza, Marquis von Cagnete, zu Ehren Marquesas genannt. Wir hatten Mendanna's Reisebeschreibung, für deren Verfasser Quiros gilt, an Bord und studirten sie mit großer Sorgfalt. Die Lage der Inseln ist darin so ungenau angegeben, daß ihre Entfernung von der peruanischen Küste den Vermuthungen einen weiten Spielraum läßt. Fünf Tage hinter einander segelten wir über die verschiedenen Stellen hinweg, an die unsere neueren Geographen die Marquesas verlegt haben. Es wurde unter uns nicht wenig gespottet, als eine der angeblichen Landstellen nach der andern aus Wasser bestand.

Das Wetter war so heiter, daß das Meer, dessen Farbe mit der Luft in einem Wechselverhältniß steht, im tiefsten Blau glänzte. An einem Abend schillerten Wolken und Himmel in verschiedenen grünen Farben. Frezier erwähnt derselben Erscheinung, die den in der Luft schwebenden Dünsten zuzuschreiben ist. Drei Tage später (6. April) sahen wir eine kleine hohe Insel, die sich immer dichter in Nebel hüllte, je näher wir kamen. Ich nannte sie nach einem jungen Manne, der sie zuerst gesehen hatte, Hoods-Insel. Sie gehört zu den Marquesas, ist aber von Mendanna, wie aus seiner Reisebeschreibung hervorgeht, nicht wahrgenommen worden.

Am folgenden Morgen unterschieden wir in der von Dünsten erfüllten Luft die drei Inseln, welche von den Spaniern Dominica, S. Pedro und S. Christina genannt worden sind. Die erste Insel war uns am nächsten. Sie ist hoch und mit vielen thurmähnlichen Bergspitzen besetzt, von denen einige wie Krater aussehen. Der ganze östliche Theil besteht aus einer hohen und steilen Felswand, auf der Nordseite giebt es einige bewaldete Thäler. S. Pedro ist nicht so hoch und dem Anschein nach nicht fruchtbar, S. Christina versprach uns das

kamen. Jetzt brachen Gallenfieber aus, und mein eigenes Leiden kehrte mit einiger Heftigkeit zurück. Alle, die mit mir die Osterinsel durchstrichen, hatten von der Hitze Blasen im Gesicht bekommen und litten um so empfindlicher, je mehr die Haut sich losschälte.

Ein beständiger starker Ostwind begünstigte unsere Fahrt sehr. Ich wollte die Marquesas-Inseln anlaufen, wenn ich nicht früher schon Land entdecke. Diese Gruppe wurde im Jahre 1595 von Don Alvaro Mendanna de Neyra entdeckt und dem Vicekönig von Peru, Don Garcia Hurtado de Mendoza, Marquis von Cagnete, zu Ehren Marquesas genannt. Wir hatten Mendanna's Reisebeschreibung, für deren Verfasser Quiros gilt, an Bord und studirten sie mit großer Sorgfalt. Die Lage der Inseln ist darin so ungenau angegeben, daß ihre Entfernung von der peruanischen Küste den Vermuthungen einen weiten Spielraum läßt. Fünf Tage hinter einander segelten wir über die verschiedenen Stellen hinweg, an die unsere neueren Geographen die Marquesas verlegt haben. Es wurde unter uns nicht wenig gespottet, als eine der angeblichen Landstellen nach der andern aus Wasser bestand.

Das Wetter war so heiter, daß das Meer, dessen Farbe mit der Luft in einem Wechselverhältniß steht, im tiefsten Blau glänzte. An einem Abend schillerten Wolken und Himmel in verschiedenen grünen Farben. Frezier erwähnt derselben Erscheinung, die den in der Luft schwebenden Dünsten zuzuschreiben ist. Drei Tage später (6. April) sahen wir eine kleine hohe Insel, die sich immer dichter in Nebel hüllte, je näher wir kamen. Ich nannte sie nach einem jungen Manne, der sie zuerst gesehen hatte, Hoods-Insel. Sie gehört zu den Marquesas, ist aber von Mendanna, wie aus seiner Reisebeschreibung hervorgeht, nicht wahrgenommen worden.

Am folgenden Morgen unterschieden wir in der von Dünsten erfüllten Luft die drei Inseln, welche von den Spaniern Dominica, S. Pedro und S. Christina genannt worden sind. Die erste Insel war uns am nächsten. Sie ist hoch und mit vielen thurmähnlichen Bergspitzen besetzt, von denen einige wie Krater aussehen. Der ganze östliche Theil besteht aus einer hohen und steilen Felswand, auf der Nordseite giebt es einige bewaldete Thäler. S. Pedro ist nicht so hoch und dem Anschein nach nicht fruchtbar, S. Christina versprach uns das

Meiste. Am Nachmittag liefen wir in die Straße zwischen Dominica und S. Christina ein und fanden bald an der Westseite der letztern Insel einen reizenden Hafen, in dem wir den Anker fallen ließen.

Die Eingebornen, die wir am Ufer bemerkt hatten, ruderten in ihren Kähnen heran. Nahe ans Schiff wagten sie sich nicht eher, als bis ich einige Pfefferwurzeln, die sie mir zuwarfen, im Tauwerk befestigt hatte. Nun verkauften sie uns für unsere Nägel einige große Fische und völlig reife Brotfrüchte. Es waren wohlgebildete Leute von hellbrauner Farbe, die aber wegen der vielen Tättowirungen fast schwarz aussahen. Sie hatten außer einem Schurz keine Kleidung und saßen in sehr schmalen Booten, die sie mit Schaufelrudern fortbewegten. Ihre Sprache war der tahitischen ähnlicher, als irgend ein Dialekt der Südsee-Inseln, und unterschied sich besonders dadurch, daß ihr das S. fehlte. Mit dem Dunkelwerden verschwanden die Kähne, wie in der Südsee immer, da alle diese Völkerschaften die Nachtruhe zu sehr lieben, um sie ihrer brennendsten Neugier zu opfern.

Nach der spanischen Reisebeschreibung blieb uns kein Zweifel, daß wir im Hafen Madre de Dios ankerten. Er liegt unter 9 Grad 55 Min. südlicher Breite und 139 Grad 8 Min. westlicher Länge. Die vielen Feuer, die in der Nacht durch die Bäume leuchteten, ließen auf eine starke Bevölkerung schließen. Am folgenden Morgen lag das Land nebelfrei vor uns. An der Südseite ragte ein schroffer Kegel empor, die ganze Nordseite nahm ein schwarzer Berg ein, dessen unterwaschene Seite über dem Meere hin und weiter oben bis zur Spitze mit Casuarinen-Gebüsch überzogen war. Im Hintergrunde erhob sich ein hoher Berg, dessen flacher Gipfel an den Tafelberg des Vorgebirgs der guten Hoffnung erinnerte. Mehrere bewaldete Thäler liefen vom Strande gegen diesen steilen Berg hin. Auf seinem Scheitel standen Reihen von Pfählen, die so unter einander verbunden waren, wie wir es bei den neuseeländischen Hippahs gesehen hatten.

Die ersten Entdecker müssen oft den Vorwurf der Grausamkeit hören weil sie, wenn sie Unredlichkeiten der Wilden bemerken, ein Strafrecht sich anmaßen und dadurch Blutvergießen herbeiführen. Hier konnte man uns denselben Vorwurf machen. Die Eingebornen, die am nächsten Morgen gleich nach Sonnenaufgang mit Pisangs und

Meiste. Am Nachmittag liefen wir in die Straße zwischen Dominica und S. Christina ein und fanden bald an der Westseite der letztern Insel einen reizenden Hafen, in dem wir den Anker fallen ließen.

Die Eingebornen, die wir am Ufer bemerkt hatten, ruderten in ihren Kähnen heran. Nahe ans Schiff wagten sie sich nicht eher, als bis ich einige Pfefferwurzeln, die sie mir zuwarfen, im Tauwerk befestigt hatte. Nun verkauften sie uns für unsere Nägel einige große Fische und völlig reife Brotfrüchte. Es waren wohlgebildete Leute von hellbrauner Farbe, die aber wegen der vielen Tättowirungen fast schwarz aussahen. Sie hatten außer einem Schurz keine Kleidung und saßen in sehr schmalen Booten, die sie mit Schaufelrudern fortbewegten. Ihre Sprache war der tahitischen ähnlicher, als irgend ein Dialekt der Südsee-Inseln, und unterschied sich besonders dadurch, daß ihr das S. fehlte. Mit dem Dunkelwerden verschwanden die Kähne, wie in der Südsee immer, da alle diese Völkerschaften die Nachtruhe zu sehr lieben, um sie ihrer brennendsten Neugier zu opfern.

Nach der spanischen Reisebeschreibung blieb uns kein Zweifel, daß wir im Hafen Madre de Dios ankerten. Er liegt unter 9 Grad 55 Min. südlicher Breite und 139 Grad 8 Min. westlicher Länge. Die vielen Feuer, die in der Nacht durch die Bäume leuchteten, ließen auf eine starke Bevölkerung schließen. Am folgenden Morgen lag das Land nebelfrei vor uns. An der Südseite ragte ein schroffer Kegel empor, die ganze Nordseite nahm ein schwarzer Berg ein, dessen unterwaschene Seite über dem Meere hin und weiter oben bis zur Spitze mit Casuarinen-Gebüsch überzogen war. Im Hintergrunde erhob sich ein hoher Berg, dessen flacher Gipfel an den Tafelberg des Vorgebirgs der guten Hoffnung erinnerte. Mehrere bewaldete Thäler liefen vom Strande gegen diesen steilen Berg hin. Auf seinem Scheitel standen Reihen von Pfählen, die so unter einander verbunden waren, wie wir es bei den neuseeländischen Hippahs gesehen hatten.

Die ersten Entdecker müssen oft den Vorwurf der Grausamkeit hören weil sie, wenn sie Unredlichkeiten der Wilden bemerken, ein Strafrecht sich anmaßen und dadurch Blutvergießen herbeiführen. Hier konnte man uns denselben Vorwurf machen. Die Eingebornen, die am nächsten Morgen gleich nach Sonnenaufgang mit Pisangs und

Brotfrüchten kamen, benahmen sich eine Zeit lang ehrlich. Zutraulich geworden, betrogen sie uns, indem sie unsere Nägel nahmen, ohne uns ihre Waaren auszuliefern. Ein Paar blinde Schüsse machten diesen Unredlichkeiten ein Ende. Der Schreck, den die Schüsse verbreitet hatten, verlor sich indessen, und eben als ich ein Boot besteigen wollte, riß ein Wilder eine schlecht befestigte Stange los und schwamm damit dem Lande zu. Zwei Schüsse, die über ihn weggefeuert wurden, beachtete er nicht im mindesten, und diese Unverschämtheit empörte einen Officier, der eben aufs Verdeck kam, in einem solchen Grade, daß er nach einem Gewehr griff und den armen Kerl erschoß. Auf der Stelle leerten sich Bucht und Strand von Menschen.

Wir mußten uns auf einen Kampf gefaßt machen, denn im Walde wurde getrommelt, und bald zeigten sich viele Krieger, mit Speeren und Keulen bewaffnet. Als ich sie sah, bestieg ich mit einer Anzahl ausgesuchter Matrosen und Seesoldaten die Boote und begab mich ans Ufer. Ich ging ihnen, da sie nichts Feindseliges unternahmen, unter Freundschaftsversicherungen entgegen und bewog sie, sich auf die Erde zu setzen. Nun suchte ich ihnen zu erklären, daß wir ihren Genossen nicht getödtet haben würden, wenn er uns nicht bestohlen hätte, und daß wir mit ihnen in Frieden zu leben wünschten, da wir zu keinem anderen Zweck hierher gekommen seien, als um Wasser, Holz und Erfrischungen einzunehmen und ihnen dafür Nägel, Beile und andere gute Waaren anzubieten. Sie wurden augenscheinlich beruhigt und gaben uns sogar Recht, wie ich glaube. Sie führten uns sogleich zu einem Bache, wo wir vorzügliches Wasser fanden, und verkauften uns wieder einige Früchte. Als wir nächsten Tages zufällig in die Hütte des Erschossenen traten, war bei seinen nächsten Verwandten keine Rachsucht zu bemerken.

Die Tättowirungen dieser Wilden sind alle ganz regelmäßig, und die Figuren auf den Wangen, den Armen und Beinen stimmen sämmtlich mit einander überein. Bestimmte Pflanzen- oder Thierformen werden durch sie nicht dargestellt, vielmehr bestehen sie aus einer Zusammenstellung von krummen Linien, Vierecken und Querstrichen, die bunt und sonderbar aussehen. Die Mundgegend wird am stärksten tättowirt, und das ist der Grund, weshalb der Bart so dünn ist und

Brotfrüchten kamen, benahmen sich eine Zeit lang ehrlich. Zutraulich geworden, betrogen sie uns, indem sie unsere Nägel nahmen, ohne uns ihre Waaren auszuliefern. Ein Paar blinde Schüsse machten diesen Unredlichkeiten ein Ende. Der Schreck, den die Schüsse verbreitet hatten, verlor sich indessen, und eben als ich ein Boot besteigen wollte, riß ein Wilder eine schlecht befestigte Stange los und schwamm damit dem Lande zu. Zwei Schüsse, die über ihn weggefeuert wurden, beachtete er nicht im mindesten, und diese Unverschämtheit empörte einen Officier, der eben aufs Verdeck kam, in einem solchen Grade, daß er nach einem Gewehr griff und den armen Kerl erschoß. Auf der Stelle leerten sich Bucht und Strand von Menschen.

Wir mußten uns auf einen Kampf gefaßt machen, denn im Walde wurde getrommelt, und bald zeigten sich viele Krieger, mit Speeren und Keulen bewaffnet. Als ich sie sah, bestieg ich mit einer Anzahl ausgesuchter Matrosen und Seesoldaten die Boote und begab mich ans Ufer. Ich ging ihnen, da sie nichts Feindseliges unternahmen, unter Freundschaftsversicherungen entgegen und bewog sie, sich auf die Erde zu setzen. Nun suchte ich ihnen zu erklären, daß wir ihren Genossen nicht getödtet haben würden, wenn er uns nicht bestohlen hätte, und daß wir mit ihnen in Frieden zu leben wünschten, da wir zu keinem anderen Zweck hierher gekommen seien, als um Wasser, Holz und Erfrischungen einzunehmen und ihnen dafür Nägel, Beile und andere gute Waaren anzubieten. Sie wurden augenscheinlich beruhigt und gaben uns sogar Recht, wie ich glaube. Sie führten uns sogleich zu einem Bache, wo wir vorzügliches Wasser fanden, und verkauften uns wieder einige Früchte. Als wir nächsten Tages zufällig in die Hütte des Erschossenen traten, war bei seinen nächsten Verwandten keine Rachsucht zu bemerken.

Die Tättowirungen dieser Wilden sind alle ganz regelmäßig, und die Figuren auf den Wangen, den Armen und Beinen stimmen sämmtlich mit einander überein. Bestimmte Pflanzen- oder Thierformen werden durch sie nicht dargestellt, vielmehr bestehen sie aus einer Zusammenstellung von krummen Linien, Vierecken und Querstrichen, die bunt und sonderbar aussehen. Die Mundgegend wird am stärksten tättowirt, und das ist der Grund, weshalb der Bart so dünn ist und

gegen das starke gekräuselte Haar absticht. Die Tättowirung scheint gewissermaßen die Kleidung zu ersetzen. Auf den Kopfputz verwenden sie die meiste Sorgfalt. Eine flache Binde von geflochtenen Cocosfasern trägt an der Stirn zwei runde Stück Perlmutter von ziemlicher Größe, deren mittlerer Theil mit einer Platte von durchbrochener Schildkrötenschale ausgelegt ist. Dieser Schmuck erhält durch zwei Büschel schwarzer Hahnenfedern, die hinter dem Stirnband hervorragen, ein wahrhaft schönes und edles Ansehen. Die Befehlshaber trugen einen halbkreisförmigen, auf die Brust herabfallenden Ringkragen von dickem korkartigen Holz, auf dem rothe Bohnen in Reihen befestigt waren. Zwei flache Stücke weiß gefärbtes Holz, die in den Ohren steckten, waren gewöhnlicher und schienen keinen höheren Rang anzudeuten. Den meisten Werth legten die Wilden auf Büschel von Menschenhaaren, die mit Schnüren an verschiedenen Körpertheilen, um den Leib, an den Armen, Schenkeln und Knieen befestigt waren. Vielleicht tragen sie diese Haare zur Erinnerung an Verstorbene, vielleicht haben sie diesen Schmuck erschlagenen Feinden entrissen.

Ein niedriger Berg, auf dem Gras von halber Mannshöhe wächst, trennt die Bucht von einer anderen, die weiter gegen Süden liegt. An dem jenseitigen Abhange dieses Berges stürzt sich ein Wasserfall in ein schönes Becken, von dem das Wasser dem Meere zueilt. In der Nähe ergießt sich ein zweiter Bach, ein dritter in der Mitte, ein vierter in der nördlichen Ecke der Bucht mit der See. Die Insel besitzt folglich einen ziemlichen Wasserreichthum, von dem in einem solchen Klima alle Fruchtbarkeit abhängt. Wir hatten davon den Vortheil, daß wir eine Masse von Früchten und Gemüsen, auch Hühner und Schweine erhielten. Neben den Einwohnern dieser Inseln handelten auch die des benachbarten St. Christina mit uns. Die Preise stellten sich unvortheilhafter für uns, denn unsere kleinen Nägel fanden keine Liebhaber mehr, selbst nach den großen wurde nicht sonderlich gefragt, und unsere Glasperlen mochte Niemand haben. Bänder aber und Zeug blieben begehrt, und gegen den rothen Federschmuck von Tongatabu konnten wir die größten Schweine eintauschen.

Den steilen Berg im Hintergrunde der Bucht zu ersteigen, gelang uns nicht, und wir konnten daher auch das Pfahlwerk auf seinem Gipfel

gegen das starke gekräuselte Haar absticht. Die Tättowirung scheint gewissermaßen die Kleidung zu ersetzen. Auf den Kopfputz verwenden sie die meiste Sorgfalt. Eine flache Binde von geflochtenen Cocosfasern trägt an der Stirn zwei runde Stück Perlmutter von ziemlicher Größe, deren mittlerer Theil mit einer Platte von durchbrochener Schildkrötenschale ausgelegt ist. Dieser Schmuck erhält durch zwei Büschel schwarzer Hahnenfedern, die hinter dem Stirnband hervorragen, ein wahrhaft schönes und edles Ansehen. Die Befehlshaber trugen einen halbkreisförmigen, auf die Brust herabfallenden Ringkragen von dickem korkartigen Holz, auf dem rothe Bohnen in Reihen befestigt waren. Zwei flache Stücke weiß gefärbtes Holz, die in den Ohren steckten, waren gewöhnlicher und schienen keinen höheren Rang anzudeuten. Den meisten Werth legten die Wilden auf Büschel von Menschenhaaren, die mit Schnüren an verschiedenen Körpertheilen, um den Leib, an den Armen, Schenkeln und Knieen befestigt waren. Vielleicht tragen sie diese Haare zur Erinnerung an Verstorbene, vielleicht haben sie diesen Schmuck erschlagenen Feinden entrissen.

Ein niedriger Berg, auf dem Gras von halber Mannshöhe wächst, trennt die Bucht von einer anderen, die weiter gegen Süden liegt. An dem jenseitigen Abhange dieses Berges stürzt sich ein Wasserfall in ein schönes Becken, von dem das Wasser dem Meere zueilt. In der Nähe ergießt sich ein zweiter Bach, ein dritter in der Mitte, ein vierter in der nördlichen Ecke der Bucht mit der See. Die Insel besitzt folglich einen ziemlichen Wasserreichthum, von dem in einem solchen Klima alle Fruchtbarkeit abhängt. Wir hatten davon den Vortheil, daß wir eine Masse von Früchten und Gemüsen, auch Hühner und Schweine erhielten. Neben den Einwohnern dieser Inseln handelten auch die des benachbarten St. Christina mit uns. Die Preise stellten sich unvortheilhafter für uns, denn unsere kleinen Nägel fanden keine Liebhaber mehr, selbst nach den großen wurde nicht sonderlich gefragt, und unsere Glasperlen mochte Niemand haben. Bänder aber und Zeug blieben begehrt, und gegen den rothen Federschmuck von Tongatabu konnten wir die größten Schweine eintauschen.

Den steilen Berg im Hintergrunde der Bucht zu ersteigen, gelang uns nicht, und wir konnten daher auch das Pfahlwerk auf seinem Gipfel

nicht untersuchen. Die Einwohner schienen unsern Versuch, den Gipfel zu ersteigen, nicht gern zu sehen, in ihre Wohnungen ließen sie uns dagegen unbedenklich eintreten. Diese stehen auf einer erhöhten Grundlage von Steinen, welche ohne Zweifel dazu bestimmt ist, die Nässe abzuhalten. Die Wände werden von Bambusrohr gebildet und sind fünf bis sechs Fuß hoch. Das Dach besteht aus dünnen Stäben, die mit Blättern des Brotfruchtbaumes und des Ratta- oder tahitischen Nußbaumes eingedeckt sind. Das Ganze bildet ein längliches Viereck von fünfzehn Fuß Länge und acht bis zehn Fuß Breite. Von Hausrath sahen wir nichts als große hölzerne Tröge, die zum Einweichen der Brotfrucht benutzt werden.

Die Marquesas sind eben so gebildet wie die Gesellschaftsinseln, nur daß die Korallenriffe, denen die letzteren ihre sicheren Häfen verdanken, und die schönen Ebenen des Strandes fehlen. Es giebt auf den Marquesas, den tahitischen Apfel von Ananasgeschmack ausgenommen, dieselben Früchte und Wurzeln wie auf Tahiti. Die Brotfrucht wird hier weit größer und so süß, daß wir sie kaum essen konnten. Sie ist das vornehmste Nahrungsmittel der Eingebornen und wird theils gesäuert, theils frisch, dann aber immer gebraten, nie unter der Erde gebacken, gegessen. Fleisch sahen wir die Einwohner nie essen, obgleich sie Hühner und Schweine haben. Ihr Getränk ist Wasser, denn die Cocospalme ist zu selten, um ihnen viel Milch liefern zu können. Da sie die Pfefferwurzel haben, so wird der Genuß eines berauschenden Getränkes ihnen nicht fremd sein.

Die Tänze, die Kähne, Segel und Ruder, die Kleidung, die Gebräuche, die Sprache der Einwohner stimmen mit den tahitischen überein, eben so Gesichtsbildung und Hautfarbe, wenn man bei den letzteren die geringeren Stände zum Vergleichspunkte wählt. St. Christina heißt in der Landessprache Waitahu, Dominica Chiwaoa, S. Pedro Anateyo. Bei dem Namen Chiwaoa fiel uns die Merkwürdigkeit auf, daß auf der Liste von Inseln, die Tupia und verschiedene Bewohner der Gesellschaftsinseln für mich aufgestellt hatten, eine Insel Chiwarao vorkommt. Da die Marquesas-Insulaner das R nicht aussprechen können, ist Chiwarao und Chiwaoa ein und derselbe Name.

Dominica hat fünfzehn Seemeilen im Umkreise, S. Christina acht,

nicht untersuchen. Die Einwohner schienen unsern Versuch, den Gipfel zu ersteigen, nicht gern zu sehen, in ihre Wohnungen ließen sie uns dagegen unbedenklich eintreten. Diese stehen auf einer erhöhten Grundlage von Steinen, welche ohne Zweifel dazu bestimmt ist, die Nässe abzuhalten. Die Wände werden von Bambusrohr gebildet und sind fünf bis sechs Fuß hoch. Das Dach besteht aus dünnen Stäben, die mit Blättern des Brotfruchtbaumes und des Ratta- oder tahitischen Nußbaumes eingedeckt sind. Das Ganze bildet ein längliches Viereck von fünfzehn Fuß Länge und acht bis zehn Fuß Breite. Von Hausrath sahen wir nichts als große hölzerne Tröge, die zum Einweichen der Brotfrucht benutzt werden.

Die Marquesas sind eben so gebildet wie die Gesellschaftsinseln, nur daß die Korallenriffe, denen die letzteren ihre sicheren Häfen verdanken, und die schönen Ebenen des Strandes fehlen. Es giebt auf den Marquesas, den tahitischen Apfel von Ananasgeschmack ausgenommen, dieselben Früchte und Wurzeln wie auf Tahiti. Die Brotfrucht wird hier weit größer und so süß, daß wir sie kaum essen konnten. Sie ist das vornehmste Nahrungsmittel der Eingebornen und wird theils gesäuert, theils frisch, dann aber immer gebraten, nie unter der Erde gebacken, gegessen. Fleisch sahen wir die Einwohner nie essen, obgleich sie Hühner und Schweine haben. Ihr Getränk ist Wasser, denn die Cocospalme ist zu selten, um ihnen viel Milch liefern zu können. Da sie die Pfefferwurzel haben, so wird der Genuß eines berauschenden Getränkes ihnen nicht fremd sein.

Die Tänze, die Kähne, Segel und Ruder, die Kleidung, die Gebräuche, die Sprache der Einwohner stimmen mit den tahitischen überein, eben so Gesichtsbildung und Hautfarbe, wenn man bei den letzteren die geringeren Stände zum Vergleichspunkte wählt. St. Christina heißt in der Landessprache Waitahu, Dominica Chiwaoa, S. Pedro Anateyo. Bei dem Namen Chiwaoa fiel uns die Merkwürdigkeit auf, daß auf der Liste von Inseln, die Tupia und verschiedene Bewohner der Gesellschaftsinseln für mich aufgestellt hatten, eine Insel Chiwarao vorkommt. Da die Marquesas-Insulaner das R nicht aussprechen können, ist Chiwarao und Chiwaoa ein und derselbe Name.

Dominica hat fünfzehn Seemeilen im Umkreise, S. Christina acht,

S. Pedro drei und Magdalena, das wir blos aus weiter Ferne sahen, nach den spanischen Berichten fünf. An den Stellen, wo der Boden, unter dem wir aller Orten bald auf den bloßen Felsen stießen, den Anbau gestattet, ist die Bevölkerung ziemlich dicht, doch giebt es so viele dürre und felsige Oertlichkeiten, daß ich die Gesammtzahl der Menschen zu höchstens 50,000 annehmen darf. Namentlich hat Dominica so viele unwirthbare Gegenden, daß es nicht so volkreich sein kann, wie das kleinere S. Christina.

Die Spanier fanden, als sie die Marquesas entdeckten, in den Einwohnern freundliche, gutmüthige und friedfertige Menschen. Einen unbedeutenden Streit auf Magdalena ausgenommen, wurden sie nirgends in Feindseligkeiten verwickelt. Wir wurden von ihnen mit derselben Freundlichkeit aufgenommen. Sie kamen uns mit Freundschaftszeichen entgegen, lieferten uns Lebensmittel und vergaßen den von uns verursachten Tod eines der Ihrigen so bald, daß sie uns unmittelbar nachher in ihre Wohnungen gehen ließen. Auf der anderen Seite will ich nicht verschweigen, daß der erste Schreck kaum vorüber war, als die Diebereien wieder anfingen.

Unser Aufenthalt dauerte nicht ganz vier Tage und war mithin zu kurz, als daß wir vollständigere Nachrichten hätten einziehen können. Bei unserer Weiterfahrt, die in südwestlicher Richtung erfolgte, hatte ich große Vorsicht anzuwenden und mußte Nachts immer beilegen, weil ich jetzt dem Archipel der niedrigen Inseln nahe war, der mit Recht für eine der gefährlichsten Gegenden der Südsee gilt. Die Holländer haben dieses Meer am ungünstigsten geschildet, Schouten nennt es das „böse Meer", Roggewein das „Labyrinth". Der letzte verlor an diesen Inseln, denen er deshalb den Namen der gefährlichen beilegte, eines seiner Schiffe. Die Tahitier kannten diesen Unfall, und es ist dies ein neuer Beweis für die Verbindungen, die in der Südsee von Insel zu Insel unterhalten werden.

Am 17. April erreichten wir die erste dieser Inseln und erkannten in ihr die östlichste von Byron's König-Georgs-Inseln. Sie ist niedrig, sandig und eigentlich, weiter nichts als ein elliptisches Felsenriff von sechs Seemeilen Länge. Die südliche Breite ist 14 Grad 28 Min., die westliche Länge 144 Grad 56 Min. An den höheren Stellen war

S. Pedro drei und Magdalena, das wir blos aus weiter Ferne sahen, nach den spanischen Berichten fünf. An den Stellen, wo der Boden, unter dem wir aller Orten bald auf den bloßen Felsen stießen, den Anbau gestattet, ist die Bevölkerung ziemlich dicht, doch giebt es so viele dürre und felsige Oertlichkeiten, daß ich die Gesammtzahl der Menschen zu höchstens 50,000 annehmen darf. Namentlich hat Dominica so viele unwirthbare Gegenden, daß es nicht so volkreich sein kann, wie das kleinere S. Christina.

Die Spanier fanden, als sie die Marquesas entdeckten, in den Einwohnern freundliche, gutmüthige und friedfertige Menschen. Einen unbedeutenden Streit auf Magdalena ausgenommen, wurden sie nirgends in Feindseligkeiten verwickelt. Wir wurden von ihnen mit derselben Freundlichkeit aufgenommen. Sie kamen uns mit Freundschaftszeichen entgegen, lieferten uns Lebensmittel und vergaßen den von uns verursachten Tod eines der Ihrigen so bald, daß sie uns unmittelbar nachher in ihre Wohnungen gehen ließen. Auf der anderen Seite will ich nicht verschweigen, daß der erste Schreck kaum vorüber war, als die Diebereien wieder anfingen.

Unser Aufenthalt dauerte nicht ganz vier Tage und war mithin zu kurz, als daß wir vollständigere Nachrichten hätten einziehen können. Bei unserer Weiterfahrt, die in südwestlicher Richtung erfolgte, hatte ich große Vorsicht anzuwenden und mußte Nachts immer beilegen, weil ich jetzt dem Archipel der niedrigen Inseln nahe war, der mit Recht für eine der gefährlichsten Gegenden der Südsee gilt. Die Holländer haben dieses Meer am ungünstigsten geschildet, Schouten nennt es das „böse Meer", Roggewein das „Labyrinth". Der letzte verlor an diesen Inseln, denen er deshalb den Namen der gefährlichen beilegte, eines seiner Schiffe. Die Tahitier kannten diesen Unfall, und es ist dies ein neuer Beweis für die Verbindungen, die in der Südsee von Insel zu Insel unterhalten werden.

Am 17. April erreichten wir die erste dieser Inseln und erkannten in ihr die östlichste von Byron's König-Georgs-Inseln. Sie ist niedrig, sandig und eigentlich, weiter nichts als ein elliptisches Felsenriff von sechs Seemeilen Länge. Die südliche Breite ist 14 Grad 28 Min., die westliche Länge 144 Grad 56 Min. An den höheren Stellen war

dichter Wald, über den die Kronen der Palmen hervorragten, wo keine Bäume standen, war das Ufer so niedrig, daß die Wogen über dasselbe bis zu dem auch hier nicht fehlenden Binnensee hinüberrollten. Das ruhige, an den flachen Stellen milchfarbige Wasser dieses Sees bildete den schönsten Contrast zu der schäumenden beryllfarbigen Brandung. Wir segelten dicht unter der Westküste hin und bemerkten dieselben scharlachrothen Felsen, die auch Byron aufgefallen sind.

Während unserer Fahrt kamen bewaffnete Wilde an den Strand, und die Frauen flüchteten mit Bündeln auf dem Rücken nach den entlegenen Gegenden. Man fürchtete uns, wahrscheinlich weil Byron's Boote hier einige Menschen getödtet hatten. Am südwestlichen Ende der Insel öffnete sich der Binnensee gegen das Meer, und ich ließ diese Einfahrt untersuchen. Der Grund bestand aus scharfen Korallen, die jedes Ankertau durchschnitten haben würden. Die Bewohner hatten sich an der Nordseite des Canals bewaffnet geschaart, benahmen sich aber friedlich und brachten uns Cocosnüsse. Die Herren Forster und Dr. Sparmann mischten sich unter den Haufen und wurden so gut empfangen, daß sie sich weiter ins Innere wagten. Bei einer in den Binnensee vorragenden Landzunge sahen sie aber einen starken Haufen Wilder die Speere nach sich schleppend, durch das Wasser waten, und hielten bei diesem Anblick einen Rückzug für gerathen. Es kamen immer mehr solcher Bewaffneten herbei, die theils lange Keulen, theils Speere, deren Spitze aus dem Schwanzstachel des Stachelrochens bestand, theils runde Stöcke führten. Sie schienen unsere Abfahrt in den Booten verhindern zu wollen und warfen, als wir abgestoßen waren, große Steine nach uns. Diese Heldenthat machte sie ganz stolz, wie wir aus den lebhaften Geberden sahen, die ihre lauten Gespräche begleiteten.

Die Einwohner der Georgs-Inseln haben wildere Gesichtszüge als die auf höheren Inseln lebenden Stämme, denen sie sonst in jeder Beziehung gleichen. Die Männer tragen nichts als einen Schurz, die Frauen bedecken sich von der Hüfte bis zum Knie. Ihre Tättowirungen stellen Fische dar, aus denen ihre Nahrung hauptsächlich besteht. Auf ihrer Insel wächst viel Portulack und eine Kreßenart, die man benutzt, um die Fische zu betäuben. Pisangs giebt es nicht, und doch erkannten

dichter Wald, über den die Kronen der Palmen hervorragten, wo keine Bäume standen, war das Ufer so niedrig, daß die Wogen über dasselbe bis zu dem auch hier nicht fehlenden Binnensee hinüberrollten. Das ruhige, an den flachen Stellen milchfarbige Wasser dieses Sees bildete den schönsten Contrast zu der schäumenden beryllfarbigen Brandung. Wir segelten dicht unter der Westküste hin und bemerkten dieselben scharlachrothen Felsen, die auch Byron aufgefallen sind.

Während unserer Fahrt kamen bewaffnete Wilde an den Strand, und die Frauen flüchteten mit Bündeln auf dem Rücken nach den entlegenen Gegenden. Man fürchtete uns, wahrscheinlich weil Byron's Boote hier einige Menschen getödtet hatten. Am südwestlichen Ende der Insel öffnete sich der Binnensee gegen das Meer, und ich ließ diese Einfahrt untersuchen. Der Grund bestand aus scharfen Korallen, die jedes Ankertau durchschnitten haben würden. Die Bewohner hatten sich an der Nordseite des Canals bewaffnet geschaart, benahmen sich aber friedlich und brachten uns Cocosnüsse. Die Herren Forster und Dr. Sparmann mischten sich unter den Haufen und wurden so gut empfangen, daß sie sich weiter ins Innere wagten. Bei einer in den Binnensee vorragenden Landzunge sahen sie aber einen starken Haufen Wilder die Speere nach sich schleppend, durch das Wasser waten, und hielten bei diesem Anblick einen Rückzug für gerathen. Es kamen immer mehr solcher Bewaffneten herbei, die theils lange Keulen, theils Speere, deren Spitze aus dem Schwanzstachel des Stachelrochens bestand, theils runde Stöcke führten. Sie schienen unsere Abfahrt in den Booten verhindern zu wollen und warfen, als wir abgestoßen waren, große Steine nach uns. Diese Heldenthat machte sie ganz stolz, wie wir aus den lebhaften Geberden sahen, die ihre lauten Gespräche begleiteten.

Die Einwohner der Georgs-Inseln haben wildere Gesichtszüge als die auf höheren Inseln lebenden Stämme, denen sie sonst in jeder Beziehung gleichen. Die Männer tragen nichts als einen Schurz, die Frauen bedecken sich von der Hüfte bis zum Knie. Ihre Tättowirungen stellen Fische dar, aus denen ihre Nahrung hauptsächlich besteht. Auf ihrer Insel wächst viel Portulack und eine Kreßenart, die man benutzt, um die Fische zu betäuben. Pisangs giebt es nicht, und doch erkannten

die Einwohner diese Frucht, als Hedidi sie ihnen schenkte, auf der Stelle, so daß sie den höheren Inseln, wo sie gedeiht, Besuche machen müssen.

Außer Fischen haben diese Wilden Schildkröten, Hunde und Früchte. Die Schildkröte liebt die sandigen Stellen solcher Korallenriffe und legt dort ihre Eier. Die Hunde haben ein sehr feines langes Haar und sind weiß von Farbe. Die Cocospalme ist der große Schatz dieser kleinen Eilande. So lange die Nuß unreif ist, enthält sie bis zu einem Maß Milch, die sehr lieblich und angenehm süß schmeckt. Sie löscht den Durst besser als jedes andere Getränk und kühlt auf die wohlthuendste Weise. Wird sie reif, so bildet sich in ihr ein Kern, der anfangs die Consistenz von fettem Milchrahm hat und nach und nach so fest und ölreich wie die Mandel wird. Man preßt dieses Oel aus und benutzt es zum Einsalben der Haut und der Haare. Der Kern ist eine nahrhafte Speise, die harte Schale dient zu Trinkschalen und anderem Geräth, die faserige Rinde giebt gute, elastische, dauerhafte Seile und wird zu Putz mancherlei Art verarbeitet. Mit den obersten und längsten Blättern deckt man die Hütten und flechtet Körbe daraus, aus der innern Schale bereitet man ein Zeug, das in diesem milden Clima den Körper hinlänglich schützt, und der Stamm des alten Baumes, von dem keine Früchte mehr zu erwarten sind, dient noch zur Stütze einer Hütte oder zum Mast eines Kahnes. So hat die Natur selbst diese kleinen Felsenriffe hinlänglich mit Nahrungsmitteln versorgt.

Die Entstehung dieser Inseln ist ein bewunderungswürdiges Beispiel, mit wie kleinen Mitteln die Natur zu schaffen weiß. Die Koralle ist bekanntlich das Gehäuse eines winzigen Wurmes, an dem man kaum ein Empfindungsvermögen wahrnimmt. Gleichwohl baut dieses Thierchen Felsenwerke, die bis zur Oberfläche des Meeres aufsteigen und zahlreichen Menschen zum Wohnplatz dienen. Die Zahl dieser Korallenriffe ist eine ungemein große, und wir kennen sie bei weitem nicht alle. Wahrscheinlich findet man auf jedem Striche zwischen dem 16. und 17. Breitengrade neue auf. Die meisten trifft man ostwärts von den Gesellschaftsinseln, wo sie einen Raum von 10—15 Graden einnehmen. Quiros, Schouten, Roggewein, Byron, Wallis, Carteret und Bougainville, von mir zu schweigen, haben alle Inseln dieser Art entdeckt

die Einwohner diese Frucht, als Hedidi sie ihnen schenkte, auf der Stelle, so daß sie den höheren Inseln, wo sie gedeiht, Besuche machen müssen.

Außer Fischen haben diese Wilden Schildkröten, Hunde und Früchte. Die Schildkröte liebt die sandigen Stellen solcher Korallenriffe und legt dort ihre Eier. Die Hunde haben ein sehr feines langes Haar und sind weiß von Farbe. Die Cocospalme ist der große Schatz dieser kleinen Eilande. So lange die Nuß unreif ist, enthält sie bis zu einem Maß Milch, die sehr lieblich und angenehm süß schmeckt. Sie löscht den Durst besser als jedes andere Getränk und kühlt auf die wohlthuendste Weise. Wird sie reif, so bildet sich in ihr ein Kern, der anfangs die Consistenz von fettem Milchrahm hat und nach und nach so fest und ölreich wie die Mandel wird. Man preßt dieses Oel aus und benutzt es zum Einsalben der Haut und der Haare. Der Kern ist eine nahrhafte Speise, die harte Schale dient zu Trinkschalen und anderem Geräth, die faserige Rinde giebt gute, elastische, dauerhafte Seile und wird zu Putz mancherlei Art verarbeitet. Mit den obersten und längsten Blättern deckt man die Hütten und flechtet Körbe daraus, aus der innern Schale bereitet man ein Zeug, das in diesem milden Clima den Körper hinlänglich schützt, und der Stamm des alten Baumes, von dem keine Früchte mehr zu erwarten sind, dient noch zur Stütze einer Hütte oder zum Mast eines Kahnes. So hat die Natur selbst diese kleinen Felsenriffe hinlänglich mit Nahrungsmitteln versorgt.

Die Entstehung dieser Inseln ist ein bewunderungswürdiges Beispiel, mit wie kleinen Mitteln die Natur zu schaffen weiß. Die Koralle ist bekanntlich das Gehäuse eines winzigen Wurmes, an dem man kaum ein Empfindungsvermögen wahrnimmt. Gleichwohl baut dieses Thierchen Felsenwerke, die bis zur Oberfläche des Meeres aufsteigen und zahlreichen Menschen zum Wohnplatz dienen. Die Zahl dieser Korallenriffe ist eine ungemein große, und wir kennen sie bei weitem nicht alle. Wahrscheinlich findet man auf jedem Striche zwischen dem 16. und 17. Breitengrade neue auf. Die meisten trifft man ostwärts von den Gesellschaftsinseln, wo sie einen Raum von 10—15 Graden einnehmen. Quiros, Schouten, Roggewein, Byron, Wallis, Carteret und Bougainville, von mir zu schweigen, haben alle Inseln dieser Art entdeckt

und eine derselben, zweihundertundfünfzig Seemeilen von Tahiti entfernt, noch bewohnt gefunden. Es verdiente eine nähere Erörterung, weshalb sie im Osten so häufig vorkommen und einen ganzen Archipel bilden, während sie im Westen der Gesellschaftsinseln ganz vereinzelt liegen. Man findet dort allerdings eine große Gruppe von Korallenbildungen, die Freundschafts-Inseln, aber diese unterscheiden sich von den östlichen in wesentlichen Stücken, namentlich durch ihr höheres Alter, ihren größeren Umfang und ihren Reichthum an Erde. Auf den Georgs-Inseln ruht auf dem Felsen, der unbedeutend über das Wasser hervorsteht, eine Schicht groben weißen Sandes, der mit Korallen und Muscheln vermischt ist, und auf diesem steht eine sehr dünne Lage fruchtbarer Erde. Die Quellen, welche hier und da vorkommen, liefern nur eben so viel Wasser, als die Einwohner brauchen.

Unsere weitere Fahrt brachte uns zu drei anderen Inseln, von denen eine wohl acht Seemeilen lang war und einen großen Binnensee hatte. Auf der Windseite sind diese Inseln, so viel ich bemerkt habe, stets am fruchtbarsten und ragen am höchsten aus dem Meere. Dieser Umstand ist für die Seefahrer sehr glücklich, die sonst an niedrigen Klippen scheitern würden, ehe sie der Gefahr inne geworden wären. Dazu kommt noch, daß auf diesem Meere selten heftige Stürme wüthen.

Als wir die flachen Inseln hinter uns hatten, steuerten wir zu Jedermanns Freude nach Tahiti. Ich hoffte dort auf einen reichlichen Vorrath frischer Lebensmittel, der mir eine glückliche Beendigung der ganzen Reise verspreche. Unsere Astronomen wollten Beobachtungen machen, nach denen sie unsern einzigen brauchbar gebliebenen Chronometer regeln könnten, unsere Naturforscher versprachen sich eine reichere Ausbeute, als unser letzter Aufenthalt, der in die Wintermonate gefallen war, geliefert hatte. Am meisten sehnte sich unser Freund Hedidi nach der Königin der Südsee, die er aus den Schilderungen seiner Verwandten kannte, aber nie selbst gesehen hatte. Durch seinen Umgang mit uns, durch seine Bekanntschaft mit fernen Inseln und durch die Schmucksachen und Merkwürdigkeiten, die er unterwegs mit vieler Sorgsamkeit gesammelt hatte, mußte er großes Aufsehen erregen. Schon das Gewehr, das wir ihm anvertraut hatten, verschaffte ihm die ehrfurchtsvolle Bewunderung seiner Stammgenossen.

und eine derselben, zweihundertundfünfzig Seemeilen von Tahiti entfernt, noch bewohnt gefunden. Es verdiente eine nähere Erörterung, weshalb sie im Osten so häufig vorkommen und einen ganzen Archipel bilden, während sie im Westen der Gesellschaftsinseln ganz vereinzelt liegen. Man findet dort allerdings eine große Gruppe von Korallenbildungen, die Freundschafts-Inseln, aber diese unterscheiden sich von den östlichen in wesentlichen Stücken, namentlich durch ihr höheres Alter, ihren größeren Umfang und ihren Reichthum an Erde. Auf den Georgs-Inseln ruht auf dem Felsen, der unbedeutend über das Wasser hervorsteht, eine Schicht groben weißen Sandes, der mit Korallen und Muscheln vermischt ist, und auf diesem steht eine sehr dünne Lage fruchtbarer Erde. Die Quellen, welche hier und da vorkommen, liefern nur eben so viel Wasser, als die Einwohner brauchen.

Unsere weitere Fahrt brachte uns zu drei anderen Inseln, von denen eine wohl acht Seemeilen lang war und einen großen Binnensee hatte. Auf der Windseite sind diese Inseln, so viel ich bemerkt habe, stets am fruchtbarsten und ragen am höchsten aus dem Meere. Dieser Umstand ist für die Seefahrer sehr glücklich, die sonst an niedrigen Klippen scheitern würden, ehe sie der Gefahr inne geworden wären. Dazu kommt noch, daß auf diesem Meere selten heftige Stürme wüthen.

Als wir die flachen Inseln hinter uns hatten, steuerten wir zu Jedermanns Freude nach Tahiti. Ich hoffte dort auf einen reichlichen Vorrath frischer Lebensmittel, der mir eine glückliche Beendigung der ganzen Reise verspreche. Unsere Astronomen wollten Beobachtungen machen, nach denen sie unsern einzigen brauchbar gebliebenen Chronometer regeln könnten, unsere Naturforscher versprachen sich eine reichere Ausbeute, als unser letzter Aufenthalt, der in die Wintermonate gefallen war, geliefert hatte. Am meisten sehnte sich unser Freund Hedidi nach der Königin der Südsee, die er aus den Schilderungen seiner Verwandten kannte, aber nie selbst gesehen hatte. Durch seinen Umgang mit uns, durch seine Bekanntschaft mit fernen Inseln und durch die Schmucksachen und Merkwürdigkeiten, die er unterwegs mit vieler Sorgsamkeit gesammelt hatte, mußte er großes Aufsehen erregen. Schon das Gewehr, das wir ihm anvertraut hatten, verschaffte ihm die ehrfurchtsvolle Bewunderung seiner Stammgenossen.

Am letzten Abende verließ Niemand, so lange es hell war, das Verdeck, und alle Augen blickten auf Tahiti, das am Morgen zuerst sichtbar geworden war. Die Landschaft, welche sich vor uns entwickelte, war uns wie neu, und in der That zeigte sie uns größere Schönheiten als vor acht Monaten. Die Wälder prangten in frischem Grün, die Ebenen waren mit jungem Grase bekleidet. Wir erkannten alle Gegenden, an denen wir vorübersegelten, bis zur Matavai-Bucht, in der wir gegen acht Uhr Morgens unser Schiff vor Anker brachten.

Sechzehntes Kapitel.

Noch einmal Tahiti. — Aus der neuesten Geschichte der Insel. — Eine große Kriegsflotte. — Huaheine und Raietea. — Die Erroys. — Die Götterlehre von Raietea. — Die Wilden-Insel. — Anamoka. — Fahrt nach den Neuen Hebriden.

Eine ganze Flotte von Kähnen versorgte uns mit tahitischen Aepfeln, Cocosnüssen, Brotfrüchten, Pisangs und Fischen. Die letzteren wurden uns lebend in Trögen zugeführt, die zwischen den Doppelpirogen unter dem Wasser befestigt und hinten und vorn mit einem Flechtwerk von Baumzweigen, welches das heimische Element der Thiere frei durchließ, versehen waren.

Hedidi konnte von dem Empfange, der ihm zu Theil wurde, entzückt sein. Nicht blos seine Schwester, die mit einem angesehenen Manne verheirathet war und ganz in der Nähe des Strandes wohnte, alle Tahitier überhaupt überhäuften ihn mit Aufmerksamkeiten. Man bewirthete ihn mit den ausgesuchtesten Speisen, man schenkte ihm die besten Kleider, und die Mädchen bewarben sich um seine Gunst. Der sinnliche Mensch, den der Umgang mit unseren Matrosen keineswegs gebessert hatte, ließ sich in jeder Beziehung wohl sein.

Mit dem Lande war in diesen letzten acht Monaten die vortheilhafteste Veränderung vorgegangen. Nicht genug, daß Alles grünte, die Bäume mit Früchten beladen, die Bäche wasserreicher waren, hatte

Am letzten Abende verließ Niemand, so lange es hell war, das Verdeck, und alle Augen blickten auf Tahiti, das am Morgen zuerst sichtbar geworden war. Die Landschaft, welche sich vor uns entwickelte, war uns wie neu, und in der That zeigte sie uns größere Schönheiten als vor acht Monaten. Die Wälder prangten in frischem Grün, die Ebenen waren mit jungem Grase bekleidet. Wir erkannten alle Gegenden, an denen wir vorübersegelten, bis zur Matavai-Bucht, in der wir gegen acht Uhr Morgens unser Schiff vor Anker brachten.

Sechzehntes Kapitel.

Noch einmal Tahiti. — Aus der neuesten Geschichte der Insel. — Eine große Kriegsflotte. — Huaheine und Raietea. — Die Erroys. — Die Götterlehre von Raietea. — Die Wilden-Insel. — Anamoka. — Fahrt nach den Neuen Hebriden.

Eine ganze Flotte von Kähnen versorgte uns mit tahitischen Aepfeln, Cocosnüssen, Brotfrüchten, Pisangs und Fischen. Die letzteren wurden uns lebend in Trögen zugeführt, die zwischen den Doppelpirogen unter dem Wasser befestigt und hinten und vorn mit einem Flechtwerk von Baumzweigen, welches das heimische Element der Thiere frei durchließ, versehen waren.

Hedidi konnte von dem Empfange, der ihm zu Theil wurde, entzückt sein. Nicht blos seine Schwester, die mit einem angesehenen Manne verheirathet war und ganz in der Nähe des Strandes wohnte, alle Tahitier überhaupt überhäuften ihn mit Aufmerksamkeiten. Man bewirthete ihn mit den ausgesuchtesten Speisen, man schenkte ihm die besten Kleider, und die Mädchen bewarben sich um seine Gunst. Der sinnliche Mensch, den der Umgang mit unseren Matrosen keineswegs gebessert hatte, ließ sich in jeder Beziehung wohl sein.

Mit dem Lande war in diesen letzten acht Monaten die vortheilhafteste Veränderung vorgegangen. Nicht genug, daß Alles grünte, die Bäume mit Früchten beladen, die Bäche wasserreicher waren, hatte

sich der Wohlstand gehoben. Wir sahen eine Menge neuerbauter Häuser, und Schweine, von denen wir früher nicht genug hatten erhalten können, wurden uns in solcher Menge zugeführt, daß wir auf dem Lande einen Stall errichten mußten. Als wir Spaziergänge zu machen anfingen, sahen wir viele neue Pflanzungen und an verschiedenen Orten Pirogen, die vom Stapel gelassen werden sollten. Diese vortheilhaften Veränderungen schienen nicht blos die Wirkungen des Friedens zu sein, sondern auch der verständigen Regierung des neuen Königs zugeschrieben werden zu müssen.

Der rothe Federschmuck der Freundschafts-Inseln wurde mit wahrer Leidenschaft begehrt. Die kleinsten mit solchen Federn besetzten Läppchen wurden gegen die größten Schweine eingetauscht. Täglich umringten uns Pirogen der Befehlshaber anderer Bezirke, die von unseren Kostbarkeiten gehört hatten. Für diesen Schmuck war das Werthvollste feil: die Kriegshelme, von denen ich gleich sprechen werde, und sogar die merkwürdigen Trauerkleider, die aus den kostbarsten Stoffen, welche Meer und Land liefern, bestehen und mit großem Fleiß und vieler Kunst gefertigt sind. Die kleinste Feder wurde ungleich höher geachtet, als Glasperlen oder Nägel, und ein mit solchen Federn bedecktes Stückchen Zeug erregte ein Entzücken, das ein Europäer nicht lebhafter empfinden könnte, wenn man ihm einen kostbaren Diamant zum Geschenk machte. Auch Oberea hatte von unseren Schätzen gehört und machte uns einen Besuch, der nach ihrer eigenen offenen Erklärung weiter keinen Zweck hatte, als uns um Federn zu bitten. Nach den Federn behaupteten die Merkwürdigkeiten von Tongatabu, der Osterinsel und S. Christina den höchsten Rang. Die befiederten Kopftrachten der beiden letzten Inseln, und die Körbe und gemalten Zeuge der ersten fanden reißend Abgang, ja selbst die Matten von Tongatabu waren gesucht, obgleich sie sich von den tahitischen wenig oder gar nicht unterschieden. Unsere Matrosen benutzten diese blinde Vorliebe für das Ausländische und verkauften den Einwohnern Matten, die sie sich an anderen Buchten, oft auch in Matavai selbst verschafften, für Erzeugnisse von Tongatabu.

König Otu hatte seine Schüchternheit ganz abgelegt. Bei seinen Besuchen wurden wir mit der neuesten Geschichte von Tahiti ausführlich

sich der Wohlstand gehoben. Wir sahen eine Menge neuerbauter Häuser, und Schweine, von denen wir früher nicht genug hatten erhalten können, wurden uns in solcher Menge zugeführt, daß wir auf dem Lande einen Stall errichten mußten. Als wir Spaziergänge zu machen anfingen, sahen wir viele neue Pflanzungen und an verschiedenen Orten Pirogen, die vom Stapel gelassen werden sollten. Diese vortheilhaften Veränderungen schienen nicht blos die Wirkungen des Friedens zu sein, sondern auch der verständigen Regierung des neuen Königs zugeschrieben werden zu müssen.

Der rothe Federschmuck der Freundschafts-Inseln wurde mit wahrer Leidenschaft begehrt. Die kleinsten mit solchen Federn besetzten Läppchen wurden gegen die größten Schweine eingetauscht. Täglich umringten uns Pirogen der Befehlshaber anderer Bezirke, die von unseren Kostbarkeiten gehört hatten. Für diesen Schmuck war das Werthvollste feil: die Kriegshelme, von denen ich gleich sprechen werde, und sogar die merkwürdigen Trauerkleider, die aus den kostbarsten Stoffen, welche Meer und Land liefern, bestehen und mit großem Fleiß und vieler Kunst gefertigt sind. Die kleinste Feder wurde ungleich höher geachtet, als Glasperlen oder Nägel, und ein mit solchen Federn bedecktes Stückchen Zeug erregte ein Entzücken, das ein Europäer nicht lebhafter empfinden könnte, wenn man ihm einen kostbaren Diamant zum Geschenk machte. Auch Oberea hatte von unseren Schätzen gehört und machte uns einen Besuch, der nach ihrer eigenen offenen Erklärung weiter keinen Zweck hatte, als uns um Federn zu bitten. Nach den Federn behaupteten die Merkwürdigkeiten von Tongatabu, der Osterinsel und S. Christina den höchsten Rang. Die befiederten Kopftrachten der beiden letzten Inseln, und die Körbe und gemalten Zeuge der ersten fanden reißend Abgang, ja selbst die Matten von Tongatabu waren gesucht, obgleich sie sich von den tahitischen wenig oder gar nicht unterschieden. Unsere Matrosen benutzten diese blinde Vorliebe für das Ausländische und verkauften den Einwohnern Matten, die sie sich an anderen Buchten, oft auch in Matavai selbst verschafften, für Erzeugnisse von Tongatabu.

König Otu hatte seine Schüchternheit ganz abgelegt. Bei seinen Besuchen wurden wir mit der neuesten Geschichte von Tahiti ausführlich

bekannt gemacht. Als Wallis Tahiti besuchte (1767), lebten drei Brüder, Ammo, Happai und Tutahah, von denen Ammo der älteste und König von ganz Tahiti war. Er verheirathete sich mit Oberea, und beide hatten einen Sohn Teridere, dem sogleich der Königstitel beigelegt wurde. Ein Jahr nach Wallis' Abreise entstand ein Krieg zwischen Ammo und seinem Vasallen Aheatua, der die kleinere Halbinsel beherrschte. Aheatua landete in Parre, der Residenz Ammo's, schlug seinen Gegner, verheerte die Häuser und Pflanzungen und führte alle Hühner und Schweine, deren er habhaft werden konnte, mit sich fort. Ammo und Oberea waren in die Berge geflohen. Die Noth zwang sie, sich den Bedingungen des Siegers zu fügen, Ammo legte die Regierung nieder und sein Sohn verzichtete zu Gunsten Otu's, der der älteste Sohn des zweiten Bruders Happai war. Tutahah führte für Otu die Regierung.

Nicht lange darauf vereinigten sich Ammo und Oberea, und es kam zu Thätlichkeiten. Daß sie sich schieden und beide anderweitig verheiratheten, habe ich früher erzählt. Tutahah konnte den Schimpf, den Aheatua seiner Familie zugefügt hatte, nicht vergessen. Er überredete die Häuptlinge zu einem neuen Kriege, oder bestach sie vielmehr mit den Geschenken, die er von mir erhalten hatte. Happai misbilligte sein Vorhaben und blieb in Parre, sein Sohn mußte den Oheim begleiten. Aheatua, ein alter Mann, schickte den Großtahitiern Abgeordnete entgegen und ließ ihnen Frieden und Freundschaft antragen. Tutahah wollte von nichts hören und gab Befehl zum Angriff. Das erste Treffen wurde zur See geliefert und von Tutahah, der auf dem Lande stärker zu sein glaubte, abgebrochen. Indem er über die Landenge zwischen den beiden Halbinseln zog, erlitt er die Niederlage, deren ich erwähnt habe. Ueber Tutahah's persönliches Schicksal war man nicht ganz aufgeklärt. Nach einer Erzählung fiel er in der Schlacht, nach einer anderen wurde er gefangen genommen und auf Befehl des Siegers getödtet. Aheatua rückte zum zweiten Male nach Parre und Matavai vor, während Otu, Happai und ihre Freunde in die Berge flüchteten. Aheatua ließ ihnen sagen, daß er nicht ihr Feind sei, und man schloß Frieden.

Der König war bei den Tahitiern allgemein beliebt, wie denn

bekannt gemacht. Als Wallis Tahiti besuchte (1767), lebten drei Brüder, Ammo, Happai und Tutahah, von denen Ammo der älteste und König von ganz Tahiti war. Er verheirathete sich mit Oberea, und beide hatten einen Sohn Teridere, dem sogleich der Königstitel beigelegt wurde. Ein Jahr nach Wallis' Abreise entstand ein Krieg zwischen Ammo und seinem Vasallen Aheatua, der die kleinere Halbinsel beherrschte. Aheatua landete in Parre, der Residenz Ammo's, schlug seinen Gegner, verheerte die Häuser und Pflanzungen und führte alle Hühner und Schweine, deren er habhaft werden konnte, mit sich fort. Ammo und Oberea waren in die Berge geflohen. Die Noth zwang sie, sich den Bedingungen des Siegers zu fügen, Ammo legte die Regierung nieder und sein Sohn verzichtete zu Gunsten Otu's, der der älteste Sohn des zweiten Bruders Happai war. Tutahah führte für Otu die Regierung.

Nicht lange darauf vereinigten sich Ammo und Oberea, und es kam zu Thätlichkeiten. Daß sie sich schieden und beide anderweitig verheiratheten, habe ich früher erzählt. Tutahah konnte den Schimpf, den Aheatua seiner Familie zugefügt hatte, nicht vergessen. Er überredete die Häuptlinge zu einem neuen Kriege, oder bestach sie vielmehr mit den Geschenken, die er von mir erhalten hatte. Happai misbilligte sein Vorhaben und blieb in Parre, sein Sohn mußte den Oheim begleiten. Aheatua, ein alter Mann, schickte den Großtahitiern Abgeordnete entgegen und ließ ihnen Frieden und Freundschaft antragen. Tutahah wollte von nichts hören und gab Befehl zum Angriff. Das erste Treffen wurde zur See geliefert und von Tutahah, der auf dem Lande stärker zu sein glaubte, abgebrochen. Indem er über die Landenge zwischen den beiden Halbinseln zog, erlitt er die Niederlage, deren ich erwähnt habe. Ueber Tutahah's persönliches Schicksal war man nicht ganz aufgeklärt. Nach einer Erzählung fiel er in der Schlacht, nach einer anderen wurde er gefangen genommen und auf Befehl des Siegers getödtet. Aheatua rückte zum zweiten Male nach Parre und Matavai vor, während Otu, Happai und ihre Freunde in die Berge flüchteten. Aheatua ließ ihnen sagen, daß er nicht ihr Feind sei, und man schloß Frieden.

Der König war bei den Tahitiern allgemein beliebt, wie denn

überhaupt Anhänglichkeit an ihre Könige und Häuptlinge ein Charakterzug dieses harmlosen Volkes ist. Seine zweite Schwester, Prinzessin (Tedua) Tanrai, die sechsundzwanzig Jahre zählte und verheirathet war, stand bei dem weiblichen Geschlecht in hoher Achtung. Sie begleitete ihren Bruder bei allen Besuchen, die er uns machte, und wurde immer reich beschenkt. Eines Tages, als sie mit mir, dem ältern Herrn Forster und ihrem Bruder in der Cajüte war, wurde ich herausgerufen. Kaum hatte ich den Rücken gewendet, so flüsterte sie ihrem Bruder etwas zu, und dieser beschäftigte sogleich Herrn Forsters Aufmerksamkeit durch Fragen. Der Letztere stellte sich, als ob er auf die Prinzessin nicht achte, obgleich er recht gut sah, daß sie ein Paar große Nägel entwendete und in den Falten ihrer Kleider versteckte. Sie hätte diese Nägel und vieles Andere durch eine einfache Bitte erlangen können, aber der heimliche Besitz hatte für sie mehr Reiz.

Schon war ein neuer Krieg in Aussicht. Als wir eines Morgens zur Küste fuhren, wurden wir durch einen Anblick überrascht, den Niemand von uns in der Südsee erwartet hätte. Am Strande lag eine große Flotte mit ihrer vollen Bemannung, und der Küstenstreif wimmelte von Menschen, die alle ein unheimliches Stillschweigen beobachteten. Wir zählten nicht weniger als hundertneunundfünfzig große doppelte Kriegspirogen, alle fünfzig bis neunzig Fuß lang. Durch die Quer- und Längenhölzer, welche den Fahrzeugen Halt geben und sie mit einander verbinden, entstehen viereckige Felder, und in jedem derselben sitzt ein Ruderer. Für die Krieger ist die Plattform bestimmt, von der bereits die Rede war.

Die Fahrzeuge hatten ihren vollen Kriegsschmuck. Die Pfosten auf dem schnabelförmigen Hinterdeck, deren geschnitzte Arbeit eine menschliche Gestalt vorstellte, waren mit rother Farbe bemalt und mit schwarzen Federbüschen verziert. Jeder Kahn hatte einen weißen Wimpel, und einige, die den Befehlshabern der einzelnen Abtheilungen gehörten, führten gestreifte Flaggen mit rothen Feldern. Noch mehr hatten die Krieger sich herausgeputzt. Ihre Kleidung bestand aus drei großen Stücken Zeug mit einer Oeffnung in der Mitte für den Kopf. Das unterste Stück war weiß, das mittlere roth, das oberste und kürzeste braun. Ueber diesen Kleidern wurde ein Brustschild von geflochtener

überhaupt Anhänglichkeit an ihre Könige und Häuptlinge ein Charakterzug dieses harmlosen Volkes ist. Seine zweite Schwester, Prinzessin (Tedua) Tanrai, die sechsundzwanzig Jahre zählte und verheirathet war, stand bei dem weiblichen Geschlecht in hoher Achtung. Sie begleitete ihren Bruder bei allen Besuchen, die er uns machte, und wurde immer reich beschenkt. Eines Tages, als sie mit mir, dem ältern Herrn Forster und ihrem Bruder in der Cajüte war, wurde ich herausgerufen. Kaum hatte ich den Rücken gewendet, so flüsterte sie ihrem Bruder etwas zu, und dieser beschäftigte sogleich Herrn Forsters Aufmerksamkeit durch Fragen. Der Letztere stellte sich, als ob er auf die Prinzessin nicht achte, obgleich er recht gut sah, daß sie ein Paar große Nägel entwendete und in den Falten ihrer Kleider versteckte. Sie hätte diese Nägel und vieles Andere durch eine einfache Bitte erlangen können, aber der heimliche Besitz hatte für sie mehr Reiz.

Schon war ein neuer Krieg in Aussicht. Als wir eines Morgens zur Küste fuhren, wurden wir durch einen Anblick überrascht, den Niemand von uns in der Südsee erwartet hätte. Am Strande lag eine große Flotte mit ihrer vollen Bemannung, und der Küstenstreif wimmelte von Menschen, die alle ein unheimliches Stillschweigen beobachteten. Wir zählten nicht weniger als hundertneunundfünfzig große doppelte Kriegspirogen, alle fünfzig bis neunzig Fuß lang. Durch die Quer- und Längenhölzer, welche den Fahrzeugen Halt geben und sie mit einander verbinden, entstehen viereckige Felder, und in jedem derselben sitzt ein Ruderer. Für die Krieger ist die Plattform bestimmt, von der bereits die Rede war.

Die Fahrzeuge hatten ihren vollen Kriegsschmuck. Die Pfosten auf dem schnabelförmigen Hinterdeck, deren geschnitzte Arbeit eine menschliche Gestalt vorstellte, waren mit rother Farbe bemalt und mit schwarzen Federbüschen verziert. Jeder Kahn hatte einen weißen Wimpel, und einige, die den Befehlshabern der einzelnen Abtheilungen gehörten, führten gestreifte Flaggen mit rothen Feldern. Noch mehr hatten die Krieger sich herausgeputzt. Ihre Kleidung bestand aus drei großen Stücken Zeug mit einer Oeffnung in der Mitte für den Kopf. Das unterste Stück war weiß, das mittlere roth, das oberste und kürzeste braun. Ueber diesen Kleidern wurde ein Brustschild von geflochtener

Arbeit getragen, dem Federn und Haifischzähne ein zierliches Ansehn gaben. Einige, im ganzen wenige, trugen Kriegshelme von merkwürdiger Größe. Diese sind fünf Fuß hoch und bilden einen walzenförmigen Korb, der an der vorderen Seite durch einen geflochtenen Schild verstärkt wird. Der Schild ist ganz mit blaugrünen Taubenfedern besetzt, und diese werden von weißen Federn eingefaßt. Von den letzteren gehen wieder die Schwanzfedern des tropischen Vogels strahlenförmig aus, so daß, wenn man einen solchen Krieger von ferne sieht, der Eindruck entsteht, sein Kopf sei von einer Lichtglorie umgeben. Damit dieser Putz den Kopf nicht drücke, trägt man unter ihm einen Turban. Auch so noch ist er lästig genug und wird gewöhnlich abgenommen und auf das Verdeck gesetzt. Die Befehlshaber tragen außerdem noch lange runde Schweife von gelben und grünen Federn, die auf den Rücken herabhängen. Sie scheinen, gleich den Roßschweifen der Türken, durch ihre Zahl den Rang des Besitzers auszudrücken. Ich schließe dies daraus, daß der Befehlshaber fünf solcher Schweife trug, an deren Spitzen rothe Federbüschel befestigt waren.

Die sämmtlichen Kriegspirogen lagen in einer einzigen Reihe am Ufer. Hinter ihnen lagen siebzig kleinere Kähne, aber ebenfalls doppelt, theils zum Nachtlager der Befehlshaber, theils zum Mitführen von Lebensmitteln bestimmt. In mehreren waren Pisangblätter aufgehäuft, und diese sollten die Gefallenen aufnehmen. In allen Kriegspirogen waren große Bündel von Speeren und langen Keulen an die Plattformen gelehnt, und in jeder lagen Haufen von schweren Steinen.

Diese große Flotte gab uns eine andere Meinung von der Zahl der Bevölkerung. Gering gerechnet trug sie, die Bemannung der Proviantschiffe nicht mitgerechnet, fünfzehnhundert Krieger und viertausend Ruderer, und war doch nur das Contingent des einzigen Bezirks Atahuru. Stellt jeder der dreiundvierzig Bezirke nur zwanzig solcher Schiffe, und nehmen wir die Mannschaft eines jeden nicht höher als zu fünfunddreißig Mann an, so beträgt die ganze Zahl der Krieger mindestens 30,000. Danach müßte die gesammte Bevölkerung der beiden Halbinseln auf mehr als 120,000 Köpfe veranschlagt werden*).

*) Die gegenwärtige Bevölkerung wird nur zu 9000 veranschlagt. Bis jetzt hat der Erfolg den glänzenden Vorhersagungen Cooks und

Arbeit getragen, dem Federn und Haifischzähne ein zierliches Ansehn gaben. Einige, im ganzen wenige, trugen Kriegshelme von merkwürdiger Größe. Diese sind fünf Fuß hoch und bilden einen walzenförmigen Korb, der an der vorderen Seite durch einen geflochtenen Schild verstärkt wird. Der Schild ist ganz mit blaugrünen Taubenfedern besetzt, und diese werden von weißen Federn eingefaßt. Von den letzteren gehen wieder die Schwanzfedern des tropischen Vogels strahlenförmig aus, so daß, wenn man einen solchen Krieger von ferne sieht, der Eindruck entsteht, sein Kopf sei von einer Lichtglorie umgeben. Damit dieser Putz den Kopf nicht drücke, trägt man unter ihm einen Turban. Auch so noch ist er lästig genug und wird gewöhnlich abgenommen und auf das Verdeck gesetzt. Die Befehlshaber tragen außerdem noch lange runde Schweife von gelben und grünen Federn, die auf den Rücken herabhängen. Sie scheinen, gleich den Roßschweifen der Türken, durch ihre Zahl den Rang des Besitzers auszudrücken. Ich schließe dies daraus, daß der Befehlshaber fünf solcher Schweife trug, an deren Spitzen rothe Federbüschel befestigt waren.

Die sämmtlichen Kriegspirogen lagen in einer einzigen Reihe am Ufer. Hinter ihnen lagen siebzig kleinere Kähne, aber ebenfalls doppelt, theils zum Nachtlager der Befehlshaber, theils zum Mitführen von Lebensmitteln bestimmt. In mehreren waren Pisangblätter aufgehäuft, und diese sollten die Gefallenen aufnehmen. In allen Kriegspirogen waren große Bündel von Speeren und langen Keulen an die Plattformen gelehnt, und in jeder lagen Haufen von schweren Steinen.

Diese große Flotte gab uns eine andere Meinung von der Zahl der Bevölkerung. Gering gerechnet trug sie, die Bemannung der Proviantschiffe nicht mitgerechnet, fünfzehnhundert Krieger und viertausend Ruderer, und war doch nur das Contingent des einzigen Bezirks Atahuru. Stellt jeder der dreiundvierzig Bezirke nur zwanzig solcher Schiffe, und nehmen wir die Mannschaft eines jeden nicht höher als zu fünfunddreißig Mann an, so beträgt die ganze Zahl der Krieger mindestens 30,000. Danach müßte die gesammte Bevölkerung der beiden Halbinseln auf mehr als 120,000 Köpfe veranschlagt werden*).

*) Die gegenwärtige Bevölkerung wird nur zu 9000 veranschlagt. Bis jetzt hat der Erfolg den glänzenden Vorhersagungen Cooks und

Der Befehlshaber der Flotte, Tohah genannt, war ein sechzigjähriger, großer und lebhafter Mann von edlem und gefälligem Benehmen Sein Verhalten, als er uns in Gesellschaft des Königs besuchte, hatte etwas Seemännisches. Er betrachtete alle Theile des Schiffes, namentlich die Masten und Taue, mit der größten Aufmerksamkeit und belehrte sich durch verständiges Fragen über Nutzen und Zweck jedes Dinges. Der König seinerseits machte sich ein Vergnügen daraus, seinem Admiral in unseren Gebräuchen Unterricht zu geben. Er zeigte ihm, wie er Salz zum Fleisch nehmen und Wein trinken müsse. Tohah gab dem Branntwein vor allen anderen Getränken den Vorzug und nannte ihn englisches Wasser. Unsere Küche behagte Beiden gleich sehr.

Bei diesem Besuche erfuhren wir die Bestimmung dieser gewaltigen Flotte. Die Insel Eimeo hatte sich empört und sollte unterworfen werden. Ich versprach dem König und dem Admiral im Scherz, daß ich sie begleiten und mit meinen Geschützen unterstützen werde. Sie besprachen sich eine Zeit lang und erklärten dann, daß sie unser Anerbieten nicht annehmen könnten, da sie Eimeo erst fünf Tage nach unserer Abfahrt angreifen würden. Ich halte diesen Grund nicht für den wahren und glaube vielmehr, daß sie den Sieg nicht uns verdanken wollten. Hätten wir sie begleitet, so würden die Einwohner von Eimeo ihre Niederlage unseren Geschützen zugeschrieben haben, und das Ansehn der Tahitier hätte darunter gelitten.

Tohah ließ seine Flotte vor uns Bewegungen machen. Ein Kahn nach dem andern ruderte durch die enge Oeffnung des Felsenriffs, und jenseits bildeten alle sogleich eine dichtaneinanderschließende Linie. Sie ruderten so gleichmäßig, daß man hätte glauben sollen, ein einziges Ruder setze alle diese Fahrzeuge in Bewegung. Ein Befehlsl aber, der auf dem mittelsten Kahne hinter dem für die Krieger bestimmten Gerüste stand, gab den Ruderern mit einem Baumzweige Signale. Auch die Weise, wie sie einen Wurfspieß abwehren, wurde uns gezeigt. Sie stützen ihren Speer vor sich auf den Boden, so daß er mit dem Körper einen Winkel von 25—30 Grad bildet. Kommt ein Spieß

Forsters, wie Tahiti durch die Berührung mit europäischer Cultur sich heben werde, nicht Recht gegeben.

Der Befehlshaber der Flotte, Tohah genannt, war ein sechzigjähriger, großer und lebhafter Mann von edlem und gefälligem Benehmen Sein Verhalten, als er uns in Gesellschaft des Königs besuchte, hatte etwas Seemännisches. Er betrachtete alle Theile des Schiffes, namentlich die Masten und Taue, mit der größten Aufmerksamkeit und belehrte sich durch verständiges Fragen über Nutzen und Zweck jedes Dinges. Der König seinerseits machte sich ein Vergnügen daraus, seinem Admiral in unseren Gebräuchen Unterricht zu geben. Er zeigte ihm, wie er Salz zum Fleisch nehmen und Wein trinken müsse. Tohah gab dem Branntwein vor allen anderen Getränken den Vorzug und nannte ihn englisches Wasser. Unsere Küche behagte Beiden gleich sehr.

Bei diesem Besuche erfuhren wir die Bestimmung dieser gewaltigen Flotte. Die Insel Eimeo hatte sich empört und sollte unterworfen werden. Ich versprach dem König und dem Admiral im Scherz, daß ich sie begleiten und mit meinen Geschützen unterstützen werde. Sie besprachen sich eine Zeit lang und erklärten dann, daß sie unser Anerbieten nicht annehmen könnten, da sie Eimeo erst fünf Tage nach unserer Abfahrt angreifen würden. Ich halte diesen Grund nicht für den wahren und glaube vielmehr, daß sie den Sieg nicht uns verdanken wollten. Hätten wir sie begleitet, so würden die Einwohner von Eimeo ihre Niederlage unseren Geschützen zugeschrieben haben, und das Ansehn der Tahitier hätte darunter gelitten.

Tohah ließ seine Flotte vor uns Bewegungen machen. Ein Kahn nach dem andern ruderte durch die enge Oeffnung des Felsenriffs, und jenseits bildeten alle sogleich eine dichtaneinanderschließende Linie. Sie ruderten so gleichmäßig, daß man hätte glauben sollen, ein einziges Ruder setze alle diese Fahrzeuge in Bewegung. Ein Befehlsl aber, der auf dem mittelsten Kahne hinter dem für die Krieger bestimmten Gerüste stand, gab den Ruderern mit einem Baumzweige Signale. Auch die Weise, wie sie einen Wurfspieß abwehren, wurde uns gezeigt. Sie stützen ihren Speer vor sich auf den Boden, so daß er mit dem Körper einen Winkel von 25—30 Grad bildet. Kommt ein Spieß

Forsters, wie Tahiti durch die Berührung mit europäischer Cultur sich heben werde, nicht Recht gegeben.

geflogen, so bewegen sie ihre Waffe nach rechts oder nach links, und das Wurfgeschoß prallt daran ab.

Hedidi hatte inzwischen seine bevorzugte Stellung bestens benutzt. Man sah ihn immer mitten in einem Haufen von Tahitiern, denen er von dem weißen Regen, von den Felsen, die in der Wärme zu Wasser werden, und von dem Lande des beständigen Tages erzählte. Er machte bei den Besuchen seiner Freunde auf dem Schiffe den Führer und erklärte alles auf seine Weise. Als die größte Merkwürdigkeit galt der in Weingeist aufbewahrte Kopf eines Neuseeländers, der erschlagen und bis auf den Kopf verzehrt worden war! Die Tahitier nannten ihn Te-Ta-ai, oder den Menschenfresser. Sie erzählten uns, es gehe unter ihnen die Sage, daß auch auf ihrer Insel früher Menschenfresser, sehr starke Leute, gewohnt hätten, die nach und nach ausgestorben wären. Diese Sage, die uns von Hedidi bestätigt wurde, kann auf einzelne Cannibalen bezogen werden, die zufällig gelandet sind, oder schildert vielleicht die alten Sitten. Die Tahitier sind wahrscheinlich diese Menschenfresser selbst, und der Einfluß des milden Klima's im Verein mit dem Ueberfluß an vortrefflichen Nahrungsmitteln hat sie gesitteter gemacht. Die Spanier sprechen von Menschenopfern, die auf Tahiti gebräuchlich seien und auch ich habe bei meiner ersten Reise davon gehört.*) Solche Opfer sind oft die Ueberreste des Cannibalismus.

Wir erfuhren, daß Hedidi die Tochter eines Häuptlings geheirathet habe. Er führte uns seine Gattin zu und wir sahen eine noch sehr junge Frau von kleiner Gestalt und nicht besonders schön. Sie verstand sich meisterhaft aufs Betteln, ging durchs ganze Schiff und ließ sich überall mit Korallen, Nägeln, Wäsche und rothen Federn beschenken. Der neue Ehemann erzählte uns, daß er in einer angesehenen Familie aufgenommen worden sei, einen Diener geschenkt erhalten habe und ein Grundstück bekommen werde. Den Plan, mit uns nach England zu gehen, hatte er aufgegeben, aber nach Raietea wollte er uns begleiten, um das Eigenthum, das er dort und auf anderen Gesellschaftsinseln besaß, zu verkaufen. Er stellte mir mehrere Ver-

*) S. weiter unten.

geflogen, so bewegen sie ihre Waffe nach rechts oder nach links, und das Wurfgeschoß prallt daran ab.

Hedidi hatte inzwischen seine bevorzugte Stellung bestens benutzt. Man sah ihn immer mitten in einem Haufen von Tahitiern, denen er von dem weißen Regen, von den Felsen, die in der Wärme zu Wasser werden, und von dem Lande des beständigen Tages erzählte. Er machte bei den Besuchen seiner Freunde auf dem Schiffe den Führer und erklärte alles auf seine Weise. Als die größte Merkwürdigkeit galt der in Weingeist aufbewahrte Kopf eines Neuseeländers, der erschlagen und bis auf den Kopf verzehrt worden war! Die Tahitier nannten ihn Te-Ta-ai, oder den Menschenfresser. Sie erzählten uns, es gehe unter ihnen die Sage, daß auch auf ihrer Insel früher Menschenfresser, sehr starke Leute, gewohnt hätten, die nach und nach ausgestorben wären. Diese Sage, die uns von Hedidi bestätigt wurde, kann auf einzelne Cannibalen bezogen werden, die zufällig gelandet sind, oder schildert vielleicht die alten Sitten. Die Tahitier sind wahrscheinlich diese Menschenfresser selbst, und der Einfluß des milden Klima's im Verein mit dem Ueberfluß an vortrefflichen Nahrungsmitteln hat sie gesitteter gemacht. Die Spanier sprechen von Menschenopfern, die auf Tahiti gebräuchlich seien und auch ich habe bei meiner ersten Reise davon gehört.*) Solche Opfer sind oft die Ueberreste des Cannibalismus.

Wir erfuhren, daß Hedidi die Tochter eines Häuptlings geheirathet habe. Er führte uns seine Gattin zu und wir sahen eine noch sehr junge Frau von kleiner Gestalt und nicht besonders schön. Sie verstand sich meisterhaft aufs Betteln, ging durchs ganze Schiff und ließ sich überall mit Korallen, Nägeln, Wäsche und rothen Federn beschenken. Der neue Ehemann erzählte uns, daß er in einer angesehenen Familie aufgenommen worden sei, einen Diener geschenkt erhalten habe und ein Grundstück bekommen werde. Den Plan, mit uns nach England zu gehen, hatte er aufgegeben, aber nach Raietea wollte er uns begleiten, um das Eigenthum, das er dort und auf anderen Gesellschaftsinseln besaß, zu verkaufen. Er stellte mir mehrere Ver-

*) S. weiter unten.

wandte vor, unter denen sein Bruder war, und ich erlaubte ihnen auf seine Bitte, mit uns nach den Gesellschaftsinseln zu segeln. Auch ein Tahitier meldete sich zur Begleitung, und dieser junge Mann, Nuna mit Namen, hatte die Absicht, England zu besuchen. Herr Forster wollte ihn im Schmieden und im Zimmern unterrichten lassen, so daß er nach seiner Rückkehr ein sehr nützliches Glied der tahitischen Gesellschaft hätte werden können. Dennoch schlug ich seine Bitte ab, weil es mehr als ungewiß war, daß ein englisches Schiff diesen Theil der Südsee bald wieder besuchen werde.

Zum Abschiede gaben wir den Tahitiern noch ein „britisches Fest", wie sie es nannten. Wir feuerten schwache Kanonenschüsse ab, deren Kugeln, wie sie ins Meer schlugen, den Einwohnern ein hochbewundertes Schauspiel gaben. Noch mehr Vergnügen hatten ihnen die Raketen und Leuchtkugeln gemacht, die wir einmal steigen ließen. Wir galten ihnen für Zauberer, da wir nach Belieben Blitze und Sterne ins Leben rufen konnten.

Ein frischer Wind entführte uns der schönen Insel rasch. Noch waren unsere Blicke auf sie gerichtet, als sich uns am Schiffe selbst ein unerwartetes Schauspiel darbot. Es war eine junge Schöne, die mit uns nach ihrer Heimath, der Insel Raietea, zurückkehren wollte. Sie hatte sich vor einigen Jahren von einem Geliebten nach Tahiti entführen lassen. Ihre Eltern waren noch am Leben, und sie konnte der Sehnsucht nach ihnen nicht widerstehen. Sie fürchtete keine schlechte Aufnahme, und wohl mit Recht, da man auf diesen Inseln jugendliche Fehltritte leicht verzeiht. Sie war mit Otu bei dessen letzten Besuch gekommen und hatte sich auf dem Schiffe versteckt. Der König hatte nämlich allen Frauen verboten, mit uns die Insel zu verlassen. Ihre Gesellschaft verkürzte uns während der Ueberfahrt nach Huaheine die Zeit. Sie hatte die Kleider eines Officiers angelegt und gefiel sich in ihnen so, daß sie diese Tracht gar nicht wieder ablegen wollte. Sie aß mit uns an demselben Tische und lachte über die Tahitierrinnen, die es für schicklich hatten, ihre Mahlzeiten allein zu verzehren.

Am folgenden Morgen lag die Insel Huaheine vor uns. Die Bewohner waren klüger, als die Tahitier. Die rothen Federn, für die letztere Alles hingaben, waren ihnen ziemlich werthlos, und sie for-

wandte vor, unter denen sein Bruder war, und ich erlaubte ihnen auf seine Bitte, mit uns nach den Gesellschaftsinseln zu segeln. Auch ein Tahitier meldete sich zur Begleitung, und dieser junge Mann, Nuna mit Namen, hatte die Absicht, England zu besuchen. Herr Forster wollte ihn im Schmieden und im Zimmern unterrichten lassen, so daß er nach seiner Rückkehr ein sehr nützliches Glied der tahitischen Gesellschaft hätte werden können. Dennoch schlug ich seine Bitte ab, weil es mehr als ungewiß war, daß ein englisches Schiff diesen Theil der Südsee bald wieder besuchen werde.

Zum Abschiede gaben wir den Tahitiern noch ein „britisches Fest", wie sie es nannten. Wir feuerten schwache Kanonenschüsse ab, deren Kugeln, wie sie ins Meer schlugen, den Einwohnern ein hochbewundertes Schauspiel gaben. Noch mehr Vergnügen hatten ihnen die Raketen und Leuchtkugeln gemacht, die wir einmal steigen ließen. Wir galten ihnen für Zauberer, da wir nach Belieben Blitze und Sterne ins Leben rufen konnten.

Ein frischer Wind entführte uns der schönen Insel rasch. Noch waren unsere Blicke auf sie gerichtet, als sich uns am Schiffe selbst ein unerwartetes Schauspiel darbot. Es war eine junge Schöne, die mit uns nach ihrer Heimath, der Insel Raietea, zurückkehren wollte. Sie hatte sich vor einigen Jahren von einem Geliebten nach Tahiti entführen lassen. Ihre Eltern waren noch am Leben, und sie konnte der Sehnsucht nach ihnen nicht widerstehen. Sie fürchtete keine schlechte Aufnahme, und wohl mit Recht, da man auf diesen Inseln jugendliche Fehltritte leicht verzeiht. Sie war mit Otu bei dessen letzten Besuch gekommen und hatte sich auf dem Schiffe versteckt. Der König hatte nämlich allen Frauen verboten, mit uns die Insel zu verlassen. Ihre Gesellschaft verkürzte uns während der Ueberfahrt nach Huaheine die Zeit. Sie hatte die Kleider eines Officiers angelegt und gefiel sich in ihnen so, daß sie diese Tracht gar nicht wieder ablegen wollte. Sie aß mit uns an demselben Tische und lachte über die Tahitierrinnen, die es für schicklich hatten, ihre Mahlzeiten allein zu verzehren.

Am folgenden Morgen lag die Insel Huaheine vor uns. Die Bewohner waren klüger, als die Tahitier. Die rothen Federn, für die letztere Alles hingaben, waren ihnen ziemlich werthlos, und sie for-

derten immer Beile und Nägel. Da unser Eisengeräth merklich abgenommen hatte, so konnten wir uns wenig Lebensmittel verschaffen, doch hatte das weiter nichts zu sagen, denn wir waren von Tahiti her reichlich mit Allem versehen.

Zu unserer Ueberraschung war einer der ersten Besucher am Bord derselbe Porea, der mit uns von Tahiti abgesegelt war und in Raietea uns plötzlich verlassen hatte. Wie er mir erzählte, war sein Zurückbleiben kein freiwilliges gewesen. Als der mir damals mein Pulverhorn zurückbrachte, hatte ihn ein junges Mädchen nach einem einsamen Orte bestellt, aber statt der Geliebten erschien der Vater mit einigen handfesten Begleitern, prügelte ihn mit allen Kräften, raubte ihm seine europäischen Kleider und hielt ihn bis nach unserer Abfahrt fest. Sowie er seine Freiheit erhalten hatte, begab er sich nach Huaheine, und hier ging es ihm, nach seinem wohlgenährten Ansehen zu schließen, sehr gut. Aus seinem kläglichen Schicksal läßt sich entnehmen, daß die jungen Mädchen von ihren Eltern nicht immer im Besitz einer ungezügelten Freiheit gelassen werden.

Den König Ori fanden wir noch schläfriger und abgelebter, als früher. Seine Augen waren stets stark entzündet und sein ganzer Körper abgemagert. Die Ursache lag in seiner Vorliebe für das berauschende Pfeffergetränk, das er nicht stark genug bekommen konnte und in großen Mengen zu sich nahm. Unter der Regierung dieses schwachen Mannes ließen die Einwohner ihren Neigungen freien Lauf. Verschiedene Male überfielen sie einzelne meiner Leute und beraubten und schlugen sie. Auch die entführte Schöne hatte durch sie zu leiden. Bei einem Besuche in einem Hause wurde sie gemishandelt und mußte ihre Officierskleider hergeben. Sie war dadurch so in Furcht gesetzt worden, daß sie sich ohne unsere Gesellschaft nicht wieder ans Land wagte.

Sie hatte noch eine Beschimpfung zu ertragen. Sie begab sich mit einigen Officieren zu einem Hieva oder pantomimischem Tanze und bemerkte zu spät, daß man ihre eigene Geschichte aus dem Stegreif in Scene gesetzt habe. Sie wollte vor Scham vergehen und mußte doch unter heißen Thränen bis zum Ende ausharren. Die letzte Scene

derten immer Beile und Nägel. Da unser Eisengeräth merklich abgenommen hatte, so konnten wir uns wenig Lebensmittel verschaffen, doch hatte das weiter nichts zu sagen, denn wir waren von Tahiti her reichlich mit Allem versehen.

Zu unserer Ueberraschung war einer der ersten Besucher am Bord derselbe Porea, der mit uns von Tahiti abgesegelt war und in Raietea uns plötzlich verlassen hatte. Wie er mir erzählte, war sein Zurückbleiben kein freiwilliges gewesen. Als der mir damals mein Pulverhorn zurückbrachte, hatte ihn ein junges Mädchen nach einem einsamen Orte bestellt, aber statt der Geliebten erschien der Vater mit einigen handfesten Begleitern, prügelte ihn mit allen Kräften, raubte ihm seine europäischen Kleider und hielt ihn bis nach unserer Abfahrt fest. Sowie er seine Freiheit erhalten hatte, begab er sich nach Huaheine, und hier ging es ihm, nach seinem wohlgenährten Ansehen zu schließen, sehr gut. Aus seinem kläglichen Schicksal läßt sich entnehmen, daß die jungen Mädchen von ihren Eltern nicht immer im Besitz einer ungezügelten Freiheit gelassen werden.

Den König Ori fanden wir noch schläfriger und abgelebter, als früher. Seine Augen waren stets stark entzündet und sein ganzer Körper abgemagert. Die Ursache lag in seiner Vorliebe für das berauschende Pfeffergetränk, das er nicht stark genug bekommen konnte und in großen Mengen zu sich nahm. Unter der Regierung dieses schwachen Mannes ließen die Einwohner ihren Neigungen freien Lauf. Verschiedene Male überfielen sie einzelne meiner Leute und beraubten und schlugen sie. Auch die entführte Schöne hatte durch sie zu leiden. Bei einem Besuche in einem Hause wurde sie gemishandelt und mußte ihre Officierskleider hergeben. Sie war dadurch so in Furcht gesetzt worden, daß sie sich ohne unsere Gesellschaft nicht wieder ans Land wagte.

Sie hatte noch eine Beschimpfung zu ertragen. Sie begab sich mit einigen Officieren zu einem Hieva oder pantomimischem Tanze und bemerkte zu spät, daß man ihre eigene Geschichte aus dem Stegreif in Scene gesetzt habe. Sie wollte vor Scham vergehen und mußte doch unter heißen Thränen bis zum Ende ausharren. Die letzte Scene

stellte die Aufnahme dar, welche sie bei ihren Eltern finden würde, und weissagte der Armen das schlimmste Schicksal.

Einer der Berge, von oben bis unten mit Maulbeeren, Brotfrüchten, Pfefferbäumen, Ignamen und Tarrowurzeln bepflanzt, zeigte uns die Eingebornen von einer vortheilhaften Seite. Auf die Maulbeerbäume war ein besonderer Fleiß verwendet, der Boden zwischen ihnen sorgfältig von Unkraut gereinigt und mit gebrochenen Muscheln und Korallen gedüngt worden. An verschiedenen Stellen der Insel hatte man das Farnkraut und Gesträuch niedergebrannt, um den Boden neu zu bestellen.

Hedidi's Freunde blieben auf der Insel zurück, dagegen begleitete uns ein anderer Insulaner, der eine Botschaft Ori's an den König von Borabora zu überbringen hatte. Dieser Gesandte schien ein sehr einfältiger Mensch zu sein, doch bewahrte er das Geheimniß seines Auftrages gut. Sein Name war für einen Gesandten sehr passend, er hieß Eile-Eile.

Am nächsten Mittage (24. Mai) ankerten wir im Hafen der Insel Raietea. Auf dem Strande lagen eine Menge von Kähnen, und jede Hütte beherbergte so viele Menschen, als sie zu fassen vermochte. Es waren Erroys, Mitglieder einer Gesellschaft, die eng zusammenhalten, welche hier eine ihrer Versammlungen hielten. Sie ziehen zuweilen von einer Insel zur andern, schmausen, zechen und geben sich Ausschweifungen anderer Art hin. Es waren lauter Leute von Stande, Häuptlinge, wie es schien. Sie waren in siebzig Kähnen von Huaheine gekommen und hatten Massen von Lebensmitteln und Pfefferwurzeln mitgebracht. Einige hatten große Tättowirungen, und je ausgedehnter und häufiger diese sind, um so höher ist der Rang des Mannes in der Gesellschaft. Alle Mitglieder ohne Unterschied wetteifern in Gastfreundschaft und Gefälligkeiten gegen einander. Hedidi, der ebenfalls zu der Gesellschaft gehört, gestand mir, daß er hauptsächlich diesem Umstande die Zuvorkommenheit verdanke, mit der man ihn in Tahiti aufgenommen habe. Daß die Erroys die Kinder tödten, die ihnen von ihren Frauen geboren werden, brandmarkt sie. Als Tupia hörte, daß der König von England eine zahlreiche Familie habe, gab er zu verstehen, daß er als kinderloser Mann sich für höher gestellt halte.

stellte die Aufnahme dar, welche sie bei ihren Eltern finden würde, und weissagte der Armen das schlimmste Schicksal.

Einer der Berge, von oben bis unten mit Maulbeeren, Brotfrüchten, Pfefferbäumen, Ignamen und Tarrowurzeln bepflanzt, zeigte uns die Eingebornen von einer vortheilhaften Seite. Auf die Maulbeerbäume war ein besonderer Fleiß verwendet, der Boden zwischen ihnen sorgfältig von Unkraut gereinigt und mit gebrochenen Muscheln und Korallen gedüngt worden. An verschiedenen Stellen der Insel hatte man das Farnkraut und Gesträuch niedergebrannt, um den Boden neu zu bestellen.

Hedidi's Freunde blieben auf der Insel zurück, dagegen begleitete uns ein anderer Insulaner, der eine Botschaft Ori's an den König von Borabora zu überbringen hatte. Dieser Gesandte schien ein sehr einfältiger Mensch zu sein, doch bewahrte er das Geheimniß seines Auftrages gut. Sein Name war für einen Gesandten sehr passend, er hieß Eile-Eile.

Am nächsten Mittage (24. Mai) ankerten wir im Hafen der Insel Raietea. Auf dem Strande lagen eine Menge von Kähnen, und jede Hütte beherbergte so viele Menschen, als sie zu fassen vermochte. Es waren Erroys, Mitglieder einer Gesellschaft, die eng zusammenhalten, welche hier eine ihrer Versammlungen hielten. Sie ziehen zuweilen von einer Insel zur andern, schmausen, zechen und geben sich Ausschweifungen anderer Art hin. Es waren lauter Leute von Stande, Häuptlinge, wie es schien. Sie waren in siebzig Kähnen von Huaheine gekommen und hatten Massen von Lebensmitteln und Pfefferwurzeln mitgebracht. Einige hatten große Tättowirungen, und je ausgedehnter und häufiger diese sind, um so höher ist der Rang des Mannes in der Gesellschaft. Alle Mitglieder ohne Unterschied wetteifern in Gastfreundschaft und Gefälligkeiten gegen einander. Hedidi, der ebenfalls zu der Gesellschaft gehört, gestand mir, daß er hauptsächlich diesem Umstande die Zuvorkommenheit verdanke, mit der man ihn in Tahiti aufgenommen habe. Daß die Erroys die Kinder tödten, die ihnen von ihren Frauen geboren werden, brandmarkt sie. Als Tupia hörte, daß der König von England eine zahlreiche Familie habe, gab er zu verstehen, daß er als kinderloser Mann sich für höher gestellt halte.

Die übrigen Einwohner scheinen in diesem Punkte ähnlich zu denken, wenigstens stehen die Gesellschaftsmitglieder in hoher Achtung und genießen mehrere Vorrechte. Dagegen sind sie verpflichtet, die Vertheidigung des Landes zu übernehmen. Sie sind sämmtlich große Verehrer der sinnlichen Freuden, schmausen, zechen, singen, tanzen und sollen Nachts wahre Orgien feiern, bei denen Niemand zugelassen wird, als wer sich ihnen angeschlossen hat. Ein Theil der Mitglieder ist verheirathet, ein anderer lebt in wilder Ehe. Sie waren gegen uns sehr gastfrei und luden uns mehrmals ein, doch zogen wir es vor, das Land zu durchstreifen.

Mittags bat sich Orea, der Häuptling dieses Bezirks, bei mir zu Gast und trank eine ganze Flasche Wein, ohne daß er berauscht zu werden schien. Er war sehr gesprächig und fragte beständig nach den Merkwürdigkeiten der von uns besuchten Länder. Als er mir lange zugehört hatte, begann er: „Ihr habt allerdings viel gesehen, doch kann ich Dir von einer Insel sagen, die Du gewiß nicht kennst. Sie liegt wenige Tagereisen von hier entfernt und wird von ungeheuren Riesen bewohnt, so groß wie Euer Mast und so dick wie der obere Theil Eurer Schiffswinde. Es sind gute Leute, aber böse machen darf man sie nicht. Sie sind so stark, daß sie einen Mann um den Leib fassen und ihn weiter ins Meer hinaus schleudern können, als wir einen Stein werfen. Führt Dich Deine Reise dorthin, so nimm Dich in Acht, daß sie nicht durch das Meer heranwaten, Dein Schiff auf die Schulter nehmen und es aufs Land tragen." Er nannte die Insel Mirro und erzählte die Geschichte auf eine solche Weise, daß ich nicht zweifelte, er wolle über die Stellen meiner Schilderungen spotten, die er für Erdichtungen hielt.

Am Abend war in Orea's Hause ein pantomimischer Tanz, in dem seine Tochter die Hauptrolle hatte. Die Zwischenspiele, bei denen neun Männer auftraten, waren für uns neu. Eines der Stücke stellte einen räuberischen Anfall von Personen vor, denen man meinen Namen und den mehrerer meiner Begleiter beigelegt hatte. Der Inhalt eines zweiten Stücks war ein Angriff der Krieger von Borabora, und bei diesen Pantomimen wurden mit Riemen sehr derbe Schläge ausgetheilt. Am seltsamsten war der Vorwurf des dritten Stücks: eine Entbindung. Sowohl die Wöchnerin als das Kind wurden von Männern dargestellt,

Die übrigen Einwohner scheinen in diesem Punkte ähnlich zu denken, wenigstens stehen die Gesellschaftsmitglieder in hoher Achtung und genießen mehrere Vorrechte. Dagegen sind sie verpflichtet, die Vertheidigung des Landes zu übernehmen. Sie sind sämmtlich große Verehrer der sinnlichen Freuden, schmausen, zechen, singen, tanzen und sollen Nachts wahre Orgien feiern, bei denen Niemand zugelassen wird, als wer sich ihnen angeschlossen hat. Ein Theil der Mitglieder ist verheirathet, ein anderer lebt in wilder Ehe. Sie waren gegen uns sehr gastfrei und luden uns mehrmals ein, doch zogen wir es vor, das Land zu durchstreifen.

Mittags bat sich Orea, der Häuptling dieses Bezirks, bei mir zu Gast und trank eine ganze Flasche Wein, ohne daß er berauscht zu werden schien. Er war sehr gesprächig und fragte beständig nach den Merkwürdigkeiten der von uns besuchten Länder. Als er mir lange zugehört hatte, begann er: „Ihr habt allerdings viel gesehen, doch kann ich Dir von einer Insel sagen, die Du gewiß nicht kennst. Sie liegt wenige Tagereisen von hier entfernt und wird von ungeheuren Riesen bewohnt, so groß wie Euer Mast und so dick wie der obere Theil Eurer Schiffswinde. Es sind gute Leute, aber böse machen darf man sie nicht. Sie sind so stark, daß sie einen Mann um den Leib fassen und ihn weiter ins Meer hinaus schleudern können, als wir einen Stein werfen. Führt Dich Deine Reise dorthin, so nimm Dich in Acht, daß sie nicht durch das Meer heranwaten, Dein Schiff auf die Schulter nehmen und es aufs Land tragen." Er nannte die Insel Mirro und erzählte die Geschichte auf eine solche Weise, daß ich nicht zweifelte, er wolle über die Stellen meiner Schilderungen spotten, die er für Erdichtungen hielt.

Am Abend war in Orea's Hause ein pantomimischer Tanz, in dem seine Tochter die Hauptrolle hatte. Die Zwischenspiele, bei denen neun Männer auftraten, waren für uns neu. Eines der Stücke stellte einen räuberischen Anfall von Personen vor, denen man meinen Namen und den mehrerer meiner Begleiter beigelegt hatte. Der Inhalt eines zweiten Stücks war ein Angriff der Krieger von Borabora, und bei diesen Pantomimen wurden mit Riemen sehr derbe Schläge ausgetheilt. Am seltsamsten war der Vorwurf des dritten Stücks: eine Entbindung. Sowohl die Wöchnerin als das Kind wurden von Männern dargestellt,

und zu der letzten Rolle hatte man einen besonders großen und starken Kerl ausgesucht. Bei diesem Stück unterhielten sich die Eingebornen am besten und die Frauen namentlich waren vor Vergnügen außer sich. Ihr Gelächter erreichte den höchsten Grad, als der Neugeborne sogleich auf der Bühne umherzulaufen anfing und so schnelle Bewegungen machte, daß die Mitspielenden ihn kaum einholen konnten. Sobald dies geschehen war, drückte ihm einer die Faust gegen die Nase. Ich vermuthe daraus, daß man die neugebornen Kinder wirklich so behandelt, wie man denn auch beinahe nur Leute findet, denen die Nase oben an der Wurzel platt gedrückt ist.

Hedidi hatte bei seinen Erzählungen, daß er auf der Insel Grundeigenthum besitze, Zweifler gefunden, und gab uns nun ein Gastmahl, das uns von dem Vorhandensein seines Besitzes überzeugte. Er wohnte in dem nordöstlichen Bezirke und opferte uns zu Ehren ein Schwein, das in unserer Gegenwart getödtet wurde. Drei Leute ergriffen das Thier, das etwa fünfzig Pfund wiegen mochte, legten es auf den Rücken und erstickten es, indem sie einen dicken Stock quer über seinen Hals legten und an jeder Seite mit dem gesammten Gewicht ihrer Körper niederdrückten. Es dauerte zehn Minuten, ehe das Schwein todt war. Es wurde nun an einem Feuer abgesengt und am nahen Strande mit Sand und Kieseln rein abgerieben, gewaschen, geöffnet und ausgeweidet. Das Dämpfen geschah auf dieselbe Weise wie zu Tahiti, in einer Grube mittelst heißer Steine. Uns setzte Hedidi das Fleisch vor, die Eingebornen, lauter Leute der besseren Stände, mußten sich mit dem Blut und Fett begnügen und aßen beides mit ungemeiner Gier. Die gewöhnlichen Leute, die uns in großer Menge zusahen, erhielten von dem Essen nichts.

Hedidi hatte uns oft von besonders unterrichteten Leuten erzählt, die er Tatao-Herro oder Lehrer nannte. Hier sahen wir einen solchen Lehrer, der gegen Herrn Forster den Aelteren sehr mittheilend war. Es ist eigen, daß jede der Südsee-Inseln ihre besondere Göttergeschichte hat. Auf Raietea heißt das höchste Wesen, dem alle anderen Gottheiten untergeordnet sind, Oru. Das Meer wird von dreizehn Gottheiten beherrscht, erschaffen hat es eine vierzehnte. So ist auch die Sonne von einem Gotte erschaffen worden, und ein zweiter bewohnt

und zu der letzten Rolle hatte man einen besonders großen und starken Kerl ausgesucht. Bei diesem Stück unterhielten sich die Eingebornen am besten und die Frauen namentlich waren vor Vergnügen außer sich. Ihr Gelächter erreichte den höchsten Grad, als der Neugeborne sogleich auf der Bühne umherzulaufen anfing und so schnelle Bewegungen machte, daß die Mitspielenden ihn kaum einholen konnten. Sobald dies geschehen war, drückte ihm einer die Faust gegen die Nase. Ich vermuthe daraus, daß man die neugebornen Kinder wirklich so behandelt, wie man denn auch beinahe nur Leute findet, denen die Nase oben an der Wurzel platt gedrückt ist.

Hedidi hatte bei seinen Erzählungen, daß er auf der Insel Grundeigenthum besitze, Zweifler gefunden, und gab uns nun ein Gastmahl, das uns von dem Vorhandensein seines Besitzes überzeugte. Er wohnte in dem nordöstlichen Bezirke und opferte uns zu Ehren ein Schwein, das in unserer Gegenwart getödtet wurde. Drei Leute ergriffen das Thier, das etwa fünfzig Pfund wiegen mochte, legten es auf den Rücken und erstickten es, indem sie einen dicken Stock quer über seinen Hals legten und an jeder Seite mit dem gesammten Gewicht ihrer Körper niederdrückten. Es dauerte zehn Minuten, ehe das Schwein todt war. Es wurde nun an einem Feuer abgesengt und am nahen Strande mit Sand und Kieseln rein abgerieben, gewaschen, geöffnet und ausgeweidet. Das Dämpfen geschah auf dieselbe Weise wie zu Tahiti, in einer Grube mittelst heißer Steine. Uns setzte Hedidi das Fleisch vor, die Eingebornen, lauter Leute der besseren Stände, mußten sich mit dem Blut und Fett begnügen und aßen beides mit ungemeiner Gier. Die gewöhnlichen Leute, die uns in großer Menge zusahen, erhielten von dem Essen nichts.

Hedidi hatte uns oft von besonders unterrichteten Leuten erzählt, die er Tatao-Herro oder Lehrer nannte. Hier sahen wir einen solchen Lehrer, der gegen Herrn Forster den Aelteren sehr mittheilend war. Es ist eigen, daß jede der Südsee-Inseln ihre besondere Göttergeschichte hat. Auf Raietea heißt das höchste Wesen, dem alle anderen Gottheiten untergeordnet sind, Oru. Das Meer wird von dreizehn Gottheiten beherrscht, erschaffen hat es eine vierzehnte. So ist auch die Sonne von einem Gotte erschaffen worden, und ein zweiter bewohnt

und regiert sie. Bei dem Monde ist es anders; die Göttin Hinna, die seine Schöpferin ist, wohnt auch dort in den sichtbaren wolkenähnlichen Flecken. Die Frauen singen ihr ein kurzes Lied, welches lautet:

Te-uwa no te malama,
Te-uwa te hinarro
Das Wölkchen in dem Monde,
Das Wölkchen liebe ich.

Außer diesen vornehmen Gottheiten giebt es eine Menge kleinerer, und darunter böse Geister, welche die Menschen im Schlafe tödten und sonst noch mancherlei Unheil stiften. Ihre Heimath ist eine unbewohnte Insel, Mannua, wo sie in der Gestalt großer, starker Männer mit rollenden Augen leben und Jeden verschlingen, der dem Ufer nahe kommt.

Diese bösen Geister und die niedrigen Götter überhaupt verehrt man blos durch das Hervorbringen eines zischenden Lautes. An die guten Götter richtet man Gebete, die aber nicht laut gesprochen, sondern durch eine Bewegung der Lippen angedeutet werden. Die Gottesverehrung ist eine öffentliche und wird durch die Priester vollzogen. Diese sehen dabei gen Himmel und erzählen dem Volke hinterher, welche Mittheilung ihnen der Gott gemacht habe, der ihnen allein sichtbar vom Himmel herabgestiegen sei.

Jeder Mensch hat in sich ein Wesen, das vom Körper die sinnlichen Eindrücke empfängt und in seinem Denken selbständig ist. Die Gedanken werden als Worte im Innern bezeichnet. Diese Seele heißt Tih, stirbt mit dem Körper nicht ab und wohnt nach dem Tode desselben in den hölzernen Bildern, die man bei den Begräbnissen aufstellt und ebenfalls Tih nennt. Die Seele hat jedoch auch eine himmlische Wohnung bei dem Sonnengotte, der ein schöner Mann mit bis auf die Füße herabhängenden Haaren ist. Zu ihm gehen die Verstorbenen und essen Brotfrüchte und Schweinefleisch, das nicht erst gekocht zu werden braucht.

Man opfert den Göttern das Fleisch von Schweinen und Hühnern, verschiedene Früchte und auf Tahiti auch Menschen. Als ich dort einst einen Begräbnißplatz besuchte und bei dem Anblick der aufgestellten Geschenke meinen tahitischen Begleiter durch den Dolmetscher befragen ließ, ob man auch Menschen opfere, antwortete derselbe ohne

und regiert sie. Bei dem Monde ist es anders; die Göttin Hinna, die seine Schöpferin ist, wohnt auch dort in den sichtbaren wolkenähnlichen Flecken. Die Frauen singen ihr ein kurzes Lied, welches lautet:

Te-uwa no te malama,
Te-uwa te hinarro
Das Wölkchen in dem Monde,
Das Wölkchen liebe ich.

Außer diesen vornehmen Gottheiten giebt es eine Menge kleinerer, und darunter böse Geister, welche die Menschen im Schlafe tödten und sonst noch mancherlei Unheil stiften. Ihre Heimath ist eine unbewohnte Insel, Mannua, wo sie in der Gestalt großer, starker Männer mit rollenden Augen leben und Jeden verschlingen, der dem Ufer nahe kommt.

Diese bösen Geister und die niedrigen Götter überhaupt verehrt man blos durch das Hervorbringen eines zischenden Lautes. An die guten Götter richtet man Gebete, die aber nicht laut gesprochen, sondern durch eine Bewegung der Lippen angedeutet werden. Die Gottesverehrung ist eine öffentliche und wird durch die Priester vollzogen. Diese sehen dabei gen Himmel und erzählen dem Volke hinterher, welche Mittheilung ihnen der Gott gemacht habe, der ihnen allein sichtbar vom Himmel herabgestiegen sei.

Jeder Mensch hat in sich ein Wesen, das vom Körper die sinnlichen Eindrücke empfängt und in seinem Denken selbständig ist. Die Gedanken werden als Worte im Innern bezeichnet. Diese Seele heißt Tih, stirbt mit dem Körper nicht ab und wohnt nach dem Tode desselben in den hölzernen Bildern, die man bei den Begräbnissen aufstellt und ebenfalls Tih nennt. Die Seele hat jedoch auch eine himmlische Wohnung bei dem Sonnengotte, der ein schöner Mann mit bis auf die Füße herabhängenden Haaren ist. Zu ihm gehen die Verstorbenen und essen Brotfrüchte und Schweinefleisch, das nicht erst gekocht zu werden braucht.

Man opfert den Göttern das Fleisch von Schweinen und Hühnern, verschiedene Früchte und auf Tahiti auch Menschen. Als ich dort einst einen Begräbnißplatz besuchte und bei dem Anblick der aufgestellten Geschenke meinen tahitischen Begleiter durch den Dolmetscher befragen ließ, ob man auch Menschen opfere, antwortete derselbe ohne

Zögern: „Ja, böse Menschen.“ Auf meine weitere Frage, ob auch Häuptlinge und Vornehme geopfert würden, erhielt ich die Entgegnung: „Die haben ja Schweine.“ „Werden auch solche gemeine Leute den Göttern dargebracht, welche nichts verbrochen haben?“ forschte ich weiter. „Böse Menschen,“ hieß es wieder, und bei dieser Antwort blieb es. Danach würden, wie ich vermuthe, blos gemeine Leute und diese in dem einzigen Falle, daß sie sich nicht auslösen könnten, geopfert. Abweichend äußerte sich Omai. Wie er sagt, unterhält sich der Oberpriester mit dem Gotte und fragt ihn, wen aus dem Volke er verlange. Hat er dem Volke die Entscheidung des Gottes mitgetheilt, so wird der Bezeichnete, wer es auch sei, ergriffen und auf der Stelle erschlagen.

Den Göttern pflegen gewisse Pflanzen und Thiere geweiht zu sein. Von Pflanzen wurden uns der Pisang, die Cocospalme und die Casuarine, von Thieren der Reiher, der Eisvogel und der Kuckuk genannt. Alle Leute können nicht in der Verehrung derselben Thiere übereinstimmen. Man wird sich erinnern, daß Manche unwillig wurden, wenn wir einen Reiher oder Eisvogel tödteten, während Andere uns diese Thiere zeigten und uns aufforderten, sie zu tödten.

Die priesterliche Würde ist eine lebenslängliche und wird vererbt. Die Priester werden bei allen Gelegenheiten zu Rath gezogen, und ihr vornehmstes Mitglied hat den Rang unmittelbar nach dem Könige. Außer den Priestern giebt es in jedem Bezirke einen oder zwei Lehrer, welche die Inhaber alles theologischen und astronomischen Wissens sind. Mit den Aerzten, d. h. Leuten, welche die heilenden Kräfte gewisser Kräuter kennen und bei Krankheiten zu benutzen wissen, schließt die Liste der gelehrten Classen.

Der Tatao-Rerro Tutawal nannte vierzehn Monate mit Namen. Die ersten sieben heißen die Brotfruchtzeit. Jeder Monat hat neunundzwanzig Tage, und während der beiden letzten derselben ist der Mond todt, d. h. nicht zu sehen. Der Monat beginnt also mit dem Erscheinen des Mondes. Wie sie die vierzehn Monate mit je zu neunundzwanzig Tagen berechnen, daß sie sich in das astronomische Jahr fügen, ist mir unbekannt. Der 25. E-Ulunua, ihres dreizehnten Monats, entsprach unserm 3. Juni.

Unsere Schöne von Tahiti hatte das Schiff am ersten Tage ver-

Zögern: „Ja, böse Menschen.“ Auf meine weitere Frage, ob auch Häuptlinge und Vornehme geopfert würden, erhielt ich die Entgegnung: „Die haben ja Schweine.“ „Werden auch solche gemeine Leute den Göttern dargebracht, welche nichts verbrochen haben?“ forschte ich weiter. „Böse Menschen,“ hieß es wieder, und bei dieser Antwort blieb es. Danach würden, wie ich vermuthe, blos gemeine Leute und diese in dem einzigen Falle, daß sie sich nicht auslösen könnten, geopfert. Abweichend äußerte sich Omai. Wie er sagt, unterhält sich der Oberpriester mit dem Gotte und fragt ihn, wen aus dem Volke er verlange. Hat er dem Volke die Entscheidung des Gottes mitgetheilt, so wird der Bezeichnete, wer es auch sei, ergriffen und auf der Stelle erschlagen.

Den Göttern pflegen gewisse Pflanzen und Thiere geweiht zu sein. Von Pflanzen wurden uns der Pisang, die Cocospalme und die Casuarine, von Thieren der Reiher, der Eisvogel und der Kuckuk genannt. Alle Leute können nicht in der Verehrung derselben Thiere übereinstimmen. Man wird sich erinnern, daß Manche unwillig wurden, wenn wir einen Reiher oder Eisvogel tödteten, während Andere uns diese Thiere zeigten und uns aufforderten, sie zu tödten.

Die priesterliche Würde ist eine lebenslängliche und wird vererbt. Die Priester werden bei allen Gelegenheiten zu Rath gezogen, und ihr vornehmstes Mitglied hat den Rang unmittelbar nach dem Könige. Außer den Priestern giebt es in jedem Bezirke einen oder zwei Lehrer, welche die Inhaber alles theologischen und astronomischen Wissens sind. Mit den Aerzten, d. h. Leuten, welche die heilenden Kräfte gewisser Kräuter kennen und bei Krankheiten zu benutzen wissen, schließt die Liste der gelehrten Classen.

Der Tatao-Rerro Tutawal nannte vierzehn Monate mit Namen. Die ersten sieben heißen die Brotfruchtzeit. Jeder Monat hat neunundzwanzig Tage, und während der beiden letzten derselben ist der Mond todt, d. h. nicht zu sehen. Der Monat beginnt also mit dem Erscheinen des Mondes. Wie sie die vierzehn Monate mit je zu neunundzwanzig Tagen berechnen, daß sie sich in das astronomische Jahr fügen, ist mir unbekannt. Der 25. E-Uunua, ihres dreizehnten Monats, entsprach unserm 3. Juni.

Unsere Schöne von Tahiti hatte das Schiff am ersten Tage ver-

lassen und war bei unserer Abfahrt nicht gegenwärtig. Die Eingebornen hatten sich zahlreich an Bord begeben, und alle äußerten Schmerz, Hedidi am meisten. Auch ihn hatte ich mit seiner Bitte, uns nach England begleiten zu dürfen, abgewiesen, da seine Rückkehr nicht gesichert war. Er lief schluchzend und weinend von einer Cajüte zur andern und nahm von Jedem mit einer Umarmung Abschied. Endlich riß er sich los und stieg in seinen Kahn, von wo er uns unverwandt nachblickte. Wir waren schon weit über das Felsenriff hinaus und vermochten ihn kaum mehr zu unterscheiden, als er noch immer die Hände nach uns ausstreckte.

Er bestätigte uns die alte Erfahrung, daß der Mann in seinem Vaterlande am wenigsten gilt. Die achtungsvolle Gunst, die man ihm in Tahiti schenkte, wurde ihm hier nicht zu Theil. Alle seine Verwandten, und deren war keine kleine Zahl, erwarteten von ihm Geschenke, für die sie ihm nicht einmal dankbar waren. So lange ihm von den Reichthümern, die er mit Gefahr seines Lebens erworben hatte, etwas blieb, gab er mit vollen Händen. Bald besaß er nichts mehr, als einige rothe Federn und andere Merkwürdigkeiten, die er dem König von Borabora bestimmt hatte, und bat uns um Geschenke, damit er die Gier seiner Verwandten befriedigen könne.

Im Augenblicke des Scheidens fragte mich Orea nach dem Namen meines Morai oder Begräbnißplatzes. Ich nannte ihm Stepney, den Namen der Pfarrgemeinde, die ich in London bewohne. Ich mußte dieses Wort mehrmals wiederholen, bis er es auszusprechen verstand, und nun riefen hundert Stimmen zugleich: Stepney, morai no Tuti (Stepney, Cook's Begräbnißplatz)! Herr Forster erzählte mir bald darauf, daß einer seiner Freunde am Lande dieselbe Frage an ihn gerichtet habe. Er hatte geantwortet, ein Seefahrer könne nicht wissen, wo er sein Grab finden werde. Welchen größeren Beweis von Freundschaft konnten diese guten Menschen uns geben, als daß sie sich unserer noch erinnern wollten, wenn wir selbst nicht mehr wären? Wir hatten ihnen gesagt, daß sie uns zum letzten Male sehen, und sie wollten deshalb den Ort kennen, wo unsere Körper zu Asche werden würden.

Ich hätte gern das berühmte Borabora besucht, allein ich hatte alle erforderlichen Erfrischungen an Bord, die Insel lag zu weit von

lassen und war bei unserer Abfahrt nicht gegenwärtig. Die Eingebornen hatten sich zahlreich an Bord begeben, und alle äußerten Schmerz, Hedidi am meisten. Auch ihn hatte ich mit seiner Bitte, uns nach England begleiten zu dürfen, abgewiesen, da seine Rückkehr nicht gesichert war. Er lief schluchzend und weinend von einer Cajüte zur andern und nahm von Jedem mit einer Umarmung Abschied. Endlich riß er sich los und stieg in seinen Kahn, von wo er uns unverwandt nachblickte. Wir waren schon weit über das Felsenriff hinaus und vermochten ihn kaum mehr zu unterscheiden, als er noch immer die Hände nach uns ausstreckte.

Er bestätigte uns die alte Erfahrung, daß der Mann in seinem Vaterlande am wenigsten gilt. Die achtungsvolle Gunst, die man ihm in Tahiti schenkte, wurde ihm hier nicht zu Theil. Alle seine Verwandten, und deren war keine kleine Zahl, erwarteten von ihm Geschenke, für die sie ihm nicht einmal dankbar waren. So lange ihm von den Reichthümern, die er mit Gefahr seines Lebens erworben hatte, etwas blieb, gab er mit vollen Händen. Bald besaß er nichts mehr, als einige rothe Federn und andere Merkwürdigkeiten, die er dem König von Borabora bestimmt hatte, und bat uns um Geschenke, damit er die Gier seiner Verwandten befriedigen könne.

Im Augenblicke des Scheidens fragte mich Orea nach dem Namen meines Morat oder Begräbnißplatzes. Ich nannte ihm Stepney, den Namen der Pfarrgemeinde, die ich in London bewohne. Ich mußte dieses Wort mehrmals wiederholen, bis er es auszusprechen verstand, und nun riefen hundert Stimmen zugleich: Stepney, morai no Tuti (Stepney, Cook's Begräbnißplatz)! Herr Forster erzählte mir bald darauf, daß einer seiner Freunde am Lande dieselbe Frage an ihn gerichtet habe. Er hatte geantwortet, ein Seefahrer könne nicht wissen, wo er sein Grab finden werde. Welchen größeren Beweis von Freundschaft konnten diese guten Menschen uns geben, als daß sie sich unserer noch erinnern wollten, wenn wir selbst nicht mehr wären? Wir hatten ihnen gesagt, daß sie uns zum letzten Male sehen, und sie wollten deshalb den Ort kennen, wo unsere Körper zu Asche werden würden.

Ich hätte gern das berühmte Borabora besucht, allein ich hatte alle erforderlichen Erfrischungen an Bord, die Insel lag zu weit von

meinem Wege ab, und meine Zeit war gemessen. Ich entsagte daher meinem Plane und steuerte gegen Westen, diesen reizenden Inseln, an welche die Natur mit verschwenderischer Hand ihre Gaben vertheilt hat, Lebewohl sagend.

Nachmittags (4. Juni) kamen wir bei der Insel Maurua vorbei, am andern Morgen sahen wir die von Wallis nach Lord Howe benannte Insel. Sie besteht aus niedrigen Korallenriffen mit einem Binnensee in der Mitte und muß nach der Lage dieselbe sein, welche auf den Gesellschaftsinseln Mopihah heißt. In den nächsten Tagen hatten wir meistens Windstille oder veränderliche Winde, die von Wetterleuchten begleitet waren. In der Luft wie im Meer war es in dieser Zeit um uns her sehr lebhaft. Seevögel aller Art umschwärmten uns, und in den hellen Wogen schwammen Boniten, Doraden, Haifische und Nordkaper.

Am 16. sahen wir unter 18 Grad 0 Min. 4 Sec. südl. Br. und 165 Grad 0 Min. 10 Sec. westl. Länge eine zweite niedrige Insel und segelten rund um sie herum, ohne einen Landungsplatz auffinden zu können. Sie besteht aus verschiedenen, durch Riffe verbundenen kleinen Inseln, auf denen schöne Gruppen von Cocospalmen stehen. Die Seevögel schwärmten so zahlreich und so dicht um diese Insel, daß wir sie für unbewohnt hielten. Am Ufer gab es viele der sandigen Stellen, wo die Schildkröten ihre Eier zu legen lieben, und das Meer war von Fischen belebt.

Nachdem wir von hier aus vier Tage in westlicher Richtung gesegelt waren, kam eine Insel in Sicht, auf der wir von fern Bäume unterschieden. Sie ragte an den höchsten Stellen vierzig Fuß über das Meer, doch fiel das Ufer, von Klüften durchzogen, steil ab, und nur hier und da ließ sich ein schmaler Sandstreifen am Meer wahrnehmen. Als wir nahe kamen, sahen wir mehrere Menschen von schwärzlicher Farbe, blos um Kopf und Hüften mit weißem Zeug umwickelt, mit Waffen in den Händen zum Strande eilen. Auf dem Strande lagen einige kleine Kähne, am Abhange der Felsen erhoben sich Cocospalmen, und dies war Einladung genug, zu landen.

Ich ließ zwei Boote aussetzen und bestieg sie mit Dr. Sparmann, Herrn Hodges und den beiden Herren Forster. Dicht vor der Küste

meinem Wege ab, und meine Zeit war gemessen. Ich entsagte daher meinem Plane und steuerte gegen Westen, diesen reizenden Inseln, an welche die Natur mit verschwenderischer Hand ihre Gaben vertheilt hat, Lebewohl sagend.

Nachmittags (4. Juni) kamen wir bei der Insel Maurua vorbei, am andern Morgen sahen wir die von Wallis nach Lord Howe benannte Insel. Sie besteht aus niedrigen Korallenriffen mit einem Binnensee in der Mitte und muß nach der Lage dieselbe sein, welche auf den Gesellschaftsinseln Mopihah heißt. In den nächsten Tagen hatten wir meistens Windstille oder veränderliche Winde, die von Wetterleuchten begleitet waren. In der Luft wie im Meer war es in dieser Zeit um uns her sehr lebhaft. Seevögel aller Art umschwärmten uns, und in den hellen Wogen schwammen Boniten, Doraden, Haifische und Nordkaper.

Am 16. sahen wir unter 18 Grad 0 Min. 4 Sec. südl. Br. und 165 Grad 0 Min. 10 Sec. westl. Länge eine zweite niedrige Insel und segelten rund um sie herum, ohne einen Landungsplatz auffinden zu können. Sie besteht aus verschiedenen, durch Riffe verbundenen kleinen Inseln, auf denen schöne Gruppen von Cocospalmen stehen. Die Seevögel schwärmten so zahlreich und so dicht um diese Insel, daß wir sie für unbewohnt hielten. Am Ufer gab es viele der sandigen Stellen, wo die Schildkröten ihre Eier zu legen lieben, und das Meer war von Fischen belebt.

Nachdem wir von hier aus vier Tage in westlicher Richtung gesegelt waren, kam eine Insel in Sicht, auf der wir von fern Bäume unterschieden. Sie ragte an den höchsten Stellen vierzig Fuß über das Meer, doch fiel das Ufer, von Klüften durchzogen, steil ab, und nur hier und da ließ sich ein schmaler Sandstreifen am Meer wahrnehmen. Als wir nahe kamen, sahen wir mehrere Menschen von schwärzlicher Farbe, blos um Kopf und Hüften mit weißem Zeug umwickelt, mit Waffen in den Händen zum Strande eilen. Auf dem Strande lagen einige kleine Kähne, am Abhange der Felsen erhoben sich Cocospalmen, und dies war Einladung genug, zu landen.

Ich ließ zwei Boote aussetzen und bestieg sie mit Dr. Sparmann, Herrn Hodges und den beiden Herren Forster. Dicht vor der Küste

läuft ein Korallenriff, und erst nach einigem Suchen fand ich eine Stelle, wo die Brandung nicht gefährlich war. Hier verließen wir die Boote und erkletterten den nächsten Felsen, auf dem einige Seesoldaten und Matrosen als Rückhalt zurückblieben. Die Oberfläche des Felsens bestand ganz aus zerbrochenen, scharfen Korallen ohne die geringste Beimischung von Erde und trug doch verschiedene der kleinen Strauchpflanzen, denen man auf diesen niedrigen Inseln gewöhnlich begegnet. Von Vögeln sahen wir Reiher, Schnepfen und Brachhühner.

Indem ich durch eine Schlucht zu dem höheren Lande aufstieg und eben in den Wald eintrat, hörte ich ein Geräusch, als ob Jemand von einem Baume falle. Ich ging zu meinen Freunden zurück, und nicht lange, so kam vor der Schlucht ein Wilder zum Vorschein. Er hatte den Oberleib bis auf die Hüften abwärts schwarz gefärbt, trug einen Kopfputz von aufgerichteten Federn und hatte einen Speer in der Hand. Hinter ihm wurden in der Schlucht verschiedene Stimmen laut, die Leute selbst sahen wir nicht. Die freundlichen Worte, die wir ihm in allen Sprachen der Südsee zuriefen, beachtete er nicht. Nach einer kleinen Weile sprang ein zweiter, anscheinend noch ganz junger Mensch hervor und begann auf der Stelle mit großen Steinen zu werfen. Dr. Sparmann wurde, obgleich die Entfernung fünfzig Schritte betrug, so empfindlich getroffen, daß er im Aerger schoß. Er traf nicht, die Wilden verschwanden, und wir bestiegen die Boote, um eine andere Landungsstelle zu suchen.

Durch eine der im Korallenriff vorhandenen Oeffnungen ruderten wir in ziemlicher Entfernung ans Land. Die Seesoldaten blieben wieder als Rückhalt zurück, und wir stiegen aus. Wir betrachteten einige Kähne, die von einfacherer Arbeit als die uns von anderen Inseln her bekannten waren, und in die ich Geschenke für die Eigenthümer legte, als ein Haufe Indianer in eine Felsenschlucht herabstieg und unter wüthendem Geschrei mit geschwungenen Speeren auf uns zulief. Die Gefahr war so dringend, daß wir schießen wollten, aber alle unsere Gewehre versagten. Durch unsere Wehrlosigkeit ermuthigt, warfen die Wilden zwei Speere nach uns. Der eine würde mich getödtet haben, wenn ich mich nicht noch zu rechter Zeit gebückt hätte, der zweite streifte den Schenkel des jüngeren Herrn Forster so dicht, daß die

läuft ein Korallenriff, und erst nach einigem Suchen fand ich eine Stelle, wo die Brandung nicht gefährlich war. Hier verließen wir die Boote und erkletterten den nächsten Felsen, auf dem einige Seesoldaten und Matrosen als Rückhalt zurückblieben. Die Oberfläche des Felsens bestand ganz aus zerbrochenen, scharfen Korallen ohne die geringste Beimischung von Erde und trug doch verschiedene der kleinen Strauchpflanzen, denen man auf diesen niedrigen Inseln gewöhnlich begegnet. Von Vögeln sahen wir Reiher, Schnepfen und Brachhühner.

Indem ich durch eine Schlucht zu dem höheren Lande aufstieg und eben in den Wald eintrat, hörte ich ein Geräusch, als ob Jemand von einem Baume falle. Ich ging zu meinen Freunden zurück, und nicht lange, so kam vor der Schlucht ein Wilder zum Vorschein. Er hatte den Oberleib bis auf die Hüften abwärts schwarz gefärbt, trug einen Kopfputz von aufgerichteten Federn und hatte einen Speer in der Hand. Hinter ihm wurden in der Schlucht verschiedene Stimmen laut, die Leute selbst sahen wir nicht. Die freundlichen Worte, die wir ihm in allen Sprachen der Südsee zuriefen, beachtete er nicht. Nach einer kleinen Weile sprang ein zweiter, anscheinend noch ganz junger Mensch hervor und begann auf der Stelle mit großen Steinen zu werfen. Dr. Sparmann wurde, obgleich die Entfernung fünfzig Schritte betrug, so empfindlich getroffen, daß er im Aerger schoß. Er traf nicht, die Wilden verschwanden, und wir bestiegen die Boote, um eine andere Landungsstelle zu suchen.

Durch eine der im Korallenriff vorhandenen Oeffnungen ruderten wir in ziemlicher Entfernung ans Land. Die Seesoldaten blieben wieder als Rückhalt zurück, und wir stiegen aus. Wir betrachteten einige Kähne, die von einfacherer Arbeit als die uns von anderen Inseln her bekannten waren, und in die ich Geschenke für die Eigenthümer legte, als ein Haufe Indianer in eine Felsenschlucht herabstieg und unter wüthendem Geschrei mit geschwungenen Speeren auf uns zulief. Die Gefahr war so dringend, daß wir schießen wollten, aber alle unsere Gewehre versagten. Durch unsere Wehrlosigkeit ermuthigt, warfen die Wilden zwei Speere nach uns. Der eine würde mich getödtet haben, wenn ich mich nicht noch zu rechter Zeit gebückt hätte, der zweite streifte den Schenkel des jüngeren Herrn Forster so dicht, daß die

schwarze Farbe, mit der der Schaft beschmiert war, am Beinkleide einen Fleck zurückließ. Das Gewehr des letztern ging endlich los, und die Schrote verwundeten einen der Wilden. In demselben Augenblick hörten wir von unseren Seesoldaten ein förmliches Peletonfeuer. Sie hatten einen zweiten Haufen Wilder bemerkt, der sich in unsern Rücken schlich, um uns den Rückzug abzuschneiden. Wir gingen zu dem Boote zurück und wurden nicht verfolgt. Ihren Platz behaupteten unsere Feinde, am hartnäckigsten zwei, die so lange auf einem Felsen ihre Speere schwangen, bis einer von ihnen durch das fortgesetzte Feuern verwundet wurde. Wegen dieser schlechten Aufnahme, die uns von den Einwohnern zu Theil wurde, nannte ich die Insel die wilde (Savage-Island*).

Die wilde Insel hat nicht mehr als elf Stunden im Umkreise und ist von runder Form. Von dem Innern wissen wir nichts zu sagen. Ist es so öde wie der Strand, so führen die Einwohner ein erbärmliches Leben. Die Küste steigt, wie schon bemerkt, steil in die Höhe, und das Meer ist in ihrer unmittelbaren Nähe sehr tief. Die Felsen sind zum Theil von den Wellen unterwaschen und von zahlreichen, zum Theil höchst merkwürdigen und umfangreichen Höhlen unterbrochen. Die Wölbung derselben wird von Pfeilern getragen, denen das Spiel der Wellen die sonderbarsten Formen gegeben hat. Eine dieser Höhlen war, da in der Decke eine weite Oeffnung klaffte, taghell erleuchtet. Bei einer andern hatte sich durch das Einstürzen des Gewölbes ein vertieftes Thal gebildet.

Am 24. Abends glaubte ich der Insel Anamoka oder Rotterdam nahe zu sein und ließ die Segel einziehen. Ich hatte mich dieser Maßregel zu freuen, denn bereits um zwei Uhr Morgens hörte die Wache das Geräusch einer Brandung. Als das Land sichtbar wurde, hatten wir die gewöhnliche Bildung vor uns: mehrere niedrige Inseln, gemeinschaftlich von einem großen Korallenriff umgeben. Wir waren noch eine Seemeile weit entfernt, und dennoch steuerten mehrere Kähne auf uns zu, die uns übrigens nicht erreichten, da wir schneller als sie waren und nordwärts an den Inseln vorbeisteuerten. Der große Un-

*) Sie heißt jetzt Juine.

schwarze Farbe, mit der der Schaft beschmiert war, am Beinkleide einen Fleck zurückließ. Das Gewehr des letztern ging endlich los, und die Schrote verwundeten einen der Wilden. In demselben Augenblick hörten wir von unseren Seesoldaten ein förmliches Peletonfeuer. Sie hatten einen zweiten Haufen Wilder bemerkt, der sich in unsern Rücken schlich, um uns den Rückzug abzuschneiden. Wir gingen zu dem Boote zurück und wurden nicht verfolgt. Ihren Platz behaupteten unsere Feinde, am hartnäckigsten zwei, die so lange auf einem Felsen ihre Speere schwangen, bis einer von ihnen durch das fortgesetzte Feuern verwundet wurde. Wegen dieser schlechten Aufnahme, die uns von den Einwohnern zu Theil wurde, nannte ich die Insel die wilde (Savage-Island*).

Die wilde Insel hat nicht mehr als elf Stunden im Umkreise und ist von runder Form. Von dem Innern wissen wir nichts zu sagen. Ist es so öde wie der Strand, so führen die Einwohner ein erbärmliches Leben. Die Küste steigt, wie schon bemerkt, steil in die Höhe, und das Meer ist in ihrer unmittelbaren Nähe sehr tief. Die Felsen sind zum Theil von den Wellen unterwaschen und von zahlreichen, zum Theil höchst merkwürdigen und umfangreichen Höhlen unterbrochen. Die Wölbung derselben wird von Pfeilern getragen, denen das Spiel der Wellen die sonderbarsten Formen gegeben hat. Eine dieser Höhlen war, da in der Decke eine weite Oeffnung klaffte, taghell erleuchtet. Bei einer andern hatte sich durch das Einstürzen des Gewölbes ein vertieftes Thal gebildet.

Am 24. Abends glaubte ich der Insel Anamoka oder Rotterdam nahe zu sein und ließ die Segel einziehen. Ich hatte mich dieser Maßregel zu freuen, denn bereits um zwei Uhr Morgens hörte die Wache das Geräusch einer Brandung. Als das Land sichtbar wurde, hatten wir die gewöhnliche Bildung vor uns: mehrere niedrige Inseln, gemeinschaftlich von einem großen Korallenriff umgeben. Wir waren noch eine Seemeile weit entfernt, und dennoch steuerten mehrere Kähne auf uns zu, die uns übrigens nicht erreichten, da wir schneller als sie waren und nordwärts an den Inseln vorbeisteuerten. Der große Un-

*) Sie heißt jetzt Juine.

terschied zwischen dem Betragen dieser Insulaner und jenem der Bewohner des letzten Eilands überzeugte mich, daß ich diesen Inseln den Namen der Freundschafts-Inseln mit Recht gegeben habe.

Am folgenden Tage durchsegelten wir das stille glatte Meer zwischen dem Riff und den niedrigen Inseln. Wir erkannten jetzt, daß sie höher als die meisten Korallen-Inseln und mit Baumgruppen, ja mit ganzen Wäldern besetzt seien. Sie mußten viele Bewohner haben, denn zwischen den Bäumen am Strande wurde eine Menge von Häusern sichtbar. Am östlichen Endpunkte einer der Inseln erhob sich senkrecht eine weiße Klippe mit wagerechten Schichten, die wie die verfallene Bastei einer Festung aussah und durch einen Wald auf ihrem Scheitel ein noch malerischeres Ansehn erhielt.

Gegen Mittag ließ der Wind nach, und die Kähne der Eingebornen erreichten das Schiff. Die Ruderer waren den Leuten von Tongatabu in jeder Beziehung ähnlich und gaben uns für unsere Korallen und Nägel Pisangs, Pompelmuse und Pandangs oder Nüsse der rothen Palmen. Von ihnen erfuhren wir die Namen der benachbarten Inseln Groß- und Klein-Mango, Groß- und Klein-Namoka. Groß-Namoka oder Anamoka, das Rotterdam Tasmans, war das Ziel unserer Fahrt.

In dem Meere zwischen diesen Inseln fanden wir in verschiedenen Tiefen von 9—50 Faden überall Grund. Das steile Ufer der Insel Anamoka, welche die größte von allen ist, hat ganz dasselbe Ansehn wie jenes der Wilden-Insel. Im Augenblick unseres Ankerns ergriff ein Eingeborner unser Senkblei, riß es mit einem Stück der daran befestigten Leine ab und gab es erst wieder heraus, nachdem wir zweimal auf seinen Kahn geschossen hatten. Die übrigen schienen sein Betragen zu misbilligen, denn sie warfen ihn ins Wasser und überließen es ihm, zu sehen, wie er die Küste schwimmend erreiche. Sie brachten uns Früchte, Nüsse und Wurzeln, lebendige Rebhühner und mehrere zubereitete Gerüchte, unter denen ein gedämpfter Fisch war.

Sobald bekannt wurde, daß wir Lebensmittel brauchten, wurde der Markt überreichlich versorgt. Die Verkäufer drängten sich schaarenweise herbei und überschrieen sich beim Anpreisen ihrer Waaren aus Leibeskräften. Das ganze Hinterdeck lag voll von Pompelmusen, die

terschied zwischen dem Betragen dieser Insulaner und jenem der Bewohner des letzten Eilands überzeugte mich, daß ich diesen Inseln den Namen der Freundschafts-Inseln mit Recht gegeben habe.

Am folgenden Tage durchsegelten wir das stille glatte Meer zwischen dem Riff und den niedrigen Inseln. Wir erkannten jetzt, daß sie höher als die meisten Korallen-Inseln und mit Baumgruppen, ja mit ganzen Wäldern besetzt seien. Sie mußten viele Bewohner haben, denn zwischen den Bäumen am Strande wurde eine Menge von Häusern sichtbar. Am östlichen Endpunkte einer der Inseln erhob sich senkrecht eine weiße Klippe mit wagerechten Schichten, die wie die verfallene Bastei einer Festung aussah und durch einen Wald auf ihrem Scheitel ein noch malerischeres Ansehn erhielt.

Gegen Mittag ließ der Wind nach, und die Kähne der Eingebornen erreichten das Schiff. Die Ruderer waren den Leuten von Tongatabu in jeder Beziehung ähnlich und gaben uns für unsere Korallen und Nägel Pisangs, Pompelmuse und Pandangs oder Nüsse der rothen Palmen. Von ihnen erfuhren wir die Namen der benachbarten Inseln Groß- und Klein-Mango, Groß- und Klein-Namoka. Groß-Namoka oder Anamoka, das Rotterdam Tasmans, war das Ziel unserer Fahrt.

In dem Meere zwischen diesen Inseln fanden wir in verschiedenen Tiefen von 9—50 Faden überall Grund. Das steile Ufer der Insel Anamoka, welche die größte von allen ist, hat ganz dasselbe Ansehn wie jenes der Wilden-Insel. Im Augenblick unseres Ankerns ergriff ein Eingeborner unser Senkblei, riß es mit einem Stück der daran befestigten Leine ab und gab es erst wieder heraus, nachdem wir zweimal auf seinen Kahn geschossen hatten. Die übrigen schienen sein Betragen zu misbilligen, denn sie warfen ihn ins Wasser und überließen es ihm, zu sehen, wie er die Küste schwimmend erreiche. Sie brachten uns Früchte, Nüsse und Wurzeln, lebendige Rebhühner und mehrere zubereitete Gerüchte, unter denen ein gedämpfter Fisch war.

Sobald bekannt wurde, daß wir Lebensmittel brauchten, wurde der Markt überreichlich versorgt. Die Verkäufer drängten sich schaarenweise herbei und überschrieen sich beim Anpreisen ihrer Waaren aus Leibeskräften. Das ganze Hinterdeck lag voll von Pompelmusen, die

den vorzüglichsten Geschmack hatten, und von Yams bekamen wir so viel, daß die Mannschaft einige Wochen lang daran genug hatte. Auch Waffen und Hausgeräthe wurden uns in ganzen Bootsladungen zugetragen. Schweine und Hühner erhielten wir in geringer Anzahl. Trinkwasser fanden wir in einem Teiche nahe beim Strande.

Die häufigen Baumpflanzungen machten die ganze Insel einem Garten ähnlich. Die Felder werden nicht auf allen Stellen, sondern nur gegen die Straße hin eingehegt. Im Innern erhoben sich mehrere Hügel, deren Strauchwerk künstlich angelegt und zuweilen zu Hecken geordnet war. Der Weg führte über Wiesen und war zum Theil von wohlriechendem Gesträuch überwölbt, während an den Seiten hohe Bäume eine Einfassung bildeten. Zur Rechten und Linken wechselten Baumgärten und wildwachsende Sträucher mit einander ab.

Die Häuser sind kaum dreißig Fuß lang, sieben bis acht Fuß breit und mit dem Dache neun Fuß hoch. Seltsamer Weise stehen die aus Rohr geflochtenen Wände nicht senkrecht, sondern schräg und werden nach unten zu enger. Das mit Stroh gedeckte Dach läuft ansteigend gegen die Mitte, wodurch das Ganze die Gestalt eines Fünfecks erhält. In einer von den langen Seitenwänden ist achtzehn Zoll hoch über der Erde die einzige etwa vier Fuß im Geviert haltende Oeffnung, die zugleich Thür und Fenster vorstellt, angebracht. In jedem dieser Häuser fanden wir große Yamshaufen, und auf diesen schliefen die Eingebornen, wobei sie dieses ungleiche Lager durch nichts als eine untergebreitete Matte bequemer machten. Die schmalen Stühle oder Fußschemel, die in Tahiti als Kopfkissen untergeschoben werden, dienen hier zu demselben Zwecke. Außer diesen Hütten gab es noch eine andere Art ohne Seitenwände, blos mit einem Dach, in denen die Eingebornen am Tage zu wohnen pflegen.

Unser erster Spaziergang führte uns zu einem großen Salzsee in der Nähe des nördlichen Endpunktes der Insel, der dicht am Meere lag und an einer Stelle blos durch einen wenige Schritte breiten Rand von demselben getrennt wird. Er hat sehr hübsche Ufer, und die bewaldeten Inseln, die auf seiner Oberfläche vertheilt sind, machen die Landschaft noch anmuthiger. Auch belebt war sie, auf dem Wasser

den vorzüglichsten Geschmack hatten, und von Yams bekamen wir so viel, daß die Mannschaft einige Wochen lang daran genug hatte. Auch Waffen und Hausgeräthe wurden uns in ganzen Bootsladungen zugetragen. Schweine und Hühner erhielten wir in geringer Anzahl. Trinkwasser fanden wir in einem Teiche nahe beim Strande.

Die häufigen Baumpflanzungen machten die ganze Insel einem Garten ähnlich. Die Felder werden nicht auf allen Stellen, sondern nur gegen die Straße hin eingehegt. Im Innern erhoben sich mehrere Hügel, deren Strauchwerk künstlich angelegt und zuweilen zu Hecken geordnet war. Der Weg führte über Wiesen und war zum Theil von wohlriechendem Gesträuch überwölbt, während an den Seiten hohe Bäume eine Einfassung bildeten. Zur Rechten und Linken wechselten Baumgärten und wildwachsende Sträucher mit einander ab.

Die Häuser sind kaum dreißig Fuß lang, sieben bis acht Fuß breit und mit dem Dache neun Fuß hoch. Seltsamer Weise stehen die aus Rohr geflochtenen Wände nicht senkrecht, sondern schräg und werden nach unten zu enger. Das mit Stroh gedeckte Dach läuft ansteigend gegen die Mitte, wodurch das Ganze die Gestalt eines Fünfecks erhält. In einer von den langen Seitenwänden ist achtzehn Zoll hoch über der Erde die einzige etwa vier Fuß im Geviert haltende Oeffnung, die zugleich Thür und Fenster vorstellt, angebracht. In jedem dieser Häuser fanden wir große Yamshaufen, und auf diesen schliefen die Eingebornen, wobei sie dieses ungleiche Lager durch nichts als eine untergebreitete Matte bequemer machten. Die schmalen Stühle oder Fußschemel, die in Tahiti als Kopfkissen untergeschoben werden, dienen hier zu demselben Zwecke. Außer diesen Hütten gab es noch eine andere Art ohne Seitenwände, blos mit einem Dach, in denen die Eingebornen am Tage zu wohnen pflegen.

Unser erster Spaziergang führte uns zu einem großen Salzsee in der Nähe des nördlichen Endpunktes der Insel, der dicht am Meere lag und an einer Stelle blos durch einen wenige Schritte breiten Rand von demselben getrennt wird. Er hat sehr hübsche Ufer, und die bewaldeten Inseln, die auf seiner Oberfläche vertheilt sind, machen die Landschaft noch anmuthiger. Auch belebt war sie, auf dem Wasser

schwammen Züge von wilden Enten, und das bewaldete Ufer hegt eine Menge von Tauben, Papageien, Rebhühnern und kleineren Vögeln, die uns oft zum Verkauf angeboten wurden.

Die Einwohner waren eben so freundlich als zuvorkommend. Alle grüßten uns, dienten uns als Führer, beschenkten uns mit ihren schönsten Früchten und holten Alles herbei, wonach wir Verlangen trugen. Sie verschafften uns die schönen Lilien und andere Blumen ihrer Insel in Menge, kletterten auf die höchsten Bäume, um die Blüthen zu holen, brachten die geschossenen Enten aus dem Wasser und trugen uns die schwersten Sachen nach. Wir waren etwas voreilig, als wir dieses gefällige Betragen für allgemeine Regel hielten.

Beim Mittagsessen bemerkten wir, daß einer der Unsrigen am Lande zurückgeblieben und von Menschen umringt sei. Wir achteten nicht darauf, und er wurde nicht früher abgeholt, als bis einige Matrosen, um Einkäufe zu machen, ans Ufer fuhren. Es war Herr Patton, der Wundarzt, und er kehrte ohne seine Flinte zurück. Von einem Indianer geführt, der ihm seine geschossenen Enten getreulich nachtrug, verspätete er sich auf der Jagd. Am Strande fand er uns zum Mittagsessen an Bord zurückgekehrt und setzte sich auf einen Felsblock, wo man ihn vom Schiffe aus sehen konnte. Die Indianer bemerkten seine Verlegenheit und drängten sich an ihn heran, sein Führer warf die Enten weg. Das Herandrängen wurde immer stärker, einige drohten schon mit ihren Speeren, seine Vogelflinte hielt sie allein noch zurück. Um ihm diese gefürchtete Waffe abzulisten, ließen sie ihre Weiber die wollüstigsten Stellungen annehmen, aber Herr Patton war nicht in der Stimmung, auf solche Dinge zu achten. In dieser Zeit sah er eine Piroge vom Schiff zurückkommen, rief sie an und bot dem Eigenthümer seinen letzten Nagel, wenn er ihn zu uns führe. In diesem Augenblicke entriß man ihm sein Gewehr, und da er wehrlos geworden war, zupfte man ihn an den Kleidern und nahm ihm Schnupftuch und Halsbinde. In seiner Angst suchte er in allen Taschen nach einem Messer, fand aber nichts, als ein Zahnstocher-Etui. Dieses elende Ding wurde vielleicht seine Rettung, denn so oft er es öffnete und dem Menschenhaufen entgegen hielt, trat dieser ein Paar Schritte zurück. Trotzdem

schwammen Züge von wilden Enten, und das bewaldete Ufer hegt eine Menge von Tauben, Papageien, Rebhühnern und kleineren Vögeln, die uns oft zum Verkauf angeboten wurden.

Die Einwohner waren eben so freundlich als zuvorkommend. Alle grüßten uns, dienten uns als Führer, beschenkten uns mit ihren schönsten Früchten und holten Alles herbei, wonach wir Verlangen trugen. Sie verschafften uns die schönen Lilien und andere Blumen ihrer Insel in Menge, kletterten auf die höchsten Bäume, um die Blüthen zu holen, brachten die geschossenen Enten aus dem Wasser und trugen uns die schwersten Sachen nach. Wir waren etwas voreilig, als wir dieses gefällige Betragen für allgemeine Regel hielten.

Beim Mittagsessen bemerkten wir, daß einer der Unsrigen am Lande zurückgeblieben und von Menschen umringt sei. Wir achteten nicht darauf, und er wurde nicht früher abgeholt, als bis einige Matrosen, um Einkäufe zu machen, ans Ufer fuhren. Es war Herr Patton, der Wundarzt, und er kehrte ohne seine Flinte zurück. Von einem Indianer geführt, der ihm seine geschossenen Enten getreulich nachtrug, verspätete er sich auf der Jagd. Am Strande fand er uns zum Mittagsessen an Bord zurückgekehrt und setzte sich auf einen Felsblock, wo man ihn vom Schiffe aus sehen konnte. Die Indianer bemerkten seine Verlegenheit und drängten sich an ihn heran, sein Führer warf die Enten weg. Das Herandrängen wurde immer stärker, einige drohten schon mit ihren Speeren, seine Vogelflinte hielt sie allein noch zurück. Um ihm diese gefürchtete Waffe abzulisten, ließen sie ihre Weiber die wollüstigsten Stellungen annehmen, aber Herr Patton war nicht in der Stimmung, auf solche Dinge zu achten. In dieser Zeit sah er eine Piroge vom Schiff zurückkommen, rief sie an und bot dem Eigenthümer seinen letzten Nagel, wenn er ihn zu uns führe. In diesem Augenblicke entriß man ihm sein Gewehr, und da er wehrlos geworden war, zupfte man ihn an den Kleidern und nahm ihm Schnupftuch und Halsbinde. In seiner Angst suchte er in allen Taschen nach einem Messer, fand aber nichts, als ein Zahnstocher-Etui. Dieses elende Ding wurde vielleicht seine Rettung, denn so oft er es öffnete und dem Menschenhaufen entgegen hielt, trat dieser ein Paar Schritte zurück. Trotzdem

gab er sein Leben verloren, da drängte sich eine hübsche junge Frau mit langen fliegenden Haaren durch die Menge und stellte sich schützend vor ihn. Unsere Boote fanden sie und ihren alten Vater allein bei Herrn Patton, die anderen Wilden hatten im Gefühl ihres Unrechts die Flucht ergriffen.

Am Morgen des 28. wurden meine Leute beim Wasserschöpfen sehr belästigt, dem Lieutenant Clarke eine Flinte und Andern verschiedene Gegenstände genommen, immer heimlich und ohne Gewalt. Um diese Unverschämtheit zu bestrafen und das Gestohlene wieder zu erlangen, ging ich mit den Seesoldaten ans Land und erzwang durch Furcht die Rückgabe der einen Flinte. Die übrigen Gegenstände kamen nicht zum Vorschein, und ich belegte deshalb einige der größten Doppelpirogen mit Beschlag. Einer der Eigenthümer leistete Widerstand, ergriff seinen Speer und zielte nach mir. Ich war in den Stand der Nothwehr versetzt, schoß auf ihn und verwundete ihn mit den Schroten in der Hand und im Schenkel. Dies hatte die Wirkung, daß auch Herrn Patton's Flinte, die dem Anscheine nach im Wasser versteckt gewesen war, und die übrigen gestohlenen Sachen herbeigebracht wurden. Herr Patton verband den Verwundeten, und der ganze Vorgang war um so eher vergessen, als wir die Einwohner mit einer Menge von Perlen beschenkten. Der Handel war übrigens während dieser Streitigkeiten nie völlig unterbrochen worden. Viele Indianer entfernten sich nicht vom Strande, und verschiedene ihrer Kähne ruderten fortwährend um das Schiff herum. Sie sind in einem hohen Grade gewinnsüchtig. Als wir absegelten, begleitete uns eine wahre Flotte von Kähnen eine Strecke weit, um noch Kleider, Hausgeräth und Putzsachen an uns zu verkaufen.

Die Insel Anamoka ist unter den umliegenden Inseln die ansehnlichste und ungemein bevölkert. Sie hat Ueberfluß an Wasser, und daher schreibt es sich, daß Brotfrucht- und andere Bäume hier weit besser gedeihen, als auf Tongatabu. Das Baden ist jedoch hier bei weitem nicht so allgemein als auf Tahiti. In allen Stücken den Bewohnern der Freundschafts-Inseln ähnlich, hatten die Insulaner keine Vornehmen. Nicht einem Einzigen von ihnen sahen wir Ehrfurcht be-

gab er sein Leben verloren, da drängte sich eine hübsche junge Frau mit langen fliegenden Haaren durch die Menge und stellte sich schützend vor ihn. Unsere Boote fanden sie und ihren alten Vater allein bei Herrn Patton, die anderen Wilden hatten im Gefühl ihres Unrechts die Flucht ergriffen.

Am Morgen des 28. wurden meine Leute beim Wasserschöpfen sehr belästigt, dem Lieutenant Clarke eine Flinte und Andern verschiedene Gegenstände genommen, immer heimlich und ohne Gewalt. Um diese Unverschämtheit zu bestrafen und das Gestohlene wieder zu erlangen, ging ich mit den Seesoldaten ans Land und erzwang durch Furcht die Rückgabe der einen Flinte. Die übrigen Gegenstände kamen nicht zum Vorschein, und ich belegte deshalb einige der größten Doppelpirogen mit Beschlag. Einer der Eigenthümer leistete Widerstand, ergriff seinen Speer und zielte nach mir. Ich war in den Stand der Nothwehr versetzt, schoß auf ihn und verwundete ihn mit den Schroten in der Hand und im Schenkel. Dies hatte die Wirkung, daß auch Herrn Patton's Flinte, die dem Anscheine nach im Wasser versteckt gewesen war, und die übrigen gestohlenen Sachen herbeigebracht wurden. Herr Patton verband den Verwundeten, und der ganze Vorgang war um so eher vergessen, als wir die Einwohner mit einer Menge von Perlen beschenkten. Der Handel war übrigens während dieser Streitigkeiten nie völlig unterbrochen worden. Viele Indianer entfernten sich nicht vom Strande, und verschiedene ihrer Kähne ruderten fortwährend um das Schiff herum. Sie sind in einem hohen Grade gewinnsüchtig. Als wir absegelten, begleitete uns eine wahre Flotte von Kähnen eine Strecke weit, um noch Kleider, Hausgeräth und Putzsachen an uns zu verkaufen.

Die Insel Anamoka ist unter den umliegenden Inseln die ansehnlichste und ungemein bevölkert. Sie hat Ueberfluß an Wasser, und daher schreibt es sich, daß Brotfrucht- und andere Bäume hier weit besser gedeihen, als auf Tongatabu. Das Baden ist jedoch hier bei weitem nicht so allgemein als auf Tahiti. In allen Stücken den Bewohnern der Freundschafts-Inseln ähnlich, hatten die Insulaner keine Vornehmen. Nicht einem Einzigen von ihnen sahen wir Ehrfurcht be-

zeigen. Nur ein einziger Mann schien eine Art von amtlicher Gewalt zu besitzen, und unsere Matrosen nannten ihn den Zollvisitator, weil er alle Kähne, ehe sie zu uns an Bord kamen, vorher untersuchte. Auch die Frau, welche unseren Wundarzt beschützte, konnte zu einem vornehmeren Stande gehören. Sie trug nämlich allein langes Haar, und ich glaube bemerkt zu haben, daß dies auf allen Südsee-Inseln ein Zeichen einer höheren Geburt ist.

In einer Stunde, die besonders hell war, sahen wir nordwestlich von Anamoka einige Inseln, die uns bisher durch Nebel verhüllt gewesen waren. Die beiden westlichsten waren bergig und hoch, die dritte anscheinend am größten. Von dieser letzteren sahen wir Rauch aufsteigen und hörten von Eingebornen, daß dort immerwährend Feuer brenne. Sie hatte mithin einen Vulkan. Nördlich von dieser Gruppe lagen noch dreizehn flache Inseln, deren Namen uns Niemand sagen konnte. Die rauchende Insel wurde Tofua genannt.

Jene Insel wollte ich untersuchen und auf sie nahm ich meine Richtung. Von allen den niedrigen Inseln der Umgegend begleiteten uns Kähne. Wenn sie den Wind hinter sich hatten, segelten sie sehr schnell, denn auf diesen Wind waren sie besonders eingerichtet, und die großen dreieckigen Segel gaben ihnen, zumal in einiger Entfernung, ein höchst malerisches Ansehn. Bei keinem oder ungünstigem Winde ließen sich die Leute die Mühe nicht verdrießen zu uns heran zu rudern, so begierig waren sie nach unseren Nägeln und sonstigen Waaren.

Die Insel Tofua scheint bewohnt zu sein. Gewiß ist, daß sie Palmen und Casuarinen trägt. Wir liefen in den engen Canal ein, der sie von einer anderen Insel trennt, und kamen ihr bis auf Kabellänge nahe. Einen Ankerplatz fanden wir nicht, und das Meer war überall achtzig und mehr Faden tief. Das Felsenufer hatte eine Menge von Höhlen und an einigen Stellen ein säulenartiges Ansehn. Weil starker Nebel war, blieb der Gipfel des Berges unsichtbar, doch sahen wir an verschiedenen Stellen Rauch aufsteigen. Am nordwestlichen Abhange war unterhalb der rauchenden Stelle eine Strecke wie verbrannt, der übrige Theil trug grüne Pflanzen. Als wir uns in dem Striche befanden, wohin der Rauch vom Winde getrieben wurde, fiel

zeigen. Nur ein einziger Mann schien eine Art von amtlicher Gewalt zu besitzen, und unsere Matrosen nannten ihn den Zollvisitator, weil er alle Kähne, ehe sie zu uns an Bord kamen, vorher untersuchte. Auch die Frau, welche unseren Wundarzt beschützte, konnte zu einem vornehmeren Stande gehören. Sie trug nämlich allein langes Haar, und ich glaube bemerkt zu haben, daß dies auf allen Südsee-Inseln ein Zeichen einer höheren Geburt ist.

In einer Stunde, die besonders hell war, sahen wir nordwestlich von Anamoka einige Inseln, die uns bisher durch Nebel verhüllt gewesen waren. Die beiden westlichsten waren bergig und hoch, die dritte anscheinend am größten. Von dieser letzteren sahen wir Rauch aufsteigen und hörten von Eingebornen, daß dort immerwährend Feuer brenne. Sie hatte mithin einen Vulkan. Nördlich von dieser Gruppe lagen noch dreizehn flache Inseln, deren Namen uns Niemand sagen konnte. Die rauchende Insel wurde Tofua genannt.

Jene Insel wollte ich untersuchen und auf sie nahm ich meine Richtung. Von allen den niedrigen Inseln der Umgegend begleiteten uns Kähne. Wenn sie den Wind hinter sich hatten, segelten sie sehr schnell, denn auf diesen Wind waren sie besonders eingerichtet, und die großen dreieckigen Segel gaben ihnen, zumal in einiger Entfernung, ein höchst malerisches Ansehn. Bei keinem oder ungünstigem Winde ließen sich die Leute die Mühe nicht verdrießen zu uns heran zu rudern, so begierig waren sie nach unseren Nägeln und sonstigen Waaren.

Die Insel Tofua scheint bewohnt zu sein. Gewiß ist, daß sie Palmen und Casuarinen trägt. Wir liefen in den engen Canal ein, der sie von einer anderen Insel trennt, und kamen ihr bis auf Kabellänge nahe. Einen Ankerplatz fanden wir nicht, und das Meer war überall achtzig und mehr Faden tief. Das Felsenufer hatte eine Menge von Höhlen und an einigen Stellen ein säulenartiges Ansehn. Weil starker Nebel war, blieb der Gipfel des Berges unsichtbar, doch sahen wir an verschiedenen Stellen Rauch aufsteigen. Am nordwestlichen Abhange war unterhalb der rauchenden Stelle eine Strecke wie verbrannt, der übrige Theil trug grüne Pflanzen. Als wir uns in dem Striche befanden, wohin der Rauch vom Winde getrieben wurde, fiel

ein Regen, von dem die Augen schmerzten, wenn er sie traf. Er brachte wahrscheinlich Theilchen vulkanischer Asche aus der Luft mit sich herunter. Nähere Beobachtungen über diese merkwürdige vulkanische Insel konnten wir nicht anstellen, da ein Ankerplatz fehlte und ein frischer Wind uns bald weiter trieb.

Wir näherten uns einem kaum befahrenen Theile der Südsee, wo Entdeckungen zu machen waren. Diese Hoffnung, der günstige Wind und die Yams von Anamoka verbreiteten Heiterkeit auf unserm Schiffe. Die ersten Entdeckungen waren indessen sehr unbedeutender Natur, zwei Korallen-Inseln der kleinsten Art, von denen die eine viele große Schildkröten, die andere gar keine hatte. Bei der einen fielen uns große Korallenfelsen auf, die, oben breit und unten spitz, fünfzehn Fuß über das Wasser hervorstanden. Wie diese Erzeugnisse von Thieren, die über dem Wasser nicht fortkommen, so gehoben worden sind, ob durch ein Erdbeben oder auf andere Weise, kann ich nicht entscheiden.

Am 13. Juli waren seit unserer Abfahrt von England gerade zwei Jahre verflossen, und die Matrosen feierten diesen Jahrestag mit Grog. Einer von ihnen, der ein halber Schwärmer war, hatte für diese Gelegenheit ein geistliches Lied gedichtet, das auch gesungen wurde, und hielt dann eine Bußpredigt an seine Gefährten. Nach der Verwaltung seines Predigtamtes setzte er sich zu ihnen und griff nach der Flasche. Schließlich hatte er dasselbe Schicksal mit seinen früheren Zuhörern: die Sünde überwältigte ihn.

Unter dem 20. Grade südl. Br. änderte ich den Lauf des Schiffes und steuerte gegen Nordwesten. Am 16. entstand ein Sturm, der das Schiff arg umherwarf und einen wahrhaft tropischen Regenguß zum Begleiter hatte. Dieses Wetter dauerte den ganzen folgenden Tag fort und hatte seine Gefahren, denn wir befanden uns in der Nähe von Land und konnten es in der dunsterfüllten Luft nicht mehr sehen. Dieser westliche Theil des stillen Meeres scheint von Stürmen viel heimgesucht zu werden. Ich hatte das bei meiner vorigen Reise an der neuholländischen Ostküste erfahren, wie Quiros an der Küste der Tierra del Espiritu Santo und Herr von Bougainville an den Ufern der Louisiade. Diese Stürme erklären sich durch die Nachbarschaft eines größern Landes, wo selbst die Passatwinde veränderlich werden.

ein Regen, von dem die Augen schmerzten, wenn er sie traf. Er brachte wahrscheinlich Theilchen vulkanischer Asche aus der Luft mit sich herunter. Nähere Beobachtungen über diese merkwürdige vulkanische Insel konnten wir nicht anstellen, da ein Ankerplatz fehlte und ein frischer Wind uns bald weiter trieb.

Wir näherten uns einem kaum befahrenen Theile der Südsee, wo Entdeckungen zu machen waren. Diese Hoffnung, der günstige Wind und die Yams von Anamoka verbreiteten Heiterkeit auf unserm Schiffe. Die ersten Entdeckungen waren indessen sehr unbedeutender Natur, zwei Korallen-Inseln der kleinsten Art, von denen die eine viele große Schildkröten, die andere gar keine hatte. Bei der einen fielen uns große Korallenfelsen auf, die, oben breit und unten spitz, fünfzehn Fuß über das Wasser hervorstanden. Wie diese Erzeugnisse von Thieren, die über dem Wasser nicht fortkommen, so gehoben worden sind, ob durch ein Erdbeben oder auf andere Weise, kann ich nicht entscheiden.

Am 13. Juli waren seit unserer Abfahrt von England gerade zwei Jahre verflossen, und die Matrosen feierten diesen Jahrestag mit Grog. Einer von ihnen, der ein halber Schwärmer war, hatte für diese Gelegenheit ein geistliches Lied gedichtet, das auch gesungen wurde, und hielt dann eine Bußpredigt an seine Gefährten. Nach der Verwaltung seines Predigtamtes setzte er sich zu ihnen und griff nach der Flasche. Schließlich hatte er dasselbe Schicksal mit seinen früheren Zuhörern: die Sünde überwältigte ihn.

Unter dem 20. Grade südl. Br. änderte ich den Lauf des Schiffes und steuerte gegen Nordwesten. Am 16. entstand ein Sturm, der das Schiff arg umherwarf und einen wahrhaft tropischen Regenguß zum Begleiter hatte. Dieses Wetter dauerte den ganzen folgenden Tag fort und hatte seine Gefahren, denn wir befanden uns in der Nähe von Land und konnten es in der dunsterfüllten Luft nicht mehr sehen. Dieser westliche Theil des stillen Meeres scheint von Stürmen viel heimgesucht zu werden. Ich hatte das bei meiner vorigen Reise an der neuholländischen Ostküste erfahren, wie Quiros an der Küste der Tierra del Espiritu Santo und Herr von Bougainville an den Ufern der Louisiade. Diese Stürme erklären sich durch die Nachbarschaft eines größern Landes, wo selbst die Passatwinde veränderlich werden.

Am nächsten Tage erlaubte mir das Wetter, zur Küste hinanzufahren. Ich unterschied zwei Inseln, von Herrn von Bougainville, dessen Große Cycladen ich jetzt vor mir hatte, als Pfingstinsel und als Insel Aurora bezeichnet. Der französische Seefahrer hatte diesen Archipel, da seine Schiffe schlecht ausgerüstet waren und die Lebensmittel auszugehen anfingen, blos flüchtig gesehen, und eine genauere Untersuchung verlohnte der Mühe.

Am nächsten Tage erlaubte mir das Wetter, zur Küste hinanzufahren. Ich unterschied zwei Inseln, von Herrn von Bougainville, dessen Große Cycladen ich jetzt vor mir hatte, als Pfingstinsel und als Insel Aurora bezeichnet. Der französische Seefahrer hatte diesen Archipel, da seine Schiffe schlecht ausgerüstet waren und die Lebensmittel auszugehen anfingen, blos flüchtig gesehen, und eine genauere Untersuchung verlohnte der Mühe.

Zweiter Theil.

Siebzehntes Kapitel.

Die Neuen Hebriden. — Malliccollo. — Beschreibung dieser Insel und ihrer Einwohner. — Vergiftung durch Fische. — Andere Inseln. — Ein Kampf mit den Wilden. — Tanna. — Die Einwohner, ihre Waffen, Hütten u. s. w. — Die Schönheit der Landschaft, üppiger Pflanzenwuchs. — Ein Vulkan, Solfataren und heiße Quellen.

Die Neuen Hebriden stellen sich als hohe, stark bewaldete Inseln dar. Bougainville hat einige dieser Inseln benannt, z. B. Aurora und die Inseln der Aussätzigen. Zwischen diesen lavirten wir am 18. und 19. Juli 1774 bei ungünstigem Winde, der anfangs ein Sturm genannt werden konnte und uns sehr beschwerlich geworden sein würde, wenn die Küste uns nicht einigermaßen geschützt hätte. Das Ufer der Insel der Aussätzigen steigt sehr steil auf und das Meer ist so tief, daß wir mit 120 Faden keinen Grund fanden. Von dem hohen Ufer stürzen mehrere nicht unbedeutende Flüsse zu schönen Wasserfällen herab. Gegen Nordosten wird die Insel flach und ist mit dichtem Walde bedeckt. Zum ersten Male sahen wir Cocospalmen, die wir bis dahin blos an den Ufern wahrgenommen hatten, oben auf den Bergen. Die Aurora-Insel besteht aus einem langen, schmalen Berge, an den sich ein schöner Strand ansetzt. Ihre herrlichen grünen Wälder sind von Schlingpflanzen durchzogen, die sich wie Blumengewinde von einem

Zweiter Theil.

Siebzehntes Kapitel.

Die Neuen Hebriden. — Malliccollo. — Beschreibung dieser Insel und ihrer Einwohner. — Vergiftung durch Fische. — Andere Inseln. — Ein Kampf mit den Wilden. — Tanna. — Die Einwohner, ihre Waffen, Hütten u. s. w. — Die Schönheit der Landschaft, üppiger Pflanzenwuchs. — Ein Vulkan, Solfataren und heiße Quellen.

Die Neuen Hebriden stellen sich als hohe, stark bewaldete Inseln dar. Bougainville hat einige dieser Inseln benannt, z. B. Aurora und die Inseln der Aussätzigen. Zwischen diesen lavirten wir am 18. und 19. Juli 1774 bei ungünstigem Winde, der anfangs ein Sturm genannt werden konnte und uns sehr beschwerlich geworden sein würde, wenn die Küste uns nicht einigermaßen geschützt hätte. Das Ufer der Insel der Aussätzigen steigt sehr steil auf und das Meer ist so tief, daß wir mit 120 Faden keinen Grund fanden. Von dem hohen Ufer stürzen mehrere nicht unbedeutende Flüsse zu schönen Wasserfällen herab. Gegen Nordosten wird die Insel flach und ist mit dichtem Walde bedeckt. Zum ersten Male sahen wir Cocospalmen, die wir bis dahin blos an den Ufern wahrgenommen hatten, oben auf den Bergen. Die Aurora-Insel besteht aus einem langen, schmalen Berge, an den sich ein schöner Strand ansetzt. Ihre herrlichen grünen Wälder sind von Schlingpflanzen durchzogen, die sich wie Blumengewinde von einem

Baum zum andern schwingen. Bougainville's Pfingst-Insel liegt weiter gegen Süden.

Als wir gegen Südwesten weiter steuerten, traten immer neue Inseln hervor. Auf einer derselben ließen sich unter den Wolken, welche einen ihrer Gipfel einhüllten, dichtere Massen unterscheiden, die aus Rauch zu bestehen schienen. In größerer Nähe blieb kein Zweifel, daß im Innern ein Vulkan liege, der eine weiße Dampfsäule in die Luft emporschicke.

An einer der westlichsten Inseln landeten wir in einer engen Bucht, die, von einem Korallenriff halb verschlossen, weit ins Land hineinging. Obgleich die Eingebornen mit Bogen und Pfeilen, zum Theil auch mit Speeren bewaffnet waren, winkten sie uns doch mit grünen Zweigen und riefen unaufhörlich: Tomarr. Als wir ihre Sprache, die von allen Dialekten der Südsee-Inseln abweicht, etwas kennen lernten, erfuhren wir, daß dieser Zuruf Freund bedeute. Sie kamen an unser Schiff und reichten uns für die tahitischen Zeuge, die wir zu ihnen hinabließen, Pfeile von zweierlei Art mit Spitzen von Holz und von Knochen. Daß wir kein Wort ihrer Sprache verstanden, hinderte sie nicht, ohne Aufhören auf uns einzureden. Sie waren so unermüdlich, daß ich verbot, ihnen Sachen abzukaufen. Wir wurden so von ihnen befreit, doch vor Mitternacht ruderten sie noch einmal ans Schiff, und bis zum Morgen hörten wir sie singen und trommeln.

Nicht blos in der Sprache, auch in der Körperbildung unterscheidet sich dieses Volk von den anderen Insulanern der Südsee. Die Männer sind nicht groß, aber sehr schlank, und ihren Gliedern fehlt das Ebenmaß. Arme und Beine sind im Verhältniß zum übrigen Körper zu lang und außergewöhnlich mager. Die Farbe der Haut fällt ins Schwarzbraune. Die schwarzen Haare sind wollig und gekräuselt. Der untere Theil des Gesichts und namentlich die Lippen sind anders als bei den Negern gestaltet, die flachen breiten Nasen und die hervorstehenden Backenknochen haben ganz die afrikanische Bildung. Die kurze Stirn ist so eingedrückt, daß wir annehmen, man bilde sie bei den neugebornen Kindern geflissentlich so. Dieses häßliche Gesicht wird bei vielen dadurch, daß sie es schwarz färben, noch mehr verunstaltet. Einige trugen eine kleine Kopfbedeckung von Matten, die meisten waren bis auf einen Strick um den Unterleib ganz nackt. Dieser Strick ist ungefähr

Baum zum andern schwingen. Bougainville's Pfingst-Insel liegt weiter gegen Süden.

Als wir gegen Südwesten weiter steuerten, traten immer neue Inseln hervor. Auf einer derselben ließen sich unter den Wolken, welche einen ihrer Gipfel einhüllten, dichtere Massen unterscheiden, die aus Rauch zu bestehen schienen. In größerer Nähe blieb kein Zweifel, daß im Innern ein Vulkan liege, der eine weiße Dampfsäule in die Luft emporschicke.

An einer der westlichsten Inseln landeten wir in einer engen Bucht, die, von einem Korallenriff halb verschlossen, weit ins Land hineinging. Obgleich die Eingebornen mit Bogen und Pfeilen, zum Theil auch mit Speeren bewaffnet waren, winkten sie uns doch mit grünen Zweigen und riefen unaufhörlich: Tomarr. Als wir ihre Sprache, die von allen Dialekten der Südsee-Inseln abweicht, etwas kennen lernten, erfuhren wir, daß dieser Zuruf Freund bedeute. Sie kamen an unser Schiff und reichten uns für die tahitischen Zeuge, die wir zu ihnen hinabließen, Pfeile von zweierlei Art mit Spitzen von Holz und von Knochen. Daß wir kein Wort ihrer Sprache verstanden, hinderte sie nicht, ohne Aufhören auf uns einzureden. Sie waren so unermüdlich, daß ich verbot, ihnen Sachen abzukaufen. Wir wurden so von ihnen befreit, doch vor Mitternacht ruderten sie noch einmal ans Schiff, und bis zum Morgen hörten wir sie singen und trommeln.

Nicht blos in der Sprache, auch in der Körperbildung unterscheidet sich dieses Volk von den anderen Insulanern der Südsee. Die Männer sind nicht groß, aber sehr schlank, und ihren Gliedern fehlt das Ebenmaß. Arme und Beine sind im Verhältniß zum übrigen Körper zu lang und außergewöhnlich mager. Die Farbe der Haut fällt ins Schwarzbraune. Die schwarzen Haare sind wollig und gekräuselt. Der untere Theil des Gesichts und namentlich die Lippen sind anders als bei den Negern gestaltet, die flachen breiten Nasen und die hervorstehenden Backenknochen haben ganz die afrikanische Bildung. Die kurze Stirn ist so eingedrückt, daß wir annehmen, man bilde sie bei den neugebornen Kindern geflissentlich so. Dieses häßliche Gesicht wird bei vielen dadurch, daß sie es schwarz färben, noch mehr verunstaltet. Einige trugen eine kleine Kopfbedeckung von Matten, die meisten waren bis auf einen Strick um den Unterleib ganz nackt. Dieser Strick ist ungefähr

so breit wie ein Finger und wird oberhalb des Nabels so fest umgewunden, daß der Leib einen tiefen Einschnitt erhält. Dies sieht so sonderbar aus, daß ich diese Wilden mit Ameisen verglich. Der obere Theil des Armes wird durch ein Armband, das aus weißen und schwarzen Muscheln zusammengesetzt ist, eben so fest eingeschnürt. Das Tättowiren ist auf dieser Insel nicht gebräuchlich.

Am folgenden Morgen kamen mehrere der Eingebornen furchtlos auf das Schiff, gingen überall umher und kletterten behend wie Affen in die Mastkörbe hinein. Ich beschenkte sie mit Schaumünzen, Bändern, Nägeln und Stücken rothen Tuches. Einige kleine Spiegel, die ich ihnen gab, machten ihnen das meiste Vergnügen, und sie wurden gar nicht satt, ihre häßlichen Gesichter darin zu bewundern. Außer den erwähnten Armbändern trugen sie Nasen- und Ohrringe von Alabaster, die aus zwei in Form eines stumpfen Winkels zusammengebundenen Stücken bestanden. Es kamen ihrer bald so viele, daß das Schiff gedrängt voll war und keiner mehr zugelassen werden konnte. Einer der Zurückgewiesenen fühlte sich beleidigt und zielte mit dem Bogen nach dem Matrosen, der seinen Kahn zurückgestoßen hatte. Als ich nun auf ihn anlegte, nahm er mich aufs Korn und nöthigte mich dadurch, meine mit Schrot geladene Flinte auf ihn abzufeuern. Einige Körner trafen ihn, aber dies entmuthigte ihn nicht, vielmehr legte er seinen Pfeil, der blos eine hölzerne Spitze hatte, bedächtig bei Seite und holte einen anderen hervor, der vergiftet zu sein schien. Erst ein neuer Schrotschuß, der ihn voll ins Gesicht traf, trieb ihn in die Flucht. Das Schiff leerte sich im Nu von den Eingebornen; sie sprangen aus allen Cajütenfenstern, und einer, der oben im Mastkorbe saß, kam mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit herab. Um ihren Schreck zu vermehren, ließ ich ein Geschütz so richten, daß die Kugel über ihre Köpfe weggehen mußte. Der Knall des Schusses und die sausende Kugel beschleunigten ihre Flucht. Die Nächsten warfen sich aus den Kähnen ins Meer und alle retteten sich in der größten Verwirrung ans Ufer. Bald hörten wir ihre Lärmtrommeln und sahen sie in Gruppen beisammen stehen, als ob sie Kriegsrath hielten.

Nach wenigen Stunden war das gute Vernehmen hergestellt. Sie ruderten wieder zu uns heran, empfingen uns auf dem Lande ohne

so breit wie ein Finger und wird oberhalb des Nabels so fest umgewunden, daß der Leib einen tiefen Einschnitt erhält. Dies sieht so sonderbar aus, daß ich diese Wilden mit Ameisen verglich. Der obere Theil des Armes wird durch ein Armband, das aus weißen und schwarzen Muscheln zusammengesetzt ist, eben so fest eingeschnürt. Das Tättowiren ist auf dieser Insel nicht gebräuchlich.

Am folgenden Morgen kamen mehrere der Eingebornen furchtlos auf das Schiff, gingen überall umher und kletterten behend wie Affen in die Mastkörbe hinein. Ich beschenkte sie mit Schaumünzen, Bändern, Nägeln und Stücken rothen Tuches. Einige kleine Spiegel, die ich ihnen gab, machten ihnen das meiste Vergnügen, und sie wurden gar nicht satt, ihre häßlichen Gesichter darin zu bewundern. Außer den erwähnten Armbändern trugen sie Nasen- und Ohrringe von Alabaster, die aus zwei in Form eines stumpfen Winkels zusammengebundenen Stücken bestanden. Es kamen ihrer bald so viele, daß das Schiff gedrängt voll war und keiner mehr zugelassen werden konnte. Einer der Zurückgewiesenen fühlte sich beleidigt und zielte mit dem Bogen nach dem Matrosen, der seinen Kahn zurückgestoßen hatte. Als ich nun auf ihn anlegte, nahm er mich aufs Korn und nöthigte mich dadurch, meine mit Schrot geladene Flinte auf ihn abzufeuern. Einige Körner trafen ihn, aber dies entmuthigte ihn nicht, vielmehr legte er seinen Pfeil, der blos eine hölzerne Spitze hatte, bedächtig bei Seite und holte einen anderen hervor, der vergiftet zu sein schien. Erst ein neuer Schrotschuß, der ihn voll ins Gesicht traf, trieb ihn in die Flucht. Das Schiff leerte sich im Nu von den Eingebornen; sie sprangen aus allen Cajütenfenstern, und einer, der oben im Mastkorbe saß, kam mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit herab. Um ihren Schreck zu vermehren, ließ ich ein Geschütz so richten, daß die Kugel über ihre Köpfe weggehen mußte. Der Knall des Schusses und die sausende Kugel beschleunigten ihre Flucht. Die Nächsten warfen sich aus den Kähnen ins Meer und alle retteten sich in der größten Verwirrung ans Ufer. Bald hörten wir ihre Lärmtrommeln und sahen sie in Gruppen beisammen stehen, als ob sie Kriegsrath hielten.

Nach wenigen Stunden war das gute Vernehmen hergestellt. Sie ruderten wieder zu uns heran, empfingen uns auf dem Lande ohne

Mistrauen, beschenkten mich mit einem jungen Schweine und wiesen meinen Leuten Bäume zum Fällen an. Jetzt sahen wir einige ihrer Frauen, häßliche Geschöpfe von kleiner Gestalt und von der unangenehmsten Bildung, die uns in der Südsee noch vorgekommen war. Einige, die wir für die verheiratheten hielten, trugen einen bis auf die Knie herabfallenden Schurz, die anderen begnügten sich mit einem Strohwisch, der an einen um den Leib gehenden Strick befestigt war. Um ihre Häßlichkeit zu vermehren, hatten sie das Haar mit einem gelben Staube bestreut und bald den ganzen Körper, bald das Gesicht mit derselben Farbe beschmiert. Anderen Schmuck trugen sie nicht; die Ohrringe und die Arm- und Halsbänder waren den Männern ausschließlich vorbehalten. Diese behandeln ihre Frauen wie Sclavinnen und lassen sie die schwerste Arbeit verrichten.

Für die Intelligenz der Eingebornen spricht die Leichtigkeit, mit der sie nicht blos unsere Zeichen und Geberden begriffen, sondern auch eine Menge Wörter unserer Sprache verstehen lernten. Ihre eigene Sprache hatte einen sonderbaren Laut, der mit den Lippen hervorgebracht wurde und wie Brrr klang. Wollten sie ihre Verwunderung ausdrücken, so zischten sie wie Gänse. Geschicklichkeit in Handarbeiten wurde blos an ihren Waffen bemerklich. Sowohl ihre Bogen und Pfeile, als ihre Speere und Streitkolben waren sauber und zierlich gearbeitet. Ihre Pfeile bewahrten sie in runden von Blättern geflochtenen Köchern. Beide Arten, sowohl die mit einer Spitze von Holz, als die andere mit einer Spitze von Knochen, sind nicht länger als zwei Fuß. Die letztere Art ist oben mit einer schwarzen Substanz überzogen, die wir für giftig hielten, da die Eingebornen ängstlich abwehrten, wenn wir die Schärfe mit dem Finger prüfen wollten. Wir verwundeten versuchsweise drei Hunde mit diesen vergifteten Pfeilen, und die Wunden heilten eben so rasch, als wenn sie mit gewöhnlichen Waffen zugefügt worden wären.

Die ganze Insel besteht aus Wald, und alle Pflanzungen der Einwohner sind auf ausgerodeten Stellen angelegt. Wir sahen Cocospalmen, Pisangs, Brotfrüchte, ja selbst Orangen, die ersten, die uns auf den Südsee-Inseln, wo wir bisher blos Pompelmuse angetroffen

Mistrauen, beschenkten mich mit einem jungen Schweine und wiesen meinen Leuten Bäume zum Fällen an. Jetzt sahen wir einige ihrer Frauen, häßliche Geschöpfe von kleiner Gestalt und von der unangenehmsten Bildung, die uns in der Südsee noch vorgekommen war. Einige, die wir für die verheiratheten hielten, trugen einen bis auf die Knie herabfallenden Schurz, die anderen begnügten sich mit einem Strohwisch, der an einen um den Leib gehenden Strick befestigt war. Um ihre Häßlichkeit zu vermehren, hatten sie das Haar mit einem gelben Staube bestreut und bald den ganzen Körper, bald das Gesicht mit derselben Farbe beschmiert. Anderen Schmuck trugen sie nicht; die Ohrringe und die Arm- und Halsbänder waren den Männern ausschließlich vorbehalten. Diese behandeln ihre Frauen wie Sclavinnen und lassen sie die schwerste Arbeit verrichten.

Für die Intelligenz der Eingebornen spricht die Leichtigkeit, mit der sie nicht blos unsere Zeichen und Geberden begriffen, sondern auch eine Menge Wörter unserer Sprache verstehen lernten. Ihre eigene Sprache hatte einen sonderbaren Laut, der mit den Lippen hervorgebracht wurde und wie Brrr klang. Wollten sie ihre Verwunderung ausdrücken, so zischten sie wie Gänse. Geschicklichkeit in Handarbeiten wurde blos an ihren Waffen bemerklich. Sowohl ihre Bogen und Pfeile, als ihre Speere und Streitkolben waren sauber und zierlich gearbeitet. Ihre Pfeile bewahrten sie in runden von Blättern geflochtenen Köchern. Beide Arten, sowohl die mit einer Spitze von Holz, als die andere mit einer Spitze von Knochen, sind nicht länger als zwei Fuß. Die letztere Art ist oben mit einer schwarzen Substanz überzogen, die wir für giftig hielten, da die Eingebornen ängstlich abwehrten, wenn wir die Schärfe mit dem Finger prüfen wollten. Wir verwundeten versuchsweise drei Hunde mit diesen vergifteten Pfeilen, und die Wunden heilten eben so rasch, als wenn sie mit gewöhnlichen Waffen zugefügt worden wären.

Die ganze Insel besteht aus Wald, und alle Pflanzungen der Einwohner sind auf ausgerodeten Stellen angelegt. Wir sahen Cocospalmen, Pisangs, Brotfrüchte, ja selbst Orangen, die ersten, die uns auf den Südsee-Inseln, wo wir bisher blos Pompelmuse angetroffen

hatten, vorgekommen waren, und in den Wäldern liefen Schweine und Hühner umher. Dennoch wurden uns keine Lebensmittel verkauft, und auch Trinkwasser erhielten wir nicht. Da unsere frischen Lebensmittel ausgegangen waren, so fischten wir und machten mit unseren Netzen einen guten Fang. Unter den Fischen befand sich ein Hai, dem die Spitze eines sogenannten vergifteten Pfeils durch die Hirnschale gedrungen war und tief im Kopfe steckte. Die Wunde war so vollkommen geheilt, daß man äußerlich nicht die geringste Spur einer Verletzung wahrnahm. Das Netz lieferte außerdem zwei große rothe Seebrassen. Einen davon verzehrten die Matrosen, den anderen schenkten sie den Lieutenants. Bei Allen, die von diesen Fischen genossen hatten, zeigten sich die heftigsten Symptome einer Vergiftung. Die Leiden begannen mit einer fliegenden Hitze im Gesicht, auf die unerträgliche Kopfschmerzen, die bekannten Erscheinungen der Ruhr und Krämpfe folgten. Die Arme und Beine waren wie abgestorben, und Nachts stellten sich die heftigsten Gliederschmerzen ein, die keinen unserer Kranken einen Augenblick schlafen ließen. Noch einige Tage später waren diese Symptome nicht ganz verschwunden, am ganzen Körper schälte sich die äußere Haut ab, und auf den Händen kam eine Menge kleiner Geschwüre zum Vorschein. Die meisten klagten über große Mattigkeit und schlichen blaß und zu Schatten abgemagert umher. Von den Thieren, denen man von den Fischen gegeben hatte, starb ein Schwein; die Hunde erholten sich nach mehreren Tagen.

Quiros erzählt in seiner Reisebeschreibung, daß in diesen Gewässern viele seiner Leute nach dem Genusse von Seefischen erkrankt seien. Er bezeichnet diese Fische als pargos, und sie sind daher von derselben Art gewesen, denn die Brassen heißen spanisch pargos. Er nennt eine Insel, die zu der 1614 von ihm entdeckten Tierra del Espiritu Santo gehört, Manicollo, und die Insel, bei der wir jetzt vor Anker lagen, heißt bei den Eingebornen Mallicollo. Die Aehnlichkeit beider Namen ist zu groß, als daß ich zweifeln könnte, Manicolo und Mallicollo seien identisch. Ueberdies besuchte Quiros die Insel nicht selbst und hörte ihren Namen blos von anderen Wilden nennen.

Mallicollo ist von Süden gegen Norden etwa zwanzig Seemeilen lang und in Verhältniß zu dieser Größe schwach bevölkert. Die Ein-

hatten, vorgekommen waren, und in den Wäldern liefen Schweine und Hühner umher. Dennoch wurden uns keine Lebensmittel verkauft, und auch Trinkwasser erhielten wir nicht. Da unsere frischen Lebensmittel ausgegangen waren, so fischten wir und machten mit unseren Netzen einen guten Fang. Unter den Fischen befand sich ein Hai, dem die Spitze eines sogenannten vergifteten Pfeils durch die Hirnschale gedrungen war und tief im Kopfe steckte. Die Wunde war so vollkommen geheilt, daß man äußerlich nicht die geringste Spur einer Verletzung wahrnahm. Das Netz lieferte außerdem zwei große rothe Seebrassen. Einen davon verzehrten die Matrosen, den anderen schenkten sie den Lieutenants. Bei Allen, die von diesen Fischen genossen hatten, zeigten sich die heftigsten Symptome einer Vergiftung. Die Leiden begannen mit einer fliegenden Hitze im Gesicht, auf die unerträgliche Kopfschmerzen, die bekannten Erscheinungen der Ruhr und Krämpfe folgten. Die Arme und Beine waren wie abgestorben, und Nachts stellten sich die heftigsten Gliederschmerzen ein, die keinen unserer Kranken einen Augenblick schlafen ließen. Noch einige Tage später waren diese Symptome nicht ganz verschwunden, am ganzen Körper schälte sich die äußere Haut ab, und auf den Händen kam eine Menge kleiner Geschwüre zum Vorschein. Die meisten klagten über große Mattigkeit und schlichen blaß und zu Schatten abgemagert umher. Von den Thieren, denen man von den Fischen gegeben hatte, starb ein Schwein; die Hunde erholten sich nach mehreren Tagen.

Quiros erzählt in seiner Reisebeschreibung, daß in diesen Gewässern viele seiner Leute nach dem Genusse von Seefischen erkrankt seien. Er bezeichnet diese Fische als pargos, und sie sind daher von derselben Art gewesen, denn die Brassen heißen spanisch pargos. Er nennt eine Insel, die zu der 1614 von ihm entdeckten Tierra del Espiritu Santo gehört, Manicollo, und die Insel, bei der wir jetzt vor Anker lagen, heißt bei den Eingebornen Mallicollo. Die Aehnlichkeit beider Namen ist zu groß, als daß ich zweifeln könnte, Manicolo und Mallicollo seien identisch. Ueberdies besuchte Quiros die Insel nicht selbst und hörte ihren Namen blos von anderen Wilden nennen.

Mallicollo ist von Süden gegen Norden etwa zwanzig Seemeilen lang und in Verhältniß zu dieser Größe schwach bevölkert. Die Ein-

wohner, deren Zahl ich auf 50,000 schätzte, drängen sich nicht wie in Tahiti am Strande zusammen, sondern wohnen auf den Rodungen, die wie Inseln im Walde liegen, zerstreut. Außer Schweinen sahen wir keine vierfüßigen Thiere. Hühner und wilde Vögel giebt es in Menge. Der Hafen, in dem wir ankerten, liegt unter 16 Grad 28 Min. südl. Breite, und wir fanden es in der Bucht wärmer als in Tahiti. In einem solchen Klima bedarf man um so weniger der Kleidung, als der Wald gegen die Strahlen der Sonne schützt. Die Eingebornen werden sich hauptsächlich von Pflanzenkost nähren, denn sie treiben förmlichen Landbau. Zuweilen mögen sie ein Schwein oder ein Huhn schlachten, und auch die Reichthümer des Meeres bleiben wahrscheinlich nicht unbenutzt, obgleich wir nirgends Geräth zum Fischen sahen.

Als wir Mallicollo verließen, steuerte ich in der Richtung auf Ambrym, die Insel, auf der wir einen feuerspeienden Berg vermutheten. Unsere Wahrnehmung bestätigte sich, doch besuchte ich weder Ambrym noch die nahe liegenden Inseln Pauhm und Api. Die letzte Insel und Ambrym haben etwa denselben Umfang, nämlich sieben Meilen Länge. Am 22. Juli zeigten sich wieder Inseln, kleiner als die vorigen und in so großer Menge hinter einander, daß ich wegen ihrer südöstlichen Richtung zu der Annahme neigte, dieser Archipel erstrecke sich bis Neuseeland. Die meisten waren bewohnt, und Nachts glänzten bis auf die höchsten Felsen hinauf Feuer. Auf den Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln, wo man die Speisen unter der Erde dämpft, sieht man nie Feuer und Rauch, aber hier kocht man in freier Luft.

Mitten zwischen diesen Inseln trat in einer dunkeln Nacht Windstille ein. Die vielen einzelnen Klippen, die aus dem Meere emporragten, machten die Lage unseres von Strömungen fortgetriebenen Schiffes doppelt gefährlich. Der Seemann, der auf Entdeckungen ausgeht, muß in jedem Augenblicke darauf gefaßt sein, zu scheitern. Will er die Küsten eines unbekannten Landes untersuchen, so muß er dicht an ihnen hinsegeln, und wie leicht kann da ein Orkan, oder eine verborgene Klippe, oder eine reißende Strömung alle seine Hoffnungen auf Ruhm vernichten! Ich nannte diese gefährliche Gruppe meinem Freunde, dem Astronom Shepherd in Campridge, zu Ehren die Shepherd-Inseln. In der nächsten Nacht hielt die Windstille an, und die Strö-

wohner, deren Zahl ich auf 50,000 schätzte, drängen sich nicht wie in Tahiti am Strande zusammen, sondern wohnen auf den Rodungen, die wie Inseln im Walde liegen, zerstreut. Außer Schweinen sahen wir keine vierfüßigen Thiere. Hühner und wilde Vögel giebt es in Menge. Der Hafen, in dem wir ankerten, liegt unter 16 Grad 28 Min. südl. Breite, und wir fanden es in der Bucht wärmer als in Tahiti. In einem solchen Klima bedarf man um so weniger der Kleidung, als der Wald gegen die Strahlen der Sonne schützt. Die Eingebornen werden sich hauptsächlich von Pflanzenkost nähren, denn sie treiben förmlichen Landbau. Zuweilen mögen sie ein Schwein oder ein Huhn schlachten, und auch die Reichthümer des Meeres bleiben wahrscheinlich nicht unbenutzt, obgleich wir nirgends Geräth zum Fischen sahen.

Als wir Mallicollo verließen, steuerte ich in der Richtung auf Ambrym, die Insel, auf der wir einen feuerspeienden Berg vermutheten. Unsere Wahrnehmung bestätigte sich, doch besuchte ich weder Ambrym noch die nahe liegenden Inseln Pauhm und Api. Die letzte Insel und Ambrym haben etwa denselben Umfang, nämlich sieben Meilen Länge. Am 22. Juli zeigten sich wieder Inseln, kleiner als die vorigen und in so großer Menge hinter einander, daß ich wegen ihrer südöstlichen Richtung zu der Annahme neigte, dieser Archipel erstrecke sich bis Neuseeland. Die meisten waren bewohnt, und Nachts glänzten bis auf die höchsten Felsen hinauf Feuer. Auf den Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln, wo man die Speisen unter der Erde dämpft, sieht man nie Feuer und Rauch, aber hier kocht man in freier Luft.

Mitten zwischen diesen Inseln trat in einer dunkeln Nacht Windstille ein. Die vielen einzelnen Klippen, die aus dem Meere emporragten, machten die Lage unseres von Strömungen fortgetriebenen Schiffes doppelt gefährlich. Der Seemann, der auf Entdeckungen ausgeht, muß in jedem Augenblicke darauf gefaßt sein, zu scheitern. Will er die Küsten eines unbekannten Landes untersuchen, so muß er dicht an ihnen hinsegeln, und wie leicht kann da ein Orkan, oder eine verborgene Klippe, oder eine reißende Strömung alle seine Hoffnungen auf Ruhm vernichten! Ich nannte diese gefährliche Gruppe meinem Freunde, dem Astronom Shepherd in Campridge, zu Ehren die Shepherd-Inseln. In der nächsten Nacht hielt die Windstille an, und die Strö-

mung trieb uns so unaufhaltsam gegen Westen, daß unsere Lage wieder eine böse wurde. Der helle Mondschein ließ uns sehen, wie wir einem hohen aus beinahe senkrechten Felsen bestehenden Ufer zugetrieben wurden. Das Toben der Brandung hallte von den Klippen zurück, und unser Schiff drehte sich in der wirbelnden Strömung wie ein Kreisel. So kamen wir dem Lande näher und näher, aber ganz dicht unter den Klippen machte die Strömung eine Wendung und führte uns in freies Wasser.

Die größte der Inseln, zwischen denen wir uns befanden, nannte ich Sandwich *), eine andere Hinchingbrook, eine dritte Montague. Eine Insel, die vor uns lag, wurde von unseren Matrosen für behext erklärt, weil wir trotz aller unserer Bemühungen nicht an sie heranzukommen vermochten. Unsere Vergifteten, die noch immer litten und unser Schiff wie ein Spital erscheinen ließen, ertrugen unsere Unbeweglichkeit am ungeduldigsten. Schlimmeres bedrohte uns. Am Morgen des 1. August entstand ein Geschrei, das Schiff brenne. Ich glaubte anfangs, daß eine Kammer, die voll Segelleinen lag, in Flammen stehe, und dann würde unser Schicksal besiegelt gewesen sein. Zum Glück war die Sache ganz ungefährlich: die Lampe in der Cajüte des Proviantmeisters hatte ihre Flamme einem Stück tahitischen Zeuges mitgetheilt, und dessen Glimmen verbreitete den Rauch, der uns erschreckte.

Die Windstille, bei der das Schiff so unbeweglich wie ein Klotz auf dem Wasser lag, hielt uns noch einen Tag und eine Nacht von der verzauberten Insel fern. Endlich kamen wir ihr näher und überzeugten uns nun, daß sie fruchtbarer sei, als es aus der Ferne geschienen hatte. An einem Berge, der wie ein Sattel gestaltet war, zogen sich Bäume und Büsche empor, zwischen denen jeder freie Platz zu Pflanzungen von Fruchtbäumen benutzt und mit einem Zaun eingehegt war. Die Einwohner standen in Haufen am Ufer, und einige schwammen uns entgegen, ohne sich übrigens ans Schiff zu wagen. Es war uns auffallend, daß nicht ein einziger Kahn sich zeigte.

Um Wasser und Brennholz einzunehmen, fuhr ich mit mehreren

*) Sie heißt jetzt Fate; die beiden anderen Namen sind die Adelstitel der beiden Söhne des ersten Lords der Admiralität.

mung trieb uns so unaufhaltsam gegen Westen, daß unsere Lage wieder eine böse wurde. Der helle Mondschein ließ uns sehen, wie wir einem hohen aus beinahe senkrechten Felsen bestehenden Ufer zugetrieben wurden. Das Toben der Brandung hallte von den Klippen zurück, und unser Schiff drehte sich in der wirbelnden Strömung wie ein Kreisel. So kamen wir dem Lande näher und näher, aber ganz dicht unter den Klippen machte die Strömung eine Wendung und führte uns in freies Wasser.

Die größte der Inseln, zwischen denen wir uns befanden, nannte ich Sandwich *), eine andere Hinchingbrook, eine dritte Montague. Eine Insel, die vor uns lag, wurde von unseren Matrosen für behext erklärt, weil wir trotz aller unserer Bemühungen nicht an sie heranzukommen vermochten. Unsere Vergifteten, die noch immer litten und unser Schiff wie ein Spital erscheinen ließen, ertrugen unsere Unbeweglichkeit am ungeduldigsten. Schlimmeres bedrohte uns. Am Morgen des 1. August entstand ein Geschrei, das Schiff brenne. Ich glaubte anfangs, daß eine Kammer, die voll Segelleinen lag, in Flammen stehe, und dann würde unser Schicksal besiegelt gewesen sein. Zum Glück war die Sache ganz ungefährlich: die Lampe in der Cajüte des Proviantmeisters hatte ihre Flamme einem Stück tahitischen Zeuges mitgetheilt, und dessen Glimmen verbreitete den Rauch, der uns erschreckte.

Die Windstille, bei der das Schiff so unbeweglich wie ein Klotz auf dem Wasser lag, hielt uns noch einen Tag und eine Nacht von der verzauberten Insel fern. Endlich kamen wir ihr näher und überzeugten uns nun, daß sie fruchtbarer sei, als es aus der Ferne geschienen hatte. An einem Berge, der wie ein Sattel gestaltet war, zogen sich Bäume und Büsche empor, zwischen denen jeder freie Platz zu Pflanzungen von Fruchtbäumen benutzt und mit einem Zaun eingehegt war. Die Einwohner standen in Haufen am Ufer, und einige schwammen uns entgegen, ohne sich übrigens ans Schiff zu wagen. Es war uns auffallend, daß nicht ein einziger Kahn sich zeigte.

Um Wasser und Brennholz einzunehmen, fuhr ich mit mehreren

*) Sie heißt jetzt Fate; die beiden anderen Namen sind die Adelstitel der beiden Söhne des ersten Lords der Admiralität.

Booten ans Ufer. Die Wilden wateten uns entgegen und stellten sich um unsere Fahrzeuge. Die Nägel, Schaumünzen und Zeuge, die ich unter sie vertheilte, nahmen sie mit sichtlicher Befriedigung an. Da ich an diesem Orte kein Wasser fand, stieß ich wieder ab und ruderte um eine Landspitze, hinter der ich eine Quelle vermuthete. Die Wilden liefen uns am Lande nach, und andere eilten von allen Seiten herbei, sodaß an dem neuen Landungsplatze einige Hundert, alle mit Bogen, Pfeilen, Streitkolben und langen Speeren bewaffnet, versammelt waren. Alle gingen bis auf einen Strick um den Leib völlig nackt, und viele hatten sich das Gesicht mit rother und schwarzer Farbe bemalt. Sie waren von nußbrauner Farbe und nicht blos etwas größer, sondern auch schöner als die Einwohner von Mallicollo.

Auch hier theilte ich einige Kleinigkeiten aus und beschenkte vorzüglich einen Mann, der bei den übrigen in Ansehen zu stehen schien. Meine Zeichen, daß ich Wasser und Lebensmittel nöthig habe, wurden verstanden, und man brachte mir ein hohles Bambusrohr voll Wasser, ein Paar Cocosnüsse und eine Yamswurzel. Das Wasser schien in der Nähe zu sein, doch wurde meinen Leuten nicht gestattet, die Quelle aufzusuchen. Da die Zahl der Wilden beständig zunahm, so hielt ich es für gerathen, abzustoßen. Unser Rückzug gab das Signal zu einem allgemeinen Angriff. Einer der Eingebornen riß einem Matrosen das Ruder aus der Hand, mehrere andere suchten sich des Bretes zu bemächtigen, über das wir ins erste Boot steigen mußten. Da der Mann, den ich am reichlichsten beschenkt hatte, Befehle zum Angriff zu ertheilen schien, so wollte ich auf ihn schießen, aber meine Flinte versagte. Nun wurden die Boote mit Pfeilen und Wurfspießen überschüttet und einer meiner Matrosen im Gesicht verwundet. Ich commandirte daher die ganze Mannschaft zum Feuern. Es dauerte geraume Zeit, ehe die erste Flinte losging *), doch endlich gelangen zwei Schüsse, von denen die

*) Forster bemerkt über dieses Versagen der Flinten (III, 63 der Ausg. von 1784): „Ungeachtet in England die besten Feuersteine vorhanden sind, und für die Lieferung derselben von Seiten der Regierung ein Ansehnliches bezahlt wird, so werden doch die Truppen mit den schlechtesten Feuersteinen von der Welt versehen. Es ist unerhört, wie hier zu Lande die Lieferanten bei allen Gelegenheiten auf Kosten des

Booten ans Ufer. Die Wilden wateten uns entgegen und stellten sich um unsere Fahrzeuge. Die Nägel, Schaumünzen und Zeuge, die ich unter sie vertheilte, nahmen sie mit sichtlicher Befriedigung an. Da ich an diesem Orte kein Wasser fand, stieß ich wieder ab und ruderte um eine Landspitze, hinter der ich eine Quelle vermuthete. Die Wilden liefen uns am Lande nach, und andere eilten von allen Seiten herbei, sodaß an dem neuen Landungsplatze einige Hundert, alle mit Bogen, Pfeilen, Streitkolben und langen Speeren bewaffnet, versammelt waren. Alle gingen bis auf einen Strick um den Leib völlig nackt, und viele hatten sich das Gesicht mit rother und schwarzer Farbe bemalt. Sie waren von nußbrauner Farbe und nicht blos etwas größer, sondern auch schöner als die Einwohner von Mallicollo.

Auch hier theilte ich einige Kleinigkeiten aus und beschenkte vorzüglich einen Mann, der bei den übrigen in Ansehen zu stehen schien. Meine Zeichen, daß ich Wasser und Lebensmittel nöthig habe, wurden verstanden, und man brachte mir ein hohles Bambusrohr voll Wasser, ein Paar Cocosnüsse und eine Yamswurzel. Das Wasser schien in der Nähe zu sein, doch wurde meinen Leuten nicht gestattet, die Quelle aufzusuchen. Da die Zahl der Wilden beständig zunahm, so hielt ich es für gerathen, abzustoßen. Unser Rückzug gab das Signal zu einem allgemeinen Angriff. Einer der Eingebornen riß einem Matrosen das Ruder aus der Hand, mehrere andere suchten sich des Bretes zu bemächtigen, über das wir ins erste Boot steigen mußten. Da der Mann, den ich am reichlichsten beschenkt hatte, Befehle zum Angriff zu ertheilen schien, so wollte ich auf ihn schießen, aber meine Flinte versagte. Nun wurden die Boote mit Pfeilen und Wurfspießen überschüttet und einer meiner Matrosen im Gesicht verwundet. Ich commandirte daher die ganze Mannschaft zum Feuern. Es dauerte geraume Zeit, ehe die erste Flinte losging *), doch endlich gelangen zwei Schüsse, von denen die

*) Forster bemerkt über dieses Versagen der Flinten (III, 63 der Ausg. von 1784): „Ungeachtet in England die besten Feuersteine vorhanden sind, und für die Lieferung derselben von Seiten der Regierung ein Ansehnliches bezahlt wird, so werden doch die Truppen mit den schlechtesten Feuersteinen von der Welt versehen. Es ist unerhört, wie hier zu Lande die Lieferanten bei allen Gelegenheiten auf Kosten des

beiden nächsten Wilden fielen. Die übrigen zogen sich blos einige Schritte zurück und erneuerten den Angriff mit Steinen und Pfeilen. Unser zweites Boot feuerte ebenfalls, und einige Flinten, die wirklich losgingen, vermehrten die Zahl der Verwundeten. Dann mischte sich das grobe Geschütz des Schiffes ein, und nun ergriffen die Wilden die Flucht.

Dieser heimtückische Angriff bestimmte mich, von einer Landung abzusehen und zu einer andern Insel zu steuern, die am 28. Juli im Süden sichtbar geworden war. In der Nacht liefen wir an einem niedrigen, mit Cocospalmen bewachsenen Eilande vorbei, das wahrscheinlich ein Corallenriff war. Die Insel, der wir zustrebten, trat immer deutlicher hervor. Sie erstreckte sich von Nordwest gegen Südost und trug eine hohe Gebirgskette mit einer vorliegenden Reihe niedrigerer Hügel. Der südöstliche und niedrigste der letzteren war ein thätiger Vulkan. In rascher Aufeinanderfolge stiegen, von einem donnerartigen Getöse begleitet, Dampfsäulen aus seinem Krater auf. Bald war der Rauch, der sich oben wie die Krone eines Baumes ausbreitete, weiß, bald röthlich gefärbt. Dieser Berg bestand aus einem ausgebrannten Felsen, die übrige Insel war schön bewaldet, und das Laub der Bäume hatte trotz der winterlichen Jahreszeit ein frisches Ansehen.

Oestlich vom Vulkan lag ein Hafen, in den ich einlief. Dieses Becken war rund und klein, bequem und auch sicher, wenn man eine

---

gemeinen Wesens Reichthümer zusammenzuscharren suchen. Meines Erachtens sollte aber, wo nicht durchgehends, wenigstens bei einem solchen Artikel als dieser ist, schärfere Aufsicht gehalten werden, weil diese einzige Sorglosigkeit vielen tausend Unterthanen das Leben kosten, ja zuweilen gar den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Treffens entscheiden kann. Ausländer, die den Kriegsübungen in England sowohl als in anderen Ländern beigewohnt, haben vielfältig bemerkt, daß, wenn eine Compagnie englischer Soldaten bei einer Revue etliche Male abgefeuert hat, wenigstens sechs Gemeine hinter die Fronte gehen und den Schuß aus der Flinte ziehen müssen. Die Ursache dieses für einen Soldaten schimpflichen Fehlers liegt nicht an den Schlössern, sondern blos an den schlechten Flintensteinen. Alle fremde Truppen sind in diesem Stück besser versorgt als die englischen."

beiden nächsten Wilden fielen. Die übrigen zogen sich blos einige Schritte zurück und erneuerten den Angriff mit Steinen und Pfeilen. Unser zweites Boot feuerte ebenfalls, und einige Flinten, die wirklich losgingen, vermehrten die Zahl der Verwundeten. Dann mischte sich das grobe Geschütz des Schiffes ein, und nun ergriffen die Wilden die Flucht.

Dieser heimtückische Angriff bestimmte mich, von einer Landung abzusehen und zu einer andern Insel zu steuern, die am 28. Juli im Süden sichtbar geworden war. In der Nacht liefen wir an einem niedrigen, mit Cocospalmen bewachsenen Eilande vorbei, das wahrscheinlich ein Corallenriff war. Die Insel, der wir zustrebten, trat immer deutlicher hervor. Sie erstreckte sich von Nordwest gegen Südost und trug eine hohe Gebirgskette mit einer vorliegenden Reihe niedrigerer Hügel. Der südöstliche und niedrigste der letzteren war ein thätiger Vulkan. In rascher Aufeinanderfolge stiegen, von einem donnerartigen Getöse begleitet, Dampfsäulen aus seinem Krater auf. Bald war der Rauch, der sich oben wie die Krone eines Baumes ausbreitete, weiß, bald röthlich gefärbt. Dieser Berg bestand aus einem ausgebrannten Felsen, die übrige Insel war schön bewaldet, und das Laub der Bäume hatte trotz der winterlichen Jahreszeit ein frisches Ansehen.

Oestlich vom Vulkan lag ein Hafen, in den ich einlief. Dieses Becken war rund und klein, bequem und auch sicher, wenn man eine

---

gemeinen Wesens Reichthümer zusammenzuscharren suchen. Meines Erachtens sollte aber, wo nicht durchgehends, wenigstens bei einem solchen Artikel als dieser ist, schärfere Aufsicht gehalten werden, weil diese einzige Sorglosigkeit vielen tausend Unterthanen das Leben kosten, ja zuweilen gar den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Treffens entscheiden kann. Ausländer, die den Kriegsübungen in England sowohl als in anderen Ländern beigewohnt, haben vielfältig bemerkt, daß, wenn eine Compagnie englischer Soldaten bei einer Revue etliche Male abgefeuert hat, wenigstens sechs Gemeine hinter die Fronte gehen und den Schuß aus der Flinte ziehen müssen. Die Ursache dieses für einen Soldaten schimpflichen Fehlers liegt nicht an den Schlössern, sondern blos an den schlechten Flintensteinen. Alle fremde Truppen sind in diesem Stück besser versorgt als die englischen."

verborgene Klippe vermied, die nahe an der engen Einfahrt lag. Vor uns hatten wir eine schöne angebaute Niederung, die nach dem Meere zu an einen breiten, mit schwarzem Sande bedeckten Strand und im Hintergrunde an eine sanft ansteigende Hügelreihe grenzte. Gegen Osten bildete das Ufer der Bucht eine hervorragende Landzunge, rechts oder westlich hatten wir einen 800 Fuß hohen Berg, der 90 Fuß über dem Boden fast senkrecht aufzusteigen anfing. Von dem Vulkan, der fünf bis sechs Seemeilen weit im Innern lag, sahen wir der dazwischenliegenden Berge wegen blos den ausgezackten, an mehreren Stellen geborstenen Kraterrand. Von fünf zu fünf Minuten stieg aus dem Berge eine Feuersäule auf, und der begleitende unterirdische Donner hielt oft eine halbe Minute an. Die Bucht war nicht blos mit Rauch, sondern auch mit Asche gefüllt, die im Auge einen beißenden Schmerz hervorrief. Sie fiel in solcher Menge, daß unser Schiff nach wenigen Minuten von ihr bedeckt war. Auf dem Strande lagen überall kleine Bimssteine und ausgebrannte Kohlen.

Schon auf der Fahrt nach dem Hafen hatten uns verschiedene Kähne das Geleit gegeben. Kaum lagen wir vor Anker, so kamen die Eingebornen von allen Seiten herbei und ruderten in einiger Entfernung um das Schiff. Alle waren mit Speeren, Keulen, Bogen und Pfeilen bewaffnet und schienen Feindseligkeiten beginnen zu wollen. Es mochten ihrer mehr als zweihundert sein. Ihre Versuche, ein Netz und eine Boje zu rauben, machten es gerathen, ihnen einen Begriff von unserer Macht zu geben. Ich ließ daher ein Geschütz abfeuern, und bei dem Knall des Schusses sprangen Alle bis auf einen jungen Mann mit einem Male ins Wasser. Als der erste Schreck vorüber war, stiegen sie indessen Alle wieder in ihre Kähne und lachten über ihre Furcht. Sie wurden bald so dreist, daß ich abermals feuern ließ, und zwar so, daß die Kugel auf dem Wasser hintanzte, worauf Alle die Flucht ergriffen.

Am nächsten Tage kamen verschiedene Wilde ans Schiff, brachten uns Früchte und erhielten dafür Geschenke. Einem Alten, der die friedlichste Gesinnung von Allen zu haben schien, gab ich einen vollständigen Anzug von tahitischem rothen Zeuge, den er sogleich anlegte und damit auf dem Ufer hin und her ging. Trauen durfte ich den

verborgene Klippe vermied, die nahe an der engen Einfahrt lag. Vor uns hatten wir eine schöne angebaute Niederung, die nach dem Meere zu an einen breiten, mit schwarzem Sande bedeckten Strand und im Hintergrunde an eine sanft ansteigende Hügelreihe grenzte. Gegen Osten bildete das Ufer der Bucht eine hervorragende Landzunge, rechts oder westlich hatten wir einen 800 Fuß hohen Berg, der 90 Fuß über dem Boden fast senkrecht aufzusteigen anfing. Von dem Vulkan, der fünf bis sechs Seemeilen weit im Innern lag, sahen wir der dazwischenliegenden Berge wegen blos den ausgezackten, an mehreren Stellen geborstenen Kraterrand. Von fünf zu fünf Minuten stieg aus dem Berge eine Feuersäule auf, und der begleitende unterirdische Donner hielt oft eine halbe Minute an. Die Bucht war nicht blos mit Rauch, sondern auch mit Asche gefüllt, die im Auge einen beißenden Schmerz hervorrief. Sie fiel in solcher Menge, daß unser Schiff nach wenigen Minuten von ihr bedeckt war. Auf dem Strande lagen überall kleine Bimssteine und ausgebrannte Kohlen.

Schon auf der Fahrt nach dem Hafen hatten uns verschiedene Kähne das Geleit gegeben. Kaum lagen wir vor Anker, so kamen die Eingebornen von allen Seiten herbei und ruderten in einiger Entfernung um das Schiff. Alle waren mit Speeren, Keulen, Bogen und Pfeilen bewaffnet und schienen Feindseligkeiten beginnen zu wollen. Es mochten ihrer mehr als zweihundert sein. Ihre Versuche, ein Netz und eine Boje zu rauben, machten es gerathen, ihnen einen Begriff von unserer Macht zu geben. Ich ließ daher ein Geschütz abfeuern, und bei dem Knall des Schusses sprangen Alle bis auf einen jungen Mann mit einem Male ins Wasser. Als der erste Schreck vorüber war, stiegen sie indessen Alle wieder in ihre Kähne und lachten über ihre Furcht. Sie wurden bald so dreist, daß ich abermals feuern ließ, und zwar so, daß die Kugel auf dem Wasser hintanzte, worauf Alle die Flucht ergriffen.

Am nächsten Tage kamen verschiedene Wilde ans Schiff, brachten uns Früchte und erhielten dafür Geschenke. Einem Alten, der die friedlichste Gesinnung von Allen zu haben schien, gab ich einen vollständigen Anzug von tahitischem rothen Zeuge, den er sogleich anlegte und damit auf dem Ufer hin und her ging. Trauen durfte ich den

Wilden noch immer nicht, denn es kamen ihrer immer mehr, bis der Strand von Bewaffneten wimmelte. Diese theilten sich in zwei Haufen, die uns, wenn wir zum Wasserplatze fuhren, in die Mitte nehmen konnten. Eine solche Stellung forderte mich zur Vorsicht auf. Die Seesoldaten mußten uns ans Land begleiten und eine Linie bilden. Der kleinere der beiden Haufen war der friedlichere, der andere, dessen Stärke ich auf mindestens 700 Menschen schätzte, gefiel sich in Herausforderungen, und endlich machte einer aus seiner Mitte eine unanständige Gebehrde, die in der ganzen Welt für beschimpfend gilt. Ich warnte ihn durch einen Flintenschuß über den Kopf hin. Auf dem Schiffe hielt man diesen Schuß für ein Signal und feuerte mit allen Geschützen. Die Kugeln machten in der Bucht einen großen Lärm und hatten die gewünschte Wirkung, daß die Insulaner davon liefen. Blos der friedliche Alte blieb zurück und bat uns, daß wir nicht mehr schießen möchten.

Von diesem Augenblicke an machte keiner der Wilden mehr Miene, uns zu beleidigen. Der Friede wurde sogar dann nicht gestört, als eine Schildwache einen zudringlichen jungen Kerl, der sich auf keine Art wegweisen ließ, auf der Stelle niederschoß. Ihr Mistrauen legten die Eingebornen nicht ab, so lange wir auf der Insel blieben. Sie hielten uns von ihren Wohnungen fern, ließen uns nicht tief ins Innere dringen und führten uns irre, so oft wir zu dem Vulkan zu gelangen suchten. Daß die meisten Familien dieser Gegend aus Furcht vor uns nach der andern Seite ausgewandert wären, wie viele von uns annahmen, glaube ich nicht. Allerdings sahen wir in den nächsten Tagen Gruppen von Menschen, die, mit Bündeln beladen, den Weg ins Innere einschlugen, aber diese Wanderer waren vermuthlich Bewohner von anderen Inseltheilen, die man zu Hilfe gerufen hatten, und die sich nun wieder entfernten, da sie sahen, daß man sie nicht brauche.

Die Eingebornen nennen ihre Insel Tanna und geben ihr mithin dieselbe Bezeichnung, die man im Malayischen für Erde hat. Bei unseren Unterredungen lernten wir eine Menge Wörter der Landessprache kennen, von denen die meisten uns neu und unbekannt waren. Bald entdeckten wir, daß noch eine zweite Sprache, dieselbe, welche auf den

Wilden noch immer nicht, denn es kamen ihrer immer mehr, bis der Strand von Bewaffneten wimmelte. Diese theilten sich in zwei Haufen, die uns, wenn wir zum Wasserplatze fuhren, in die Mitte nehmen konnten. Eine solche Stellung forderte mich zur Vorsicht auf. Die Seesoldaten mußten uns ans Land begleiten und eine Linie bilden. Der kleinere der beiden Haufen war der friedlichere, der andere, dessen Stärke ich auf mindestens 700 Menschen schätzte, gefiel sich in Herausforderungen, und endlich machte einer aus seiner Mitte eine unanständige Gebehrde, die in der ganzen Welt für beschimpfend gilt. Ich warnte ihn durch einen Flintenschuß über den Kopf hin. Auf dem Schiffe hielt man diesen Schuß für ein Signal und feuerte mit allen Geschützen. Die Kugeln machten in der Bucht einen großen Lärm und hatten die gewünschte Wirkung, daß die Insulaner davon liefen. Blos der friedliche Alte blieb zurück und bat uns, daß wir nicht mehr schießen möchten.

Von diesem Augenblicke an machte keiner der Wilden mehr Miene, uns zu beleidigen. Der Friede wurde sogar dann nicht gestört, als eine Schildwache einen zudringlichen jungen Kerl, der sich auf keine Art wegweisen ließ, auf der Stelle niederschoß. Ihr Mistrauen legten die Eingebornen nicht ab, so lange wir auf der Insel blieben. Sie hielten uns von ihren Wohnungen fern, ließen uns nicht tief ins Innere dringen und führten uns irre, so oft wir zu dem Vulkan zu gelangen suchten. Daß die meisten Familien dieser Gegend aus Furcht vor uns nach der andern Seite ausgewandert wären, wie viele von uns annahmen, glaube ich nicht. Allerdings sahen wir in den nächsten Tagen Gruppen von Menschen, die, mit Bündeln beladen, den Weg ins Innere einschlugen, aber diese Wanderer waren vermuthlich Bewohner von anderen Inseltheilen, die man zu Hilfe gerufen hatten, und die sich nun wieder entfernten, da sie sahen, daß man sie nicht brauche.

Die Eingebornen nennen ihre Insel Tanna und geben ihr mithin dieselbe Bezeichnung, die man im Malayischen für Erde hat. Bei unseren Unterredungen lernten wir eine Menge Wörter der Landessprache kennen, von denen die meisten uns neu und unbekannt waren. Bald entdeckten wir, daß noch eine zweite Sprache, dieselbe, welche auf den

Freundschaftsinseln gesprochen wird, im Gebrauch sei, und gegen den Schluß unseres Aufenthalts hörten wir noch eine dritte, wieder ganz abweichende Sprache.

Die Einwohner von Tanna sind durchschnittlich von mittlerer Größe, schlank und wohlgebildet. In den starken Gesichtszügen und den großen Augen spricht sich ein lebhaftes Temperament aus. Das schwarze Haar auf dem Kopfe und im Bart ist kraus, zuweilen etwas wollig, die Hautfarbe wechselt zwischen Dunkelbraun und Schwarz. Die Art, wie das Kopfhaar getragen wird, ist die seltsamste von der Welt. Die Frisur besteht nämlich aus lauter kleinen Zöpfen, jeder nicht dicker als der Kiel einer Taubenfeder und mit dem zähen Stengel einer Glockenwindenart so umwunden, daß blos an der Spitze ein Büschel Haare sichtbar bleibt. Sind die Haare kurz, so stehen sie wie Schweinsborsten in die Höhe, sind sie lang, so fallen die kleinen Zöpfe gerade an den Schultern herunter, und der Wilde sieht aus wie ein Flußgott mit seinem von Wasser triefenden Binsenhaar.

Die Männer gehen beinahe nackt. Die um den Leib gewundene Schnur kommt auch hier vor, wird aber nicht stark angezogen. Den Kopf bedeckt zuweilen ein schräg um den Scheitel gewundenes Pisangblatt, oder eine ordentliche Mütze von geflochtenen Matten. Auf Schmucksachen legt jeder Mann großen Werth. Einen mit Hahn- oder Eulenfedern verzierter Rohrstab im Haar, Alabasterstückchen in der Nase, Ohrringe von Schildkrot oder weißen Muscheln, Halsbänder von Muscheln mit einem auf die Brust herabhängenden Talkstein und schön polirte Armbänder von Cocosnußschalen sieht man allgemein.

Das Baden und Waschen des Körpers ist auf Tanna nicht üblich. Das Wasser ersetzt man durch Fett und durch weiße, rothe oder schwarze Farbe. Die beiden letzten Farben sind am beliebtesten und werden gewöhnlich so angewendet, daß die eine Hälfte des Gesichts roth, die andere schwarz ist. Tättowirungen sahen wir nur bei einem einzigen Manne, aber bei allen erhabene Figuren, gewöhnlich Blumen vorstellend, die man durch Einschnitte mit einem spitzen Bambusrohr oder einer scharfen Muschel hervorbringt. Man macht diese Einschnitte ziemlich tief und legt auf die Wunde eine Pflanze, welche die Eigenschaft hat, die Narbe stark hervortreten zu lassen.

Freundschaftsinseln gesprochen wird, im Gebrauch sei, und gegen den Schluß unseres Aufenthalts hörten wir noch eine dritte, wieder ganz abweichende Sprache.

Die Einwohner von Tanna sind durchschnittlich von mittlerer Größe, schlank und wohlgebildet. In den starken Gesichtszügen und den großen Augen spricht sich ein lebhaftes Temperament aus. Das schwarze Haar auf dem Kopfe und im Bart ist kraus, zuweilen etwas wollig, die Hautfarbe wechselt zwischen Dunkelbraun und Schwarz. Die Art, wie das Kopfhaar getragen wird, ist die seltsamste von der Welt. Die Frisur besteht nämlich aus lauter kleinen Zöpfen, jeder nicht dicker als der Kiel einer Taubenfeder und mit dem zähen Stengel einer Glockenwindenart so umwunden, daß blos an der Spitze ein Büschel Haare sichtbar bleibt. Sind die Haare kurz, so stehen sie wie Schweinsborsten in die Höhe, sind sie lang, so fallen die kleinen Zöpfe gerade an den Schultern herunter, und der Wilde sieht aus wie ein Flußgott mit seinem von Wasser triefenden Binsenhaar.

Die Männer gehen beinahe nackt. Die um den Leib gewundene Schnur kommt auch hier vor, wird aber nicht stark angezogen. Den Kopf bedeckt zuweilen ein schräg um den Scheitel gewundenes Pisangblatt, oder eine ordentliche Mütze von geflochtenen Matten. Auf Schmucksachen legt jeder Mann großen Werth. Einen mit Hahn- oder Eulenfedern verzierter Rohrstab im Haar, Alabasterstückchen in der Nase, Ohrringe von Schildkrot oder weißen Muscheln, Halsbänder von Muscheln mit einem auf die Brust herabhängenden Talkstein und schön polirte Armbänder von Cocosnußschalen sieht man allgemein.

Das Baden und Waschen des Körpers ist auf Tanna nicht üblich. Das Wasser ersetzt man durch Fett und durch weiße, rothe oder schwarze Farbe. Die beiden letzten Farben sind am beliebtesten und werden gewöhnlich so angewendet, daß die eine Hälfte des Gesichts roth, die andere schwarz ist. Tättowirungen sahen wir nur bei einem einzigen Manne, aber bei allen erhabene Figuren, gewöhnlich Blumen vorstellend, die man durch Einschnitte mit einem spitzen Bambusrohr oder einer scharfen Muschel hervorbringt. Man macht diese Einschnitte ziemlich tief und legt auf die Wunde eine Pflanze, welche die Eigenschaft hat, die Narbe stark hervortreten zu lassen.

Nie sahen wir einen dieser Wilden ohne seine Waffen, welche in Bogen und Pfeil, Keulen, Wurfspießen und Schleudern bestehen. Bogen und Schleuder sind die Lieblingswaffen der jüngeren, Speer und Keule die der älteren Leute. Die Bogen fertigt man aus dem zähen Casuarinenholze und ölt sie ein, damit sie stets glatt und biegsam bleiben. Der Pfeil ist ein beinahe vier Fuß langes Rohr mit einer Spitze von Ebenholz. Die Schleuder besteht aus Cocosfasern und ist in ihrem mittelsten, zur Aufnahme des Steins bestimmten Theile breiter als an den Enden. Die Speere — knotige Stöcke von neun bis zehn Fuß Länge und einem halben Zoll dick — verfehlen selten ihr Ziel. Ein Strick, der an einem Ende mit einem Knoten und am andern mit einer Schlinge versehen ist, dient dazu, dem Speer Kraft und Richtung zu geben. Der Wilde steckt den Zeigefinger durch diese Schleife, ergreift mit diesem Finger und mit dem Daumen den Speer und wickelt das andere Ende des Stricks über der Hand einmal um den Schaft herum. Wird der Speer geworfen, so kann er nicht eher aus der Richtung weichen, die ihm gegeben worden ist, als bis er die Schlinge mit Gewalt auseinander getrieben hat. Wir sahen oft, daß ein Speer in einer Entfernung von vierzig Fuß einen vier Zoll dicken Pfahl durchbohrte. Die Pfeile dienen zur Spielerei. Bis auf zehn Schritte behalten sie ihre volle Kraft, in einer Entfernung von fünfzig Fuß braucht man sie nicht mehr zu fürchten. Keulen hat man in fünf verschiedenen Arten; die beste ist fünf Fuß lang und hat oben und unten einen Knopf, die schlechteste besteht aus einem runden, etwa anderthalb Fuß langen Corallenstück und dient zum Schlagen wie zum Werfen.

Nach den ersten Tagen zeigten sich auch Mädchen und Frauen, anfangs in ziemlicher Entfernung. Sie sind kleiner und schwächlicher als die Männer, was wohl daher rührt, daß sie die schwerste Arbeit verrichten müssen und als Lastthiere gebraucht werden. Unter den jüngeren Mädchen befanden sich viele mit vollem Busen und feinen Armen, deren angenehme Gesichtszüge noch lieblicher wurden, wenn der melancholische Ausdruck, der sie verdüsterte, einem Lächeln wich. Die Frauen über dreißig Jahre hatten alle Reize der Gestalt verloren, und wir bemerkten, daß die ältesten und häßlichsten sich am meisten putzten. Die jüngsten Mädchen trugen nichts als einen Strick um den

Nie sahen wir einen dieser Wilden ohne seine Waffen, welche in Bogen und Pfeil, Keulen, Wurfspießen und Schleudern bestehen. Bogen und Schleuder sind die Lieblingswaffen der jüngeren, Speer und Keule die der älteren Leute. Die Bogen fertigt man aus dem zähen Casuarinenholze und ölt sie ein, damit sie stets glatt und biegsam bleiben. Der Pfeil ist ein beinahe vier Fuß langes Rohr mit einer Spitze von Ebenholz. Die Schleuder besteht aus Cocosfasern und ist in ihrem mittelsten, zur Aufnahme des Steins bestimmten Theile breiter als an den Enden. Die Speere — knotige Stöcke von neun bis zehn Fuß Länge und einem halben Zoll dick — verfehlen selten ihr Ziel. Ein Strick, der an einem Ende mit einem Knoten und am andern mit einer Schlinge versehen ist, dient dazu, dem Speer Kraft und Richtung zu geben. Der Wilde steckt den Zeigefinger durch diese Schleife, ergreift mit diesem Finger und mit dem Daumen den Speer und wickelt das andere Ende des Stricks über der Hand einmal um den Schaft herum. Wird der Speer geworfen, so kann er nicht eher aus der Richtung weichen, die ihm gegeben worden ist, als bis er die Schlinge mit Gewalt auseinander getrieben hat. Wir sahen oft, daß ein Speer in einer Entfernung von vierzig Fuß einen vier Zoll dicken Pfahl durchbohrte. Die Pfeile dienen zur Spielerei. Bis auf zehn Schritte behalten sie ihre volle Kraft, in einer Entfernung von fünfzig Fuß braucht man sie nicht mehr zu fürchten. Keulen hat man in fünf verschiedenen Arten; die beste ist fünf Fuß lang und hat oben und unten einen Knopf, die schlechteste besteht aus einem runden, etwa anderthalb Fuß langen Corallenstück und dient zum Schlagen wie zum Werfen.

Nach den ersten Tagen zeigten sich auch Mädchen und Frauen, anfangs in ziemlicher Entfernung. Sie sind kleiner und schwächlicher als die Männer, was wohl daher rührt, daß sie die schwerste Arbeit verrichten müssen und als Lastthiere gebraucht werden. Unter den jüngeren Mädchen befanden sich viele mit vollem Busen und feinen Armen, deren angenehme Gesichtszüge noch lieblicher wurden, wenn der melancholische Ausdruck, der sie verdüsterte, einem Lächeln wich. Die Frauen über dreißig Jahre hatten alle Reize der Gestalt verloren, und wir bemerkten, daß die ältesten und häßlichsten sich am meisten putzten. Die jüngsten Mädchen trugen nichts als einen Strick um den

Leib, von dem hinten und vorn ein Büschel Gras niederhing, die älteren hatten Röcke von geflochtenem Gras, die bis zum Knie reichten. Die Weiber verhüllten sich bis zum Knöchel, trugen Grasmützen, Alabasterringe in den Nasen und behingen sich mit um so mehr Schmuck, je älter sie waren.

Ein junger Mann, Fanokko mit Namen, hatte allein den Muth, an Bord zu kommen und mit uns zu essen. Nach Tische führte ich ihn im ganzen Schiffe umher und zeigte ihm alles Merkwürdige. Am meisten gefiel ihm ein tahitischer Hund, und ich schenkte ihm auf seine Bitte dieses Thier und eine Hündin dazu. Die Art, wie er sich uns verständlich machte, sprach für seinen Verstand. Der ältere Herr Forster und ich hatten jeder ein Wörterbuch der hiesigen Sprache angefangen, und in jedem derselben war das Wort für den Begriff Himmel ein anderes. Wir baten Fanokko um Aufklärung, und er gab sie uns auf der Stelle. Indem er die eine Hand hoch emporhob, sprach er das eine Wort, und dann fuhr er, das andere Wort aussprechend, mit der zweiten Hand unter der ersten hin und her. Wir verstanden, daß das erste Wort den Himmel und das andere die Wolken bezeichne.

Als ich Fanokko ans Land geführt hatte, nahm er mich bei der Hand, als wolle er mich zu seiner Wohnung führen. Seine Freunde riethen ihm vielleicht ab, wenigstens machte er nach wenigen Schritten Halt und ließ die Geschenke, die er mir zugedacht hatte, an den Strand holen. Inzwischen nahte ein förmlicher Aufzug, an dessen Spitze der Alte schritt, dessen ich oben erwähnt habe. Es waren zwanzig Männer, die mir einige Yams und Cocosnüsse brachten. Zwei Träger hätten vollständig hingereicht, und die größere Zahl sollte der Sache gewiß mehr Feierlichkeit geben.

Zu unserm großen Leidwesen konnten wir uns sehr wenig frische Lebensmittel verschaffen. Ein junges Schwein, das mir geschenkt wurde, war das einzige dieser Thiere, das wir erhielten. Früchte und Wurzeln würden wir mehr erhalten haben, wenn wir mit der Waare, nach welcher den Einwohnern am meisten verlangte, besser versehen gewesen wären. Es war dies Schildkrot, und nur zwei Matrosen besaßen welches in geringer Menge. Aus unsern Beilen machten sich die Wilden wenig, obgleich wir ihnen zeigten, daß sie Bäume, welche ihnen

Leib, von dem hinten und vorn ein Büschel Gras niederhing, die älteren hatten Röcke von geflochtenem Gras, die bis zum Knie reichten. Die Weiber verhüllten sich bis zum Knöchel, trugen Grasmützen, Alabasterringe in den Nasen und behingen sich mit um so mehr Schmuck, je älter sie waren.

Ein junger Mann, Fanokko mit Namen, hatte allein den Muth, an Bord zu kommen und mit uns zu essen. Nach Tische führte ich ihn im ganzen Schiffe umher und zeigte ihm alles Merkwürdige. Am meisten gefiel ihm ein tahitischer Hund, und ich schenkte ihm auf seine Bitte dieses Thier und eine Hündin dazu. Die Art, wie er sich uns verständlich machte, sprach für seinen Verstand. Der ältere Herr Forster und ich hatten jeder ein Wörterbuch der hiesigen Sprache angefangen, und in jedem derselben war das Wort für den Begriff Himmel ein anderes. Wir baten Fanokko um Aufklärung, und er gab sie uns auf der Stelle. Indem er die eine Hand hoch emporhob, sprach er das eine Wort, und dann fuhr er, das andere Wort aussprechend, mit der zweiten Hand unter der ersten hin und her. Wir verstanden, daß das erste Wort den Himmel und das andere die Wolken bezeichne.

Als ich Fanokko ans Land geführt hatte, nahm er mich bei der Hand, als wolle er mich zu seiner Wohnung führen. Seine Freunde riethen ihm vielleicht ab, wenigstens machte er nach wenigen Schritten Halt und ließ die Geschenke, die er mir zugedacht hatte, an den Strand holen. Inzwischen nahte ein förmlicher Aufzug, an dessen Spitze der Alte schritt, dessen ich oben erwähnt habe. Es waren zwanzig Männer, die mir einige Yams und Cocosnüsse brachten. Zwei Träger hätten vollständig hingereicht, und die größere Zahl sollte der Sache gewiß mehr Feierlichkeit geben.

Zu unserm großen Leidwesen konnten wir uns sehr wenig frische Lebensmittel verschaffen. Ein junges Schwein, das mir geschenkt wurde, war das einzige dieser Thiere, das wir erhielten. Früchte und Wurzeln würden wir mehr erhalten haben, wenn wir mit der Waare, nach welcher den Einwohnern am meisten verlangte, besser versehen gewesen wären. Es war dies Schildkrot, und nur zwei Matrosen besaßen welches in geringer Menge. Aus unsern Beilen machten sich die Wilden wenig, obgleich wir ihnen zeigten, daß sie Bäume, welche ihnen

einen ganzen Tag lang widerstanden, mit diesen nützlichen Werkzeugen in einer Stunde fällen könnten.

Die Bucht, die zum Glück in hohem Grade fischreich war, mußte aushelfen. Wir fingen die schmackhaftesten Fische, Barben, verschiedene Makrelen oder Dickköpfe, Albekoren und Cavalhas, Seehechte, Doraden, Papageifische, Rochen und die Fische, die man in Westindien wegen ihres Gewichts Zehnpfünder nennt, centnerweise. Eines Tages fingen die Matrosen auch eine Anzahl von der Art, welche in den Gewässern von Mallicollo viele von uns vergiftet hatte. Die Leute wurden gewarnt und auf jenes böse Beispiel verwiesen, aber sie waren auf ein Fischgericht viel zu sehr versessen, um zu hören. Sie zerschnitten die Fische, rieben sie mit Pfeffer und Salz ein und trugen sie zum Kessel. Glücklicherweise zeigten sich keine üblen Folgen, so daß es scheint, als ob die Fische dieser Art an sich gesund wären und ausnahmsweise, nachdem sie giftige Pflanzen oder Insekten gefressen, nachtheilig auf den Körper wirkten.

Die Eingebornen sahen den Matrosen beim Fange mit dem Netze aufmerksam zu und gaben zu verstehen, daß sie blos das Erlegen von Wasserthieren mit dem Pfeil oder dem Speer kennten. Am Strande gab es dieselben auf den Klippen mit Hülfe ihrer Brustflossen umherspringenden Fische, die ich in Neuholland beobachtet hatte.*) Sie sind etwa zwei Zoll lang, und ihre Augen sitzen mitten auf dem Scheitel. Sie jagten nach einer Art ganz kleiner Grillen, welche die Fluth aus einem Felsenriff herausgespült haben mochte, und waren so behend, daß man ihrer kaum habhaft werden konnte. Ehe man sich dessen versah, waren sie mit einem einzigen Sprunge drei Fuß weiter.

In der Nähe des Ortes, wo wir die springenden Fische wahrnahmen, sprudelten mehrere heiße Quellen dicht am Meere aus dem Felsen. Bei unserm ersten Besuche waren wir mit keinem Thermometer versehen, erkannten aber schon durch das Gefühl, daß der Hitzegrad ein sehr bedeutender sein müsse. Am nächsten Tage zeigte ein Fahrenheit'sches Thermometer, das an Bord auf + 78 Grad gestanden hatte, in die eine der heißen Quellen gesenkt auf 191 Grad und in einer

*) S. Bd. I. S. 102.

einen ganzen Tag lang widerstanden, mit diesen nützlichen Werkzeugen in einer Stunde fällen könnten.

Die Bucht, die zum Glück in hohem Grade fischreich war, mußte aushelfen. Wir fingen die schmackhaftesten Fische, Barben, verschiedene Makrelen oder Dickköpfe, Albekoren und Cavalhas, Seehechte, Doraden, Papageifische, Rochen und die Fische, die man in Westindien wegen ihres Gewichts Zehnpfünder nennt, centnerweise. Eines Tages fingen die Matrosen auch eine Anzahl von der Art, welche in den Gewässern von Mallicollo viele von uns vergiftet hatte. Die Leute wurden gewarnt und auf jenes böse Beispiel verwiesen, aber sie waren auf ein Fischgericht viel zu sehr versessen, um zu hören. Sie zerschnitten die Fische, rieben sie mit Pfeffer und Salz ein und trugen sie zum Kessel. Glücklicherweise zeigten sich keine üblen Folgen, so daß es scheint, als ob die Fische dieser Art an sich gesund wären und ausnahmsweise, nachdem sie giftige Pflanzen oder Insekten gefressen, nachtheilig auf den Körper wirkten.

Die Eingebornen sahen den Matrosen beim Fange mit dem Netze aufmerksam zu und gaben zu verstehen, daß sie blos das Erlegen von Wasserthieren mit dem Pfeil oder dem Speer kennten. Am Strande gab es dieselben auf den Klippen mit Hülfe ihrer Brustflossen umherspringenden Fische, die ich in Neuholland beobachtet hatte.*) Sie sind etwa zwei Zoll lang, und ihre Augen sitzen mitten auf dem Scheitel. Sie jagten nach einer Art ganz kleiner Grillen, welche die Fluth aus einem Felsenriff herausgespült haben mochte, und waren so behend, daß man ihrer kaum habhaft werden konnte. Ehe man sich dessen versah, waren sie mit einem einzigen Sprunge drei Fuß weiter.

In der Nähe des Ortes, wo wir die springenden Fische wahrnahmen, sprudelten mehrere heiße Quellen dicht am Meere aus dem Felsen. Bei unserm ersten Besuche waren wir mit keinem Thermometer versehen, erkannten aber schon durch das Gefühl, daß der Hitzegrad ein sehr bedeutender sein müsse. Am nächsten Tage zeigte ein Fahrenheit'sches Thermometer, das an Bord auf + 78 Grad gestanden hatte, in die eine der heißen Quellen gesenkt auf 191 Grad und in einer

*) S. Bd. I. S. 102.

zweiten auf 202½ Grad. Einige Schnecken, die wir hineinwarfen, waren nach zwei bis drei Minuten völlig gar gekocht. Das Wasser hatte einen zusammenziehenden Geschmack wie Alaun. Ein Stück Silber, das wir hineinlegten, um zu sehen, ob das Wasser dieses Metall angreifen werde, zeigte sich nach einer halben Stunde so rein und glänzend wie vorher, und Weinsteinsalz brachte in der Quelle keine sichtbare Veränderung hervor. Bei der Fluth waren alle diese Quellen von Seewasser bedeckt, doch machte dies auf ihre Temperatur keinen Eindruck, im Gegentheil war die Quelle, die zur Fluthzeit + 191 Grad gehabt hatte, während der Ebbe nur 187 Grad heiß.

Unter dem Vorwande, daß wir Vögel schießen wollten, konnten wir etwas tiefer ins Land gelangen. Die Eingebornen sahen diese Jagd sehr gern, führten uns an die Plätze, wo es das meiste Federwild gab, und zeigten uns die Vögel, die wir selbst in dem dichten Laubwerk oft nicht wahrnahmen. Von einer freien Bewegung war übrigens keine Rede. Gingen wir aller Winke und Zurufe der Wilden ungeachtet weiter, als wir sollten, so hörten wir die Signaltöne der Trompetenmuschel und kehrten dann immer um.

Die Landschaft, mit der wir auf diesen kurzen Gängen vertraut wurden, war entzückend schön. Wir gaben ihr selbst vor den tahitischen Gegenden den Vorzug. Auf jener glücklichen Insel sind die Ebenen nirgends breiter als eine Stunde und grenzen landeinwärts an senkrechte Felsenmassen. Hier übersah man von den Höhen, wo die Wälder den Blick nicht hemmten, eine weit größere Ebene, sanft gewölbte Hügel und geräumige Thäler, und erst im Hintergrunde ragte eine hohe Gebirgskette auf. Bäume, einer immer malerischer als der andere geformt, bildeten Gruppen, über denen die stattlichen Kronen der Cocospalmen sich schaukelten. An den Stämmen rankten blühende Schlingpflanzen und Glockenwinden, duftende Blumenkränze bildend, bis zu den Gipfeln auf, ganze Pisangwälder zeigten ihre goldenen traubenförmigen Früchte, auf den Hügeln wechselten Waldungen und Obstgärten mit einander ab. Die verschiedene Stellung der Bäume gegen das Licht gab dieser reizenden Landschaft das schönste Colorit. Hier glänzte das Laub des Waldes im goldenen Strahl der Sonne, dort erquickte eine Masse von Schatten das geblendete Auge wohlthä-

zweiten auf 202½ Grad. Einige Schnecken, die wir hineinwarfen, waren nach zwei bis drei Minuten völlig gar gekocht. Das Wasser hatte einen zusammenziehenden Geschmack wie Alaun. Ein Stück Silber, das wir hineinlegten, um zu sehen, ob das Wasser dieses Metall angreifen werde, zeigte sich nach einer halben Stunde so rein und glänzend wie vorher, und Weinsteinsalz brachte in der Quelle keine sichtbare Veränderung hervor. Bei der Fluth waren alle diese Quellen von Seewasser bedeckt, doch machte dies auf ihre Temperatur keinen Eindruck, im Gegentheil war die Quelle, die zur Fluthzeit + 191 Grad gehabt hatte, während der Ebbe nur 187 Grad heiß.

Unter dem Vorwande, daß wir Vögel schießen wollten, konnten wir etwas tiefer ins Land gelangen. Die Eingebornen sahen diese Jagd sehr gern, führten uns an die Plätze, wo es das meiste Federwild gab, und zeigten uns die Vögel, die wir selbst in dem dichten Laubwerk oft nicht wahrnahmen. Von einer freien Bewegung war übrigens keine Rede. Gingen wir aller Winke und Zurufe der Wilden ungeachtet weiter, als wir sollten, so hörten wir die Signaltöne der Trompetenmuschel und kehrten dann immer um.

Die Landschaft, mit der wir auf diesen kurzen Gängen vertraut wurden, war entzückend schön. Wir gaben ihr selbst vor den tahitischen Gegenden den Vorzug. Auf jener glücklichen Insel sind die Ebenen nirgends breiter als eine Stunde und grenzen landeinwärts an senkrechte Felsenmassen. Hier übersah man von den Höhen, wo die Wälder den Blick nicht hemmten, eine weit größere Ebene, sanft gewölbte Hügel und geräumige Thäler, und erst im Hintergrunde ragte eine hohe Gebirgskette auf. Bäume, einer immer malerischer als der andere geformt, bildeten Gruppen, über denen die stattlichen Kronen der Cocospalmen sich schaukelten. An den Stämmen rankten blühende Schlingpflanzen und Glockenwinden, duftende Blumenkränze bildend, bis zu den Gipfeln auf, ganze Pisangwälder zeigten ihre goldenen traubenförmigen Früchte, auf den Hügeln wechselten Waldungen und Obstgärten mit einander ab. Die verschiedene Stellung der Bäume gegen das Licht gab dieser reizenden Landschaft das schönste Colorit. Hier glänzte das Laub des Waldes im goldenen Strahl der Sonne, dort erquickte eine Masse von Schatten das geblendete Auge wohlthä-

tig. Wenn der Vulkan in der Nacht seine Flammen auswarf und die ganze Berggegend plötzlich durch ein goldenes und purpurnes Licht erhellte, das die verschiedenen Baumgruppen nach Maßgabe der Entfernung bald lebhafter bald sanfter färbte, dann war das Schauspiel ein anderes aber nicht minder schönes.

Hatten wir uns an den schönen Formen der Berge und Wälder und an dem Spiel der Lichter und Farben satt gesehen, so mußten wir wieder die Fruchtbarkeit des Bodens bewundern. Palmen, die vom Winde umgeworfen waren, hatten ihre Gipfel wieder aufgerichtet und trieben neue Zweige. Die Pflanzen, welche Tanna mit anderen Inseln und Ländern gemein sind, werden hier fast noch einmal so groß, haben ungleich breitere Blätter, größere Blumen und duften weit stärker. Diese Fruchtbarkeit verdankt die Insel ihrem Vulkan. Wenn ein Ausbruch stattgefunden hatte, war Alles bis zum nächsten Regen mit feiner schwarzer Asche bedeckt. Unsere Botaniker mußten dann Pflanzen und Blätter mit großer Vorsicht abbrechen, wenn die Asche ihnen nicht in die Augen fliegen und Schmerzen verursachen sollte. Diese vulkanischen Stoffe geben den besten Dünger.

Auf dem hohen Berge zu unserer Linken fanden wir verschiedene Solfataren, die erste unter einem Feigenbaume, wo sie sich durch ihren durchdringenden Schwefelgeruch verrieth. Die Erde der Mündung war ein weißlicher Thon mit gediegenem Schwefel vermischt und hatte gleich dem Alaun einen zusammenziehenden Geschmack. Der Boden war so heiß, daß man nicht lange darauf stehen konnte, und wenn man mit einem Stocke scharrte, drang der Rauch heftiger hervor. Bei anderen Solfataren in der Nähe bestand die Erde theils aus rothem Oker, theils aus grünlichem Thon. Inzwischen war der Vulkan unruhiger geworden, als wir ihn noch gesehen hatten, und bei jedem seiner Auswürfe erhob sich der Dampf aus diesen unterirdischen Schwefelgruben in dicken weißen Wolken. Es findet also zwischen beiden Orten eine förmliche Verbindung statt, oder die Erschütterungen des Vulkans pflanzen sich auf mittelbare Weise zu den Solfataren fort. In der einen dieser Gruben zeigte das Thermometer auf 170 Grad, in der andern auf 210 Grad. Als wir die Erde behufs der Einsenkung des Instruments aufgruben, baten die Eingebornen uns inständigst, davon abzu-

tig. Wenn der Vulkan in der Nacht seine Flammen auswarf und die ganze Berggegend plötzlich durch ein goldenes und purpurnes Licht erhellte, das die verschiedenen Baumgruppen nach Maßgabe der Entfernung bald lebhafter bald sanfter färbte, dann war das Schauspiel ein anderes aber nicht minder schönes.

Hatten wir uns an den schönen Formen der Berge und Wälder und an dem Spiel der Lichter und Farben satt gesehen, so mußten wir wieder die Fruchtbarkeit des Bodens bewundern. Palmen, die vom Winde umgeworfen waren, hatten ihre Gipfel wieder aufgerichtet und trieben neue Zweige. Die Pflanzen, welche Tanna mit anderen Inseln und Ländern gemein sind, werden hier fast noch einmal so groß, haben ungleich breitere Blätter, größere Blumen und duften weit stärker. Diese Fruchtbarkeit verdankt die Insel ihrem Vulkan. Wenn ein Ausbruch stattgefunden hatte, war Alles bis zum nächsten Regen mit feiner schwarzer Asche bedeckt. Unsere Botaniker mußten dann Pflanzen und Blätter mit großer Vorsicht abbrechen, wenn die Asche ihnen nicht in die Augen fliegen und Schmerzen verursachen sollte. Diese vulkanischen Stoffe geben den besten Dünger.

Auf dem hohen Berge zu unserer Linken fanden wir verschiedene Solfataren, die erste unter einem Feigenbaume, wo sie sich durch ihren durchdringenden Schwefelgeruch verrieth. Die Erde der Mündung war ein weißlicher Thon mit gediegenem Schwefel vermischt und hatte gleich dem Alaun einen zusammenziehenden Geschmack. Der Boden war so heiß, daß man nicht lange darauf stehen konnte, und wenn man mit einem Stocke scharrte, drang der Rauch heftiger hervor. Bei anderen Solfataren in der Nähe bestand die Erde theils aus rothem Oker, theils aus grünlichem Thon. Inzwischen war der Vulkan unruhiger geworden, als wir ihn noch gesehen hatten, und bei jedem seiner Auswürfe erhob sich der Dampf aus diesen unterirdischen Schwefelgruben in dicken weißen Wolken. Es findet also zwischen beiden Orten eine förmliche Verbindung statt, oder die Erschütterungen des Vulkans pflanzen sich auf mittelbare Weise zu den Solfataren fort. In der einen dieser Gruben zeigte das Thermometer auf 170 Grad, in der andern auf 210 Grad. Als wir die Erde behufs der Einsenkung des Instruments aufgruben, baten die Eingebornen uns inständigst, davon abzu-

sehen, weil die Flammen herausschlagen und ein neuer Ausbruch (Vulkan) entstehen würde. Wir bemerkten an diesem Tage zum zweiten Male, daß der Vulkan nach Regengüssen am unruhigsten ist. Er schleuderte Felsmassen in die Höhe, so groß wie unser größtes Boot, als ob es Kiesel wären. Weiter oben auf dem Berge zeigten sich noch mehrere Solfataren, und an verschiedenen Stellen stieg aus den Felsenritzen Rauch auf.

Auf dem ganzen Berge stand dichter Wald, der hier und dort gelichtet worden war. Die Lichtungen trugen Pflanzungen mit Wurzeln und Früchten, zum Theil auch mit Cocospalmen. Die Früchte der letzteren waren weit wohlschmeckender als die von den am Strand wild wachsenden. Die Veredelung der Nüsse durch die Pflege, die der Mensch dem Baume angedeihen läßt, sieht man am deutlichsten in Java, wo die Eingebornen drei verschiedene Spielarten dieser Palmen, alle mit den vorzüglichsten Früchten, hervorgebracht haben. Wild habe ich den Baum nur auf Tanna und den Neuen Hebriden überhaupt gefunden.

Einige Male bewirtheten uns die Weiber mit Feigenblättern, die, zwischen heißen Steinen gedünstet, etwa wie Spinat schmeckten. Man pflanzt die Feigenbäume wegen ihrer eßbaren Blätter und Früchte und hat drei Arten von ihnen. Die eine trägt Früchte von der Größe der italienischen, aber mit blutrothem Fleisch und mit flaumiger Schale. Auch die Jambu, eine Eugenienart, ist sehr häufig, und der Saft ihrer Frucht, die einer Birne ähnelt, ist wegen seines säuerlichen Geschmacks sehr kühlend. Von der ungeheuren Größe der Feigenbäume kann man sich kaum einen Begriff machen. In der Regel setzen sich die Wurzeln bis zehn oder zwölf Fuß über dem Boden fort, und der Stamm beginnt erst in dieser Höhe. Er hat zuweilen zehn Fuß im Durchmesser und scheint, nach den auf allen Seiten etwa einen Fuß hoch hervorstehenden langen Ecken zu schließen, aus mehreren zusammengewachsenen Bäumen zu bestehen. Dreißig bis vierzig Fuß über dem Boden theilt sich der Stamm in Aeste, die unten eine Dicke von drei Fuß haben und dem Baum eine Höhe von mindestens hundertfünfzig Fuß geben.

Eines Tags schossen unsere Naturforscher eine Taube von der Art, die auf den Freundschaftsinseln häufig vorkommt, und sahen an

sehen, weil die Flammen herausschlagen und ein neuer Ausbruch (Vulkan) entstehen würde. Wir bemerkten an diesem Tage zum zweiten Male, daß der Vulkan nach Regengüssen am unruhigsten ist. Er schleuderte Felsmassen in die Höhe, so groß wie unser größtes Boot, als ob es Kiesel wären. Weiter oben auf dem Berge zeigten sich noch mehrere Solfataren, und an verschiedenen Stellen stieg aus den Felsenritzen Rauch auf.

Auf dem ganzen Berge stand dichter Wald, der hier und dort gelichtet worden war. Die Lichtungen trugen Pflanzungen mit Wurzeln und Früchten, zum Theil auch mit Cocospalmen. Die Früchte der letzteren waren weit wohlschmeckender als die von den am Strand wild wachsenden. Die Veredelung der Nüsse durch die Pflege, die der Mensch dem Baume angedeihen läßt, sieht man am deutlichsten in Java, wo die Eingebornen drei verschiedene Spielarten dieser Palmen, alle mit den vorzüglichsten Früchten, hervorgebracht haben. Wild habe ich den Baum nur auf Tanna und den Neuen Hebriden überhaupt gefunden.

Einige Male bewirtheten uns die Weiber mit Feigenblättern, die, zwischen heißen Steinen gedünstet, etwa wie Spinat schmeckten. Man pflanzt die Feigenbäume wegen ihrer eßbaren Blätter und Früchte und hat drei Arten von ihnen. Die eine trägt Früchte von der Größe der italienischen, aber mit blutrothem Fleisch und mit flaumiger Schale. Auch die Jambu, eine Eugenienart, ist sehr häufig, und der Saft ihrer Frucht, die einer Birne ähnelt, ist wegen seines säuerlichen Geschmacks sehr kühlend. Von der ungeheuren Größe der Feigenbäume kann man sich kaum einen Begriff machen. In der Regel setzen sich die Wurzeln bis zehn oder zwölf Fuß über dem Boden fort, und der Stamm beginnt erst in dieser Höhe. Er hat zuweilen zehn Fuß im Durchmesser und scheint, nach den auf allen Seiten etwa einen Fuß hoch hervorstehenden langen Ecken zu schließen, aus mehreren zusammengewachsenen Bäumen zu bestehen. Dreißig bis vierzig Fuß über dem Boden theilt sich der Stamm in Aeste, die unten eine Dicke von drei Fuß haben und dem Baum eine Höhe von mindestens hundertfünfzig Fuß geben.

Eines Tags schossen unsere Naturforscher eine Taube von der Art, die auf den Freundschaftsinseln häufig vorkommt, und sahen an

ihrem Schnabel eine röthliche Substanz, welche sie an die sogenannte Muskatblüthe erinnerte. In der That fanden sich im Kropfe der Taube zwei längliche Muskatnüsse von bitterm und gewürzhaftem Geschmack, aber ohne allen Geruch. Sie ist dieselbe, welche Rumpf auf den Philippinen gefunden hat, und auch die Taube, die nach demselben Schriftsteller auf den Molukken die echte Muskatnuß aussäet, unterscheidet sich von der Taube auf Tanna nicht. Wir haben dann noch einige Male wilde Muskatnüsse erhalten, und ich hebe diesen Fund besonders darum hervor, weil Quiros dieses Gewürz unter den Erzeugnissen seiner Tierra del Espiritu Santo nennt, die ich für einen Theil der Neuen Hebriden halte.

Die Orange kommt ebenfalls vor, doch haben wir nur die Früchte, nie den Baum gesehen. Zu den Fruchtbäumen gehörte der Catappa, dessen wohlschmeckende Nüsse etwa doppelt so groß als Mandeln sind. Die Kinder, die uns immer begleiteten, um uns nach Vögeln schießen zu sehen, schlugen die Schale zwischen zwei Steinen auf und überreichten uns den Kern auf einem grünen Blatte. Durch diese jungen Freunde wurden wir einmal in die Nähe von Hütten geführt. Es sind im Grunde nichts als Dächer, und die Bauart kann nicht einfacher sein. Zwei Reihen zehn Fuß langer Pfähle werden schräg in die Erde gesteckt, so daß ihre oberen Enden sich berühren, und mit Matten wasserdicht belegt. Diese Hütten sind fünfunddreißig bis vierzig Fuß lang und an beiden Enden offen, aber mit einer kleinen Rohrhürde von achtzehn Zoll Höhe versetzt. Das Innere enthält nichts als Heu, mit dem der ganze Boden bestreut ist, und ein Paar Matten zum Schlafen. Das geringfügige Eigenthum der Familie wird nicht in der Hütte aufbewahrt, sondern hängt draußen an Bäumen. In Tahiti muß jeder seine Sachen unter das Dach verbergen und Nachts die Leiter unter den Kopf nehmen, wenn er vor Dieben sicher sein will.

Diesen zerstreuten Bemerkungen will ich hinzufügen, was wir sonst noch von Tanna wissen. Die Insel liegt unter 19 Grad 0 Min. 30 Sec. südl. Br. und 169 Grad 0 Min. 38 Sec. östl. Länge und hat einen Umfang von 24 Seemeilen. Die Producte des Mineralreichs sind mehr oder minder vulkanischer Natur, selbst der Thon, der in wagerechten Schichten von sechs Zoll den Boden bedeckt, enthält Schwefel

ihrem Schnabel eine röthliche Substanz, welche sie an die sogenannte Muskatblüthe erinnerte. In der That fanden sich im Kropfe der Taube zwei längliche Muskatnüsse von bitterm und gewürzhaftem Geschmack, aber ohne allen Geruch. Sie ist dieselbe, welche Rumpf auf den Philippinen gefunden hat, und auch die Taube, die nach demselben Schriftsteller auf den Molukken die echte Muskatnuß aussäet, unterscheidet sich von der Taube auf Tanna nicht. Wir haben dann noch einige Male wilde Muskatnüsse erhalten, und ich hebe diesen Fund besonders darum hervor, weil Quiros dieses Gewürz unter den Erzeugnissen seiner Tierra del Espiritu Santo nennt, die ich für einen Theil der Neuen Hebriden halte.

Die Orange kommt ebenfalls vor, doch haben wir nur die Früchte, nie den Baum gesehen. Zu den Fruchtbäumen gehörte der Catappa, dessen wohlschmeckende Nüsse etwa doppelt so groß als Mandeln sind. Die Kinder, die uns immer begleiteten, um uns nach Vögeln schießen zu sehen, schlugen die Schale zwischen zwei Steinen auf und überreichten uns den Kern auf einem grünen Blatte. Durch diese jungen Freunde wurden wir einmal in die Nähe von Hütten geführt. Es sind im Grunde nichts als Dächer, und die Bauart kann nicht einfacher sein. Zwei Reihen zehn Fuß langer Pfähle werden schräg in die Erde gesteckt, so daß ihre oberen Enden sich berühren, und mit Matten wasserdicht belegt. Diese Hütten sind fünfunddreißig bis vierzig Fuß lang und an beiden Enden offen, aber mit einer kleinen Rohrhürde von achtzehn Zoll Höhe versetzt. Das Innere enthält nichts als Heu, mit dem der ganze Boden bestreut ist, und ein Paar Matten zum Schlafen. Das geringfügige Eigenthum der Familie wird nicht in der Hütte aufbewahrt, sondern hängt draußen an Bäumen. In Tahiti muß jeder seine Sachen unter das Dach verbergen und Nachts die Leiter unter den Kopf nehmen, wenn er vor Dieben sicher sein will.

Diesen zerstreuten Bemerkungen will ich hinzufügen, was wir sonst noch von Tanna wissen. Die Insel liegt unter 19 Grad 0 Min. 30 Sec. südl. Br. und 169 Grad 0 Min. 38 Sec. östl. Länge und hat einen Umfang von 24 Seemeilen. Die Producte des Mineralreichs sind mehr oder minder vulkanischer Natur, selbst der Thon, der in wagerechten Schichten von sechs Zoll den Boden bedeckt, enthält Schwefel

theile. Von Pflanzen giebt es viele Arten, darunter mehrere unbekannte, und etwa vierzig werden von den Einwohnern angebaut. In den Wäldern leben unzählige Vögel, besonders Tauben, Papageien und Fliegenstecher, außerdem Baumkletterer, Enten, die Eule von Ceylon und das purpurfarbene Wasserhuhn. Hühner und Schweine sind die einzigen Hausthiere, und außer den letzteren giebt es an Vierfüßern blos Fledermäuse und Ratten. Die Dämmerung lockte immer eine Menge von Fledermäusen aus ihren Schlupfwinkeln. Fast aus jedem Strauche flatterten uns welche entgegen, aber schießen konnten wir nicht eine einzige. Die Ratten, die den Eingebornen in hohem Grade lästig sind, werden von ihnen in tiefen Gräben, die sich um die Pflanzungen ziehen, gefangen.

Die Bevölkerung besteht aus etwa zwanzigtausend Menschen, von denen ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Bodens urbar gemacht worden ist. Von der Verfassung der Bevölkerung wissen wir so viel wie nichts. Wie es uns scheinen wollte, ist jedes Dorf, jede Familie unabhängig, und man vereinigt sich blos, wenn ein feindlicher Angriff stattfindet. Alte oder besonders tapfere Leute stehen in Ansehn, eine Rangordnung haben wir nicht bemerkt. Von einer äußerlichen Gottesverehrung zeigte sich keine Spur. Der Gewerbfleiß und die Geschicklichkeit in Handarbeiten stehen auf einer tiefen Stufe. Die Häuser sind bloße Schuppen, die Kähne ausgehöhlte Baumstämme mit aufgesetzten, durch Cocosfasern verbundenen Seitenwänden und niedrigen Segeln von Matten. Der ewige Krieg, in dem sie zu leben scheinen, läßt ihnen keine Zeit zu friedlichen Fortschritten. Daß sie Menschenfresser sind, ist nicht zu bezweifeln. So oft sie uns warnen wollten, eine Gegend zu betreten, gaben sie uns durch Zeichen zu verstehen, daß ihre Landsleute uns tödten und essen würden.

Im Ackerbau haben sie sich noch am weitesten ausgebildet. Ihre Pflanzungen sind theils mit niedrigen Mauern, theils mit Rohrhecken eingehegt. Ihre Weiber sind in der Kochkunst ziemlich geschickt. Sie verstehen nicht blos Yams und Pisangs zu braten und zu rösten, grüne Feigenblätter und Okra (Hibiscus esculentus) zu dämpfen, sondern backen auch Pasteten, deren Rinde aus Pisangs und Tarrowurzeln, die

theile. Von Pflanzen giebt es viele Arten, darunter mehrere unbekannte, und etwa vierzig werden von den Einwohnern angebaut. In den Wäldern leben unzählige Vögel, besonders Tauben, Papageien und Fliegenstecher, außerdem Baumkletterer, Enten, die Eule von Ceylon und das purpurfarbene Wasserhuhn. Hühner und Schweine sind die einzigen Hausthiere, und außer den letzteren giebt es an Vierfüßern blos Fledermäuse und Ratten. Die Dämmerung lockte immer eine Menge von Fledermäusen aus ihren Schlupfwinkeln. Fast aus jedem Strauche flatterten uns welche entgegen, aber schießen konnten wir nicht eine einzige. Die Ratten, die den Eingebornen in hohem Grade lästig sind, werden von ihnen in tiefen Gräben, die sich um die Pflanzungen ziehen, gefangen.

Die Bevölkerung besteht aus etwa zwanzigtausend Menschen, von denen ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Bodens urbar gemacht worden ist. Von der Verfassung der Bevölkerung wissen wir so viel wie nichts. Wie es uns scheinen wollte, ist jedes Dorf, jede Familie unabhängig, und man vereinigt sich blos, wenn ein feindlicher Angriff stattfindet. Alte oder besonders tapfere Leute stehen in Ansehn, eine Rangordnung haben wir nicht bemerkt. Von einer äußerlichen Gottesverehrung zeigte sich keine Spur. Der Gewerbfleiß und die Geschicklichkeit in Handarbeiten stehen auf einer tiefen Stufe. Die Häuser sind bloße Schuppen, die Kähne ausgehöhlte Baumstämme mit aufgesetzten, durch Cocosfasern verbundenen Seitenwänden und niedrigen Segeln von Matten. Der ewige Krieg, in dem sie zu leben scheinen, läßt ihnen keine Zeit zu friedlichen Fortschritten. Daß sie Menschenfresser sind, ist nicht zu bezweifeln. So oft sie uns warnen wollten, eine Gegend zu betreten, gaben sie uns durch Zeichen zu verstehen, daß ihre Landsleute uns tödten und essen würden.

Im Ackerbau haben sie sich noch am weitesten ausgebildet. Ihre Pflanzungen sind theils mit niedrigen Mauern, theils mit Rohrhecken eingehegt. Ihre Weiber sind in der Kochkunst ziemlich geschickt. Sie verstehen nicht blos Yams und Pisangs zu braten und zu rösten, grüne Feigenblätter und Okra (Hibiscus esculentus) zu dämpfen, sondern backen auch Pasteten, deren Rinde aus Pisangs und Tarrowurzeln, die

Fülle aber aus einem Gemisch von Okrablättern und Cocosnüssen besteht. Diese Pasteten sind sehr wohlschmeckend.

Das einzige musikalische Instrument der Eingebornen ist eine Pansflöte mit acht Rohrpfeifen. Ihre Lieder sind einfach, aber harmonisch und haben mehr Melodie, als alle, welche wir unter dem heißen Himmelsstrich gehört haben. Sie sind an Tönen reicher und mannigfaltiger, als die Gesänge der Tahitier. Der Charakter dieser Lieder ist ein ernster und paßt ganz zu der Gemüthsart dieser Insulaner.

Achtzehntes Kapitel.

Wir beenden die Erforschung der Neuen Hebriden. — Die Tierra del Espiritu Santo. — Entdeckung von Neucaledonien. — Die natürliche Beschaffenheit des Landes. — Seine Bewohner. — Vergiftung durch einen Fisch.

Der Aufenthalt in Tanna hatte uns blos einige Fischmahlzeiten und einen kleinen Vorrath Yams, der aber für die Kranken aufbewahrt werden mußte, verschafft. Ich durfte dies nicht achten, da mir vor allen daran liegen mußte, die Inselgruppe, der ich den Namen der Neuen Hebriden gegeben hatte, in nautischer Beziehung zu erforschen.

Zu diesem Behuf steuerte ich zunächst gegen Osten nach der Insel Erromanga, die von Tanna zwölf Seemeilen entfernt ist und aus einem hohen Tafelberge besteht. Ich kam ihr so nahe, als mein Zweck forderte, und wendete mich dann längs der südwestlichen Küste von Tanna gegen Norden, um die westlichen Küsten aller hier beisammen liegenden Inseln und insbesondere das große Eiland nördlich von Mallicollo, von dem Herr von Bougainville spricht, genauer zu untersuchen. Von einem frischen Winde begünstigt, segelten wir schon am 22. August bei Erromanga hin und erreichten vor Sonnenuntergang die Sandwichinsel, die uns hier fruchtbarere und bewaldetere Ufer zeigte, als an der Nordseite.

Fülle aber aus einem Gemisch von Okrablättern und Cocosnüssen besteht. Diese Pasteten sind sehr wohlschmeckend.

Das einzige musikalische Instrument der Eingebornen ist eine Pansflöte mit acht Rohrpfeifen. Ihre Lieder sind einfach, aber harmonisch und haben mehr Melodie, als alle, welche wir unter dem heißen Himmelsstrich gehört haben. Sie sind an Tönen reicher und mannigfaltiger, als die Gesänge der Tahitier. Der Charakter dieser Lieder ist ein ernster und paßt ganz zu der Gemüthsart dieser Insulaner.

Achtzehntes Kapitel.

Wir beenden die Erforschung der Neuen Hebriden. — Die Sierra del Espiritu Santo. — Entdeckung von Neucaledonien. — Die natürliche Beschaffenheit des Landes. — Seine Bewohner. — Vergiftung durch einen Fisch.

Der Aufenthalt in Tanna hatte uns blos einige Fischmahlzeiten und einen kleinen Vorrath Yams, der aber für die Kranken aufbewahrt werden mußte, verschafft. Ich durfte dies nicht achten, da mir vor allen daran liegen mußte, die Inselgruppe, der ich den Namen der Neuen Hebriden gegeben hatte, in nautischer Beziehung zu erforschen.

Zu diesem Behuf steuerte ich zunächst gegen Osten nach der Insel Erromanga, die von Tanna zwölf Seemeilen entfernt ist und aus einem hohen Tafelberge besteht. Ich kam ihr so nahe, als mein Zweck forderte, und wendete mich dann längs der südwestlichen Küste von Tanna gegen Norden, um die westlichen Küsten aller hier beisammen liegenden Inseln und insbesondere das große Eiland nördlich von Mallicollo, von dem Herr von Bougainville spricht, genauer zu untersuchen. Von einem frischen Winde begünstigt, segelten wir schon am 22. August bei Erromanga hin und erreichten vor Sonnenuntergang die Sandwichinsel, die uns hier fruchtbarere und bewaldetere Ufer zeigte, als an der Nordseite.

Während der Nacht ging unsere Fahrt so schnell, daß wir am Morgen die Inseln Api und Ambrym in Sicht hatten und bald darauf an der südwestlichen Küste von Malicollo hinsteuerten. Auch auf dieser Seite ist das Eiland an schönen Waldungen reich, und der Rauch, der an unzähligen Orten aufstieg, ließ auf eine starke Bevölkerung schließen. Jenseit einer wahrhaft prächtigen Bucht zeigten sich hin und wieder unfruchtbare Stellen, und dennoch stieg überall, sogar auf den höchsten Bergen, Rauch in die Höhe, und Nachts funkelte eine Reihe von Feuern, die sich gewiß über eine halbe Seemeile ausdehnte. Am 24. befanden wir uns ziemlich weit in dem Canal, den Bougainville zwischen Malicollo und einer zweiten mehr nördlichen Insel entdeckt hat.

Diese nördliche Insel hat einen großen Umfang und ist hoch und bergig. Vor ihrem Ufer liegen viele kleine Eilande, alle von gleicher Gestalt, nämlich schmale Landstreifen, die an ihrem südlichen Ende steil sind und gegen Norden flach auslaufen. Der hohe Theil war in der Regel weiß wie Kreide, und unter den Bäumen waren sehr viele Casuarinen, aber keine Palmen. Hinter einem Vorgebirge fanden wir eine sehr geräumige Bucht, die am Eingange über fünf Seemeilen breit war und sieben Meilen weit ins Land reichte. So weit wir sehen konnten, erstreckten sich Hügel mit breiten Zwischenthälern, blos das Ufer war flach, die Meerestiefe aber so bedeutend, daß wir eine halbe Stunde vom Strande entfernt an verschiedenen Stellen bei 130—140 Faden keinen Grund fanden.

Auf der westlichen Seite der Bucht, in der wir vor Anker gingen, kamen viele Eingeborne zum Vorschein. An diesem Tage wagten sie sich noch nicht ans Schiff, aber am nächsten Morgen ruderten drei Kähne, alle schlecht gebaut und mit dreieckigen Segeln, zu uns heran. In jedem saßen vier bis fünf Männer, fast ganz nackt und größer und stärker als die Bewohner von Malicollo, mit wolligem Haar und krausem Bart. Jeder trug einen Federbusch auf dem Kopfe, einige hatten sich von Palmenblättern Mützen gemacht und andere eine weiße Muschel vor die Stirn gebunden. Wir riefen ihnen zu und beschenkten sie mit Nägeln und anderen Kleinigkeiten. Ein grüner Zweig vom Pfefferbaum war Alles, was sie uns dafür bieten konnten. Unsere Ansprache

Während der Nacht ging unsere Fahrt so schnell, daß wir am Morgen die Inseln Api und Ambrym in Sicht hatten und bald darauf an der südwestlichen Küste von Malicollo hinsteuerten. Auch auf dieser Seite ist das Eiland an schönen Waldungen reich, und der Rauch, der an unzähligen Orten aufstieg, ließ auf eine starke Bevölkerung schließen. Jenseit einer wahrhaft prächtigen Bucht zeigten sich hin und wieder unfruchtbare Stellen, und dennoch stieg überall, sogar auf den höchsten Bergen, Rauch in die Höhe, und Nachts funkelte eine Reihe von Feuern, die sich gewiß über eine halbe Seemeile ausdehnte. Am 24. befanden wir uns ziemlich weit in dem Canal, den Bougainville zwischen Malicollo und einer zweiten mehr nördlichen Insel entdeckt hat.

Diese nördliche Insel hat einen großen Umfang und ist hoch und bergig. Vor ihrem Ufer liegen viele kleine Eilande, alle von gleicher Gestalt, nämlich schmale Landstreifen, die an ihrem südlichen Ende steil sind und gegen Norden flach auslaufen. Der hohe Theil war in der Regel weiß wie Kreide, und unter den Bäumen waren sehr viele Casuarinen, aber keine Palmen. Hinter einem Vorgebirge fanden wir eine sehr geräumige Bucht, die am Eingange über fünf Seemeilen breit war und sieben Meilen weit ins Land reichte. So weit wir sehen konnten, erstreckten sich Hügel mit breiten Zwischenthälern, blos das Ufer war flach, die Meerestiefe aber so bedeutend, daß wir eine halbe Stunde vom Strande entfernt an verschiedenen Stellen bei 130—140 Faden keinen Grund fanden.

Auf der westlichen Seite der Bucht, in der wir vor Anker gingen, kamen viele Eingeborne zum Vorschein. An diesem Tage wagten sie sich noch nicht ans Schiff, aber am nächsten Morgen ruderten drei Kähne, alle schlecht gebaut und mit dreieckigen Segeln, zu uns heran. In jedem saßen vier bis fünf Männer, fast ganz nackt und größer und stärker als die Bewohner von Malicollo, mit wolligem Haar und krausem Bart. Jeder trug einen Federbusch auf dem Kopfe, einige hatten sich von Palmenblättern Mützen gemacht und andere eine weiße Muschel vor die Stirn gebunden. Wir riefen ihnen zu und beschenkten sie mit Nägeln und anderen Kleinigkeiten. Ein grüner Zweig vom Pfefferbaum war Alles, was sie uns dafür bieten konnten. Unsere Ansprache

verstanden sie nicht, als aber einer von uns in der Mundart der Freundschaftsinseln zu zählen anfing, unterbrachen sie ihn, und zählten in derselben Sprache bis zehn fort. Herr Forster der Jüngere deutete nun auf das Land und verlangte den Namen der Insel zu wissen. Sie entgegneten: Fannua, welches Wort in jener Sprache für Land überhaupt gebraucht wird. Die schöne Ebene rings um die Bai nannten sie Talla-oni und gaben noch die Namen verschiedener Gebiete an.

Da sie für die ganze Insel keine Bezeichnung zu haben schienen, so ließ ich es bei dem Namen Tierra del Espiritu Santo. Es unterlag nämlich für mich keinem Zweifel, daß dies das von Quiros entdeckte Land sei und daß wir in derselben Bucht ankerten, welche er St. Philipp und St. Jago genannt hat. Alles, was er von der Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes und von der Sicherheit und Geräumigkeit der Bai sagt, trifft vollkommen zu. Nur den Ankerplatz Vera Cruz, den er beschreibt, fanden wir nicht, doch dies entscheidet nicht, denn wie leicht könnte im Hintergrunde der Bucht eine noch tiefer ins Land gehende Bai vorhanden sein. Alles Andere paßte, wie schon gesagt, auf diese Bai. Von den beiden Flüssen, deren er erwähnt, befuhren unsere Boote einen und fanden ihn tief und breit. Die Winde können einem ankernden Schiffe nicht schaden, und die Fluth ist unbedeutend. Dies letztere wird dadurch bewiesen, daß ein schöner Teppich von Gräsern und anderen Pflanzen bis hart an den Rand des Wasserspiegels reicht.

Nachdem ich den Archipel der Neuen Hebriden sechsundvierzig Tage lang untersucht hatte, durfte ich nicht länger verweilen. Ich wollte noch eine Fahrt gegen Süden machen, und die passendste Jahreszeit nahte heran. Die Erfrischungen, deren meine Mannschaft bedurfte, fand ich allerdings erst in Neuseeland. Dieser Nachtheil ließ sich aber nicht umgehen, denn daß die Bewohner der Neuen Hebriden mir nichts bieten wollten oder konnten, hatte ich auf Tanna erfahren.*) Wir waren

*) Forster empfand wegen des schnellen Verlassens des Heiligen-Geist-Landes einen Groll, der sich noch in seiner Reisebeschreibung (III., 192 der Ausg. von 1784) ausspricht. „Das Studium der Natur," sagt er, „ward in der Reise immer nur als Nebensache betrachtet; nicht anders, als ob der ganze Zweck der Unternehmung darauf hinausliefe, in

verstanden sie nicht, als aber einer von uns in der Mundart der Freundschaftsinseln zu zählen anfing, unterbrachen sie ihn, und zählten in derselben Sprache bis zehn fort. Herr Forster der Jüngere deutete nun auf das Land und verlangte den Namen der Insel zu wissen. Sie entgegneten: Fannua, welches Wort in jener Sprache für Land überhaupt gebraucht wird. Die schöne Ebene rings um die Bai nannten sie Talla-oni und gaben noch die Namen verschiedener Gebiete an.

Da sie für die ganze Insel keine Bezeichnung zu haben schienen, so ließ ich es bei dem Namen Tierra del Espiritu Santo. Es unterlag nämlich für mich keinem Zweifel, daß dies das von Quiros entdeckte Land sei und daß wir in derselben Bucht ankerten, welche er St. Philipp und St. Jago genannt hat. Alles, was er von der Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes und von der Sicherheit und Geräumigkeit der Bai sagt, trifft vollkommen zu. Nur den Ankerplatz Vera Cruz, den er beschreibt, fanden wir nicht, doch dies entscheidet nicht, denn wie leicht könnte im Hintergrunde der Bucht eine noch tiefer ins Land gehende Bai vorhanden sein. Alles Andere paßte, wie schon gesagt, auf diese Bai. Von den beiden Flüssen, deren er erwähnt, befuhren unsere Boote einen und fanden ihn tief und breit. Die Winde können einem ankernden Schiffe nicht schaden, und die Fluth ist unbedeutend. Dies letztere wird dadurch bewiesen, daß ein schöner Teppich von Gräsern und anderen Pflanzen bis hart an den Rand des Wasserspiegels reicht.

Nachdem ich den Archipel der Neuen Hebriden sechsundvierzig Tage lang untersucht hatte, durfte ich nicht länger verweilen. Ich wollte noch eine Fahrt gegen Süden machen, und die passendste Jahreszeit nahte heran. Die Erfrischungen, deren meine Mannschaft bedurfte, fand ich allerdings erst in Neuseeland. Dieser Nachtheil ließ sich aber nicht umgehen, denn daß die Bewohner der Neuen Hebriden mir nichts bieten wollten oder konnten, hatte ich auf Tanna erfahren.*) Wir waren

*) Forster empfand wegen des schnellen Verlassens des Heiligen-Geist-Landes einen Groll, der sich noch in seiner Reisebeschreibung (III., 192 der Ausg. von 1784) ausspricht. „Das Studium der Natur," sagt er, „ward in der Reise immer nur als Nebensache betrachtet; nicht anders, als ob der ganze Zweck der Unternehmung darauf hinausliefe, in

drei Tage gesegelt, als wir eine Entdeckung machten, welche unseren Unternehmungen in der Südsee auf einmal eine ganz andere Wendung gab.

Am 1. September hatten wir das letzte Land aus Sicht verloren. Am 4. September sah ein Midshipman vom Mastkorbe aus eine Küste, die weit gegen Westen, zum Theil auch gegen Südosten lief. Der Nebel, der eben das Meer bedeckte, erzeugte die Täuschung, daß das Land noch sehr weit entfernt sein müsse; in Wahrheit waren wir ihm auf acht Seemeilen nahe gekommen. Da Windstille herrschte, so befanden wir uns bei Einbruch der Dunkelheit noch ziemlich weit vom Ufer. Drei Kähne, die wir von demselben abstoßen sahen, täuschten sich über die Entfernung in entgegengesetzter Weise. Sie hielten uns für weit näher als wir waren, und segelten ein gutes Stück ins offene Meer hinaus, bis sie ihren Irrthum gewahr wurden und zurückkehrten. Gegen Westen lagen mehrere Inseln, und auf der ganzen Strecke vor uns war die Brandung so, daß wir vermutheten, in einiger Entfernung vor der Küste laufe ein Korallenriff.

Am andern Morgen sahen wir dieses Riff drei Seemeilen vor dem Lande. In dem Binnenwasser fuhren einige Canoes, alle mit zwei hinter einander stehenden Segeln. Sie beschäftigten sich mit dem Fischfang und beachteten uns kaum. Bald entdeckte ich eine Oeffnung im

---

der südlichen Halbkugel nach einer neuen Curslinie umherzusegeln. Ein Glück war's, daß wenigstens dann und wann die Bedürfnisse der Mannschaft mit dem Vortheil der Wissenschaften einerlei Gegenstand hatten, sonst würden die letzteren vielleicht ganz leer ausgegangen sein." Das Unrecht, das er mit diesen Worten Cook zufügt, wird dadurch vergrößert daß er (S. 195.) behauptet, Cook „habe die Südsee in ihrer größten Breite, nehmlich bis zur Spitze von Amerika hin, durchkreuzen wollen, ohne auf der ganzen Fahrt anzulegen," wodurch sie „unfehlbar mehrere Leute eingebüßt haben würden, denn sie konnten wohl nicht alle noch längere Leiden ausstehen." Cook wollte allerdings anlegen, in Neuseeland. In hundert Stellen seiner Reiseberichte äußert sich seine lebhafte Theilnahme an naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Untersuchungen, aber er hatte seine Instructionen und mußte auf die Gesundheit seiner Mannschaft mehr Rücksicht nehmen, als auf die mögliche Auffindung neuer Pflanzen- und Thierarten.

drei Tage gesegelt, als wir eine Entdeckung machten, welche unseren Unternehmungen in der Südsee auf einmal eine ganz andere Wendung gab.

Am 1. September hatten wir das letzte Land aus Sicht verloren. Am 4. September sah ein Midshipman vom Mastkorbe aus eine Küste, die weit gegen Westen, zum Theil auch gegen Südosten lief. Der Nebel, der eben das Meer bedeckte, erzeugte die Täuschung, daß das Land noch sehr weit entfernt sein müsse; in Wahrheit waren wir ihm auf acht Seemeilen nahe gekommen. Da Windstille herrschte, so befanden wir uns bei Einbruch der Dunkelheit noch ziemlich weit vom Ufer. Drei Kähne, die wir von demselben abstoßen sahen, täuschten sich über die Entfernung in entgegengesetzter Weise. Sie hielten uns für weit näher als wir waren, und segelten ein gutes Stück ins offene Meer hinaus, bis sie ihren Irrthum gewahr wurden und zurückkehrten. Gegen Westen lagen mehrere Inseln, und auf der ganzen Strecke vor uns war die Brandung so, daß wir vermutheten, in einiger Entfernung vor der Küste laufe ein Korallenriff.

Am andern Morgen sahen wir dieses Riff drei Seemeilen vor dem Lande. In dem Binnenwasser fuhren einige Canoes, alle mit zwei hinter einander stehenden Segeln. Sie beschäftigten sich mit dem Fischfang und beachteten uns kaum. Bald entdeckte ich eine Oeffnung im

---

der südlichen Halbkugel nach einer neuen Curslinie umherzusegeln. Ein Glück war's, daß wenigstens dann und wann die Bedürfnisse der Mannschaft mit dem Vortheil der Wissenschaften einerlei Gegenstand hatten, sonst würden die letzteren vielleicht ganz leer ausgegangen sein." Das Unrecht, das er mit diesen Worten Cook zufügt, wird dadurch vergrößert daß er (S. 195.) behauptet, Cook „habe die Südsee in ihrer größten Breite, nehmlich bis zur Spitze von Amerika hin, durchkreuzen wollen, ohne auf der ganzen Fahrt anzulegen," wodurch sie „unfehlbar mehrere Leute eingebüßt haben würden, denn sie konnten wohl nicht alle noch längere Leiden ausstehen." Cook wollte allerdings anlegen, in Neuseeland. In hundert Stellen seiner Reiseberichte äußert sich seine lebhafte Theilnahme an naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Untersuchungen, aber er hatte seine Instructionen und mußte auf die Gesundheit seiner Mannschaft mehr Rücksicht nehmen, als auf die mögliche Auffindung neuer Pflanzen- und Thierarten.

Riff und ließ sie durch die Boote untersuchen. Sie war etwa eine halbe Stunde breit und hatte in der Mitte hinreichende Tiefe. Jenseits war das Wasser ganz ruhig, und wir gelangten mit Hülfe des frischen Windes zu einer kleinen Insel, an der ich vor Anker ging. Das Land hatte ein unfruchtbares Ansehn; Buschwerk war im höheren Mittelgrunde nicht zu sehen, auf den Bergen standen einzelne Bäume mit weißer Rinde, die unseren Weiden glichen. Eine Ausnahme machte der niedrige schmale Strand, der Büsche und schattige Bäume, namentlich Pisangs und Cocospalmen trug. Es zeigten sich auch einige kegelförmige Häuser, fast wie große Bienenkörbe gestaltet.

Als wir vor Anker lagen, drängten sich an zwanzig Kähne um uns herum. Alle waren Doppelpirogen, mit einer Plattform von Brettern verbunden, und alle unterhielten auf einem Erdhaufen ein Feuer. Die Mannschaften waren so dreist, an Bord zu kommen und zwischen uns umherzugehen. Alles, was eine rothe Farbe hatte, gefiel ihnen ungemein, unser Pökelfleisch und unsern Wein wiesen sie zurück. Von dem, was sie sprachen, waren uns blos einige Wörter, wie Eri (König) verständlich.

Am Nachmittag fuhr ich mit zwei stark bemannten Booten, in denen sich auch eine Abtheilung Seesoldaten befand, zu einer flachen Landspitze. Dort hatten sich viele Eingeborne versammelt, einige mit, andere ohne Waffen. Ein stattlicher junger Mann, der uns als Eri bezeichnet und Teabuma genannt wurde, hielt uns unter allgemeinem Stillschweigen eine Rede, der noch eine zweite eines andern Mannes folgte. Leider verstanden wir von beiden kein Wort. Wir erkundigten uns vor allen Dingen, wo frisches Wasser zu haben sei, worauf ein Theil der Wilden gegen Osten, ein anderer gegen Westen zeigte.

Die meisten dieser Wilden waren von hohem Wuchs. Viele glichen in der Farbe, den platten Nasen, den wulstigen Lippen den Schwarzen. Einige hatten dickgeschwollene mit Aussatz bedeckte Arme und Beine. Statt aller Kleidungsstücke trugen sie eine Schnur um den Leib und eine zweite um den Hals. An beiden Schnuren hingen kleine kugelrunde Stückchen eines hellgrünen Steins. Sonderbar nahm sich der Kopfputz aus, eine Art Husarenmütze von braunem oder schwarzgefärbtem und steifem Zeug, unten und oben offen. In den sehr großen

Riff und ließ sie durch die Boote untersuchen. Sie war etwa eine halbe Stunde breit und hatte in der Mitte hinreichende Tiefe. Jenseits war das Wasser ganz ruhig, und wir gelangten mit Hülfe des frischen Windes zu einer kleinen Insel, an der ich vor Anker ging. Das Land hatte ein unfruchtbares Ansehn; Buschwerk war im höheren Mittelgrunde nicht zu sehen, auf den Bergen standen einzelne Bäume mit weißer Rinde, die unseren Weiden glichen. Eine Ausnahme machte der niedrige schmale Strand, der Büsche und schattige Bäume, namentlich Pisangs und Cocospalmen trug. Es zeigten sich auch einige kegelförmige Häuser, fast wie große Bienenkörbe gestaltet.

Als wir vor Anker lagen, drängten sich an zwanzig Kähne um uns herum. Alle waren Doppelpirogen, mit einer Plattform von Brettern verbunden, und alle unterhielten auf einem Erdhaufen ein Feuer. Die Mannschaften waren so dreist, an Bord zu kommen und zwischen uns umherzugehen. Alles, was eine rothe Farbe hatte, gefiel ihnen ungemein, unser Pökelfleisch und unsern Wein wiesen sie zurück. Von dem, was sie sprachen, waren uns blos einige Wörter, wie Eri (König) verständlich.

Am Nachmittag fuhr ich mit zwei stark bemannten Booten, in denen sich auch eine Abtheilung Seesoldaten befand, zu einer flachen Landspitze. Dort hatten sich viele Eingeborne versammelt, einige mit, andere ohne Waffen. Ein stattlicher junger Mann, der uns als Eri bezeichnet und Teabuma genannt wurde, hielt uns unter allgemeinem Stillschweigen eine Rede, der noch eine zweite eines andern Mannes folgte. Leider verstanden wir von beiden kein Wort. Wir erkundigten uns vor allen Dingen, wo frisches Wasser zu haben sei, worauf ein Theil der Wilden gegen Osten, ein anderer gegen Westen zeigte.

Die meisten dieser Wilden waren von hohem Wuchs. Viele glichen in der Farbe, den platten Nasen, den wulstigen Lippen den Schwarzen. Einige hatten dickgeschwollene mit Aussatz bedeckte Arme und Beine. Statt aller Kleidungsstücke trugen sie eine Schnur um den Leib und eine zweite um den Hals. An beiden Schnuren hingen kleine kugelrunde Stückchen eines hellgrünen Steins. Sonderbar nahm sich der Kopfputz aus, eine Art Husarenmütze von braunem oder schwarzgefärbtem und steifem Zeug, unten und oben offen. In den sehr großen

Ohrlöchern hingen Ringe von Schildkrot, oder aufgerollte Zuckerrohrblätter.

Von Waffen sahen wir Keulen, Speere und Schleudern. Die Keulen waren nur drei Fuß, die Speere dagegen fünfzehn bis zwanzig Fuß lang und in der Mitte mit einem eingeschnitzten menschlichen Gesicht verziert. Die kurze Schnur zum Werfen des Speers, die wir von Tanna her kannten, war hier viel besser gearbeitet. Mit den Schleudern wirft man einen fetten weichen Seifenstein, dem man durch Reiben eine längliche Gestalt giebt und ihn auf beiden Seiten zuspitzt.

Um Trinkwasser aufzusuchen, bestieg ich eins der Boote, und fuhr ostwärts am Ufer hinauf. Ueberall wuchsen Mangelbäume, zum Theil in dem sumpfigen Boden, zum Theil in dem Wasser selbst. Ein Wilder folgte uns zwischen dem Dickicht nach und hatte mit den verschlungenen Wurzeln und Zweigen so viele Mühe, daß wir ihn ins Boot nahmen. Ein Schuß, mit dem ich eine Ente erlegte, setzte ihn in Erstaunen, ohne ihn zu erschrecken. Er zeigte uns eine Einfahrt zwischen den Mangelbäumen, welche die Mündung eines Flusses zu sein schien. Wir lenkten das Boot dorthin und folgten den Schlangenlinien des Flusses bis zu einer Stelle, wo er blos noch zwölf Fuß breit war. Hier standen die Wohnungen einiger Familien, die sogleich zutraulich auf uns zueilten.

Wir wurden nun auch mit den Weibern dieses Volkes bekannt. Ihre groben Gesichtszüge, ihre oben platten und unten breiten Nasen, ihre kleinen Augen, ihre stark hervortretenden Backenknochen lassen sie nichts weniger als hübsch erscheinen. Sie haben krause, meistens kurz verschnittene Haare und eine braune, auch wohl mahagonifarbene Haut. Ihre Tracht ist abscheulich und besteht aus einem kurzen Rocke von lauter schwarzen, an einen um die Hüften gehenden Strick befestigten Schnüren. Dieser Rock, der wie ein Strohdach aussieht und der Figur etwas ungemein Plumpes giebt, bedeckt kaum den dritten Theil der Schenkel. Ihre Schmucksachen waren wie bei den Männern Muscheln, Ohrringe und kleine kugelrunde Steine.

Auf einer kleinen Anhöhe, zwanzig Schritte vom Ufer entfernt, lagen die Wohnungen. Sie waren zehn Fuß hoch und von kegelförmiger Gestalt, aber oben nicht spitz. Um senkrechte Pfähle waren Reiser gebunden und mit Matten überkleidet, oben darauf ruhte ein halbrun-

Ohrlöchern hingen Ringe von Schildkrot, oder aufgerollte Zuckerrohrblätter.

Von Waffen sahen wir Keulen, Speere und Schleudern. Die Keulen waren nur drei Fuß, die Speere dagegen fünfzehn bis zwanzig Fuß lang und in der Mitte mit einem eingeschnitzten menschlichen Gesicht verziert. Die kurze Schnur zum Werfen des Speers, die wir von Tanna her kannten, war hier viel besser gearbeitet. Mit den Schleudern wirft man einen fetten weichen Seifenstein, dem man durch Reiben eine längliche Gestalt giebt und ihn auf beiden Seiten zuspitzt.

Um Trinkwasser aufzusuchen, bestieg ich eins der Boote, und fuhr ostwärts am Ufer hinauf. Ueberall wuchsen Mangelbäume, zum Theil in dem sumpfigen Boden, zum Theil in dem Wasser selbst. Ein Wilder folgte uns zwischen dem Dickicht nach und hatte mit den verschlungenen Wurzeln und Zweigen so viele Mühe, daß wir ihn ins Boot nahmen. Ein Schuß, mit dem ich eine Ente erlegte, setzte ihn in Erstaunen, ohne ihn zu erschrecken. Er zeigte uns eine Einfahrt zwischen den Mangelbäumen, welche die Mündung eines Flusses zu sein schien. Wir lenkten das Boot dorthin und folgten den Schlangenlinien des Flusses bis zu einer Stelle, wo er blos noch zwölf Fuß breit war. Hier standen die Wohnungen einiger Familien, die sogleich zutraulich auf uns zueilten.

Wir wurden nun auch mit den Weibern dieses Volkes bekannt. Ihre groben Gesichtszüge, ihre oben platten und unten breiten Nasen, ihre kleinen Augen, ihre stark hervortretenden Backenknochen lassen sie nichts weniger als hübsch erscheinen. Sie haben krause, meistens kurz verschnittene Haare und eine braune, auch wohl mahagonifarbene Haut. Ihre Tracht ist abscheulich und besteht aus einem kurzen Rocke von lauter schwarzen, an einen um die Hüften gehenden Strick befestigten Schnüren. Dieser Rock, der wie ein Strohdach aussieht und der Figur etwas ungemein Plumpes giebt, bedeckt kaum den dritten Theil der Schenkel. Ihre Schmucksachen waren wie bei den Männern Muscheln, Ohrringe und kleine kugelrunde Steine.

Auf einer kleinen Anhöhe, zwanzig Schritte vom Ufer entfernt, lagen die Wohnungen. Sie waren zehn Fuß hoch und von kegelförmiger Gestalt, aber oben nicht spitz. Um senkrechte Pfähle waren Reiser gebunden und mit Matten überkleidet, oben darauf ruhte ein halbrun-

des Strohdach. Licht erhielten diese Hütten durch ein vier Fuß hohes Loch, das die Thür vorstellte. Jede Hütte war mit Rauch gefüllt, und an dem niedrigen Eingange lag ein Aschenhaufen. Neben den Wohnungen wuchsen Cocospalmen ohne Früchte, Pisangs, Zuckerrohr und Tarrowurzeln. Die letzteren wurden mittelst kleiner Furchen bewässert und standen an einigen Stellen völlig unter Wasser.

Von diesen Pflanzungen konnten sich die Bewohner der Hütten nicht das ganze Jahr ernähren. Ueberhaupt hatte die ganze Gegend ein ärmliches Ansehn und erinnerte fast an die Osterinsel. Gegen die Berge hin, die wir in einer Stunde hätten erreichen können, war Alles öde. Die wenigen Bäume und angebauten Felder verloren sich in der wüsten Haide.

Der Fluß war so sehr mit der eindringenden Fluth vermischt, daß unser Bedürfniß nach Wasser hier nicht befriedigt werden konnte. Die Wilden verstanden unsere Zeichen und wiesen uns gegen Westen. In dieser Richtung erstiegen wir vier Anhöhen mit einem felsigen Boden, der aus großen Quarzstücken und wagerechten Glimmerschichten bestand. Hier wuchs viel dünnes Gras, das aber verdorrt war, und je zwanzig bis dreißig Schritte von einander entfernt Bäume, die an der Wurzel schwarz, wie verbrannt aussahen, weiter oben aber eine lockere Rinde von schneeweißer Farbe und lange, schmale, weidenartige Blätter hatten. Sie gehören zu der Gattung, von der Rumpf behauptet, daß sie auf den Molukken das Cayeputöl gebe. Zwischen diesen Bäumen gab es kein Strauchwerk, und der Blick konnte daher frei nach allen Richtungen schweifen. Am besten gefiel uns eine Linie schattender Bäume und grüner Sträucher, die vom Meere bis zu den Bergen lief. Wir vermutheten dort einen Bach und fanden ihn in der That.

Die Ufer des kleinen Flusses hatten eine kräftige Pflanzenerde und waren mit grünem Rasen bekleidet. Unmittelbar am Ufer wuchsen Mangelbäume, hinter denen ein zwanzig Fuß breiter Streifen andere Baum- und Pflanzenarten trug. Die Wohnungen lagen zu zweien und dreien neben einander unter hohen Feigenbäumen, die ihre Zweige so fest in einander schlangen, daß man durch das Laub kaum den Himmel sehen konnte. In den dickbelaubten Gipfeln nisteten unzählige Vögel, die ununterbrochen lieblich sangen. Die Bäume selbst fesselten unsere

des Strohdach. Licht erhielten diese Hütten durch ein vier Fuß hohes Loch, das die Thür vorstellte. Jede Hütte war mit Rauch gefüllt, und an dem niedrigen Eingange lag ein Aschenhaufen. Neben den Wohnungen wuchsen Cocospalmen ohne Früchte, Pisangs, Zuckerrohr und Tarrowurzeln. Die letzteren wurden mittelst kleiner Furchen bewässert und standen an einigen Stellen völlig unter Wasser.

Von diesen Pflanzungen konnten sich die Bewohner der Hütten nicht das ganze Jahr ernähren. Ueberhaupt hatte die ganze Gegend ein ärmliches Ansehn und erinnerte fast an die Osterinsel. Gegen die Berge hin, die wir in einer Stunde hätten erreichen können, war Alles öde. Die wenigen Bäume und angebauten Felder verloren sich in der wüsten Haide.

Der Fluß war so sehr mit der eindringenden Fluth vermischt, daß unser Bedürfniß nach Wasser hier nicht befriedigt werden konnte. Die Wilden verstanden unsere Zeichen und wiesen uns gegen Westen. In dieser Richtung erstiegen wir vier Anhöhen mit einem felsigen Boden, der aus großen Quarzstücken und wagerechten Glimmerschichten bestand. Hier wuchs viel dünnes Gras, das aber verdorrt war, und je zwanzig bis dreißig Schritte von einander entfernt Bäume, die an der Wurzel schwarz, wie verbrannt aussahen, weiter oben aber eine lockere Rinde von schneeweißer Farbe und lange, schmale, weidenartige Blätter hatten. Sie gehören zu der Gattung, von der Rumpf behauptet, daß sie auf den Molukken das Cayeputöl gebe. Zwischen diesen Bäumen gab es kein Strauchwerk, und der Blick konnte daher frei nach allen Richtungen schweifen. Am besten gefiel uns eine Linie schattender Bäume und grüner Sträucher, die vom Meere bis zu den Bergen lief. Wir vermutheten dort einen Bach und fanden ihn in der That.

Die Ufer des kleinen Flusses hatten eine kräftige Pflanzenerde und waren mit grünem Rasen bekleidet. Unmittelbar am Ufer wuchsen Mangelbäume, hinter denen ein zwanzig Fuß breiter Streifen andere Baum- und Pflanzenarten trug. Die Wohnungen lagen zu zweien und dreien neben einander unter hohen Feigenbäumen, die ihre Zweige so fest in einander schlangen, daß man durch das Laub kaum den Himmel sehen konnte. In den dickbelaubten Gipfeln nisteten unzählige Vögel, die ununterbrochen lieblich sangen. Die Bäume selbst fesselten unsere

Aufmerksamkeit durch die Sonderbarkeit ihres Baues. Der Stamm stand zehn bis zwanzig Fuß hoch über der Erde und ruhte auf Wurzeln, die in schnurgerader Linie schräg zum Boden hinabliefen, so rund, als hätte man sie gedrechselt, und so elastisch wie die Sehne eines Bogens waren. Die Rinde dieser Feigenbäume liefert wahrscheinlich das braune Zeug, das die Eingebornen zu ihrem Putze verwenden.

Während der Tage unseres Aufenthaltes trat eine Sonnenfinsterniß ein, die Herr Wales mit einigen Instrumenten, die er auf der kleinen Sandinsel neben unserem Ankerplatze aufgestellt hatte, beobachtete, wobei ich ihm Gesellschaft leistete. Sowohl nach dieser als nach anderen Beobachtungen bestimmten wir die Lage der Insel zu 20 Grad 17 Min. 39 Sec. südl. Br. und 164 Grad 41 Min. 21 Sec. östl. Länge.

Da wir von den Eingebornen immer nur die Namen einzelner Bezirke erfuhren, so durfte ich mein Entdeckerrecht des Taufens ausüben und nannte die Insel Neucaledonien. Die guten Menschen des neuen Landes blieben sich in ihrem freundlichen Benehmen gleich. Was wir allein an ihnen auszusetzen hatten, war ihre Faulheit. Wenn wir lustwandelten, begleiteten sie uns nie, kamen wir zu ihren Hütten und redeten nicht zuerst, so schwiegen sie auch und kümmerten sich kaum um uns. Die Weiber waren neugieriger und versteckten sich oft im Gebüsch, um uns vorüber gehen zu sehen. Während die Männer stets ernsthaft blieben, äußerten sie die ihrem Geschlecht angeborne Lebhaftigkeit. Diesen unglücklichen Geschöpfen war alle Arbeit aufgebürdet und sie standen, nach Allem zu urtheilen, in noch geringerer Achtung, als auf Tanna.

Am 11. senkten wir unseren Schiffsfleischer ins Meer, der an den Folgen eines unglücklichen Falles gestorben war. Es war der dritte Mann, den wir verloren; einer war ertrunken, der zweite an der Wassersucht gestorben. Mittags bestieg ich die Berge, in denen unser Bach entsprang. Es ging zum Theil sehr steil aufwärts, doch fand sich überall ein gangbarer Weg. Der Felsen bestand durchgehend aus derselben Mischung von Quarz und Glimmer, welche wir auf der kleineren Anhöhe gefunden hatten. Cayeputbäume fanden wir in jeder Höhe und außerdem verschiedene Sträucher, die jedoch alle einzeln standen. Gegen

Aufmerksamkeit durch die Sonderbarkeit ihres Baues. Der Stamm stand zehn bis zwanzig Fuß hoch über der Erde und ruhte auf Wurzeln, die in schnurgerader Linie schräg zum Boden hinabliefen, so rund, als hätte man sie gedrechselt, und so elastisch wie die Sehne eines Bogens waren. Die Rinde dieser Feigenbäume liefert wahrscheinlich das braune Zeug, das die Eingebornen zu ihrem Putze verwenden.

Während der Tage unseres Aufenthaltes trat eine Sonnenfinsterniß ein, die Herr Wales mit einigen Instrumenten, die er auf der kleinen Sandinsel neben unserem Ankerplatze aufgestellt hatte, beobachtete, wobei ich ihm Gesellschaft leistete. Sowohl nach dieser als nach anderen Beobachtungen bestimmten wir die Lage der Insel zu 20 Grad 17 Min. 39 Sec. südl. Br. und 164 Grad 41 Min. 21 Sec. östl. Länge.

Da wir von den Eingebornen immer nur die Namen einzelner Bezirke erfuhren, so durfte ich mein Entdeckerrecht des Taufens ausüben und nannte die Insel Neucaledonien. Die guten Menschen des neuen Landes blieben sich in ihrem freundlichen Benehmen gleich. Was wir allein an ihnen auszusetzen hatten, war ihre Faulheit. Wenn wir lustwandelten, begleiteten sie uns nie, kamen wir zu ihren Hütten und redeten nicht zuerst, so schwiegen sie auch und kümmerten sich kaum um uns. Die Weiber waren neugieriger und versteckten sich oft im Gebüsch, um uns vorüber gehen zu sehen. Während die Männer stets ernsthaft blieben, äußerten sie die ihrem Geschlecht angeborne Lebhaftigkeit. Diesen unglücklichen Geschöpfen war alle Arbeit aufgebürdet und sie standen, nach Allem zu urtheilen, in noch geringerer Achtung, als auf Tanna.

Am 11. senkten wir unseren Schiffsfleischer ins Meer, der an den Folgen eines unglücklichen Falles gestorben war. Es war der dritte Mann, den wir verloren; einer war ertrunken, der zweite an der Wassersucht gestorben. Mittags bestieg ich die Berge, in denen unser Bach entsprang. Es ging zum Theil sehr steil aufwärts, doch fand sich überall ein gangbarer Weg. Der Felsen bestand durchgehend aus derselben Mischung von Quarz und Glimmer, welche wir auf der kleineren Anhöhe gefunden hatten. Cayeputbäume fanden wir in jeder Höhe und außerdem verschiedene Sträucher, die jedoch alle einzeln standen. Gegen

den Gipfel hin nahmen die Bäume an Größe und Stärke merklich ab, nur in einzelnen tiefen Schluchten, die von Bächen durcheilt wurden, sprießten grüne und starke Pflanzen in Menge.

In der Nähe des Gipfels sahen wir eine Anzahl in die Erde gesteckter Pfähle, auf denen trockene Zweige lagen, über die man Grasbüschel gebreitet hatte. Unsere eingebornen Begleiter gaben uns zu verstehen, daß sie an diesem Platze ihre Todten der Erde übergäben. Die Grabstätten der Vornehmen werden mehr ausgeschmückt. Eine derselben zeigte einen Erdhaufen von vier Fuß Höhe, der von einem Zaun umgeben war. Innerhalb desselben waren verschiedene Pfähle in die Erde geschlagen und mit Tritonshörnern besteckt. Ein anderes Grabmal, das ein noch lebender Alter für sich hergerichtet hatte, war mit dicken Pfeilern von neun Fuß Höhe verziert, deren Obertheil man die Form eines menschlichen Kopfes gegeben hatte.

Von der Spitze des Berges übersah ich die jenseitige Ebene bis zum Meer. Die gewundenen Bäche, die einzeln zerstreuten Pflanzungen und Wohnungen, die Baumgruppen, das Meer mit der verschiedenen Färbung seiner seichten und tiefen Stellen, gaben ein schönes Bild. Eine größere Fruchtbarkeit herrschte drüben nicht. Jenseits wie diesseits war der Charakter des Landes derselbe.

Bei unserer Rückkehr auf das Schiff fanden wir in jedem Winkel Eingeborne, die ihre Neugier befriedigten und vor allen Dingen Handel treiben wollten. Sie waren so verständig, unseren Nägeln vor den übrigen Sachen den Vorzug zu geben. Sie verkauften ihre Waffen und Schmucksachen, Lebensmittel erhielten wir von ihnen nicht, weil es ihnen selbst daran fehlte. Selbst ihre sonderbaren Mützen, die ihnen der werthvollste Besitz waren, gaben sie weg. Unter den eingetauschten Sachen befand sich eine Pfeife, das einzige musikalische Instrument, das wir bei ihnen sahen. Sie bestand aus einem zwei Zoll langen, glockenförmig gestalteten Stück Holz, das auf der flachen Seite zwei Löcher und oben eins hatte. Blies man auf dem oberen Loche, so kam aus den beiden anderen ein durchdringender Ton hervor.

Wir konnten den Eingebornen so vollständig vertrauen, daß Herr Forster der Jüngere keinen Anstand nahm, allein einen Spaziergang zu machen. Ein sandiger Hohlweg, der an beiden Seiten mit Glocken-

den Gipfel hin nahmen die Bäume an Größe und Stärke merklich ab, nur in einzelnen tiefen Schluchten, die von Bächen durcheilt wurden, sprießten grüne und starke Pflanzen in Menge.

In der Nähe des Gipfels sahen wir eine Anzahl in die Erde gesteckter Pfähle, auf denen trockene Zweige lagen, über die man Grasbüschel gebreitet hatte. Unsere eingebornen Begleiter gaben uns zu verstehen, daß sie an diesem Platze ihre Todten der Erde übergäben. Die Grabstätten der Vornehmen werden mehr ausgeschmückt. Eine derselben zeigte einen Erdhaufen von vier Fuß Höhe, der von einem Zaun umgeben war. Innerhalb desselben waren verschiedene Pfähle in die Erde geschlagen und mit Tritonshörnern besteckt. Ein anderes Grabmal, das ein noch lebender Alter für sich hergerichtet hatte, war mit dicken Pfeilern von neun Fuß Höhe verziert, deren Obertheil man die Form eines menschlichen Kopfes gegeben hatte.

Von der Spitze des Berges übersah ich die jenseitige Ebene bis zum Meer. Die gewundenen Bäche, die einzeln zerstreuten Pflanzungen und Wohnungen, die Baumgruppen, das Meer mit der verschiedenen Färbung seiner seichten und tiefen Stellen, gaben ein schönes Bild. Eine größere Fruchtbarkeit herrschte drüben nicht. Jenseits wie diesseits war der Charakter des Landes derselbe.

Bei unserer Rückkehr auf das Schiff fanden wir in jedem Winkel Eingeborne, die ihre Neugier befriedigten und vor allen Dingen Handel treiben wollten. Sie waren so verständig, unseren Nägeln vor den übrigen Sachen den Vorzug zu geben. Sie verkauften ihre Waffen und Schmucksachen, Lebensmittel erhielten wir von ihnen nicht, weil es ihnen selbst daran fehlte. Selbst ihre sonderbaren Mützen, die ihnen der werthvollste Besitz waren, gaben sie weg. Unter den eingetauschten Sachen befand sich eine Pfeife, das einzige musikalische Instrument, das wir bei ihnen sahen. Sie bestand aus einem zwei Zoll langen, glockenförmig gestalteten Stück Holz, das auf der flachen Seite zwei Löcher und oben eins hatte. Blies man auf dem oberen Loche, so kam aus den beiden anderen ein durchdringender Ton hervor.

Wir konnten den Eingebornen so vollständig vertrauen, daß Herr Forster der Jüngere keinen Anstand nahm, allein einen Spaziergang zu machen. Ein sandiger Hohlweg, der an beiden Seiten mit Glocken-

winden und wohlriechenden Sträuchern bewachsen war und das ausgetrocknete Bett eines Gießbaches zu sein schien, führte ihn zu drei Hütten unter Cocospalmen. Vor einer derselben saß ein Mann in mittleren Jahren, der einem jungen Mädchen mit einem scharfen Quarzstück die Haare verschnitt. In den beiden anderen Hütten traf unser Naturforscher drei Frauen, die sich eben anschickten, zu kochen. Sie bedienten sich dazu eines ziemlich grob gearbeiteten irdenen Topfes mit dickem Bauche, der innen und außen ganz mit Ruß überzogen war. Aus der Feuerstelle ragten drei spitze Steine hervor, an die der Topf seitwärts angelehnt wurde, so daß man unter ihm Feuer anzünden konnte. Herr Forster betrat die Hütte, ohne auf das abmahnende Winken der Frauen zu achten, und sah in den Topf, in dem nichts als Gras, Blätter und einige kleine Yamswurzeln waren. Die Aengstlichkeit der Frauen nahm immer zu, und endlich fuhren sie mit dem Finger am Halse hin und her, um ihm zu verstehen zu geben, daß man sie erdrosseln werde, wenn man ihn bei ihnen finde. Als er zu dem Manne zurückkehrte, der seiner Tochter noch immer die Haare verschnitt, und Wasser forderte, zeigte dieser nach einem Baume. Dort hingen an den untersten Zweigen zwölf mit Wasser gefüllte Cocosschalen. Diese Aufbewahrung des Wassers in so kleinen Mengen scheint einen großen Mangel daran zu verrathen.

An demselben Tage erhielt ich einen großen Fisch, den ein Wilder mit dem Speer erlegt hatte. Unsere Naturforscher erklärten ihn für eine neue Art des Geschlechts, das Linné Tetraodon nennt und das zum Theil giftig ist. Trotzdem und obgleich die häßliche Gestalt und der dicke Kopf des Fisches nichts Gutes weissagten, ließ ich vorläufig die Leber kochen, weil ich in dem Irrthum schwebte, daß ich auf meiner vorigen Reise dieselbe Art an der Küste von Neuholland getroffen und ohne Schaden gegessen habe. Die Leber hatte einen so thranigen Geschmack, daß ich und die beiden Herren Forster jeder nur einen Bissen genossen.

Gleich nach Tisch legten wir uns nieder, um am andern Morgen frühzeitig ans Land zu gehen. In der Nacht weckte mich eine sehr unbehagliche Empfindung aus dem Schlafe. Hände und Füße waren wie erstarrt, und als ich aufstand konnte ich keinen Schritt thun, ohne mich

winden und wohlriechenden Sträuchern bewachsen war und das ausgetrocknete Bett eines Gießbaches zu sein schien, führte ihn zu drei Hütten unter Cocospalmen. Vor einer derselben saß ein Mann in mittleren Jahren, der einem jungen Mädchen mit einem scharfen Quarzstück die Haare verschnitt. In den beiden anderen Hütten traf unser Naturforscher drei Frauen, die sich eben anschickten, zu kochen. Sie bedienten sich dazu eines ziemlich grob gearbeiteten irdenen Topfes mit dickem Bauche, der innen und außen ganz mit Ruß überzogen war. Aus der Feuerstelle ragten drei spitze Steine hervor, an die der Topf seitwärts angelehnt wurde, so daß man unter ihm Feuer anzünden konnte. Herr Forster betrat die Hütte, ohne auf das abmahnende Winken der Frauen zu achten, und sah in den Topf, in dem nichts als Gras, Blätter und einige kleine Yamswurzeln waren. Die Aengstlichkeit der Frauen nahm immer zu, und endlich fuhren sie mit dem Finger am Halse hin und her, um ihm zu verstehen zu geben, daß man sie erdrosseln werde, wenn man ihn bei ihnen finde. Als er zu dem Manne zurückkehrte, der seiner Tochter noch immer die Haare verschnitt, und Wasser forderte, zeigte dieser nach einem Baume. Dort hingen an den untersten Zweigen zwölf mit Wasser gefüllte Cocosschalen. Diese Aufbewahrung des Wassers in so kleinen Mengen scheint einen großen Mangel daran zu verrathen.

An demselben Tage erhielt ich einen großen Fisch, den ein Wilder mit dem Speer erlegt hatte. Unsere Naturforscher erklärten ihn für eine neue Art des Geschlechts, das Linné Tetraodon nennt und das zum Theil giftig ist. Trotzdem und obgleich die häßliche Gestalt und der dicke Kopf des Fisches nichts Gutes weissagten, ließ ich vorläufig die Leber kochen, weil ich in dem Irrthum schwebte, daß ich auf meiner vorigen Reise dieselbe Art an der Küste von Neuholland getroffen und ohne Schaden gegessen habe. Die Leber hatte einen so thranigen Geschmack, daß ich und die beiden Herren Forster jeder nur einen Bissen genossen.

Gleich nach Tisch legten wir uns nieder, um am andern Morgen frühzeitig ans Land zu gehen. In der Nacht weckte mich eine sehr unbehagliche Empfindung aus dem Schlafe. Hände und Füße waren wie erstarrt, und als ich aufstand konnte ich keinen Schritt thun, ohne mich

an den Wänden anzuhalten. In der großen Cajüte fand ich unsere beiden Naturforscher, die sich eben so schlecht befanden. Alle drei waren wir blaß wie Leichen, im höchsten Grade matt, fast ohne alle Empfindung in den Gliedern und auf der Brust wie zusammengeschnürt. Die Mittel, die Herr Patton uns gab, hatten einige Wirkung, doch waren wir am andern Morgen noch immer sehr matt, litten an Schwindel und hatten heftige Schmerzen. Das Gift war so bösartig, daß wir bis zu unserer Abfahrt nicht ganz wieder hergestellt wurden. Ein empfindliches Kopfweh und Krämpfe blieben zurück, und der Zustand unserer Kräfte erlaubte uns kaum die kleinsten Beschäftigungen. Diese Schmerzen und sonstigen Zufälle waren uns nicht so unangenehm, als daß wir durch unsern Zustand an einer genauen Untersuchung einer Insel, die vor uns kein Europäer betreten hatte, verhindert wurden.

Unter diesen Umständen mußte ich den Lieutenant Pickersgill mit dem Besuch der westlich gelegenen Küste, den ich eigentlich mir vorbehalten hatte, beauftragen. An dem nordwestlichen Ende war der Boden fruchtbarer und trug namentlich viele Cocosbäume. Die dortigen Wilden waren so zuvorkommend, wie überall, und zwei von ihnen begleiteten unsere Leute zu einer Insel, Balabia genannt, die weiter nördlich lag. Einer dieser Wilden unterschied sich durch seine heitere Laune von seinen ernsten Landsleuten sehr. Er hieß Bubik, und die Matrosen verkehrten diesen Namen in booby (Tölpel). Er hörte sich sehr gern so nennen, und darin lag eben der Hauptspaß bei der Sache. Inzwischen begann der Wind stark zu wehen, und die Wellen schlugen ins Boot. Bubik kroch nun in einen Regenmantel, um seinen nackten Körper zu schützen, und seine frohe Laune war dahin. Bald zeigte sich eine wirkliche Gefahr. Das Boot war leck, und das Wasser begann so stark einzudringen, daß Lieutenant Pickersgill das Wasserfaß und andere schwere Sachen mehr über Bord werfen mußte. Glücklicherweise entdeckte er den Leck und verstopfte ihn nothdürftig, worauf er seine Fahrt nach Balabia fortsetzte.

Spät am Abend landete er auf der Insel. Die Bewohner gehören zu demselben Stamm wie die Caledonier, sind aber lebhafter und gesprächiger. Sie zeigten unseren Leuten eine Quelle und tauschten ihre Waffen und Fische gegen Eisenwerk aus. Aus ihrer Unterhaltung ent-

an den Wänden anzuhalten. In der großen Cajüte fand ich unsere beiden Naturforscher, die sich eben so schlecht befanden. Alle drei waren wir blaß wie Leichen, im höchsten Grade matt, fast ohne alle Empfindung in den Gliedern und auf der Brust wie zusammengeschnürt. Die Mittel, die Herr Patton uns gab, hatten einige Wirkung, doch waren wir am andern Morgen noch immer sehr matt, litten an Schwindel und hatten heftige Schmerzen. Das Gift war so bösartig, daß wir bis zu unserer Abfahrt nicht ganz wieder hergestellt wurden. Ein empfindliches Kopfweh und Krämpfe blieben zurück, und der Zustand unserer Kräfte erlaubte uns kaum die kleinsten Beschäftigungen. Diese Schmerzen und sonstigen Zufälle waren uns nicht so unangenehm, als daß wir durch unsern Zustand an einer genauen Untersuchung einer Insel, die vor uns kein Europäer betreten hatte, verhindert wurden.

Unter diesen Umständen mußte ich den Lieutenant Pickersgill mit dem Besuch der westlich gelegenen Küste, den ich eigentlich mir vorbehalten hatte, beauftragen. An dem nordwestlichen Ende war der Boden fruchtbarer und trug namentlich viele Cocosbäume. Die dortigen Wilden waren so zuvorkommend, wie überall, und zwei von ihnen begleiteten unsere Leute zu einer Insel, Balabia genannt, die weiter nördlich lag. Einer dieser Wilden unterschied sich durch seine heitere Laune von seinen ernsten Landsleuten sehr. Er hieß Bubik, und die Matrosen verkehrten diesen Namen in booby (Tölpel). Er hörte sich sehr gern so nennen, und darin lag eben der Hauptspaß bei der Sache. Inzwischen begann der Wind stark zu wehen, und die Wellen schlugen ins Boot. Bubik kroch nun in einen Regenmantel, um seinen nackten Körper zu schützen, und seine frohe Laune war dahin. Bald zeigte sich eine wirkliche Gefahr. Das Boot war leck, und das Wasser begann so stark einzudringen, daß Lieutenant Pickersgill das Wasserfaß und andere schwere Sachen mehr über Bord werfen mußte. Glücklicherweise entdeckte er den Leck und verstopfte ihn nothdürftig, worauf er seine Fahrt nach Balabia fortsetzte.

Spät am Abend landete er auf der Insel. Die Bewohner gehören zu demselben Stamm wie die Caledonier, sind aber lebhafter und gesprächiger. Sie zeigten unseren Leuten eine Quelle und tauschten ihre Waffen und Fische gegen Eisenwerk aus. Aus ihrer Unterhaltung ent-

nahmen die Unsrigen so viel, daß gegen Norden ein großes Land Minga liege, dessen kriegerische Einwohner ihre Feinde seien. Sie zeigten auf einen Erdaufwurf und bezeichneten ihn als das Grab eines ihrer Befehlshaber, der in einem Gefecht gegen die Leute von Minga geblieben sei. Ein großer Rinderknochen mit etwas Pökelfleisch, den ein Matrose aus seinem Proviantbeutel hervorzog, machte der freundschaftlichen Unterredung mit einem Male ein Ende. Die Wilden hatten den Knochen kaum gesehen, als sie ernst und eifrig unter einander zu reden begannen. Sie entfernten sich sogar vom Feuer und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie unsere Leute für Menschenfresser hielten. Lieutenant Pickersgill suchte ihnen den komischen Irrthum zu benehmen, allein seine Sprachkenntniß war zu mangelhaft, als daß er Leute, von denen nie einer ein größeres Thier gesehen hatte, zu überzeugen im Stande gewesen wäre.

Auf der Rückfahrt wurde das Boot wieder so leck, daß der größte Theil der Mannschaft ausstieg und am Ufer bis zum Ankerplatze ging. Wir lernten dadurch die Insel etwas besser kennen, allerdings noch nicht genug, um ein sicheres Urtheil abgeben zu können.

Die Trägheit der Einwohner, von der ich bereits gesprochen habe, ist nicht ausnahmelos verbreitet. Einmal sahen wir eine Pflanzung, welche von beträchtlichem Umfange war und eine große Mannigfaltigkeit von Pflanzen im besten und blühendsten Zustande enthielt. Förmliche Baumgänge von Pisangs wechselten mit Yams- und Tarrofeldern, mit angepflanztem Zuckerrohr und Yambo-Bäumen (Eugenien), welche letzteren wir auf dieser Insel gar nicht gesucht hätten. Zwischen den Feldern liefen regelmäßige Fußsteige, und Alles war in der schönsten Ordnung. Es giebt mithin auch unter diesem trägen Volke einzelne fleißige und arbeitsame Leute.

Die ungenügende Bestellung des Landes liegt zum Theil an den mangelhaften Werkzeugen. Zum Ackern dienen zwei Instrumente. Das eine ist eine Haue von Holz mit einem langen krumm gebogenen und spitzigen Schnabel, das andere ein Holz mit einem stumpfen Haken, der am Ende einen Spalt hat, in dem ein schwarzer Stein mit einem aus Baumrinde geflochtenen Stricke befestigt ist.

Trockene und heiße Länder sind der Entstehung des Aussatzes

nahmen die Unsrigen so viel, daß gegen Norden ein großes Land Minga liege, dessen kriegerische Einwohner ihre Feinde seien. Sie zeigten auf einen Erdaufwurf und bezeichneten ihn als das Grab eines ihrer Befehlshaber, der in einem Gefecht gegen die Leute von Minga geblieben sei. Ein großer Rinderknochen mit etwas Pökelfleisch, den ein Matrose aus seinem Proviantbeutel hervorzog, machte der freundschaftlichen Unterredung mit einem Male ein Ende. Die Wilden hatten den Knochen kaum gesehen, als sie ernst und eifrig unter einander zu reden begannen. Sie entfernten sich sogar vom Feuer und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie unsere Leute für Menschenfresser hielten. Lieutenant Pickersgill suchte ihnen den komischen Irrthum zu benehmen, allein seine Sprachkenntniß war zu mangelhaft, als daß er Leute, von denen nie einer ein größeres Thier gesehen hatte, zu überzeugen im Stande gewesen wäre.

Auf der Rückfahrt wurde das Boot wieder so leck, daß der größte Theil der Mannschaft ausstieg und am Ufer bis zum Ankerplatze ging. Wir lernten dadurch die Insel etwas besser kennen, allerdings noch nicht genug, um ein sicheres Urtheil abgeben zu können.

Die Trägheit der Einwohner, von der ich bereits gesprochen habe, ist nicht ausnahmelos verbreitet. Einmal sahen wir eine Pflanzung, welche von beträchtlichem Umfange war und eine große Mannigfaltigkeit von Pflanzen im besten und blühendsten Zustande enthielt. Förmliche Baumgänge von Pisangs wechselten mit Yams- und Tarrofeldern, mit angepflanztem Zuckerrohr und Yambo-Bäumen (Eugenien), welche letzteren wir auf dieser Insel gar nicht gesucht hätten. Zwischen den Feldern liefen regelmäßige Fußsteige, und Alles war in der schönsten Ordnung. Es giebt mithin auch unter diesem trägen Volke einzelne fleißige und arbeitsame Leute.

Die ungenügende Bestellung des Landes liegt zum Theil an den mangelhaften Werkzeugen. Zum Ackern dienen zwei Instrumente. Das eine ist eine Haue von Holz mit einem langen krumm gebogenen und spitzigen Schnabel, das andere ein Holz mit einem stumpfen Haken, der am Ende einen Spalt hat, in dem ein schwarzer Stein mit einem aus Baumrinde geflochtenen Stricke befestigt ist.

Trockene und heiße Länder sind der Entstehung des Aussatzes

günstig und dieser erzeugt seinerseits die Elephantiasis, jene ungeheure Geschwulst der Arme oder Beine, welche in Neucaledonien gar nicht selten ist. Wir sahen Leute, bei denen beide Beine angegriffen waren, ohne daß sie übrigens im Gehen gehindert zu werden und Schmerzen zu empfinden schienen. Einer der Wilden hatte ganz blondes Haar und eine ausnehmend weiße Haut, die im Gesicht mit Flecken und Blasen überzogen war. Ein Zeichen von Schwäche oder ein Fehler in den Sehorganen ließ sich bei diesem Manne nicht wahrnehmen. Man trifft solche Albinos unter den Bewohnern der Südsee-Inseln, unter den amerikanischen Indianern und sogar unter den schwarzen afrikanischen Stämmen.

Bei einem meiner letzten Besuche am Lande schenkte ich einem angesehenen Manne, Namens Hibai, ein Paar Zuchtschweine. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß er von diesen Thieren Junge ziehen müsse, damit die Insel ein neues, eben so schmackhaftes wie kräftiges Nahrungsmittel erhalte. Sein erstes Gefühl beim Anblick dieser fremdartigen Geschöpfe war Staunen, dann äußerte er Furcht und Abscheu und bat uns, unser Geschenk mit zu nehmen. Mit Mühe brachten wir ihn dahin, daß er die Thiere behielt. Man wird seine Gefühle natürlich finden, wenn man sich sagt, daß ein Schwein nicht schön ist, und daß ein Mann, der blos Vögel gesehen hat, ein solches Geschöpf nicht mit Wohlgefallen betrachten kann.*)

---

*) Neucaledonien ist später oft besucht worden, und alle neueren Berichte (von D'Entrecasteaux, Dumont d'Urville, Lascazas u. A. m.) stehen mit Cook's und Forster's Schilderungen in unlösbarem Widerspruche. Es bleibt blos die eine Annahme übrig, daß unsere Seefahrer, deren bekannte Vorliebe für die Theorie eines paradiesischen Naturzustandes hier nicht allein im Spiel gewesen sein kann, auf einen besonders friedlichen und gut gearteten Stamm gestoßen seien, den Feinde „aus dem Norden" schon vor Entrecasteaux' Besuch ausgerottet haben. Lascazas traf auf einen Menschenschlag afrikanischen Stammes mit aufgepfropftem indischen Typus, der sich von den übrigen Bewohnern, die Papuas sind, auffallend unterschied. Somit scheinen noch heute zwei Stämme diese 80—90 französische Stunden lange und 18—20 Stunden breite Insel zu bewohnen. Die Papuas — und mit diesen wurde Cook bekannt — sind roh, wild, dumm, thierisch unempfänglich und führen

günstig und dieser erzeugt seinerseits die Elephantiasis, jene ungeheure Geschwulst der Arme oder Beine, welche in Neucaledonien gar nicht selten ist. Wir sahen Leute, bei denen beide Beine angegriffen waren, ohne daß sie übrigens im Gehen gehindert zu werden und Schmerzen zu empfinden schienen. Einer der Wilden hatte ganz blondes Haar und eine ausnehmend weiße Haut, die im Gesicht mit Flecken und Blasen überzogen war. Ein Zeichen von Schwäche oder ein Fehler in den Sehorganen ließ sich bei diesem Manne nicht wahrnehmen. Man trifft solche Albinos unter den Bewohnern der Südsee-Inseln, unter den amerikanischen Indianern und sogar unter den schwarzen afrikanischen Stämmen.

Bei einem meiner letzten Besuche am Lande schenkte ich einem angesehenen Manne, Namens Hibai, ein Paar Zuchtschweine. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß er von diesen Thieren Junge ziehen müsse, damit die Insel ein neues, eben so schmackhaftes wie kräftiges Nahrungsmittel erhalte. Sein erstes Gefühl beim Anblick dieser fremdartigen Geschöpfe war Staunen, dann äußerte er Furcht und Abscheu und bat uns, unser Geschenk mit zu nehmen. Mit Mühe brachten wir ihn dahin, daß er die Thiere behielt. Man wird seine Gefühle natürlich finden, wenn man sich sagt, daß ein Schwein nicht schön ist, und daß ein Mann, der blos Vögel gesehen hat, ein solches Geschöpf nicht mit Wohlgefallen betrachten kann.*)

---

*) Neucaledonien ist später oft besucht worden, und alle neueren Berichte (von D'Entrecasteaux, Dumont d'Urville, Lascazas u. A. m.) stehen mit Cook's und Forster's Schilderungen in unlösbarem Widerspruche. Es bleibt blos die eine Annahme übrig, daß unsere Seefahrer, deren bekannte Vorliebe für die Theorie eines paradiesischen Naturzustandes hier nicht allein im Spiel gewesen sein kann, auf einen besonders friedlichen und gut gearteten Stamm gestoßen seien, den Feinde „aus dem Norden" schon vor Entrecasteaux' Besuch ausgerottet haben. Lascazas traf auf einen Menschenschlag afrikanischen Stammes mit aufgepfropftem indischen Typus, der sich von den übrigen Bewohnern, die Papuas sind, auffallend unterschied. Somit scheinen noch heute zwei Stämme diese 80—90 französische Stunden lange und 18—20 Stunden breite Insel zu bewohnen. Die Papuas — und mit diesen wurde Cook bekannt — sind roh, wild, dumm, thierisch unempfänglich und führen

fortwährend Krieg, um sich ihre Lieblingsnahrung, Menschenfleisch, zu verschaffen. In der Gegenwart Dumont d'Urville's verschlangen sie die widerliche Speise ohne Scheu, betrachteten und befühlten die nackten Arme und Beine der jungen Matrosen lüstern und riefen mit dem Ausdruck von Feinschmeckern: Kaparat! Weiber, die das geringste Versehen begangen haben, erschlägt und ißt man.

Seit 1843 leben katholische Glaubensboten auf der Insel, und gegenwärtig ist sie französisches Eigenthum. Der Häuptling Wan-de-Chon hat „seine Souverainetätsrechte über Neucaledonien und Alles, was man darunter versteht, mit Einschluß der Fichten-Insel" auf Napoleon III. übertragen. Am 24. und 29. September 1853 hat der Gegenadmiral Febvrier-Despointes Besitz ergriffen. Nachdem schon früher einmal verlautet hatte, daß Neucaledonien französische Strafcolonie werden solle, taucht dasselbe Gerücht abermals auf. Die Insel heißt bei den Eingebornen Baladea und hat zwei Haupthäfen, Port Balade im Nordosten und Port St. Vincent im Südwesten. Der von Woodin 1849 entdeckte breite Canal zwischen der Botany-Insel und der Südspitze enthält mehrere sichere Ankerplätze.

Die Schilderungen Cook's passen ziemlich auf die ganze Insel. Die Vegetation nähert sich der neuholländischen, und auch die australischen Malaleuken, Forster's Cayeputbäume, kommen vor. Bei St. Vincent ist der Boden besser und trägt Sandelholz, während die dortigen Hochgebirge mit Urwald bedeckt sind. Unter den Vögeln befindet sich, wie auch Forster erwähnt, die europäische Krähe. Die Glaubensboten bauen mit dem besten Erfolge Bananen, Oelbäume, den philippinischen Hanf, die Pfeilwurzel, Tabak, Ingwer, Zuckerrohr und wilden Indigo.

Neunzehntes Kapitel.

Fahrt an der Küste von Neucaledonien. — Die Fichten-Insel. — Entdeckung der Norfolk-Insel. — Dritter und letzter Aufenthalt im Charlottensunde. — Schicksale der Adventure seit ihrer Trennung von uns. — Die französische Expedition auf Neuseeland. — Abfahrt.

Um die Lage der Küste zu bestimmen, hielt ich, nachdem der Anker gehoben worden war, einen nordwestlichen Curs. Wegen der Riffe mußte ich ziemlich entfernt vom Lande bleiben und gerieth trotz dieser Vorsicht, als Windstille eintrat, in Gefahr. An der nördlichen Spitze

fortwährend Krieg, um sich ihre Lieblingsnahrung, Menschenfleisch, zu verschaffen. In der Gegenwart Dumont d'Urville's verschlangen sie die widerliche Speise ohne Scheu, betrachteten und befühlten die nackten Arme und Beine der jungen Matrosen lüstern und riefen mit dem Ausdruck von Feinschmeckern: Kaparat! Weiber, die das geringste Versehen begangen haben, erschlägt und ißt man.

Seit 1843 leben katholische Glaubensboten auf der Insel, und gegenwärtig ist sie französisches Eigenthum. Der Häuptling Wan-de-Chon hat „seine Souverainetätsrechte über Neucaledonien und Alles, was man darunter versteht, mit Einschluß der Fichten-Insel" auf Napoleon III. übertragen. Am 24. und 29. September 1853 hat der Gegenadmiral Febvrier-Despointes Besitz ergriffen. Nachdem schon früher einmal verlautet hatte, daß Neucaledonien französische Strafcolonie werden solle, taucht dasselbe Gerücht abermals auf. Die Insel heißt bei den Eingebornen Baladea und hat zwei Haupthäfen, Port Balade im Nordosten und Port St. Vincent im Südwesten. Der von Woodin 1849 entdeckte breite Canal zwischen der Botany-Insel und der Südspitze enthält mehrere sichere Ankerplätze.

Die Schilderungen Cook's passen ziemlich auf die ganze Insel. Die Vegetation nähert sich der neuholländischen, und auch die australischen Malaleuken, Forster's Cayeputbäume, kommen vor. Bei St. Vincent ist der Boden besser und trägt Sandelholz, während die dortigen Hochgebirge mit Urwald bedeckt sind. Unter den Vögeln befindet sich, wie auch Forster erwähnt, die europäische Krähe. Die Glaubensboten bauen mit dem besten Erfolge Bananen, Oelbäume, den philippinischen Hanf, die Pfeilwurzel, Tabak, Ingwer, Zuckerrohr und wilden Indigo.

Neunzehntes Kapitel.

Fahrt an der Küste von Neucaledonien. — Die Fichten-Insel. — Entdeckung der Norfolk-Insel. — Dritter und letzter Aufenthalt im Charlottensunde. — Schicksale der Adventure seit ihrer Trennung von uns. — Die französische Expedition auf Neuseeland. — Abfahrt.

Um die Lage der Küste zu bestimmen, hielt ich, nachdem der Anker gehoben worden war, einen nordwestlichen Curs. Wegen der Riffe mußte ich ziemlich entfernt vom Lande bleiben und gerieth trotz dieser Vorsicht, als Windstille eintrat, in Gefahr. An der nördlichen Spitze

kehrte ich um, lief wieder an unserem Ankerplatze vorbei und segelte der südöstlichen Küste zu.

Die häufigen Windstillen verzögerten unsere Fahrt sehr, und sie wurde durch den Umstand, daß wir so nahe am Lande hinfuhren, wo wir vielleicht Erfrischungen fanden und doch nicht landen konnten, doppelt unangenehm gemacht. Der Mangel an frischen Lebensmitteln wurde immer härter empfunden, und ohne unser Sauerkraut würde der Scorbut allgemein ausgebrochen sein. Einige Schinken, die ich bis jetzt aufbewahrt hatte und die fast ungenießbar geworden waren, wurden von den jüngeren Officieren, die an diesen Leckerbissen keinen Theil hatten, mit sehnsüchtigen Blicken betrachtet. Das Verlangen nach einer anderen Speise, als dem elenden Pökelfleisch, wurde bei einem der Lieutenants so stark, daß er einen giftigen Fisch von derselben Art, die uns fast getödtet hätte, der den Matrosen ins Netz gegangen war, für sich zurichten ließ. Die Vorstellungen und Spöttereien seiner Cameraden brachten ihn endlich von dem Vorhaben ab, den Fisch zu essen.

In unserer Entfernung von vier bis fünf Seemeilen von der Küste machten uns unzählige säulenförmige Figuren, die an der Küste zuweilen einzeln, öfter aber in Gruppen zusammen standen, viel zu schaffen. Wir hatten uns in der Ansicht geeinigt, daß es Basaltsäulen seien, als eine Menge derselben Säulen, die wir auf dem steilen, aber oben völlig flachen Ostcap der Insel wahrnahmen, unsere Meinung wieder wankend machte. Die größte der hier vor der Küste liegenden Inseln verschaffte uns Aufklärung. Die vermeintlichen Basaltsäulen waren lange und schnurgerade Bäume, deren kurze und dünne Zweige wir aus der Entfernung nicht wahrgenommen hatten. Ich nannte diese Insel, welche ungefähr achtzehn Seemeilen im Umkreise zu haben schien, die Fichten-Insel.

Am folgenden Tage fanden wir einen Durchgang zwischen verschiedenen Felsenriffen und ankerten bei einer kleinen Insel, die aus einer Sandfläche bestand und doch mit jenen säulenförmigen Bäumen überwachsen war. Wir erkannten in den letzteren Cypressen. Der Stamm strebte in gerader Linie bis zu einer Höhe von mindestens neunzig bis hundert Fuß auf, die Aeste, die sehr dünn und selten über zehn Fuß lang waren, standen rings um ihn herum. Zwischen diesen

kehrte ich um, lief wieder an unserem Ankerplatze vorbei und segelte der südöstlichen Küste zu.

Die häufigen Windstillen verzögerten unsere Fahrt sehr, und sie wurde durch den Umstand, daß wir so nahe am Lande hinfuhren, wo wir vielleicht Erfrischungen fanden und doch nicht landen konnten, doppelt unangenehm gemacht. Der Mangel an frischen Lebensmitteln wurde immer härter empfunden, und ohne unser Sauerkraut würde der Scorbut allgemein ausgebrochen sein. Einige Schinken, die ich bis jetzt aufbewahrt hatte und die fast ungenießbar geworden waren, wurden von den jüngeren Officieren, die an diesen Leckerbissen keinen Theil hatten, mit sehnsüchtigen Blicken betrachtet. Das Verlangen nach einer anderen Speise, als dem elenden Pökelfleisch, wurde bei einem der Lieutenants so stark, daß er einen giftigen Fisch von derselben Art, die uns fast getödtet hätte, der den Matrosen ins Netz gegangen war, für sich zurichten ließ. Die Vorstellungen und Spöttereien seiner Cameraden brachten ihn endlich von dem Vorhaben ab, den Fisch zu essen.

In unserer Entfernung von vier bis fünf Seemeilen von der Küste machten uns unzählige säulenförmige Figuren, die an der Küste zuweilen einzeln, öfter aber in Gruppen zusammen standen, viel zu schaffen. Wir hatten uns in der Ansicht geeinigt, daß es Basaltsäulen seien, als eine Menge derselben Säulen, die wir auf dem steilen, aber oben völlig flachen Ostcap der Insel wahrnahmen, unsere Meinung wieder wankend machte. Die größte der hier vor der Küste liegenden Inseln verschaffte uns Aufklärung. Die vermeintlichen Basaltsäulen waren lange und schnurgerade Bäume, deren kurze und dünne Zweige wir aus der Entfernung nicht wahrgenommen hatten. Ich nannte diese Insel, welche ungefähr achtzehn Seemeilen im Umkreise zu haben schien, die Fichten-Insel.

Am folgenden Tage fanden wir einen Durchgang zwischen verschiedenen Felsenriffen und ankerten bei einer kleinen Insel, die aus einer Sandfläche bestand und doch mit jenen säulenförmigen Bäumen überwachsen war. Wir erkannten in den letzteren Cypressen. Der Stamm strebte in gerader Linie bis zu einer Höhe von mindestens neunzig bis hundert Fuß auf, die Aeste, die sehr dünn und selten über zehn Fuß lang waren, standen rings um ihn herum. Zwischen diesen

Cypressen wuchsen viele andere Bäume von verschiedenen Arten und unter diesen wieder Sträucher. Merkwürdig war die Menge der Pflanzenarten auf dem kleinen Raume. Wir sammelten Küchenkräuter ein, Löffelkraut und eine Tetragonia, die uns auf Neuseeland manche Suppe geliefert hatten. Unter den zahlreichen Vögeln, für die dieses Asyl geschaffen zu sein schien, waren schöne Tauben. An der Küste sahen wir viele Wasserschlangen mit plattem Schwanz. Der Pflanzenreichthum verschaffte dieser kleinen Insel den Namen der botanischen (Botany Island).

In der Nähe dieser Insel überfiel uns eine Windstille, während der Fluth und Strömungen uns den Klippen zutrieben. In dieser Verlegenheit sahen wir eine Feuerkugel, die im Norden so groß, aber von matterem Glanze als die Sonne erschien. Nach wenigen Augenblicken zerbarst sie — wie Einige von uns meinten, mit einem Knistern — und hinterließ viele helle Funken, die schnell unter den Horizont sanken. Ihr Lauf wurde durch einen bläulichen Flammenstreifen bezeichnet. Die Matrosen verkündeten jauchzend, daß sogleich ein frischer Wind entstehen werde, und dieses Mal ging ihre Prophezeiung wirklich in Erfüllung.

Obgleich dieser Wind bald wieder aufhörte, hatten wir doch von nun an günstigeres Wetter und kamen im Ganzen schnell vorwärts. Zwischen dem 26. und 27. südlichen Breitengrade zeigten sich die ersten Albatrosse, und am 7. October erreichten wir das Gebiet des östlichen Passats. Am folgenden Tage umschwamm uns eine Heerde von Meerschweinen, von denen eins erlegt wurde. Es hatte ein fast schwarzes Fleisch, das, wenn man das thranige Fett beseitigte, etwa wie trocknes Rindfleisch schmeckte.

Am 9. October wurde vom Mastkorbe aus Land gesehen. Die See wurde in beträchtlicher Entfernung vom Ufer ziemlich seicht, doch blieb die Tiefe hinreichend, um uns ein näheres Herankommen zu gestatten. Es war eine kleine, sehr steile und ganz mit Wald bedeckte Insel. Sie schien unbewohnt zu sein, auch die Menge von Wasservögeln, die am Ufer schwärmten, sprach dafür. Durch große Klippen und Felsenmassen, die weit ins Meer hineingingen, ruderten wir in den Booten zu einer kleinen Bucht, die völlig geschützt war. Am Strande lagen

Cypressen wuchsen viele andere Bäume von verschiedenen Arten und unter diesen wieder Sträucher. Merkwürdig war die Menge der Pflanzenarten auf dem kleinen Raume. Wir sammelten Küchenkräuter ein, Löffelkraut und eine Tetragonia, die uns auf Neuseeland manche Suppe geliefert hatten. Unter den zahlreichen Vögeln, für die dieses Asyl geschaffen zu sein schien, waren schöne Tauben. An der Küste sahen wir viele Wasserschlangen mit plattem Schwanz. Der Pflanzenreichthum verschaffte dieser kleinen Insel den Namen der botanischen (Botany Island).

In der Nähe dieser Insel überfiel uns eine Windstille, während der Fluth und Strömungen uns den Klippen zutrieben. In dieser Verlegenheit sahen wir eine Feuerkugel, die im Norden so groß, aber von matterem Glanze als die Sonne erschien. Nach wenigen Augenblicken zerbarst sie — wie Einige von uns meinten, mit einem Knistern — und hinterließ viele helle Funken, die schnell unter den Horizont sanken. Ihr Lauf wurde durch einen bläulichen Flammenstreifen bezeichnet. Die Matrosen verkündeten jauchzend, daß sogleich ein frischer Wind entstehen werde, und dieses Mal ging ihre Prophezeiung wirklich in Erfüllung.

Obgleich dieser Wind bald wieder aufhörte, hatten wir doch von nun an günstigeres Wetter und kamen im Ganzen schnell vorwärts. Zwischen dem 26. und 27. südlichen Breitengrade zeigten sich die ersten Albatrosse, und am 7. October erreichten wir das Gebiet des östlichen Passats. Am folgenden Tage umschwamm uns eine Heerde von Meerschweinen, von denen eins erlegt wurde. Es hatte ein fast schwarzes Fleisch, das, wenn man das thranige Fett beseitigte, etwa wie trocknes Rindfleisch schmeckte.

Am 9. October wurde vom Mastkorbe aus Land gesehen. Die See wurde in beträchtlicher Entfernung vom Ufer ziemlich seicht, doch blieb die Tiefe hinreichend, um uns ein näheres Herankommen zu gestatten. Es war eine kleine, sehr steile und ganz mit Wald bedeckte Insel. Sie schien unbewohnt zu sein, auch die Menge von Wasservögeln, die am Ufer schwärmten, sprach dafür. Durch große Klippen und Felsenmassen, die weit ins Meer hineingingen, ruderten wir in den Booten zu einer kleinen Bucht, die völlig geschützt war. Am Strande lagen

große Felsstücke, und das Ufer stieg steil, an einigen Orten senkrecht empor. An einem kleinen Bache, der in einer Schlucht niederfloß, stiegen wir empor. Das Eindringen in den Wald wurde durch Winden und Schlingpflanzen sehr erschwert, etwas weiterhin standen die Bäume vereinzelter und der Weg wurde bequemer.

Die Felsen dieser Insel, die ich Norfolks-Insel nannte, bestehen aus demselben thonartigen Gestein, das wir von Neuseeland her kannten. Hin und wieder fand sich ein Stück sehr verwitterter Lava. Die Vögel und Pflanzungen waren zum Theil die neuseeländischen Gattungen, aber hier schöner und kräftiger. Die Papageien hatten ein helleres und glänzenderes Gefieder, der neuseeländische Flachs schoß neun bis zehn Fuß hoch auf. Mit den Erzeugnissen von Neuseeland vereinigten sich die der Neuen Hebriden. Neben Cypressen wuchsen Kohlpalmen, und beide Gattungen waren vollkommen ausgebildet. Beide Bäume waren uns sehr erwünscht. Die Cypressen lieferten dem Zimmermann Hölzer zu Raaen und Stangen, und die Kohlpalmen boten uns ein eben so gesundes wie wohlschmeckendes Nahrungsmittel. Wir ließen eine Anzahl fällen und nahmen die mittelsten Sprossen, das sogenannte Herz, aufs Schiff mit. Sie schmecken eher mandel- als kohlartig, und die Benennung der Palme ist eigentlich eine unrichtige. Da die Bootsleute eine Lache fanden, in der bei Ebbe eine Menge Fische zurückgeblieben waren, und da wir nicht blos Suppenkräuter sammelten, sondern auch Vögel schossen, so konnten wir einige Tage lang Mahlzeiten von frischen Lebensmitteln halten.

Am folgenden Morgen umsegelten wir die Südspitze der Insel, vor der eine abgesonderte Klippe liegt. Tölpel und Sturmvögel umflatterten uns in großen Mengen. Einmal um das andere schossen sie mit großer Schnellkraft zum Wasserspiegel herab und holten sich stets einen Fisch. Hier war mithin eine Sandbank, auf der sich die Fische zu versammeln pflegten. Mittags kamen wir über sie hinaus und befanden uns wieder in tiefer See, wo das Senkblei keinen Grund mehr erreichte.

Von Pintaden, Sturmvögeln und Albatrossen begleitet, segelten wir weiter, bis am 17. October die Westküste von Neuseeland vor uns lag. Der Berg Egmont an der nördlichen Seite der Einfahrt in die

große Felsstücke, und das Ufer stieg steil, an einigen Orten senkrecht empor. An einem kleinen Bache, der in einer Schlucht niederfloß, stiegen wir empor. Das Eindringen in den Wald wurde durch Winden und Schlingpflanzen sehr erschwert, etwas weiterhin standen die Bäume vereinzelter und der Weg wurde bequemer.

Die Felsen dieser Insel, die ich Norfolks-Insel nannte, bestehen aus demselben thonartigen Gestein, das wir von Neuseeland her kannten. Hin und wieder fand sich ein Stück sehr verwitterter Lava. Die Vögel und Pflanzungen waren zum Theil die neuseeländischen Gattungen, aber hier schöner und kräftiger. Die Papageien hatten ein helleres und glänzenderes Gefieder, der neuseeländische Flachs schoß neun bis zehn Fuß hoch auf. Mit den Erzeugnissen von Neuseeland vereinigten sich die der Neuen Hebriden. Neben Cypressen wuchsen Kohlpalmen, und beide Gattungen waren vollkommen ausgebildet. Beide Bäume waren uns sehr erwünscht. Die Cypressen lieferten dem Zimmermann Hölzer zu Raaen und Stangen, und die Kohlpalmen boten uns ein eben so gesundes wie wohlschmeckendes Nahrungsmittel. Wir ließen eine Anzahl fällen und nahmen die mittelsten Sprossen, das sogenannte Herz, aufs Schiff mit. Sie schmecken eher mandel- als kohlartig, und die Benennung der Palme ist eigentlich eine unrichtige. Da die Bootsleute eine Lache fanden, in der bei Ebbe eine Menge Fische zurückgeblieben waren, und da wir nicht blos Suppenkräuter sammelten, sondern auch Vögel schossen, so konnten wir einige Tage lang Mahlzeiten von frischen Lebensmitteln halten.

Am folgenden Morgen umsegelten wir die Südspitze der Insel, vor der eine abgesonderte Klippe liegt. Tölpel und Sturmvögel umflatterten uns in großen Mengen. Einmal um das andere schossen sie mit großer Schnellkraft zum Wasserspiegel herab und holten sich stets einen Fisch. Hier war mithin eine Sandbank, auf der sich die Fische zu versammeln pflegten. Mittags kamen wir über sie hinaus und befanden uns wieder in tiefer See, wo das Senkblei keinen Grund mehr erreichte.

Von Pintaden, Sturmvögeln und Albatrossen begleitet, segelten wir weiter, bis am 17. October die Westküste von Neuseeland vor uns lag. Der Berg Egmont an der nördlichen Seite der Einfahrt in die

Cooksstraße war uns gegenüber. Er war bis etwa zur Mitte mit Schnee und Eis bedeckt. Seinen Gipfel sahen wir nur dann und wann aus den Wolken hervortreten, die ihn verhüllten.

Der Wind schwoll mit einem Male zu einem Sturm an, und zugleich wurde die Luft rauh und kalt. Hätten wir uns an der Ostküste des Landes befunden, so würde dieser Sturm uns sehr gefährlich geworden sein. Als wir den Königin-Charlottensund erreichten, gaben die Berge uns einigen Schutz. Die Jahreszeit war noch nicht weit genug vorgerückt, als daß die Gegend ein freundliches Ansehn hätte haben können. Die Bäume standen noch in ihrem Wintergewande da, und nur wenige Spuren verkündeten den herannahenden Frühling.

Unser erstes Geschäft bestand darin, daß wir nachsahen, ob die Flasche noch da sei, die wir mit einem Briefe für Capitain Furneaux unter einem Baume vergraben hatten. Als wir landeten, sahen wir auf einem über dem Wasser hängenden Baume ein Meerraben-Nest und schlossen daraus, daß die Bucht seit langer Zeit nicht besucht worden sei. Die Jungen der Vögel waren so dumm, daß sie sich mit Händen greifen ließen. Kaum hatten wir den Fuß ans Land gesetzt, so gewahrten wir an vielen Zeichen, daß während des Winters ein europäisches Schiff hier gewesen sein müsse. Viele Bäume, die wir unversehrt verlassen hatten, waren mit Sägen und Beilen gefällt worden. Die Flasche war verschwunden.

Die Gärten, die wir angelegt hatten, waren gänzlich verwildert. Theils waren die Gewächse ausgerissen, theils hatte das Unkraut, das in diesem lockern und fruchtbaren Boden in unglaublich kurzer Zeit überhand nimmt, sie erstickt. In einem anderen Küchengarten an einer ferneren Bucht, der sich in einem besseren Zustande befand, hatten die Pflanzen regelmäßig geblüht, aber der Same war von den Vögeln gefressen worden. Von den antiscorbutischen Kräutern, Löffelkraut und Sellerl, konnten wir glücklicherweise eine ganze Bootsladung sammeln.

Wir bedurften der Eingebornen zum Fischfange, in dem sie weit geschickter als wir waren, aber nicht ein einziger ließ sich sehen. Ich ließ mehrmals ein Geschütz abfeuern und auf den Bergen ein Feuer anzünden, ohne daß diese Signale Beachtung gefunden hätten. Am

Cooksstraße war uns gegenüber. Er war bis etwa zur Mitte mit Schnee und Eis bedeckt. Seinen Gipfel sahen wir nur dann und wann aus den Wolken hervortreten, die ihn verhüllten.

Der Wind schwoll mit einem Male zu einem Sturm an, und zugleich wurde die Luft rauh und kalt. Hätten wir uns an der Ostküste des Landes befunden, so würde dieser Sturm uns sehr gefährlich geworden sein. Als wir den Königin-Charlottensund erreichten, gaben die Berge uns einigen Schutz. Die Jahreszeit war noch nicht weit genug vorgerückt, als daß die Gegend ein freundliches Ansehn hätte haben können. Die Bäume standen noch in ihrem Wintergewande da, und nur wenige Spuren verkündeten den herannahenden Frühling.

Unser erstes Geschäft bestand darin, daß wir nachsahen, ob die Flasche noch da sei, die wir mit einem Briefe für Capitain Furneaux unter einem Baume vergraben hatten. Als wir landeten, sahen wir auf einem über dem Wasser hängenden Baume ein Meerraben-Nest und schlossen daraus, daß die Bucht seit langer Zeit nicht besucht worden sei. Die Jungen der Vögel waren so dumm, daß sie sich mit Händen greifen ließen. Kaum hatten wir den Fuß ans Land gesetzt, so gewahrten wir an vielen Zeichen, daß während des Winters ein europäisches Schiff hier gewesen sein müsse. Viele Bäume, die wir unversehrt verlassen hatten, waren mit Sägen und Beilen gefällt worden. Die Flasche war verschwunden.

Die Gärten, die wir angelegt hatten, waren gänzlich verwildert. Theils waren die Gewächse ausgerissen, theils hatte das Unkraut, das in diesem lockern und fruchtbaren Boden in unglaublich kurzer Zeit überhand nimmt, sie erstickt. In einem anderen Küchengarten an einer ferneren Bucht, der sich in einem besseren Zustande befand, hatten die Pflanzen regelmäßig geblüht, aber der Same war von den Vögeln gefressen worden. Von den antiscorbutischen Kräutern, Löffelkraut und Sellerl, konnten wir glücklicherweise eine ganze Bootsladung sammeln.

Wir bedurften der Eingebornen zum Fischfange, in dem sie weit geschickter als wir waren, aber nicht ein einziger ließ sich sehen. Ich ließ mehrmals ein Geschütz abfeuern und auf den Bergen ein Feuer anzünden, ohne daß diese Signale Beachtung gefunden hätten. Am

24. zeigten sich endlich zwei Kähne, und wir vermutheten schon, daß sie uns aufsuchten, als die Wilden, so wie sie uns sahen, wendeten und mit vollen Segeln flohen. Ich folgte ihnen mit dem Boote und sah bald in einer der Buchten drei bis vier Eingeborne auf einer bewaldeten Höhe stehen. Auch sie benahmen sich ganz anders, als wir von ihnen gewohnt waren, indem sie unsere Winke lange nicht beachteten und zuletzt nur mit dem größten Mißtrauen näher kamen.

Es waren mehrere alte Bekannte unter ihnen, die wir nach ihren Erlebnissen während unserer Abwesenheit fragten. Sie gaben verworrene Antworten, aus denen wir nach vielem Hin- und Herreden so viel entnahmen, daß ein Gefecht gewesen wäre, bei dem sie viele ihrer Leute verloren hätten. Wir dachten sogleich an unsere Gefährtin, die Adventure, ließen aber keinen Argwohn durchblicken, weil unser Interesse forderte, die Wilden wieder zutraulich zu machen. Dies gelang uns wirklich, wenn sie auch noch fragten, ob wir ihnen nicht zürnten und ob wir es mit unseren Freundschaftsversicherungen auch ehrlich meinten?

Am Cap erfuhren wir, daß die Wilden alle Ursache gehabt hatten, unsere Rache zu fürchten. Ich will hier einschalten, was der Adventure, nachdem wir sie aus dem Gesicht verloren hatten, begegnet war. Auch das Schicksal der französischen Expedition, deren unsere Leser sich noch erinnern werden, soll hier eine Stelle finden.

Capitain Furneaux ankerte am 9. November 1773 auf der nördlichen Insel in der Bai Tolaga und erreichte am 30. den Charlottensund. Omai, der Insulaner von Raietea, war der erste, welcher unsere Inschrift an dem Baume, unter dem wir die Flasche vergraben hatten, auffand. Der Capitain traf nun unverzüglich Anstalten zur Abfahrt. Das Schiff war bereits segelfertig, als noch ein Boot abgeschickt wurde, um aus einer Bucht Selleri und Löffelkraut zu holen. Herr Rowe führte den Befehl über die kleine Mannschaft. Ehe seine Leute die Kräuter sammelten, zogen sie ihre Röcke aus, und ein Wilder stahl einen derselben. Rowe war ein rascher junger Mann, der die Wilden verachtete und bei mehr als einer Gelegenheit die Neigung verrathen hatte, sie eben so zu behandeln, wie die Spanier in alter Zeit die armen Indianer zu behandeln pflegten. Er ließ sogleich Feuer geben, und die Matrosen schossen so lange fort, bis sie kein Pulver mehr hatten. Die

24. zeigten sich endlich zwei Kähne, und wir vermutheten schon, daß sie uns aufsuchten, als die Wilden, so wie sie uns sahen, wendeten und mit vollen Segeln flohen. Ich folgte ihnen mit dem Boote und sah bald in einer der Buchten drei bis vier Eingeborne auf einer bewaldeten Höhe stehen. Auch sie benahmen sich ganz anders, als wir von ihnen gewohnt waren, indem sie unsere Winke lange nicht beachteten und zuletzt nur mit dem größten Mißtrauen näher kamen.

Es waren mehrere alte Bekannte unter ihnen, die wir nach ihren Erlebnissen während unserer Abwesenheit fragten. Sie gaben verworrene Antworten, aus denen wir nach vielem Hin- und Herreden so viel entnahmen, daß ein Gefecht gewesen wäre, bei dem sie viele ihrer Leute verloren hätten. Wir dachten sogleich an unsere Gefährtin, die Adventure, ließen aber keinen Argwohn durchblicken, weil unser Interesse forderte, die Wilden wieder zutraulich zu machen. Dies gelang uns wirklich, wenn sie auch noch fragten, ob wir ihnen nicht zürnten und ob wir es mit unseren Freundschaftsversicherungen auch ehrlich meinten?

Am Cap erfuhren wir, daß die Wilden alle Ursache gehabt hatten, unsere Rache zu fürchten. Ich will hier einschalten, was der Adventure, nachdem wir sie aus dem Gesicht verloren hatten, begegnet war. Auch das Schicksal der französischen Expedition, deren unsere Leser sich noch erinnern werden, soll hier eine Stelle finden.

Capitain Furneaux ankerte am 9. November 1773 auf der nördlichen Insel in der Bai Tolaga und erreichte am 30. den Charlottensund. Omai, der Insulaner von Raietea, war der erste, welcher unsere Inschrift an dem Baume, unter dem wir die Flasche vergraben hatten, auffand. Der Capitain traf nun unverzüglich Anstalten zur Abfahrt. Das Schiff war bereits segelfertig, als noch ein Boot abgeschickt wurde, um aus einer Bucht Selleri und Löffelkraut zu holen. Herr Rowe führte den Befehl über die kleine Mannschaft. Ehe seine Leute die Kräuter sammelten, zogen sie ihre Röcke aus, und ein Wilder stahl einen derselben. Rowe war ein rascher junger Mann, der die Wilden verachtete und bei mehr als einer Gelegenheit die Neigung verrathen hatte, sie eben so zu behandeln, wie die Spanier in alter Zeit die armen Indianer zu behandeln pflegten. Er ließ sogleich Feuer geben, und die Matrosen schossen so lange fort, bis sie kein Pulver mehr hatten. Die

Wilden merkten recht gut, weshalb das Feuer aufhöre, warfen sich auf die Europäer und erschlugen sie bis auf den letzten Mann.

Als das Boot nach zwei Tagen nicht zurück war, schickte der Capitain den Lieutenant Burney mit einem anderen wohl bemannten und bewaffneten Boote ab. Burney begegnete am Eingange der Bucht einer Piroge, deren Mannschaft vor ihm floh und, als sie bald eingeholt war, ins Wasser sprang und zum Ufer schwamm. Dieses Benehmen der Eingebornen war ihm unerklärlich, doch als er die Piroge erreichte, wurde ihm das schreckliche Geheimniß klar. In dem Fahrzeuge lagen zerfetzte Glieder seiner Cameraden und verschiedene ihrer Kleidungsstücke. An dem Orte, wo das Gemetzel vorgefallen war, hatten sich viele Wilde versammelt. Der an die Bucht grenzende Berg wimmelte von Menschen, und an vielen Orten stieg der Rauch der Feuer auf, an denen das Fleisch der Erschlagenen zubereitet wurde. Bei diesem Anblick wurden die Matrosen wüthend. Sie feuerten und tödteten viele der Wilden, die einen mannhaften Widerstand leisteten, aber in die Flucht geschlagen wurden. In den Hütten am Strande lagen in allen Körben verstümmelte Glieder, unter denen die Hand des unglücklichen Rowe erkannt wurde. Von dem Schiffsboote waren nur noch einzelne Trümmer vorhanden. Die Eingebornen hatten es vermuthlich zerschlagen, um sich in den Besitz der Nägel zu setzen. Nach diesem unglücklichen Vorfall verließ Capitain Furneaux Neuseeland, segelte um das Cap Horn und erreichte am 19. März 1774 das Vorgebirge der guten Hoffnung, von wo er nach England segelte. Er ankerte bei Spithead in derselben Zeit, in der ich mit der Erforschung der Neuen Hebriden beschäftigt war.

Ein eben so tragisches Schicksal traf einen Theil der französischen Expedition, wie ihr Befehlshaber uns am Cap selbst erzählte. Die Herren Crozet und Dufresne Marion lagen in der Inselbucht vor Anker. Ihre Masten waren so stark beschädigt, daß sie sich neue verschaffen und zu diesem Behuf Bäume fällen mußten. Die Arbeit kostete viel Mühe und Zeit, denn es war bis zu dem Orte, wo geeignete Bäume wuchsen, ein Weg von mehr als einer Stunde Länge zu bahnen. Indessen ein Theil der Matrosen damit beschäftigt war, lebte ein anderer Theil auf einer kleinen Insel, um bequemer die Wasserfässer füllen und

Wilden merkten recht gut, weshalb das Feuer aufhöre, warfen sich auf die Europäer und erschlugen sie bis auf den letzten Mann.

Als das Boot nach zwei Tagen nicht zurück war, schickte der Capitain den Lieutenant Burney mit einem anderen wohl bemannten und bewaffneten Boote ab. Burney begegnete am Eingange der Bucht einer Piroge, deren Mannschaft vor ihm floh und, als sie bald eingeholt war, ins Wasser sprang und zum Ufer schwamm. Dieses Benehmen der Eingebornen war ihm unerklärlich, doch als er die Piroge erreichte, wurde ihm das schreckliche Geheimniß klar. In dem Fahrzeuge lagen zerfetzte Glieder seiner Cameraden und verschiedene ihrer Kleidungsstücke. An dem Orte, wo das Gemetzel vorgefallen war, hatten sich viele Wilde versammelt. Der an die Bucht grenzende Berg wimmelte von Menschen, und an vielen Orten stieg der Rauch der Feuer auf, an denen das Fleisch der Erschlagenen zubereitet wurde. Bei diesem Anblick wurden die Matrosen wüthend. Sie feuerten und tödteten viele der Wilden, die einen mannhaften Widerstand leisteten, aber in die Flucht geschlagen wurden. In den Hütten am Strande lagen in allen Körben verstümmelte Glieder, unter denen die Hand des unglücklichen Rowe erkannt wurde. Von dem Schiffsboote waren nur noch einzelne Trümmer vorhanden. Die Eingebornen hatten es vermuthlich zerschlagen, um sich in den Besitz der Nägel zu setzen. Nach diesem unglücklichen Vorfall verließ Capitain Furneaux Neuseeland, segelte um das Cap Horn und erreichte am 19. März 1774 das Vorgebirge der guten Hoffnung, von wo er nach England segelte. Er ankerte bei Spithead in derselben Zeit, in der ich mit der Erforschung der Neuen Hebriden beschäftigt war.

Ein eben so tragisches Schicksal traf einen Theil der französischen Expedition, wie ihr Befehlshaber uns am Cap selbst erzählte. Die Herren Crozet und Dufresne Marion lagen in der Inselbucht vor Anker. Ihre Masten waren so stark beschädigt, daß sie sich neue verschaffen und zu diesem Behuf Bäume fällen mußten. Die Arbeit kostete viel Mühe und Zeit, denn es war bis zu dem Orte, wo geeignete Bäume wuchsen, ein Weg von mehr als einer Stunde Länge zu bahnen. Indessen ein Theil der Matrosen damit beschäftigt war, lebte ein anderer Theil auf einer kleinen Insel, um bequemer die Wasserfässer füllen und

Brennholz herbeischaffen zu können. Mit den Einwohnern stand man im besten Vernehmen und glaubte, da bereits neununddreißig Tage ohne Streit verflossen waren, von ihnen nichts befürchten zu müssen.

Eines Tages ging Herr Marion mit mehreren Begleitern ans Land, um nach den Holzfällern zu sehen. Zuerst besuchte er die Leute auf der Insel und dann begab er sich nach einem Hippah der Wilden, das am Wege lag. Hier muß er mit allen seinen Begleitern ermordet worden sein, denn nie hat man wieder von ihnen gehört. Daß er am Abend nicht aufs Schiff zurückkehrte, fiel nicht auf, indem man annahm, daß er sich am Lande verspätet und auf der Insel in einem der Zelte übernachtet habe.

Am andern Morgen gingen mehrere Matrosen ans Land, um Brennholz zu holen. Als sie in der besten Arbeit waren, wurden sie von einem Haufen Wilder, die im Hinterhalt lagen, überfallen und erschlagen. Ein einziger Matrose entkam, indem er sich ins Meer stürzte und, obgleich von mehreren Wurfspießen verwundet, zum Schiffe schwamm. Seine Erzählung erregte um so mehr Schrecken, als Herr Crozet in diesem Augenblicke im Walde bei den Holzfällern war, mit denen er leicht abgeschnitten werden konnte. Man schickte ihm einen Corporal mit vier Seesoldaten zu und ließ zugleich einige Boote als Reserve zu den Zelten abgehen.

Der Corporal erreichte Herrn Crozet glücklich. Dieser zog sich mit seinen Leuten zurück und glaubte der Aufmerksamkeit der Wilden schon entgangen zu sein, als er sie am Ufer in großer Menge versammelt fand. Wie sie zu thun pflegen, wenn sie ins Gefecht gehen wollen, hatten sie alle ihren besten Schmuck angelegt. Kaltblütigkeit konnte hier allein retten, und an dieser Eigenschaft fehlte es Herrn Crozet zum Glück nicht. Während seine Soldaten im Anschlag blieben, ging er auf einen der Anführer zu, stieß einen Pfahl in die Erde und befahl dem Wilden, mit seinen Gefährten jenseit desselben zu bleiben. Dieses kühne Benehmen imponirte den Neuseeländern in dem Grade, daß sie auch dem weiteren Befehl, sich alle auf die Erde zu setzen, gehorchten. Herr Crozet ging nun so lange vor ihnen auf und ab, bis die Zelte abgebrochen und seine Leute eingeschifft waren. Er selbst stieg mit den Soldaten zuletzt ein, und kaum war dies geschehen, so sprangen die

Brennholz herbeischaffen zu können. Mit den Einwohnern stand man im besten Vernehmen und glaubte, da bereits neununddreißig Tage ohne Streit verflossen waren, von ihnen nichts befürchten zu müssen.

Eines Tages ging Herr Marion mit mehreren Begleitern ans Land, um nach den Holzfällern zu sehen. Zuerst besuchte er die Leute auf der Insel und dann begab er sich nach einem Hippah der Wilden, das am Wege lag. Hier muß er mit allen seinen Begleitern ermordet worden sein, denn nie hat man wieder von ihnen gehört. Daß er am Abend nicht aufs Schiff zurückkehrte, fiel nicht auf, indem man annahm, daß er sich am Lande verspätet und auf der Insel in einem der Zelte übernachtet habe.

Am andern Morgen gingen mehrere Matrosen ans Land, um Brennholz zu holen. Als sie in der besten Arbeit waren, wurden sie von einem Haufen Wilder, die im Hinterhalt lagen, überfallen und erschlagen. Ein einziger Matrose entkam, indem er sich ins Meer stürzte und, obgleich von mehreren Wurfspießen verwundet, zum Schiffe schwamm. Seine Erzählung erregte um so mehr Schrecken, als Herr Crozet in diesem Augenblicke im Walde bei den Holzfällern war, mit denen er leicht abgeschnitten werden konnte. Man schickte ihm einen Corporal mit vier Seesoldaten zu und ließ zugleich einige Boote als Reserve zu den Zelten abgehen.

Der Corporal erreichte Herrn Crozet glücklich. Dieser zog sich mit seinen Leuten zurück und glaubte der Aufmerksamkeit der Wilden schon entgangen zu sein, als er sie am Ufer in großer Menge versammelt fand. Wie sie zu thun pflegen, wenn sie ins Gefecht gehen wollen, hatten sie alle ihren besten Schmuck angelegt. Kaltblütigkeit konnte hier allein retten, und an dieser Eigenschaft fehlte es Herrn Crozet zum Glück nicht. Während seine Soldaten im Anschlag blieben, ging er auf einen der Anführer zu, stieß einen Pfahl in die Erde und befahl dem Wilden, mit seinen Gefährten jenseit desselben zu bleiben. Dieses kühne Benehmen imponirte den Neuseeländern in dem Grade, daß sie auch dem weiteren Befehl, sich alle auf die Erde zu setzen, gehorchten. Herr Crozet ging nun so lange vor ihnen auf und ab, bis die Zelte abgebrochen und seine Leute eingeschifft waren. Er selbst stieg mit den Soldaten zuletzt ein, und kaum war dies geschehen, so sprangen die

Wilden auf, erhoben ihren Schlachtgesang und schleuderten Steine. Die Matrosen rnderten aber so schnell, daß die Boote bald aus Wurfweite kamen und das Schiff ohne Verlust erreichten.

Die Wilden setzten ihre Feindseligkeiten fort, ja sie wurden so kühn, mit mehr als hundert ihrer größten Pirogen einen förmlichen combinirten Angriff auf die beiden französischen Schiffe zu machen. Dieser Versuch bekam ihnen sehr übel, denn man war auf der Hut und begrüßte sie mit den Geschützen, durch die sie eine Menge Leute verloren. Diese anhaltenden Feindseligkeiten überzeugten Herrn Crozet, daß er seine Schiffe nicht mit Masten versorgen könne, wenn er den Wilden nicht eine derbe Lehre gebe und ihr Hippah erstürme.

Obgleich er mit einer starken Anzahl von Matrosen anrückte, erwarteten die Wilden ihn festen Fußes. Sie hatten sich in Menge auf den zum Kampfe bestimmten Gerüsten versammelt, die es in jedem Hippah giebt*). Das Pelotonfeuer, das die Franzosen unaufhörlich unterhielten, hatte bald die Wirkung, daß sie diese Stellung verließen und hinter dem Pfahlwerk Schutz suchten. Nun rückten die Zimmerleute vor und begannen die Pfähle niederzuschlagen. Sobald eine Oeffnung entstanden war, sprang ein Wilder vor und stellte sich mit seinem Speer in die Bresche. Als er fiel, trat ein zweiter für ihn ein, der ebenfalls bald den Tod fand, und so erlag einer nach dem andern dem wohlgezielten Feuer der Franzosen, bis die Wilden endlich, durch den Verlust ihrer tapfersten Führer entmuthigt, die Flucht ergriffen. Man verfolgte sie und tödtete ihnen noch viele Leute. Nach diesem Gefecht blieben die Franzosen ungestört, bis sie nach einem Aufenthalt von vierundsechzig Tagen mit neuen Masten Neuseeland verließen **).

Alle Europäer, die Neuseeland besuchten, fanden in den Einwohnern gefährliche Feinde. Auch Abel Tasman, der Entdecker des Landes, verlor durch sie vier Matrosen. Er nannte den Ort des Ueberfalls die Mörder-Bucht, und ich glaube sie in der Blinden-Bai wiedererkannt zu haben. Ohne unsere Vorsicht und unsere schonende Be-

*) S. Bd. I. S. 61 u. 62.

**) Crozet's eigene Erzählung findet man in seiner Voyage à la mer du Sud. Paris 1783.

Wilden auf, erhoben ihren Schlachtgesang und schleuderten Steine. Die Matrosen rnderten aber so schnell, daß die Boote bald aus Wurfweite kamen und das Schiff ohne Verlust erreichten.

Die Wilden setzten ihre Feindseligkeiten fort, ja sie wurden so kühn, mit mehr als hundert ihrer größten Pirogen einen förmlichen combinirten Angriff auf die beiden französischen Schiffe zu machen. Dieser Versuch bekam ihnen sehr übel, denn man war auf der Hut und begrüßte sie mit den Geschützen, durch die sie eine Menge Leute verloren. Diese anhaltenden Feindseligkeiten überzeugten Herrn Crozet, daß er seine Schiffe nicht mit Masten versorgen könne, wenn er den Wilden nicht eine derbe Lehre gebe und ihr Hippah erstürme.

Obgleich er mit einer starken Anzahl von Matrosen anrückte, erwarteten die Wilden ihn festen Fußes. Sie hatten sich in Menge auf den zum Kampfe bestimmten Gerüsten versammelt, die es in jedem Hippah giebt*). Das Pelotonfeuer, das die Franzosen unaufhörlich unterhielten, hatte bald die Wirkung, daß sie diese Stellung verließen und hinter dem Pfahlwerk Schutz suchten. Nun rückten die Zimmerleute vor und begannen die Pfähle niederzuschlagen. Sobald eine Oeffnung entstanden war, sprang ein Wilder vor und stellte sich mit seinem Speer in die Bresche. Als er fiel, trat ein zweiter für ihn ein, der ebenfalls bald den Tod fand, und so erlag einer nach dem andern dem wohlgezielten Feuer der Franzosen, bis die Wilden endlich, durch den Verlust ihrer tapfersten Führer entmuthigt, die Flucht ergriffen. Man verfolgte sie und tödtete ihnen noch viele Leute. Nach diesem Gefecht blieben die Franzosen ungestört, bis sie nach einem Aufenthalt von vierundsechzig Tagen mit neuen Masten Neuseeland verließen **).

Alle Europäer, die Neuseeland besuchten, fanden in den Einwohnern gefährliche Feinde. Auch Abel Tasman, der Entdecker des Landes, verlor durch sie vier Matrosen. Er nannte den Ort des Ueberfalls die Mörder-Bucht, und ich glaube sie in der Blinden-Bai wiedererkannt zu haben. Ohne unsere Vorsicht und unsere schonende Be-

*) S. Bd. I. S. 61 u. 62.

**) Crozet's eigene Erzählung findet man in seiner Voyage à la mer du Sud. Paris 1783.

handlung der Wilden würden wir selbst in Kämpfe verwickelt worden sein. Mehr als ein Mal versammelten sich die Wilden in einer Zahl, die auf die Absicht, feindlich aufzutreten, hindeutete. Bei solchen Gelegenheiten hielt ich meine Leute fest in Ordnung und vermied vor allen Dingen, Feuer zu geben.

Das Wetter war meistens neblicht oder regnerisch, doch kamen auch schöne Tage, an denen wir unsere Kenntniß des Landes vermehren konnten. Unter anderen entdeckten wir einen neuen Arm der Cooksstraße, der freilich für die Schifffahrt nutzlos ist, da er eine geringe Breite hat und vor der Mündung hohe und gefährliche Klippen liegen, an denen die Wellen sich mit Ungestüm brechen. Bei diesem Arme giebt es überall Buchten von verschiedener Größe, und an den Ufern derselben findet man antiskorbutische Kräuter, frische Wasserquellen und zahlreiches wildes Gefügel. Der frühen Jahreszeit wegen hatten unsere Naturforscher wenig Ausbeute erwartet und fanden sich angenehm überrascht, als sie zwölf neue Pflanzenarten und fünf bisher unbekannte Gattungen von Vögeln fanden.

Bis zum 9. November hatten wir uns mit Trinkwasser und Brennholz versehen und das Schiff so in Stand gesetzt, daß es dem ungestümen Wetter dieser hohen Breiten Trotz zu bieten vermochte. Die Sorge für frische Lebensmittel war nicht vernachlässigt worden. Das eingesalzene Fleisch, das sich noch dazu im traurigsten Zustande befand, war uns allen im höchsten Grade zum Ekel geworden, und ich für meinen Theil zweifelte, ob ich jemals wieder im Stande sein werde, Pökelfleisch zu genießen. Ohne unser Sauerkraut, das sich vortrefflich gehalten hatte, und ohne unsere frische Bierwürze, die allerdings größtentheils ihre Kraft verloren hatte, würden wir dem Scorbut verfallen sein. Jetzt wurden wir von den Wilden reichlich mit Fischen versorgt und schossen viele Seeraben und andere Vögel. Unser Vorrath an Fischen war so groß, daß ich mehrere Fässer voll einsalzen ließ, die uns bis zum Feuerlande eine gesunde und wohlschmeckende Nahrung lieferten.

So oft wir in Neuseeland vor Anker gegangen wären, hatten wir uns immer von allen Beschwerden des Seelebens rasch erholt. Den Nahrungsmitteln, Fischen und antiskorbutischen Kräutern, war diese

handlung der Wilden würden wir selbst in Kämpfe verwickelt worden sein. Mehr als ein Mal versammelten sich die Wilden in einer Zahl, die auf die Absicht, feindlich aufzutreten, hindeutete. Bei solchen Gelegenheiten hielt ich meine Leute fest in Ordnung und vermied vor allen Dingen, Feuer zu geben.

Das Wetter war meistens neblicht oder regnerisch, doch kamen auch schöne Tage, an denen wir unsere Kenntniß des Landes vermehren konnten. Unter anderen entdeckten wir einen neuen Arm der Cooksstraße, der freilich für die Schifffahrt nutzlos ist, da er eine geringe Breite hat und vor der Mündung hohe und gefährliche Klippen liegen, an denen die Wellen sich mit Ungestüm brechen. Bei diesem Arme giebt es überall Buchten von verschiedener Größe, und an den Ufern derselben findet man antiskorbutische Kräuter, frische Wasserquellen und zahlreiches wildes Gefügel. Der frühen Jahreszeit wegen hatten unsere Naturforscher wenig Ausbeute erwartet und fanden sich angenehm überrascht, als sie zwölf neue Pflanzenarten und fünf bisher unbekannte Gattungen von Vögeln fanden.

Bis zum 9. November hatten wir uns mit Trinkwasser und Brennholz versehen und das Schiff so in Stand gesetzt, daß es dem ungestümen Wetter dieser hohen Breiten Trotz zu bieten vermochte. Die Sorge für frische Lebensmittel war nicht vernachlässigt worden. Das eingesalzene Fleisch, das sich noch dazu im traurigsten Zustande befand, war uns allen im höchsten Grade zum Ekel geworden, und ich für meinen Theil zweifelte, ob ich jemals wieder im Stande sein werde, Pökelfleisch zu genießen. Ohne unser Sauerkraut, das sich vortrefflich gehalten hatte, und ohne unsere frische Bierwürze, die allerdings größtentheils ihre Kraft verloren hatte, würden wir dem Scorbut verfallen sein. Jetzt wurden wir von den Wilden reichlich mit Fischen versorgt und schossen viele Seeraben und andere Vögel. Unser Vorrath an Fischen war so groß, daß ich mehrere Fässer voll einsalzen ließ, die uns bis zum Feuerlande eine gesunde und wohlschmeckende Nahrung lieferten.

So oft wir in Neuseeland vor Anker gegangen wären, hatten wir uns immer von allen Beschwerden des Seelebens rasch erholt. Den Nahrungsmitteln, Fischen und antiskorbutischen Kräutern, war diese

wohlthätige Wirkung allein nicht zuzuschreiben. Auch noch andere Ursachen hatten ihren Antheil davon, die starke Bewegung auf dem Lande, die wir uns jeden Tag machten, und mehr noch die scharfe, aber kräftigende Luft, die uns nach einem längeren Aufenthalte in heißen Gegenden neue Spannkraft verlieh.

Zwanzigstes Kapitel.

Fahrt nach der Südspitze von Amerika. — Die Weihnachtsbucht. — Das dortige Thierleben. — Besuch von Pescherähs. — Der Neujahrshafen. — Das Tussock-Gras. — Entdeckung von Südgeorgien und von Sandwich-Land. — Das erste europäische Schiff. — Ankunft am Cap. — St. Helena und Ascension. — Beschreibung der letztern Inseln. — Rückkehr.

Am Nachmittage des 10. Novembers gelangten wir durch die Cooksstraße ins offene Meer. Zwei Tage später hatten wir die Küste, vor der wir durch Windstillen festgehalten worden waren, aus dem Gesicht verloren. Der Westwind, der in dieser Jahreszeit und in diesen Breiten ununterbrochen weht, versprach uns eine rasche Fahrt. Der Erfolg übertraf unsere Erwartungen noch. Die Entfernung zwischen Amerika und Neuseeland beträgt siebenhundertfünfundzwanzig deutsche Meilen, und diesen Weg legten wir mit unserm schwer und langsam segelnden Schiffe in einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von neunzehn Meilen täglich zurück. An einem Tage segelten wir bei besonders starkem Westwinde vierzig deutsche Meilen.

Die Wogen dieses Meeres werden unglaublich hoch und haben eine Länge von 600—700 Fuß. Wenn man den Wind genau hinter sich hat, giebt dies dem Schiffe eine unangenehme Bewegung. Die gewöhnliche Annahme, daß der schiefe Winkel, in dem ein segelndes Schiff zu der Oberfläche des Wassers steht, nie mehr als 20 Grad betrage, paßt für dieses Meer nicht. Unser Schiff lag oft in einem Winkel von 30, ja von 40 Grad auf der Seite. An einem Tage, als das Schiff nicht in der stärksten Schwankung war, maß Herr Wales diesen

wohlthätige Wirkung allein nicht zuzuschreiben. Auch noch andere Ursachen hatten ihren Antheil davon, die starke Bewegung auf dem Lande, die wir uns jeden Tag machten, und mehr noch die scharfe, aber kräftigende Luft, die uns nach einem längeren Aufenthalte in heißen Gegenden neue Spannkraft verlieh.

Zwanzigstes Kapitel.

Fahrt nach der Südspitze von Amerika. — Die Weihnachtsbucht. — Das dortige Thierleben. — Besuch von Pescherähs. — Der Neujahrshafen. — Das Tussock-Gras. — Entdeckung von Südgeorgien und von Sandwich-Land. — Das erste europäische Schiff. — Ankunft am Cap. — St. Helena und Ascension. — Beschreibung der letztern Inseln. — Rückkehr.

Am Nachmittage des 10. Novembers gelangten wir durch die Cooksstraße ins offene Meer. Zwei Tage später hatten wir die Küste, vor der wir durch Windstillen festgehalten worden waren, aus dem Gesicht verloren. Der Westwind, der in dieser Jahreszeit und in diesen Breiten ununterbrochen weht, versprach uns eine rasche Fahrt. Der Erfolg übertraf unsere Erwartungen noch. Die Entfernung zwischen Amerika und Neuseeland beträgt siebenhundertfünfundzwanzig deutsche Meilen, und diesen Weg legten wir mit unserm schwer und langsam segelnden Schiffe in einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von neunzehn Meilen täglich zurück. An einem Tage segelten wir bei besonders starkem Westwinde vierzig deutsche Meilen.

Die Wogen dieses Meeres werden unglaublich hoch und haben eine Länge von 600—700 Fuß. Wenn man den Wind genau hinter sich hat, giebt dies dem Schiffe eine unangenehme Bewegung. Die gewöhnliche Annahme, daß der schiefe Winkel, in dem ein segelndes Schiff zu der Oberfläche des Wassers steht, nie mehr als 20 Grad betrage, paßt für dieses Meer nicht. Unser Schiff lag oft in einem Winkel von 30, ja von 40 Grad auf der Seite. An einem Tage, als das Schiff nicht in der stärksten Schwankung war, maß Herr Wales diesen

Winkel mathematisch und fand ihn zu 38 Grad. Lag das Schiff mit doppelt eingereffften Segeln dicht am Winde, so neigte es sich nur 28 Grad auf die Seite.

Seevögel, Albatrosse, Sturmvögel und Pinguine waren auf der ganzen Reise unsere Begleiter, und sonderbarerweise erschienen diese Vögel halbwegs zwischen Neuseeland und Amerika am häufigsten. Einmal tauchte ein Walfisch auf, einer Gattung angehörig, die bisher unbekannt gewesen zu sein scheint. Er hatte einen länglichen stumpfen Kopf, in dem der Länge nach zwei Vertiefungen mit mehreren Rändern liefen. Hinter dem Kopfe standen zwei Floßfedern, auf dem Rücken keine. Er maß etwa zwölf Fuß, war über den ganzen Leib weiß gefleckt, hatte kleine Augen und spritzte das Wasser aus zwei halbmondförmigen Oeffnungen.

Unsere Fahrt durch die Südsee dauerte achtunddreißig Tage. Am 18. December, nicht lange nach Mitternacht, sahen wir Land. Es war das Cap Deseado, das an der Magelhaens-Straße liegt. Gegen Morgen liefen wir dicht an die Küste, auf der ein dicker Nebel lag. Diese Gegend ist sehr traurig und besteht ganz aus unfruchtbaren schwarzen Felsmassen. Einigermaßen wurde sie durch die Seeraben, Sturmvögel, Skuas und andere Wasservögel belebt, die in der Luft auf- und niederschwebten.

Dieser Theil des Feuerlandes besteht aus einem Gewirre von Inseln und Canälen. Jenseit des schwarzen Vorgebirges (Cap Noir unter 54 Grad 30 Min. südl. Br. und 37 Grad 33 Min. westl. Länge) hängt das Land mehr zusammen und die Berge sind an der Küste höher. Die ersten Entdecker nannten dieses Ufer die Küste der Verwüstung oder auch die öde Küste, und beide Namen sind gut gewählt. Man sieht nichts als gewaltige Berge, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind. Wo die Felsen von der weißen Decke entblößt sind, haben sie ein ganz todtes Ansehen. Nur hin und wieder giebt es kleine Buchten mit einem grünen Pflanzenkleide, und in eine derselben, welche ich wegen des Festes, das wir in ihr feierten, die Weihnachtsbucht nannte, liefen wir ein. Sie öffnete sich hinter der vorspringenden Spitze einer Insel und war ringsum von Bergen eingeschlossen, so daß wir Schutz gegen Stürme hatten.

Winkel mathematisch und fand ihn zu 38 Grad. Lag das Schiff mit doppelt eingereffften Segeln dicht am Winde, so neigte es sich nur 28 Grad auf die Seite.

Seevögel, Albatrosse, Sturmvögel und Pinguine waren auf der ganzen Reise unsere Begleiter, und sonderbarerweise erschienen diese Vögel halbwegs zwischen Neuseeland und Amerika am häufigsten. Einmal tauchte ein Walfisch auf, einer Gattung angehörig, die bisher unbekannt gewesen zu sein scheint. Er hatte einen länglichen stumpfen Kopf, in dem der Länge nach zwei Vertiefungen mit mehreren Rändern liefen. Hinter dem Kopfe standen zwei Floßfedern, auf dem Rücken keine. Er maß etwa zwölf Fuß, war über den ganzen Leib weiß gefleckt, hatte kleine Augen und spritzte das Wasser aus zwei halbmondförmigen Oeffnungen.

Unsere Fahrt durch die Südsee dauerte achtunddreißig Tage. Am 18. December, nicht lange nach Mitternacht, sahen wir Land. Es war das Cap Deseado, das an der Magelhaens-Straße liegt. Gegen Morgen liefen wir dicht an die Küste, auf der ein dicker Nebel lag. Diese Gegend ist sehr traurig und besteht ganz aus unfruchtbaren schwarzen Felsmassen. Einigermaßen wurde sie durch die Seeraben, Sturmvögel, Skuas und andere Wasservögel belebt, die in der Luft auf- und niederschwebten.

Dieser Theil des Feuerlandes besteht aus einem Gewirre von Inseln und Canälen. Jenseit des schwarzen Vorgebirges (Cap Noir unter 54 Grad 30 Min. südl. Br. und 37 Grad 33 Min. westl. Länge) hängt das Land mehr zusammen und die Berge sind an der Küste höher. Die ersten Entdecker nannten dieses Ufer die Küste der Verwüstung oder auch die öde Küste, und beide Namen sind gut gewählt. Man sieht nichts als gewaltige Berge, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind. Wo die Felsen von der weißen Decke entblößt sind, haben sie ein ganz todtes Ansehen. Nur hin und wieder giebt es kleine Buchten mit einem grünen Pflanzenkleide, und in eine derselben, welche ich wegen des Festes, das wir in ihr feierten, die Weihnachtsbucht nannte, liefen wir ein. Sie öffnete sich hinter der vorspringenden Spitze einer Insel und war ringsum von Bergen eingeschlossen, so daß wir Schutz gegen Stürme hatten.

Das Wetter konnte für diese Breiten mild genannt werden. In den Schluchten, in die der Regen abgeschälte Erde geführt hatte, sproßte verschiedenes Gesträuch, dem die Felsenwände nicht blos Schutz gegen den Sturm, sondern auch durch das Wiederstrahlen des Sonnenlichts eine erhöhte Temperatur verschafften. An diesen Stellen fanden wir einen Rasen, der ganz aus kleinen Moosen entstanden und etwa einen Zoll dick war, aber unter dem Fuße leicht nachgab, weil er auf glattem Felsen auflag. Je geschützter diese Vegetation war, um so mehr größere Pflanzen befanden sich unter ihr, und so entstand nach und nach so viel Fruchterde, daß kleine Sträucher gediehen. Der merkwürdigste der letzteren ist die Baumart, deren Rinde, die ein gutes Gewürz abgiebt, von einem Capitain, der sie zuerst nach Europa gebracht hat, den Namen der Winterrinde bekommen hat. Man hat sie zuweilen mit der Canella alba verwechselt, die von Jamaica eingeführt und von einem ganz anderen Baume gewonnen wird. Der echte Winterrindenbaum erreicht an der Magelhaensstraße und an der Ostküste des Feuerlandes eine ziemliche Höhe. An diesem unwirthlichen Ufer bleibt er stets ein verkrüppelter Busch, wenn er auch mitunter zehn Fuß hoch wird. Neben diesem Strauche gediehen andere Pflanzen, die zum Theil neu und mit schönen wohlriechenden Blumen geziert waren.

Diese kümmerliche Pflanzenwelt nährte verschiedene Vögelarten, die uns durch ihren lieblichen Gesang erfreuten. Aus den Klippen unmittelbar am Ufer wuchs eine Menge Seegras hervor, dessen Blätter sich über die Oberfläche des Wassers ausbreiteten, und Schaaren von Meerelstern, Gänsen und Seeraben belebten den menschenleeren Strand. Der Sommer war im Beginn, die Pflanzen blühten und die Vögel hatten Junge. Auf den Bergen lag aber noch Schnee, und je tiefer wir in die Bucht hineinruderten, um so mehr Gletscher mit blauem oder schmuziggelblichem Eise traten in den Gesichtskreis. Hin und wieder, namentlich da, wo Felsenwände die Wirkung der Sonnenstrahlen verstärkten, rieselten Quellen und Bäche von den weißen Bergen herab. An einer kreisrunden inneren Bucht mit einem ruhigen und spiegelklaren Wasser erreichten die Sträucher die Höhe und den Umfang von Bäumen. Zwischen ihnen bildeten verschiedene Moose,

Das Wetter konnte für diese Breiten mild genannt werden. In den Schluchten, in die der Regen abgeschälte Erde geführt hatte, sproßte verschiedenes Gesträuch, dem die Felsenwände nicht blos Schutz gegen den Sturm, sondern auch durch das Wiederstrahlen des Sonnenlichts eine erhöhte Temperatur verschafften. An diesen Stellen fanden wir einen Rasen, der ganz aus kleinen Moosen entstanden und etwa einen Zoll dick war, aber unter dem Fuße leicht nachgab, weil er auf glattem Felsen auflag. Je geschützter diese Vegetation war, um so mehr größere Pflanzen befanden sich unter ihr, und so entstand nach und nach so viel Fruchterde, daß kleine Sträucher gediehen. Der merkwürdigste der letzteren ist die Baumart, deren Rinde, die ein gutes Gewürz abgiebt, von einem Capitain, der sie zuerst nach Europa gebracht hat, den Namen der Winterrinde bekommen hat. Man hat sie zuweilen mit der Canella alba verwechselt, die von Jamaica eingeführt und von einem ganz anderen Baume gewonnen wird. Der echte Winterrindenbaum erreicht an der Magelhaensstraße und an der Ostküste des Feuerlandes eine ziemliche Höhe. An diesem unwirthlichen Ufer bleibt er stets ein verkrüppelter Busch, wenn er auch mitunter zehn Fuß hoch wird. Neben diesem Strauche gediehen andere Pflanzen, die zum Theil neu und mit schönen wohlriechenden Blumen geziert waren.

Diese kümmerliche Pflanzenwelt nährte verschiedene Vögelarten, die uns durch ihren lieblichen Gesang erfreuten. Aus den Klippen unmittelbar am Ufer wuchs eine Menge Seegras hervor, dessen Blätter sich über die Oberfläche des Wassers ausbreiteten, und Schaaren von Meerelstern, Gänsen und Seeraben belebten den menschenleeren Strand. Der Sommer war im Beginn, die Pflanzen blühten und die Vögel hatten Junge. Auf den Bergen lag aber noch Schnee, und je tiefer wir in die Bucht hineinruderten, um so mehr Gletscher mit blauem oder schmuziggelblichem Eise traten in den Gesichtskreis. Hin und wieder, namentlich da, wo Felsenwände die Wirkung der Sonnenstrahlen verstärkten, rieselten Quellen und Bäche von den weißen Bergen herab. An einer kreisrunden inneren Bucht mit einem ruhigen und spiegelklaren Wasser erreichten die Sträucher die Höhe und den Umfang von Bäumen. Zwischen ihnen bildeten verschiedene Moose,

Farnkräuter und Schlingpflanzen ein Gestrüpp, in dem man kaum gehen konnte. Bäche schäumten von den Felsen nieder, und damit der lieblichen Einsamkeit nichts fehle, erhoben die kleinen Vögel, die hier am zahlreichsten waren, ihre Stimmen.

Wir hatten kaum für möglich gehalten, daß diese öde Gegend uns eine solche Fülle von Lebensmitteln schenken werde. Auf einer der Inseln entdeckten wir einen vortrefflichen Sellerie, der zwar kleiner als der neuseeländische, aber ungleich kräftiger war, eine andere war ganz mit Büschen bewachsen, welche eine sehr wohlschmeckende Art rother Steinbeeren von der Größe kleiner Kirschen trugen. Die Felsen dieser zweiten Insel lieferten uns ein eben so gutes und weit nahrhafteres Gericht, nämlich große Muscheln, denen wir vor den besten Austern den Vorzug gaben. Die Fische, die in Neuseeland unser Hauptgericht gewesen waren, ließen uns hier fast ganz im Stich. Eine kleine Kabliauart, die zwischen dem Seegras lebte, kam in zu geringen Mengen vor. Desto reicher war die Ernte, die wir unter den Vögeln hielten.

Im Anfange jagten wir besonders die Seeraben, die tausendweise in den Schieferklippen nisteten. Diese Felsen sind nicht sehr hart, und doch ist zu bewundern, wie die Vögel Löcher in sie bohren oder vorhandene Oeffnungen so erweitern können, daß Platz für ihre Nester wird. Diese selbst fanden wir immer an Stellen, wo der Felsen entweder überhing oder senkrecht war, so daß die Jungen, wenn sie aus dem Nest hinaus geriethen, ins Wasser fielen und keinen Schaden nahmen. Die Jagd war eine sehr leichte und ergiebige. Die Seeraben kennen die Gefahr so wenig, daß die Franzosen sie deswegen Tölpel (nigauds) nennen. Hatten wir geschossen, so saßen sie wieder auf ihren Nestern, ehe wir aufs Neue geladen hatten. Auch im Fluge waren sie ihrer Schwerfälligkeit wegen kaum zu verfehlen.

Als wir an einer Insel, der größten von allen, eine unzählige Menge von Gänsen entdeckten, hatten die Seeraben vor uns Ruhe. Auch diese Vögel ließen sich ohne Mühe erlegen, da sie zu unerfahren waren und da ihre Jungen in dieser Jahreszeit noch keine langen Schwungfedern hatten. In dem Felsenufer gab es große Höhlen, die zum Theil 90 Fuß hoch und 150 Fuß tief waren. Wir konnten

Farnkräuter und Schlingpflanzen ein Gestrüpp, in dem man kaum gehen konnte. Bäche schäumten von den Felsen nieder, und damit der lieblichen Einsamkeit nichts fehle, erhoben die kleinen Vögel, die hier am zahlreichsten waren, ihre Stimmen.

Wir hatten kaum für möglich gehalten, daß diese öde Gegend uns eine solche Fülle von Lebensmitteln schenken werde. Auf einer der Inseln entdeckten wir einen vortrefflichen Sellerie, der zwar kleiner als der neuseeländische, aber ungleich kräftiger war, eine andere war ganz mit Büschen bewachsen, welche eine sehr wohlschmeckende Art rother Steinbeeren von der Größe kleiner Kirschen trugen. Die Felsen dieser zweiten Insel lieferten uns ein eben so gutes und weit nahrhafteres Gericht, nämlich große Muscheln, denen wir vor den besten Austern den Vorzug gaben. Die Fische, die in Neuseeland unser Hauptgericht gewesen waren, ließen uns hier fast ganz im Stich. Eine kleine Kabliauart, die zwischen dem Seegras lebte, kam in zu geringen Mengen vor. Desto reicher war die Ernte, die wir unter den Vögeln hielten.

Im Anfange jagten wir besonders die Seeraben, die tausendweise in den Schieferklippen nisteten. Diese Felsen sind nicht sehr hart, und doch ist zu bewundern, wie die Vögel Löcher in sie bohren oder vorhandene Oeffnungen so erweitern können, daß Platz für ihre Nester wird. Diese selbst fanden wir immer an Stellen, wo der Felsen entweder überhing oder senkrecht war, so daß die Jungen, wenn sie aus dem Nest hinaus geriethen, ins Wasser fielen und keinen Schaden nahmen. Die Jagd war eine sehr leichte und ergiebige. Die Seeraben kennen die Gefahr so wenig, daß die Franzosen sie deswegen Tölpel (nigauds) nennen. Hatten wir geschossen, so saßen sie wieder auf ihren Nestern, ehe wir aufs Neue geladen hatten. Auch im Fluge waren sie ihrer Schwerfälligkeit wegen kaum zu verfehlen.

Als wir an einer Insel, der größten von allen, eine unzählige Menge von Gänsen entdeckten, hatten die Seeraben vor uns Ruhe. Auch diese Vögel ließen sich ohne Mühe erlegen, da sie zu unerfahren waren und da ihre Jungen in dieser Jahreszeit noch keine langen Schwungfedern hatten. In dem Felsenufer gab es große Höhlen, die zum Theil 90 Fuß hoch und 150 Fuß tief waren. Wir konnten

in diese Gewölbe mit unseren Booten tief hineinfahren und brachten immer eine große Anzahl von Gänsen mit heraus. Auch die Spalten in den Schieferfelsen, in welche die jungen Gänse auf der Flucht, da sie nicht hinüberfliegen konnten, hineinfielen, verschafften uns viele dieser Thiere. Der Gänserich ist etwas kleiner als die europäische Gans und, von seinem schwarzen Schnabel und seinen gelben Füßen abgesehen, ganz von weißer Farbe. Die Gans ist schwarz mit weißen Querstrichen und trägt an ihrem grauen Kopfe einige grüne und weiße Schwungfedern.

Entenarten lebten in der Bucht mehrere, und eine, welche die Größe einer Gans hatte, zeichnete sich durch die Geschwindigkeit ihrer Bewegungen aus. Wenn sie sich mit Füßen und Flügeln zugleich auf dem Wasser forthalf, hatte es den Anschein, als ob sie liefe. Unsere Matrosen nannten sie das Rennpferd, bei den Engländern der Falklands-Inseln ist sie unter dem Namen der dickköpfigen Ente bekannt. Im trockenen Grase nisteten Skuas oder große Möwen, von Raubvögeln sahen wir einen Falken, an Hals und Schultern grau und weiß gestreift, mit einem ganz braunen Kopfe, auf dem ein schwarzer Federbusch steht.

Das Weihnachtsfest wurde bei reichbesetzten Tafeln fröhlich, von den Matrosen nur zu fröhlich begangen. Sie wurden zwei Tage lang nicht nüchtern, und waren noch am 27. December halb berauscht. Ein Seesoldat verlor dabei das Leben, indem er in betrunkenem Zustande über die Brüstung des Verdecks stieg und ins Meer stürzte. Man vermißte ihn viel zu spät, um ihn noch retten zu können. Es war der vierte und letzte Mann, den wir auf unserer Reise einbüßten.

In einem kleinen Gebüsch hatten wir einige unbewohnte Hütten der erbärmlichsten Art aufgefunden. Erst gegen das Ende unseres Aufenthalts zeigten sich Eingeborne in vier erbärmlichen Kähnen von Baumrinde. Sie ruderten nachlässig, im tiefsten Schweigen, auf uns zu, und noch dicht am Schiffe hörten wir von ihnen keinen andern Laut, als Pescherähh. Dasselbe Wort wiederholten sie immer, und meistens in einem kläglichen, jammernden Tone. Dieselbe Erfahrung haben andere Seefahrer mit ihnen gemacht und ihnen darum den Namen der Pescherähs beigelegt. Mit unserer Zeichensprache war hier nichts

in diese Gewölbe mit unseren Booten tief hineinfahren und brachten immer eine große Anzahl von Gänsen mit heraus. Auch die Spalten in den Schieferfelsen, in welche die jungen Gänse auf der Flucht, da sie nicht hinüberfliegen konnten, hineinfielen, verschafften uns viele dieser Thiere. Der Gänserich ist etwas kleiner als die europäische Gans und, von seinem schwarzen Schnabel und seinen gelben Füßen abgesehen, ganz von weißer Farbe. Die Gans ist schwarz mit weißen Querstrichen und trägt an ihrem grauen Kopfe einige grüne und weiße Schwungfedern.

Entenarten lebten in der Bucht mehrere, und eine, welche die Größe einer Gans hatte, zeichnete sich durch die Geschwindigkeit ihrer Bewegungen aus. Wenn sie sich mit Füßen und Flügeln zugleich auf dem Wasser forthalf, hatte es den Anschein, als ob sie liefe. Unsere Matrosen nannten sie das Rennpferd, bei den Engländern der Falklands-Inseln ist sie unter dem Namen der dickköpfigen Ente bekannt. Im trockenen Grase nisteten Skuas oder große Möwen, von Raubvögeln sahen wir einen Falken, an Hals und Schultern grau und weiß gestreift, mit einem ganz braunen Kopfe, auf dem ein schwarzer Federbusch steht.

Das Weihnachtsfest wurde bei reichbesetzten Tafeln fröhlich, von den Matrosen nur zu fröhlich begangen. Sie wurden zwei Tage lang nicht nüchtern, und waren noch am 27. December halb berauscht. Ein Seesoldat verlor dabei das Leben, indem er in betrunkenem Zustande über die Brüstung des Verdecks stieg und ins Meer stürzte. Man vermißte ihn viel zu spät, um ihn noch retten zu können. Es war der vierte und letzte Mann, den wir auf unserer Reise einbüßten.

In einem kleinen Gebüsch hatten wir einige unbewohnte Hütten der erbärmlichsten Art aufgefunden. Erst gegen das Ende unseres Aufenthalts zeigten sich Eingeborne in vier erbärmlichen Kähnen von Baumrinde. Sie ruderten nachlässig, im tiefsten Schweigen, auf uns zu, und noch dicht am Schiffe hörten wir von ihnen keinen andern Laut, als Pescherähh. Dasselbe Wort wiederholten sie immer, und meistens in einem kläglichen, jammernden Tone. Dieselbe Erfahrung haben andere Seefahrer mit ihnen gemacht und ihnen darum den Namen der Pescherähs beigelegt. Mit unserer Zeichensprache war hier nichts

auszurichten; Gebehrden, die der einfältigste Südsee-Insulaner im ersten Augenblicke begriffen hatte, blieben ihnen unverständlich.

Als die Pescherähs bei uns an Bord stiegen, verriethen sie keine Freude und nicht einmal Neugier. Sie waren sämmtlich klein und hatten kleine matte Augen, unförmlich dicke Köpfe, breite Gesichter mit ganz platten Nasen und stark hervortretenden Backenknochen, schwarzes, von Thran glänzendes Haar und einen dünnen borstenartigen Bart. Die Weiber waren ebenso häßlich, wie die Männer, und noch kleiner. Die Männer hatten keine Kleidung, als ein um die Schultern geworfenes Seehundfell, die Weiber trugen noch eine handgroße Schürze, die Kinder gingen ganz nackt und zitterten stets vor Kälte, auch dann wenn sie an dem Feuer saßen, das in jedem Kahne auf einem Haufen Erde brannte. Geputzt hatten sich auch diese Menschen, die auf der tiefsten Stufe der Armuth und des Elends stehen. Einige trugen Mützen von Gänsefedern, andere Muschelhalsbänder, und die Aermsten hatten sich wenigstens mit Streifen von rother und weißer Farbe bemalt.

Ihre Gleichgiltigkeit ließ sie ihre Zierrathen und Waffen gegen nichts oder gegen das erste beste Geschenk weggeben. Nur von ihren Pfeilen trennten sie sich nicht, und wir vermochten uns nicht mehr als einen einzigen zu verschaffen. Es sind Spitzen von hartem Holz, die der Schütze in einem Beutel bei sich trägt und im Augenblicke des Gebrauchs auf den zwei bis drei Fuß langen Pfeil aufsetzt. Ihre zweite Waffe ist ein zehn Fuß langer, unten und oben gleich dicker Speer, der ausschließlich zum Fischfange benutzt wird. In den Spalt, der sich am untersten Ende befindet, wird ein mit einem Widerhaken versehener Knochen eingefügt. Ihre Nahrung bestand in rohem, halb verfaultem Seehundfleisch. Am begierigsten genossen sie das thranartige Fett, das sie in den Stand setzt, der Kälte besser zu trotzen. Eine natürliche Folge dieser Speise war ein unerträglicher Geruch, der sich schon aus der Ferne verrieth.

Ein Unterschied des Standes, eine Andeutung einer Herrschaft oder irgend einer Autorität wird bei den Pescherähs nicht bemerklich. Sie bilden höchst wahrscheinlich kein zusammenhängendes Volk, sondern sind Ausgestoßene der Stämme des nördlicheren Feuerlandes,

auszurichten; Gebehrden, die der einfältigste Südsee-Insulaner im ersten Augenblicke begriffen hatte, blieben ihnen unverständlich.

Als die Pescherähs bei uns an Bord stiegen, verriethen sie keine Freude und nicht einmal Neugier. Sie waren sämmtlich klein und hatten kleine matte Augen, unförmlich dicke Köpfe, breite Gesichter mit ganz platten Nasen und stark hervortretenden Backenknochen, schwarzes, von Thran glänzendes Haar und einen dünnen borstenartigen Bart. Die Weiber waren ebenso häßlich, wie die Männer, und noch kleiner. Die Männer hatten keine Kleidung, als ein um die Schultern geworfenes Seehundfell, die Weiber trugen noch eine handgroße Schürze, die Kinder gingen ganz nackt und zitterten stets vor Kälte, auch dann wenn sie an dem Feuer saßen, das in jedem Kahne auf einem Haufen Erde brannte. Geputzt hatten sich auch diese Menschen, die auf der tiefsten Stufe der Armuth und des Elends stehen. Einige trugen Mützen von Gänsefedern, andere Muschelhalsbänder, und die Aermsten hatten sich wenigstens mit Streifen von rother und weißer Farbe bemalt.

Ihre Gleichgiltigkeit ließ sie ihre Zierrathen und Waffen gegen nichts oder gegen das erste beste Geschenk weggeben. Nur von ihren Pfeilen trennten sie sich nicht, und wir vermochten uns nicht mehr als einen einzigen zu verschaffen. Es sind Spitzen von hartem Holz, die der Schütze in einem Beutel bei sich trägt und im Augenblicke des Gebrauchs auf den zwei bis drei Fuß langen Pfeil aufsetzt. Ihre zweite Waffe ist ein zehn Fuß langer, unten und oben gleich dicker Speer, der ausschließlich zum Fischfange benutzt wird. In den Spalt, der sich am untersten Ende befindet, wird ein mit einem Widerhaken versehener Knochen eingefügt. Ihre Nahrung bestand in rohem, halb verfaultem Seehundfleisch. Am begierigsten genossen sie das thranartige Fett, das sie in den Stand setzt, der Kälte besser zu trotzen. Eine natürliche Folge dieser Speise war ein unerträglicher Geruch, der sich schon aus der Ferne verrieth.

Ein Unterschied des Standes, eine Andeutung einer Herrschaft oder irgend einer Autorität wird bei den Pescherähs nicht bemerklich. Sie bilden höchst wahrscheinlich kein zusammenhängendes Volk, sondern sind Ausgestoßene der Stämme des nördlicheren Feuerlandes,

die in den kalten Einöden tiefer und tiefer gesunken sind. Je nachdem sie hier oder dort mehr Nahrung finden, irren sie von Insel zu Insel, von Bucht zu Bucht, und wählen im Winter einen Aufenthaltsort, wo die Kälte noch am erträglichsten ist.

Der Weihnachtshafen ist allen Schiffen zu empfehlen, welche aus der Südsee kommen oder dorthin gehen. Sie finden einen sichern Ankergrund, eine rauhe aber gesunde Luft, vorzügliches Trinkwasser, Brennholz und die Erfrischungen, die ich oben bezeichnet habe. Wir verließen ihn am 28. December und umsegelten am andern Morgen das Cap Horn. Die geographische Lage dieser Südspitze von Amerika ist bisher niemals richtig angegeben worden. Sie liegt unter 55 Grad 58 Min. südlicher Breite und 67 Grad 46 Min. westlicher Länge von Greenwich.

Ich steuerte nach der Le Maire-Straße und erreichte am nächsten Morgen einen Punkt, der unserm Ankerplatze auf der vorigen Reise gerade gegenüber lag. Gewiß dreißig große Walfische und eine außerordentliche Menge Seehunde spielten rings um uns her im Wasser. Die Walfische schwammen paarweise, legten sich zuweilen auf den Rücken und schlugen mit den langen Brustflossen aufs Wasser, wodurch ein Knall entstand, als wenn man eine Wallbüchse abfeuert *). Trotz ihrer Größe, die zuweilen nicht unter vierzig Fuß betrug, sprangen sie zuweilen mit ganzem Körper aus dem Wasser und fielen dann mit solcher Gewalt zurück, daß das Wasser rings um sie aufschäumte. Welcher ungeheuren Kraft bedürfen diese Thiere, um ihren gewaltigen Körper aus dem Wasser zu heben!

Da das Fett der Seehunde zu Thran zu benutzen ist, so suchte ich einen guten Hafen auf, wo ich eine Anzahl dieser Thiere erlegen könne.

---

*) Forster bemerkt hierzu: „Dieses Spiel hat vermuthlich zu dem Matrosen-Märchen Anlaß gegeben, daß der Drescher und der Walfisch manchmal mit einander fechten. Der Drescher wird gemeiniglich als ein langer Fisch vorgestellt, der aus dem Wasser springt, um dem Walfisch einen derben Schlag beizubringen. Oft mischen sie auch den Schwertfisch mit hinein, der diese Gelegenheit wahrnehmen soll, um dem armen Walfisch den Bauch aufzuschlitzen.“ (Forster, III., 337 der Ausg. von 1784.)

die in den kalten Einöden tiefer und tiefer gesunken sind. Je nachdem sie hier oder dort mehr Nahrung finden, irren sie von Insel zu Insel, von Bucht zu Bucht, und wählen im Winter einen Aufenthaltsort, wo die Kälte noch am erträglichsten ist.

Der Weihnachtshafen ist allen Schiffen zu empfehlen, welche aus der Südsee kommen oder dorthin gehen. Sie finden einen sichern Ankergrund, eine rauhe aber gesunde Luft, vorzügliches Trinkwasser, Brennholz und die Erfrischungen, die ich oben bezeichnet habe. Wir verließen ihn am 28. December und umsegelten am andern Morgen das Cap Horn. Die geographische Lage dieser Südspitze von Amerika ist bisher niemals richtig angegeben worden. Sie liegt unter 55 Grad 58 Min. südlicher Breite und 67 Grad 46 Min. westlicher Länge von Greenwich.

Ich steuerte nach der Le Maire-Straße und erreichte am nächsten Morgen einen Punkt, der unserm Ankerplatze auf der vorigen Reise gerade gegenüber lag. Gewiß dreißig große Walfische und eine außerordentliche Menge Seehunde spielten rings um uns her im Wasser. Die Walfische schwammen paarweise, legten sich zuweilen auf den Rücken und schlugen mit den langen Brustflossen aufs Wasser, wodurch ein Knall entstand, als wenn man eine Wallbüchse abfeuert *). Trotz ihrer Größe, die zuweilen nicht unter vierzig Fuß betrug, sprangen sie zuweilen mit ganzem Körper aus dem Wasser und fielen dann mit solcher Gewalt zurück, daß das Wasser rings um sie aufschäumte. Welcher ungeheuren Kraft bedürfen diese Thiere, um ihren gewaltigen Körper aus dem Wasser zu heben!

Da das Fett der Seehunde zu Thran zu benutzen ist, so suchte ich einen guten Hafen auf, wo ich eine Anzahl dieser Thiere erlegen könne.

---

*) Forster bemerkt hierzu: „Dieses Spiel hat vermuthlich zu dem Matrosen-Märchen Anlaß gegeben, daß der Drescher und der Walfisch manchmal mit einander fechten. Der Drescher wird gemeiniglich als ein langer Fisch vorgestellt, der aus dem Wasser springt, um dem Walfisch einen derben Schlag beizubringen. Oft mischen sie auch den Schwertfisch mit hinein, der diese Gelegenheit wahrnehmen soll, um dem armen Walfisch den Bauch aufzuschlitzen.“ (Forster, III., 337 der Ausg. von 1784.)

Ich fand ihn auf dem Staatenlande und nannte ihn den Neujahrshafen, weil unser Einlaufen auf den 31. December fiel. Ich hätte für meinen Zweck nicht glücklicher wählen können, denn alle Felsen ringsum waren mit Seehunden bedeckt, unter denen viele wegen ihrer zottigen Mähnen auf den Namen von Seelöwen mit mehr Recht Anspruch machen konnten, als die glatthaarigen Thiere, welche Lord Anson auf der Insel Juan Fernandez so taufte.

Eine durch Felsenklippen geschützte Bucht war unser Jagdrevier. Die Seelöwen sahen grimmiger aus, als sie in der That waren. So wie der erste Flintenschuß fiel, stürzten sie sich bis auf die größten, denen ihre Unbeholfenheit die Flucht untersagte, ins Wasser. Wenn sie angegriffen und vom Wasser abgeschnitten wurden, brüllten sie wie Löwen. Diese Aehnlichkeit des Seethiers mit dem Landthiere war nicht die einzige. Der Kopf des männlichen Seelöwens ist ziemlich derselbe und die Mähne ganz so wie beim Löwen. Die Seelöwin ist dagegen am ganzen Körper glatt, wie es der Seelöwe ebenfalls am übrigen Körper ist, und von beiden Geschlechtern gewinnt man ein schönes glänzendes Pelzwerk. Die alten Seelöwen waren bis zwölf Fuß lang und erstaunlich fett, namentlich am Hintertheil des Körpers, der mit Fett gleichsam übergossen war. Sie wogen zwischen 1200 und 1500 Pfd. Eingeweide und Speck allein 550 Pfd. Unsere Matrosen wurden mit ihnen leicht fertig, indem sie das Thier mit Keulenschlägen auf den Kopf tödteten.

Die Seelöwen vereinigen sich zu zahlreichen Heerden. Die ältesten Männchen leben abgesondert, und jedes hat einen Stein zum Lager, dem kein anderer Seelöwe nahe kommen darf, ohne daß auf der Stelle ein furchtbarer Kampf entsteht. Wir waren einige Male Augenzeugen, wie zwei alte Thiere sich mit unbeschreiblicher Wuth packten und schrecklich zerbissen. Die jüngern Männchen lebten mit den Weibchen und den Jungen in Eintracht beisammen. Die Mutterthiere liebkosten ihre Kleinen höchst zärtlich, und oft berührten sich die Mäuler, als ob sie sich küßten. Wurden sie von unseren Matrosen verscheucht, so trugen sie die Jungen im Maule mit sich fort, wenn der Ueberfall nicht ein so plötzlicher war, daß der Schrecken sie die Mutterliebe vergessen ließ.

Ich fand ihn auf dem Staatenlande und nannte ihn den Neujahrshafen, weil unser Einlaufen auf den 31. December fiel. Ich hätte für meinen Zweck nicht glücklicher wählen können, denn alle Felsen ringsum waren mit Seehunden bedeckt, unter denen viele wegen ihrer zottigen Mähnen auf den Namen von Seelöwen mit mehr Recht Anspruch machen konnten, als die glatthaarigen Thiere, welche Lord Anson auf der Insel Juan Fernandez so taufte.

Eine durch Felsenklippen geschützte Bucht war unser Jagdrevier. Die Seelöwen sahen grimmiger aus, als sie in der That waren. So wie der erste Flintenschuß fiel, stürzten sie sich bis auf die größten, denen ihre Unbeholfenheit die Flucht untersagte, ins Wasser. Wenn sie angegriffen und vom Wasser abgeschnitten wurden, brüllten sie wie Löwen. Diese Aehnlichkeit des Seethiers mit dem Landthiere war nicht die einzige. Der Kopf des männlichen Seelöwens ist ziemlich derselbe und die Mähne ganz so wie beim Löwen. Die Seelöwin ist dagegen am ganzen Körper glatt, wie es der Seelöwe ebenfalls am übrigen Körper ist, und von beiden Geschlechtern gewinnt man ein schönes glänzendes Pelzwerk. Die alten Seelöwen waren bis zwölf Fuß lang und erstaunlich fett, namentlich am Hintertheil des Körpers, der mit Fett gleichsam übergossen war. Sie wogen zwischen 1200 und 1500 Pfd. Eingeweide und Speck allein 550 Pfd. Unsere Matrosen wurden mit ihnen leicht fertig, indem sie das Thier mit Keulenschlägen auf den Kopf tödteten.

Die Seelöwen vereinigen sich zu zahlreichen Heerden. Die ältesten Männchen leben abgesondert, und jedes hat einen Stein zum Lager, dem kein anderer Seelöwe nahe kommen darf, ohne daß auf der Stelle ein furchtbarer Kampf entsteht. Wir waren einige Male Augenzeugen, wie zwei alte Thiere sich mit unbeschreiblicher Wuth packten und schrecklich zerbissen. Die jüngern Männchen lebten mit den Weibchen und den Jungen in Eintracht beisammen. Die Mutterthiere liebkosten ihre Kleinen höchst zärtlich, und oft berührten sich die Mäuler, als ob sie sich küßten. Wurden sie von unseren Matrosen verscheucht, so trugen sie die Jungen im Maule mit sich fort, wenn der Ueberfall nicht ein so plötzlicher war, daß der Schrecken sie die Mutterliebe vergessen ließ.

So nahe die Seelöwen und die hiesigen Seehunde, die man richtiger Seebären nennen sollte, mit einander verwandt sind, mischten sie sich doch nie unter einander. Die Seebären, die etwas kleiner sind und längere Haare, aber keine Mähnen haben, trafen wir tiefer landeinwärts auf einer Ebene zwischen hohem büschelartigen Grase, das höckerartige Erhöhungen bildete, auf denen wir von einer zur andern sprangen*). Dieses Gras überwucherte ausschließlich fast die ganze Insel, und außer ihm kamen nicht mehr als acht Pflanzenarten vor, unter denen Sellerі und Löffelkraut, unsere werthvollen antiskorbutischen Mittel, waren.

Auf den kleinen Erhöhungen jenes Grases nisteten viele tausend Seeraben. Sie waren mit Menschen so unbekannt, daß unsere Matrosen sie mit Knitteln erschlagen konnten. Auch die Pinguine, die nicht minder zahlreich waren, wurden auf dieselbe Art erlegt. Diese Thiere haben einen unglaublich festen Schlaf. Herr Sparrmann stolperte einmal über einen Pinguin weg und schleuderte ihn einige Schritte von

*) Das Gras ist das Tussock-Gras, das auf den Falklandsinseln seine wahre Heimath hat und durch Dr. Hooker allgemein bekannt geworden ist. (S. dessen Beschreibung in der Entdeckungsreise nach dem Südpol von Sir James Clark Roß, in deutscher Uebersetzung von Seybt in Leipzig erschienen). Jede Pflanze bildet einen Hügel in einander verschlungener Wurzeln, der schnurgerade aus dem Boden aufsteigt und durch einen Zwischenraum von einigen Fuß von den Wurzeln der anderen Tussockpflanzen getrennt wird. Die Hügel sind oft sechs Fuß hoch und haben vier oder fünf Fuß im Durchmesser. Aus ihrem Gipfel steigen zahlreiche Halme von sechs Fuß Länge empor, die nach allen Seiten herüberhängen und mit denen der gegenüberwachsenden Pflanzen den ganzen zwischenliegenden Raum überwölben. So gewinnt ein Tussockmoor das Ansehen eines kleinen Palmenwaldes. Hooker erklärt, ihm sei kein Gras bekannt, daß bei regelmäßiger Pflege eine so große Menge Futter zu liefern vermöge, wie dieses. Das Rindvieh liebt das Tussockgras so sehr, daß es keine Mühe scheut, um dazu zu gelangen. Die Pflanze gedeiht im unfruchtbarsten Torfmoor üppig, aber die Seeluft scheint für sie Lebensbedingung zu sein. Man hat in England Versuche gemacht, sie zu kultiviren, und im Jahre 1849 besaß der königliche Garten zu Kew mehrere Exemplare, die auf dem besten Wege waren, gute Tussockbüsche zu werden. Der botanische Name des Grases ist Dactylis caespitosa.

So nahe die Seelöwen und die hiesigen Seehunde, die man richtiger Seebären nennen sollte, mit einander verwandt sind, mischten sie sich doch nie unter einander. Die Seebären, die etwas kleiner sind und längere Haare, aber keine Mähnen haben, trafen wir tiefer landeinwärts auf einer Ebene zwischen hohem büschelartigen Grase, das höckerartige Erhöhungen bildete, auf denen wir von einer zur andern sprangen*). Dieses Gras überwucherte ausschließlich fast die ganze Insel, und außer ihm kamen nicht mehr als acht Pflanzenarten vor, unter denen Sellerі und Löffelkraut, unsere werthvollen antiskorbutischen Mittel, waren.

Auf den kleinen Erhöhungen jenes Grases nisteten viele tausend Seeraben. Sie waren mit Menschen so unbekannt, daß unsere Matrosen sie mit Knitteln erschlagen konnten. Auch die Pinguine, die nicht minder zahlreich waren, wurden auf dieselbe Art erlegt. Diese Thiere haben einen unglaublich festen Schlaf. Herr Sparrmann stolperte einmal über einen Pinguin weg und schleuderte ihn einige Schritte von

*) Das Gras ist das Tussock-Gras, das auf den Falklandsinseln seine wahre Heimath hat und durch Dr. Hooker allgemein bekannt geworden ist. (S. dessen Beschreibung in der Entdeckungsreise nach dem Südpol von Sir James Clark Roß, in deutscher Uebersetzung von Seybt in Leipzig erschienen). Jede Pflanze bildet einen Hügel in einander verschlungener Wurzeln, der schnurgerade aus dem Boden aufsteigt und durch einen Zwischenraum von einigen Fuß von den Wurzeln der anderen Tussockpflanzen getrennt wird. Die Hügel sind oft sechs Fuß hoch und haben vier oder fünf Fuß im Durchmesser. Aus ihrem Gipfel steigen zahlreiche Halme von sechs Fuß Länge empor, die nach allen Seiten herüberhängen und mit denen der gegenüberwachsenden Pflanzen den ganzen zwischenliegenden Raum überwölben. So gewinnt ein Tussockmoor das Ansehen eines kleinen Palmenwaldes. Hooker erklärt, ihm sei kein Gras bekannt, daß bei regelmäßiger Pflege eine so große Menge Futter zu liefern vermöge, wie dieses. Das Rindvieh liebt das Tussockgras so sehr, daß es keine Mühe scheut, um dazu zu gelangen. Die Pflanze gedeiht im unfruchtbarsten Torfmoor üppig, aber die Seeluft scheint für sie Lebensbedingung zu sein. Man hat in England Versuche gemacht, sie zu kultiviren, und im Jahre 1849 besaß der königliche Garten zu Kew mehrere Exemplare, die auf dem besten Wege waren, gute Tussockbüsche zu werden. Der botanische Name des Grases ist Dactylis caespitosa.

seinem Lager fort, ohne daß der Vogel erwachte. Wurde ein ganzer Trupp angegriffen, so vertheidigte er sich, lief gegen die Matrosen an und biß sie in die Beine. Mancher, der für todt auf dem Platze blieb, erholte sich und watschelte schwerfällig ins Meer. Ein neuer Vogel wurde angetroffen und von unseren Naturforschern in die Classe der Sumpfvögel verwiesen. Die Zehen waren mit einer Art von Schwimmhaut halb verbunden, um die Augen und die Wurzel des Schnabels standen lauter Drüsen oder Warzen. Wir glaubten in diesem Vogel eines Leckerbissens habhaft geworden zu sein, aber das Fleisch hatte einen so unerträglichen Geschmack, daß Niemand es essen mochte. Mit dem Fleisch der geschwinden Enten, die bei unseren Matrosen Rennpferde hießen, war es nicht besser bestellt. Ihre Ungenießbarkeit war uns um so unangenehmer, als das Stück neunzehn Pfund wog. Die Seeraben schmeckten fast so gut wie Hühner, und die jungen Seebären konnten für erträgliche Rinder passiren.

Alle diese Thiere befinden sich hier in ihrem natürlichen Klima und sind gegen die Kälte gerüstet, die Seethiere vermöge ihres Fettes und die Vögel vermöge ihres dicken Gefieders. Ihr zähes Leben hängt mit diesen Schutzmitteln zusammen. Wir sahen Seebären und Seelöwen sich dreißig bis vierzig Fuß hoch auf spitze Felsen herabstürzen, ohne das der Fall ihnen Schaden zu thun schien.

Vom Staatenlande aus wollte ich noch ein letztes Mal gegen Süden laufen. Die neuesten Karten tragen zwischen dem 40 Grad und 53 Grad westl. Länge und dem 54 Grad und 58 Grad südl. Breite eine ausgedehnte Küste ein, die man bereits in der alten Karte Mercators vom Jahre 1569 findet. Sie wird dort Golfo de San Sebastiano genannt, und die Nachrichten von ihr stammen daher wahrscheinlich aus einer spanischen Quelle. Ueber die Stelle, wohin die westl. Küste dieses Australlandes verlegt wurde, segelten wir weg. Capitain Furneaux durchschnitt sogar zwischen dem 40 Grad und 60 Grad westl. Länge und dem 58 Grad südl. Breite die ganze angebliche Küste, ohne eine Spur von Land zu sehen. Es liegt mithin auf der Hand, daß der Meerbusen entweder gar nicht vorhanden oder auf den Karten an einer falschen Stelle angegeben ist.

Bis zum Abend des 6. Januar 1775 steuerten wir gegen Süden

seinem Lager fort, ohne daß der Vogel erwachte. Wurde ein ganzer Trupp angegriffen, so vertheidigte er sich, lief gegen die Matrosen an und biß sie in die Beine. Mancher, der für todt auf dem Platze blieb, erholte sich und watschelte schwerfällig ins Meer. Ein neuer Vogel wurde angetroffen und von unseren Naturforschern in die Classe der Sumpfvögel verwiesen. Die Zehen waren mit einer Art von Schwimmhaut halb verbunden, um die Augen und die Wurzel des Schnabels standen lauter Drüsen oder Warzen. Wir glaubten in diesem Vogel eines Leckerbissens habhaft geworden zu sein, aber das Fleisch hatte einen so unerträglichen Geschmack, daß Niemand es essen mochte. Mit dem Fleisch der geschwinden Enten, die bei unseren Matrosen Rennpferde hießen, war es nicht besser bestellt. Ihre Ungenießbarkeit war uns um so unangenehmer, als das Stück neunzehn Pfund wog. Die Seeraben schmeckten fast so gut wie Hühner, und die jungen Seebären konnten für erträgliche Rinder passiren.

Alle diese Thiere befinden sich hier in ihrem natürlichen Klima und sind gegen die Kälte gerüstet, die Seethiere vermöge ihres Fettes und die Vögel vermöge ihres dicken Gefieders. Ihr zähes Leben hängt mit diesen Schutzmitteln zusammen. Wir sahen Seebären und Seelöwen sich dreißig bis vierzig Fuß hoch auf spitze Felsen herabstürzen, ohne das der Fall ihnen Schaden zu thun schien.

Vom Staatenlande aus wollte ich noch ein letztes Mal gegen Süden laufen. Die neuesten Karten tragen zwischen dem 40 Grad und 53 Grad westl. Länge und dem 54 Grad und 58 Grad südl. Breite eine ausgedehnte Küste ein, die man bereits in der alten Karte Mercators vom Jahre 1569 findet. Sie wird dort Golfo de San Sebastiano genannt, und die Nachrichten von ihr stammen daher wahrscheinlich aus einer spanischen Quelle. Ueber die Stelle, wohin die westl. Küste dieses Australlandes verlegt wurde, segelten wir weg. Capitain Furneaux durchschnitt sogar zwischen dem 40 Grad und 60 Grad westl. Länge und dem 58 Grad südl. Breite die ganze angebliche Küste, ohne eine Spur von Land zu sehen. Es liegt mithin auf der Hand, daß der Meerbusen entweder gar nicht vorhanden oder auf den Karten an einer falschen Stelle angegeben ist.

Bis zum Abend des 6. Januar 1775 steuerten wir gegen Süden

und kamen über den 58. Breitengrad hinaus, ohne Eis zu sehen. Die Menge und nördliche Verbreitung des Eises hängen am Südpol von den Jahren ab. Im Jahre 1700, genau um dieselbe Jahreszeit, wurde Dr. Halley schon unterm 52. Breitengrade durch Eismassen erschreckt. An jenem Abend des 6. kehrte ich gegen Norden um, segelte bis zum 54. Breitengrade zurück und änderte nochmals meinen Lauf, indem ich gegen Osten lief, um zu untersuchen, ob Herr Duclos Guyot sich nicht getäuscht habe, als er 1756 auf der Rückreise von Callao nach der Umsegelung von Cap Horn Land zu sehen glaubte.

Am 8. fiel ein starker Abendthau, und es zeigten sich oft Sturmvögel, Albatrosse und Seehunde — nach der Meinung der Matrosen lauter Anzeichen von der Nähe eines Landes. In den nächsten Tagen kamen zu diesen Andeutungen noch Pinguine und Seegras hinzu, und am 14. meldete mir der Officier der Wache, daß Land von beträchtlicher Höhe in Sicht sei. Ich glaubte, daß es sich um einen großen Eisberg handeln werde, allein am Abend war kein Zweifel mehr, daß wir wirkliches Land vor uns hätten. Am folgenden Tage blieb das Wetter bei einem kalten Winde so neblicht, daß wir nichts sehen konnten, und hellte sich erst am 16. auf. Das Land hatte sehr hohe Berge, die bis auf einige schwarze Stellen ganz mit Schnee und Eis bedeckt waren und vor dem südlichen Ende lagen einige scheinbar grün bekleidete Inseln. Ich nannte dieses Land zu Ehren des Monarchen, der mir diese Entdeckungsreise übertragen hatte, Südgeorgien.

Am Nachmittage sahen wir auch vor der nördlichen Spitze zwei Inseln von durchaus steiniger und öder Beschaffenheit. Wir segelten zwischen ihnen hindurch und erkannten in der nördlichsten, der ich den Namen der Willis-Insel gab, einen schroffen fast senkrechten Felsen, auf dem Tausende von Seeraben nisteten. Diese Willis-Insel liegt unter dem 54. Grad südl. Br. und dem 38 Grad 25 Min. westl. L. Die südliche Insel war nicht so steil und bildete auf der westlichen Seite eine gegen das Meer geneigte Fläche, auf der wir Gras und Vögel aller Größe vom Albatroß bis zum kleinsten Sturmfinken abwärts in unzählbarer Menge versammelt sahen. Schaaren von ihnen umflatterten das Schiff, und nach ihnen, die hier ihre Heimath zu haben schienen, nannte ich diese zweite Insel die Vogel-Insel.

und kamen über den 58. Breitengrad hinaus, ohne Eis zu sehen. Die Menge und nördliche Verbreitung des Eises hängen am Südpol von den Jahren ab. Im Jahre 1700, genau um dieselbe Jahreszeit, wurde Dr. Halley schon unterm 52. Breitengrade durch Eismassen erschreckt. An jenem Abend des 6. kehrte ich gegen Norden um, segelte bis zum 54. Breitengrade zurück und änderte nochmals meinen Lauf, indem ich gegen Osten lief, um zu untersuchen, ob Herr Duclos Guyot sich nicht getäuscht habe, als er 1756 auf der Rückreise von Callao nach der Umsegelung von Cap Horn Land zu sehen glaubte.

Am 8. fiel ein starker Abendthau, und es zeigten sich oft Sturmvögel, Albatrosse und Seehunde — nach der Meinung der Matrosen lauter Anzeichen von der Nähe eines Landes. In den nächsten Tagen kamen zu diesen Andeutungen noch Pinguine und Seegras hinzu, und am 14. meldete mir der Officier der Wache, daß Land von beträchtlicher Höhe in Sicht sei. Ich glaubte, daß es sich um einen großen Eisberg handeln werde, allein am Abend war kein Zweifel mehr, daß wir wirkliches Land vor uns hätten. Am folgenden Tage blieb das Wetter bei einem kalten Winde so neblicht, daß wir nichts sehen konnten, und hellte sich erst am 16. auf. Das Land hatte sehr hohe Berge, die bis auf einige schwarze Stellen ganz mit Schnee und Eis bedeckt waren und vor dem südlichen Ende lagen einige scheinbar grün bekleidete Inseln. Ich nannte dieses Land zu Ehren des Monarchen, der mir diese Entdeckungsreise übertragen hatte, Südgeorgien.

Am Nachmittage sahen wir auch vor der nördlichen Spitze zwei Inseln von durchaus steiniger und öder Beschaffenheit. Wir segelten zwischen ihnen hindurch und erkannten in der nördlichsten, der ich den Namen der Willis-Insel gab, einen schroffen fast senkrechten Felsen, auf dem Tausende von Seeraben nisteten. Diese Willis-Insel liegt unter dem 54. Grad südl. Br. und dem 38 Grad 25 Min. westl. L. Die südliche Insel war nicht so steil und bildete auf der westlichen Seite eine gegen das Meer geneigte Fläche, auf der wir Gras und Vögel aller Größe vom Albatroß bis zum kleinsten Sturmfinken abwärts in unzählbarer Menge versammelt sahen. Schaaren von ihnen umflatterten das Schiff, und nach ihnen, die hier ihre Heimath zu haben schienen, nannte ich diese zweite Insel die Vogel-Insel.

Ich umsegelte bis zum 20. Januar ganz Südgeorgien. Die Insel ist fünfzig bis sechzig Seemeilen lang und besteht aus lauter schroffen Bergen mit Spitzen, die wie Flammen ausgezackt sind. Alle Zwischenräume zwischen diesen Felsen waren mit Schnee ausgefüllt. In einer der Baien, in die wir mit Booten einfuhren, lag ein Eisberg ganz von derselben Art, wie wir sie so oft im Meer hatten umhertreiben sehen von dem sich von Zeit zu Zeit Stücke unter lautem Krachen ablösten. Wir trafen hier auf Seebären und auf Pinguine, die beide von ganz ungewöhnlicher Größe waren. Die ersteren hatten eine Länge von dreizehn Fuß, und die Pinguine, die ganz in Fett eingehüllt waren, wogen vierzig Pfund. Die Vögel waren so wenig scheu, daß sie anfangs kaum von der Stelle gingen, obgleich wir einen nach dem andern mit unsern Stöcken niederschlugen. Die Seebären waren weit wilder, als die im Neujahrshafen. Selbst die kleinsten und jüngsten Thiere bellten uns an und bissen nach uns. Von Pflanzen sahen wir blos die oben erwähnte Grasart und eine Art Pimpernelle.

Südgeorgien widerlegt die allgemeine Meinung, daß jede Gegend der Erde, die wildeste und kälteste nicht ausgenommen, Menschen zum Aufenthalt dienen könne. Schon der Sommer ist hier sehr kalt, und die Winterkälte würde die Menschen unfehlbar tödten. Das Fahrenheit'sche Thermometer stieg während unseres Besuchs nie auf 10 Grad über den Gefrierpunkt, und Brennholz gab es hier nicht. Den Handel könnte nichts verlocken, sich bis zu diesen Breiten zu wagen. Der blaugraue Schiefer von Neugeorgien enthält keine Metalle, und Seebären und Seelöwen, deren Thran einen Handelsartikel bildet, findet man an den südlichsten Küsten Amerika's weit häufiger. Sollte der Walfischfang am Nordpol dereinst abnehmen, so brauchte man diese Thiere nicht in Südgeorgien zu suchen. *)

*) Die neuesten Erfahrungen haben beide Ansichten, die Cook und Forster hier aufstellen, widerlegt. Was die Bewohnbarkeit der höchsten Breiten betrifft, so haben die Nordpolreisen, namentlich Dr. Kane's Aufenthalt am Smithsunde, den Beweis geliefert, daß der Mensch weder an Pflanzen und Brennholz, noch an Landthiere gebunden ist. Wo er Seehunde und Seelöwen trifft, da kann er leben. Diese Thiere liefern ihm eine gesunde Nahrung, Kleidung und den Thran, der seine halb unter-

Ich umsegelte bis zum 20. Januar ganz Südgeorgien. Die Insel ist fünfzig bis sechzig Seemeilen lang und besteht aus lauter schroffen Bergen mit Spitzen, die wie Flammen ausgezackt sind. Alle Zwischenräume zwischen diesen Felsen waren mit Schnee ausgefüllt. In einer der Baien, in die wir mit Booten einfuhren, lag ein Eisberg ganz von derselben Art, wie wir sie so oft im Meer hatten umhertreiben sehen von dem sich von Zeit zu Zeit Stücke unter lautem Krachen ablösten. Wir trafen hier auf Seebären und auf Pinguine, die beide von ganz ungewöhnlicher Größe waren. Die ersteren hatten eine Länge von dreizehn Fuß, und die Pinguine, die ganz in Fett eingehüllt waren, wogen vierzig Pfund. Die Vögel waren so wenig scheu, daß sie anfangs kaum von der Stelle gingen, obgleich wir einen nach dem andern mit unsern Stöcken niederschlugen. Die Seebären waren weit wilder, als die im Neujahrshafen. Selbst die kleinsten und jüngsten Thiere bellten uns an und bissen nach uns. Von Pflanzen sahen wir blos die oben erwähnte Grasart und eine Art Pimpernelle.

Südgeorgien widerlegt die allgemeine Meinung, daß jede Gegend der Erde, die wildeste und kälteste nicht ausgenommen, Menschen zum Aufenthalt dienen könne. Schon der Sommer ist hier sehr kalt, und die Winterkälte würde die Menschen unfehlbar tödten. Das Fahrenheit'sche Thermometer stieg während unseres Besuchs nie auf 10 Grad über den Gefrierpunkt, und Brennholz gab es hier nicht. Den Handel könnte nichts verlocken, sich bis zu diesen Breiten zu wagen. Der blaugraue Schiefer von Neugeorgien enthält keine Metalle, und Seebären und Seelöwen, deren Thran einen Handelsartikel bildet, findet man an den südlichsten Küsten Amerika's weit häufiger. Sollte der Walfischfang am Nordpol dereinst abnehmen, so brauchte man diese Thiere nicht in Südgeorgien zu suchen. *)

*) Die neuesten Erfahrungen haben beide Ansichten, die Cook und Forster hier aufstellen, widerlegt. Was die Bewohnbarkeit der höchsten Breiten betrifft, so haben die Nordpolreisen, namentlich Dr. Kane's Aufenthalt am Smithsunde, den Beweis geliefert, daß der Mensch weder an Pflanzen und Brennholz, noch an Landthiere gebunden ist. Wo er Seehunde und Seelöwen trifft, da kann er leben. Diese Thiere liefern ihm eine gesunde Nahrung, Kleidung und den Thran, der seine halb unter-

Mitten im Nebel umsegelten wir, ohne es gewahr zu werden, eine kleine Insel mit einem Ringe umliegender Felsen (Clerkes Rocks). Am 26. liefen wir bei frischem Winde und verhältnißmäßig klarem Wetter gegen Süden und am 27. sahen wir unter 59 Grad 30 Min. südl. Br. die ersten Eisberge. Schon am folgenden Morgen stießen wir auf eine große Eismasse, die uns den weiteren Weg gegen Süden versperrte. Die beständigen Erkältungen hatten mehreren Matrosen rheumatische Schmerzen zugezogen, und einige fielen oft in lang anhaltende Ohnmachten. Für diese Kranken war in einem Meere, wo das Thermometer auf 35 Grad zeigte, und die feuchte Luft uns stets Schneegestöber zuschickte, keine Genesung zu hoffen.

Am 31. Januar wurde bei einem Nebel, der uns keine weite Umsicht gestattete, vom Mastkorbe: Land! gerufen. Wir näherten uns ihm bis eine halbe Seemeile. Der Anblick dieser neuen Küste war ein schauerlicher. Die senkrechten und sehr hohen Klippen starrten von schwarzen Höhlen. An ihrem Fuß brandeten tobende Wellen, ihr Haupt verhüllte sich in Wolken, über die ein einziger weißer Gipfel empor ragte. Das südlichste Ende dieses Landes liegt unterm 59 Grad 30 Min. südl. Br. und 27 Grad 30 Min. westl. Länge. So weit wir dieses Sandwich-Land mit seinen vorliegenden kleineren Inseln kennen lernten, hatte es überall dasselbe öde und furchtbare Ansehen. Wären nicht viele schwarze Stellen und Höhlen sichtbar gewesen, so würden wir im Dunkeln geblieben sein, ob wir Land oder Eis vor uns hätten. Seeraben, die in den Höhlen nisteten, waren die einzigen Bewohner des Sandwich-Landes, selbst die unförmlichen Amphibien von Neugeorgien fehlen. Eine nähere Untersuchung der Küste gab ich auf, denn die Tage wurden kürzer und kälter, und unsere Lebensmittel verminder-

---

irdischen, mit höhlenartigen Eingängen versehenen Wohnungen hinlänglich erwärmt. Nicht der Mangel an Nahrung, sondern der Leichtsinn der Eskimo in Benutzung ihrer Vorräthe versetzt sie oft in Noth. Die Walfischfänger, denen Cook wie den Robbenschlägern die amerikanische Wüste anweist, haben inzwischen nicht blos Neugeorgien, sondern noch viel südlichere Breiten aufgesucht. Welche Entdeckungen einige von ihnen in den antarktischen Gebieten gemacht haben, ist in der Vorrede zum ersten Bande mit einigen Worten berührt worden.

Mitten im Nebel umsegelten wir, ohne es gewahr zu werden, eine kleine Insel mit einem Ringe umliegender Felsen (Clerkes Rocks). Am 26. liefen wir bei frischem Winde und verhältnißmäßig klarem Wetter gegen Süden und am 27. sahen wir unter 59 Grad 30 Min. südl. Br. die ersten Eisberge. Schon am folgenden Morgen stießen wir auf eine große Eismasse, die uns den weiteren Weg gegen Süden versperrte. Die beständigen Erkältungen hatten mehreren Matrosen rheumatische Schmerzen zugezogen, und einige fielen oft in lang anhaltende Ohnmachten. Für diese Kranken war in einem Meere, wo das Thermometer auf 35 Grad zeigte, und die feuchte Luft uns stets Schneegestöber zuschickte, keine Genesung zu hoffen.

Am 31. Januar wurde bei einem Nebel, der uns keine weite Umsicht gestattete, vom Mastkorbe: Land! gerufen. Wir näherten uns ihm bis eine halbe Seemeile. Der Anblick dieser neuen Küste war ein schauerlicher. Die senkrechten und sehr hohen Klippen starrten von schwarzen Höhlen. An ihrem Fuß brandeten tobende Wellen, ihr Haupt verhüllte sich in Wolken, über die ein einziger weißer Gipfel empor ragte. Das südlichste Ende dieses Landes liegt unterm 59 Grad 30 Min. südl. Br. und 27 Grad 30 Min. westl. Länge. So weit wir dieses Sandwich-Land mit seinen vorliegenden kleineren Inseln kennen lernten, hatte es überall dasselbe öde und furchtbare Ansehen. Wären nicht viele schwarze Stellen und Höhlen sichtbar gewesen, so würden wir im Dunkeln geblieben sein, ob wir Land oder Eis vor uns hätten. Seeraben, die in den Höhlen nisteten, waren die einzigen Bewohner des Sandwich-Landes, selbst die unförmlichen Amphibien von Neugeorgien fehlen. Eine nähere Untersuchung der Küste gab ich auf, denn die Tage wurden kürzer und kälter, und unsere Lebensmittel verminder-

---

irdischen, mit höhlenartigen Eingängen versehenen Wohnungen hinlänglich erwärmt. Nicht der Mangel an Nahrung, sondern der Leichtsinn der Eskimo in Benutzung ihrer Vorräthe versetzt sie oft in Noth. Die Walfischfänger, denen Cook wie den Robbenschlägern die amerikanische Wüste anweist, haben inzwischen nicht blos Neugeorgien, sondern noch viel südlichere Breiten aufgesucht. Welche Entdeckungen einige von ihnen in den antarktischen Gebieten gemacht haben, ist in der Vorrede zum ersten Bande mit einigen Worten berührt worden.

ten sich. Das Sauerkraut war nun aufgezehrt, und zerbröckelter, von den Würmern zerfressener Zwieback und halb verwestes Pökelfleisch bildeten unsere ganze Nahrung.

Am 15. Februar passirten wir die Mittagslinie von Greenwich, am 17. erreichten wir die Breite, wo Herr Bouvet das Cap Circoncision entdeckt haben will. Wir durchsegelten 7 Grade der Länge gegen Osten und etwa sechs gegen Westen, immer auf der von unserm französischen Vorgänger bezeichneten Parallele, und fanden nirgends das geringste Anzeichen von Land, auch auf dem Punkte der Länge nicht, den Herr Bouvet in sein Tagebuch eingetragen hat. Es ist demnach wohl gewiß, daß jener Seemann sich durch ein ungeheures Eisfeld, das hohe Eisberge umschloß, hat täuschen lassen, wie dies gar nicht selten vorkommt.

Starke Nordwestwinde zwangen uns, einen starken Umweg gegen Osten zu machen, bis wir am 1. März in gerader Linie südlich vom Cap waren. Ich gestehe, daß ich schwer dem Plane entsagte, das von Herrn Kerguelen im Meridian der Mauritius-Insel entdeckte Land aufzusuchen. Der Wind lief unstet durch verschiedene Richtungen und kehrte mehrmals gegen Nordwesten zurück. Diese ungünstige Luftströmung machte uns nicht wenig ungeduldig, und noch nie hatten wir so oft am Himmel nach Vorzeichen einer Veränderung gespäht, wie jetzt. Seit unserer Abreise vom Cap waren siebenundzwanzig Monate verflossen, und unser Aufenthalt auf dem Lande hatte während dieser ganzen Zeit, alle Tage zusammengerechnet, höchstens sechs Monate betragen. Größtentheils, besonders in der letzten Zeit, waren wir auf gesalzene Lebensmittel angewiesen gewesen.

Jenseit des 35. Breitengrades konnten wir unsere warmen Kleider ablegen. Am folgenden Tage (16. März) sahen wir ein Schiff und bald darauf ein zweites. Das erste Schiff war ein holländisches, das auf der Rückreise aus Indien begriffen war und uns allmälig näher kam. Am nächsten Tage konnten wir ihm ein Boot zuschicken und erfuhren, daß in ganz Europa Frieden sei. Erfrischungen erhielten wir von diesem Schiffe nicht, da es selbst zu lange auf der Reise war. Als uns das zweite Schiff, das ein englisches war, erreichte, wurden wir mit

ten sich. Das Sauerkraut war nun aufgezehrt, und zerbröckelter, von den Würmern zerfressener Zwieback und halb verwestes Pökelfleisch bildeten unsere ganze Nahrung.

Am 15. Februar passirten wir die Mittagslinie von Greenwich, am 17. erreichten wir die Breite, wo Herr Bouvet das Cap Circoncision entdeckt haben will. Wir durchsegelten 7 Grade der Länge gegen Osten und etwa sechs gegen Westen, immer auf der von unserm französischen Vorgänger bezeichneten Parallele, und fanden nirgends das geringste Anzeichen von Land, auch auf dem Punkte der Länge nicht, den Herr Bouvet in sein Tagebuch eingetragen hat. Es ist demnach wohl gewiß, daß jener Seemann sich durch ein ungeheures Eisfeld, das hohe Eisberge umschloß, hat täuschen lassen, wie dies gar nicht selten vorkommt.

Starke Nordwestwinde zwangen uns, einen starken Umweg gegen Osten zu machen, bis wir am 1. März in gerader Linie südlich vom Cap waren. Ich gestehe, daß ich schwer dem Plane entsagte, das von Herrn Kerguelen im Meridian der Mauritius-Insel entdeckte Land aufzusuchen. Der Wind lief unstet durch verschiedene Richtungen und kehrte mehrmals gegen Nordwesten zurück. Diese ungünstige Luftströmung machte uns nicht wenig ungeduldig, und noch nie hatten wir so oft am Himmel nach Vorzeichen einer Veränderung gespäht, wie jetzt. Seit unserer Abreise vom Cap waren siebenundzwanzig Monate verflossen, und unser Aufenthalt auf dem Lande hatte während dieser ganzen Zeit, alle Tage zusammengerechnet, höchstens sechs Monate betragen. Größtentheils, besonders in der letzten Zeit, waren wir auf gesalzene Lebensmittel angewiesen gewesen.

Jenseit des 35. Breitengrades konnten wir unsere warmen Kleider ablegen. Am folgenden Tage (16. März) sahen wir ein Schiff und bald darauf ein zweites. Das erste Schiff war ein holländisches, das auf der Rückreise aus Indien begriffen war und uns allmälig näher kam. Am nächsten Tage konnten wir ihm ein Boot zuschicken und erfuhren, daß in ganz Europa Frieden sei. Erfrischungen erhielten wir von diesem Schiffe nicht, da es selbst zu lange auf der Reise war. Als uns das zweite Schiff, das ein englisches war, erreichte, wurden wir mit

einem Schweine und mehreren Gänsen beschenkt, an denen wir uns in den folgenden Tagen erquickten.

Fast hätten wir uns von einem Sturm bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbeitreiben lassen, wenn das Land uns nicht noch zu rechter Zeit durch den Nebel sichtbar geworden wäre. Am 22. März ankerten wir in der Tafelbai, wo man aber erst den 21. schrieb, so daß wir bei unserer Reise um die Welt von Westen gegen Osten einen Tag gewonnen hatten. Wir erhielten nun europäische Zeitungen, aus denen wir die Geschichte der letzten drei Jahre stückweise kennen lernten. Die Gastfreundschaft, die man uns in der Capstadt bewies, hatten wir mit größter Vorsicht zu benutzen. Unsere ausgehungerten Magen waren so schwach, daß wir vom Tisch aufstehen mußten, wenn es uns am besten schmeckte. Diejenigen, welche anfangs unmäßig aßen, bekamen einen Ekel vor allen Speisen.

Bei unserer Ankunft hatten wir zwei Kranke, die ich ins Hospital schickte. Alle unsere anderen Leute waren im Stande, ihre Arbeit zu verrichten, und sammelten bei ihrer Kost von frischem Fleische, jungem Gemüse und Roggenbrot in kurzer Zeit neue Kräfte. Unser Aufenthalt sollte nicht länger dauern, als bis die Mannschaft sich erholt hatte, das Schiff ausgebessert und ein Vorrath neuer Lebensmittel eingenommen worden war. Am 27. April waren wir wieder segelfertig und sagten Dr. Sparmann, der hier zurückblieb, Lebewohl. Am nächsten Tage wurde ein Mann im Schiffsraum versteckt gefunden. Es war ein armer Deutscher, der holländischen Seelenverkäufern in die Hände gerathen war und diese Gelegenheit benutzte, um der Knechtschaft zu entfliehen. Der Dutton, ein Schiff der ostindischen Gesellschaft, begleitete uns, weil der Capitain von der größeren Genauigkeit unserer Rechnungen überzeugt war.

In St. Helena waren wir am 15. Mai. Man beschuldigt die Einwohner der Grausamkeit gegen ihre Sclaven, und wir befragten darum auf unseren Spazierritten möglichst viele Schwarze, wie es ihnen ergehe. Einige klagten, daß ihre Herren karg seien, aber die meisten äußerten sich günstig. Die Herren haben allerdings oft selbst weiter nichts als Pökelfleisch, und am übelsten ist die Besatzung gestellt, welche Jahr aus Jahr ein von eingesalzenen Speisen lebt und daran nie

einem Schweine und mehreren Gänsen beschenkt, an denen wir uns in den folgenden Tagen erquickten.

Fast hätten wir uns von einem Sturm bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbeitreiben lassen, wenn das Land uns nicht noch zu rechter Zeit durch den Nebel sichtbar geworden wäre. Am 22. März ankerten wir in der Tafelbai, wo man aber erst den 21. schrieb, so daß wir bei unserer Reise um die Welt von Westen gegen Osten einen Tag gewonnen hatten. Wir erhielten nun europäische Zeitungen, aus denen wir die Geschichte der letzten drei Jahre stückweise kennen lernten. Die Gastfreundschaft, die man uns in der Capstadt bewies, hatten wir mit größter Vorsicht zu benutzen. Unsere ausgehungerten Magen waren so schwach, daß wir vom Tisch aufstehen mußten, wenn es uns am besten schmeckte. Diejenigen, welche anfangs unmäßig aßen, bekamen einen Ekel vor allen Speisen.

Bei unserer Ankunft hatten wir zwei Kranke, die ich ins Hospital schickte. Alle unsere anderen Leute waren im Stande, ihre Arbeit zu verrichten, und sammelten bei ihrer Kost von frischem Fleische, jungem Gemüse und Roggenbrot in kurzer Zeit neue Kräfte. Unser Aufenthalt sollte nicht länger dauern, als bis die Mannschaft sich erholt hatte, das Schiff ausgebessert und ein Vorrath neuer Lebensmittel eingenommen worden war. Am 27. April waren wir wieder segelfertig und sagten Dr. Sparmann, der hier zurückblieb, Lebewohl. Am nächsten Tage wurde ein Mann im Schiffsraum versteckt gefunden. Es war ein armer Deutscher, der holländischen Seelenverkäufern in die Hände gerathen war und diese Gelegenheit benutzte, um der Knechtschaft zu entfliehen. Der Dutton, ein Schiff der ostindischen Gesellschaft, begleitete uns, weil der Capitain von der größeren Genauigkeit unserer Rechnungen überzeugt war.

In St. Helena waren wir am 15. Mai. Man beschuldigt die Einwohner der Grausamkeit gegen ihre Sclaven, und wir befragten darum auf unseren Spazierritten möglichst viele Schwarze, wie es ihnen ergehe. Einige klagten, daß ihre Herren karg seien, aber die meisten äußerten sich günstig. Die Herren haben allerdings oft selbst weiter nichts als Pökelfleisch, und am übelsten ist die Besatzung gestellt, welche Jahr aus Jahr ein von eingesalzenen Speisen lebt und daran nie

Ueberfluß hat. Eine überall sonst schädliche Pflanze, das gemeine europäische Pfriemenkraut, ist auf St. Helena nutzbar gemacht worden. Die eingeführten Stauden wucherten trotz der Sonnengluth fort und bewahrten dem Boden einige Feuchtigkeit. In ihrem Schatten gedieh Gras und nach und nach überzog sich der Boden mit Rasen. Jetzt bedarf man dieses Schutzes nicht mehr und beginnt das Pfriemenkraut auszurotten, um es als Brennholz zu verwerthen. Man geht mit diesem Brennstoff sehr sparsam um und bereitet eine Menge von Speisen an einem Feuer, das einer englischen Köchin kaum hinreichend erscheinen würde, um das Wasser in ihrem Theekessel zum Kochen zu bringen.

Mit Einrechnung von fünfhundert Soldaten und sechshundert Sclaven leben auf St. Helena zwanzigtausend Menschen. Die Frauen sind weit zahlreicher als die Männer, und man sagte uns, daß weit mehr Mädchen als Knaben geboren würden. Am Vorgebirge der guten Hoffnung hörten wir dieselbe Behauptung aufstellen.

Ich kürzte meinen Besuch auf St. Helena ab, da ich die Insel Ascension anlaufen wollte. Für den Dutton entstand daraus die Nothwendigkeit, uns zu verlassen, indem die ostindische Gesellschaft ihren Schiffen verboten hatte, jene Insel zu berühren. Ich erblickte sie am frühen Morgen des 28. und war Abends in der Kreuzbucht vor Anker. Der Portugiese Joao da Nova Galego entdeckte die Insel im Jahre 1501 und legte ihr den Namen der Ilha da Conceiçao bei. Ihren jetzigen Namen hat sie von Alfons d'Albuquerque, der ihr zweiter Besucher war (1503).

Der Anblick der Insel hat etwas so Oedes, daß wir die Osterinsel nicht mit ihr vergleichen mochten und selbst dem Feuerlande den Vorzug gaben. Der Strand ist mit einem tiefen und trockenen Muschelsande bedeckt, der schneeweiß ist und bei Sonnenschein die Augen förmlich blendet. Ersteigt man einen Abhang von etwa dreißig Fuß senkrechter Höhe, auf dem Haufen schwarzer durchlöcherter Laven, die wie von Menschenhänden aufgethürmt aussehen, zerstreut sind, so steht man auf einer großen Ebene, in der hin und wieder kegelförmige Hügel um dieselben Lavahaufen, die man an dem aufsteigenden Ufer sieht, emporragen. Beide, die Kegel und die Haufen, bestehen aus Lava, aber sie ist von verschiedener Art. Die Lava der aufgethürmten Hau-

Ueberfluß hat. Eine überall sonst schädliche Pflanze, das gemeine europäische Pfriemenkraut, ist auf St. Helena nutzbar gemacht worden. Die eingeführten Stauden wucherten trotz der Sonnengluth fort und bewahrten dem Boden einige Feuchtigkeit. In ihrem Schatten gedieh Gras und nach und nach überzog sich der Boden mit Rasen. Jetzt bedarf man dieses Schutzes nicht mehr und beginnt das Pfriemenkraut auszurotten, um es als Brennholz zu verwerthen. Man geht mit diesem Brennstoff sehr sparsam um und bereitet eine Menge von Speisen an einem Feuer, das einer englischen Köchin kaum hinreichend erscheinen würde, um das Wasser in ihrem Theekessel zum Kochen zu bringen.

Mit Einrechnung von fünfhundert Soldaten und sechshundert Sclaven leben auf St. Helena zwanzigtausend Menschen. Die Frauen sind weit zahlreicher als die Männer, und man sagte uns, daß weit mehr Mädchen als Knaben geboren würden. Am Vorgebirge der guten Hoffnung hörten wir dieselbe Behauptung aufstellen.

Ich kürzte meinen Besuch auf St. Helena ab, da ich die Insel Ascension anlaufen wollte. Für den Dutton entstand daraus die Nothwendigkeit, uns zu verlassen, indem die ostindische Gesellschaft ihren Schiffen verboten hatte, jene Insel zu berühren. Ich erblickte sie am frühen Morgen des 28. und war Abends in der Kreuzbucht vor Anker. Der Portugiese Joao da Nova Galego entdeckte die Insel im Jahre 1501 und legte ihr den Namen der Ilha da Conceiçao bei. Ihren jetzigen Namen hat sie von Alfons d'Albuquerque, der ihr zweiter Besucher war (1503).

Der Anblick der Insel hat etwas so Oedes, daß wir die Osterinsel nicht mit ihr vergleichen mochten und selbst dem Feuerlande den Vorzug gaben. Der Strand ist mit einem tiefen und trockenen Muschelsande bedeckt, der schneeweiß ist und bei Sonnenschein die Augen förmlich blendet. Ersteigt man einen Abhang von etwa dreißig Fuß senkrechter Höhe, auf dem Haufen schwarzer durchlöcherter Laven, die wie von Menschenhänden aufgethürmt aussehen, zerstreut sind, so steht man auf einer großen Ebene, in der hin und wieder kegelförmige Hügel um dieselben Lavahaufen, die man an dem aufsteigenden Ufer sieht, emporragen. Beide, die Kegel und die Haufen, bestehen aus Lava, aber sie ist von verschiedener Art. Die Lava der aufgethürmten Hau-

sen ist hart, und die Stücken geben, wenn man sie gegen einander schlägt, einen glasartigen Klang, die Lava der Kegel ist dagegen so weich, daß man sie zwischen den Händen zerbröckeln kann. Zwischen den Haufen ist die Erde fest und schwarz, wo sie aufhören, trifft man auf rothen Staub, den der Wind in Wolken emporwirbelt. Diese Ebene ist vielleicht der ehemalige Krater eines Vulkans. Jenseit derselben beginnen gewaltige Lavaströme, in welche Regenbäche Schluchten von zwölf bis vierzehn Fuß Tiefe gerissen haben.

Jenseit dieser Lavaschichten verändert sich der Charakter des Bodens vollständig. Hier erhebt sich ein von Klüften durchzogener Berg zu einer beträchtlichen Höhe. Er besteht aus einem tuffartigen Kalkstein und ernährt an seinen Abhängen theils ein Gras, welches dieser Insel eigenthümlich ist (Aristida ascensionis), theils ein besonderes Farrenkraut, theils Portulak in großen Mengen. Von diesen Pflanzen leben die wilden Ziegen, die auf Ascension vorkommen, aber so wild und scheu sind und an den Abgründen des Berges so behend sich bewegen, daß man sie nicht zu erlegen vermag, wie wir aus eigener Erfahrung bestätigen können. Auf diesem Berge soll es eine Quelle geben, die sich von einer steilen Felswand herabstürzt und im Sande verläuft. Diese Hülfsmittel sind so geringfügig, daß man sich das Schicksal eines Schiffs, das in einer Zeit hier scheitert, wenn Ascension nicht von eierlegenden Schildkröten besucht wird, nicht schrecklich genug denken kann. Dieser Gedanke kam selbst unseren rohesten Matrosen, als wir an einer anderen Seite der Insel eines Wracks ansichtig wurden*).

*) Ascension ist gegenwärtig englische Militairstation und hat ein Fort, Georgetown genannt. Die Quelle, von der Cook spricht, hat Capitain Brandreth 1829 entdeckt. Die Befolgung des verständigen Raths, den Forster giebt, der Insel einen reicheren Pflanzenwuchs zu verschaffen, hat den Wasserreichthum vermehrt und die Einführung von Rindern und Schafen ermöglicht. In der neuesten Zeit besuchen jährlich zwischen vierhundert und fünfhundert Schildkröten die Insel. Eine schlimme und höchst gefährliche Erscheinung der angrenzenden See sind die „Roller". Wogen von Bergeshöhe, die im ruhigsten Wetter aus unbekannten Ursachen plötzlich entstehen und Alles, was sie erfassen, mit unwiderstehlicher Gewalt ans Ufer werfen.

sen ist hart, und die Stücken geben, wenn man sie gegen einander schlägt, einen glasartigen Klang, die Lava der Kegel ist dagegen so weich, daß man sie zwischen den Händen zerbröckeln kann. Zwischen den Haufen ist die Erde fest und schwarz, wo sie aufhören, trifft man auf rothen Staub, den der Wind in Wolken emporwirbelt. Diese Ebene ist vielleicht der ehemalige Krater eines Vulkans. Jenseit derselben beginnen gewaltige Lavaströme, in welche Regenbäche Schluchten von zwölf bis vierzehn Fuß Tiefe gerissen haben.

Jenseit dieser Lavaschichten verändert sich der Charakter des Bodens vollständig. Hier erhebt sich ein von Klüften durchzogener Berg zu einer beträchtlichen Höhe. Er besteht aus einem tuffartigen Kalkstein und ernährt an seinen Abhängen theils ein Gras, welches dieser Insel eigenthümlich ist (Aristida ascensionis), theils ein besonderes Farrenkraut, theils Portulak in großen Mengen. Von diesen Pflanzen leben die wilden Ziegen, die auf Ascension vorkommen, aber so wild und scheu sind und an den Abgründen des Berges so behend sich bewegen, daß man sie nicht zu erlegen vermag, wie wir aus eigener Erfahrung bestätigen können. Auf diesem Berge soll es eine Quelle geben, die sich von einer steilen Felswand herabstürzt und im Sande verläuft. Diese Hülfsmittel sind so geringfügig, daß man sich das Schicksal eines Schiffs, das in einer Zeit hier scheitert, wenn Ascension nicht von eierlegenden Schildkröten besucht wird, nicht schrecklich genug denken kann. Dieser Gedanke kam selbst unseren rohesten Matrosen, als wir an einer anderen Seite der Insel eines Wracks ansichtig wurden*).

*) Ascension ist gegenwärtig englische Militairstation und hat ein Fort, Georgetown genannt. Die Quelle, von der Cook spricht, hat Capitain Brandreth 1829 entdeckt. Die Befolgung des verständigen Raths, den Forster giebt, der Insel einen reicheren Pflanzenwuchs zu verschaffen, hat den Wasserreichthum vermehrt und die Einführung von Rindern und Schafen ermöglicht. In der neuesten Zeit besuchen jährlich zwischen vierhundert und fünfhundert Schildkröten die Insel. Eine schlimme und höchst gefährliche Erscheinung der angrenzenden See sind die „Roller". Wogen von Bergeshöhe, die im ruhigsten Wetter aus unbekannten Ursachen plötzlich entstehen und Alles, was sie erfassen, mit unwiderstehlicher Gewalt ans Ufer werfen.

Die Jahreszeit des Eierlegens der Schildkröten war bereits vorüber, und doch verschafften wir uns vierundzwanzig dieser Thiere, von denen jedes zwischen drei und vier Centner wog. Sie reichten drei Wochen lang zu unserer Nahrung hin, und auch die Mannschaft erhielt reichlich davon. Unser Weg führte uns von Ascension nach der Insel Fernando da Noroncha unweit der brasilischen Küste und von da über die Linie. Die Breite der Windstillen machte es mit uns gnädig, indem sie uns nicht länger als zwei Tage still liegen ließ. Nicht selten werden Schiffe hier einen ganzen Monat festgehalten. Die Seeleute nennen diese Gegenden die Pferdebreiten, weil sie den Pferden und anderen Thieren, die man nach Amerika führt, leicht gefährlich werden. Von nun an hatten wir über die Azoren eine glückliche Fahrt, sahen am 29. Juli den Leuchthurm von Eddystone, liefen zwischen den Nadeln vorbei und ließen nach einer Abwesenheit von drei Jahren und achtzehn Tagen gegen Mittag vor Spithead den Anker fallen.

Die Jahreszeit des Eierlegens der Schildkröten war bereits vorüber, und doch verschafften wir uns vierundzwanzig dieser Thiere, von denen jedes zwischen drei und vier Centner wog. Sie reichten drei Wochen lang zu unserer Nahrung hin, und auch die Mannschaft erhielt reichlich davon. Unser Weg führte uns von Ascension nach der Insel Fernando da Noroncha unweit der brasilischen Küste und von da über die Linie. Die Breite der Windstillen machte es mit uns gnädig, indem sie uns nicht länger als zwei Tage still liegen ließ. Nicht selten werden Schiffe hier einen ganzen Monat festgehalten. Die Seeleute nennen diese Gegenden die Pferdebreiten, weil sie den Pferden und anderen Thieren, die man nach Amerika führt, leicht gefährlich werden. Von nun an hatten wir über die Azoren eine glückliche Fahrt, sahen am 29. Juli den Leuchthurm von Eddystone, liefen zwischen den Nadeln vorbei und ließen nach einer Abwesenheit von drei Jahren und achtzehn Tagen gegen Mittag vor Spithead den Anker fallen.

Die Zahnreinigkeit des Vielefleisches der Schildkröten muß besteits vorüber, und doch verschaffen wir uns vielmehrzumalig dieser Thiere von denen jedes vielleichen drei und vier Centner wog. Sie reichten drei Wochen lang zu unserer Nahrung hin, und auch die Mannichfaltigkeit erhielt reichlich daraus. Unser Koch wußte uns von Gerichten nach der Zahl Gerichte zu verschaffen immer der drei Mittag Mittage uns von da aber die Suppe. Die Braten der Keulen machte es mit uns gutsich, indem sie uns nicht länger als zwei Tage voll liegen ließ. Nicht letzten werden Schilde hier einen ganzen Monat festgehalten. Die Eeste heute nennen hier Pfeffersteaks, weil sie den Pfeffer und unseren Thieren, die man auch Muscella führt, leicht verschmerzen. Eben uns an hatten wir über die Maßen eine gutliche Mahrt, haben am 29. Juli den Kundschaften von verschiedene, liefen zuletzt den Mandeln vorbei uns liefen noch einer Abwechselnheit von drei Jahren und achtzehn Tagen gegen Mittag vor Spitzbub den Anker fallen.

Die Zahnreinigkeit des Vielefleisches der Schildkröten muß besteits vorüber, und doch verschaffen wir uns vielmehrzumalig dieser Thiere von denen jedes vielleichen drei und vier Centner wog. Sie reichten drei Wochen lang zu unserer Nahrung hin, und auch die Mannichfaltigkeit erhielt reichlich daraus. Unser Koch wußte uns von Gerichten nach der Zahl Gerichte zu verschaffen immer der drei Mittag Mittage uns von da aber die Suppe. Die Braten der Keulen machte es mit uns gutsich, indem sie uns nicht länger als zwei Tage voll liegen ließ. Nicht letzten werden Schilde hier einen ganzen Monat festgehalten. Die Eeste heute nennen hier Pfeffersteaks, weil sie den Pfeffer und unseren Thieren, die man auch Muscella führt, leicht verschmerzen. Eben uns an hatten wir über die Maßen eine gutliche Mahrt, haben am 29. Juli den Kundschaften von verschiedene, liefen zuletzt den Mandeln vorbei uns liefen noch einer Abwechselnheit von drei Jahren und achtzehn Tagen gegen Mittag vor Spitzbub den Anker fallen.

Cooks dritte Reise.

In den Jahren 1776—1780.

Cooks dritte Reise.

In den Jahren 1776—1780.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Aufgabe dieser Reise. — Teneriffa. — Die capverdischen Inseln und das Cap. — Die Prinz Eduards-Inseln. — Kerguelen-Land wird gefunden. — Charakter dieser Insel. — Besuch auf Vandiemens-Land. — Seine Erzeugnisse und seine Bewohner. — Aufenthalt im Charlottensunde von Neuseeland. — Der Mörder Rowe's. — Zwei Eingeborne begleiten uns.

Die Ergebnisse meiner zweiten Reise waren ohne Frage größer, als jene der ersten. Ich konnte ohne Unbescheidenheit die Meinung aussprechen, daß die südliche Halbkugel nunmehr hinreichend ausgekundschaftet worden sei, um festzustellen, daß innerhalb der gemäßigten Zone kein festes Land liege und innerhalb des antarktischen Kreises, so weit er zugänglich sei, kein Land von der vermutheten Ausdehnung gesucht werden dürfe. Unsere Naturforscher hatten die wichtige Entdeckung gemacht, daß die Natur mitten im großen Weltmeer Eisschollen bilde, welche keine Salztheilchen enthalten, sondern alle Eigenschaften des reinen und gesunden Wassers haben. Ich hatte das Stille Meer innerhalb der Wendekreise in weiter Ausdehnung befahren, den bereits bekannten Inseln neue hinzugefügt, dann den Seefahrern an der Südspitze von Amerika zwei gute Häfen und Erfrischungsplätze nachgewiesen und zuletzt noch im hohen Süden des atlantischen Oceans zwei Inselgruppen entdeckt. Noch nie hatte ein Schiff in einem gleichen Zeitraum solche Entfernungen durchmessen. Zählte man alle unsere Curslinien zusammen, so würden sie mehr als dreimal den Umkreis der Erdkugel ausmachen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Aufgabe dieser Reise. — Teneriffa. — Die capverdischen Inseln und das Cap. — Die Prinz Eduards-Inseln. — Kerguelen-Land wird gefunden. — Charakter dieser Insel. — Besuch auf Vandiemens-Land. — Seine Erzeugnisse und seine Bewohner. — Aufenthalt im Charlottensunde von Neuseeland. — Der Mörder Rowe's. — Zwei Eingeborne begleiten uns.

Die Ergebnisse meiner zweiten Reise waren ohne Frage größer, als jene der ersten. Ich konnte ohne Unbescheidenheit die Meinung aussprechen, daß die südliche Halbkugel nunmehr hinreichend ausgekundschaftet worden sei, um festzustellen, daß innerhalb der gemäßigten Zone kein festes Land liege und innerhalb des antarktischen Kreises, so weit er zugänglich sei, kein Land von der vermutheten Ausdehnung gesucht werden dürfe. Unsere Naturforscher hatten die wichtige Entdeckung gemacht, daß die Natur mitten im großen Weltmeer Eisschollen bilde, welche keine Salztheilchen enthalten, sondern alle Eigenschaften des reinen und gesunden Wassers haben. Ich hatte das Stille Meer innerhalb der Wendekreise in weiter Ausdehnung befahren, den bereits bekannten Inseln neue hinzugefügt, dann den Seefahrern an der Südspitze von Amerika zwei gute Häfen und Erfrischungsplätze nachgewiesen und zuletzt noch im hohen Süden des atlantischen Oceans zwei Inselgruppen entdeckt. Noch nie hatte ein Schiff in einem gleichen Zeitraum solche Entfernungen durchmessen. Zählte man alle unsere Curslinien zusammen, so würden sie mehr als dreimal den Umkreis der Erdkugel ausmachen.

Noch immer blieb die Aufgabe zu erfüllen, die nördlichen Küsten von Amerika und Asien in der Nähe der Behringsstraße zu verfolgen und das Problem der nordwestlichen Durchfahrt auf dem umgekehrten Wege, nämlich in der Richtung vom stillen Meer zum atlantischen Ocean, zu lösen. Die Umschiffung Amerika's auf diesem Wege öffnete vielleicht einen neuen Handelsweg nach China und Japan. In dieser Absicht und unter der fortdauernden Begünstigung Sr. Majestät wurde der Plan zu einer neuen Reise entworfen und mir abermals die Führung übertragen*).

Man gab mir mein altes Schiff, die Resolution, dem ein kleineres Schiff, die Discovery, beigesellt wurde. Mein zweiter Lieutenant auf der zweiten Reise, Herr Clerke, erhielt den Befehl über dieses Schiff, und noch ein anderer Gefährte von damals, Herr William Bailey, Astronom der Adventure, war unter den Begleitern. Mit mir ging auch Omai an Bord, halb betrübt über die Trennung von seinen eng-

*) Lord Mahon erzählt in seiner Geschichte von England (VI, 342 fg. der Uebersetzung von Steger) den nähern Zusammenhang dieser Wahl auf folgende Weise: „Jedermann fühlte, daß Cook bei Weitem der geeignetste Führer sein werde, aber ebenso fühlte Jedermann, daß man ihm nach allen den Mühen, welche er ertragen hatte, eine solche Zumuthung nicht machen dürfe. Er war zu der einträglichen Statthalterstelle des Greenwichshospitals befördert worden, auf der er den Rest seiner Tage im Genuß einer wohlverdienten Bequemlichkeit und Berühmtheit verleben konnte. Nichtsdestoweniger suchte man bei jedem Punkte eifrig seinen Rath, sowohl was die Entwerfung der Anweisungen als die Wahl des Befehlshabers betraf. Endlich wurde er zur Entscheidung dieser Fragen von Lord Sandwich zu einem Mittagsessen eingeladen, an dem blos Sir Hugh Palliser, einer der Lords der Admiralität, und Stephens, der Secretair dieser Behörde, Theil nahmen. Bei der Unterredung, welche nun erfolgte, sprachen diese Herren so lange von der Größe und Erhabenheit des neuen Planes, wie von den Ergebnissen, welche er für die Schifffahrt und die Wissenschaften haben müsse, bis Captain Cook durch ihre Erklärungen über die Wichtigkeit der Reise zuletzt so begeistert wurde, daß er von seinem Sitze aufsprang und sich selbst zum Führer anbot. Dies war genau das, was die anwesende Gesellschaft gewünscht und vielleicht erwartet hatte. Sein edles Anerbieten wurde unverzüglich dem König gemeldet und mit Freuden angenommen."

Noch immer blieb die Aufgabe zu erfüllen, die nördlichen Küsten von Amerika und Asien in der Nähe der Behringsstraße zu verfolgen und das Problem der nordwestlichen Durchfahrt auf dem umgekehrten Wege, nämlich in der Richtung vom stillen Meer zum atlantischen Ocean, zu lösen. Die Umschiffung Amerika's auf diesem Wege öffnete vielleicht einen neuen Handelsweg nach China und Japan. In dieser Absicht und unter der fortdauernden Begünstigung Sr. Majestät wurde der Plan zu einer neuen Reise entworfen und mir abermals die Führung übertragen*).

Man gab mir mein altes Schiff, die Resolution, dem ein kleineres Schiff, die Discovery, beigesellt wurde. Mein zweiter Lieutenant auf der zweiten Reise, Herr Clerke, erhielt den Befehl über dieses Schiff, und noch ein anderer Gefährte von damals, Herr William Bailey, Astronom der Adventure, war unter den Begleitern. Mit mir ging auch Omai an Bord, halb betrübt über die Trennung von seinen eng-

*) Lord Mahon erzählt in seiner Geschichte von England (VI, 342 fg. der Uebersetzung von Steger) den nähern Zusammenhang dieser Wahl auf folgende Weise: „Jedermann fühlte, daß Cook bei Weitem der geeignetste Führer sein werde, aber ebenso fühlte Jedermann, daß man ihm nach allen den Mühen, welche er ertragen hatte, eine solche Zumuthung nicht machen dürfe. Er war zu der einträglichen Statthalterstelle des Greenwichshospitals befördert worden, auf der er den Rest seiner Tage im Genuß einer wohlverdienten Bequemlichkeit und Berühmtheit verleben konnte. Nichtsdestoweniger suchte man bei jedem Punkte eifrig seinen Rath, sowohl was die Entwerfung der Anweisungen als die Wahl des Befehlshabers betraf. Endlich wurde er zur Entscheidung dieser Fragen von Lord Sandwich zu einem Mittagsessen eingeladen, an dem blos Sir Hugh Palliser, einer der Lords der Admiralität, und Stephens, der Secretair dieser Behörde, Theil nahmen. Bei der Unterredung, welche nun erfolgte, sprachen diese Herren so lange von der Größe und Erhabenheit des neuen Planes, wie von den Ergebnissen, welche er für die Schifffahrt und die Wissenschaften haben müsse, bis Captain Cook durch ihre Erklärungen über die Wichtigkeit der Reise zuletzt so begeistert wurde, daß er von seinem Sitze aufsprang und sich selbst zum Führer anbot. Dies war genau das, was die anwesende Gesellschaft gewünscht und vielleicht erwartet hatte. Sein edles Anerbieten wurde unverzüglich dem König gemeldet und mit Freuden angenommen."

lischen Freunden, durch die seine Eitelkeit so viele Nahrung erhalten hatte, halb erfreut, in seinem Vaterlande mit seinen Abenteuern, seinen Erfahrungen und Kenntnissen prahlen zu können. Auf Befehl Sr. Majestät wurden mir verschiedene werthvolle Geschenke für die Südsee-Inseln mitgegeben: verschiedene Samen von Getreiden und Gemüsen, Werkzeuge aller Art, ein Zuchtstier, zwei Kühe mit ihren Kälbern, Schafe und Heu und Getreide zu ihrer Ernährung. Am Cap sollte ich noch mehr Hausthiere aufnehmen. Mit allen den Dingen, die uns auf der zweiten Reise nützlich gewesen waren, wurden wir reichlich versehen und Manches hinzugefügt, dessen Mangel wir schmerzlich empfunden hatten. Vor allen Dingen sorgte man für warme Kleider, um uns gegen die Kälte zu rüsten.

Am 14. Juli 1776, ziemlich genau zwölf Monate nach meiner Rückkehr segelte ich aus dem Sunde von Plymouth. Es war uns unmöglich, den merkwürdigen und betrübenden Umstand nicht zu bemerken, daß gerade in dem Augenblicke unserer Abfahrt zu einer Reise, welche Europa durch neue Entdeckungen in Nordamerika Nutzen bringen sollte, die unglückliche Nothwendigkeit bestand, andere Schiffe Sr. Majestät zu verwenden und mit zahlreichen Abtheilungen von Landtruppen zu besetzen, damit der Gehorsam jenes Theiles des Festlandes, welcher im letzten Jahrhundert von unseren Landsleuten entdeckt und besiedelt worden war, gesichert werde. Am 3. Juli wurde eine Flotte von Transportschiffen, welche aus zweiundsechzig Segeln bestand und nach Amerika bestimmt war, wohin sie die letzte Abtheilung der hessischen Truppen und einige Schiffe führen sollte, durch einen starken Nordwestwind in den Sund von Plymouth getrieben.*)

*) Im Verlaufe der Reise fürchtete man, daß Cook von den Nordamerikanern gefangen genommen werden würde, aber mit Unrecht, denn Franklin war so ehrenhaft, als amerikanischer Gesandter in Paris Schritte für seine Sicherheit zu thun. Er erließ an die amerikanischen Führer von Kreuzern ein Schreiben, in dem er sie aufforderte, gegen Cook nichts Feindseliges zu unternehmen, sondern im Gegentheil „ihm und seiner Mannschaft als gemeinschaftlichen Freunden der Menschheit jede Unterstützung zu leisten, die nur in ihrer Macht stehe." In Erwiderung dieses Schrittes übersandte Georg III., als Cook's Reise 1784 im Druck erschien, an Franklin ein Exemplar.

lischen Freunden, durch die seine Eitelkeit so viele Nahrung erhalten hatte, halb erfreut, in seinem Vaterlande mit seinen Abenteuern, seinen Erfahrungen und Kenntnissen prahlen zu können. Auf Befehl Sr. Majestät wurden mir verschiedene werthvolle Geschenke für die Südsee-Inseln mitgegeben: verschiedene Samen von Getreiden und Gemüsen, Werkzeuge aller Art, ein Zuchtstier, zwei Kühe mit ihren Kälbern, Schafe und Heu und Getreide zu ihrer Ernährung. Am Cap sollte ich noch mehr Hausthiere aufnehmen. Mit allen den Dingen, die uns auf der zweiten Reise nützlich gewesen waren, wurden wir reichlich versehen und Manches hinzugefügt, dessen Mangel wir schmerzlich empfunden hatten. Vor allen Dingen sorgte man für warme Kleider, um uns gegen die Kälte zu rüsten.

Am 14. Juli 1776, ziemlich genau zwölf Monate nach meiner Rückkehr segelte ich aus dem Sunde von Plymouth. Es war uns unmöglich, den merkwürdigen und betrübenden Umstand nicht zu bemerken, daß gerade in dem Augenblicke unserer Abfahrt zu einer Reise, welche Europa durch neue Entdeckungen in Nordamerika Nutzen bringen sollte, die unglückliche Nothwendigkeit bestand, andere Schiffe Sr. Majestät zu verwenden und mit zahlreichen Abtheilungen von Landtruppen zu besetzen, damit der Gehorsam jenes Theiles des Festlandes, welcher im letzten Jahrhundert von unseren Landsleuten entdeckt und besiedelt worden war, gesichert werde. Am 3. Juli wurde eine Flotte von Transportschiffen, welche aus zweiundsechzig Segeln bestand und nach Amerika bestimmt war, wohin sie die letzte Abtheilung der hessischen Truppen und einige Schiffe führen sollte, durch einen starken Nordwestwind in den Sund von Plymouth getrieben.*)

*) Im Verlaufe der Reise fürchtete man, daß Cook von den Nordamerikanern gefangen genommen werden würde, aber mit Unrecht, denn Franklin war so ehrenhaft, als amerikanischer Gesandter in Paris Schritte für seine Sicherheit zu thun. Er erließ an die amerikanischen Führer von Kreuzern ein Schreiben, in dem er sie aufforderte, gegen Cook nichts Feindseliges zu unternehmen, sondern im Gegentheil „ihm und seiner Mannschaft als gemeinschaftlichen Freunden der Menschheit jede Unterstützung zu leisten, die nur in ihrer Macht stehe." In Erwiderung dieses Schrittes übersandte Georg III., als Cook's Reise 1784 im Druck erschien, an Franklin ein Exemplar.

Wir waren nicht lange aus dem Canal hinaus, als ich die Ueberzeugung gewann, daß unser Heu und Korn für die Thiere nicht bis zum Cap reichen werde, und daher auf Teneriffa zu landen beschloß. Unser Aufenthalt auf der Insel dauerte vom 1. bis zum 4. August. Ich muß gestehen, daß ihr berühmter Pik hinter meiner Erwartung zurückblieb. Obgleich seine senkrechte Höhe beträchtlicher ist, macht er doch nicht den Eindruck des Pico auf einer der westlichen Inseln, weil er von anderen sehr hohen Bergen umgeben ist, während der letztere isolirt dasteht. Bei der Insel Bonavista wären wir fast gescheitert, da wir unsere Entfernung für größer hielten, als sie in der That war, und ganz nahe an verborgene Klippen geriethen.

Bei den capverdischen Inseln trafen wir auf veränderliche Winde, die mit Windstillen abwechselten. Entweder reichen die Passatwinde nicht bis hieher, oder diese Inseln sind ausgedehnt genug, um ihre Kraft zu brechen. Es herrschte eine erstickende Hitze, und in Zwischenräumen fiel Regen. Den Himmel überzog fast immer ein mattes Weiß, das Ergebniß von Dünsten, die zwischen Nebel und Wolken die Mitte hielten. Im Allgemeinen genießen die tropischen Gegenden der reinen Luft nicht, die man in den Breiten mit veränderlichen Winden einathmet, und die Sonne scheint nicht mit demselben Glanze. Dies ist ein Vortheil, denn fänden die Strahlen des Gestirns keine Hindernisse, so würde die Hitze unerträglich sein. Die Nächte sind dagegen meistens hell und heiter.

Der Regen und die Hitze, welche sie begleitet, pflegen auf den Schiffen Krankheiten hervorzurufen. Nicht selten steht die halbe Mannschaft auf den Krankenlisten, und der Capitain kann nicht Vorsichtsmaßregeln genug treffen. Ich ließ die Luft der Zwischendecke durch Feuer und Essigdämpfe reinigen und hielt die Matrosen an, ihre Hängematten und ihre Sachen so oft wie möglich zu trocknen. Auf unseren Schiffen waren solche Vorbeugungen um so unerläßlicher, als die Hitze eine Menge von Spalten geöffnet hatte, durch die bei Regengüssen das Wasser eindrang. Kaum eine Hängematte blieb trocken, und die Segelkammer wurde so feucht, daß die meisten Reservesegel ausgebessert werden mußten. In Folge meiner Maßregeln hatte ich weniger Fieberkranke, als auf meinen beiden ersten Reisen.

Wir waren nicht lange aus dem Canal hinaus, als ich die Ueberzeugung gewann, daß unser Heu und Korn für die Thiere nicht bis zum Cap reichen werde, und daher auf Teneriffa zu landen beschloß. Unser Aufenthalt auf der Insel dauerte vom 1. bis zum 4. August. Ich muß gestehen, daß ihr berühmter Pik hinter meiner Erwartung zurückblieb. Obgleich seine senkrechte Höhe beträchtlicher ist, macht er doch nicht den Eindruck des Pico auf einer der westlichen Inseln, weil er von anderen sehr hohen Bergen umgeben ist, während der letztere isolirt dasteht. Bei der Insel Bonavista wären wir fast gescheitert, da wir unsere Entfernung für größer hielten, als sie in der That war, und ganz nahe an verborgene Klippen geriethen.

Bei den capverdischen Inseln trafen wir auf veränderliche Winde, die mit Windstillen abwechselten. Entweder reichen die Passatwinde nicht bis hieher, oder diese Inseln sind ausgedehnt genug, um ihre Kraft zu brechen. Es herrschte eine erstickende Hitze, und in Zwischenräumen fiel Regen. Den Himmel überzog fast immer ein mattes Weiß, das Ergebniß von Dünsten, die zwischen Nebel und Wolken die Mitte hielten. Im Allgemeinen genießen die tropischen Gegenden der reinen Luft nicht, die man in den Breiten mit veränderlichen Winden einathmet, und die Sonne scheint nicht mit demselben Glanze. Dies ist ein Vortheil, denn fänden die Strahlen des Gestirns keine Hindernisse, so würde die Hitze unerträglich sein. Die Nächte sind dagegen meistens hell und heiter.

Der Regen und die Hitze, welche sie begleitet, pflegen auf den Schiffen Krankheiten hervorzurufen. Nicht selten steht die halbe Mannschaft auf den Krankenlisten, und der Capitain kann nicht Vorsichtsmaßregeln genug treffen. Ich ließ die Luft der Zwischendecke durch Feuer und Essigdämpfe reinigen und hielt die Matrosen an, ihre Hängematten und ihre Sachen so oft wie möglich zu trocknen. Auf unseren Schiffen waren solche Vorbeugungen um so unerläßlicher, als die Hitze eine Menge von Spalten geöffnet hatte, durch die bei Regengüssen das Wasser eindrang. Kaum eine Hängematte blieb trocken, und die Segelkammer wurde so feucht, daß die meisten Reservesegel ausgebessert werden mußten. In Folge meiner Maßregeln hatte ich weniger Fieberkranke, als auf meinen beiden ersten Reisen.

Bis zum Cap, wo wir am 17. October eintrafen, ereignete sich nichts Merkwürdiges. Die Discovery, die durch einen Sturm etwas verschlagen worden war, brauchte zu ihrer Ueberfahrt sieben Tage länger. Sie hatte Beschädigungen erlitten, und ich schickte ihr alle meine Arbeiter, damit keine Verzögerung entstehe. Zwei Tage vor meiner Ankunft war ein französisches Schiff am Eingange der Tafelbai gescheitert und die Ladung von den holländischen Colonisten gänzlich geplündert worden. Der Statthalter konnte die Thatsache nicht in Abrede stellen, schob aber alle Schuld auf den Capitain, der nicht früh genug eine Wache gefordert habe!

Ich kürzte unsern Aufenthalt nach Möglichkeit ab. Am 6. November Abends durchsegelte ich unter 39 Grad 14 Min. südl. Br. und 23 Grad 56 Min. östl. L. verschiedene Stellen, wo die Wogen eine röthliche Farbe hatten. Als Wasser geschöpft und unter das Mikroskop gebracht wurde, war es mit kleinen Thierchen von rother Farbe gefüllt, welche die Form von Krabben hatten. Mit starkem Westwinde setzte ich meine Fahrt gegen Südosten fort. Die Wellen glichen Bergen, und das Schiff rollte und stampfte in der stärksten Weise. Wir gaben uns die größte Mühe, unsere Thiere zu erhalten, und doch starben uns mehrere Ziegen, meistens Böcke, und auch einige Schafe. Ich glaube, daß diese Verluste mehr der Kälte, welche bedeutend zu werden begann, als der starken Bewegung des Schiffes zuzuschreiben waren.

Am Mittag des 12. Decembers sahen wir ein Land, das in südöstlicher Richtung fortlief und sich, als wir näher kamen, in zwei Inseln auflöste. Wir segelten durch den Canal, der sie trennt, und entdeckten mit Hülfe unserer Fernröhre Bäume und Gesträuche. Beide haben schroffe und mit Felsen besäete Ufer, ausgenommen im Südosten, wo der Boden niedriger wird. Die Berge erheben sich zu bedeutenden Höhen, und ihre Seiten waren mit Schnee bedeckt. An vielen Stellen schien der Schnee eine bedeutende Tiefe zu haben, und im Südosten lag er höher, als irgend sonst wo. Wo der Boden von Schnee frei war, da trug er Moose und ein grobes Gras.

Es sind dies dieselben Inseln, welche die Herren Marion, Dufresne und Crozet im Januar 1772 entdeckt haben. Da sie auf der Karte der Austral-Hemisphäre, die Herr Crozet 1775 herausgegeben hat,

Bis zum Cap, wo wir am 17. October eintrafen, ereignete sich nichts Merkwürdiges. Die Discovery, die durch einen Sturm etwas verschlagen worden war, brauchte zu ihrer Ueberfahrt sieben Tage länger. Sie hatte Beschädigungen erlitten, und ich schickte ihr alle meine Arbeiter, damit keine Verzögerung entstehe. Zwei Tage vor meiner Ankunft war ein französisches Schiff am Eingange der Tafelbai gescheitert und die Ladung von den holländischen Colonisten gänzlich geplündert worden. Der Statthalter konnte die Thatsache nicht in Abrede stellen, schob aber alle Schuld auf den Capitain, der nicht früh genug eine Wache gefordert habe!

Ich kürzte unsern Aufenthalt nach Möglichkeit ab. Am 6. November Abends durchsegelte ich unter 39 Grad 14 Min. südl. Br. und 23 Grad 56 Min. östl. L. verschiedene Stellen, wo die Wogen eine röthliche Farbe hatten. Als Wasser geschöpft und unter das Mikroskop gebracht wurde, war es mit kleinen Thierchen von rother Farbe gefüllt, welche die Form von Krabben hatten. Mit starkem Westwinde setzte ich meine Fahrt gegen Südosten fort. Die Wellen glichen Bergen, und das Schiff rollte und stampfte in der stärksten Weise. Wir gaben uns die größte Mühe, unsere Thiere zu erhalten, und doch starben uns mehrere Ziegen, meistens Böcke, und auch einige Schafe. Ich glaube, daß diese Verluste mehr der Kälte, welche bedeutend zu werden begann, als der starken Bewegung des Schiffes zuzuschreiben waren.

Am Mittag des 12. Decembers sahen wir ein Land, das in südöstlicher Richtung fortlief und sich, als wir näher kamen, in zwei Inseln auflöste. Wir segelten durch den Canal, der sie trennt, und entdeckten mit Hülfe unserer Fernröhre Bäume und Gesträuche. Beide haben schroffe und mit Felsen besäete Ufer, ausgenommen im Südosten, wo der Boden niedriger wird. Die Berge erheben sich zu bedeutenden Höhen, und ihre Seiten waren mit Schnee bedeckt. An vielen Stellen schien der Schnee eine bedeutende Tiefe zu haben, und im Südosten lag er höher, als irgend sonst wo. Wo der Boden von Schnee frei war, da trug er Moose und ein grobes Gras.

Es sind dies dieselben Inseln, welche die Herren Marion, Dufresne und Crozet im Januar 1772 entdeckt haben. Da sie auf der Karte der Austral-Hemisphäre, die Herr Crozet 1775 herausgegeben hat,

keinen Namen erhalten haben, so glaubte ich mich berechtigt, sie dem vierten Sohn Georgs III. zu Ehren Prinz-Eduards-Inseln zu taufen. Vier andere Inseln, die weiter östlich liegen, benannte ich nach dem Namen der Entdecker Marion- und Crozet-Inseln.

Die Winde kamen in dieser Zeit immer aus der Himmelsgegend zwischen Nord und West, aber das Wetter war abscheulich, und obgleich wir in diesen Gewässern mitten im Sommer waren, hatten wir doch eine Kälte, wie sie in England im Winter nicht zu herrschen pflegt. Die Strenge des Wetters durfte mich aber nicht abhalten, meinen Curs zu ändern und das Kerguelen-Land aufzusuchen, wo ich nach meinen Anweisungen das etwaige Vorhandensein eines guten Hafens zu ermitteln hatte.

Vom 16. an verkündeten Taucher, Pinguine und abgerissene Tange die Nähe von Land. Je weiter wir gegen Osten kamen, desto mehr wiederholten sich diese Zeichen in stärkerem oder geringerem Grade. Am 24. zeigte sich das erwartete Land in Südsüdost. Als wir hinaufsegelten, erkannten wir eine Insel von beträchtlicher Höhe und etwa vier Stunden Umfang. Bald entdeckten wir eine zweite von gleichem Umfange und dann noch mehrere kleinere, die in südöstlicher Richtung fortliefen. Es war meine Absicht, zwischen diese Inseln hineinzulaufen, allein ich hatte den Wind gerade im Rücken, die Wellen gingen hoch, die Brandung tobte am Ufer fürchterlich und meine Lage hätte eine sehr gefährliche werden können, besonders da trübes Wetter war.

Ich fand alles so, wie die Franzosen es angegeben hatten. Hinter einem senkrechten und bedeutenden Vorgebirge, das Herr von Kerguelen Cap Saint-Louis genannt hat, war die Küste, die hier mehr gegen Süden lief, eine Reihenfolge von Landspitzen und Buchten, unter denen ich gewiß einen guten Hafen fand. Meine Hoffnung wurde nicht getäuscht, gleich hinter dem Cap öffnete sich ein bequemer und sicherer Ankergrund.

Der Strand war ganz bedeckt mit Pinguinen, anderen Wasservögeln und Seehunden. Der letzteren gab es wenige, aber ich erreichte dennoch meinen Zweck, Thran für unsere Lampen zu gewinnen, da die Thiere so wenig scheu waren, daß wir sie mit Keulen erschlagen konnten.

keinen Namen erhalten haben, so glaubte ich mich berechtigt, sie dem vierten Sohn Georgs III. zu Ehren Prinz-Eduards-Inseln zu taufen. Vier andere Inseln, die weiter östlich liegen, benannte ich nach dem Namen der Entdecker Marion- und Crozet-Inseln.

Die Winde kamen in dieser Zeit immer aus der Himmelsgegend zwischen Nord und West, aber das Wetter war abscheulich, und obgleich wir in diesen Gewässern mitten im Sommer waren, hatten wir doch eine Kälte, wie sie in England im Winter nicht zu herrschen pflegt. Die Strenge des Wetters durfte mich aber nicht abhalten, meinen Curs zu ändern und das Kerguelen-Land aufzusuchen, wo ich nach meinen Anweisungen das etwaige Vorhandensein eines guten Hafens zu ermitteln hatte.

Vom 16. an verkündeten Taucher, Pinguine und abgerissene Tange die Nähe von Land. Je weiter wir gegen Osten kamen, desto mehr wiederholten sich diese Zeichen in stärkerem oder geringerem Grade. Am 24. zeigte sich das erwartete Land in Südsüdost. Als wir hinaufsegelten, erkannten wir eine Insel von beträchtlicher Höhe und etwa vier Stunden Umfang. Bald entdeckten wir eine zweite von gleichem Umfange und dann noch mehrere kleinere, die in südöstlicher Richtung fortliefen. Es war meine Absicht, zwischen diese Inseln hineinzulaufen, allein ich hatte den Wind gerade im Rücken, die Wellen gingen hoch, die Brandung tobte am Ufer fürchterlich und meine Lage hätte eine sehr gefährliche werden können, besonders da trübes Wetter war.

Ich fand alles so, wie die Franzosen es angegeben hatten. Hinter einem senkrechten und bedeutenden Vorgebirge, das Herr von Kerguelen Cap Saint-Louis genannt hat, war die Küste, die hier mehr gegen Süden lief, eine Reihenfolge von Landspitzen und Buchten, unter denen ich gewiß einen guten Hafen fand. Meine Hoffnung wurde nicht getäuscht, gleich hinter dem Cap öffnete sich ein bequemer und sicherer Ankergrund.

Der Strand war ganz bedeckt mit Pinguinen, anderen Wasservögeln und Seehunden. Der letzteren gab es wenige, aber ich erreichte dennoch meinen Zweck, Thran für unsere Lampen zu gewinnen, da die Thiere so wenig scheu waren, daß wir sie mit Keulen erschlagen konnten.

Um die Füllung unserer Wasserfässer brauchten wir nicht besorgt zu sein, da überall Bäche rieselten. Einen Baum und selbst Sträucher gab es nicht, der Pflanzen waren wenige. Die Abhänge mehrerer Berge zeigten uns ein lebhaftes Grün, das von einer und derselben Pflanze herrührte, von der ich noch sprechen werde. Meine Absicht, von dem höchsten der Berge einen Ueberblick des Landes zu gewinnen, schlug mir fehl, denn der Nebel beschränkte die Aussicht auf die nächsten Punkte.

Wir feierten in dieser Bucht das Weihnachtsfest. Unsere Matrosen beider Schiffe verbreiteten sich über das Innere, das überall einen traurigen und unfruchtbaren Charakter hatte. Ich will hier Alles zusammenstellen, was ich über Kerguelen-Land erkundet habe. Die Vermuthung, daß es ein Theil des Australcontinents sei, trifft nicht zu; es ist eine Insel von nicht bedeutendem Umfange. Keines von den Ländern, die in beiden Hemisphären unter einer gleichen Breite entdeckt worden sind, bietet dem Seefahrer wie dem Naturforscher so wenig dar. Das Grün, das man in einiger Entfernung von der Küste wahrnimmt, erweckt den Gedanken von Fruchtbarkeit, aber wie täuscht man sich! Wenn man landet, so zeigt es sich, daß eine Pflanze aus dem Geschlecht der Saxifragen diesen Teppich erzeugt. Sie wächst büschelweise ziemlich hoch an den Bergen hinauf und bildet ausgedehnte grüne Flächen, unter denen immer ein Torfmoor steht, in dem der Fuß bis zur Wade und selbst bis zum Knie einsinkt. Man könnte diesen Torf im Nothfall trocknen und so einen Brennstoff gewinnen, außer dem der Boden nichts darbietet. In den Schlammlöchern auf dem Gipfel der Berge wächst eine andere Pflanze, welche eine Höhe von zwei Fuß erreicht und wie kleiner Kohl aussieht. Sie hat das Aeußere und auch den scharfen Geschmack dieser antiscorbutischen Gewächse, unterscheidet sich aber in allen anderen Beziehungen von dieser Familie und scheint dem Kerguelen-Land eigenthümlich zu sein. Wir aßen sie häufig roh, und sie glich dann der Cochlearie von Neuseeland. Verpflanzte man sie nach Europa, so gewänne sie vielleicht durch die Cultur und vermehrte dann die Liste der Gemüse. Ihr Samen war noch nicht reif, und ich konnte daher keinen mit mir nehmen.

Thierische Bewohner hat die Insel streng genommen nicht. Die

Um die Füllung unserer Wasserfässer brauchten wir nicht besorgt zu sein, da überall Bäche rieselten. Einen Baum und selbst Sträucher gab es nicht, der Pflanzen waren wenige. Die Abhänge mehrerer Berge zeigten uns ein lebhaftes Grün, das von einer und derselben Pflanze herrührte, von der ich noch sprechen werde. Meine Absicht, von dem höchsten der Berge einen Ueberblick des Landes zu gewinnen, schlug mir fehl, denn der Nebel beschränkte die Aussicht auf die nächsten Punkte.

Wir feierten in dieser Bucht das Weihnachtsfest. Unsere Matrosen beider Schiffe verbreiteten sich über das Innere, das überall einen traurigen und unfruchtbaren Charakter hatte. Ich will hier Alles zusammenstellen, was ich über Kerguelen-Land erkundet habe. Die Vermuthung, daß es ein Theil des Australcontinents sei, trifft nicht zu; es ist eine Insel von nicht bedeutendem Umfange. Keines von den Ländern, die in beiden Hemisphären unter einer gleichen Breite entdeckt worden sind, bietet dem Seefahrer wie dem Naturforscher so wenig dar. Das Grün, das man in einiger Entfernung von der Küste wahrnimmt, erweckt den Gedanken von Fruchtbarkeit, aber wie täuscht man sich! Wenn man landet, so zeigt es sich, daß eine Pflanze aus dem Geschlecht der Saxifragen diesen Teppich erzeugt. Sie wächst büschelweise ziemlich hoch an den Bergen hinauf und bildet ausgedehnte grüne Flächen, unter denen immer ein Torfmoor steht, in dem der Fuß bis zur Wade und selbst bis zum Knie einsinkt. Man könnte diesen Torf im Nothfall trocknen und so einen Brennstoff gewinnen, außer dem der Boden nichts darbietet. In den Schlammlöchern auf dem Gipfel der Berge wächst eine andere Pflanze, welche eine Höhe von zwei Fuß erreicht und wie kleiner Kohl aussieht. Sie hat das Aeußere und auch den scharfen Geschmack dieser antiscorbutischen Gewächse, unterscheidet sich aber in allen anderen Beziehungen von dieser Familie und scheint dem Kerguelen-Land eigenthümlich zu sein. Wir aßen sie häufig roh, und sie glich dann der Cochlearie von Neuseeland. Verpflanzte man sie nach Europa, so gewänne sie vielleicht durch die Cultur und vermehrte dann die Liste der Gemüse. Ihr Samen war noch nicht reif, und ich konnte daher keinen mit mir nehmen.

Thierische Bewohner hat die Insel streng genommen nicht. Die

Seethiere und Seevögel, welche die Küste besuchen, sind Gäste, welche blos erscheinen, um auszuruhen und sich zu vermehren. Die größten sind die Seebären, deren es keine große Anzahl giebt. Andere Vierfüßer sahen wir nicht, dagegen aber eine sehr beträchtliche Menge von Vögeln, namentlich Enten, Sturmvögel, Albatrosse, Tölpel, Möwen und Seeschwalben. Die Enten, die in ziemlicher Anzahl an den Abhängen nisteten, waren vollkommen eßbar und hatten nicht den geringsten Thrangeschmack. Der kleine blaue Sturmvogel vom Cap und der kleine schwarze waren beide schwach vertreten. In einem Neste der ersten Art fanden wir ein Ei so groß wie ein Hühnerei, und die andere Gattung, die noch seltener war, nistete in Löchern wie Kaninchenhöhlen. Eine größere Art, die bei den Matrosen Gans der Mutter Carey heißt, zeigte sich häufiger. Dieser Vogel, der ein braunes Gefieder und grüne Füße und einen Schnabel von derselben Farbe hat, war nach den todten Vögeln und den Stücken Seehundfleisch, die wir ins Meer warfen, sehr begierig. Von Albatrossen lebten auf der Küste selbst blos die grauen, denen man in den höheren Australbreiten immer begegnet. Die Pinguine waren die zahlreichsten von allen Vögeln und zählen drei Arten. Die beiden größten vermischten sich unter einander, die dritte hielt sich unabänderlich getrennt. Dieser Pinguin, den noch Niemand von der Mannschaft gesehen hatte, ist 24 Zoll hoch und 20 Zoll breit. Der obere Theil des Rumpfes und der Hals sind schwarz, der übrige Theil des Körpers weiß, jedoch mit Ausnahme der Kopfspitze, die einen schön gelben Bogen bildet und auf jeder Seite in langen Federn endet, die der Vogel wie einen Kamm aufrichtet. Noch gab es einen merkwürdigen weißen Vogel von der Größe einer Taube, der in ganzen Schwärmen um die Bucht flog. An der Wurzel des schwarzen Schnabels hatte er eine hornartige Wulst.

Mit dem Netz fingen wir einige wenige ganz kleine Fische und an Muscheln mangelte es ebenfalls. Um so mehr süßes Wasser war vorhanden, was auf sehr häufige Regen schließen läßt. Ueberall zogen sich sehr breite Betten von Gießbächen hin und der Boden war aller Orten, selbst auf den Gipfeln der Berge, sumpfig. In einigen der Berge, die gegen das Meer zu in Klippen endeten, liefen Spalten von der Spitze tief nach unten, so daß es aussah, als ob der Berg aus-

Seethiere und Seevögel, welche die Küste besuchen, sind Gäste, welche blos erscheinen, um auszuruhen und sich zu vermehren. Die größten sind die Seebären, deren es keine große Anzahl giebt. Andere Vierfüßer sahen wir nicht, dagegen aber eine sehr beträchtliche Menge von Vögeln, namentlich Enten, Sturmvögel, Albatrosse, Tölpel, Möwen und Seeschwalben. Die Enten, die in ziemlicher Anzahl an den Abhängen nisteten, waren vollkommen eßbar und hatten nicht den geringsten Thrangeschmack. Der kleine blaue Sturmvogel vom Cap und der kleine schwarze waren beide schwach vertreten. In einem Neste der ersten Art fanden wir ein Ei so groß wie ein Hühnerei, und die andere Gattung, die noch seltener war, nistete in Löchern wie Kaninchenhöhlen. Eine größere Art, die bei den Matrosen Gans der Mutter Carey heißt, zeigte sich häufiger. Dieser Vogel, der ein braunes Gefieder und grüne Füße und einen Schnabel von derselben Farbe hat, war nach den todten Vögeln und den Stücken Seehundfleisch, die wir ins Meer warfen, sehr begierig. Von Albatrossen lebten auf der Küste selbst blos die grauen, denen man in den höheren Australbreiten immer begegnet. Die Pinguine waren die zahlreichsten von allen Vögeln und zählen drei Arten. Die beiden größten vermischten sich unter einander, die dritte hielt sich unabänderlich getrennt. Dieser Pinguin, den noch Niemand von der Mannschaft gesehen hatte, ist 24 Zoll hoch und 20 Zoll breit. Der obere Theil des Rumpfes und der Hals sind schwarz, der übrige Theil des Körpers weiß, jedoch mit Ausnahme der Kopfspitze, die einen schön gelben Bogen bildet und auf jeder Seite in langen Federn endet, die der Vogel wie einen Kamm aufrichtet. Noch gab es einen merkwürdigen weißen Vogel von der Größe einer Taube, der in ganzen Schwärmen um die Bucht flog. An der Wurzel des schwarzen Schnabels hatte er eine hornartige Wulst.

Mit dem Netz fingen wir einige wenige ganz kleine Fische und an Muscheln mangelte es ebenfalls. Um so mehr süßes Wasser war vorhanden, was auf sehr häufige Regen schließen läßt. Ueberall zogen sich sehr breite Betten von Gießbächen hin und der Boden war aller Orten, selbst auf den Gipfeln der Berge, sumpfig. In einigen der Berge, die gegen das Meer zu in Klippen endeten, liefen Spalten von der Spitze tief nach unten, so daß es aussah, als ob der Berg aus-

einander fallen müsse. Einige unserer Officiere glaubten, daß diese Spalten durch ein einsickerndes und dann gefrierendes Wasser entstanden seien, ich hielt sie aber für die Wirkung von Erdbeben.

Mein nächstes Ziel, Vandiemensland, erreichte ich ohne erwähnenswerthe Vorgänge. Wir fällten dort Holz, als wir durch das Erscheinen von acht Wilden mit einem Knaben angenehm überrascht wurden. Alle gingen nackt, wenn man nicht breite Einschnitte, die sie sich an verschiedenen Körpertheilen gemacht hatten, als Kleidung gelten lassen will. Der Augenschein lehrte, daß sie zu dem Stamm der Neuholländer gehörten, doch waren sie lebhafter, sogar heiter, und schienen nicht so elend zu leben, wie die Eingebornen, welche Dampierre auf der Westküste antraf. Sie nahmen unsere Geschenke an, ohne Ueberraschung oder Freude zu verrathen. Gaben wir ihnen Brot, ohne ihnen durch Zeichen verständlich zu machen, daß sie es essen sollten, so reichten sie es entweder zurück oder warfen es von sich. Sie wiesen sogar Elephantenfische zurück, die wir ihnen roh oder gebraten schenken wollten. Vögel nahmen sie an, und wir sahen an ihren Mienen, daß dies ihre Lieblingsnahrung sei. Ich hatte zwei Schweine ans Land führen lassen, um sie auszusetzen. Sobald die Wilden diese Thiere sahen, ergriffen sie sie bei den Ohren und wollten sie fortziehen, ohne Zweifel um sie zu tödten und zu essen. Später ließ ich die beiden Schweine doch zurück, indem ich darauf rechnete, daß sie das dickste Gebüsch aufsuchen, sehr bald wild werden und allen Nachstellungen entgehen würden.

Ich wünschte den Gebrauch eines Stockes kennen zu lernen, den einer der Eingebornen in der Hand hielt. Er begriff meine Zeichen, stellte ein Stück Holz als Ziel auf und warf aus einer Entfernung von etwa zwanzig Klaftern danach, jedoch bei allen wiederholten Versuchen so ungeschickt, daß der Stock immer weit davon niederfiel. Um ihm zu zeigen, welche Ueberlegenheit unsere Waffen uns gewährten, schoß Omai nach dem Ziele. Bei dem Knalle flohen sie alle tief in den Wald hinein, und einer war so erschrocken, daß er ein Beil und mehrere Nägel fallen ließ, die wir ihm geschenkt hatten.

Bei unserer nächsten Landung umgaben uns sogleich zwanzig Wilde, unter denen ein Mann mit einem ungeheuren Höcker war, der

einander fallen müsse. Einige unserer Officiere glaubten, daß diese Spalten durch ein einsickerndes und dann gefrierendes Wasser entstanden seien, ich hielt sie aber für die Wirkung von Erdbeben.

Mein nächstes Ziel, Vandiemensland, erreichte ich ohne erwähnenswerthe Vorgänge. Wir fällten dort Holz, als wir durch das Erscheinen von acht Wilden mit einem Knaben angenehm überrascht wurden. Alle gingen nackt, wenn man nicht breite Einschnitte, die sie sich an verschiedenen Körpertheilen gemacht hatten, als Kleidung gelten lassen will. Der Augenschein lehrte, daß sie zu dem Stamm der Neuholländer gehörten, doch waren sie lebhafter, sogar heiter, und schienen nicht so elend zu leben, wie die Eingebornen, welche Dampierre auf der Westküste antraf. Sie nahmen unsere Geschenke an, ohne Ueberraschung oder Freude zu verrathen. Gaben wir ihnen Brot, ohne ihnen durch Zeichen verständlich zu machen, daß sie es essen sollten, so reichten sie es entweder zurück oder warfen es von sich. Sie wiesen sogar Elephantenfische zurück, die wir ihnen roh oder gebraten schenken wollten. Vögel nahmen sie an, und wir sahen an ihren Mienen, daß dies ihre Lieblingsnahrung sei. Ich hatte zwei Schweine ans Land führen lassen, um sie auszusetzen. Sobald die Wilden diese Thiere sahen, ergriffen sie sie bei den Ohren und wollten sie fortziehen, ohne Zweifel um sie zu tödten und zu essen. Später ließ ich die beiden Schweine doch zurück, indem ich darauf rechnete, daß sie das dickste Gebüsch aufsuchen, sehr bald wild werden und allen Nachstellungen entgehen würden.

Ich wünschte den Gebrauch eines Stockes kennen zu lernen, den einer der Eingebornen in der Hand hielt. Er begriff meine Zeichen, stellte ein Stück Holz als Ziel auf und warf aus einer Entfernung von etwa zwanzig Klaftern danach, jedoch bei allen wiederholten Versuchen so ungeschickt, daß der Stock immer weit davon niederfiel. Um ihm zu zeigen, welche Ueberlegenheit unsere Waffen uns gewährten, schoß Omai nach dem Ziele. Bei dem Knalle flohen sie alle tief in den Wald hinein, und einer war so erschrocken, daß er ein Beil und mehrere Nägel fallen ließ, die wir ihm geschenkt hatten.

Bei unserer nächsten Landung umgaben uns sogleich zwanzig Wilde, unter denen ein Mann mit einem ungeheuren Höcker war, der

den Lustigmacher spielte. Mehrere hatten Schnüre von dem Pelzwerk eines Thieres um den Hals und Andere wieder Streifen von Känguruhfell um die Knöchel geschlungen. Auffallender Weise kannten sie den Gebrauch von Angeln nicht, wenigstens legten sie auf die unsrigen nicht den geringsten Werth. Daß ein Volk, das am Meere wohnt, nicht fischen sollte, ist schwer zu glauben, und doch läßt auch der Umstand, daß sie keine Fische annahmen, darauf schließen. Muscheln essen diese Wilden, wie die Haufen von Schalen, die überall neben den Aschenhaufen aufgehäuft waren, bewiesen.

Nachdem ich bereits auf das Schiff zurückgekehrt war, erhielten unsere Holzfäller einen Besuch von mehreren Frauen mit Kindern. Um die Schultern der ersteren flatterten rohe Känguruhfelle, übrigens hatten sie keine Kleidung. Einige hatten das Haar ganz abgeschoren, andere dasselbe nur an der Seite abgeschnitten, und bei noch anderen sah man auf der Mitte des Scheitels einen kahlen Fleck, wie die Tonsur eines katholischen Priesters. Die Kinder waren in der Regel hübsch, die Frauen verdienten diese Bezeichnung nicht, und die im Alter vorgerückten am wenigsten.

So kurz unser Aufenthalt auf Vandiemens-Land war, fügte er doch der unvollständigen Beschreibung dieses Gebiets einige neue Züge hinzu. Der Boden ist ziemlich hoch und gut bewaldet. Um so mehr erstaunten wir, ihn so trocken zu finden, daß er an das Cap erinnerte. Wenn wir auch im Stande waren, unsere Wasserfässer zu füllen, so waren die Bäche doch viel unbedeutender, als sich in einem so ausgedehnten Lande erwarten ließ. In Neuseeland, das unter derselben Breite liegt, ist jedes Thal das Bett eines ansehnlichen Flusses. Die Hitze war beträchtlich. Unser Thermometer hielt sich zwischen 64 und 70 Grad, und stieg einmal auf 74. Kleine Vögel, die wir schossen, waren nach wenigen Stunden mit Würmern bedeckt.

Von den Vegetabilien, die wir kennen lernten, war keine Art eßbar. Die Waldbäume, alle derselben Gattung angehörig, strebten in gerader Linie aufwärts und schickten erst oben am Gipfel Zweige aus. Die Rinde hatte eine weiße Farbe, so daß der Baum von fern wie geschält aussah, war aber fest und schwitzte ein röthliches Harz von zusammenziehendem Geschmack aus. Das Unterholz bestand aus einem

den Lustigmacher spielte. Mehrere hatten Schnüre von dem Pelzwerk eines Thieres um den Hals und Andere wieder Streifen von Känguruhfell um die Knöchel geschlungen. Auffallender Weise kannten sie den Gebrauch von Angeln nicht, wenigstens legten sie auf die unsrigen nicht den geringsten Werth. Daß ein Volk, das am Meere wohnt, nicht fischen sollte, ist schwer zu glauben, und doch läßt auch der Umstand, daß sie keine Fische annahmen, darauf schließen. Muscheln essen diese Wilden, wie die Haufen von Schalen, die überall neben den Aschenhaufen aufgehäuft waren, bewiesen.

Nachdem ich bereits auf das Schiff zurückgekehrt war, erhielten unsere Holzfäller einen Besuch von mehreren Frauen mit Kindern. Um die Schultern der ersteren flatterten rohe Känguruhfelle, übrigens hatten sie keine Kleidung. Einige hatten das Haar ganz abgeschoren, andere dasselbe nur an der Seite abgeschnitten, und bei noch anderen sah man auf der Mitte des Scheitels einen kahlen Fleck, wie die Tonsur eines katholischen Priesters. Die Kinder waren in der Regel hübsch, die Frauen verdienten diese Bezeichnung nicht, und die im Alter vorgerückten am wenigsten.

So kurz unser Aufenthalt auf Vandiemens-Land war, fügte er doch der unvollständigen Beschreibung dieses Gebiets einige neue Züge hinzu. Der Boden ist ziemlich hoch und gut bewaldet. Um so mehr erstaunten wir, ihn so trocken zu finden, daß er an das Cap erinnerte. Wenn wir auch im Stande waren, unsere Wasserfässer zu füllen, so waren die Bäche doch viel unbedeutender, als sich in einem so ausgedehnten Lande erwarten ließ. In Neuseeland, das unter derselben Breite liegt, ist jedes Thal das Bett eines ansehnlichen Flusses. Die Hitze war beträchtlich. Unser Thermometer hielt sich zwischen 64 und 70 Grad, und stieg einmal auf 74. Kleine Vögel, die wir schossen, waren nach wenigen Stunden mit Würmern bedeckt.

Von den Vegetabilien, die wir kennen lernten, war keine Art eßbar. Die Waldbäume, alle derselben Gattung angehörig, strebten in gerader Linie aufwärts und schickten erst oben am Gipfel Zweige aus. Die Rinde hatte eine weiße Farbe, so daß der Baum von fern wie geschält aussah, war aber fest und schwitzte ein röthliches Harz von zusammenziehendem Geschmack aus. Das Unterholz bestand aus einem

einzigen Strauche von der Gattung der Myrte, und von bedeutenderen Pflanzen sammelten wir nicht mehr als acht Arten. Die Farnkräuter und Moose waren die gewöhnlichen.

Der einzige Vierfüßer, den wir fingen, war ein Opossum. Daß es Känguruhs geben mußte, setzten die Mäntel der Frauen außer Zweifel. Die Vögelarten waren alle sehr scheu, wie Thiere zu sein pflegen, denen der Mensch einen fortwährenden Krieg erklärt. Das Meer war besser bevölkert als das Land und hegte mannigfaltigere Arten. Außer dem Elephantenfische, der am zahlreichsten ist, fingen wir Rochen, kleine weiße Brassen, eine kleine Anzahl Meerzungen und Plattfische, zwei Arten Knurrhähne, von denen eine neu war, gefleckte Seebarben und zu unserm Erstaunen auch den kleinen Fisch mit einem Silberstreifen an der Seite, dem Hasselquiß den Namen Atherina hepsetus beigelegt hat. Einen Fisch, der nach dem Elephantenfische der häufigste und beste war, hatte noch Niemand gesehen. Seine Augen standen nahe bei einander, seine Farbe war ein bräunliches Grau, der flache Oberkörper hatte Rostflecken, der runde Unterkörper spielte ins Weißliche. Muscheln klebten an den Felsen in Menge.

Der kleine zugespitzte Stock, den wir bei den Eingebornen sahen, war das einzige Zeichen einer Industrie. Wie stumpf der Geist dieser Armen sei, verrieth ihre Gleichgiltigkeit bei dem Anblick Fremder, die von ihnen so himmelweit verschieden waren. Ihre Wohnungen waren elende Gestelle von Stöcken, mit Rinde überzogen, und verdienten kaum den Namen von Hütten. Sie scheinen blos zu vorübergehendem Gebrauch bestimmt zu sein, und wir fanden eine Menge ausgehöhlter Bäume, welche ein besseres Asyl darboten. Die Wilden hatten in den Baumriesen, die in den Wäldern nicht zu den Seltenheiten gehörten, Löcher von sechs bis sieben Fuß Höhe gebrannt, in denen vier bis fünf Personen um einen Heerd von Thon Platz fanden. Von ihrer Sprache verstanden wir nicht mehr als zehn Worte, die in den Dialekten von Neuseeland und Tahiti ziemlich ähnlich lauten. So heißt z. B. kalt auf Vandiemens-Land malla rida, auf Neuseeland makkaride und auf Tahiti ma'ride.

In der achten Morgenstunde des 3. Januar 1777 verließen wir Vandiemens-Land. Am 7. Februar fiel einer der Seesoldaten der

einzigen Strauche von der Gattung der Myrte, und von bedeutenderen Pflanzen sammelten wir nicht mehr als acht Arten. Die Farnkräuter und Moose waren die gewöhnlichen.

Der einzige Vierfüßer, den wir fingen, war ein Opossum. Daß es Känguruhs geben mußte, setzten die Mäntel der Frauen außer Zweifel. Die Vögelarten waren alle sehr scheu, wie Thiere zu sein pflegen, denen der Mensch einen fortwährenden Krieg erklärt. Das Meer war besser bevölkert als das Land und hegte mannigfaltigere Arten. Außer dem Elephantenfische, der am zahlreichsten ist, fingen wir Rochen, kleine weiße Brassen, eine kleine Anzahl Meerzungen und Plattfische, zwei Arten Knurrhähne, von denen eine neu war, gefleckte Seebarben und zu unserm Erstaunen auch den kleinen Fisch mit einem Silberstreifen an der Seite, dem Hasselquiß den Namen Atherina hepsetus beigelegt hat. Einen Fisch, der nach dem Elephantenfische der häufigste und beste war, hatte noch Niemand gesehen. Seine Augen standen nahe bei einander, seine Farbe war ein bräunliches Grau, der flache Oberkörper hatte Rostflecken, der runde Unterkörper spielte ins Weißliche. Muscheln klebten an den Felsen in Menge.

Der kleine zugespitzte Stock, den wir bei den Eingebornen sahen, war das einzige Zeichen einer Industrie. Wie stumpf der Geist dieser Armen sei, verrieth ihre Gleichgiltigkeit bei dem Anblick Fremder, die von ihnen so himmelweit verschieden waren. Ihre Wohnungen waren elende Gestelle von Stöcken, mit Rinde überzogen, und verdienten kaum den Namen von Hütten. Sie scheinen blos zu vorübergehendem Gebrauch bestimmt zu sein, und wir fanden eine Menge ausgehöhlter Bäume, welche ein besseres Asyl darboten. Die Wilden hatten in den Baumriesen, die in den Wäldern nicht zu den Seltenheiten gehörten, Löcher von sechs bis sieben Fuß Höhe gebrannt, in denen vier bis fünf Personen um einen Heerd von Thon Platz fanden. Von ihrer Sprache verstanden wir nicht mehr als zehn Worte, die in den Dialekten von Neuseeland und Tahiti ziemlich ähnlich lauten. So heißt z. B. kalt auf Vandiemens-Land malla rida, auf Neuseeland makkaride und auf Tahiti ma'ride.

In der achten Morgenstunde des 3. Januar 1777 verließen wir Vandiemens-Land. Am 7. Februar fiel einer der Seesoldaten der

Discovery ins Meer und ertrank. Es war der zweite Mann, den Capitain Clerke auf diese Weise verlor. Neuseeland zeigte sich uns am 10., und zwei Tage später fiel unser Anker in derselben Bucht des Charlottensundes, die uns bei unserer ersten Reise aufgenommen hatte. Auf unserer Krankenliste standen blos zwei Mann, und ich zweifelte nicht, daß die gesunde Luft, die antiscorbutischen Pflanzen und die Fische Neuseelands sich bei ihnen wie bei uns Allen bewähren würden.

Die Eingebornen zeigten sich in geringer Anzahl und hielten sich schüchtern in der Ferne. Sie sahen Omai und fürchteten, daß er, der auf der Adventure anwesend gewesen war, uns zur Rache auffordern werde. Ich that mein Möglichstes, sie zu überzeugen, daß ich ihnen kein Leid zufügen werde und keine Rache suche. Ich weiß nicht, ob sie meinen Versicherungen trauten, ihr Mistrauen und ihre Zurückhaltung legten sie in kurzer Zeit ab.

Ungeachtet ihres friedlichen Benehmens traf ich Vorsichtsmaßregeln, an die ich früher nicht gedacht hatte. Den Arbeitern auf dem Lande theilte ich Waffen aus und ließ sie immer von zehn Seesoldaten begleiten. Zwei oder drei Unterofficiere führten die Aufsicht. Ging ein Boot nach einer etwas fernen Bucht, so wurde es bewaffnet und unter den Befehl eines Officiers gestellt, der mein Vertrauen hatte und die Wilden aus Erfahrung kannte.

Die Neuseeländer hatten kaum die Ueberzeugung gewonnen, daß ich keine Rache beabsichtige, als sie familienweise kamen und sich in unserer Nähe niederließen. Mit Ausnahme des Ufertheils, auf dem wir unsere Zelte errichtet hatten, wurde die ganze Bucht von ihnen in Beschlag genommen. Ich staunte über die Geschwindigkeit, mit der sie ihre Hütten errichteten. Ich habe gesehen, wie zwanzig derselben auf einem Platze fertig dastanden, der eine Stunde früher mit Gesträuch und Pflanzen bedeckt war. Gewöhnlich brachten sie einen Theil der Baustoffe mit, die übrigen fanden sie in der Umgegend. Ich beobachtete, wie eine kleine Gemeinde landete und ein Dorf errichtete. Im Augenblicke, als die Kähne ans Ufer stießen, sprangen die Männer heraus, nahmen von einer Fläche Besitz, rauften Pflanzen und Sträucher aus, richteten unverzüglich die mitgebrachten Sparren auf, kehrten dann in ihre Fahrzeuge zurück und holten ihre Waffen, welche sie an Bäume

Discovery ins Meer und ertrank. Es war der zweite Mann, den Capitain Clerke auf diese Weise verlor. Neuseeland zeigte sich uns am 10., und zwei Tage später fiel unser Anker in derselben Bucht des Charlottensundes, die uns bei unserer ersten Reise aufgenommen hatte. Auf unserer Krankenliste standen blos zwei Mann, und ich zweifelte nicht, daß die gesunde Luft, die antiscorbutischen Pflanzen und die Fische Neuseelands sich bei ihnen wie bei uns Allen bewähren würden.

Die Eingebornen zeigten sich in geringer Anzahl und hielten sich schüchtern in der Ferne. Sie sahen Omai und fürchteten, daß er, der auf der Adventure anwesend gewesen war, uns zur Rache auffordern werde. Ich that mein Möglichstes, sie zu überzeugen, daß ich ihnen kein Leid zufügen werde und keine Rache suche. Ich weiß nicht, ob sie meinen Versicherungen trauten, ihr Mistrauen und ihre Zurückhaltung legten sie in kurzer Zeit ab.

Ungeachtet ihres friedlichen Benehmens traf ich Vorsichtsmaßregeln, an die ich früher nicht gedacht hatte. Den Arbeitern auf dem Lande theilte ich Waffen aus und ließ sie immer von zehn Seesoldaten begleiten. Zwei oder drei Unterofficiere führten die Aufsicht. Ging ein Boot nach einer etwas fernen Bucht, so wurde es bewaffnet und unter den Befehl eines Officiers gestellt, der mein Vertrauen hatte und die Wilden aus Erfahrung kannte.

Die Neuseeländer hatten kaum die Ueberzeugung gewonnen, daß ich keine Rache beabsichtige, als sie familienweise kamen und sich in unserer Nähe niederließen. Mit Ausnahme des Ufertheils, auf dem wir unsere Zelte errichtet hatten, wurde die ganze Bucht von ihnen in Beschlag genommen. Ich staunte über die Geschwindigkeit, mit der sie ihre Hütten errichteten. Ich habe gesehen, wie zwanzig derselben auf einem Platze fertig dastanden, der eine Stunde früher mit Gesträuch und Pflanzen bedeckt war. Gewöhnlich brachten sie einen Theil der Baustoffe mit, die übrigen fanden sie in der Umgegend. Ich beobachtete, wie eine kleine Gemeinde landete und ein Dorf errichtete. Im Augenblicke, als die Kähne ans Ufer stießen, sprangen die Männer heraus, nahmen von einer Fläche Besitz, rauften Pflanzen und Sträucher aus, richteten unverzüglich die mitgebrachten Sparren auf, kehrten dann in ihre Fahrzeuge zurück und holten ihre Waffen, welche sie an Bäume

lehnten, wo sie ihnen gleich zur Hand waren. Dieses letztere versäumte keiner von ihnen. Während die Männer die Hütten bauten, waren die Frauen nicht müßig. Einige bewachten die Pirogen und die Vorräthe, andere sammelten dürres Holz und machten Feuer. Jeder Stamm oder jede Familie errichtete abgesonderte Wohnungen, die nicht selten durch Pfahlwerk von den anderen abgetrennt wurden.

Mehrere Familien zogen zwar nicht in unsere Nähe, besuchten uns aber zuweilen. Diejenigen, welche in der Bucht förmlich Wohnung nahmen, umfaßten mindestens zwei Drittheile der Bevölkerung des Sundes. Unter den gelegentlichen Besuchern wurde uns ein Häuptling gezeigt, der Kahura hieß. Er sollte die Abtheilung befehligt haben, welche den unglücklichen Rowe und die Mannschaft von der Adventure erschlagen hatte. Nach den Aussagen seiner Landsleute war er mehr gefürchtet als geliebt. Sie nannten ihn einen schlechten Mann und forderten mich häufig auf, ihn zu erschlagen. Wäre ich geneigt gewesen, solchen Rathschlägen zu folgen, so hätte ich die ganze Bevölkerung ausrotten können. Die Einwohner ganzer Dörfer baten mich, ihre Nachbarn zu tödten. Diese gegenseitige Erbitterung deutet auf häufige Streitigkeiten unter den Wilden. In der That führen sie häufig Krieg unter einander, und noch im letzten Jahre hatte ein Häuptling in einem Gefecht mit siebzig Mann seinen Tod gefunden.

Die eifrigsten Gegner Kahura's gestanden zu, daß er nicht auf Streit, viel weniger auf Mord ausgegangen sei, und daß ein Engländer den ersten Schlag geführt habe. Er selbst trat mit einer Sorglosigkeit auf, die wirklich unbegreiflich war, da er wußte, daß seine Landsleute uns gegen ihn aufhetzten. Zweimal besuchte er unser Schiff und gab sich dadurch ganz in unsere Hand. Das erste Mal führte Omai ihn in meine Kajüte mit den Worten: „Da ist Kahura, tödte ihn!" Als ich keine Anstalten dazu traf, fuhr er fort: „In England hängt man Jeden, der einen Anderen getödtet hat. Kahura hat zehn Menschen getödtet und Du willst ihm nicht den Tod geben, obgleich seine meisten Landsleute es verlangen und obgleich es gerecht ist." Ich befahl ihm, den Wilden über das unglückliche Ereigniß zu befragen. Kahura erschrak bei der ersten Frage, breitete bittend seine Arme aus und senkte den Kopf. Er hatte das Ansehen eines Mannes, der in

lehnten, wo sie ihnen gleich zur Hand waren. Dieses letztere versäumte keiner von ihnen. Während die Männer die Hütten bauten, waren die Frauen nicht müßig. Einige bewachten die Pirogen und die Vorräthe, andere sammelten dürres Holz und machten Feuer. Jeder Stamm oder jede Familie errichtete abgesonderte Wohnungen, die nicht selten durch Pfahlwerk von den anderen abgetrennt wurden.

Mehrere Familien zogen zwar nicht in unsere Nähe, besuchten uns aber zuweilen. Diejenigen, welche in der Bucht förmlich Wohnung nahmen, umfaßten mindestens zwei Drittheile der Bevölkerung des Sundes. Unter den gelegentlichen Besuchern wurde uns ein Häuptling gezeigt, der Kahura hieß. Er sollte die Abtheilung befehligt haben, welche den unglücklichen Rowe und die Mannschaft von der Adventure erschlagen hatte. Nach den Aussagen seiner Landsleute war er mehr gefürchtet als geliebt. Sie nannten ihn einen schlechten Mann und forderten mich häufig auf, ihn zu erschlagen. Wäre ich geneigt gewesen, solchen Rathschlägen zu folgen, so hätte ich die ganze Bevölkerung ausrotten können. Die Einwohner ganzer Dörfer baten mich, ihre Nachbarn zu tödten. Diese gegenseitige Erbitterung deutet auf häufige Streitigkeiten unter den Wilden. In der That führen sie häufig Krieg unter einander, und noch im letzten Jahre hatte ein Häuptling in einem Gefecht mit siebzig Mann seinen Tod gefunden.

Die eifrigsten Gegner Kahura's gestanden zu, daß er nicht auf Streit, viel weniger auf Mord ausgegangen sei, und daß ein Engländer den ersten Schlag geführt habe. Er selbst trat mit einer Sorglosigkeit auf, die wirklich unbegreiflich war, da er wußte, daß seine Landsleute uns gegen ihn aufhetzten. Zweimal besuchte er unser Schiff und gab sich dadurch ganz in unsere Hand. Das erste Mal führte Omai ihn in meine Kajüte mit den Worten: „Da ist Kahura, tödte ihn!" Als ich keine Anstalten dazu traf, fuhr er fort: „In England hängt man Jeden, der einen Anderen getödtet hat. Kahura hat zehn Menschen getödtet und Du willst ihm nicht den Tod geben, obgleich seine meisten Landsleute es verlangen und obgleich es gerecht ist." Ich befahl ihm, den Wilden über das unglückliche Ereigniß zu befragen. Kahura erschrak bei der ersten Frage, breitete bittend seine Arme aus und senkte den Kopf. Er hatte das Ansehen eines Mannes, der in

einen Hinterhalt gefallen ist und von der nächsten Minute seinen Tod erwartet. Als ich ihm Schonung versprach, kehrte seine Heiterkeit wieder. Seine Erzählung lautete fast ganz wie die Mittheilungen der anderen Wilden. Der Streit entstand darüber, daß ein Matrose, der ein steinernes Beil eingetauscht hatte, die versprochene Gegenleistung zurückhielt. Der betrogene Wilde bemächtigte sich einiger Sachen, der Matrose schlug zu, und im nächsten Moment war der Kampf allgemein.

Unsere und des Capitains Fourneaux Gärten waren zum Theil verschwunden, wahrscheinlich weil die Eingebornen den Boden zur Errichtung von Hütten gebraucht und die Pflanzen ausgerissen hatten. Ein anderer Theil der Anlagen hatte sich erhalten und trug Kohl, Zwiebeln, Erbsen, Radieschen und Kartoffeln, aber das Ganze war von wild wachsenden Pflanzen überwuchert. Die Kartoffeln, die vom Cap stammten, waren in diesem Boden besser geworden, und wenn die Neuseeländer ein wenig Sorge für sie trügen, so überträfen sie gewiß die Kartoffeln aller anderen Länder. Sie lieben diese Speise sehr, und doch hatten sie sich nicht die Mühe genommen, auch nur eine einzige Kartoffel zu pflanzen.

Die Thiere, welche Capitain Fourneaux zurückgelassen hatte, waren gleich nach seiner Abfahrt den Neuseeländern in die Hände gefallen und sämmtlich getödtet worden. Was aus den von mir ausgesetzten Thieren geworden sei, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen. Nur so viel sagten mir die Eingebornen, daß Tiratu, ein sehr beliebter Häuptling, viele Hühner und Schweine besäße. Ich ließ wieder europäische Hausthiere zurück, Schweine und Ziegen. Die Häuptlinge, denen ich sie schenkte, versprachen mir, sie nicht zu tödten, doch muß ich gestehen, daß ich auf diese Versicherungen nichts gab. Ich würde auch einen Stier mit zwei jungen Kühen und Schafen zurückgelassen haben, wenn ich einen Häuptling gefunden hätte, der mächtig genug gewesen wäre, sich im Besitz zu behaupten. In einem Lande, wo das Eigenthum so unsicher ist, fallen solche Thiere bald diesem bald jenem augenblicklich siegreichen Stamm anheim, und wenn man sie auch nicht tödtet, so werden die Männchen doch von den Weibchen getrennt, und der Zweck ist verfehlt.

Unsere Seehundsjagd lehrte uns den Geschmack der Eingebornen

einen Hinterhalt gefallen ist und von der nächsten Minute seinen Tod erwartet. Als ich ihm Schonung versprach, kehrte seine Heiterkeit wieder. Seine Erzählung lautete fast ganz wie die Mittheilungen der anderen Wilden. Der Streit entstand darüber, daß ein Matrose, der ein steinernes Beil eingetauscht hatte, die versprochene Gegenleistung zurückhielt. Der betrogene Wilde bemächtigte sich einiger Sachen, der Matrose schlug zu, und im nächsten Moment war der Kampf allgemein.

Unsere und des Capitains Fourneaux Gärten waren zum Theil verschwunden, wahrscheinlich weil die Eingebornen den Boden zur Errichtung von Hütten gebraucht und die Pflanzen ausgerissen hatten. Ein anderer Theil der Anlagen hatte sich erhalten und trug Kohl, Zwiebeln, Erbsen, Radieschen und Kartoffeln, aber das Ganze war von wild wachsenden Pflanzen überwuchert. Die Kartoffeln, die vom Cap stammten, waren in diesem Boden besser geworden, und wenn die Neuseeländer ein wenig Sorge für sie trügen, so überträfen sie gewiß die Kartoffeln aller anderen Länder. Sie lieben diese Speise sehr, und doch hatten sie sich nicht die Mühe genommen, auch nur eine einzige Kartoffel zu pflanzen.

Die Thiere, welche Capitain Fourneaux zurückgelassen hatte, waren gleich nach seiner Abfahrt den Neuseeländern in die Hände gefallen und sämmtlich getödtet worden. Was aus den von mir ausgesetzten Thieren geworden sei, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen. Nur so viel sagten mir die Eingebornen, daß Tiratu, ein sehr beliebter Häuptling, viele Hühner und Schweine besäße. Ich ließ wieder europäische Hausthiere zurück, Schweine und Ziegen. Die Häuptlinge, denen ich sie schenkte, versprachen mir, sie nicht zu tödten, doch muß ich gestehen, daß ich auf diese Versicherungen nichts gab. Ich würde auch einen Stier mit zwei jungen Kühen und Schafen zurückgelassen haben, wenn ich einen Häuptling gefunden hätte, der mächtig genug gewesen wäre, sich im Besitz zu behaupten. In einem Lande, wo das Eigenthum so unsicher ist, fallen solche Thiere bald diesem bald jenem augenblicklich siegreichen Stamm anheim, und wenn man sie auch nicht tödtet, so werden die Männchen doch von den Weibchen getrennt, und der Zweck ist verfehlt.

Unsere Seehundsjagd lehrte uns den Geschmack der Eingebornen

von einer neuen Seite kennen. Die Zelte, in denen unsere Matrosen aus dem Fett Thran ausschmolzen, waren stets von Eingebornen umlagert. Sie schienen diese Flüssigkeit eben so leidenschaftlich wie die Grönländer zu lieben und legten sogar auf den Schaum, den man abschöpfte, und auf den Bodensatz unten in den Fässern Werth. Einige wenige Tropfen übelriechenden Thrans waren für sie ein Leckerbissen, um den sie sich eifrig bewarben, so daß dieser Genuß für sie gewiß eine Seltenheit ist.

Omai hatte vor unserer Ankunft in Neuseeland den Plan entworfen, einige Eingeborne nach seiner Insel mitzunehmen. Eine Gelegenheit, diesen Wunsch auszuführen, zeigte sich in kurzer Zeit, indem ein junger Neuseeländer, Taweiharua genannt, sich freiwillig als Begleiter anbot. Damit er auf eine seiner Geburt würdige Weise auftreten könne, nahm er einen anderen jungen Menschen Namens Kokoa zur Bedienung mit. Daß ich beiden vorstellte, es sei wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie jemals in ihr Vaterland zurückkehren würden, machte wenig Eindruck auf sie. Als Taweiharua's Mutter ihren Sohn an Bord brachte, legte sie eine Zärtlichkeit an den Tag, die sich unter diesen Umständen erwarten ließ. Nachdem Omai sie noch einmal beschenkt hatte, versprach sie, daß sie keine Thränen mehr vergießen würde, und hielt nur zu gut Wort, denn als sie am anderen Tage wiederkam, um ihrem Sohn das letzte Lebewohl zu sagen, verrieth sie während ihres ganzen Verweilens die größte Heiterkeit und entfernte sich ohne die geringste Rührung. Der Vater Kokoa's verließ seinen Sohn mit der völligsten Kälte; von seinem Hunde, glaube ich, würde er sich minder theilnahmlos getrennt haben. Ohne diese Gleichgiltigkeit der nächsten Verwandten würde ich den jungen Leuten die Mitreise nicht gestattet haben. Beide verloren wenig, wenn sie Neuseeland nicht wieder sahen und in Tahiti blieben.

von einer neuen Seite kennen. Die Zelte, in denen unsere Matrosen aus dem Fett Thran ausschmolzen, waren stets von Eingebornen umlagert. Sie schienen diese Flüssigkeit eben so leidenschaftlich wie die Grönländer zu lieben und legten sogar auf den Schaum, den man abschöpfte, und auf den Bodensatz unten in den Fässern Werth. Einige wenige Tropfen übelriechenden Thrans waren für sie ein Leckerbissen, um den sie sich eifrig bewarben, so daß dieser Genuß für sie gewiß eine Seltenheit ist.

Omai hatte vor unserer Ankunft in Neuseeland den Plan entworfen, einige Eingeborne nach seiner Insel mitzunehmen. Eine Gelegenheit, diesen Wunsch auszuführen, zeigte sich in kurzer Zeit, indem ein junger Neuseeländer, Taweiharua genannt, sich freiwillig als Begleiter anbot. Damit er auf eine seiner Geburt würdige Weise auftreten könne, nahm er einen anderen jungen Menschen Namens Kokoa zur Bedienung mit. Daß ich beiden vorstellte, es sei wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie jemals in ihr Vaterland zurückkehren würden, machte wenig Eindruck auf sie. Als Taweiharua's Mutter ihren Sohn an Bord brachte, legte sie eine Zärtlichkeit an den Tag, die sich unter diesen Umständen erwarten ließ. Nachdem Omai sie noch einmal beschenkt hatte, versprach sie, daß sie keine Thränen mehr vergießen würde, und hielt nur zu gut Wort, denn als sie am anderen Tage wiederkam, um ihrem Sohn das letzte Lebewohl zu sagen, verrieth sie während ihres ganzen Verweilens die größte Heiterkeit und entfernte sich ohne die geringste Rührung. Der Vater Kokoa's verließ seinen Sohn mit der völligsten Kälte; von seinem Hunde, glaube ich, würde er sich minder theilnahmlos getrennt haben. Ohne diese Gleichgiltigkeit der nächsten Verwandten würde ich den jungen Leuten die Mitreise nicht gestattet haben. Beide verloren wenig, wenn sie Neuseeland nicht wieder sahen und in Tahiti blieben.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Entdeckung neuer Inseln. — Mangia. — Watiu. — Mehrere meiner Officiere landen. — Wie sie empfangen werden. — Die Eingebornen, ihre Tänze und Waffen. — Schiffbrüchige Tahitier. — Die Palmerston-Inseln. — Eine reizende Korallen-Grotte. — Die Entstehung dieser Inseln.

Mit gutem Winde steuerten wir am 25. Februar durch die Straße und wendeten uns gegen Nordosten. Sobald wir die Küste aus dem Gesicht verloren hatten, flößte die Seekrankheit unseren Neuseeländern die traurigsten Betrachtungen ein. Sie bereuten ihren Entschluß voll Zerknirschung, und alle Trostsprüche waren bei ihnen verschwendet. Sie beklagten ihre Uebereilung in einer Art von Gesang, der ihr Vaterland und ihre Genossen, von denen sie sich auf immer getrennt hatten, mit feurigen Worten pries. Ihr Schmerz hielt lange an, aber die Seekrankheit verließ sie endlich, und nun verminderte sich ihre Aufregung. Ihre Klagen wurden seltener und nahmen zuletzt ein Ende. Nach und nach vergaßen sie Neuseeland und ihre dortigen Freunde und schienen so fest an uns zu hängen, als ob wir ihre Landsleute wären.

Am 29. März benachrichtigte die Discovery uns durch ein Signal, daß Land in Sicht wäre. In demselben Augenblick bemerkten wir es selbst vom Mastkorbe aus und erkannten eine Insel von geringem Umfange. In der Nacht lavirten wir wegen der Nähe des Landes, am nächsten Morgen suchten wir die westliche Küste zu gewinnen, da die südliche durch ihre tobende Brandung und ein vorliegendes Riff eine Landung unmöglich machte.

Als wir die südwestliche Landspitze umschifften, zeigten sich mehrere Einwohner, die ins Meer sprangen, zum Schiff schwammen und uns von dort aus betrachteten. Andere folgten uns längs der Küste und versammelten sich zuweilen in kleinen Gruppen, indem sie ein lautes Geschrei ausstießen. Wir kamen der westlichen Küste bald nahe genug, um mittelst unserer Ferngläser unterscheiden zu können, daß die Insulaner am Strande mit langen Lanzen und Keulen bewaffnet waren,

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Entdeckung neuer Inseln. — Mangia. — Watiu. — Mehrere meiner Officiere landen. — Wie sie empfangen werden. — Die Eingebornen, ihre Tänze und Waffen. — Schiffbrüchige Tahitier. — Die Palmerston-Inseln. — Eine reizende Korallen-Grotte. — Die Entstehung dieser Inseln.

Mit gutem Winde steuerten wir am 25. Februar durch die Straße und wendeten uns gegen Nordosten. Sobald wir die Küste aus dem Gesicht verloren hatten, flößte die Seekrankheit unseren Neuseeländern die traurigsten Betrachtungen ein. Sie bereuten ihren Entschluß voll Zerknirschung, und alle Trostsprüche waren bei ihnen verschwendet. Sie beklagten ihre Uebereilung in einer Art von Gesang, der ihr Vaterland und ihre Genossen, von denen sie sich auf immer getrennt hatten, mit feurigen Worten pries. Ihr Schmerz hielt lange an, aber die Seekrankheit verließ sie endlich, und nun verminderte sich ihre Aufregung. Ihre Klagen wurden seltener und nahmen zuletzt ein Ende. Nach und nach vergaßen sie Neuseeland und ihre dortigen Freunde und schienen so fest an uns zu hängen, als ob wir ihre Landsleute wären.

Am 29. März benachrichtigte die Discovery uns durch ein Signal, daß Land in Sicht wäre. In demselben Augenblick bemerkten wir es selbst vom Mastkorbe aus und erkannten eine Insel von geringem Umfange. In der Nacht lavirten wir wegen der Nähe des Landes, am nächsten Morgen suchten wir die westliche Küste zu gewinnen, da die südliche durch ihre tobende Brandung und ein vorliegendes Riff eine Landung unmöglich machte.

Als wir die südwestliche Landspitze umschifften, zeigten sich mehrere Einwohner, die ins Meer sprangen, zum Schiff schwammen und uns von dort aus betrachteten. Andere folgten uns längs der Küste und versammelten sich zuweilen in kleinen Gruppen, indem sie ein lautes Geschrei ausstießen. Wir kamen der westlichen Küste bald nahe genug, um mittelst unserer Ferngläser unterscheiden zu können, daß die Insulaner am Strande mit langen Lanzen und Keulen bewaffnet waren,

welche sie herausfordernd schwangen. Die Mehrzahl hatte blos Hüften und Unterleib verhüllt, einige trugen einen mehrfarbigen Mantel auf den Schultern. Fast alle hatten um den Kopf einen weißen Turban geschlungen, der bald wie ein Turban bald wie ein kegelförmiger Hut gestaltet war. Auf dem von uns entferntesten Theile des Strandes schoben sie hastig eine Piroge ins Meer, in die ein Mann stieg und auf uns zuruderte. Unterwegs verlor er den Muth und kehrte um. Ein zweiter stieg ein, und jetzt kam die Piroge uns ziemlich nahe, hielt aber doch in einiger Entfernung an. Als Omai ihnen in der Sprache von Tahiti zurief, faßten sie Muth und legten am Schiffe an. Die Glasperlen und Nägel, die wir ihnen zuwarfen, berührten sie als sie an Bord kamen, auch nicht.

Durch Omai's Vermittlung kam ein Gespräch in Gang. Der angesehenste der beiden hieß Maurua und nannte seine Insel Mangia. Er war wohl genährt und gut gebaut, aber nicht groß. Seine Züge waren sanft, doch entstellte sie eine große Narbe, die er in einem Gefecht mit den Bewohnern einer nordöstlichen Insel, welche zuweilen auf Mangia landeten, erhalten haben wollte. Seine Hautfarbe war nicht dunkler als bei den Südeuropäern. Sein langes, schwarzes, glattes Haar hatte er auf dem Scheitel in einen Knoten gebunden. Die Schürze, die er trug, war aus der Rinde des chinesischen Maulbeerbaums gefertigt. Seine Sandalen von geflochtenem Grase sollten ihn ohne Zweifel gegen den spitzen Korallensand des Strandes schützen. Das Loch, das er sich in das Ohrläppchen gebohrt hatte, war geräumig genug, um einem Messer und mehreren Glasperlen, die wir ihm schenkten, Platz zu gewähren. Der innere Theil des Armes von der Schulter bis zum Ellnbogen und verschiedene andere Körpertheile waren tättowirt. Man findet diesen Gebrauch fast auf allen Südsee-Inseln. Außer der Piroge, in der er ans Schiff kam, sahen wir keine andere. Sie war zehn Fuß lang, schmal und gut gearbeitet.

Ich ließ ein Boot aussetzen, um nach einer Landungsstelle zu suchen. Kaum hatte ich darin Platz genommen, als Maurua uneingeladen zu mir einstieg. Er zeigte mir zwei Stellen, wo eine Landung möglich sei, aber ich sah mit Bedauern, daß mein Boot sich dort mit Wasser füllen und vielleicht untergehen werde. Im Auffinden eines

welche sie herausfordernd schwangen. Die Mehrzahl hatte blos Hüften und Unterleib verhüllt, einige trugen einen mehrfarbigen Mantel auf den Schultern. Fast alle hatten um den Kopf einen weißen Turban geschlungen, der bald wie ein Turban bald wie ein kegelförmiger Hut gestaltet war. Auf dem von uns entferntesten Theile des Strandes schoben sie hastig eine Piroge ins Meer, in die ein Mann stieg und auf uns zuruderte. Unterwegs verlor er den Muth und kehrte um. Ein zweiter stieg ein, und jetzt kam die Piroge uns ziemlich nahe, hielt aber doch in einiger Entfernung an. Als Omai ihnen in der Sprache von Tahiti zurief, faßten sie Muth und legten am Schiffe an. Die Glasperlen und Nägel, die wir ihnen zuwarfen, berührten sie als sie an Bord kamen, auch nicht.

Durch Omai's Vermittlung kam ein Gespräch in Gang. Der angesehenste der beiden hieß Maurua und nannte seine Insel Mangia. Er war wohl genährt und gut gebaut, aber nicht groß. Seine Züge waren sanft, doch entstellte sie eine große Narbe, die er in einem Gefecht mit den Bewohnern einer nordöstlichen Insel, welche zuweilen auf Mangia landeten, erhalten haben wollte. Seine Hautfarbe war nicht dunkler als bei den Südeuropäern. Sein langes, schwarzes, glattes Haar hatte er auf dem Scheitel in einen Knoten gebunden. Die Schürze, die er trug, war aus der Rinde des chinesischen Maulbeerbaums gefertigt. Seine Sandalen von geflochtenem Grase sollten ihn ohne Zweifel gegen den spitzen Korallensand des Strandes schützen. Das Loch, das er sich in das Ohrläppchen gebohrt hatte, war geräumig genug, um einem Messer und mehreren Glasperlen, die wir ihm schenkten, Platz zu gewähren. Der innere Theil des Armes von der Schulter bis zum Ellnbogen und verschiedene andere Körpertheile waren tättowirt. Man findet diesen Gebrauch fast auf allen Südsee-Inseln. Außer der Piroge, in der er ans Schiff kam, sahen wir keine andere. Sie war zehn Fuß lang, schmal und gut gearbeitet.

Ich ließ ein Boot aussetzen, um nach einer Landungsstelle zu suchen. Kaum hatte ich darin Platz genommen, als Maurua uneingeladen zu mir einstieg. Er zeigte mir zwei Stellen, wo eine Landung möglich sei, aber ich sah mit Bedauern, daß mein Boot sich dort mit Wasser füllen und vielleicht untergehen werde. Im Auffinden eines

Ankerplatzes war ich nicht glücklicher, denn das Senkblei stieß erst eine Kabellänge von der Brandung entfernt auf Grund. Dieser bestand noch dazu aus scharfen Korallenfelsen, so daß ein Ankern noch gefährlicher gewesen sein würde, als eine Landung.

Während wir mit unseren Untersuchungen beschäftigt waren, lief eine Menge bewaffneter Insulaner auf dem Strande zusammen. Maurua glaubte wahrscheinlich, daß wir ihretwegen nicht landen wollten, und winkte ihnen, zurückzutreten. Er mußte eine gewisse Autorität besitzen, denn die meisten gehorchten ihm. Bei Verschiedenen war aber die Neugier so mächtig, daß sie nicht zurückgingen, sondern sich sogar ins Wasser warfen und an unser Boot schwammen, in das sie unbedenklich hineinstiegen. Es wurde uns schwer, sie zu hindern, daß sie Alles an sich nahmen, was sie sahen. Als sie inne wurden, daß nichts mehr zu holen sei, entfernten sich Alle mit Ausnahme von Maurua, der mich an Bord der Resolution begleitete. Er verrieth keine Furcht, doch ehe er das Seil ergriff, murmelte er mit frommer Miene einige Worte, mit denen er sich wahrscheinlich dem Schutze seiner Götter anempfahl.

Die vierfüßigen Thiere und die andern neuen Gegenstände, welche er sah, erregten seine Bewunderung nicht so sehr, als ich erwartet hatte. Seine Besorgniß unterdrückte jedes andere Gefühl. Als das Schiff sich von der Küste entfernte, stieg sein Schrecken, und er war jetzt in einem solchen Zustande, daß er kaum auf meine Fragen zu antworten vermochte. Ich hatte schon ein Boot in Bereitschaft setzen lassen, das ihn zu seiner Heimath zurückführen sollte, und er war im Begriff, dasselbe zu besteigen, als ihm eine Ziege in den Weg kam. Seine Neugier siegte über seine Furcht; er blieb stehen, betrachtete das Thier und fragte, was für ein Vogel das sei? Man glaube nicht, daß wir seine Worte falsch verstanden hätten. Der Dialekt von Mangia ist derselbe, der auf Tahiti herrscht, nur weicht die Aussprache etwas ab. Nahe an der Küste sprang Maurua ins Wasser und schwamm ans Ufer.

Am zweiten Tage zeigte sich abermals Land, eine Insel ziemlich von demselben Ansehen und Umfang wie Mangia. Zu unserer Rechten lag eine kleinere, die wir eher hätten erreichen können, allein ich gab der ersten den Vorzug, weil sie meinen Zwecken besser zu entspre-

Ankerplatzes war ich nicht glücklicher, denn das Senkblei stieß erst eine Kabellänge von der Brandung entfernt auf Grund. Dieser bestand noch dazu aus scharfen Korallenfelsen, so daß ein Ankern noch gefährlicher gewesen sein würde, als eine Landung.

Während wir mit unseren Untersuchungen beschäftigt waren, lief eine Menge bewaffneter Insulaner auf dem Strande zusammen. Maurua glaubte wahrscheinlich, daß wir ihretwegen nicht landen wollten, und winkte ihnen, zurückzutreten. Er mußte eine gewisse Autorität besitzen, denn die meisten gehorchten ihm. Bei Verschiedenen war aber die Neugier so mächtig, daß sie nicht zurückgingen, sondern sich sogar ins Wasser warfen und an unser Boot schwammen, in das sie unbedenklich hineinstiegen. Es wurde uns schwer, sie zu hindern, daß sie Alles an sich nahmen, was sie sahen. Als sie inne wurden, daß nichts mehr zu holen sei, entfernten sich Alle mit Ausnahme von Maurua, der mich an Bord der Resolution begleitete. Er verrieth keine Furcht, doch ehe er das Seil ergriff, murmelte er mit frommer Miene einige Worte, mit denen er sich wahrscheinlich dem Schutze seiner Götter anempfahl.

Die vierfüßigen Thiere und die andern neuen Gegenstände, welche er sah, erregten seine Bewunderung nicht so sehr, als ich erwartet hatte. Seine Besorgniß unterdrückte jedes andere Gefühl. Als das Schiff sich von der Küste entfernte, stieg sein Schrecken, und er war jetzt in einem solchen Zustande, daß er kaum auf meine Fragen zu antworten vermochte. Ich hatte schon ein Boot in Bereitschaft setzen lassen, das ihn zu seiner Heimath zurückführen sollte, und er war im Begriff, dasselbe zu besteigen, als ihm eine Ziege in den Weg kam. Seine Neugier siegte über seine Furcht; er blieb stehen, betrachtete das Thier und fragte, was für ein Vogel das sei? Man glaube nicht, daß wir seine Worte falsch verstanden hätten. Der Dialekt von Mangia ist derselbe, der auf Tahiti herrscht, nur weicht die Aussprache etwas ab. Nahe an der Küste sprang Maurua ins Wasser und schwamm ans Ufer.

Am zweiten Tage zeigte sich abermals Land, eine Insel ziemlich von demselben Ansehen und Umfang wie Mangia. Zu unserer Rechten lag eine kleinere, die wir eher hätten erreichen können, allein ich gab der ersten den Vorzug, weil sie meinen Zwecken besser zu entspre-

chen schien. Die Eingebornen derselben schickten uns Pirogen entgegen, in deren jeder ein einziger Mann saß. Sie legten ohne Furcht an den Schiffen an, wiesen unsere Geschenke nicht zurück und gaben uns dafür eine kleine Anzahl von Cocosnüssen. Einen Austausch hatten sie dabei nicht im Sinn; sie wußten nicht, was Handel sei, und achteten unsere Sachen nicht im mindesten.

Die Insulaner befanden sich bereits an Bord, als noch eine Piroge heranruderte. Sie trug zwölf Wilde, welche nach dem Tact, den einer von ihnen angab, im Chor sangen. Nachdem sie diese musikalische Ceremonie beendet hatten, fragten sie nach dem Befehlshaber des Schiffs. Ich zeigte mich, und sie überreichten mir eine Matte, ein junges Schwein und einige Cocosnüsse. Ich führte sie in die Cajüte und in die andern Theile des Schiffs. Einige Gegenstände überraschten sie, aber fest blieb ihre Aufmerksamkeit auf nichts haften. Sie hüteten sich sehr, den Pferden und Kühen nahe zu kommen, und schienen von der Natur dieser Thiere keinen Begriff zu haben. So viel wir ihnen gaben, entfernten sie sich doch unzufrieden, weil wir ihnen keinen der Hunde, die ihnen über Alles gefielen, geschenkt hatten.

Die Küste war eben so unzugänglich, wie in Mangia, und auch hier lag ein schroffes Korallenriff vor. Da so gut wie kein Wind herrschte und auf den Verlust von ein Paar Tagen nichts ankam, nahm ich Herrn Gore's Rath an, die Boote zu jenem Riff zu schicken, wo sie die Sachen, welche die Einwohner dorthin bringen würden, einladen konnten. Ich brauchte hauptsächlich Futter für meine Thiere, Gras oder auch Bananenblätter. Von dem guten Willen der Eingebornen erhielt ich am folgenden Morgen neue Beweise. Sie brachten mir wieder ein Schwein, Cocosnüsse und Bananen, wofür sie dieses Mal den Gegenstand ihrer heißesten Wünsche, einen Hund, erhielten.

Mit diesen Leuten gingen Omai und die Herren Gore, Anderson und Burney ans Land. Sie durften sich mit den Booten nicht weiter als hundert Klafter an die Brandung heranwagen. Die Wilden verließen sie hier und schienen unsere Freunde ganz zu vergessen, so sehr beschäftigte der Hund, der am Strande die allgemeinste Bewunderung erregte, ihre Aufmerksamkeit. Inzwischen hatte Herr Gore das Boot vor Anker gelegt. Als endlich zwei Pirogen kamen, um ihn abzuholen,

chen schien. Die Eingebornen derselben schickten uns Pirogen entgegen, in deren jeder ein einziger Mann saß. Sie legten ohne Furcht an den Schiffen an, wiesen unsere Geschenke nicht zurück und gaben uns dafür eine kleine Anzahl von Cocosnüssen. Einen Austausch hatten sie dabei nicht im Sinn; sie wußten nicht, was Handel sei, und achteten unsere Sachen nicht im mindesten.

Die Insulaner befanden sich bereits an Bord, als noch eine Piroge heranruderte. Sie trug zwölf Wilde, welche nach dem Tact, den einer von ihnen angab, im Chor sangen. Nachdem sie diese musikalische Ceremonie beendet hatten, fragten sie nach dem Befehlshaber des Schiffs. Ich zeigte mich, und sie überreichten mir eine Matte, ein junges Schwein und einige Cocosnüsse. Ich führte sie in die Cajüte und in die andern Theile des Schiffs. Einige Gegenstände überraschten sie, aber fest blieb ihre Aufmerksamkeit auf nichts haften. Sie hüteten sich sehr, den Pferden und Kühen nahe zu kommen, und schienen von der Natur dieser Thiere keinen Begriff zu haben. So viel wir ihnen gaben, entfernten sie sich doch unzufrieden, weil wir ihnen keinen der Hunde, die ihnen über Alles gefielen, geschenkt hatten.

Die Küste war eben so unzugänglich, wie in Mangia, und auch hier lag ein schroffes Korallenriff vor. Da so gut wie kein Wind herrschte und auf den Verlust von ein Paar Tagen nichts ankam, nahm ich Herrn Gore's Rath an, die Boote zu jenem Riff zu schicken, wo sie die Sachen, welche die Einwohner dorthin bringen würden, einladen konnten. Ich brauchte hauptsächlich Futter für meine Thiere, Gras oder auch Bananenblätter. Von dem guten Willen der Eingebornen erhielt ich am folgenden Morgen neue Beweise. Sie brachten mir wieder ein Schwein, Cocosnüsse und Bananen, wofür sie dieses Mal den Gegenstand ihrer heißesten Wünsche, einen Hund, erhielten.

Mit diesen Leuten gingen Omai und die Herren Gore, Anderson und Burney ans Land. Sie durften sich mit den Booten nicht weiter als hundert Klafter an die Brandung heranwagen. Die Wilden verließen sie hier und schienen unsere Freunde ganz zu vergessen, so sehr beschäftigte der Hund, der am Strande die allgemeinste Bewunderung erregte, ihre Aufmerksamkeit. Inzwischen hatte Herr Gore das Boot vor Anker gelegt. Als endlich zwei Pirogen kamen, um ihn abzuholen,

ließ er die Mannschaft zurück und vertraute sich mit Omai und den beiden genannten Herren den Wilden ohne Waffen an.

Die letzteren benutzten die Phasen der Brandung mit vielem Geschick und brachten ihre Gäste glücklich auf das Riff, unterstützten sie dort und halfen ihnen auf den schroffen und spitzen Korallenfelsen, bis man am Ufer war. Die dort versammelten Wilden trugen grüne Zweige in den Händen und empfingen unsere Officiere mit dem Südsee-Gruß, einem gegenseitigen Reiben der Nasen. Die letzteren wurden nun durch die Menge landeinwärts geführt. Wurde das Gedränge der Neugierigen zu groß, so schlugen die Führer, die in einem großen Ansehen zu stehen schienen, blindlings auf Köpfe und Schultern ihrer Landsleute los.

Jenseit eines Baumganges von Palmen, durch den der Weg führte, hatten Krieger zwei Reihen gebildet. Sie trugen ihre Keulen auf den Schultern, wie unsere Soldaten ihre Flinten. Zwischen diesen Bewaffneten saßen drei Häuptlinge in Zwischenräumen auf der Erde und kühlten sich mit Fächern von Palmenblättern. Große rothe Federbüsche, die in ihren Ohren steckten, bildeten ihre ganze Auszeichnung. Zu dem ältesten dieser Häuptlinge führte man Herrn Gore und seine Begleiter und forderte sie auf, sich niederzusetzen.

Wenige Minuten später erhielt die Menge den Befehl, Ordnung zu halten, und es wurden zwanzig junge Mädchen sichtbar, die sich wie die Häuptlinge mit rothen Federbüschen geschmückt hatten. Sie tanzten nach einer ernsten Melodie, welche sie im Chor sangen. Ein Mann leitete sie und zeigte ihnen die verschiedenen Stellungen, welche sie annehmen sollten. Keine verließ ihren Platz, und der ganze Tanz bestand in einer Bewegung der Füße und Hände. Es waren die schönsten Mädchen unter den Versammelten, und man hatte sie wahrscheinlich ausgesucht. Ihre Glieder, die mit Ausnahme der mittleren Körpertheile, welche ein bis zum Knie herabfallendes Röckchen deckte, alle sichtbar waren, verriethen Kraft und Gewandtheit. Den etwas groben Gesichtszügen verliehen die großen schwarzen Augen Reiz und Leben. Sie tanzten noch, als ein Geräusch wie von galoppirenden Pferden hörbar wurde. Es waren die Bewaffneten, die sich verfolgten und ein Kriegsspiel aufführten.

ließ er die Mannschaft zurück und vertraute sich mit Omai und den beiden genannten Herren den Wilden ohne Waffen an.

Die letzteren benutzten die Phasen der Brandung mit vielem Geschick und brachten ihre Gäste glücklich auf das Riff, unterstützten sie dort und halfen ihnen auf den schroffen und spitzen Korallenfelsen, bis man am Ufer war. Die dort versammelten Wilden trugen grüne Zweige in den Händen und empfingen unsere Officiere mit dem Südsee-Gruß, einem gegenseitigen Reiben der Nasen. Die letzteren wurden nun durch die Menge landeinwärts geführt. Wurde das Gedränge der Neugierigen zu groß, so schlugen die Führer, die in einem großen Ansehen zu stehen schienen, blindlings auf Köpfe und Schultern ihrer Landsleute los.

Jenseit eines Baumganges von Palmen, durch den der Weg führte, hatten Krieger zwei Reihen gebildet. Sie trugen ihre Keulen auf den Schultern, wie unsere Soldaten ihre Flinten. Zwischen diesen Bewaffneten saßen drei Häuptlinge in Zwischenräumen auf der Erde und kühlten sich mit Fächern von Palmenblättern. Große rothe Federbüsche, die in ihren Ohren steckten, bildeten ihre ganze Auszeichnung. Zu dem ältesten dieser Häuptlinge führte man Herrn Gore und seine Begleiter und forderte sie auf, sich niederzusetzen.

Wenige Minuten später erhielt die Menge den Befehl, Ordnung zu halten, und es wurden zwanzig junge Mädchen sichtbar, die sich wie die Häuptlinge mit rothen Federbüschen geschmückt hatten. Sie tanzten nach einer ernsten Melodie, welche sie im Chor sangen. Ein Mann leitete sie und zeigte ihnen die verschiedenen Stellungen, welche sie annehmen sollten. Keine verließ ihren Platz, und der ganze Tanz bestand in einer Bewegung der Füße und Hände. Es waren die schönsten Mädchen unter den Versammelten, und man hatte sie wahrscheinlich ausgesucht. Ihre Glieder, die mit Ausnahme der mittleren Körpertheile, welche ein bis zum Knie herabfallendes Röckchen deckte, alle sichtbar waren, verriethen Kraft und Gewandtheit. Den etwas groben Gesichtszügen verliehen die großen schwarzen Augen Reiz und Leben. Sie tanzten noch, als ein Geräusch wie von galoppirenden Pferden hörbar wurde. Es waren die Bewaffneten, die sich verfolgten und ein Kriegsspiel aufführten.

Diese Schauspiele, mit denen die Gäste geehrt werden sollten, waren von beunruhigenden Erscheinungen begleitet. Man trennte unsere Freunde geflissentlich von einander und leerte ihnen in aller Ruhe die Taschen. Um jeden drängten sich so viele Menschen, daß ein Widerstand gegen einen etwaigen Angriff unmöglich gewesen wäre. Jeder wurde mehrmals gezwungen, sich zu entkleiden, damit die Wilden seine Haut untersuchen könnten. Wenn es einem gelang, das Ufer zu erreichen, so fand er dort eine Wache aufgestellt und wurde an den Rockschößen zurückgezogen. Auf der andern Seite verrieth kaum einer Erhitzung oder Hunger, als er mit einem Fächer von Palmenblättern gefächelt und mit Cocosnüssen, Brotfrüchten und einem säuerlichen Pudding versorgt wurde.

Omai trug nicht wenig dazu bei, die Besorgnisse seiner Begleiter zu vermehren. Er hatte gesehen, daß in der Erde ein Ofen ausgegraben und geheizt wurde. Daraus folgerte er, daß man sie erschlagen, braten und essen wolle. Plötzlich wurde ein geschlachtetes Schwein in den Ofen gelegt, und es handelte sich folglich um ein Festmahl, bei dem die Europäer nicht die passive, sondern die active Rolle spielen sollten. Sie machten der Gastfreundschaft der Insulaner übrigens wenig Ehre, denn die Ermüdung des Tags hatte sie so mitgenommen, daß sie höchstens einige Bissen aßen. Der Rest der Speisen wurde ihnen später ins Boot nachgetragen.

Das Verfahren der Wilden hat etwas Räthselhaftes. Es wäre möglich, daß sie wirklich Böses im Schilde führten und blos durch ihre Furcht vor unserer höheren Macht im Zaum gehalten wurden. Ist diese Vermuthung richtig, so hat Omai mit seinen Aufschneidereien den Ausschlag gegeben. Die Wilden verhörten ihn über unser Vaterland, unsere Schiffe, unsere Waffen. Er antwortete darauf, in unserm Vaterland gebe es Fahrzeuge, so groß wie ihre ganze Insel, und mit Kriegswerkzeugen ausgerüstet, von denen ein einziges hinreiche, den höchsten Berg in Staub zu verwandeln. Die Wilden wollten darauf wissen, ob auch wir solche Werkzeuge führten, und Omai benachrichtigte sie, daß unsere Waffen nicht von der allerfurchtbarsten Art, aber doch groß genug wären, um ihre Heimath insgesammt und jedem von ihnen einzeln den Untergang zu bereiten. Sie fragten weiter nach

Diese Schauspiele, mit denen die Gäste geehrt werden sollten, waren von beunruhigenden Erscheinungen begleitet. Man trennte unsere Freunde geflissentlich von einander und leerte ihnen in aller Ruhe die Taschen. Um jeden drängten sich so viele Menschen, daß ein Widerstand gegen einen etwaigen Angriff unmöglich gewesen wäre. Jeder wurde mehrmals gezwungen, sich zu entkleiden, damit die Wilden seine Haut untersuchen könnten. Wenn es einem gelang, das Ufer zu erreichen, so fand er dort eine Wache aufgestellt und wurde an den Rockschößen zurückgezogen. Auf der andern Seite verrieth kaum einer Erhitzung oder Hunger, als er mit einem Fächer von Palmenblättern gefächelt und mit Cocosnüssen, Brotfrüchten und einem säuerlichen Pudding versorgt wurde.

Omai trug nicht wenig dazu bei, die Besorgnisse seiner Begleiter zu vermehren. Er hatte gesehen, daß in der Erde ein Ofen ausgegraben und geheizt wurde. Daraus folgerte er, daß man sie erschlagen, braten und essen wolle. Plötzlich wurde ein geschlachtetes Schwein in den Ofen gelegt, und es handelte sich folglich um ein Festmahl, bei dem die Europäer nicht die passive, sondern die active Rolle spielen sollten. Sie machten der Gastfreundschaft der Insulaner übrigens wenig Ehre, denn die Ermüdung des Tags hatte sie so mitgenommen, daß sie höchstens einige Bissen aßen. Der Rest der Speisen wurde ihnen später ins Boot nachgetragen.

Das Verfahren der Wilden hat etwas Räthselhaftes. Es wäre möglich, daß sie wirklich Böses im Schilde führten und blos durch ihre Furcht vor unserer höheren Macht im Zaum gehalten wurden. Ist diese Vermuthung richtig, so hat Omai mit seinen Aufschneidereien den Ausschlag gegeben. Die Wilden verhörten ihn über unser Vaterland, unsere Schiffe, unsere Waffen. Er antwortete darauf, in unserm Vaterland gebe es Fahrzeuge, so groß wie ihre ganze Insel, und mit Kriegswerkzeugen ausgerüstet, von denen ein einziges hinreiche, den höchsten Berg in Staub zu verwandeln. Die Wilden wollten darauf wissen, ob auch wir solche Werkzeuge führten, und Omai benachrichtigte sie, daß unsere Waffen nicht von der allerfurchtbarsten Art, aber doch groß genug wären, um ihre Heimath insgesammt und jedem von ihnen einzeln den Untergang zu bereiten. Sie fragten weiter nach

den Mitteln, durch die solche Wirkungen hervorgebracht würden, und er blieb ihnen die Antwort nicht schuldig. Der Zufall wollte, daß er einige Patronen bei sich hatte, die er bei den Wilden im Kreise umhergehen ließ und schließlich anzündete. Die plötzliche Wirkung, der laute Knall, der Blitz und der Rauch erschreckten die Wilden, überzeugten sie von der Unwiderstehlichkeit unserer Macht und waren in ihren Augen eine Bestätigung aller der Wunderdinge, welche sie eben gehört hatten.

Unter den Wilden dieser Insel befanden sich drei von Omai's Landsleuten. Die Gesellschaftsinseln sind ungefähr zweihundert Stunden entfernt, und man muß ein weites, unbekanntes Meer durchfahren, um nach Watiu (so heißt diese Insel) zu gelangen. Ueberdies sind die erbärmlichen Pirogen jener Inseln blos zu Fahrten geeignet, bei denen man das Land nicht aus dem Gesicht verliert, und diese Umstände machen die Gegenwart jener Insulaner auf Watiu zu einer jener unerwarteten Erscheinungen, durch die Romandichter ihre Leser zu überraschen suchen.

Jene Leute hatten sich in Tahiti zwanzig an Zahl, Männer und Frauen, auf einer Piroge eingeschifft, um sich nach der benachbarten Insel Ulietea zu begeben. Ein ungünstiger Wind, der mit Ungestüm wehte, hinderte sie, ihre Bestimmung zu erreichen oder nach dem Einschiffungspunkte zurückzukehren. Da sie auf eine kurze Ueberfahrt gerechnet hatten, so waren sie schlecht mit Lebensmitteln versehen und begannen bald Mangel zu leiden. Man kann sich denken, was sie leiden mußten, während der Sturm sie unbarmherzig auf dem Ocean umhertrieb. Sie verlebten eine Anzahl von Tagen ohne Speisen und Getränke. Hunger und Ermattung rieben einen nach dem andern auf, und als die Piroge scheiterte, waren noch vier am Leben. Der Untergang dieser Unglücklichen schien unvermeidlich zu sein, aber sie hatten so viel Kraft und Gewandtheit, sich auf die Schiffsverkleidungen zu schwingen, und erhielten sich noch mehrere Tage. Endlich wurden sie an diese Insel getrieben, deren Einwohner sie mit ihren Pirogen ans Land holten. Einer von den vier Gescheiterten war todt, die andern drei erholten sich. Sie lobten die liebevolle Aufnahme, die ihnen zu Theil geworden sei, und waren mit ihrem Schicksal so zufrie-

den Mitteln, durch die solche Wirkungen hervorgebracht würden, und er blieb ihnen die Antwort nicht schuldig. Der Zufall wollte, daß er einige Patronen bei sich hatte, die er bei den Wilden im Kreise umhergehen ließ und schließlich anzündete. Die plötzliche Wirkung, der laute Knall, der Blitz und der Rauch erschreckten die Wilden, überzeugten sie von der Unwiderstehlichkeit unserer Macht und waren in ihren Augen eine Bestätigung aller der Wunderdinge, welche sie eben gehört hatten.

Unter den Wilden dieser Insel befanden sich drei von Omai's Landsleuten. Die Gesellschaftsinseln sind ungefähr zweihundert Stunden entfernt, und man muß ein weites, unbekanntes Meer durchfahren, um nach Watiu (so heißt diese Insel) zu gelangen. Ueberdies sind die erbärmlichen Pirogen jener Inseln blos zu Fahrten geeignet, bei denen man das Land nicht aus dem Gesicht verliert, und diese Umstände machen die Gegenwart jener Insulaner auf Watiu zu einer jener unerwarteten Erscheinungen, durch die Romandichter ihre Leser zu überraschen suchen.

Jene Leute hatten sich in Tahiti zwanzig an Zahl, Männer und Frauen, auf einer Piroge eingeschifft, um sich nach der benachbarten Insel Ulietea zu begeben. Ein ungünstiger Wind, der mit Ungestüm wehte, hinderte sie, ihre Bestimmung zu erreichen oder nach dem Einschiffungspunkte zurückzukehren. Da sie auf eine kurze Ueberfahrt gerechnet hatten, so waren sie schlecht mit Lebensmitteln versehen und begannen bald Mangel zu leiden. Man kann sich denken, was sie leiden mußten, während der Sturm sie unbarmherzig auf dem Ocean umhertrieb. Sie verlebten eine Anzahl von Tagen ohne Speisen und Getränke. Hunger und Ermattung rieben einen nach dem andern auf, und als die Piroge scheiterte, waren noch vier am Leben. Der Untergang dieser Unglücklichen schien unvermeidlich zu sein, aber sie hatten so viel Kraft und Gewandtheit, sich auf die Schiffsverkleidungen zu schwingen, und erhielten sich noch mehrere Tage. Endlich wurden sie an diese Insel getrieben, deren Einwohner sie mit ihren Pirogen ans Land holten. Einer von den vier Gescheiterten war todt, die andern drei erholten sich. Sie lobten die liebevolle Aufnahme, die ihnen zu Theil geworden sei, und waren mit ihrem Schicksal so zufrie-

den, daß sie das Anerbieten unserer Officiere, sie nach ihrem Vaterlande mitzunehmen, abwiesen. Die Uebereinstimmung der Sprache und der Sitten hatte ihre Naturalisation erleichtert, und sie hatten Bande geknüpft, deren Lösung ihnen schmerzlicher als die Entfernung von ihrem Vaterlande war.

So oft unsere Officiere von Futterlieferungen gesprochen hatten, waren sie auf den folgenden Tag verwiesen worden. Der Abend nahte heran, und es zeigte sich noch immer keine Hoffnung, daß man sie entlassen werde, als Omai wieder dazwischen trat. Er erklärte den Insulanern, wenn man ihn und seine Begleiter nicht entlasse, so werde ich Feuer auf die Insel werfen. Der zufällige Umstand, daß ich näher an die Insel angelaufen war, machte die Wilden stutzig, und sie weigerten sich nicht länger. Unsere Officiere wurden in ihr Boot zurückgetragen und auf dem Riff noch ein letztes Mal bestohlen. Der Vorrath von Bananenblättern, den sie in ihrem Fahrzeuge fanden, war höchst unbedeutend.

Durch diesen Besuch haben wir das Ufer von Watiu, aber nicht das Innere, kennen gelernt. Der leichte und sandige Boden trägt außer Bananen und Palmen Euphorbien und einen Baum, dessen Nuß wie eine Kastanie schmeckt. Thäler und Hügel wechseln mit einander ab, auf den letztern stehen die Hütten. Die unteren Classen haben eine dunklere Farbe als die Vornehmen, welche gewöhnlich auch an ihrem Körperumfange kenntlich sind. In den Tättowirungen tritt ebenfalls ein Unterschied hervor. Die Geringeren haben das Bein vom Knie bis zum Knöchel punktirt, so daß es aussieht, als ob sie Stiefel trügen, die Vornehmeren bringen die Tättowirungen an den Seiten und auf dem Rücken an. Etwa der dritte Theil der Männer, die sich um unsere Officiere versammelten, war bewaffnet. Ihre Keulen waren gewöhnlich sechs Fuß lang, aus einem schwarzen, harten Holze gefertigt und sehr sorgfältig geglättet. Einige waren so klein, daß sie sich mit einer einzigen Hand führen ließen. Bei den Lanzen bestand Schaft und Spitze aus demselben Holze. Die größten hatten eine Länge von zwölf Fuß, die kleinsten dienten wahrscheinlich als Wurfspieße. Sowohl Omai als die beiden Neuseeländer verstanden die Sprache der Einwohner.

den, daß sie das Anerbieten unserer Officiere, sie nach ihrem Vaterlande mitzunehmen, abwiesen. Die Uebereinstimmung der Sprache und der Sitten hatte ihre Naturalisation erleichtert, und sie hatten Bande geknüpft, deren Lösung ihnen schmerzlicher als die Entfernung von ihrem Vaterlande war.

So oft unsere Officiere von Futterlieferungen gesprochen hatten, waren sie auf den folgenden Tag verwiesen worden. Der Abend nahte heran, und es zeigte sich noch immer keine Hoffnung, daß man sie entlassen werde, als Omai wieder dazwischen trat. Er erklärte den Insulanern, wenn man ihn und seine Begleiter nicht entlasse, so werde ich Feuer auf die Insel werfen. Der zufällige Umstand, daß ich näher an die Insel angelaufen war, machte die Wilden stutzig, und sie weigerten sich nicht länger. Unsere Officiere wurden in ihr Boot zurückgetragen und auf dem Riff noch ein letztes Mal bestohlen. Der Vorrath von Bananenblättern, den sie in ihrem Fahrzeuge fanden, war höchst unbedeutend.

Durch diesen Besuch haben wir das Ufer von Watiu, aber nicht das Innere, kennen gelernt. Der leichte und sandige Boden trägt außer Bananen und Palmen Euphorbien und einen Baum, dessen Nuß wie eine Kastanie schmeckt. Thäler und Hügel wechseln mit einander ab, auf den letztern stehen die Hütten. Die unteren Classen haben eine dunklere Farbe als die Vornehmen, welche gewöhnlich auch an ihrem Körperumfange kenntlich sind. In den Tättowirungen tritt ebenfalls ein Unterschied hervor. Die Geringeren haben das Bein vom Knie bis zum Knöchel punktirt, so daß es aussieht, als ob sie Stiefel trügen, die Vornehmeren bringen die Tättowirungen an den Seiten und auf dem Rücken an. Etwa der dritte Theil der Männer, die sich um unsere Officiere versammelten, war bewaffnet. Ihre Keulen waren gewöhnlich sechs Fuß lang, aus einem schwarzen, harten Holze gefertigt und sehr sorgfältig geglättet. Einige waren so klein, daß sie sich mit einer einzigen Hand führen ließen. Bei den Lanzen bestand Schaft und Spitze aus demselben Holze. Die größten hatten eine Länge von zwölf Fuß, die kleinsten dienten wahrscheinlich als Wurfspieße. Sowohl Omai als die beiden Neuseeländer verstanden die Sprache der Einwohner.

Watiu liegt unter 20 Grad 1 Min. südl. Br. und 21 Grad 45 Min. östl. Länge. Da ich meine Bedürfnisse hier nicht befriedigen konnte, ging ich nach der benachbarten Insel unter Segel. Die Küste derselben zeigte uns ebenfalls ein Riff mit einer furchtbaren Brandung. Nichtsdestoweniger ließ ich drei Boote mit der Weisung abgehen, jede Anstrengung zur Erreichung des Strandes zu machen. Alle drei gelangten glücklich in das Binnenwasser jenseit der Klippenreihe, und die Mannschaft stieg unverletzt ans Land. Ich verschaffte mir auf diese Weise etwa hundert Cocosnüsse für jedes Schiff und für unser Vieh Gras und Zweige des Baumes, der in Tahiti Wharra heißt und von den Naturforschern der ostindische Pandanus genannt wird. Unser Vieh fraß die Zweige dieses Baumes ohne Widerwillen, und so ernährten wir es buchstäblich mit Holz.

Der Umfang der Insel beträgt nicht ganz eine (deutsche) Meile. Hinter dem sandigen Strande erhebt sich der leichte Boden, der eine röthliche Farbe hat, um sechs bis sieben Fuß; Wasser fehlt gänzlich. Zwischen den Wharras, welche am meisten verbreitet sind, erheben sich Gruppen von Cocospalmen. Der einzige Landvogel, der vorkommt, ist ein kastanienbrauner Kuckuk mit weißen Flecken. Eine kleine Eidechse, die auf Bäumen lebt, scheint gefährlich zu sein. Einwohner hat die Insel nicht, aber sie wird von andern Eilanden aus besucht. Unsere Leute sahen leer stehende Hütten, einige Steinhaufen, die unter Bäumen künstlich aufgeschichtet waren, und verschiedene Einfriedigungen, wahrscheinlich Begräbnißplätze.

Von dieser Insel segelte ich gegen Norden, um den Versuch einer Landung auf der Hervey-Insel (Teraa-Dschiman), die ich 1773 besucht hatte, zu machen. Obgleich sie nicht weiter als fünfzehn Stunden entfernt war, kam ich erst am 6. April in ihre Nähe. Nicht lange, so ruderten sieben Pirogen, jede mit drei bis sechs Ruderern, zum Schiff und machten auf Steinwurfsweite Halt. Ihre wilden Mienen und ihr lautes Reden verkündeten keine Leute, mit denen sich leicht umgehen lasse. Sie wollten einem Boot der Discovery die Ruder nehmen und schlugen einen Matrosen, der sie abwehrte. Einen Sack mit Fleisch, der am Steuerruder hing, schnitten sie ab und angelten mit einer langen Ruthe so lange, bis sie den Rock eines unserer Matrosen, der über

Watiu liegt unter 20 Grad 1 Min. südl. Br. und 21 Grad 45 Min. östl. Länge. Da ich meine Bedürfnisse hier nicht befriedigen konnte, ging ich nach der benachbarten Insel unter Segel. Die Küste derselben zeigte uns ebenfalls ein Riff mit einer furchtbaren Brandung. Nichtsdestoweniger ließ ich drei Boote mit der Weisung abgehen, jede Anstrengung zur Erreichung des Strandes zu machen. Alle drei gelangten glücklich in das Binnenwasser jenseit der Klippenreihe, und die Mannschaft stieg unverletzt ans Land. Ich verschaffte mir auf diese Weise etwa hundert Cocosnüsse für jedes Schiff und für unser Vieh Gras und Zweige des Baumes, der in Tahiti Wharra heißt und von den Naturforschern der ostindische Pandanus genannt wird. Unser Vieh fraß die Zweige dieses Baumes ohne Widerwillen, und so ernährten wir es buchstäblich mit Holz.

Der Umfang der Insel beträgt nicht ganz eine (deutsche) Meile. Hinter dem sandigen Strande erhebt sich der leichte Boden, der eine röthliche Farbe hat, um sechs bis sieben Fuß; Wasser fehlt gänzlich. Zwischen den Wharras, welche am meisten verbreitet sind, erheben sich Gruppen von Cocospalmen. Der einzige Landvogel, der vorkommt, ist ein kastanienbrauner Kuckuk mit weißen Flecken. Eine kleine Eidechse, die auf Bäumen lebt, scheint gefährlich zu sein. Einwohner hat die Insel nicht, aber sie wird von andern Eilanden aus besucht. Unsere Leute sahen leer stehende Hütten, einige Steinhaufen, die unter Bäumen künstlich aufgeschichtet waren, und verschiedene Einfriedigungen, wahrscheinlich Begräbnißplätze.

Von dieser Insel segelte ich gegen Norden, um den Versuch einer Landung auf der Hervey-Insel (Teraa-Dschiman), die ich 1773 besucht hatte, zu machen. Obgleich sie nicht weiter als fünfzehn Stunden entfernt war, kam ich erst am 6. April in ihre Nähe. Nicht lange, so ruderten sieben Pirogen, jede mit drei bis sechs Ruderern, zum Schiff und machten auf Steinwurfsweite Halt. Ihre wilden Mienen und ihr lautes Reden verkündeten keine Leute, mit denen sich leicht umgehen lasse. Sie wollten einem Boot der Discovery die Ruder nehmen und schlugen einen Matrosen, der sie abwehrte. Einen Sack mit Fleisch, der am Steuerruder hing, schnitten sie ab und angelten mit einer langen Ruthe so lange, bis sie den Rock eines unserer Matrosen, der über

die Brüstung hinaushing, in ihrem Besitz hatten. Uebrigens ließen sie sich auch auf Tauschhandel ein und verkauften uns Plattfische von merkwürdiger Art, die Flecken von der Farbe des Porphyrs hatten, und milchweiße, schwarz gesprenkelte Aale. Unsere kleinen Nägel, die wir ihnen dafür gaben, machten ihnen große Freude, und sie bemächtigten sich mit wahrer Gier der unbedeutendsten Dinge, wie z. B. Papierstückchen, die wir ihnen überließen.

Obgleich ihre Sprache der tahitischen noch näher kam, als die von Watiu und Mangia, hatten sie doch mit den Bewohnern jener Inseln sowohl im Aeußern als im Charakter wenig Aehnlichkeit. Ihre Haut war dunkler, ihr Gesicht grob und wild. Die Haare, die meistentheils frei um die Schultern flatterten, waren nicht immer schwarz, sondern auch braun oder roth. Ihre Kleidung bestand in einer schmalen Matte, welche mehrere Male um den untern Theil des Körpers geschlungen wurde. In einer der Pirogen sahen wir eine hübsche Kopfbedeckung mit rothen Federn. Ihr ganzer Schmuck bestand in einer Perlmutterschale, welche vom Halse niederhing. Tättowirt war nicht ein einziger von ihnen.

Die nordwestliche Küste war der einzige Theil der Insel, wo sich landen ließ. Ich schickte mehrere Boote dorthin, und kaum waren diese abgegangen, als die Wilden, die bis dahin mit ihren Pirogen bei uns geblieben waren, ihren Tauschhandel einstellten und aus allen Kräften zum Lande ruderten. Unsere Boote gelangten nicht ohne Gefahr durch das Riff. Am Ufer standen Wilde mit Keulen und Lanzen, und Weiber trugen Wurfspieße hinzu. Herr King entsagte unter diesen Umständen der Landung, und ich entfernte mich ohne weiteren Versuch, da ein wenig Heu mit Blut zu theuer erkauft gewesen wäre.

So waren unsere Erwartungen auf allen Inseln, bei denen wir seit Neuseeland angelegt hatten, getäuscht worden. Widrige Winde und andere unvorhergesehene Umstände, gegen die ich machtlos war, hatten unsere Fahrt so sehr verzögert, daß sich in den hohen Breiten der arktischen Gewässer für dieses Jahr nichts mehr thun ließ. Wir waren noch weit von ihnen entfernt, und die für eine Erforschung günstigste Jahreszeit hatte bereits begonnen. Meine nächste Sorge mußte die sein, unsere Thiere zu erhalten und meine Vorräthe zu schonen,

die Brüstung hinaushing, in ihrem Besitz hatten. Uebrigens ließen sie sich auch auf Tauschhandel ein und verkauften uns Plattfische von merkwürdiger Art, die Flecken von der Farbe des Porphyrs hatten, und milchweiße, schwarz gesprenkelte Aale. Unsere kleinen Nägel, die wir ihnen dafür gaben, machten ihnen große Freude, und sie bemächtigten sich mit wahrer Gier der unbedeutendsten Dinge, wie z. B. Papierstückchen, die wir ihnen überließen.

Obgleich ihre Sprache der tahitischen noch näher kam, als die von Watiu und Mangia, hatten sie doch mit den Bewohnern jener Inseln sowohl im Aeußern als im Charakter wenig Aehnlichkeit. Ihre Haut war dunkler, ihr Gesicht grob und wild. Die Haare, die meistentheils frei um die Schultern flatterten, waren nicht immer schwarz, sondern auch braun oder roth. Ihre Kleidung bestand in einer schmalen Matte, welche mehrere Male um den untern Theil des Körpers geschlungen wurde. In einer der Pirogen sahen wir eine hübsche Kopfbedeckung mit rothen Federn. Ihr ganzer Schmuck bestand in einer Perlmutterschale, welche vom Halse niederhing. Tättowirt war nicht ein einziger von ihnen.

Die nordwestliche Küste war der einzige Theil der Insel, wo sich landen ließ. Ich schickte mehrere Boote dorthin, und kaum waren diese abgegangen, als die Wilden, die bis dahin mit ihren Pirogen bei uns geblieben waren, ihren Tauschhandel einstellten und aus allen Kräften zum Lande ruderten. Unsere Boote gelangten nicht ohne Gefahr durch das Riff. Am Ufer standen Wilde mit Keulen und Lanzen, und Weiber trugen Wurfspieße hinzu. Herr King entsagte unter diesen Umständen der Landung, und ich entfernte mich ohne weiteren Versuch, da ein wenig Heu mit Blut zu theuer erkauft gewesen wäre.

So waren unsere Erwartungen auf allen Inseln, bei denen wir seit Neuseeland angelegt hatten, getäuscht worden. Widrige Winde und andere unvorhergesehene Umstände, gegen die ich machtlos war, hatten unsere Fahrt so sehr verzögert, daß sich in den hohen Breiten der arktischen Gewässer für dieses Jahr nichts mehr thun ließ. Wir waren noch weit von ihnen entfernt, und die für eine Erforschung günstigste Jahreszeit hatte bereits begonnen. Meine nächste Sorge mußte die sein, unsere Thiere zu erhalten und meine Vorräthe zu schonen,

damit mir nichts fehle, wenn ich im nächsten Jahre die Westküste von Amerika erforsche und die nordwestliche Durchfahrt aufsuche.

Ich wollte direct auf Cua zu halten, aber dieselben widrigen Winde, welche mir schon so viel zu schaffen gemacht hatten, nöthigten mich, nordwärts bis zur Palmerston-Insel zu gehen. Am 14. April lag sie vor mir. Unsere Thiere waren im Begriff, vor Hunger zu sterben, und ich mußte mir um jeden Preis Futter verschaffen. Zum Glück lieferte mir diese Einöde Alles, was ich für sie brauchte, und Erfrischungen für uns dazu.

Die neun oder zehn Inseln, welche in kreisförmiger Stellung die Palmerston-Inseln bilden, sind die hervorragendsten Spitzen eines Korallenriffs. Sie sind alle von kleinem Umfange, und doch lieferten uns die beiden, die wir allein besuchten, so viel, daß wir uns, wenn uns alle unsere Lebensmittel ausgegangen gewesen wären, für eine längere Reise hätten versorgen können. Die eine, die eine Seemeile im Umfange hatte, gewährte unseren Booten in einer kleinen, durch Korallenfelsen geschützten Bucht einen bequemen Landungsplatz. Der Boden, der sich am Ufer nicht höher als drei Fuß über das Meer erhob, und ganz aus Korallensand mit ein wenig schwarzer Erde bestand, war trotz seiner Magerkeit mit Bäumen und Sträuchern bedeckt. Auf den Bäumen in der Nähe des Ufers saßen Fregattenvögel und Tropenvögel in großer Zahl. Die Seestörche, die so wenig scheu waren, daß sie sich mit der Hand fangen ließen, hatten sich Nester aus Baumzweigen gemacht, die Eier der Tropenvögel lagen auf der bloßen Erde. Die letzteren wichen von der gewöhnlichen Art ab. Ihr schneeweißes Gefieder war blaßroth gefleckt, ihr Schweif lief in zwei blutrothen Federn aus. Unsere Leute tödteten viele dieser drei Arten und fanden das Fleisch sehr wohlschmeckend. Unter den Bäumen krochen Krabben umher, Insekten gab es außer lästigen Moskiten wenige.

Im Innern des Riffs lag ein See, vor dem sich ein Korallenfelsen hinzog. Er war dies vielleicht der reizendste Fleck, der auf dieser Erde zu finden ist. Das Riff war gewiß mit seiner Basis an der Küste befestigt, sprang aber so weit vor, daß man diese Grundlage nicht sah. Es schien im Wasser zu schweben. Das Meer war ganz ruhig, und die Sonne, die im vollsten Glanze strahlte, zeigte unseren bewundern-

damit mir nichts fehle, wenn ich im nächsten Jahre die Westküste von Amerika erforsche und die nordwestliche Durchfahrt aufsuche.

Ich wollte direct auf Cua zu halten, aber dieselben widrigen Winde, welche mir schon so viel zu schaffen gemacht hatten, nöthigten mich, nordwärts bis zur Palmerston-Insel zu gehen. Am 14. April lag sie vor mir. Unsere Thiere waren im Begriff, vor Hunger zu sterben, und ich mußte mir um jeden Preis Futter verschaffen. Zum Glück lieferte mir diese Einöde Alles, was ich für sie brauchte, und Erfrischungen für uns dazu.

Die neun oder zehn Inseln, welche in kreisförmiger Stellung die Palmerston-Inseln bilden, sind die hervorragendsten Spitzen eines Korallenriffs. Sie sind alle von kleinem Umfange, und doch lieferten uns die beiden, die wir allein besuchten, so viel, daß wir uns, wenn uns alle unsere Lebensmittel ausgegangen gewesen wären, für eine längere Reise hätten versorgen können. Die eine, die eine Seemeile im Umfange hatte, gewährte unseren Booten in einer kleinen, durch Korallenfelsen geschützten Bucht einen bequemen Landungsplatz. Der Boden, der sich am Ufer nicht höher als drei Fuß über das Meer erhob, und ganz aus Korallensand mit ein wenig schwarzer Erde bestand, war trotz seiner Magerkeit mit Bäumen und Sträuchern bedeckt. Auf den Bäumen in der Nähe des Ufers saßen Fregattenvögel und Tropenvögel in großer Zahl. Die Seestörche, die so wenig scheu waren, daß sie sich mit der Hand fangen ließen, hatten sich Nester aus Baumzweigen gemacht, die Eier der Tropenvögel lagen auf der bloßen Erde. Die letzteren wichen von der gewöhnlichen Art ab. Ihr schneeweißes Gefieder war blaßroth gefleckt, ihr Schweif lief in zwei blutrothen Federn aus. Unsere Leute tödteten viele dieser drei Arten und fanden das Fleisch sehr wohlschmeckend. Unter den Bäumen krochen Krabben umher, Insekten gab es außer lästigen Moskiten wenige.

Im Innern des Riffs lag ein See, vor dem sich ein Korallenfelsen hinzog. Er war dies vielleicht der reizendste Fleck, der auf dieser Erde zu finden ist. Das Riff war gewiß mit seiner Basis an der Küste befestigt, sprang aber so weit vor, daß man diese Grundlage nicht sah. Es schien im Wasser zu schweben. Das Meer war ganz ruhig, und die Sonne, die im vollsten Glanze strahlte, zeigte unseren bewundern-

den Blicken die verschiedenen Korallen-Arten. An einigen Stellen sahen wir eine Menge der hübschesten Stalaktiten, anderswo Kugeln und viele andere Formen. Ueberall hatten sich Muscheln angehängt und erhöhten, indem sie Gewinde in den reichsten Farben bildeten, den Reiz des Schauspiels. Die Fische spielten ruhig im Wasser und entzückten uns vollends. Man kann sich nichts denken, was ihren gelben, blauen, rothen und schwarzen Farben gleich käme, und unser Maler mußte sich jede Nachahmung versagen. Die Mannigfaltigkeit der Fischformen that ebenfalls ihre Wirkung. Wir betrachteten den Reichthum dieser Meergrotte mit unaussprechlichem Entzücken und bedauerten weiter nichts, als daß sie an einem so verborgenen Orte liegt, wo selten ein menschliches Auge sie bewundern kann.

Die großen Seeaale hoben die Köpfe aus dem Wasser, wenn wir sie verfolgten, und sperrten die Rachen auf, als ob sie uns beißen wollten. Ein brauner Fisch von der Größe des Schellfisches floh bei unserem Anblicke nicht, sondern machte Halt, um uns zu betrachten. Wir glaubten schon, daß wir die ersten Menschen seien, welche diese Insel je betreten hätten, als wir einige braune Ratten sahen. Die Anwesenheit dieser Thiere, der eben so treuen als lästigen Begleiter des Menschen, wurde uns durch die Trümmer einer Piroge erklärt.

Alle diese kleineren Inseln sind neueren Ursprungs und nach und nach entstanden. Ihr allmäliges Anwachsen läßt sich leicht erklären. Die Korallenfelsen, die man in weiter Entfernung vom Ufer und oft im Mittelpunkte der Insel antrifft, sind der ursprüngliche Kern. Da sie ausgewaschen und ausgehöhlt sind, haben sie früher die Einwirkung der Wellen empfunden, mithin den ersten Strand gebildet. Indem die Wellen Sand auf sie warfen, der bei jeder hohen Fluth an Mächtigkeit zunahm, entstand im Laufe der Zeit eine Schranke gegen das Meer, die sich nach allen Seiten hin ausdehnte. Die Insel wurde größer, in den Cocosnüssen, Wurzeln und Sämereien, die durch die Wogen oder durch Vögel herbeigetragen wurden, keimte das pflanzliche Leben, und die Verwitterung dieser und thierischer Stoffe schuf die wenige Fruchterde, die man sieht. Diese allmälige Entstehung der Inseln läßt sich an ihrer Pflanzendecke genau verfolgen. Je weiter man vom Ufer ins Innere geht, einer um so reicheren und älteren Ve-

den Blicken die verschiedenen Korallen-Arten. An einigen Stellen sahen wir eine Menge der hübschesten Stalaktiten, anderswo Kugeln und viele andere Formen. Ueberall hatten sich Muscheln angehängt und erhöhten, indem sie Gewinde in den reichsten Farben bildeten, den Reiz des Schauspiels. Die Fische spielten ruhig im Wasser und entzückten uns vollends. Man kann sich nichts denken, was ihren gelben, blauen, rothen und schwarzen Farben gleich käme, und unser Maler mußte sich jede Nachahmung versagen. Die Mannigfaltigkeit der Fischformen that ebenfalls ihre Wirkung. Wir betrachteten den Reichthum dieser Meergrotte mit unaussprechlichem Entzücken und bedauerten weiter nichts, als daß sie an einem so verborgenen Orte liegt, wo selten ein menschliches Auge sie bewundern kann.

Die großen Seeaale hoben die Köpfe aus dem Wasser, wenn wir sie verfolgten, und sperrten die Rachen auf, als ob sie uns beißen wollten. Ein brauner Fisch von der Größe des Schellfisches floh bei unserem Anblicke nicht, sondern machte Halt, um uns zu betrachten. Wir glaubten schon, daß wir die ersten Menschen seien, welche diese Insel je betreten hätten, als wir einige braune Ratten sahen. Die Anwesenheit dieser Thiere, der eben so treuen als lästigen Begleiter des Menschen, wurde uns durch die Trümmer einer Piroge erklärt.

Alle diese kleineren Inseln sind neueren Ursprungs und nach und nach entstanden. Ihr allmäliges Anwachsen läßt sich leicht erklären. Die Korallenfelsen, die man in weiter Entfernung vom Ufer und oft im Mittelpunkte der Insel antrifft, sind der ursprüngliche Kern. Da sie ausgewaschen und ausgehöhlt sind, haben sie früher die Einwirkung der Wellen empfunden, mithin den ersten Strand gebildet. Indem die Wellen Sand auf sie warfen, der bei jeder hohen Fluth an Mächtigkeit zunahm, entstand im Laufe der Zeit eine Schranke gegen das Meer, die sich nach allen Seiten hin ausdehnte. Die Insel wurde größer, in den Cocosnüssen, Wurzeln und Sämereien, die durch die Wogen oder durch Vögel herbeigetragen wurden, keimte das pflanzliche Leben, und die Verwitterung dieser und thierischer Stoffe schuf die wenige Fruchterde, die man sieht. Diese allmälige Entstehung der Inseln läßt sich an ihrer Pflanzendecke genau verfolgen. Je weiter man vom Ufer ins Innere geht, einer um so reicheren und älteren Ve-

getation begegnet man. An sehr vielen Stellen, besonders unter dem Winde, oder an der westlichen Küste, verrathen die unverkennbarsten Zeichen, daß die Pflanzen zu verschiedenen Zeiten Wurzel geschlagen haben. Wasser findet man auf diesen Inseln nicht, aber die Bäume, die Uferfelsen und das Meer gewähren den Seefahrern werthvolle Erfrischungen. Wir sammelten auf den beiden Inseln des Palmerston-Riffs, wo wir landeten, zwölfhundert Cocosnüsse, die zum Theil mit unreifen Früchten auf demselben Stiel wuchsen.

Nachdem ich die Palmerston-Insel verlassen hatte, steuerte ich westlich in der Richtung auf Anamoka. In der Nacht vom 24. auf den 25. April kamen wir bei der Wilden-Insel (Inine) vorbei, die ich 1774 entdeckt hatte, und am 28. waren die kleinen Eilande östlich von Anamoka in Sicht.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Anamoka. — Der angebliche König von Tongatabu besucht uns. — Die Happai-Gruppe. — Ein Fest. — Tänze und Instrumente der Eingebornen. — Pulaho, der wirkliche König. — Fahrt nach Tongatabu und freundliche Aufnahme daselbst. — Auch hier Feste, aber auch viele Diebereien. — Nachrichten über das Reich der Inseln und über Fidschi. — Verfassung und Religion.

Zwischen Anamoka und der nahen Insel Komango drängten sich so viele Pirogen an uns heran, daß wir sehr langsam vorwärts kamen. Da die meisten Streitigkeiten mit den Eingebornen dann entstehen, wenn die Matrosen das Recht haben, Tauschhandel zu treiben, so traf ich die Einrichtung, den Verkehr mit den Wilden ausschließlich einigen zuverlässigen Leuten unter der Aufsicht eines Officiers zu übertragen. Diese Vorsicht war um so rathsamer, als ich besonders Lebensmittel zu erhalten wünschte, mit denen die Eingebornen zurückhaltend gewesen sein würden, wenn die Matrosen, wie sie es stets zu thun pflegen, ihnen Waffen und andere Merkwürdigkeiten abgekauft hätten.

getation begegnet man. An sehr vielen Stellen, besonders unter dem Winde, oder an der westlichen Küste, verrathen die unverkennbarsten Zeichen, daß die Pflanzen zu verschiedenen Zeiten Wurzel geschlagen haben. Wasser findet man auf diesen Inseln nicht, aber die Bäume, die Uferfelsen und das Meer gewähren den Seefahrern werthvolle Erfrischungen. Wir sammelten auf den beiden Inseln des Palmerston-Riffs, wo wir landeten, zwölfhundert Cocosnüsse, die zum Theil mit unreifen Früchten auf demselben Stiel wuchsen.

Nachdem ich die Palmerston-Insel verlassen hatte, steuerte ich westlich in der Richtung auf Anamoka. In der Nacht vom 24. auf den 25. April kamen wir bei der Wilden-Insel (Inine) vorbei, die ich 1774 entdeckt hatte, und am 28. waren die kleinen Eilande östlich von Anamoka in Sicht.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Anamoka. — Der angebliche König von Tongatabu besucht uns. — Die Happai-Gruppe. — Ein Fest. — Tänze und Instrumente der Eingebornen. — Pulaho, der wirkliche König. — Fahrt nach Tongatabu und freundliche Aufnahme daselbst. — Auch hier Feste, aber auch viele Diebereien. — Nachrichten über das Reich der Inseln und über Fidschi. — Verfassung und Religion.

Zwischen Anamoka und der nahen Insel Komango drängten sich so viele Pirogen an uns heran, daß wir sehr langsam vorwärts kamen. Da die meisten Streitigkeiten mit den Eingebornen dann entstehen, wenn die Matrosen das Recht haben, Tauschhandel zu treiben, so traf ich die Einrichtung, den Verkehr mit den Wilden ausschließlich einigen zuverlässigen Leuten unter der Aufsicht eines Officiers zu übertragen. Diese Vorsicht war um so rathsamer, als ich besonders Lebensmittel zu erhalten wünschte, mit denen die Eingebornen zurückhaltend gewesen sein würden, wenn die Matrosen, wie sie es stets zu thun pflegen, ihnen Waffen und andere Merkwürdigkeiten abgekauft hätten.

Ich sah mich genöthigt, wieder in meinen alten Hafen einzulaufen. Auf der nordöstlichen Küste, wo ich dieses Mal zu ankern wünschte, war das Wasser zu fern und zu schlecht. Die Pirogen, von denen manche mit vierzig bis funfzig Mann besetzt waren, folgten uns dorthin. Unter den Männern befanden sich mehrere Frauen, die wahrscheinlich ihrer Neugier nicht hatten widerstehen können und das Ruder geschickt handhabten. Die Eingebornen räumten uns am Ufer einen Platz ein, wo wir unser Observatorium und unsere Zelte aufschlagen und unsere Pferde und kranken Thiere weiden lassen konnten.

Tubau, der Häuptling der Insel, führte mich und Omai in seine Wohnung, die an einem reizenden Orte mitten in einer Pflanzung lag. Sie war von dem schönsten Rasen umgeben, den Tubau, wie er uns mittheilte, darum so sorgfältig pflegte, damit diejenigen, welche ihn besuchten, sich die Füße reinigen könnten. Dieser Sinn für Reinlichkeit, den ich noch auf keiner der Südsee-Inseln bemerkt hatte, ist auf den Freundschafts-Inseln allgemein verbreitet. Der Boden der Wohnung war mit Matten belegt, und der Teppich des elegantesten englischen Salons kann nicht sauberer sein.

Unsere Arbeiten am Lande begannen am 3. Mai. Einige unserer Leute schnitten Gras für die Thiere, andere füllten im nahen Teiche die Wasserfässer, und eine dritte Abtheilung fällte Holz. Diese Holzfäller wählten die nächsten Bäume, mußten aber einen andern Ort aufsuchen, denn sie waren an Pfefferbäume gerathen, deren ätzender Saft auf der Haut Blasen hervorrief und den Augen schadete.

Nach einigen Tagen besuchte uns der Häuptling von Tongatabu, der Finau hieß und uns als der König aller dieser Inseln vorgestellt wurde. In dem Augenblicke unserer Landung war eine Piroge abgegangen, um ihn zu benachrichtigen. Alle Insulaner gingen ihm entgegen, warfen sich vor ihm zur Erde und berührten mit ihren Händen seine Füße. Wir hegten keinen Zweifel, daß Jemand, der auf diese Weise begrüßt werde, wirklich ein König sei.

Ich erhielt von dieser hohen Person zwei Fische geschenkt, die ein Diener überbrachte, und erwiderte diese Höflichkeit mit einem Besuche. Finau schien etwa dreißig Jahre alt und war groß, jedoch von schwächlichem Bau. Noch nie hatte ich auf diesen Inseln Gesichtszüge ge-

Ich sah mich genöthigt, wieder in meinen alten Hafen einzulaufen. Auf der nordöstlichen Küste, wo ich dieses Mal zu ankern wünschte, war das Wasser zu fern und zu schlecht. Die Pirogen, von denen manche mit vierzig bis funfzig Mann besetzt waren, folgten uns dorthin. Unter den Männern befanden sich mehrere Frauen, die wahrscheinlich ihrer Neugier nicht hatten widerstehen können und das Ruder geschickt handhabten. Die Eingebornen räumten uns am Ufer einen Platz ein, wo wir unser Observatorium und unsere Zelte aufschlagen und unsere Pferde und kranken Thiere weiden lassen konnten.

Tubau, der Häuptling der Insel, führte mich und Omai in seine Wohnung, die an einem reizenden Orte mitten in einer Pflanzung lag. Sie war von dem schönsten Rasen umgeben, den Tubau, wie er uns mittheilte, darum so sorgfältig pflegte, damit diejenigen, welche ihn besuchten, sich die Füße reinigen könnten. Dieser Sinn für Reinlichkeit, den ich noch auf keiner der Südsee-Inseln bemerkt hatte, ist auf den Freundschafts-Inseln allgemein verbreitet. Der Boden der Wohnung war mit Matten belegt, und der Teppich des elegantesten englischen Salons kann nicht sauberer sein.

Unsere Arbeiten am Lande begannen am 3. Mai. Einige unserer Leute schnitten Gras für die Thiere, andere füllten im nahen Teiche die Wasserfässer, und eine dritte Abtheilung fällte Holz. Diese Holzfäller wählten die nächsten Bäume, mußten aber einen andern Ort aufsuchen, denn sie waren an Pfefferbäume gerathen, deren ätzender Saft auf der Haut Blasen hervorrief und den Augen schadete.

Nach einigen Tagen besuchte uns der Häuptling von Tongatabu, der Finau hieß und uns als der König aller dieser Inseln vorgestellt wurde. In dem Augenblicke unserer Landung war eine Piroge abgegangen, um ihn zu benachrichtigen. Alle Insulaner gingen ihm entgegen, warfen sich vor ihm zur Erde und berührten mit ihren Händen seine Füße. Wir hegten keinen Zweifel, daß Jemand, der auf diese Weise begrüßt werde, wirklich ein König sei.

Ich erhielt von dieser hohen Person zwei Fische geschenkt, die ein Diener überbrachte, und erwiderte diese Höflichkeit mit einem Besuche. Finau schien etwa dreißig Jahre alt und war groß, jedoch von schwächlichem Bau. Noch nie hatte ich auf diesen Inseln Gesichtszüge ge-

sehen, welche den europäischen so nahe kamen. Ich fragte ihn, ob er der König sei, aber nicht er, sondern ein Häuptling Taipa antwortete bejahend, indem er nicht weniger als 130 Inseln aufzählte, deren Herrscher Finau sein sollte. Dieser Häuptling war der einzige, welcher, wenn Finau mit uns speiste, Erlaubniß hatte, an demselben Tische zu sitzen. Ich gestehe, daß diese Etikette mir sehr angenehm war, da wir vorher von dem Andrang der Wilden viel zu leiden gehabt hatten. Finau war täglich in unserer Gesellschaft, und wir hatten von nun an bei Tisch unsere volle Bequemlichkeit. Zuweilen ließ er sich seine Speisen vom Lande bringen, und wir lernten dadurch mehrere landesübliche Gerichte kennen, unter andern Fische in Cocosmilch gekocht, die ich so vortrefflich fand, daß ich mir die Fische später immer so auftragen ließ.

Bestohlen wurden wir vom ersten Tage bis zum letzten. Klagten wir bei den Häuptlingen, so hieß es, wir möchten die Schuldigen tödten. Dieser Rath war ernstlich gemeint, die ärmeren Classen werden hier auf die schonungsloseste Weise behandelt, und ihr Leben gilt für nichts. Als die Menge eines Tages durch ihre Neugier unbequem wurde, schlug ein Häuptling unbarmherzig auf sie ein. Der eine der Neugierigen wurde so unglücklich getroffen, daß das Blut ihm aus Nase und Mund stürzte und er für todt fortgetragen wurde. Der Häuptling lachte darüber. Capitain Clerke ersann endlich eine wirksame Strafe. Er ließ jedem Diebe den ganzen Kopf glatt scheeren und machte ihn dadurch bei seinen Landsleuten lächerlich und für unsere Matrosen kenntlich.

Die Vorräthe von Anamoka waren nach zehn Tagen erschöpft. Es war meine Absicht, zunächst Tongatabu zu besuchen, aber Finau bat mich inständig, meinen Vorsatz zu ändern. Er empfahl mir mit einer auffallenden Dringlichkeit eine nordöstlich gelegene Insel oder vielmehr Inselgruppe, die er Happai nannte. Dort, versicherte er, werde ich Erfrischungen aller Art und in großem Ueberfluß finden. Ich fügte mich seinen Bitten schon aus dem Grunde, weil bei Happai noch nie ein europäisches Schiff angelegt hatte.

Finau und Taipa begleiteten uns anfangs auf der Resolution, dann in ihrer Piroge, mit der sie voranfuhren und uns den Weg zeigten. Auf dem ganzen Wege von Anamoka nach Happai ist das Meer

sehen, welche den europäischen so nahe kamen. Ich fragte ihn, ob er der König sei, aber nicht er, sondern ein Häuptling Taipa antwortete bejahend, indem er nicht weniger als 130 Inseln aufzählte, deren Herrscher Finau sein sollte. Dieser Häuptling war der einzige, welcher, wenn Finau mit uns speiste, Erlaubniß hatte, an demselben Tische zu sitzen. Ich gestehe, daß diese Etikette mir sehr angenehm war, da wir vorher von dem Andrang der Wilden viel zu leiden gehabt hatten. Finau war täglich in unserer Gesellschaft, und wir hatten von nun an bei Tisch unsere volle Bequemlichkeit. Zuweilen ließ er sich seine Speisen vom Lande bringen, und wir lernten dadurch mehrere landesübliche Gerichte kennen, unter andern Fische in Cocosmilch gekocht, die ich so vortrefflich fand, daß ich mir die Fische später immer so auftragen ließ.

Bestohlen wurden wir vom ersten Tage bis zum letzten. Klagten wir bei den Häuptlingen, so hieß es, wir möchten die Schuldigen tödten. Dieser Rath war ernstlich gemeint, die ärmeren Classen werden hier auf die schonungsloseste Weise behandelt, und ihr Leben gilt für nichts. Als die Menge eines Tages durch ihre Neugier unbequem wurde, schlug ein Häuptling unbarmherzig auf sie ein. Der eine der Neugierigen wurde so unglücklich getroffen, daß das Blut ihm aus Nase und Mund stürzte und er für todt fortgetragen wurde. Der Häuptling lachte darüber. Capitain Clerke ersann endlich eine wirksame Strafe. Er ließ jedem Diebe den ganzen Kopf glatt scheeren und machte ihn dadurch bei seinen Landsleuten lächerlich und für unsere Matrosen kenntlich.

Die Vorräthe von Anamoka waren nach zehn Tagen erschöpft. Es war meine Absicht, zunächst Tongatabu zu besuchen, aber Finau bat mich inständig, meinen Vorsatz zu ändern. Er empfahl mir mit einer auffallenden Dringlichkeit eine nordöstlich gelegene Insel oder vielmehr Inselgruppe, die er Happai nannte. Dort, versicherte er, werde ich Erfrischungen aller Art und in großem Ueberfluß finden. Ich fügte mich seinen Bitten schon aus dem Grunde, weil bei Happai noch nie ein europäisches Schiff angelegt hatte.

Finau und Taipa begleiteten uns anfangs auf der Resolution, dann in ihrer Piroge, mit der sie voranfuhren und uns den Weg zeigten. Auf dem ganzen Wege von Anamoka nach Happai ist das Meer

mit Inseln besäet. Ihre Küsten bestehen aus schroffen Felsen, oder aus röthlichen Dünen, und bei einigen zieht sich ein sandiges Ufer ringsum. Ganz mit Wald bekleidet, über dem die Kronen von Cocospalmen sich schaukeln, bieten die meisten dem Auge den Anblick eines schönen Gartens mitten im Meere. Das schöne Wetter, das ununterbrochen herrschte, vermehrte den Genuß dieser angenehmen Fahrt. Wir glaubten zwischen jenen Feenländern zu schiffen, von denen unsere Dichter erzählen. Die Theorie, die ich oben über die Entstehung der Palmerston-Inseln aufgestellt habe, ist auch auf diese Inseln anwendbar. Eine derselben war noch nackter Sand, auf andern hatte sich erst eine einzige Baum- oder Gesträuchart angesiedelt.

Die eine dieser Inseln bestand ganz aus einem ungeheuren kegelförmigen Felsen. Von einer andern, welche Tufoa heißt, hatten wir bereits auf Anamoka in einer Entfernung von zehn Stunden Rauch aufsteigen sehen. Die Bewohner der Freundschaftsinseln betrachteten diesen Vulkan mit abergläubischer Ehrfurcht und halten ihn für eine Otua oder Gottheit. Nach ihren Erzählungen wirft er von Zeit zu Zeit große Steine aus. Den Krater schilderten sie so groß wie eine der kleineren Koralleninseln. Sie erinnerten sich nicht, daß er jemals unthätig gewesen sei. Die Bevölkerung von Tufoa ist nicht zahlreich, aber man findet dort vortreffliches Wasser.

Happai besteht aus den Inseln Haanno, Foa, Lefuga und Hudaiva. Bei Lefuga warfen wir vor einer Bucht, die uns jeder Zeit den Zugang zum Lande verstattete, Anker. Augenblicklich waren beide Schiffe mit Eingebornen gefüllt, die uns gegen Beile, Nägel, Glasperlen und Stoffe mit Schweinen, Geflügel, Früchten und Wurzeln versahen. Unser Omai, Finau und Taipa führten mich ans Land, wo eine Art von Volksversammlung stattfand, zu der, um die Feierlichkeit zu erhöhen, alle auf die Schiffe gekommenen Wilden abberufen wurden. Wir setzten uns in eine Hütte, die andern Häuptlinge und das Volk bildeten einen Kreis um uns. Taipa redete zu den Versammelten, und Finau half ihm ein. Nach Omai's Verdolmetschung schärfte Taipa dem Kreise ein, daß Alle, alt und jung, mich als einen Freund betrachten müßten, der einige Zeit unter ihnen weile, und mich weder bestehlen noch belästigen dürften. Zum Schluß ermahnte er seine Zu-

mit Inseln besäet. Ihre Küsten bestehen aus schroffen Felsen, oder aus röthlichen Dünen, und bei einigen zieht sich ein sandiges Ufer ringsum. Ganz mit Wald bekleidet, über dem die Kronen von Cocospalmen sich schaukeln, bieten die meisten dem Auge den Anblick eines schönen Gartens mitten im Meere. Das schöne Wetter, das ununterbrochen herrschte, vermehrte den Genuß dieser angenehmen Fahrt. Wir glaubten zwischen jenen Feenländern zu schiffen, von denen unsere Dichter erzählen. Die Theorie, die ich oben über die Entstehung der Palmerston-Inseln aufgestellt habe, ist auch auf diese Inseln anwendbar. Eine derselben war noch nackter Sand, auf andern hatte sich erst eine einzige Baum- oder Gesträuchart angesiedelt.

Die eine dieser Inseln bestand ganz aus einem ungeheuren kegelförmigen Felsen. Von einer andern, welche Tufoa heißt, hatten wir bereits auf Anamoka in einer Entfernung von zehn Stunden Rauch aufsteigen sehen. Die Bewohner der Freundschaftsinseln betrachteten diesen Vulkan mit abergläubischer Ehrfurcht und halten ihn für eine Otua oder Gottheit. Nach ihren Erzählungen wirft er von Zeit zu Zeit große Steine aus. Den Krater schilderten sie so groß wie eine der kleineren Koralleninseln. Sie erinnerten sich nicht, daß er jemals unthätig gewesen sei. Die Bevölkerung von Tufoa ist nicht zahlreich, aber man findet dort vortreffliches Wasser.

Happai besteht aus den Inseln Haanno, Foa, Lefuga und Hudaiva. Bei Lefuga warfen wir vor einer Bucht, die uns jeder Zeit den Zugang zum Lande verstattete, Anker. Augenblicklich waren beide Schiffe mit Eingebornen gefüllt, die uns gegen Beile, Nägel, Glasperlen und Stoffe mit Schweinen, Geflügel, Früchten und Wurzeln versahen. Unser Omai, Finau und Taipa führten mich ans Land, wo eine Art von Volksversammlung stattfand, zu der, um die Feierlichkeit zu erhöhen, alle auf die Schiffe gekommenen Wilden abberufen wurden. Wir setzten uns in eine Hütte, die andern Häuptlinge und das Volk bildeten einen Kreis um uns. Taipa redete zu den Versammelten, und Finau half ihm ein. Nach Omai's Verdolmetschung schärfte Taipa dem Kreise ein, daß Alle, alt und jung, mich als einen Freund betrachten müßten, der einige Zeit unter ihnen weile, und mich weder bestehlen noch belästigen dürften. Zum Schluß ermahnte er seine Zu-

hörer, Schweine, Geflügel, Früchte und Wurzeln auf die Schiffe zu bringen, und beschrieb ihnen die Gegenstände, welche sie dafür erhalten würden. Als er geendet hatte, verließ Finau uns. Taipa benutzte seine Abwesenheit, um mich zu benachrichtigen, daß ich dem Häuptling der Insel, der Earupa hieß, ein Geschenk machen müsse. Ich hatte eine solche Aufforderung erwartet, und meine Gabe fiel so reichlich aus, daß noch zwei andere Häuptlinge der Insel und Taipa selbst sich meiner Gunst empfahlen. Finau kam in dem Augenblicke zurück, als ich mein letztes Geschenk austheilte, und stellte sich ungehalten, daß Taipa meine Freigebigkeit gemißbraucht habe. Ich bin jedoch überzeugt, daß er mit den Andern im Einverständniß war.

Am andern Morgen zeigten Finau und Omai, die unzertrennlich geworden waren, mir an, daß man mich auf der Insel erwarte. An demselben Orte, wo man mich Tags zuvor empfangen hatte, fand ich eine große Versammlung von Eingebornen. Augenscheinlich bereitete sich etwas Außerordentliches vor. Ich hatte kaum Platz genommen, als etwa hundert Insulaner erschienen, welche sich links aufstellten, und die Yams, Brotfrüchte, Bananen, Cocosnüsse und Zuckerrohrschößlinge, mit denen sie beladen waren, in zwei Pyramiden aufschichteten. Andere Wilde zogen von rechts an und schichteten auf jener Seite dieselben Gegenstände auf. An die Pyramiden zur Rechten wurden zwei Schweine und sechs Hühner gebunden, an die zur Linken sechs Schweine und zwei Schildkröten. Die beiden Pyramiden links waren für Omai, die beiden andern für mich bestimmt. Vor den erstern nahm Earupa, vor den letztern ein anderer Häuptling Platz, und nun begannen die Spiele, welche der eigentliche Inhalt dieser Festlichkeit waren.

Mit Keulen bewaffnete Krieger traten in den Kreis und zogen an uns vorüber. Nachdem sie einige Minuten lang Schwenkungen gemacht hatten, trennten sie sich in zwei Parteien und setzten sich nieder. Einer von ihnen erhob sich, ging stolzen Schrittes vor und forderte die Partei gegenüber mehr mit Bewegungen als mit Worten heraus. Wurde die Herausforderung angenommen, wie es gewöhnlich geschah, so kämpfte das kriegerische Paar so lange mit den Keulen, bis der eine Theil sich für besiegt erklärte. Einige Greise, welche die Kampfrichter zu sein

hörer, Schweine, Geflügel, Früchte und Wurzeln auf die Schiffe zu bringen, und beschrieb ihnen die Gegenstände, welche sie dafür erhalten würden. Als er geendet hatte, verließ Finau uns. Taipa benutzte seine Abwesenheit, um mich zu benachrichtigen, daß ich dem Häuptling der Insel, der Earupa hieß, ein Geschenk machen müsse. Ich hatte eine solche Aufforderung erwartet, und meine Gabe fiel so reichlich aus, daß noch zwei andere Häuptlinge der Insel und Taipa selbst sich meiner Gunst empfahlen. Finau kam in dem Augenblicke zurück, als ich mein letztes Geschenk austheilte, und stellte sich ungehalten, daß Taipa meine Freigebigkeit gemißbraucht habe. Ich bin jedoch überzeugt, daß er mit den Andern im Einverständniß war.

Am andern Morgen zeigten Finau und Omai, die unzertrennlich geworden waren, mir an, daß man mich auf der Insel erwarte. An demselben Orte, wo man mich Tags zuvor empfangen hatte, fand ich eine große Versammlung von Eingebornen. Augenscheinlich bereitete sich etwas Außerordentliches vor. Ich hatte kaum Platz genommen, als etwa hundert Insulaner erschienen, welche sich links aufstellten, und die Yams, Brotfrüchte, Bananen, Cocosnüsse und Zuckerrohrschößlinge, mit denen sie beladen waren, in zwei Pyramiden aufschichteten. Andere Wilde zogen von rechts an und schichteten auf jener Seite dieselben Gegenstände auf. An die Pyramiden zur Rechten wurden zwei Schweine und sechs Hühner gebunden, an die zur Linken sechs Schweine und zwei Schildkröten. Die beiden Pyramiden links waren für Omai, die beiden andern für mich bestimmt. Vor den erstern nahm Earupa, vor den letztern ein anderer Häuptling Platz, und nun begannen die Spiele, welche der eigentliche Inhalt dieser Festlichkeit waren.

Mit Keulen bewaffnete Krieger traten in den Kreis und zogen an uns vorüber. Nachdem sie einige Minuten lang Schwenkungen gemacht hatten, trennten sie sich in zwei Parteien und setzten sich nieder. Einer von ihnen erhob sich, ging stolzen Schrittes vor und forderte die Partei gegenüber mehr mit Bewegungen als mit Worten heraus. Wurde die Herausforderung angenommen, wie es gewöhnlich geschah, so kämpfte das kriegerische Paar so lange mit den Keulen, bis der eine Theil sich für besiegt erklärte. Einige Greise, welche die Kampfrichter zu sein

schienen, sagten dem Sieger einige lobende Worte und die Zuschauer begrüßten ihn mit einem dreimaligen Freudengeschrei.

Zwischen jedem dieser Schauspiele lag eine Pause von mehreren Minuten, die mit Ring- und Faustkämpfen ausgefüllt wurde. Die letzteren glichen unsern englischen Boxereien. Wie staunten wir, als zwei vierschrötige Frauen in die Schranken traten und sich ohne weiteres mit Faustschlägen bearbeiteten! Ihr Kampf hatte etwa eine halbe Minute gedauert, als die eine sich besiegt erklärte. Die Siegerin erhielt von der Menge dieselben Ehrenbezeigungen, die den Männern zu Theil geworden waren. Trotz unseres Ekels an diesem Theil des Festes traten zwei junge Mädchen hervor und würden sich gewiß mit kräftigen Schlägen bedeckt haben, wenn sie nicht durch einige alte Frauen getrennt worden wären. Diese Kämpfe gingen in Gegenwart von mindestens dreitausend Personen vor sich, und die Streitenden verriethen die beste Laune, obgleich Männer und Frauen Püffe empfingen, die gewiß noch Tage nachher schmerzten.

Am nächsten Tage gab ich den Wilden ein Schauspiel, indem ich die Seesoldaten beider Schiffe ihre Uebungen machen und zum Schluß feuern ließ. Die Eingebornen waren entzückt, antworteten aber sogleich mit einer Art von Tanz, der an Gewandtheit und Genauigkeit der Bewegungen hoch über unseren militairischen Leistungen stand. Jeder der Tänzer, deren hundertundfünf waren, hielt ein leichtes, höchst elegant gearbeitetes Ruder in der Hand, das auf verschiedene Arten in Bewegung gesetzt wurde. Jede Schwenkung des Ruders war von entsprechenden Stellungen und Biegungen des Körpers begleitet. Die Tänzer standen anfangs in drei Reihen und wechselten mittelst kunstvoller Bewegungen die Plätze, so daß die hintersten die vordersten wurden. Nie behielten sie lange dieselbe Stellung bei, und so oft sie dieselbe wechselten, geschah es mittelst sehr lebhafter Bewegungen. Sie dehnten sich in einer einzigen Linie aus, bildeten dann einen Halbkreis und zuletzt zwei Colonnen. Bei dieser letzten Figur, welche den Schluß machte, sprang einer aus ihren Reihen vor und führte vor uns einen grotesken Tanz aus.

Ihre einzigen Instrumente waren zwei Trommeln, oder vielmehr zwei ausgehöhlte Baumstämme, auf die sie mit einem Stück Holz

schienen, sagten dem Sieger einige lobende Worte und die Zuschauer begrüßten ihn mit einem dreimaligen Freudengeschrei.

Zwischen jedem dieser Schauspiele lag eine Pause von mehreren Minuten, die mit Ring- und Faustkämpfen ausgefüllt wurde. Die letzteren glichen unsern englischen Boxereien. Wie staunten wir, als zwei vierschrötige Frauen in die Schranken traten und sich ohne weiteres mit Faustschlägen bearbeiteten! Ihr Kampf hatte etwa eine halbe Minute gedauert, als die eine sich besiegt erklärte. Die Siegerin erhielt von der Menge dieselben Ehrenbezeigungen, die den Männern zu Theil geworden waren. Trotz unseres Ekels an diesem Theil des Festes traten zwei junge Mädchen hervor und würden sich gewiß mit kräftigen Schlägen bedeckt haben, wenn sie nicht durch einige alte Frauen getrennt worden wären. Diese Kämpfe gingen in Gegenwart von mindestens dreitausend Personen vor sich, und die Streitenden verriethen die beste Laune, obgleich Männer und Frauen Püffe empfingen, die gewiß noch Tage nachher schmerzten.

Am nächsten Tage gab ich den Wilden ein Schauspiel, indem ich die Seesoldaten beider Schiffe ihre Uebungen machen und zum Schluß feuern ließ. Die Eingebornen waren entzückt, antworteten aber sogleich mit einer Art von Tanz, der an Gewandtheit und Genauigkeit der Bewegungen hoch über unseren militairischen Leistungen stand. Jeder der Tänzer, deren hundertundfünf waren, hielt ein leichtes, höchst elegant gearbeitetes Ruder in der Hand, das auf verschiedene Arten in Bewegung gesetzt wurde. Jede Schwenkung des Ruders war von entsprechenden Stellungen und Biegungen des Körpers begleitet. Die Tänzer standen anfangs in drei Reihen und wechselten mittelst kunstvoller Bewegungen die Plätze, so daß die hintersten die vordersten wurden. Nie behielten sie lange dieselbe Stellung bei, und so oft sie dieselbe wechselten, geschah es mittelst sehr lebhafter Bewegungen. Sie dehnten sich in einer einzigen Linie aus, bildeten dann einen Halbkreis und zuletzt zwei Colonnen. Bei dieser letzten Figur, welche den Schluß machte, sprang einer aus ihren Reihen vor und führte vor uns einen grotesken Tanz aus.

Ihre einzigen Instrumente waren zwei Trommeln, oder vielmehr zwei ausgehöhlte Baumstämme, auf die sie mit einem Stück Holz

hämmerten. Die Tänzer richteten sich übrigens nicht nach diesen Trommeln, sondern nach einem Chorgesang, in den sie selbst einstimmten. Dieser Gesang hatte eine Art Melodie und die Tanzschritte wurden so streng im Tact ausgeführt, daß die zahlreiche Truppe der Tänzer wie eine einzige große Maschine erschien. Ihr Tanz würde auf jedem europäischen Theater beklatscht worden sein.

Um den Eingebornen einen besseren Begriff von unseren Unterhaltungen und zugleich von unserer Macht zu geben, ließ ich am Abend ein Feuerwerk abbrennen. Die Eingebornen hatten sich vollzählig eingestellt, und ich erreichte meinen Zweck nach Wunsch. Einige der Sachen waren verdorben, aber die gut erhaltenen verschafften uns von den Wilden das Lob, daß wir uns auf Schauspiele weit besser verständen als sie. Namentlich erregten die aufsteigenden und in der Luft platzenden Raketen einen Jubel und ein Erstaunen, von denen man sich keinen Begriff machen kann.

Unsere Leistung reizte den Wetteifer der Eingebornen, uns ein Concert zu geben. Achtzehn Musiker setzten sich in die Mitte des Kreises, den die Wilden wie gewöhnlich bildeten. Vier oder fünf hatten dicke Bambusstöcke, oben offen und unten geschlossen, welche sie in einer beinahe senkrechten Lage hielten und unaufhörlich, aber langsam gegen den Boden stießen, wodurch je nach der Länge der Bambus von drei, fünf und sechs Fuß verschiedene, aber ohne Ausnahme tiefe Töne entstanden. Ein anderer Musiker schlug sehr rasch mit zwei Stöcken auf ein gespaltenes, am Boden liegendes Bambusstück und rief dadurch hohe Töne hervor. Die übrigen Musiker und auch die eben erwähnten sangen eine langsame und sanfte Melodie, welche die rohen und schrillen Töne der eben beschriebenen Instrumente milderte und selbst einen verwöhnten Zuhörerkreis nicht unbefriedigt gelassen haben würde.

Nach dem Concert, das etwa eine Viertelstunde dauerte, schritten zwanzig Frauen auf die Bühne. Die meisten hatten ihr Haar mit Gewinden rother Blumen geschmückt und um den Körper Laubkränze gewunden. Sie schlossen um die Musiker und mit dem Gesicht zu ihnen hingewendet einen Kreis und begannen Liebeslieder zu singen, auf welche die Menge im Chor antwortete. Ihren Gesang begleiteten sie mit Bewegungen der Hände gegen Gesicht und Brust und mit dem

hämmerten. Die Tänzer richteten sich übrigens nicht nach diesen Trommeln, sondern nach einem Chorgesang, in den sie selbst einstimmten. Dieser Gesang hatte eine Art Melodie und die Tanzschritte wurden so streng im Tact ausgeführt, daß die zahlreiche Truppe der Tänzer wie eine einzige große Maschine erschien. Ihr Tanz würde auf jedem europäischen Theater beklatscht worden sein.

Um den Eingebornen einen besseren Begriff von unseren Unterhaltungen und zugleich von unserer Macht zu geben, ließ ich am Abend ein Feuerwerk abbrennen. Die Eingebornen hatten sich vollzählig eingestellt, und ich erreichte meinen Zweck nach Wunsch. Einige der Sachen waren verdorben, aber die gut erhaltenen verschafften uns von den Wilden das Lob, daß wir uns auf Schauspiele weit besser verständen als sie. Namentlich erregten die aufsteigenden und in der Luft platzenden Raketen einen Jubel und ein Erstaunen, von denen man sich keinen Begriff machen kann.

Unsere Leistung reizte den Wetteifer der Eingebornen, uns ein Concert zu geben. Achtzehn Musiker setzten sich in die Mitte des Kreises, den die Wilden wie gewöhnlich bildeten. Vier oder fünf hatten dicke Bambusstöcke, oben offen und unten geschlossen, welche sie in einer beinahe senkrechten Lage hielten und unaufhörlich, aber langsam gegen den Boden stießen, wodurch je nach der Länge der Bambus von drei, fünf und sechs Fuß verschiedene, aber ohne Ausnahme tiefe Töne entstanden. Ein anderer Musiker schlug sehr rasch mit zwei Stöcken auf ein gespaltenes, am Boden liegendes Bambusstück und rief dadurch hohe Töne hervor. Die übrigen Musiker und auch die eben erwähnten sangen eine langsame und sanfte Melodie, welche die rohen und schrillen Töne der eben beschriebenen Instrumente milderte und selbst einen verwöhnten Zuhörerkreis nicht unbefriedigt gelassen haben würde.

Nach dem Concert, das etwa eine Viertelstunde dauerte, schritten zwanzig Frauen auf die Bühne. Die meisten hatten ihr Haar mit Gewinden rother Blumen geschmückt und um den Körper Laubkränze gewunden. Sie schlossen um die Musiker und mit dem Gesicht zu ihnen hingewendet einen Kreis und begannen Liebeslieder zu singen, auf welche die Menge im Chor antwortete. Ihren Gesang begleiteten sie mit Bewegungen der Hände gegen Gesicht und Brust und mit dem

Vorstrecken und Zurückziehen des einen Fußes. Sie kehrten sich dann gegen die Zuschauer und lösten sich in einzelne Paare auf, welche in entgegengesetzter Richtung den Kreis umtanzten und nach ihrer Rückkehr in die Reihen von anderen Paaren abgelöst wurden. Als alle Tänzerinnen an der Reihe gewesen waren, wurden die Bewegungen lebhafter. Auch die Musik fiel in ein lebhafteres Tempo, und am Schlusse entwickelten die Tänzerinnen, indem sie sich um sich selbst drehten, sprangen und mit ausgestrecktem Fuß auf einem Beine ruhten, eine wunderbare Kraft und Gewandtheit. Einige ihrer Stellungen waren nach europäischen Begriffen unanständig, doch dachten sie wohl nichts Uebles dabei und wollten uns blos ihre Geschmeidigkeit zeigen.

Andere Frauen, die einen Tanz von verschiedenem Charakter aufführten, begingen Fehler und wurden dafür mit Schlägen auf den Rücken gezüchtigt. Auch die Häuptlinge tanzten, und ihre Vorstellung hatte etwas Dramatisches, indem sie mit Erzählungen und Wechselgesängen durchflochten war. Bei allen diesen Schauspielen bewunderten wir das gute Zusammenspiel und das genaue Takthalten. Dabei waren die Bewegungen so ausdrucksvoll, daß wir die begleitenden Worte zu verstehen glaubten. Unser Genuß war um so größer, als die Tänze am Ufer des Meeres, unter Bäumen und bei Fackelschein ausgeführt wurden.

Nach der Beendigung der Feste hatte ich Muße, die Insel zu durchstreifen. Lefuga übertrifft Anamoka in mehr als einer Beziehung. Die Pflanzungen sind zahlreicher und ausgedehnter, wenn der Boden auch an verschiedenen Stellen, namentlich der östlichen Küste, wo er größtentheils aus Sand besteht, noch nicht bestellt worden ist. In der Mitte der Insel ist die Bevölkerung am dichtesten und die Cultur am vorzüglichsten. Wir sahen dort große Pflanzungen, eingeschlossen von gleichlaufenden Hecken, welche breite und schöne Wege einfaßten. Weite Gebiete waren mit Maulbeerbäumen oder mit Wurzelgewächsen und Früchten bepflanzt. Um die natürlichen Reichthümer des Bodens zu vermehren, schenkte ich den Eingebornen Mais, Melonen- und Kürbiskerne und andere Sämereien. Ein Haus, fünfmal so groß als die übrigen und von einem breiten Rasen umgeben, wurde von uns für das Versammlungshaus der Insulaner gehalten.

Vorstrecken und Zurückziehen des einen Fußes. Sie kehrten sich dann gegen die Zuschauer und lösten sich in einzelne Paare auf, welche in entgegengesetzter Richtung den Kreis umtanzten und nach ihrer Rückkehr in die Reihen von anderen Paaren abgelöst wurden. Als alle Tänzerinnen an der Reihe gewesen waren, wurden die Bewegungen lebhafter. Auch die Musik fiel in ein lebhafteres Tempo, und am Schlusse entwickelten die Tänzerinnen, indem sie sich um sich selbst drehten, sprangen und mit ausgestrecktem Fuß auf einem Beine ruhten, eine wunderbare Kraft und Gewandtheit. Einige ihrer Stellungen waren nach europäischen Begriffen unanständig, doch dachten sie wohl nichts Uebles dabei und wollten uns blos ihre Geschmeidigkeit zeigen.

Andere Frauen, die einen Tanz von verschiedenem Charakter aufführten, begingen Fehler und wurden dafür mit Schlägen auf den Rücken gezüchtigt. Auch die Häuptlinge tanzten, und ihre Vorstellung hatte etwas Dramatisches, indem sie mit Erzählungen und Wechselgesängen durchflochten war. Bei allen diesen Schauspielen bewunderten wir das gute Zusammenspiel und das genaue Takthalten. Dabei waren die Bewegungen so ausdrucksvoll, daß wir die begleitenden Worte zu verstehen glaubten. Unser Genuß war um so größer, als die Tänze am Ufer des Meeres, unter Bäumen und bei Fackelschein ausgeführt wurden.

Nach der Beendigung der Feste hatte ich Muße, die Insel zu durchstreifen. Lefuga übertrifft Anamoka in mehr als einer Beziehung. Die Pflanzungen sind zahlreicher und ausgedehnter, wenn der Boden auch an verschiedenen Stellen, namentlich der östlichen Küste, wo er größtentheils aus Sand besteht, noch nicht bestellt worden ist. In der Mitte der Insel ist die Bevölkerung am dichtesten und die Cultur am vorzüglichsten. Wir sahen dort große Pflanzungen, eingeschlossen von gleichlaufenden Hecken, welche breite und schöne Wege einfaßten. Weite Gebiete waren mit Maulbeerbäumen oder mit Wurzelgewächsen und Früchten bepflanzt. Um die natürlichen Reichthümer des Bodens zu vermehren, schenkte ich den Eingebornen Mais, Melonen- und Kürbiskerne und andere Sämereien. Ein Haus, fünfmal so groß als die übrigen und von einem breiten Rasen umgeben, wurde von uns für das Versammlungshaus der Insulaner gehalten.

Die Insel hat nicht mehr als 1¾ (deutsche) Meilen Länge und ihre Breite beträgt an mehreren Stellen nicht mehr als ½ bis ¾ Meile. Die Ostküste, die vom Passat bestrichen wird, hat ein Riff von beträchtlicher Breite, an dem das Meer gewaltig brandet. Dieses Riff setzt sich über die Insel hinaus fort und verbindet Lefuga mit Foa, das etwa eine Viertelstunde entfernt ist. Da es bei Ebbe nicht vom Meer bedeckt ist, so können die Eingebornen trockenen Fußes von einer Insel zur anderen gehen. Auf dieselbe Weise hängt Lefuga mit Hulaiva zusammen. Es ist auffallend, daß man auf der letzten Insel keinen Anbau und nicht einmal eine Wohnung antrifft, mit Ausnahme einer Hütte, die einem Wilden, der Fische und Schildkröten fing, zum vorübergehenden Aufenthalt diente. Obgleich der Boden sandig ist, erzeugt Hulaiva doch alle die Bäume und Pflanzen, welche den Reichthum der benachbarten Inseln ausmachen.

Unser Verkehr mit den Eingebornen verminderte sich. Finau und Taipa segelten nach einer nördlich gelegenen Insel Vavau, von wo sie angeblich Schweine für uns holen wollten, und wiesen meine Begleitung zurück. Kaum waren sie fort, so verbreiteten mehrere Eingeborne das Gerücht, in Anamoka sei ein europäisches Schiff gelandet, und erzählten so viele Einzelheiten, daß ich dem Bericht, der blos darauf berechnet war, uns zur Abreise zu veranlassen, beinahe Glauben geschenkt hätte. Früchte und Schweine wurden uns nicht mehr gebracht, und ich vertauschte daher meinen Ankerplatz gegen eine Bucht zwischen Lefuga und Hulaiva, wo ich vielleicht bis zu Finau's Rückkehr frische Lebensmittel fand.

Der angebliche König dieses Archipels war noch nicht zurückgekehrt, als der wirkliche Monarch uns einen Besuch machte. Er hieß Pulaho, war von kleiner Gestalt und so übermäßig fett, daß er einer dicken Tonne glich. Ich hatte gegen Finau's Würde seit einiger Zeit meine Bedenken gehegt und erfuhr jetzt auf die unzweifelhafteste Weise, daß er blos ein sehr geachteter Häuptling sei, den man von Tongatabu auf die benachbarten Inseln schicke, wenn ein Krieg ausbrechen wolle oder ein Streit zu schlichten sei. Pulaho fand eine um so bessere Aufnahme, als er zwei fette Schweine mitbrachte. Er schien vierzig Jahre zu zählen, und seine Züge unterschieden sich von denen des gemeinen Volkes sehr

Die Insel hat nicht mehr als 1¾ (deutsche) Meilen Länge und ihre Breite beträgt an mehreren Stellen nicht mehr als ½ bis ¾ Meile. Die Ostküste, die vom Passat bestrichen wird, hat ein Riff von beträchtlicher Breite, an dem das Meer gewaltig brandet. Dieses Riff setzt sich über die Insel hinaus fort und verbindet Lefuga mit Foa, das etwa eine Viertelstunde entfernt ist. Da es bei Ebbe nicht vom Meer bedeckt ist, so können die Eingebornen trockenen Fußes von einer Insel zur anderen gehen. Auf dieselbe Weise hängt Lefuga mit Hulaiva zusammen. Es ist auffallend, daß man auf der letzten Insel keinen Anbau und nicht einmal eine Wohnung antrifft, mit Ausnahme einer Hütte, die einem Wilden, der Fische und Schildkröten fing, zum vorübergehenden Aufenthalt diente. Obgleich der Boden sandig ist, erzeugt Hulaiva doch alle die Bäume und Pflanzen, welche den Reichthum der benachbarten Inseln ausmachen.

Unser Verkehr mit den Eingebornen verminderte sich. Finau und Taipa segelten nach einer nördlich gelegenen Insel Vavau, von wo sie angeblich Schweine für uns holen wollten, und wiesen meine Begleitung zurück. Kaum waren sie fort, so verbreiteten mehrere Eingeborne das Gerücht, in Anamoka sei ein europäisches Schiff gelandet, und erzählten so viele Einzelheiten, daß ich dem Bericht, der blos darauf berechnet war, uns zur Abreise zu veranlassen, beinahe Glauben geschenkt hätte. Früchte und Schweine wurden uns nicht mehr gebracht, und ich vertauschte daher meinen Ankerplatz gegen eine Bucht zwischen Lefuga und Hulaiva, wo ich vielleicht bis zu Finau's Rückkehr frische Lebensmittel fand.

Der angebliche König dieses Archipels war noch nicht zurückgekehrt, als der wirkliche Monarch uns einen Besuch machte. Er hieß Pulaho, war von kleiner Gestalt und so übermäßig fett, daß er einer dicken Tonne glich. Ich hatte gegen Finau's Würde seit einiger Zeit meine Bedenken gehegt und erfuhr jetzt auf die unzweifelhafteste Weise, daß er blos ein sehr geachteter Häuptling sei, den man von Tongatabu auf die benachbarten Inseln schicke, wenn ein Krieg ausbrechen wolle oder ein Streit zu schlichten sei. Pulaho fand eine um so bessere Aufnahme, als er zwei fette Schweine mitbrachte. Er schien vierzig Jahre zu zählen, und seine Züge unterschieden sich von denen des gemeinen Volkes sehr

wesentlich. Er zeigte sich als ein verständiger, ernster und gesetzter Mann. Er untersuchte das Schiff und alle Sachen, die ihm neu waren, mit großer Aufmerksamkeit, und stellte verschiedene Fragen, die von Verstand zeugten. Als er das Verdeck besichtigt hatte und in die Cajüte gehen wollte, widersetzten sich seine Begleiter. Wenn er im Zwischendeck sei, stellten sie ihm vor, so werde man über seinem Kopfe gehen, und das laufe wider den Anstand. Er beachtete diese Bedenklichkeiten nicht, und setzte seine Besichtigung fort.

Am Lande, wohin ich ihn begleitete, ließ er sich die sämmtlichen Einkäufe der Insulaner vorlegen. Er prüfte Alles, fragte, was dafür gegeben worden sei, und stellte die Sachen den Eigenthümern zurück, mit Ausnahme eines Trinkglases, das er für sich behielt. Die Wilden überreichten ihm Alles auf dem Boden liegend und verabschiedeten sich von ihm, indem sie seinen Fuß auf ihren Kopf setzten.

Bei unserer Abfahrt (29. Mai) begleiteten uns mehrere Pirogen, in deren einer der König saß. Sein Bruder Futtafaihe (auch Pulaho wurde zuweilen so genannt), ein eben aus Tongatabu angekommener Häuptling Tubaueitoa und mehrere Personen des prinzlichen Gefolges blieben auf der Resolution. Meine Cajüte war mit Menschen gefüllt, und doch hätte ich den Besuch noch zahlreicher gewünscht, weil er mir viele frische Lebensmittel verschaffte. Unterwegs hätten sie uns gern verlassen, da die Resolution, ohne übrigens Schaden zu nehmen, an eine der Klippen dieses an Felsen und Untiefen reichen Meeres anseglete.

Am 4. Juni waren wir wieder bei Anamoka in der Nähe unseres alten Hafenplatzes. Die Eingebornen waren eifrig mit der Yamsernte beschäftigt und versorgten den Markt eben so reichlich wie bei unserer ersten Anwesenheit. So kurz unsere Abwesenheit gewesen war, hatten sie ihre Vorräthe mehr als ergänzt. Brotfrüchte erhielten wir nicht mehr, aber um so mehr Yams und Bananen, woraus zu schließen ist, daß die verschiedenen Ernten rasch auf einander folgen. In der Zwischenzeit hatten sie an neue Anlagen gedacht, denn wir sahen auf früher wüsten Stellen ausgedehnte Bananenpflanzungen. Die Melonenkerne, die wir gesteckt hatten, waren leider von einer kleinen Ameise zerstört worden.

wesentlich. Er zeigte sich als ein verständiger, ernster und gesetzter Mann. Er untersuchte das Schiff und alle Sachen, die ihm neu waren, mit großer Aufmerksamkeit, und stellte verschiedene Fragen, die von Verstand zeugten. Als er das Verdeck besichtigt hatte und in die Cajüte gehen wollte, widersetzten sich seine Begleiter. Wenn er im Zwischendeck sei, stellten sie ihm vor, so werde man über seinem Kopfe gehen, und das laufe wider den Anstand. Er beachtete diese Bedenklichkeiten nicht, und setzte seine Besichtigung fort.

Am Lande, wohin ich ihn begleitete, ließ er sich die sämmtlichen Einkäufe der Insulaner vorlegen. Er prüfte Alles, fragte, was dafür gegeben worden sei, und stellte die Sachen den Eigenthümern zurück, mit Ausnahme eines Trinkglases, das er für sich behielt. Die Wilden überreichten ihm Alles auf dem Boden liegend und verabschiedeten sich von ihm, indem sie seinen Fuß auf ihren Kopf setzten.

Bei unserer Abfahrt (29. Mai) begleiteten uns mehrere Pirogen, in deren einer der König saß. Sein Bruder Futtafaihe (auch Pulaho wurde zuweilen so genannt), ein eben aus Tongatabu angekommener Häuptling Tubaueitoa und mehrere Personen des prinzlichen Gefolges blieben auf der Resolution. Meine Cajüte war mit Menschen gefüllt, und doch hätte ich den Besuch noch zahlreicher gewünscht, weil er mir viele frische Lebensmittel verschaffte. Unterwegs hätten sie uns gern verlassen, da die Resolution, ohne übrigens Schaden zu nehmen, an eine der Klippen dieses an Felsen und Untiefen reichen Meeres anseglete.

Am 4. Juni waren wir wieder bei Anamoka in der Nähe unseres alten Hafenplatzes. Die Eingebornen waren eifrig mit der Yamsernte beschäftigt und versorgten den Markt eben so reichlich wie bei unserer ersten Anwesenheit. So kurz unsere Abwesenheit gewesen war, hatten sie ihre Vorräthe mehr als ergänzt. Brotfrüchte erhielten wir nicht mehr, aber um so mehr Yams und Bananen, woraus zu schließen ist, daß die verschiedenen Ernten rasch auf einander folgen. In der Zwischenzeit hatten sie an neue Anlagen gedacht, denn wir sahen auf früher wüsten Stellen ausgedehnte Bananenpflanzungen. Die Melonenkerne, die wir gesteckt hatten, waren leider von einer kleinen Ameise zerstört worden.

Finau kam den folgenden Tag an. Er brachte weder Schweine noch Gemüse mit und entschuldigte sich durch die Behauptung, daß ein Sturm die Pirogen, auf denen sie gewesen seien, auf den Grund gesenkt habe. Wir kannten ihn zu gut, um seiner Geschichte Glauben beizumessen. In Gegenwart Pulaho's, dem er alle dem König zukommenden Ehren erwies, war er anfangs etwas verlegen, gewann aber seine Zuversicht bald wieder. Omai, der ein inniger Freund Finau's geworden war, ließ sich schwer überzeugen, daß nicht er der König sei. Als Pulaho mit uns speiste und Finau ehrfurchtsvoll stehen blieb, war die Streitfrage auch für Omai entschieden.

Ich kürzte meinen Aufenthalt in Anamoka ab, weil ich auf Tongatabu längere Zeit verweilen wollte. Die Ueberfahrt wurde für eine Anzahl von Eingebornen verderblich. Sie befanden sich in zwei Pirogen, die von Pulaho, weil sie nicht ausweichen konnten, in den Grund gesegelt wurden.

Unsere Aufnahme in Tongatabu war die freundschaftlichste von der Welt. Gleich am nächsten Tage gab man uns ein Mahl, bei dem wir aber außer den Speisen nichts genießen konnten, weil das Getränk jenes ekelhafte Gebräu vom Pfefferbaume war, in dem menschlicher Speichel einen bedeutenden Bestandtheil ausmacht. Es kam dabei die Sonderbarkeit vor, daß die Häuptlinge in Gegenwart des Königs nicht essen durften, während Männer und Frauen der unteren Classen sich keinen Zwang anlegten. Daß die Frauen hier in Anwesenheit der Männer aßen, wunderte uns am meisten, da auf den Gesellschaftsinseln die entgegengesetzte Sitte streng gehandhabt wird.

Mit einem Male hörten wir von einem Manne, Mariwagi, der noch vornehmer als Pulaho sein sollte. Nicht genug damit, fanden wir, als wir diesem Höchstgestellten einen Besuch machten, außer ihm auch noch einen anderen Greis, Tubau mit Namen, und wußten nicht, wer eigentlich der Vornehmere sei. Viele Erkundigungen führten uns endlich zum Verständniß der häufigen Rangverhältnisse. Mariwagi und Tubau sind Brüder, haben große Besitzungen und stehen beim Volk in hoher Achtung. Pulaho war der Schwiegersohn von Mariwagi, Finau und Tubauetoa waren Söhne desselben.

Alle oder doch die meisten Häuptlinge der Insel hatten ihre Wohn-

Finau kam den folgenden Tag an. Er brachte weder Schweine noch Gemüse mit und entschuldigte sich durch die Behauptung, daß ein Sturm die Pirogen, auf denen sie gewesen seien, auf den Grund gesenkt habe. Wir kannten ihn zu gut, um seiner Geschichte Glauben beizumessen. In Gegenwart Pulaho's, dem er alle dem König zukommenden Ehren erwies, war er anfangs etwas verlegen, gewann aber seine Zuversicht bald wieder. Omai, der ein inniger Freund Finau's geworden war, ließ sich schwer überzeugen, daß nicht er der König sei. Als Pulaho mit uns speiste und Finau ehrfurchtsvoll stehen blieb, war die Streitfrage auch für Omai entschieden.

Ich kürzte meinen Aufenthalt in Anamoka ab, weil ich auf Tongatabu längere Zeit verweilen wollte. Die Ueberfahrt wurde für eine Anzahl von Eingebornen verderblich. Sie befanden sich in zwei Pirogen, die von Pulaho, weil sie nicht ausweichen konnten, in den Grund gesegelt wurden.

Unsere Aufnahme in Tongatabu war die freundschaftlichste von der Welt. Gleich am nächsten Tage gab man uns ein Mahl, bei dem wir aber außer den Speisen nichts genießen konnten, weil das Getränk jenes ekelhafte Gebräu vom Pfefferbaume war, in dem menschlicher Speichel einen bedeutenden Bestandtheil ausmacht. Es kam dabei die Sonderbarkeit vor, daß die Häuptlinge in Gegenwart des Königs nicht essen durften, während Männer und Frauen der unteren Classen sich keinen Zwang anlegten. Daß die Frauen hier in Anwesenheit der Männer aßen, wunderte uns am meisten, da auf den Gesellschaftsinseln die entgegengesetzte Sitte streng gehandhabt wird.

Mit einem Male hörten wir von einem Manne, Mariwagi, der noch vornehmer als Pulaho sein sollte. Nicht genug damit, fanden wir, als wir diesem Höchstgestellten einen Besuch machten, außer ihm auch noch einen anderen Greis, Tubau mit Namen, und wußten nicht, wer eigentlich der Vornehmere sei. Viele Erkundigungen führten uns endlich zum Verständniß der häufigen Rangverhältnisse. Mariwagi und Tubau sind Brüder, haben große Besitzungen und stehen beim Volk in hoher Achtung. Pulaho war der Schwiegersohn von Mariwagi, Finau und Tubauetoa waren Söhne desselben.

Alle oder doch die meisten Häuptlinge der Insel hatten ihre Wohn-

sitze in einem angenehmen Dorfe am Ufer eines kleinen Meerbusens. Jede Wohnung lag mitten in einer Pflanzung und war von den Hütten und Werkstätten der Diener umgeben. Gut gehaltene Hecken zogen sich um die ganze Besitzung, welche in der Regel blos einen einzigen Eingang hatte, nämlich ein Thor, das von innen mit einem hölzernen Riegel verschlossen war, so daß man, wenn man eintreten wollte, warten mußte, bis geöffnet wurde. In den Zwischenräumen zwischen den Pflanzungen laufen breite Wege und schmale Fußpfade. Rasenplätze nehmen einen großen Raum ein und man pflanzt und säet mehr angenehme als nützliche Pflanzen. Die Gärten, in denen wir viele eßbare Vegetabilien sahen, gehörten nie Insulanern von erstem Rang. Der Pfefferbaum, von dem das berauschende Getränk gewonnen wird, ist überall zu finden. An den breitesten Wegen liegen große Gebäude, vor denen ein weiter Rasenfleck sich ausbreitet. Wie man uns sagte, gehören sie dem König, und vermuthlich werden die öffentlichen Versammlungen in ihnen abgehalten.

Der König gewöhnte sich nach und nach an unsere Speisen und aß ziemlich täglich mit uns. Unser Wein schmeckte ihm besonders gut und er leerte seine Flasche mit der Heiterkeit eines geübten Zechers. Die Häuptlinge wollten, auch wenn Pulaho nicht bei uns war, zuweilen keine Speisen und Getränke von uns annehmen. Sie entschuldigten sich damit, daß sie tabu seien. Dieses Wort hat verschiedene Bedeutungen, in den meisten Fällen wird darunter etwas verstanden, was heilig ist. Gewöhnlich war es das Wasser, was für sie tabu war. Schweinebraten aßen sie unbedenklich, weil bei der Bereitung kein Wasser verwendet worden war, Wein tranken sie nicht eher, als bis sie ermittelt hatten, daß kein Wasser darin sei.

Ein Fest, das der König uns gab, wiederholte dieselben Tänze und Kämpfe, welche wir bereits kannten. Es dauerte bis tief in die Nacht hinein, und diejenigen Zuschauer, welche aus entfernteren Theilen der Insel herbeigekommen waren, übernachteten an Ort und Stelle unter Büschen und hinter Felsen. Um uns zu ehren, übernahmen der König und seine Verwandten Rollen oder spielten eins der Instrumente, welche ich bereits beschrieben habe. Wir erwiederten wie früher mit militairischen Uebungen und mit einem Feuerwerke.

sitze in einem angenehmen Dorfe am Ufer eines kleinen Meerbusens. Jede Wohnung lag mitten in einer Pflanzung und war von den Hütten und Werkstätten der Diener umgeben. Gut gehaltene Hecken zogen sich um die ganze Besitzung, welche in der Regel blos einen einzigen Eingang hatte, nämlich ein Thor, das von innen mit einem hölzernen Riegel verschlossen war, so daß man, wenn man eintreten wollte, warten mußte, bis geöffnet wurde. In den Zwischenräumen zwischen den Pflanzungen laufen breite Wege und schmale Fußpfade. Rasenplätze nehmen einen großen Raum ein und man pflanzt und säet mehr angenehme als nützliche Pflanzen. Die Gärten, in denen wir viele eßbare Vegetabilien sahen, gehörten nie Insulanern von erstem Rang. Der Pfefferbaum, von dem das berauschende Getränk gewonnen wird, ist überall zu finden. An den breitesten Wegen liegen große Gebäude, vor denen ein weiter Rasenfleck sich ausbreitet. Wie man uns sagte, gehören sie dem König, und vermuthlich werden die öffentlichen Versammlungen in ihnen abgehalten.

Der König gewöhnte sich nach und nach an unsere Speisen und aß ziemlich täglich mit uns. Unser Wein schmeckte ihm besonders gut und er leerte seine Flasche mit der Heiterkeit eines geübten Zechers. Die Häuptlinge wollten, auch wenn Pulaho nicht bei uns war, zuweilen keine Speisen und Getränke von uns annehmen. Sie entschuldigten sich damit, daß sie tabu seien. Dieses Wort hat verschiedene Bedeutungen, in den meisten Fällen wird darunter etwas verstanden, was heilig ist. Gewöhnlich war es das Wasser, was für sie tabu war. Schweinebraten aßen sie unbedenklich, weil bei der Bereitung kein Wasser verwendet worden war, Wein tranken sie nicht eher, als bis sie ermittelt hatten, daß kein Wasser darin sei.

Ein Fest, das der König uns gab, wiederholte dieselben Tänze und Kämpfe, welche wir bereits kannten. Es dauerte bis tief in die Nacht hinein, und diejenigen Zuschauer, welche aus entfernteren Theilen der Insel herbeigekommen waren, übernachteten an Ort und Stelle unter Büschen und hinter Felsen. Um uns zu ehren, übernahmen der König und seine Verwandten Rollen oder spielten eins der Instrumente, welche ich bereits beschrieben habe. Wir erwiederten wie früher mit militairischen Uebungen und mit einem Feuerwerke.

Die Instrumente, die ich in Ermangelung eines bessern Wortes als Trommeln bezeichne, waren die hauptsächlichsten. Sie bestehen aus großen cylindrischen Holzstücken, oder aus Baumstämmen von drei bis vier Fuß Länge, die noch einmal so dick als der Leib eines Mannes von gewöhnlicher Größe sind. Sie sind hohl, an beiden Enden geschlossen, und haben blos an einer Seite einen Spalt von etwa drei Zoll Breite, der von oben bis unten fast in der ganzen Länge des Stammes sich fortsetzt. Mittelst dieser Oeffnung wird das Innere ausgehöhlt, jedenfalls eine sehr schwierige Operation. Der Musiker hat die Trommel vor sich, mit dem Spalt gegen ihn gekehrt, vor sich stehen und schlägt sie mit zwei cylindrischen Holzstäben von hartem Holz, die einen Fuß lang und so stark wie eine Faust sind. Der Ton ist roh aber stark und durchdringend, und man kann ihn verändern, je nachdem man auf die Mitte oder auf die Seite der Trommel schlägt.

Einige Tage nach dem Feste versammelte ich alle Häuptlinge vor unsern Zelten und vertheilte die ihnen bestimmten Thiere unter sie. Der König bekam einen jungen englischen Stier und eine Kuh, Mariwagi einen Widder vom Cap und zwei Schafe, Finau ein Pferd und eine Stute. Omai mußte ihnen erklären, daß man mehrere Monate brauche, um zu dem Lande zu gelangen, welches diese Thiere erzeuge, und daß dieselben mit vielen Mühen und Kosten nach Tongatabu geschafft worden seien. Er schärfte den Beschenkten ferner ein, wie unrecht sie handeln würden, wenn sie eines der Thiere tödteten, ehe es Junge geworfen habe, und unterrichtete sie dann in der Pflege und Wartung. Finau und Pulaho schienen mir zu danken, Mariwagi kümmerte sich um seine Schafe gar nicht, und ich konnte überhaupt wahrnehmen, daß ich viele Unzufriedene gemacht habe.

Die Eingebornen hatten uns von Anfang an bestohlen und wurden fast mit jedem Tage frecher. Sogar an den großen Anker der Discovery wagten sie sich und würden ihn ohne Zweifel entführt haben, wenn sie ihn ohne Instrumente hätten losmachen können. Die Häuptlinge besaßen Ansehen genug, um diesen Unordnungen steuern zu können, allein sie hatten von den Diebstählen Nutzen, denn ihnen wurden die gestohlenen Sachen gebracht. Als ich dieses Verhältniß kennen gelernt hatte und abermals ein Ziegenbock und zwei Truthühner ge-

Die Instrumente, die ich in Ermangelung eines bessern Wortes als Trommeln bezeichne, waren die hauptsächlichsten. Sie bestehen aus großen cylindrischen Holzstücken, oder aus Baumstämmen von drei bis vier Fuß Länge, die noch einmal so dick als der Leib eines Mannes von gewöhnlicher Größe sind. Sie sind hohl, an beiden Enden geschlossen, und haben blos an einer Seite einen Spalt von etwa drei Zoll Breite, der von oben bis unten fast in der ganzen Länge des Stammes sich fortsetzt. Mittelst dieser Oeffnung wird das Innere ausgehöhlt, jedenfalls eine sehr schwierige Operation. Der Musiker hat die Trommel vor sich, mit dem Spalt gegen ihn gekehrt, vor sich stehen und schlägt sie mit zwei cylindrischen Holzstäben von hartem Holz, die einen Fuß lang und so stark wie eine Faust sind. Der Ton ist roh aber stark und durchdringend, und man kann ihn verändern, je nachdem man auf die Mitte oder auf die Seite der Trommel schlägt.

Einige Tage nach dem Feste versammelte ich alle Häuptlinge vor unsern Zelten und vertheilte die ihnen bestimmten Thiere unter sie. Der König bekam einen jungen englischen Stier und eine Kuh, Mariwagi einen Widder vom Cap und zwei Schafe, Finau ein Pferd und eine Stute. Omai mußte ihnen erklären, daß man mehrere Monate brauche, um zu dem Lande zu gelangen, welches diese Thiere erzeuge, und daß dieselben mit vielen Mühen und Kosten nach Tongatabu geschafft worden seien. Er schärfte den Beschenkten ferner ein, wie unrecht sie handeln würden, wenn sie eines der Thiere tödteten, ehe es Junge geworfen habe, und unterrichtete sie dann in der Pflege und Wartung. Finau und Pulaho schienen mir zu danken, Mariwagi kümmerte sich um seine Schafe gar nicht, und ich konnte überhaupt wahrnehmen, daß ich viele Unzufriedene gemacht habe.

Die Eingebornen hatten uns von Anfang an bestohlen und wurden fast mit jedem Tage frecher. Sogar an den großen Anker der Discovery wagten sie sich und würden ihn ohne Zweifel entführt haben, wenn sie ihn ohne Instrumente hätten losmachen können. Die Häuptlinge besaßen Ansehen genug, um diesen Unordnungen steuern zu können, allein sie hatten von den Diebstählen Nutzen, denn ihnen wurden die gestohlenen Sachen gebracht. Als ich dieses Verhältniß kennen gelernt hatte und abermals ein Ziegenbock und zwei Truthühner ge-

stohlen wurden, gab ich dem König Wache und erlangte auf diese Weise meine Thiere nebst den meisten entwendeten eisernen Geräthschaften wieder. Ganz hörten die Diebstähle nicht auf, und auch dann wurde noch dann und wann gestohlen, als eine der Schildwachen meine Erlaubniß, Feuer zu geben, benutzt und einen der Eingebornen schwer in der Schulter verwundet hatte. Die Häuptlinge erklärten mir ohne Umschweife, meine Leute würden nur dann mit Sicherheit Ausflüge ins Innere machen können, wenn sie ihnen Führer und bewaffnete Mannschaften mitgäben.

Die Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 5. Juli war unser letztes Geschäft auf Tongatabu. Ich ließ nun Alles einschiffen und nahm auch die Schafe mit, auf die der Schwiegervater des Königs so wenig Werth gelegt hatte. Im Grunde war es ein Glück, daß diese Thiere nicht gefielen, denn sie würden wahrscheinlich binnen kurzem zerrissen worden sein. Bei meinem Besuch im Jahre 1773 hatte ich nicht einen einzigen Hund gesehen, und jetzt gab es ihrer viele. Theils waren es Nachkommen der Hunde, die ich selbst zurückgelassen hatte, theils waren sie von einer wenig entfernten Insel Namens Fidschi gekommen.

Meine Schafe blieben in Eua, wohin ich von Tongatabu segelte. Es gab dort keine Hunde, und der Häuptling, dem ich die Thiere schenkte, versprach sich ihrer anzunehmen. Wenn ich von der Höhe im Mittelpunkte der Insel, welche eine weite Aussicht über Land und Meer gewährt, die Ebenen und Wiesen der Nordwestküste, die mit ihren verstreuten Baumgruppen und ihren Pflanzungen sich zu den schönsten Landschaftbildern gruppiren überblickte, dann erging ich mich mit wahrem Genuß in dem Gedanken, daß künftige Seefahrer von demselben Punkte aus große Schafheerden sehen und ihrer englischen Vorgänger gedenken würden, deren Reise um die Welt doch nicht ganz ohne Nutzen für die Welt geblieben wäre.

Von meinen Führern, die mich auf jene Höhe geleiteten, hörte ich, daß alle Ländereien von Eua oder doch die meisten den Häuptlingen von Tongatabu gehörten und daß die Bebauer derselben bloße Vasallen oder Pächter der ersteren wären. Auf den benachbarten Inseln scheint das Verhältniß dasselbe zu sein, jedoch mit Ausnahme von Anamoka, dessen Häuptlinge mit einer Art von Unabhängigkeit auftreten. Die

stohlen wurden, gab ich dem König Wache und erlangte auf diese Weise meine Thiere nebst den meisten entwendeten eisernen Geräthschaften wieder. Ganz hörten die Diebstähle nicht auf, und auch dann wurde noch dann und wann gestohlen, als eine der Schildwachen meine Erlaubniß, Feuer zu geben, benutzt und einen der Eingebornen schwer in der Schulter verwundet hatte. Die Häuptlinge erklärten mir ohne Umschweife, meine Leute würden nur dann mit Sicherheit Ausflüge ins Innere machen können, wenn sie ihnen Führer und bewaffnete Mannschaften mitgäben.

Die Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 5. Juli war unser letztes Geschäft auf Tongatabu. Ich ließ nun Alles einschiffen und nahm auch die Schafe mit, auf die der Schwiegervater des Königs so wenig Werth gelegt hatte. Im Grunde war es ein Glück, daß diese Thiere nicht gefielen, denn sie würden wahrscheinlich binnen kurzem zerrissen worden sein. Bei meinem Besuch im Jahre 1773 hatte ich nicht einen einzigen Hund gesehen, und jetzt gab es ihrer viele. Theils waren es Nachkommen der Hunde, die ich selbst zurückgelassen hatte, theils waren sie von einer wenig entfernten Insel Namens Fidschi gekommen.

Meine Schafe blieben in Eua, wohin ich von Tongatabu segelte. Es gab dort keine Hunde, und der Häuptling, dem ich die Thiere schenkte, versprach sich ihrer anzunehmen. Wenn ich von der Höhe im Mittelpunkte der Insel, welche eine weite Aussicht über Land und Meer gewährt, die Ebenen und Wiesen der Nordwestküste, die mit ihren verstreuten Baumgruppen und ihren Pflanzungen sich zu den schönsten Landschaftbildern gruppiren überblickte, dann erging ich mich mit wahrem Genuß in dem Gedanken, daß künftige Seefahrer von demselben Punkte aus große Schafheerden sehen und ihrer englischen Vorgänger gedenken würden, deren Reise um die Welt doch nicht ganz ohne Nutzen für die Welt geblieben wäre.

Von meinen Führern, die mich auf jene Höhe geleiteten, hörte ich, daß alle Ländereien von Eua oder doch die meisten den Häuptlingen von Tongatabu gehörten und daß die Bebauer derselben bloße Vasallen oder Pächter der ersteren wären. Auf den benachbarten Inseln scheint das Verhältniß dasselbe zu sein, jedoch mit Ausnahme von Anamoka, dessen Häuptlinge mit einer Art von Unabhängigkeit auftreten. Die

Geschenke an Früchten und Yams, welche wir auf dieser Insel bekamen, waren das Ergebniß von Naturallieferungen, welche die geringen Classen auf Befehl der Häuptlinge machen mußten. Unsere Gegengeschenke behielten die letzteren für sich. Die Armen entschädigten sich durch Diebereien, doch will ich nicht dafür einstehen, daß sie nicht auch die gestohlenen Sachen an ihre Herren abliefern mußten.

Unser Aufenthalt auf den Freundschaftsinseln hatte ungefähr drei Monate gedauert. Kamen in Folge des außerordentlichen Hanges der Eingebornen zum Diebstahl, der in der Nachlässigkeit unserer Leute eine Aufmunterung fand, auch vorübergehende Streitigkeiten vor, so entstand doch nie ein allgemeines Zerwürfniß. Wir hatten von dem Verkehr mit den Eingebornen großen Nutzen. Während unseres ganzen Aufenthaltes lebten wir fast allein von den Lebensmitteln, welche uns geliefert wurden, und nahmen noch Vorräthe mit, die bis Tahiti ausreichten. Erlangte unser Schlachtvieh auf den Weiden von Tongatabu neue Kraft, so ließ ich den Eingebornen zur Vergeltung nützliche Thiere zurück. Reines süßes Wasser ist das einzige Bedürfniß, das nicht in hinreichender Menge zu bekommen ist, doch kann man sich im Nothfall mit dem Wasser, wie es vorkommt, begnügen.

Unter der allgemeinen Benennung der Freundschaftsinseln begreife ich nicht blos die Gruppe von Happai, die ich besucht habe, sondern auch alle nördlich unter demselben Meridian etwa entdeckten Inseln und noch andere, die noch nie ein europäischer Seefahrer gesehen hat. Sie alle hängen in gewisser Beziehung von Tongatabu ab, welches, obgleich es keineswegs den größten Umfang hat, die Hauptinsel und der Sitz der Regierung ist.

Die Nachrichten, welche wir in Tongatabu einzogen, stellen diesen Archipel als sehr ausgedehnt dar. Die Eingebornen bezeichneten nicht weniger als hundertundfünfzig Inseln, indem sie, um uns von der Zahl zu unterrichten, eben so viele Baumblätter aufhäuften. Fünfzehn dieser Inseln sind hoch und gebirgig und fünfunddreißig haben einen bedeutenden Umfang. Unter den übrigen Inseln befinden sich vielleicht manche unbewohnte Felsen und Sandbänke.

Vavao, Hamoa und Fidschi wurden oft als die beträchtlichsten der entfernter liegenden Inseln genannt. Man stellte sie größer als

Geschenke an Früchten und Yams, welche wir auf dieser Insel bekamen, waren das Ergebniß von Naturallieferungen, welche die geringen Classen auf Befehl der Häuptlinge machen mußten. Unsere Gegengeschenke behielten die letzteren für sich. Die Armen entschädigten sich durch Diebereien, doch will ich nicht dafür einstehen, daß sie nicht auch die gestohlenen Sachen an ihre Herren abliefern mußten.

Unser Aufenthalt auf den Freundschaftsinseln hatte ungefähr drei Monate gedauert. Kamen in Folge des außerordentlichen Hanges der Eingebornen zum Diebstahl, der in der Nachlässigkeit unserer Leute eine Aufmunterung fand, auch vorübergehende Streitigkeiten vor, so entstand doch nie ein allgemeines Zerwürfniß. Wir hatten von dem Verkehr mit den Eingebornen großen Nutzen. Während unseres ganzen Aufenthaltes lebten wir fast allein von den Lebensmitteln, welche uns geliefert wurden, und nahmen noch Vorräthe mit, die bis Tahiti ausreichten. Erlangte unser Schlachtvieh auf den Weiden von Tongatabu neue Kraft, so ließ ich den Eingebornen zur Vergeltung nützliche Thiere zurück. Reines süßes Wasser ist das einzige Bedürfniß, das nicht in hinreichender Menge zu bekommen ist, doch kann man sich im Nothfall mit dem Wasser, wie es vorkommt, begnügen.

Unter der allgemeinen Benennung der Freundschaftsinseln begreife ich nicht blos die Gruppe von Happai, die ich besucht habe, sondern auch alle nördlich unter demselben Meridian etwa entdeckten Inseln und noch andere, die noch nie ein europäischer Seefahrer gesehen hat. Sie alle hängen in gewisser Beziehung von Tongatabu ab, welches, obgleich es keineswegs den größten Umfang hat, die Hauptinsel und der Sitz der Regierung ist.

Die Nachrichten, welche wir in Tongatabu einzogen, stellen diesen Archipel als sehr ausgedehnt dar. Die Eingebornen bezeichneten nicht weniger als hundertundfünfzig Inseln, indem sie, um uns von der Zahl zu unterrichten, eben so viele Baumblätter aufhäuften. Fünfzehn dieser Inseln sind hoch und gebirgig und fünfunddreißig haben einen bedeutenden Umfang. Unter den übrigen Inseln befinden sich vielleicht manche unbewohnte Felsen und Sandbänke.

Vavao, Hamoa und Fidschi wurden oft als die beträchtlichsten der entfernter liegenden Inseln genannt. Man stellte sie größer als

Tongatabu dar. Ich vermuthe, daß noch kein Europäer sie gesehen hat. Allerdings verlegt Tasman auf seiner Karte an die Stelle wo Vavao liegen muß, eine Insel, aber er giebt ihr wenig Umfang, während Vavao nach der einstimmigen Aussage unserer Freunde von Tongatabu größer als dieses ist und hohe Gebirge hat. Ich hätte diese Insel aufgesucht und auch Happai erforscht, wenn Finau, als ich ihn dorthin begleiten wollte, mich nicht durch die falsche Nachricht entmuthigt hätte, daß Happai klein sei und keinen Hafen besitze. Von Pulaho hörte ich später, daß die Insel groß ist, alle Erzeugnisse der übrigen Eilande hervorbringt und außerdem einen Bach des schönsten süßen Wassers hat.

Hamoa, welches ebenfalls von Tongatabu abhängig ist, liegt nordwestlich und in einer Entfernung, die man in zwei Tagen durchsegelt, von Vavao. Sind die Angaben der Eingebornen richtig, so ist es die größte aller Freundschaftsinseln, und man findet dort die Erzeugnisse derselben in der größten Fülle. Pulaho residirt dort häufig, und die Einwohner stehen auf Tongatabu in hoher Achtung. Man sagte uns, daß die Gesänge und Tänze, die wir bei den Festen hatten kennen lernen, von jener Insel stammten, und zeigte uns verschiedene Gebäude, welche nach dem Muster der Häuser von Vavao erbaut worden seien.

Fidschi liegt nordwestlich, und man braucht von Tongatabu drei Tage bis dorthin. Man schilderte uns die Insel als hoch, aber sehr fruchtbar, mit einer Menge von Hunden, Geflügel und allen Arten von Wurzeln und Früchten versehen. Fidschi ist größer als Tongatabu und hängt nicht von ihm ab. Beide Inseln führen oft mit einander Krieg, und Fidschi wird von den Eingebornen von Tongatabu sehr gefürchtet. Sie bezeichneten ihre Schwäche auf eine sehr ausdrucksvolle Weise, indem sie sich mit dem Körper vorbeugten und ihr Gesicht mit den Händen verhüllten. Die Wilden von Fidschi machen sich durch die Gewandtheit furchtbar, mit der sie den Bogen und die Schleuder handhaben. Daß sie gleich den Neuseeländern ihre erschlagenen Feinde verzehren, vermehrt den Schrecken, den sie einflößen. Dennoch wagen die Bewohner von Tongatabu zuweilen einen Angriffskrieg und tragen unter besonders glücklichen Umständen jene rothen Federn, die man

Tongatabu dar. Ich vermuthe, daß noch kein Europäer sie gesehen hat. Allerdings verlegt Tasman auf seiner Karte an die Stelle wo Vavao liegen muß, eine Insel, aber er giebt ihr wenig Umfang, während Vavao nach der einstimmigen Aussage unserer Freunde von Tongatabu größer als dieses ist und hohe Gebirge hat. Ich hätte diese Insel aufgesucht und auch Happai erforscht, wenn Finau, als ich ihn dorthin begleiten wollte, mich nicht durch die falsche Nachricht entmuthigt hätte, daß Happai klein sei und keinen Hafen besitze. Von Pulaho hörte ich später, daß die Insel groß ist, alle Erzeugnisse der übrigen Eilande hervorbringt und außerdem einen Bach des schönsten süßen Wassers hat.

Hamoa, welches ebenfalls von Tongatabu abhängig ist, liegt nordwestlich und in einer Entfernung, die man in zwei Tagen durchsegelt, von Vavao. Sind die Angaben der Eingebornen richtig, so ist es die größte aller Freundschaftsinseln, und man findet dort die Erzeugnisse derselben in der größten Fülle. Pulaho residirt dort häufig, und die Einwohner stehen auf Tongatabu in hoher Achtung. Man sagte uns, daß die Gesänge und Tänze, die wir bei den Festen hatten kennen lernen, von jener Insel stammten, und zeigte uns verschiedene Gebäude, welche nach dem Muster der Häuser von Vavao erbaut worden seien.

Fidschi liegt nordwestlich, und man braucht von Tongatabu drei Tage bis dorthin. Man schilderte uns die Insel als hoch, aber sehr fruchtbar, mit einer Menge von Hunden, Geflügel und allen Arten von Wurzeln und Früchten versehen. Fidschi ist größer als Tongatabu und hängt nicht von ihm ab. Beide Inseln führen oft mit einander Krieg, und Fidschi wird von den Eingebornen von Tongatabu sehr gefürchtet. Sie bezeichneten ihre Schwäche auf eine sehr ausdrucksvolle Weise, indem sie sich mit dem Körper vorbeugten und ihr Gesicht mit den Händen verhüllten. Die Wilden von Fidschi machen sich durch die Gewandtheit furchtbar, mit der sie den Bogen und die Schleuder handhaben. Daß sie gleich den Neuseeländern ihre erschlagenen Feinde verzehren, vermehrt den Schrecken, den sie einflößen. Dennoch wagen die Bewohner von Tongatabu zuweilen einen Angriffskrieg und tragen unter besonders glücklichen Umständen jene rothen Federn, die man

auf den Freundschaftsinseln sehr schätzt und deren Fidschi eine Menge hat, als Trophäen davon.

Wenn beide Inseln mit einander in Frieden leben, so findet ein lebhafter Verkehr statt. Derselbe ist wahrscheinlich neuesten Ursprungs, sonst könnte ich mir nicht erklären, weshalb der Hund, der auf Fidschi sehr zahlreich lebt, auf Tongatabu und den benachbarten Inseln bis 1773 unbekannt geblieben ist. Die Wilden von Fidschi, die wir auf Pulaho's Besitzungen sahen, hatten eine dunklere Hautfarbe, als man sie bei den Bewohnern der Freundschaftsinseln gewöhnlich findet. Einer von ihnen hatte sich das Ohr gespalten und das Läppchen so verlängert, daß es fast bis auf die Schultern herabfiel. Man behandelte diese Leute mit großer Achtung, und mit dem guten Empfange, der ihnen zu Theil wurde, hing außer der Macht ihrer Nation wahrscheinlich auch die Lebhaftigkeit ihres Geistes zusammen. In der That stehen sie, nach verschiedenen ihrer Handarbeiten zu schließen, auf einer höheren Stufe. Ihre Keulen und Lanzen sind vortrefflich geschnitzt, sie besitzen Stoffe, die in regelmäßige Felder abgetheilt sind, Matten mit der geschmackvollsten Abstufung der Farben, und sogar ihre irdenen Töpfe legen Zeugniß für ihre Geschicklichkeit ab.

Ich habe gesagt, daß Fidschi drei Tagereisen weit von Tongatabu entfernt ist. Diese Völkerschaften vermögen den Raum zwischen ihren Inseln nur nach der Zeit zu messen, welche sie zur Ueberfahrt brauchen. Mit dem Winde, der in diesen Gewässern der herrschende ist, legen sie vier Wegstunden in der Stunde zurück. Man darf aber, wenn man eine Entfernung nach der Länge der Fahrt berechnen will, den Tag nicht zu vierundzwanzig Stunden annehmen. Wenn sie von einem Tage reden, so rechnen sie nämlich blos die Zeit vom Morgen bis zum Abend, oder zehn, höchstens zwölf Stunden. Fidschi wird daher 120 bis 160 Stunden von Tongatabu entfernt sein. Am Tage lassen sie sich von der Sonne und in der Nacht von den Sternen leiten. Wenn die Luft verdunkelt ist, dienen ihnen die Punkte, aus denen Winde und Wellen zu kommen pflegen, zum Anhalt. Aendern Wind und Wellen ihre Richtung und bewölkt sich gleichzeitig der Himmel, so verwirren sie sich, verfehlen den Hafen, den sie aufsuchten, und sind verschollen. Der Leser erinnert sich der verschlagenen Tahitier, die Omai auf Watiu

auf den Freundschaftsinseln sehr schätzt und deren Fidschi eine Menge hat, als Trophäen davon.

Wenn beide Inseln mit einander in Frieden leben, so findet ein lebhafter Verkehr statt. Derselbe ist wahrscheinlich neuesten Ursprungs, sonst könnte ich mir nicht erklären, weshalb der Hund, der auf Fidschi sehr zahlreich lebt, auf Tongatabu und den benachbarten Inseln bis 1773 unbekannt geblieben ist. Die Wilden von Fidschi, die wir auf Pulaho's Besitzungen sahen, hatten eine dunklere Hautfarbe, als man sie bei den Bewohnern der Freundschaftsinseln gewöhnlich findet. Einer von ihnen hatte sich das Ohr gespalten und das Läppchen so verlängert, daß es fast bis auf die Schultern herabfiel. Man behandelte diese Leute mit großer Achtung, und mit dem guten Empfange, der ihnen zu Theil wurde, hing außer der Macht ihrer Nation wahrscheinlich auch die Lebhaftigkeit ihres Geistes zusammen. In der That stehen sie, nach verschiedenen ihrer Handarbeiten zu schließen, auf einer höheren Stufe. Ihre Keulen und Lanzen sind vortrefflich geschnitzt, sie besitzen Stoffe, die in regelmäßige Felder abgetheilt sind, Matten mit der geschmackvollsten Abstufung der Farben, und sogar ihre irdenen Töpfe legen Zeugniß für ihre Geschicklichkeit ab.

Ich habe gesagt, daß Fidschi drei Tagereisen weit von Tongatabu entfernt ist. Diese Völkerschaften vermögen den Raum zwischen ihren Inseln nur nach der Zeit zu messen, welche sie zur Ueberfahrt brauchen. Mit dem Winde, der in diesen Gewässern der herrschende ist, legen sie vier Wegstunden in der Stunde zurück. Man darf aber, wenn man eine Entfernung nach der Länge der Fahrt berechnen will, den Tag nicht zu vierundzwanzig Stunden annehmen. Wenn sie von einem Tage reden, so rechnen sie nämlich blos die Zeit vom Morgen bis zum Abend, oder zehn, höchstens zwölf Stunden. Fidschi wird daher 120 bis 160 Stunden von Tongatabu entfernt sein. Am Tage lassen sie sich von der Sonne und in der Nacht von den Sternen leiten. Wenn die Luft verdunkelt ist, dienen ihnen die Punkte, aus denen Winde und Wellen zu kommen pflegen, zum Anhalt. Aendern Wind und Wellen ihre Richtung und bewölkt sich gleichzeitig der Himmel, so verwirren sie sich, verfehlen den Hafen, den sie aufsuchten, und sind verschollen. Der Leser erinnert sich der verschlagenen Tahitier, die Omai auf Watiu

antraf. Gewiß gehen nicht alle der Schiffsmannschaften unter, von denen man in ihrer Heimath nie wieder hört.

Die Verfassung dieser Inseln lernten wir dieses Mal genauer kennen, als bei unserem ersten, weit kürzeren Aufenthalte. Es herrscht eine stufenförmige Unterordnung, welche an das Lehnssystem unserer Ahnen erinnert. Einige Insulaner sagten mir, daß die Macht des Königs eine so unumschränkte sei, daß er über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen frei verfügen könne. Was wir persönlich sahen, sprach eher gegen als für die Idee einer despotischen Regierung. Auf Tongatabu giebt es eine Menge von Bezirken, mindestens dreißig. Jeder derselben steht unter einem Häuptling, welcher die Streitigkeiten schlichtet und Recht spricht. Die Ausdehnung der Macht dieser Vorsteher und die Regeln, denen sie bei der Bestrafung von Verbrechen folgen, blieben uns ein Geheimniß. Die meisten Häuptlinge haben auf anderen Inseln Besitzungen, die zu ihrem Unterhalt beitragen. So erhält der König von Tongatabu zu gewissen Zeiten die Erträgnisse seiner entfernteren Besitzungen zugeführt. Diese Insel ist seine Hauptresidenz, und auf ihr vereinigen sich die wichtigsten Personen der Freundschaftsinseln. Bei den Einwohnern heißt sie aus diesem Grund die Insel der Herren, während die Eilande als Inseln der Diener bezeichnet werden.

Das niedrige Volk begnügt sich nicht damit, seinen Häuptlingen den Titel der Herren des Landes zu geben. Es nennt sie auch Herren der Sonne und des Firmaments. Die Mitglieder der königlichen Familie führen den Namen eines Gottes Fattofeihe, der wahrscheinlich ihr Beschützer und vielleicht ihr gemeinschaftlicher Ahnherr ist. Der Titel des Königs ist Tui Tonga.

Die gebildetste Nation der Welt kann die Bewohner der Freundschaftsinseln in Allem zum Muster nehmen, was die Ordnung in ihren Versammlungen, ihren Gehorsam gegen ihre Obern, und die Harmonie unter allen Classen der Bevölkerung betrifft. Es ist, als ob Alle ein einziges Wesen bildeten, das von unabänderlichen Grundsätzen geleitet werde. Dieses regelrechte Benehmen tritt am meisten bei den häufigen Anreden der Häuptlinge an das Volk hervor. Die Zuhörer beobachten während der ganzen Rede das tiefste Schweigen und widmen dem

antraf. Gewiß gehen nicht alle der Schiffsmannschaften unter, von denen man in ihrer Heimath nie wieder hört.

Die Verfassung dieser Inseln lernten wir dieses Mal genauer kennen, als bei unserem ersten, weit kürzeren Aufenthalte. Es herrscht eine stufenförmige Unterordnung, welche an das Lehnssystem unserer Ahnen erinnert. Einige Insulaner sagten mir, daß die Macht des Königs eine so unumschränkte sei, daß er über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen frei verfügen könne. Was wir persönlich sahen, sprach eher gegen als für die Idee einer despotischen Regierung. Auf Tongatabu giebt es eine Menge von Bezirken, mindestens dreißig. Jeder derselben steht unter einem Häuptling, welcher die Streitigkeiten schlichtet und Recht spricht. Die Ausdehnung der Macht dieser Vorsteher und die Regeln, denen sie bei der Bestrafung von Verbrechen folgen, blieben uns ein Geheimniß. Die meisten Häuptlinge haben auf anderen Inseln Besitzungen, die zu ihrem Unterhalt beitragen. So erhält der König von Tongatabu zu gewissen Zeiten die Erträgnisse seiner entfernteren Besitzungen zugeführt. Diese Insel ist seine Hauptresidenz, und auf ihr vereinigen sich die wichtigsten Personen der Freundschaftsinseln. Bei den Einwohnern heißt sie aus diesem Grund die Insel der Herren, während die Eilande als Inseln der Diener bezeichnet werden.

Das niedrige Volk begnügt sich nicht damit, seinen Häuptlingen den Titel der Herren des Landes zu geben. Es nennt sie auch Herren der Sonne und des Firmaments. Die Mitglieder der königlichen Familie führen den Namen eines Gottes Fattofeihe, der wahrscheinlich ihr Beschützer und vielleicht ihr gemeinschaftlicher Ahnherr ist. Der Titel des Königs ist Tui Tonga.

Die gebildetste Nation der Welt kann die Bewohner der Freundschaftsinseln in Allem zum Muster nehmen, was die Ordnung in ihren Versammlungen, ihren Gehorsam gegen ihre Obern, und die Harmonie unter allen Classen der Bevölkerung betrifft. Es ist, als ob Alle ein einziges Wesen bildeten, das von unabänderlichen Grundsätzen geleitet werde. Dieses regelrechte Benehmen tritt am meisten bei den häufigen Anreden der Häuptlinge an das Volk hervor. Die Zuhörer beobachten während der ganzen Rede das tiefste Schweigen und widmen dem

Vortrage eine Aufmerksamkeit, die man in unseren Senaten, wo doch interessantere und ernstere Fragen verhandelt werden, nicht findet. Welchen Gegenstand der Häuptling auch wählen mochte, nie sahen wir einen der Anwesenden Langeweile oder Mißvergnügen oder Lust zum Ungehorsam verrathen.

Einige der mächtigsten Häuptlinge haben einen ausgedehnteren Grundbesitz als der König, aber die Würde seines Ranges und die Ehrfurchtsbezeigungen, die er empfängt, stellen ihn über Jedermann. Zu den Privilegien seiner Stellung gehören auch die beiden, daß er nicht tättowirt und nicht beschnitten wird. Wenn er sich öffentlich zeigt, so müssen sich Alle so lange auf den Boden setzen, bis er vorüber gegangen ist. Daß man sich vor ihm niederwirft, und seine Füße, indem man sie sich auf den Kopf setzt, mit den Händen reibt, habe ich bereits mitgetheilt. Ehe diejenigen, welche ihm diese Ehre erzeigten, die Hände gewaschen haben, dürfen sie nichts berühren. Auf einer Insel, wo es so wenig Wasser giebt, würde diese Vorschrift unangenehm sein, wenn die Eingebornen sich nicht damit helfen, daß sie die Hände mit einer Pflanze abreiben, welche von Saft strotzt.

Die Vorliebe für Ordnung hat sogar die Errichtung einer besondern Polizeibehörde hervorgerufen. Finau war während unserer Anwesenheit mit diesem Departement beauftragt, und man sagte uns, daß die Bestrafung aller derjenigen, welche gegen Einzelne oder gegen den Staat Verbrechen begingen, von ihm abhänge. Außerdem war er Oberfeldherr der Truppen und befehligte die zum Kampf berufenen Krieger. Nach der einstimmigen Aussage der Eingebornen kam er selten in den Fall, dieses Amt auszuüben. Der König gab sich zuweilen die Mühe, uns über den Umfang der polizeilichen Rechte zu belehren. Unter anderem sagte er uns, wenn er jemals ein schlechter Mensch werde, so dürfe Finau ihn tödten. Pulaho verstand darunter wahrscheinlich, wenn er die Regierungspflichten vernachlässige, oder sich von den Gesetzen und Gewohnheiten des Volkes entferne, so falle er dem Tod anheim. Offenbar ist ein König, der von solchen Schranken eingeengt wird und bei jedem Mißbrauch seiner Gewalt den Tod vor Augen hat, kein despotischer Monarch.

Wenn man die Menge der Inseln, aus denen dieser kleine Staat

Vortrage eine Aufmerksamkeit, die man in unseren Senaten, wo doch interessantere und ernstere Fragen verhandelt werden, nicht findet. Welchen Gegenstand der Häuptling auch wählen mochte, nie sahen wir einen der Anwesenden Langeweile oder Mißvergnügen oder Lust zum Ungehorsam verrathen.

Einige der mächtigsten Häuptlinge haben einen ausgedehnteren Grundbesitz als der König, aber die Würde seines Ranges und die Ehrfurchtsbezeigungen, die er empfängt, stellen ihn über Jedermann. Zu den Privilegien seiner Stellung gehören auch die beiden, daß er nicht tättowirt und nicht beschnitten wird. Wenn er sich öffentlich zeigt, so müssen sich Alle so lange auf den Boden setzen, bis er vorüber gegangen ist. Daß man sich vor ihm niederwirft, und seine Füße, indem man sie sich auf den Kopf setzt, mit den Händen reibt, habe ich bereits mitgetheilt. Ehe diejenigen, welche ihm diese Ehre erzeigten, die Hände gewaschen haben, dürfen sie nichts berühren. Auf einer Insel, wo es so wenig Wasser giebt, würde diese Vorschrift unangenehm sein, wenn die Eingebornen sich nicht damit helfen, daß sie die Hände mit einer Pflanze abreiben, welche von Saft strotzt.

Die Vorliebe für Ordnung hat sogar die Errichtung einer besondern Polizeibehörde hervorgerufen. Finau war während unserer Anwesenheit mit diesem Departement beauftragt, und man sagte uns, daß die Bestrafung aller derjenigen, welche gegen Einzelne oder gegen den Staat Verbrechen begingen, von ihm abhänge. Außerdem war er Oberfeldherr der Truppen und befehligte die zum Kampf berufenen Krieger. Nach der einstimmigen Aussage der Eingebornen kam er selten in den Fall, dieses Amt auszuüben. Der König gab sich zuweilen die Mühe, uns über den Umfang der polizeilichen Rechte zu belehren. Unter anderem sagte er uns, wenn er jemals ein schlechter Mensch werde, so dürfe Finau ihn tödten. Pulaho verstand darunter wahrscheinlich, wenn er die Regierungspflichten vernachlässige, oder sich von den Gesetzen und Gewohnheiten des Volkes entferne, so falle er dem Tod anheim. Offenbar ist ein König, der von solchen Schranken eingeengt wird und bei jedem Mißbrauch seiner Gewalt den Tod vor Augen hat, kein despotischer Monarch.

Wenn man die Menge der Inseln, aus denen dieser kleine Staat

zusammengesetzt ist, und ihre Entfernung vom Sitze der Regierung erwägt, so gelangt man zu der Vermuthung, daß die Unterthanen oft den Versuch machen müssen, das Joch abzuwerfen und sich für unabhängig zu erklären. Die Eingebornen versicherten indessen, daß solche Aufstände niemals vorkommen. Unter den Gründen, welche sie dafür angaben, fällt der am meisten ins Gewicht, daß die mächtigen Häuptlinge insgesammt auf Tongatabu wohnen. Auch die Schnelligkeit der Bewegungen der Regierung hält die Bevölkerung im Zaum. Wie es scheint, erlangt kaum ein Unruhestifter irgendwo die Gunst des Volkes, so erscheint unverzüglich Finau und giebt ihm den Tod. Auf diese Weise wird jeder Aufstand im Beginn erstickt.

Unter den Häuptlingen giebt es so viele verschiedene Classen, wie unter unserm Adel. Diejenigen, welche große Bezirke besitzen, sind nicht zahlreich, die übrigen haben ihre Güter, wie wir sagen würden, in Afterlehn. Bei dem Tode eines Insulaners fällt dessen Vermögen dem König anheim, doch übergiebt dieser es dem ältesten Sohne des Verstorbenen, der für die übrigen Kinder zu sorgen hat. Die tahitische Sitte, daß der Sohn des Königs, vom Augenblick seiner Geburt an dem Vater Ehren und Titel raubt, herrscht hier nicht. Der König wird beerbt, und mithin ist die erbliche Monarchie die geltende Regierungsform.

Es ist mir nicht bekannt, ob die Vereinigung von Mann und Frau durch einen feierlichen Act besiegelt wird. Der große Haufe begnügt sich mit einer einzigen Frau, die Häuptlinge huldigen der Vielweiberei, doch habe ich zu beobachten geglaubt, daß nur eine der Weiber für die Herrin des Hauswesens gilt. Wir vermutheten anfänglich, daß die Sittlichkeit der Frauen auf einer tiefen Stufe stehe, und machten uns auf zahlreiche Beispiele ehelicher Untreue gefaßt. Wir irrten uns, denn weder die Frauen noch die Mädchen der besseren Stände ließen sich während unserer Abwesenheit einen Fehltritt zu Schulden kommen.

Nach den religiösen Vorstellungen der Eingebornen leitet eine oberste Göttin, Kallafutonga genannt, den Donner, die Winde, den Regen und alle Naturerscheinungen überhaupt. Wenn diese Göttin zürnt, so gerathen die Ernten nicht, so erschlägt der Blitz eine Menge

zusammengesetzt ist, und ihre Entfernung vom Sitze der Regierung erwägt, so gelangt man zu der Vermuthung, daß die Unterthanen oft den Versuch machen müssen, das Joch abzuwerfen und sich für unabhängig zu erklären. Die Eingebornen versicherten indessen, daß solche Aufstände niemals vorkommen. Unter den Gründen, welche sie dafür angaben, fällt der am meisten ins Gewicht, daß die mächtigen Häuptlinge insgesammt auf Tongatabu wohnen. Auch die Schnelligkeit der Bewegungen der Regierung hält die Bevölkerung im Zaum. Wie es scheint, erlangt kaum ein Unruhestifter irgendwo die Gunst des Volkes, so erscheint unverzüglich Finau und giebt ihm den Tod. Auf diese Weise wird jeder Aufstand im Beginn erstickt.

Unter den Häuptlingen giebt es so viele verschiedene Classen, wie unter unserm Adel. Diejenigen, welche große Bezirke besitzen, sind nicht zahlreich, die übrigen haben ihre Güter, wie wir sagen würden, in Afterlehn. Bei dem Tode eines Insulaners fällt dessen Vermögen dem König anheim, doch übergiebt dieser es dem ältesten Sohne des Verstorbenen, der für die übrigen Kinder zu sorgen hat. Die tahitische Sitte, daß der Sohn des Königs, vom Augenblick seiner Geburt an dem Vater Ehren und Titel raubt, herrscht hier nicht. Der König wird beerbt, und mithin ist die erbliche Monarchie die geltende Regierungsform.

Es ist mir nicht bekannt, ob die Vereinigung von Mann und Frau durch einen feierlichen Act besiegelt wird. Der große Haufe begnügt sich mit einer einzigen Frau, die Häuptlinge huldigen der Vielweiberei, doch habe ich zu beobachten geglaubt, daß nur eine der Weiber für die Herrin des Hauswesens gilt. Wir vermutheten anfänglich, daß die Sittlichkeit der Frauen auf einer tiefen Stufe stehe, und machten uns auf zahlreiche Beispiele ehelicher Untreue gefaßt. Wir irrten uns, denn weder die Frauen noch die Mädchen der besseren Stände ließen sich während unserer Abwesenheit einen Fehltritt zu Schulden kommen.

Nach den religiösen Vorstellungen der Eingebornen leitet eine oberste Göttin, Kallafutonga genannt, den Donner, die Winde, den Regen und alle Naturerscheinungen überhaupt. Wenn diese Göttin zürnt, so gerathen die Ernten nicht, so erschlägt der Blitz eine Menge

von Menschen, so werden die letzteren gleich Schweinen und anderen Thieren von Krankheiten hinweggerafft. Wird die Göttin versöhnt, so kehrt Alles in die natürliche Ordnung zurück. Die Wilden wenden zu diesem Zweck verschiedene Mittel an, auf deren Wirksamkeit sie mit Zuversicht rechnen. Sie verehren neben Kallafutonga mehrere Untergottheiten, z. B. Tufua Bulutu, den Gott der Wolken und des Nebels, Fattofeihe, den Gott des Meeres und seiner Erzeugnisse, u. a. m. Uebrigens haben nicht alle Inseln der Gruppe dasselbe Religionssystem, unter anderem heißt der oberste Gott in Happai Alo-Alo, und andere Inseln haben ebenfalls besondere Gottheiten.

Von allen Gottheiten glauben diese Wilden, daß sie sich der Menschen nicht über den Tod hinaus annehmen. Dennoch glauben sie an die Unsterblichkeit der Seele, welche sie das Leben oder auch wohl Otua oder Gottheit nennen und für ein unsichtbares Wesen erklären. Nach ihrer Ansicht trennen sich die Seelen der Häuptlinge unmittelbar nach dem Tode vom Körper und begeben sich an einen Ort Bulutu, wo sie dem Gott Gulehu begegnen. Wie es scheint verstehen sie unter Gulehu den verkörperten Tod, denn wir hörten sie oft sagen: „Auch Ihr und die Männer von Fidschi seid der Gewalt und Macht Gulehu's unterworfen." Das Land Gulehu's, dieses allgemeine Stelldichein aller Todten, hat Niemand gesehen, doch wird ihm ein bestimmter Platz, westlich von Fidschi, angewiesen, und wer es erreicht lebt im ewigen Ueberfluß. Was die Seelen der unteren Classen betrifft, so unterliegen sie einer Art von Seelenwanderung. Sie werden von einem Vogel Loata „gefressen," der beständig um die Begräbnißplätze flattert.

Ich glaube versichern zu können, daß die Eingebornen kein von Menschenhänden gemachtes Werk und keinen sichtbaren Theil der Schöpfung anbeten. Sie bringen ihren Göttern weder Schweine, noch Früchte, noch Hunde dar, wohl aber Menschen. Ihre Morais oder Begräbnißplätze sind zugleich Tempel. Die Menschenopfer heißen tongata-tabu, und das letztere Wort wird noch vielfach in anderem Sinne gebraucht. Was nicht gegessen und nicht benutzt werden darf, ist tabu. Tritt der König in das Haus eines seiner Unterthanen, so wird es tabu und der ehemalige Eigenthümer darf es nicht wieder betreten. Der König benutzt dies, um sich auf allen Theilen der Insel

von Menschen, so werden die letzteren gleich Schweinen und anderen Thieren von Krankheiten hinweggerafft. Wird die Göttin versöhnt, so kehrt Alles in die natürliche Ordnung zurück. Die Wilden wenden zu diesem Zweck verschiedene Mittel an, auf deren Wirksamkeit sie mit Zuversicht rechnen. Sie verehren neben Kallafutonga mehrere Untergottheiten, z. B. Tufua Bulutu, den Gott der Wolken und des Nebels, Fattofeihe, den Gott des Meeres und seiner Erzeugnisse, u. a. m. Uebrigens haben nicht alle Inseln der Gruppe dasselbe Religionssystem, unter anderem heißt der oberste Gott in Happai Alo-Alo, und andere Inseln haben ebenfalls besondere Gottheiten.

Von allen Gottheiten glauben diese Wilden, daß sie sich der Menschen nicht über den Tod hinaus annehmen. Dennoch glauben sie an die Unsterblichkeit der Seele, welche sie das Leben oder auch wohl Otua oder Gottheit nennen und für ein unsichtbares Wesen erklären. Nach ihrer Ansicht trennen sich die Seelen der Häuptlinge unmittelbar nach dem Tode vom Körper und begeben sich an einen Ort Bulutu, wo sie dem Gott Gulehu begegnen. Wie es scheint verstehen sie unter Gulehu den verkörperten Tod, denn wir hörten sie oft sagen: „Auch Ihr und die Männer von Fidschi seid der Gewalt und Macht Gulehu's unterworfen." Das Land Gulehu's, dieses allgemeine Stelldichein aller Todten, hat Niemand gesehen, doch wird ihm ein bestimmter Platz, westlich von Fidschi, angewiesen, und wer es erreicht lebt im ewigen Ueberfluß. Was die Seelen der unteren Classen betrifft, so unterliegen sie einer Art von Seelenwanderung. Sie werden von einem Vogel Loata „gefressen," der beständig um die Begräbnißplätze flattert.

Ich glaube versichern zu können, daß die Eingebornen kein von Menschenhänden gemachtes Werk und keinen sichtbaren Theil der Schöpfung anbeten. Sie bringen ihren Göttern weder Schweine, noch Früchte, noch Hunde dar, wohl aber Menschen. Ihre Morais oder Begräbnißplätze sind zugleich Tempel. Die Menschenopfer heißen tongata-tabu, und das letztere Wort wird noch vielfach in anderem Sinne gebraucht. Was nicht gegessen und nicht benutzt werden darf, ist tabu. Tritt der König in das Haus eines seiner Unterthanen, so wird es tabu und der ehemalige Eigenthümer darf es nicht wieder betreten. Der König benutzt dies, um sich auf allen Theilen der Insel

Häuser zu verschaffen, welche er auf seinen Reisen bewohnt. Tubau war bei unserer Anwesenheit, wenn Omai ihn recht verstand, mit dem Tabu-Machen beschäftigt. Er schrieb jedem Einwohner vor, welche Früchte er anbauen, welche er essen und welche er nicht berühren solle.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Entdeckung einer kleinen Insel. — Ankunft in Tahiti. — Welchen Empfang Omai findet und wie er sich benimmt. — Unsere Matrosen entsagen dem Grog. — Ein Prophet. — Hedidi. — Ich wohne Menschenopfern bei. — Ein Scheingefecht. — Krieg und Frieden mit Eimeo. — Abfahrt nach jener Insel. — Ihr Häuptling Mahine. — Ziegendiebstähle und ihre Folgen.

Unsere Abfahrt erfolgte am 17. Juli bei einem frischen Winde, der bald nach Ost umsetzte, so daß wir in der Nacht laviren mußten. Am Morgen zeigte sich ein neues Land, und wir waren kaum näher gekommen, als von dieser unbekannten Küste zwei Pirogen abstießen und zu uns heran ruderten. In der Entfernung eines Pistolenschusses vom Schiff machten sie Halt und begannen eine Unterredung mit Omai, dessen Sprache auch die ihrige war. Auf alle seine Aufforderungen, an Bord zu kommen, antworteten sie damit, daß sie mit den Rudern auf die Küste zeigten. Dort befanden sich verschiedene Einwohner, und wir bemerkten unter ihnen einige, deren ganzer Körper in eine Art von weißem Gewand gehüllt war. Die übrigen trugen außer einer schmalen Schürze, die den Unterleib verhüllte, keine Kleidung. Die Leute in den Pirogen waren stark und kräftig, und ihre Gesichtszüge sprachen eine Art natürlicher Wildheit aus. Sie hatten eine kupferrothe Haut und schwarze glatte Haare, die sie theils frei um die Schultern flattern ließen, theils oben auf dem Kopfe zu einem Knoten zusammenbanden. Als wir, ohne die Küste zu betreten, weiter segelten, erhoben sich alle Ruderer und sprachen gleichzeitig in überlautem Ton einige Worte. Ob diese Art von Gesang eine freundliche

Häuser zu verschaffen, welche er auf seinen Reisen bewohnt. Tubau war bei unserer Anwesenheit, wenn Omai ihn recht verstand, mit dem Tabu-Machen beschäftigt. Er schrieb jedem Einwohner vor, welche Früchte er anbauen, welche er essen und welche er nicht berühren solle.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Entdeckung einer kleinen Insel. — Ankunft in Tahiti. — Welchen Empfang Omai findet und wie er sich benimmt. — Unsere Matrosen entsagen dem Grog. — Ein Prophet. — Hedidi. — Ich wohne Menschenopfern bei. — Ein Scheingefecht. — Krieg und Frieden mit Eimeo. — Abfahrt nach jener Insel. — Ihr Häuptling Mahine. — Ziegendiebstähle und ihre Folgen.

Unsere Abfahrt erfolgte am 17. Juli bei einem frischen Winde, der bald nach Ost umsetzte, so daß wir in der Nacht laviren mußten. Am Morgen zeigte sich ein neues Land, und wir waren kaum näher gekommen, als von dieser unbekannten Küste zwei Pirogen abstießen und zu uns heran ruderten. In der Entfernung eines Pistolenschusses vom Schiff machten sie Halt und begannen eine Unterredung mit Omai, dessen Sprache auch die ihrige war. Auf alle seine Aufforderungen, an Bord zu kommen, antworteten sie damit, daß sie mit den Rudern auf die Küste zeigten. Dort befanden sich verschiedene Einwohner, und wir bemerkten unter ihnen einige, deren ganzer Körper in eine Art von weißem Gewand gehüllt war. Die übrigen trugen außer einer schmalen Schürze, die den Unterleib verhüllte, keine Kleidung. Die Leute in den Pirogen waren stark und kräftig, und ihre Gesichtszüge sprachen eine Art natürlicher Wildheit aus. Sie hatten eine kupferrothe Haut und schwarze glatte Haare, die sie theils frei um die Schultern flattern ließen, theils oben auf dem Kopfe zu einem Knoten zusammenbanden. Als wir, ohne die Küste zu betreten, weiter segelten, erhoben sich alle Ruderer und sprachen gleichzeitig in überlautem Ton einige Worte. Ob diese Art von Gesang eine freundliche

oder eine feindliche Bedeutung hatte, weiß ich nicht zu sagen. Auf der Küste wurde unaufhörlich eine große Muschel geblasen, die nicht mehr als zwei bis drei Töne hatte. Wie ich stets bemerkt habe, sinnen die Wilden auf Kampf, wenn sie diese Muschel blasen. Uebrigens sah ich weder bei den Leuten in den Pirogen noch bei den auf der Küste Versammelten Waffen.

Die Insel heißt Tubauai und liegt unter 23 Grad 25 Min. südl. Br. und 210 Grad 37 Min. östl. Länge. Auch hier zieht sich ein Riff mit zahlreichen Oeffnungen um die Küste. Trotz ihres geringen Umfanges, den ich auf drei Stunden schätzte, hat die Insel ziemlich hohe Berge, die zum Theil mit Rasen bekleidet sind, zum Theil von Baumgruppen gekrönt werden. Um diese Berge läuft ein ebener Landstreifen, der am Meere zu einem sandigen Strande wird. Auf dieser schmalen Ebene und in den Thälern zwischen den Bergen liegen die Pflanzungen, auf denen Schweine gezogen und die gewöhnlichen Wurzeln und Früchte der Südsee-Inseln gewonnen werden.

Am 12. August bei Tagesanbruch zeigte sich Maitea und nicht lange darauf Tahiti. Ich lief in die Bucht von Oheitepeha ein, um auch das südöstliche Ufer zu meinem Vorrath an Lebensmitteln beitragen zu lassen.

Die Eingebornen, die uns in Kähnen entgegenruderten, beachtete Omai gar nicht, weil sie den unteren Classen angehörten. Endlich kam ein Häuptling, den ich von früher kannte, Uti, Omai's Schwager, der sich zufällig in diesem Theile der Insel befand, und brachte noch einige andere Freunde unseres Reisegefährten mit. Das Wiedersehen dieser Leute hatte nichts Rührendes oder Herzliches. Alle verriethen im Gegentheil eine vollständige Gleichgiltigkeit, bis Omai seinen Schwager in die große Cajüte führte, den Schrank aufschloß, in dem seine rothen Federn lagen, und ihm einige derselben schenkte. Die anderen Tahitier, die auf dem Verdeck waren, hörten von dieser Freigebigkeit, und sofort nahm Alles eine andere Gestalt an. Uti, der mit Omai kaum geredet hatte, bat ihn, sein Tayo (Freund) zu werden und mit ihm den Namen zu wechseln. Omai nahm diese Ehre an und bezeigte seine Erkenntlichkeit durch ein neues Geschenk rother Federn, für die er ein Schwein bekam.

oder eine feindliche Bedeutung hatte, weiß ich nicht zu sagen. Auf der Küste wurde unaufhörlich eine große Muschel geblasen, die nicht mehr als zwei bis drei Töne hatte. Wie ich stets bemerkt habe, sinnen die Wilden auf Kampf, wenn sie diese Muschel blasen. Uebrigens sah ich weder bei den Leuten in den Pirogen noch bei den auf der Küste Versammelten Waffen.

Die Insel heißt Tubauai und liegt unter 23 Grad 25 Min. südl. Br. und 210 Grad 37 Min. östl. Länge. Auch hier zieht sich ein Riff mit zahlreichen Oeffnungen um die Küste. Trotz ihres geringen Umfanges, den ich auf drei Stunden schätzte, hat die Insel ziemlich hohe Berge, die zum Theil mit Rasen bekleidet sind, zum Theil von Baumgruppen gekrönt werden. Um diese Berge läuft ein ebener Landstreifen, der am Meere zu einem sandigen Strande wird. Auf dieser schmalen Ebene und in den Thälern zwischen den Bergen liegen die Pflanzungen, auf denen Schweine gezogen und die gewöhnlichen Wurzeln und Früchte der Südsee-Inseln gewonnen werden.

Am 12. August bei Tagesanbruch zeigte sich Maitea und nicht lange darauf Tahiti. Ich lief in die Bucht von Oheitepeha ein, um auch das südöstliche Ufer zu meinem Vorrath an Lebensmitteln beitragen zu lassen.

Die Eingebornen, die uns in Kähnen entgegenruderten, beachtete Omai gar nicht, weil sie den unteren Classen angehörten. Endlich kam ein Häuptling, den ich von früher kannte, Uti, Omai's Schwager, der sich zufällig in diesem Theile der Insel befand, und brachte noch einige andere Freunde unseres Reisegefährten mit. Das Wiedersehen dieser Leute hatte nichts Rührendes oder Herzliches. Alle verriethen im Gegentheil eine vollständige Gleichgiltigkeit, bis Omai seinen Schwager in die große Cajüte führte, den Schrank aufschloß, in dem seine rothen Federn lagen, und ihm einige derselben schenkte. Die anderen Tahitier, die auf dem Verdeck waren, hörten von dieser Freigebigkeit, und sofort nahm Alles eine andere Gestalt an. Uti, der mit Omai kaum geredet hatte, bat ihn, sein Tayo (Freund) zu werden und mit ihm den Namen zu wechseln. Omai nahm diese Ehre an und bezeigte seine Erkenntlichkeit durch ein neues Geschenk rother Federn, für die er ein Schwein bekam.

So ging es bei dem ersten Wiedersehen von tahitischen Freunden und Verwandten her. Ich gestehe, daß ich auf etwas Aehnliches vorbereitet war, doch hatte ich wenigstens erwartet, daß die Schätze, mit denen die englische Gastfreundschaft Omai versorgt hatte, ihn zu einer wichtigen Person machen, daß die vornehmsten Häuptlinge der verschieden Gesellschaftsinseln ihn achten und ihm den Hof machen würden. Dies wäre auch gewiß geschehen, wenn er sich mit einiger Klugheit benommen hätte, aber davon war er so weit entfernt, daß er auf den bestgemeinten Rath nicht hörte und der Spielball sämmtlicher Schelme der Insel wurde.

Omai's Freunde verbreiteten am Lande, daß wir rothe Federn hätten, und diese wichtige Nachricht führte die Einwohner in Schaaren herbei. Alle brachten Schweine und Früchte. Für die wenigen Federn, welche ein einziger Vogel liefert, erhielten wir ein junges Schwein von vierzig bis funfzig Pfund. Da fast alle Leute des Schiffs etwas von der kostbaren Waaren besaßen, so fielen die Preise bis zur Nacht um volle hundert Procent. Der Tauschhandel blieb trotzdem noch immer sehr vortheilhaft für uns, und die rothen Federn behaupteten ihren Werth vor allen andern Waaren.

An diesem Tage kam Omai's Schwester an Bord, und ich sah zu meiner größten Freude, daß die Geschwister außer sich vor Glück waren. Nach dieser rührenden Begegnung ging ich mit Omai ans Land, um einen Mann zu besuchen, unter dem ich mir das merkwürdigste Wesen vorstellen mußte, da er mir als der Gott von Borabora bezeichnet wurde. Wir fanden ihn unter einem der Schutzdächer, die man für die großen Pirogen errichtet. Er war sehr alt und hatte den Gebrauch seiner Glieder so vollständig verloren, daß man ihn von Ort zu Ort tragen mußte. Einige Insulaner nannten ihn Olla oder Orra, wie der Gott von Borabora heißt, aber sein wahrer Name war Etary. Nach dem, was ich gehört hatte, erwartete ich, daß das Volk ihm eine Art von Anbetung widmen werde, doch bemerkte ich in dieser Beziehung weiter nichts, als daß man einige Bananenzweige vor ihm in die Erde gesteckt hatte. Omai überreichte ihm einen Büschel rother Federn, die an der Spitze eines kleinen Stocks befestigt waren,

So ging es bei dem ersten Wiedersehen von tahitischen Freunden und Verwandten her. Ich gestehe, daß ich auf etwas Aehnliches vorbereitet war, doch hatte ich wenigstens erwartet, daß die Schätze, mit denen die englische Gastfreundschaft Omai versorgt hatte, ihn zu einer wichtigen Person machen, daß die vornehmsten Häuptlinge der verschieden Gesellschaftsinseln ihn achten und ihm den Hof machen würden. Dies wäre auch gewiß geschehen, wenn er sich mit einiger Klugheit benommen hätte, aber davon war er so weit entfernt, daß er auf den bestgemeinten Rath nicht hörte und der Spielball sämmtlicher Schelme der Insel wurde.

Omai's Freunde verbreiteten am Lande, daß wir rothe Federn hätten, und diese wichtige Nachricht führte die Einwohner in Schaaren herbei. Alle brachten Schweine und Früchte. Für die wenigen Federn, welche ein einziger Vogel liefert, erhielten wir ein junges Schwein von vierzig bis funfzig Pfund. Da fast alle Leute des Schiffs etwas von der kostbaren Waaren besaßen, so fielen die Preise bis zur Nacht um volle hundert Procent. Der Tauschhandel blieb trotzdem noch immer sehr vortheilhaft für uns, und die rothen Federn behaupteten ihren Werth vor allen andern Waaren.

An diesem Tage kam Omai's Schwester an Bord, und ich sah zu meiner größten Freude, daß die Geschwister außer sich vor Glück waren. Nach dieser rührenden Begegnung ging ich mit Omai ans Land, um einen Mann zu besuchen, unter dem ich mir das merkwürdigste Wesen vorstellen mußte, da er mir als der Gott von Borabora bezeichnet wurde. Wir fanden ihn unter einem der Schutzdächer, die man für die großen Pirogen errichtet. Er war sehr alt und hatte den Gebrauch seiner Glieder so vollständig verloren, daß man ihn von Ort zu Ort tragen mußte. Einige Insulaner nannten ihn Olla oder Orra, wie der Gott von Borabora heißt, aber sein wahrer Name war Etary. Nach dem, was ich gehört hatte, erwartete ich, daß das Volk ihm eine Art von Anbetung widmen werde, doch bemerkte ich in dieser Beziehung weiter nichts, als daß man einige Bananenzweige vor ihm in die Erde gesteckt hatte. Omai überreichte ihm einen Büschel rother Federn, die an der Spitze eines kleinen Stocks befestigt waren,

und bemerkte dann eine alte Frau, die Mutter seiner Schwester, die seine Füße umschlang und sie mit Freudenthränen benetzte.

Ich wußte, daß Tahiti und die benachbarten Inseln uns eine Menge Cocosnüsse liefern würden, deren vortreffliche Milch alle künstlichen Getränke zu ersetzen vermag. Ich wünschte während unsers hiesigen Aufenthalts den Grog für die Schiffsmannschaft zu sparen, doch wollte ich nicht ohne Einwilligung der Matrosen handeln. Ich versammelte sie, erläuterte ihnen den Zweck unserer Reise und erklärte, wie leicht die Dauer derselben meine Berechnungen übertreffen könne. Ich erinnerte sie an die Belohnungen, welche das Parlament sowohl denjenigen, welche die nordwestliche Durchfahrt entdecken würden, als denjenigen ausgesetzt habe, welchen es gelinge, über den 89. Grad nördl. Br. vorzudringen. Damit wir eines dieser Ziele erreichten, fuhr ich fort, sei es dringend nöthig, unsere Vorräthe sorglichst zu schonen. Sie möchten an die Hindernisse und Schwierigkeiten denken, die in höheren Breiten unvermeidlich seien, und wie bedenklich unsere Lage werden könne, wenn ich im Polarkreise die Rationen verkleinern müsse. Diesen Gründen möchten sie nachgeben und hier, wo starke Getränke überflüssig seien, denselben entsagen, damit sie ihrer nicht in einer Zeit, wo sie nöthig seien, entbehren müßten. Als ich meine Rede geendet hatte, nahmen die Matrosen einstimmig und ohne einen Augenblick zu berathen meinen Vorschlag an. Auch die Mannschaft des Capitain Clerke legte sich eine freiwillige Enthaltsamkeit auf. Von diesem Tage an erhielt die Mannschaft blos am Sonnabend bei der letzten Mahlzeit Grog.

Einige unserer Officiere glaubten eine katholische Capelle gefunden zu haben. Sie beschrieben den Altar und alles Andere, was in einem solchen Gebäude vorzukommen pflegt. Der Augenschein belehrte mich, daß sie allerdings einen Altar, eine scharlachrothe Decke und einen Wedel von Federn gesehen, alles andere Katholische aber aus ihrer Phantasie zugesetzt hatten. Das Gebäude war ein von Pfahlwerk umgebener Tupapau, wo der Leichnam des letzten Häuptlings aufbewahrt wurde. Tag und Nacht waren zwei Wächter anwesend, und diese Ausstellung hatte bereits zwanzig Monate gedauert.

und bemerkte dann eine alte Frau, die Mutter seiner Schwester, die seine Füße umschlang und sie mit Freudenthränen benetzte.

Ich wußte, daß Tahiti und die benachbarten Inseln uns eine Menge Cocosnüsse liefern würden, deren vortreffliche Milch alle künstlichen Getränke zu ersetzen vermag. Ich wünschte während unsers hiesigen Aufenthalts den Grog für die Schiffsmannschaft zu sparen, doch wollte ich nicht ohne Einwilligung der Matrosen handeln. Ich versammelte sie, erläuterte ihnen den Zweck unserer Reise und erklärte, wie leicht die Dauer derselben meine Berechnungen übertreffen könne. Ich erinnerte sie an die Belohnungen, welche das Parlament sowohl denjenigen, welche die nordwestliche Durchfahrt entdecken würden, als denjenigen ausgesetzt habe, welchen es gelinge, über den 89. Grad nördl. Br. vorzudringen. Damit wir eines dieser Ziele erreichten, fuhr ich fort, sei es dringend nöthig, unsere Vorräthe sorglichst zu schonen. Sie möchten an die Hindernisse und Schwierigkeiten denken, die in höheren Breiten unvermeidlich seien, und wie bedenklich unsere Lage werden könne, wenn ich im Polarkreise die Rationen verkleinern müsse. Diesen Gründen möchten sie nachgeben und hier, wo starke Getränke überflüssig seien, denselben entsagen, damit sie ihrer nicht in einer Zeit, wo sie nöthig seien, entbehren müßten. Als ich meine Rede geendet hatte, nahmen die Matrosen einstimmig und ohne einen Augenblick zu berathen meinen Vorschlag an. Auch die Mannschaft des Capitain Clerke legte sich eine freiwillige Enthaltsamkeit auf. Von diesem Tage an erhielt die Mannschaft blos am Sonnabend bei der letzten Mahlzeit Grog.

Einige unserer Officiere glaubten eine katholische Capelle gefunden zu haben. Sie beschrieben den Altar und alles Andere, was in einem solchen Gebäude vorzukommen pflegt. Der Augenschein belehrte mich, daß sie allerdings einen Altar, eine scharlachrothe Decke und einen Wedel von Federn gesehen, alles andere Katholische aber aus ihrer Phantasie zugesetzt hatten. Das Gebäude war ein von Pfahlwerk umgebener Tupapau, wo der Leichnam des letzten Häuptlings aufbewahrt wurde. Tag und Nacht waren zwei Wächter anwesend, und diese Ausstellung hatte bereits zwanzig Monate gedauert.

Am Morgen des 23. verabschiedete ich mich von dem Häuptling Waheiadoa, als einer der Schwärmer, die man Eatuas nennt, weil sie von dem Geist der Gottheiten erfüllt zu sein vorgeben, sich vor uns stellte. Seine Haltung, sein Benehmen, seine Worte verkündeten einen Verrückten. Er hatte eine Masse Bananenblätter um sich geschlagen und sprach mit so leiser und zischender Stimme, daß man ihn kaum verstand. Nach Omai's Mittheilung, rieth er dem Häuptling, uns nicht nach Matavai zu begleiten, denn wir würden jenen Hafen an diesem Tage nicht erreichen. Das Wetter — es regte sich kein Lüftchen — war seiner Prophezeiung günstig, aber während er noch redete, erhob sich ein Sturm, von einem Platzregen begleitet, der Alle in die Flucht trieb. Dennoch behielt er Recht, indem wir Matavai erst am folgenden Morgen erreichten.

Otu, der König der ganzen Insel, zögerte nicht, von seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Oparre herbeizukommen und uns zu begrüßen. Die Pirogen, die dem König und seiner Familie an Bord folgten, waren so mit Vorräthen aller Art gefüllt, daß die Mannschaft beider Schiffe eine ganze Woche zu leben hatte. Alle Verwandten Otu's zeigten mir die Geschenke, welche von ihnen herrührten. Ich machte jedem einzeln ein Gegengeschenk, und das war es, was sie bezweckt hatten. Der König erhielt einen schönen Anzug, einen mit Tressen besetzten Hut, Werkzeuge und die rothen Federn und Mützen von den Freundschaftsinseln, auf die hier so großer Werth gelegt wurde.

Omai überreichte dem König einen großen Büschel rother Federn und zwei oder drei Ellen Goldstoff. Er fand anfangs wenig Beachtung, wobei auch Neid im Spiel sein mochte, doch übten seine Reichthümer auch hier ihre Wirkung. Ich bemühte mich nach Kräften, eine gute Meinung über ihn zu verbreiten, denn ich wünschte ihn bei Otu zu lassen, damit er angebe, wie die Hausthiere, die ich in Tahiti zurückzulassen Auftrag hatte, behandelt werden müßten. Unglücklicher Weise befolgte der arme Omai meine Rathschläge nicht, und benahm sich so unvorsichtig, daß er in kurzer Zeit die Gunst Otu's und aller angesehenen Tahitier verscherzte. Er verkehrte blos mit Umherstreifern und Fremden, die ihn auf jede Weise zu betrügen suchten, und würde bald voll-

Am Morgen des 23. verabschiedete ich mich von dem Häuptling Waheiadoa, als einer der Schwärmer, die man Eatuas nennt, weil sie von dem Geist der Gottheiten erfüllt zu sein vorgeben, sich vor uns stellte. Seine Haltung, sein Benehmen, seine Worte verkündeten einen Verrückten. Er hatte eine Masse Bananenblätter um sich geschlagen und sprach mit so leiser und zischender Stimme, daß man ihn kaum verstand. Nach Omai's Mittheilung, rieth er dem Häuptling, uns nicht nach Matavai zu begleiten, denn wir würden jenen Hafen an diesem Tage nicht erreichen. Das Wetter — es regte sich kein Lüftchen — war seiner Prophezeiung günstig, aber während er noch redete, erhob sich ein Sturm, von einem Platzregen begleitet, der Alle in die Flucht trieb. Dennoch behielt er Recht, indem wir Matavai erst am folgenden Morgen erreichten.

Otu, der König der ganzen Insel, zögerte nicht, von seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Oparre herbeizukommen und uns zu begrüßen. Die Pirogen, die dem König und seiner Familie an Bord folgten, waren so mit Vorräthen aller Art gefüllt, daß die Mannschaft beider Schiffe eine ganze Woche zu leben hatte. Alle Verwandten Otu's zeigten mir die Geschenke, welche von ihnen herrührten. Ich machte jedem einzeln ein Gegengeschenk, und das war es, was sie bezweckt hatten. Der König erhielt einen schönen Anzug, einen mit Tressen besetzten Hut, Werkzeuge und die rothen Federn und Mützen von den Freundschaftsinseln, auf die hier so großer Werth gelegt wurde.

Omai überreichte dem König einen großen Büschel rother Federn und zwei oder drei Ellen Goldstoff. Er fand anfangs wenig Beachtung, wobei auch Neid im Spiel sein mochte, doch übten seine Reichthümer auch hier ihre Wirkung. Ich bemühte mich nach Kräften, eine gute Meinung über ihn zu verbreiten, denn ich wünschte ihn bei Otu zu lassen, damit er angebe, wie die Hausthiere, die ich in Tahiti zurückzulassen Auftrag hatte, behandelt werden müßten. Unglücklicher Weise befolgte der arme Omai meine Rathschläge nicht, und benahm sich so unvorsichtig, daß er in kurzer Zeit die Gunst Otu's und aller angesehenen Tahitier verscherzte. Er verkehrte blos mit Umherstreifern und Fremden, die ihn auf jede Weise zu betrügen suchten, und würde bald voll-

ständig ausgeplündert worden sein, wenn ich nicht mehrmals zu seinen Gunsten eingeschritten wäre.

Ich begleitete Otu nach Oparre und ließ alle für Tahiti bestimmten Thiere dahin schaffen. Es waren ein Paar Pfauen und Truthühner, vier Gänse, fünf Enten, Schafe, ein Stier mit drei Kühen, ein Hengst und eine Stute. In Oparre fand ich bereits mehrere Ziegen, welche Capitain Wallis dort zurückgelassen hatte, und einen spanischen Stier, den die Eingebornen von Oheitepeha hieher geschafft hatten und nach Borabora überführen wollten. Wie sie es möglich gemacht, dieses Thier, das schönste seiner Art, das mir jemals vorgekommen ist, in einer Piroge unterzubringen, habe ich nie begreifen können.

Am Strande unseres Hafens ließ ich ein Stück Land umgraben und mit Sämereien von Fruchtbäumen und Gemüsen bestellen. Im Augenblick unserer Ankunft keimten die Melonen, Bataten und Ananas auf eine Weise, die das Beste hoffen ließ, wenn die Tahitier in ihrer Ungeduld die Pflanzen nicht zerstören, wie es in Oheitepeha mit einem Weinstock geschehen ist. Dort wollten einige Insulaner die ersten Weintrauben, die der Stock trug, essen, fanden sie aber sauer und zertraten nun die Pflanze, die nichts als „Gift" liefere. Die Wurzeln hatten neue Keime getrieben, und Omai nahm einige Ranken mit, von denen er einst Wein zu keltern hoffte. Wir beschnitten den Weinstock und zogen in der Nähe einige Gräben. Hoffentlich lassen sich die Tahitier von Omai belehren, daß man die Trauben reif werden lassen muß.

Unter den Besuchenden befand sich ein junger Mann, der die Spanier nach Lima begleitet hatte. Man konnte ihn an seinem Aeußern und seinen Manieren von seinen Landsleuten nicht unterscheiden. Er erinnerte sich indessen einiger spanischer Worte, die er gelernt hatte und ganz schlecht aussprach. Vorzüglich wiederholte er so oft wie möglich: Si Señor, und wenn wir auf ihn zukamen, vergaß er nie, aufzustehen und seinen europäischen Wortschatz zu verwerthen.

Unserem jungen Freunde Hedidi oder Maheine, der von Ulieta aus mit uns die Freundschaftsinseln, Neuseeland, die Osterinsel und die Marchesas besucht hatte, begegneten wir ebenfalls. Er hatte einige englische Brocken behalten und sagte besonders häufig: Yes, Sir; if you please, Sir. Er befand sich seit drei Monaten auf Tahiti, wohin

ständig ausgeplündert worden sein, wenn ich nicht mehrmals zu seinen Gunsten eingeschritten wäre.

Ich begleitete Otu nach Oparre und ließ alle für Tahiti bestimmten Thiere dahin schaffen. Es waren ein Paar Pfauen und Truthühner, vier Gänse, fünf Enten, Schafe, ein Stier mit drei Kühen, ein Hengst und eine Stute. In Oparre fand ich bereits mehrere Ziegen, welche Capitain Wallis dort zurückgelassen hatte, und einen spanischen Stier, den die Eingebornen von Oheitepeha hieher geschafft hatten und nach Borabora überführen wollten. Wie sie es möglich gemacht, dieses Thier, das schönste seiner Art, das mir jemals vorgekommen ist, in einer Piroge unterzubringen, habe ich nie begreifen können.

Am Strande unseres Hafens ließ ich ein Stück Land umgraben und mit Sämereien von Fruchtbäumen und Gemüsen bestellen. Im Augenblick unserer Ankunft keimten die Melonen, Bataten und Ananas auf eine Weise, die das Beste hoffen ließ, wenn die Tahitier in ihrer Ungeduld die Pflanzen nicht zerstören, wie es in Oheitepeha mit einem Weinstock geschehen ist. Dort wollten einige Insulaner die ersten Weintrauben, die der Stock trug, essen, fanden sie aber sauer und zertraten nun die Pflanze, die nichts als „Gift" liefere. Die Wurzeln hatten neue Keime getrieben, und Omai nahm einige Ranken mit, von denen er einst Wein zu keltern hoffte. Wir beschnitten den Weinstock und zogen in der Nähe einige Gräben. Hoffentlich lassen sich die Tahitier von Omai belehren, daß man die Trauben reif werden lassen muß.

Unter den Besuchenden befand sich ein junger Mann, der die Spanier nach Lima begleitet hatte. Man konnte ihn an seinem Aeußern und seinen Manieren von seinen Landsleuten nicht unterscheiden. Er erinnerte sich indessen einiger spanischer Worte, die er gelernt hatte und ganz schlecht aussprach. Vorzüglich wiederholte er so oft wie möglich: Si Señor, und wenn wir auf ihn zukamen, vergaß er nie, aufzustehen und seinen europäischen Wortschatz zu verwerthen.

Unserem jungen Freunde Hebidi oder Maheine, der von Ulieta aus mit uns die Freundschaftsinseln, Neuseeland, die Osterinsel und die Marchesas besucht hatte, begegneten wir ebenfalls. Er hatte einige englische Brocken behalten und sagte besonders häufig: Yes, Sir; if you please, Sir. Er befand sich seit drei Monaten auf Tahiti, wohin

ihn entweder die Neugier, oder die Leidenschaft der Liebe, die bei allen Bewohnern der Gesellschaftsinseln eine große Rolle spielt, geführt hatte. Alle Eingebornen, die von Insel zu Insel fahren, scheinen kein ernsteres Motiv zu haben. Wir sahen deutlich, daß er die Tracht und Lebensweise seiner Stammgenossen den unsrigen vorzog. Als ich ihm Kleider gegeben hatte, mit denen ich vom Admiralitätsamt für ihn versehen worden war, trug er sie einige Tage und weigerte sich dann, ferneren Gebrauch davon zu machen. Selbst von Omai, mit dem doch eine völlige Umwandlung vorgegangen zu sein scheint, glaube ich, daß er später zur Tracht seiner Heimath zurückkehren wird.

Die Frage, ob die Tahitier Menschenopfer bringen, entschied sich in der bündigsten Weise: ich wohnte selbst einem Menschenopfer bei. Die Feierlichkeit hatte eine politische Tendenz und richtete sich gegen Eimeo, dessen König, dessen Frauen und dessen Schweine nebst Allem, was die Insel sonst noch enthielt, von der Gottheit erfleht wurden. Der Menschen, die geopfert wurden, waren zwei, und außerdem wurden noch verschiedene junge Schweine und ein Hund dargebracht. Die Menschen kamen nicht lebend auf den Opferplatz, man hatte sie vorher hinterrücks überfallen und mit Keulen oder Steinen erschlagen. Jedem dieser Todten machte ein Priester viele Vorwürfe und richtete Fragen an ihn. Was beide verbrochen haben mochten, erfuhr ich nicht, doch ist es gewiß, daß man in der Regel Menschen opfert, die ein Vergehen begangen haben oder vagabundirend von Ort zu Ort, von Insel zu Insel streifen. Solcher Menschen ohne einen bestimmten Wohnort und ohne bekannte Subsistenzmittel giebt es hier in Menge.

Ein solches Opfer heißt Puriri, Gebet des Königs, und der Geopferte Toata-Tabu, der geweihte Mensch. Bei dieser Gelegenheit habe ich auf Tahiti das Wort Tabu zum ersten und letzten Male gehört. Der Todte wird auf dem Opferplatze begraben, aber nach einiger Zeit ausgescharrt und seines Schädels beraubt. Der Opferplatz hat nicht die Bestimmung, welche sein Name andeutet, sondern ist Tempel und Kirchhof. Wir zählten neunundvierzig Todtenköpfe, und die Opfer müssen daher sehr häufig sein.

Die zweitägige Dauer des Opferfestes entsprach der Wichtigkeit des Zweckes. Um so auffallender war mir das gleichgiltige prosaische

ihn entweder die Neugier, oder die Leidenschaft der Liebe, die bei allen Bewohnern der Gesellschaftsinseln eine große Rolle spielt, geführt hatte. Alle Eingebornen, die von Insel zu Insel fahren, scheinen kein ernsteres Motiv zu haben. Wir sahen deutlich, daß er die Tracht und Lebensweise seiner Stammgenossen den unsrigen vorzog. Als ich ihm Kleider gegeben hatte, mit denen ich vom Admiralitätsamt für ihn versehen worden war, trug er sie einige Tage und weigerte sich dann, ferneren Gebrauch davon zu machen. Selbst von Omai, mit dem doch eine völlige Umwandlung vorgegangen zu sein scheint, glaube ich, daß er später zur Tracht seiner Heimath zurückkehren wird.

Die Frage, ob die Tahitier Menschenopfer bringen, entschied sich in der bündigsten Weise: ich wohnte selbst einem Menschenopfer bei. Die Feierlichkeit hatte eine politische Tendenz und richtete sich gegen Eimeo, dessen König, dessen Frauen und dessen Schweine nebst Allem, was die Insel sonst noch enthielt, von der Gottheit erfleht wurden. Der Menschen, die geopfert wurden, waren zwei, und außerdem wurden noch verschiedene junge Schweine und ein Hund dargebracht. Die Menschen kamen nicht lebend auf den Opferplatz, man hatte sie vorher hinterrücks überfallen und mit Keulen oder Steinen erschlagen. Jedem dieser Todten machte ein Priester viele Vorwürfe und richtete Fragen an ihn. Was beide verbrochen haben mochten, erfuhr ich nicht, doch ist es gewiß, daß man in der Regel Menschen opfert, die ein Vergehen begangen haben oder vagabundirend von Ort zu Ort, von Insel zu Insel streifen. Solcher Menschen ohne einen bestimmten Wohnort und ohne bekannte Subsistenzmittel giebt es hier in Menge.

Ein solches Opfer heißt Puriri, Gebet des Königs, und der Geopferte Toata-Tabu, der geweihte Mensch. Bei dieser Gelegenheit habe ich auf Tahiti das Wort Tabu zum ersten und letzten Male gehört. Der Todte wird auf dem Opferplatze begraben, aber nach einiger Zeit ausgescharrt und seines Schädels beraubt. Der Opferplatz hat nicht die Bestimmung, welche sein Name andeutet, sondern ist Tempel und Kirchhof. Wir zählten neunundvierzig Todtenköpfe, und die Opfer müssen daher sehr häufig sein.

Die zweitägige Dauer des Opferfestes entsprach der Wichtigkeit des Zweckes. Um so auffallender war mir das gleichgiltige prosaische

Benehmen der Priester. Von dem imponirenden Ernst, der religiösen Ceremonien allein Wirkung verleiht, sah man nichts. Die Priester trugen die gewöhnliche Kleidung der Eingebornen und unterhielten sich unter einander wie bei der alltäglichsten Gelegenheit. Noch weniger Ernst war bei den Laien wahrzunehmen. Am ersten Tage erschien Omai nach dem Beginn der Feierlichkeiten und wurde sogleich umringt und mit Fragen bestürmt. Auf die Ceremonie achtete Niemand mehr.

Die Priester sagten uns, diese Menschenopfer seien eine alte Gewohnheit. Der Gottheit sei das menschliche Blut angenehm, „sie lebe davon." Nach einem solchen Feste könne man von ihr Alles verlangen. Gewisse Zeichen wurden sorgfältig beobachtet, z. B. die Eingeweide der Schweine untersucht. Daß diese Theile bei einem derselben, wie man es bei frisch geschlachteten Thieren häufig sieht, noch zuckten, galt für eine höchst glückliche Vorbedeutung, und als ein Vogel auf einem nahen Baume seine Stimme erhob, sagte Otu voll Freude zu mir: „Es ist Eatua (die Gottheit)."

Während des Opferfestes hatte ich mich jeder Bemerkung enthalten, als ich aber am Abend bei Otu saß, sprach ich meinen Abscheu offen aus. Omai machte meinen Dolmetscher und griff seine Landsleute mit einem Muth und einer Wärme an, die ihm neue Feinde machten. Unser Freund verdarb Alles, als er einem anwesenden Häuptling erklärte, daß er gehängt werden würde, wenn er in England den Geringsten aus dem Volke tödte. Der beleidigte Vornehme ließ Omai nicht weiter sprechen und entfernte sich mit dem Ausrufe: Maeno, Maeno (Elender, Elender)!

Unser Verkehr litt durch das Gespräch dieses Abends nicht. Otu bemühte sich nach wie vor, uns mit Lebensmitteln zu versorgen und durch Feste zu unterhalten. Wir unsererseits verschafften ihm und seinen Unterthanen einen Genuß, den sie noch nie gehabt hatten. Omai hatte mehrmals einen Beweis seiner Reitkunst geben wollen, war aber immer vom Pferde gefallen, ehe er im Sattel saß. Nun bestiegen Capitain Clerke und ich unsere beiden Thiere und machten mit ihnen die Runde um die Ebene von Matavai. Die zahlreich versammelte Menge verrieth ein Staunen und eine Bewunderung, als ob wir wahrhafte Centauren wären. Seit dieser Zeit stiegen unsere Leute

Benehmen der Priester. Von dem imponirenden Ernst, der religiösen Ceremonien allein Wirkung verleiht, sah man nichts. Die Priester trugen die gewöhnliche Kleidung der Eingebornen und unterhielten sich unter einander wie bei der alltäglichsten Gelegenheit. Noch weniger Ernst war bei den Laien wahrzunehmen. Am ersten Tage erschien Omai nach dem Beginn der Feierlichkeiten und wurde sogleich umringt und mit Fragen bestürmt. Auf die Ceremonie achtete Niemand mehr.

Die Priester sagten uns, diese Menschenopfer seien eine alte Gewohnheit. Der Gottheit sei das menschliche Blut angenehm, „sie lebe davon." Nach einem solchen Feste könne man von ihr Alles verlangen. Gewisse Zeichen wurden sorgfältig beobachtet, z. B. die Eingeweide der Schweine untersucht. Daß diese Theile bei einem derselben, wie man es bei frisch geschlachteten Thieren häufig sieht, noch zuckten, galt für eine höchst glückliche Vorbedeutung, und als ein Vogel auf einem nahen Baume seine Stimme erhob, sagte Otu voll Freude zu mir: „Es ist Eatua (die Gottheit)."

Während des Opferfestes hatte ich mich jeder Bemerkung enthalten, als ich aber am Abend bei Otu saß, sprach ich meinen Abscheu offen aus. Omai machte meinen Dolmetscher und griff seine Landsleute mit einem Muth und einer Wärme an, die ihm neue Feinde machten. Unser Freund verdarb Alles, als er einem anwesenden Häuptling erklärte, daß er gehängt werden würde, wenn er in England den Geringsten aus dem Volke tödte. Der beleidigte Vornehme ließ Omai nicht weiter sprechen und entfernte sich mit dem Ausrufe: Maeno, Maeno (Elender, Elender)!

Unser Verkehr litt durch das Gespräch dieses Abends nicht. Otu bemühte sich nach wie vor, uns mit Lebensmitteln zu versorgen und durch Feste zu unterhalten. Wir unsererseits verschafften ihm und seinen Unterthanen einen Genuß, den sie noch nie gehabt hatten. Omai hatte mehrmals einen Beweis seiner Reitkunst geben wollen, war aber immer vom Pferde gefallen, ehe er im Sattel saß. Nun bestiegen Capitain Clerke und ich unsere beiden Thiere und machten mit ihnen die Runde um die Ebene von Matavai. Die zahlreich versammelte Menge verrieth ein Staunen und eine Bewunderung, als ob wir wahrhafte Centauren wären. Seit dieser Zeit stiegen unsere Leute

jeden Tag zu Pferde, so lange wir in Tahiti blieben, und doch nahm die Neugier der Eingebornen nicht ab. Sie achteten diese Thiere weit höher, seit sie wußten, wozu man sie gebrauchen könne, und habe ich recht gesehen, so brachte ihnen dies Schauspiel eine weit höhere Meinung von unserer Macht bei, als Alles, was sie bisher von europäischen Seefahrern wahrgenommen hatten.

Ich wurde oft gedrängt, an dem Kampfe gegen Eimeo Theil zu nehmen. Meine Weigerungen beleidigten nicht alle Insulaner. Es gab nämlich drei Parteien; die eine forderte den Kampf mit Wuth, die zweite bewies eine vollständige Gleichgiltigkeit und die dritte erklärte sich für den bedrohten Theil. Während die Berathungen noch fortdauerten, ging Potatu, der zu der ersten Partei gehörte, mit zwei anderen Häuptlingen unter Segel, landete auf Eimeo und eröffnete die Feindseligkeiten mit Scharmützeln.

In der Bucht lagen etwa sechzig große Pirogen, alle mit Plattformen für die Krieger versehen. Auf meine Bitte führten zwei derselben ein Scheingefecht aus. Die eine befehligte Omai, die andere, die mich aufgenommen hatte, Otu in Person. Beide Fahrzeuge schossen mit aller Lebhaftigkeit, die ihnen durch Ruder mitgetheilt werden konnte, vor und zurück. Während dessen schwangen die Krieger auf den Plattformen ihre Waffen, machten wilde Gesichter und verkrümmten den Körper, um sich Muth zum Kampf zu verschaffen. Otu stand neben der Plattform und gab durch Zeichen Befehle zum Vorgehen und zum Rückzuge. Er bedurfte der Erfahrung und des sicheren Blickes, um jeden günstigen Moment zu erspähen und Alles zu vermeiden, was den Feinden Vortheil bringen könne. Als die Pirogen wohl zwölfmal vor und zurück gegangen waren, legten sich beide neben einander. Nach einem kurzen Kampfe sanken alle Krieger unserer Pirogе wie Todte nieder, und Omai bemächtigte sich mit den Seinigen unseres Fahrzeugs. In demselben Augenblicke warfen sich Otu und unsere Ruderer ins Meer, als ob sie sich durch Schwimmen retten müßten.

Wie uns berichtet wurde, liefern sie alle ihre Seegefechte auf diese Weise. Zuweilen befestigen sie zwei Pirogen mit den Vordertheilen an einander und kämpfen so lange, bis alle Krieger der einen gefallen sind. Uns erscheint ein solcher Kampf als schrecklich, aber diese Insu-

jeden Tag zu Pferde, so lange wir in Tahiti blieben, und doch nahm die Neugier der Eingebornen nicht ab. Sie achteten diese Thiere weit höher, seit sie wußten, wozu man sie gebrauchen könne, und habe ich recht gesehen, so brachte ihnen dies Schauspiel eine weit höhere Meinung von unserer Macht bei, als Alles, was sie bisher von europäischen Seefahrern wahrgenommen hatten.

Ich wurde oft gedrängt, an dem Kampfe gegen Eimeo Theil zu nehmen. Meine Weigerungen beleidigten nicht alle Insulaner. Es gab nämlich drei Parteien; die eine forderte den Kampf mit Wuth, die zweite bewies eine vollständige Gleichgiltigkeit und die dritte erklärte sich für den bedrohten Theil. Während die Berathungen noch fortdauerten, ging Potatu, der zu der ersten Partei gehörte, mit zwei anderen Häuptlingen unter Segel, landete auf Eimeo und eröffnete die Feindseligkeiten mit Scharmützeln.

In der Bucht lagen etwa sechzig große Pirogen, alle mit Plattformen für die Krieger versehen. Auf meine Bitte führten zwei derselben ein Scheingefecht aus. Die eine befehligte Omai, die andere, die mich aufgenommen hatte, Otu in Person. Beide Fahrzeuge schossen mit aller Lebhaftigkeit, die ihnen durch Ruder mitgetheilt werden konnte, vor und zurück. Während dessen schwangen die Krieger auf den Plattformen ihre Waffen, machten wilde Gesichter und verkrümmten den Körper, um sich Muth zum Kampf zu verschaffen. Otu stand neben der Plattform und gab durch Zeichen Befehle zum Vorgehen und zum Rückzuge. Er bedurfte der Erfahrung und des sicheren Blickes, um jeden günstigen Moment zu erspähen und Alles zu vermeiden, was den Feinden Vortheil bringen könne. Als die Pirogen wohl zwölfmal vor und zurück gegangen waren, legten sich beide neben einander. Nach einem kurzen Kampfe sanken alle Krieger unserer Pirogе wie Todte nieder, und Omai bemächtigte sich mit den Seinigen unseres Fahrzeugs. In demselben Augenblicke warfen sich Otu und unsere Ruderer ins Meer, als ob sie sich durch Schwimmen retten müßten.

Wie uns berichtet wurde, liefern sie alle ihre Seegefechte auf diese Weise. Zuweilen befestigen sie zwei Pirogen mit den Vordertheilen an einander und kämpfen so lange, bis alle Krieger der einen gefallen sind. Uns erscheint ein solcher Kampf als schrecklich, aber diese Insu-

laner müssen immer auf Sieg oder Tod gefaßt sein, Gnade kennen sie nicht, und verschonen sie einen Gefangenen, so geschieht es nur, um ihn am nächsten Morgen auf eine noch grausamere Weise zu tödten.

Auf die Flotte gründet sich alle Macht und Kraft dieser Bevölkerungen. Von einem allgemeinen Gefecht auf dem Lande habe ich nie gehört, die großen Schlachten werden immer auf dem Meere geliefert. Wenn beide Theile Zeit und Ort ihres Zusammentreffens bestimmt haben, so verleben sie den letzten Tag und die Nacht vor dem Gefecht unter Festen und Belustigungen. Sie schieben ihre Pirogen ins Wasser, treffen ihre Vorbereitungen und beginnen bei Sonnenaufgang den Kampf. Sein Ausgang entscheidet in der Regel den Krieg. Die Besiegten ergreifen alle hastig die Flucht und diejenigen, welche ihre Heimath erreichen, werfen sich mit ihren Angehörigen in die Berge. Die Sieger, die in der ersten Wuth weder Greise, noch Frauen, noch Kinder verschont haben, versammeln sich am nächsten Tage im Morai, danken der Gottheit für den erfochtenen Sieg und bringen ihr die getödteten Krieger und die wenigen Gefangenen zum Opfer dar. Man unterhandelt nun, wobei sie die Bedingungen vorschreiben und sich gewisse Bezirke, unter Umständen ganze Inseln, abtreten lassen.

Nach diesem Scheingefecht legte Omai die alte Rüstung an, die er von England mitgebracht hatte, bestieg die Plattform seiner Piroge und ließ sich im Triumph an der Küste hinrudern. Sein Panzerhemd fand die Bewunderung nicht, auf die er gerechnet hatte. Viele der Insulaner kannten es bereits, und die übrigen hatte sein unvorsichtiges Benehmen so empört, daß sie ihm nicht einen Blick schenken mochten.

Es war verabredet worden, daß die Verstärkung, die Otu nach Eimeo führen wollte, mit mir zugleich absegeln sollte. Die Tahitier waren klug genug, um einzusehen, daß meine Gegenwart für sie vortheilhaft sein werde, obgleich ich mich vom Kampfe fern halte. Der Tag der Abfahrt war bestimmt, als die Nachricht kam, daß die nach Eimeo vorausgegangenen Häuptlinge mit dem dortigen Anführer Maheine Frieden oder vielmehr Waffenstillstand geschlossen hätten. Da der Vertrag für Tahiti nachtheilig war, so entstand gegen Otu, dessen Zögern man alle Schuld beimaß, eine solche Erbitterung, daß ich den Unzufriedenen drohte, fände ich bei meiner Rückkehr Otu nicht im vollen

laner müssen immer auf Sieg oder Tod gefaßt sein, Gnade kennen sie nicht, und verschonen sie einen Gefangenen, so geschieht es nur, um ihn am nächsten Morgen auf eine noch grausamere Weise zu tödten.

Auf die Flotte gründet sich alle Macht und Kraft dieser Bevölkerungen. Von einem allgemeinen Gefecht auf dem Lande habe ich nie gehört, die großen Schlachten werden immer auf dem Meere geliefert. Wenn beide Theile Zeit und Ort ihres Zusammentreffens bestimmt haben, so verleben sie den letzten Tag und die Nacht vor dem Gefecht unter Festen und Belustigungen. Sie schieben ihre Pirogen ins Wasser, treffen ihre Vorbereitungen und beginnen bei Sonnenaufgang den Kampf. Sein Ausgang entscheidet in der Regel den Krieg. Die Besiegten ergreifen alle hastig die Flucht und diejenigen, welche ihre Heimath erreichen, werfen sich mit ihren Angehörigen in die Berge. Die Sieger, die in der ersten Wuth weder Greise, noch Frauen, noch Kinder verschont haben, versammeln sich am nächsten Tage im Morai, danken der Gottheit für den erfochtenen Sieg und bringen ihr die getödteten Krieger und die wenigen Gefangenen zum Opfer dar. Man unterhandelt nun, wobei sie die Bedingungen vorschreiben und sich gewisse Bezirke, unter Umständen ganze Inseln, abtreten lassen.

Nach diesem Scheingefecht legte Omai die alte Rüstung an, die er von England mitgebracht hatte, bestieg die Plattform seiner Piroge und ließ sich im Triumph an der Küste hinrudern. Sein Panzerhemd fand die Bewunderung nicht, auf die er gerechnet hatte. Viele der Insulaner kannten es bereits, und die übrigen hatte sein unvorsichtiges Benehmen so empört, daß sie ihm nicht einen Blick schenken mochten.

Es war verabredet worden, daß die Verstärkung, die Otu nach Eimeo führen wollte, mit mir zugleich absegeln sollte. Die Tahitier waren klug genug, um einzusehen, daß meine Gegenwart für sie vortheilhaft sein werde, obgleich ich mich vom Kampfe fern halte. Der Tag der Abfahrt war bestimmt, als die Nachricht kam, daß die nach Eimeo vorausgegangenen Häuptlinge mit dem dortigen Anführer Maheine Frieden oder vielmehr Waffenstillstand geschlossen hätten. Da der Vertrag für Tahiti nachtheilig war, so entstand gegen Otu, dessen Zögern man alle Schuld beimaß, eine solche Erbitterung, daß ich den Unzufriedenen drohte, fände ich bei meiner Rückkehr Otu nicht im vollen

Besitz der Macht, so würde ich feindselig gegen sie verfahren. Ich wußte, daß diese Erklärung Otu schützen würde.

Zur Besiegelung des Friedensvertrags wurde eine religiöse Feier veranstaltet, der ich beigewohnt haben würde, wenn ein rheumatischer Schmerz, der sich von den Hüften bis zu den Füßen zog, mich nicht zurückgehalten hätte. Zwölf Frauen befreiten mich von diesem Leiden. Sie stellten sich um mich her und preßten mich mit beiden Händen vom Kopf bis zu den Füßen, hauptsächlich aber an den leidende Theilen. Sie kneteten so stark, daß alle Knochen krachten und ich nach einer viertelstündigen Behandlung wie gerädert war. Erleichterung fühlte ich auf der Stelle, und nachdem ich mich am Abend noch einmal hatte kneten lassen, hatte ich eine schmerzenfreie Nacht. Am nächsten Tage wiederholten die Frauen ihre Operation noch zweimal, und ich war nun ganz hergestellt. Die Tahitier nannten diese Cur Romi, und ich ziehe sie den Frottirungen und ähnlichen Mitteln unserer Aerzte entschieden vor. Sie ist auf allen Gesellschaftsinseln in Gebrauch und wird zuweilen von Männern, am häufigsten aber von Frauen ausgeführt. Auch wenn Jemand vom Fußgehen ermüdet ist, wird diese Methode angewendet. Man knetet ihm dann die Beine, und zwar mit dem besten Erfolg.

Einige meiner Officiere hatten jener Friedensfeier beigewohnt und berichteten darüber Folgendes. Der Ort war ein Morai oder Begräbnißplatz, und die Feier begann damit, daß drei Priester, von denen der eine einen Bananenzweig, der zweite einen anderen Zweig und der dritte eine Palmenblüthe in der Hand hielt, eine Stunde lang kurze Gebete sprachen und dazwischen einen klagenden Gesang anstimmten. Nun erhob sich Otu, ließ sich mit dem Maro, dem Symbol der königlichen Würde, umgürten und nahm eine Mütze mit rothen Federn in die Hand. Er stellte sich vor die Priester, welche ihre Gesänge noch zehn Minuten fortsetzten. Dieselben Ceremonien wurden auf einer anderen Seite des Morai wiederholt, und damit schloß der erste Theil der Feier.

Die Versammlung begab sich darauf in eine sehr geräumige Hütte und nahm in größerer Ordnung Platz, als in Tahiti gewöhnlich zu herrschen pflegt. Es wurden verschiedene Reden gehalten, bald von

Besitz der Macht, so würde ich feindselig gegen sie verfahren. Ich wußte, daß diese Erklärung Otu schützen würde.

Zur Besiegelung des Friedensvertrags wurde eine religiöse Feier veranstaltet, der ich beigewohnt haben würde, wenn ein rheumatischer Schmerz, der sich von den Hüften bis zu den Füßen zog, mich nicht zurückgehalten hätte. Zwölf Frauen befreiten mich von diesem Leiden. Sie stellten sich um mich her und preßten mich mit beiden Händen vom Kopf bis zu den Füßen, hauptsächlich aber an den leidende Theilen. Sie kneteten so stark, daß alle Knochen krachten und ich nach einer viertelstündigen Behandlung wie gerädert war. Erleichterung fühlte ich auf der Stelle, und nachdem ich mich am Abend noch einmal hatte kneten lassen, hatte ich eine schmerzenfreie Nacht. Am nächsten Tage wiederholten die Frauen ihre Operation noch zweimal, und ich war nun ganz hergestellt. Die Tahitier nannten diese Cur Romi, und ich ziehe sie den Frottirungen und ähnlichen Mitteln unserer Aerzte entschieden vor. Sie ist auf allen Gesellschaftsinseln in Gebrauch und wird zuweilen von Männern, am häufigsten aber von Frauen ausgeführt. Auch wenn Jemand vom Fußgehen ermüdet ist, wird diese Methode angewendet. Man knetet ihm dann die Beine, und zwar mit dem besten Erfolg.

Einige meiner Officiere hatten jener Friedensfeier beigewohnt und berichteten darüber Folgendes. Der Ort war ein Morai oder Begräbnißplatz, und die Feier begann damit, daß drei Priester, von denen der eine einen Bananenzweig, der zweite einen anderen Zweig und der dritte eine Palmenblüthe in der Hand hielt, eine Stunde lang kurze Gebete sprachen und dazwischen einen klagenden Gesang anstimmten. Nun erhob sich Otu, ließ sich mit dem Maro, dem Symbol der königlichen Würde, umgürten und nahm eine Mütze mit rothen Federn in die Hand. Er stellte sich vor die Priester, welche ihre Gesänge noch zehn Minuten fortsetzten. Dieselben Ceremonien wurden auf einer anderen Seite des Morai wiederholt, und damit schloß der erste Theil der Feier.

Die Versammlung begab sich darauf in eine sehr geräumige Hütte und nahm in größerer Ordnung Platz, als in Tahiti gewöhnlich zu herrschen pflegt. Es wurden verschiedene Reden gehalten, bald von

Tahitiern und bald von Einwohnern Eimeo's. Die Sprecher beklagten die Vergangenheit und versprachen für die Zukunft ein friedliches Verhalten. Mitten unter diesen Reden erhob sich ein Tahitier, der eine Schleuder um die Hüften geschlungen hatte und einen schweren Stein auf der Schulter trug. Nachdem er etwa eine Viertelstunde im Kreise umhergegangen war und im singenden Tone einige Worte wiederholt hatte, schleuderte er seinen Stein. Man trug diesen nebst einem Bananenzweige in den Morai, und dann betete noch einer der Priester.

Vor unserer Abreise überzeugte ich mich von dem Zustande der Thiere, die ich zurückließ. Alle waren in einem guten Zustande und wurden auf eine angemessene Weise verpflegt. Zwei Gänse und zwei Enten brüteten, der weibliche Pfau und die Truthenne hatten noch keine Eier gelegt.

Omai wollte uns nach Eimeo folgen und von dort nach Huaheine gehen. Auf eine so thörichte Weise er seine Sachen verschwendet hatte, verschaffte er sich doch endlich einen Gegenstand, der ihm von großem Nutzen sein mußte. Es war eine doppelte, vollständig ausgerüstete Piroge. Ich hatte ihm vor einiger Zeit verschiedene Flaggen und Wimpel geschenkt, und er ließ sie alle zugleich von seinem Schiff wehen. Seine Schwester, sein Schwager und einige Bekannte hatten ihn noch nicht vollständig ausgeplündert und wollten ihn daher begleiten. Ich verbot ihnen, sich in Huaheine sehen zu lassen, so lange ich in diesen Gewässern verweile, und sie kannten mich genau genug, um in Tahiti zu bleiben.

Vor unserer Abfahrt kam Otu an Bord und bat mich, dem Eari rahi no Bretane oder König von Großbritannien eine Piroge überbringen zu wollen. Das Fahrzeug hätte mich zu sehr belästigt, und ich mußte es ablehnen. Da der gute Wille der That gleich zu stellen ist, bat der tahitische König um Gegengeschenke, rothe Federn, die Vögel, von denen man sie erhält, Beile, ein halbes Dutzend Flinten, Schießbedarf und vor allem Pferde, Alles durch das nächste Schiff zu überbringen.

Wir verstanden nun etwas von der Sprache, und überdies diente uns Omai als Dolmetscher. Unter diesen Umständen ist es sonderbar, daß wir wohl erfuhren, spanische Schiffe seien dagewesen, aber weder

Tahitiern und bald von Einwohnern Eimeo's. Die Sprecher beklagten die Vergangenheit und versprachen für die Zukunft ein friedliches Verhalten. Mitten unter diesen Reden erhob sich ein Tahitier, der eine Schleuder um die Hüften geschlungen hatte und einen schweren Stein auf der Schulter trug. Nachdem er etwa eine Viertelstunde im Kreise umhergegangen war und im singenden Tone einige Worte wiederholt hatte, schleuderte er seinen Stein. Man trug diesen nebst einem Bananenzweige in den Morai, und dann betete noch einer der Priester.

Vor unserer Abreise überzeugte ich mich von dem Zustande der Thiere, die ich zurückließ. Alle waren in einem guten Zustande und wurden auf eine angemessene Weise verpflegt. Zwei Gänse und zwei Enten brüteten, der weibliche Pfau und die Truthenne hatten noch keine Eier gelegt.

Omai wollte uns nach Eimeo folgen und von dort nach Huaheine gehen. Auf eine so thörichte Weise er seine Sachen verschwendet hatte, verschaffte er sich doch endlich einen Gegenstand, der ihm von großem Nutzen sein mußte. Es war eine doppelte, vollständig ausgerüstete Piroge. Ich hatte ihm vor einiger Zeit verschiedene Flaggen und Wimpel geschenkt, und er ließ sie alle zugleich von seinem Schiff wehen. Seine Schwester, sein Schwager und einige Bekannte hatten ihn noch nicht vollständig ausgeplündert und wollten ihn daher begleiten. Ich verbot ihnen, sich in Huaheine sehen zu lassen, so lange ich in diesen Gewässern verweile, und sie kannten mich genau genug, um in Tahiti zu bleiben.

Vor unserer Abfahrt kam Otu an Bord und bat mich, dem Eari rahi no Bretane oder König von Großbritannien eine Piroge überbringen zu wollen. Das Fahrzeug hätte mich zu sehr belästigt, und ich mußte es ablehnen. Da der gute Wille der That gleich zu stellen ist, bat der tahitische König um Gegengeschenke, rothe Federn, die Vögel, von denen man sie erhält, Beile, ein halbes Dutzend Flinten, Schießbedarf und vor allem Pferde, Alles durch das nächste Schiff zu überbringen.

Wir verstanden nun etwas von der Sprache, und überdies diente uns Omai als Dolmetscher. Unter diesen Umständen ist es sonderbar, daß wir wohl erfuhren, spanische Schiffe seien dagewesen, aber weder

über die Zeit ihrer Ankunft noch über die Dauer ihres Aufenthaltes etwas Genaues erfahren konnten. Je häufiger wir unsere Fragen stellten, um so mehr überzeugten wir uns, daß diese Insulaner nicht im Stande sind, den Zeitpunkt von Ereignissen, die nur zehn bis zwanzig Monate rückwärts liegen, zu berechnen. Wahrscheinlich sind diese Schiffe 1774, kurze Zeit nach meiner Abfahrt von Matavai, die im März jenes Jahres stattfand, angekommen. Sie hatten einen Stier, Ziegen, Schweine, Hunde und einen Widder zurückgelassen. Der letztere befand sich in Borabora, wohin auch der Stier geschafft werden sollte.

Von diesen Schiffen waren zwei Priester, ein Bedienter und noch ein Mann, den die Insulaner Matima nannten, zurückgeblieben. Er verstand ihre Sprache und bemühte sich kräftig, ihnen die höchste Meinung von seiner Nation und die schlechteste von den Engländern beizubringen.

Auf Otu's Bitte sagte ich der Insel mit sieben scharfen Kanonenschüssen Lebewohl. Mehrere Tahitier und viele Tahitierinnen befanden sich am Bord. Omai erreichte Eimeo früher als wir und zeigte uns eine gute Rhede. Sie ist die beste, die ich auf diesen Inseln kenne, und hat den Vortheil, daß man bei dem herrschenden Winde bequem ein- und auslaufen kann. Eine zweite, eine Stunde weit entfernte Rhede hat einen zu engen Eingang. In die Bucht, welche die erstere Rhede bildet, münden verschiedene Bäche, und der Strand ist mit Bäumen besetzt, die von den Eingebornen puru genannt werden und ein vortreffliches Brennholz liefern. Man findet also hier sowohl Wasser als Brennholz, und der letztere Artikel war uns um so willkommener, als es in Matavai blos Fruchtbäume giebt.

Sobald unsere Anker gefallen waren, füllten sich unsere Schiffe mit Eingebornen, die allein die Neugier zu uns führte, denn Tauschwaaren boten sie uns nicht an. Am anderen Morgen kamen jedoch viele Pirogen, zum Theil von den entferntesten Theilen der Insel und verkauften einige Schweine und eine beträchtliche Menge von Brotfrüchten und Cocosnüssen gegen Beile, Nägel und Glasperlen. Maheine, das Oberhaupt der Insel, besuchte uns am zweiten Tage. Er näherte sich dem Schiff mit vieler Vorsicht, und es bedurfte vieler Bitten,

über die Zeit ihrer Ankunft noch über die Dauer ihres Aufenthaltes etwas Genaues erfahren konnten. Je häufiger wir unsere Fragen stellten, um so mehr überzeugten wir uns, daß diese Insulaner nicht im Stande sind, den Zeitpunkt von Ereignissen, die nur zehn bis zwanzig Monate rückwärts liegen, zu berechnen. Wahrscheinlich sind diese Schiffe 1774, kurze Zeit nach meiner Abfahrt von Matavai, die im März jenes Jahres stattfand, angekommen. Sie hatten einen Stier, Ziegen, Schweine, Hunde und einen Widder zurückgelassen. Der letztere befand sich in Borabora, wohin auch der Stier geschafft werden sollte.

Von diesen Schiffen waren zwei Priester, ein Bedienter und noch ein Mann, den die Insulaner Matima nannten, zurückgeblieben. Er verstand ihre Sprache und bemühte sich kräftig, ihnen die höchste Meinung von seiner Nation und die schlechteste von den Engländern beizubringen.

Auf Otu's Bitte sagte ich der Insel mit sieben scharfen Kanonenschüssen Lebewohl. Mehrere Tahitier und viele Tahitierinnen befanden sich am Bord. Omai erreichte Eimeo früher als wir und zeigte uns eine gute Rhede. Sie ist die beste, die ich auf diesen Inseln kenne, und hat den Vortheil, daß man bei dem herrschenden Winde bequem ein- und auslaufen kann. Eine zweite, eine Stunde weit entfernte Rhede hat einen zu engen Eingang. In die Bucht, welche die erstere Rhede bildet, münden verschiedene Bäche, und der Strand ist mit Bäumen besetzt, die von den Eingebornen puru genannt werden und ein vortreffliches Brennholz liefern. Man findet also hier sowohl Wasser als Brennholz, und der letztere Artikel war uns um so willkommener, als es in Matavai blos Fruchtbäume giebt.

Sobald unsere Anker gefallen waren, füllten sich unsere Schiffe mit Eingebornen, die allein die Neugier zu uns führte, denn Tauschwaaren boten sie uns nicht an. Am anderen Morgen kamen jedoch viele Pirogen, zum Theil von den entferntesten Theilen der Insel und verkauften einige Schweine und eine beträchtliche Menge von Brotfrüchten und Cocosnüssen gegen Beile, Nägel und Glasperlen. Maheine, das Oberhaupt der Insel, besuchte uns am zweiten Tage. Er näherte sich dem Schiff mit vieler Vorsicht, und es bedurfte vieler Bitten,

ehe er an Bord kam. Er kannte uns als Freunde der Tahitier und hielt uns deswegen für seine Feinde.

Dieser Häuptling, der mit Hilfe einer kleinen Anzahl von Anhängern eine gewisse Unabhängigkeit von Tahiti erkämpft hat, zählte vierzig bis fünfzig Jahre. Er hatte einen kahlen Kopf, den man in der Südsee bei Leuten dieses Alters sonst nicht sieht. Er trug eine Art von Turban, und schien sich zu schämen, daß er keine Haare habe.

Ich beschenkte Maheine mit verschiedenen Sachen, welche für ihn Werth hatten, aber seine Bitte um ein Paar Ziegen konnte ich nicht erfüllen. Er besaß bereits solche Thiere, und ich durfte eine andere Insel um seinetwillen nicht berauben. Am Tage weideten unsere Ziegen am Lande und am nächsten Abend fehlte eine. Ich ließ sie von Maheine zurückfordern und schickte die Thiere wie gewöhnlich ans Land. Daß die Eingebornen, während ihr erster Diebstahl gerügt wurde, die Frechheit haben könnten, einen zweiten zu begehen, kam mir nicht in den Sinn. Am Abend fehlte abermals eine Ziege, und diese, welche trächtig war, hielt Maheine zurück, während er die zuerst gestohlene schickte.

Am folgenden Morgen waren die Bewohner der Umgegend verschwunden und hatten sogar eine ausgestellte Leiche mitgenommen. Maheine war auf die andere Seite der Insel gegangen. Ein Boot, das ich mit einigen Seesoldaten abgehen ließ, kam in der Nacht unverrichteter Dinge zurück. Man hatte unsere Leute bis zum Einbruch der Dunkelheit mit leeren Versprechungen hingehalten. Der Glaube, daß man uns ungestraft bestehlen könne, durfte in den Eingebornen nicht entstehen. Ich ging mit Omai und fünfunddreißig meiner Leute ans Land. Bald erhielten wir von unserer Ziege Nachricht und begaben uns in den Ort Watea, wo man sie versteckt hielt. Die Einwohner machten Miene, uns mit ihren Keulen, Wurfspießen und Schleudern anzugreifen, da sie uns zu stark fanden, legten sie sich aufs Leugnen und wollten von der Ziege nichts wissen. Meine Drohung, daß ich ihre Häuser und Pirogen in Brand stecken werde, wenn sie die Ziege nicht auslieferten, änderte ihren Sinn nicht. Ich mußte mir consequent bleiben und einige Häuser und Pirogen den Flammen übergeben. Auf

ehe er an Bord kam. Er kannte uns als Freunde der Tahitier und hielt uns deswegen für seine Feinde.

Dieser Häuptling, der mit Hilfe einer kleinen Anzahl von Anhängern eine gewisse Unabhängigkeit von Tahiti erkämpft hat, zählte vierzig bis fünfzig Jahre. Er hatte einen kahlen Kopf, den man in der Südsee bei Leuten dieses Alters sonst nicht sieht. Er trug eine Art von Turban, und schien sich zu schämen, daß er keine Haare habe.

Ich beschenkte Maheine mit verschiedenen Sachen, welche für ihn Werth hatten, aber seine Bitte um ein Paar Ziegen konnte ich nicht erfüllen. Er besaß bereits solche Thiere, und ich durfte eine andere Insel um seinetwillen nicht berauben. Am Tage weideten unsere Ziegen am Lande und am nächsten Abend fehlte eine. Ich ließ sie von Maheine zurückfordern und schickte die Thiere wie gewöhnlich ans Land. Daß die Eingebornen, während ihr erster Diebstahl gerügt wurde, die Frechheit haben könnten, einen zweiten zu begehen, kam mir nicht in den Sinn. Am Abend fehlte abermals eine Ziege, und diese, welche trächtig war, hielt Maheine zurück, während er die zuerst gestohlene schickte.

Am folgenden Morgen waren die Bewohner der Umgegend verschwunden und hatten sogar eine ausgestellte Leiche mitgenommen. Maheine war auf die andere Seite der Insel gegangen. Ein Boot, das ich mit einigen Seesoldaten abgehen ließ, kam in der Nacht unverrichteter Dinge zurück. Man hatte unsere Leute bis zum Einbruch der Dunkelheit mit leeren Versprechungen hingehalten. Der Glaube, daß man uns ungestraft bestehlen könne, durfte in den Eingebornen nicht entstehen. Ich ging mit Omai und fünfunddreißig meiner Leute ans Land. Bald erhielten wir von unserer Ziege Nachricht und begaben uns in den Ort Watea, wo man sie versteckt hielt. Die Einwohner machten Miene, uns mit ihren Keulen, Wurfspießen und Schleudern anzugreifen, da sie uns zu stark fanden, legten sie sich aufs Leugnen und wollten von der Ziege nichts wissen. Meine Drohung, daß ich ihre Häuser und Pirogen in Brand stecken werde, wenn sie die Ziege nicht auslieferten, änderte ihren Sinn nicht. Ich mußte mir consequent bleiben und einige Häuser und Pirogen den Flammen übergeben. Auf

dem Rückwege zum Schiff verbrannte ich noch sechs Pirogen und erhielt die Ziege doch nicht wieder.

Folgenden Tags ließ ich Maheine sagen, wenn er seinen Raub nicht herausgebe, solle er auf der ganzen Insel keine einzige Piroge behalten. Damit der Häuptling meinen Ernst sähe, mußte der Zimmermann drei am Strande liegende Pirogen zerstören. Ich selbst unternahm eine neue Expedition, bei der ich acht Pirogen verbrannte oder zerschlug. Als ich an Bord zurückkehrte, war die Ziege da.

Diese unglücklichen Vorgänge machten mir viel Kummer. Die Aufforderung zur Theilnahme am Kriege gegen Eimeo hatte ich zurückgewiesen, und jetzt fügte ich der Insel vielleicht mehr Schaden zu, als ein Kampf ihr gebracht haben würde. Mein Trost war, daß die Einwohner sich ihr Unglück selbst zugezogen hatten, und daß sie dies fühlten. Das letztere schloß ich, und gewiß mit Recht, daraus, daß sie nach der Beilegung des Streites wieder Cocosnüsse und Früchte an Bord brachten.

Meine Zeit war so gemessen, daß ich nach der oberflächlichen Kenntniß der Insel, die ich mir in diesen wenigen Tagen verschafft hatte, weiter segelte. Omai folgte in seiner Piroge und war verständig genug, einen Lootsen mitzunehmen.

Was ich über Eimeo zu sagen weiß, beschränkt sich auf Folgendes. Bildet Tahiti eine einzige Bergmasse ohne anderen ebenen Boden, als den in einigen tiefen Thälern und den des ringsum laufenden Uferstreifens, so ziehen auf Eimeo die Berge nach den verschiedensten Richtungen und werden häufig von sehr ausgedehnten Thälern und von wellenförmigem Lande begleitet; in der Regel deckt Wald den ganzen Berg bis zur höchsten Spitze. Der ebene Ufersaum wird an vielen Stellen von steilen Felsen unterbrochen, und dies giebt Eimeo ein viel pittoreskeres Ansehn, als Tahiti hat. Am Ufer unserer Rhede lagen zwei große Steine, oder eigentlich Felsen, an welche die Eingebornen abergläubische Ideen knüpften. Sie gelten ihnen für Eatuas oder Gottheiten und für ein Geschwisterpaar, Bruder und Schwester, das auf eine übernatürliche Weise von Ulietea herüber gekommen sei.

Die Erzeugnisse von Eimeo und Tahiti werden dieselben sein. Was die Bevölkerung betrifft, so unterscheiden sich die Frauen der

dem Rückwege zum Schiff verbrannte ich noch sechs Pirogen und erhielt die Ziege doch nicht wieder.

Folgenden Tags ließ ich Maheine sagen, wenn er seinen Raub nicht herausgebe, solle er auf der ganzen Insel keine einzige Piroge behalten. Damit der Häuptling meinen Ernst sähe, mußte der Zimmermann drei am Strande liegende Pirogen zerstören. Ich selbst unternahm eine neue Expedition, bei der ich acht Pirogen verbrannte oder zerschlug. Als ich an Bord zurückkehrte, war die Ziege da.

Diese unglücklichen Vorgänge machten mir viel Kummer. Die Aufforderung zur Theilnahme am Kriege gegen Eimeo hatte ich zurückgewiesen, und jetzt fügte ich der Insel vielleicht mehr Schaden zu, als ein Kampf ihr gebracht haben würde. Mein Trost war, daß die Einwohner sich ihr Unglück selbst zugezogen hatten, und daß sie dies fühlten. Das letztere schloß ich, und gewiß mit Recht, daraus, daß sie nach der Beilegung des Streites wieder Cocosnüsse und Früchte an Bord brachten.

Meine Zeit war so gemessen, daß ich nach der oberflächlichen Kenntniß der Insel, die ich mir in diesen wenigen Tagen verschafft hatte, weiter segelte. Omai folgte in seiner Piroge und war verständig genug, einen Lootsen mitzunehmen.

Was ich über Eimeo zu sagen weiß, beschränkt sich auf Folgendes. Bildet Tahiti eine einzige Bergmasse ohne anderen ebenen Boden, als den in einigen tiefen Thälern und den des ringsum laufenden Uferstreifens, so ziehen auf Eimeo die Berge nach den verschiedensten Richtungen und werden häufig von sehr ausgedehnten Thälern und von wellenförmigem Lande begleitet; in der Regel deckt Wald den ganzen Berg bis zur höchsten Spitze. Der ebene Ufersaum wird an vielen Stellen von steilen Felsen unterbrochen, und dies giebt Eimeo ein viel pittoreskeres Ansehn, als Tahiti hat. Am Ufer unserer Rhede lagen zwei große Steine, oder eigentlich Felsen, an welche die Eingebornen abergläubische Ideen knüpften. Sie gelten ihnen für Eatuas oder Gottheiten und für ein Geschwisterpaar, Bruder und Schwester, das auf eine übernatürliche Weise von Ulietea herüber gekommen sei.

Die Erzeugnisse von Eimeo und Tahiti werden dieselben sein. Was die Bevölkerung betrifft, so unterscheiden sich die Frauen der

beiden Inseln auf die auffallendste Weise. Die einzigen hübschen Mädchen und Frauen, die wir in Eimeo sahen, waren auf anderen Inseln geboren. Die von Eimeo selbst sind von kleiner Gestalt und haben eine sehr braune Gesichtsfarbe und abstoßende Züge.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Aufenthalt in Huaheine. — Ich verschaffe Omai Haus und Garten. — Ulietea. — Desertionen vom Schiff. — Ich verhafte die Familie des Oberhaupts und soll dafür überfallen werden. — Die Ausreißer werden zurückgebracht. — Borabora. — Aus der Geschichte dieser Insel. — Die Weihnachtsinsel. — Entdeckung der Sandwichsinseln.

Omai erreichte in seiner Piroge fast gleichzeitig mit uns Huaheine. Mein Geschäft auf dieser Insel bestand darin, ihm Aufnahme und Grundbesitz auf dieser Insel zu verschaffen. Sein Sinn war auf seine eigentliche Heimath Ulietea gerichtet, wo sein Vater einige Ländereien besessen hatte, die ihm durch die Eroberer aus Borabora geraubt worden waren. Ich war überzeugt, daß ich, ohne zur Gewalt zu schreiten, die Herausgabe dieses Familienbesitzes erlangen würde, aber dazu war nöthig, daß Omai mit den jetzigen Herren der Insel in gutem Einverständniß lebe, und er war ein viel zu feuriger Patriot, um sich Mäßigung gegen sie auferlegen zu können.

Seit unser Freund von seiner schlechten Gesellschaft auf Tahiti getrennt war, benahm er sich klug und erwarb sich wieder unsere Achtung. Meine Unterhandlungen zu seinen Gunsten begannen ohne Verzug. Ich versammelte die Vornehmsten, die hier reicher sind und mehr Ansehen besitzen als in Tahiti, und Omai überreichte ihnen seine Geschenke. Zuerst legte er vor einem der Anwesenden, den ich für einen Priester hielt, die der Gottheit bestimmten rothen Federn und Stoffe, dann auch die Sachen nieder, welche die Häuptlinge erhalten sollten. Bei jedem Artikel sprach ein Freund des Gebers einige Worte, und zuletzt hielt jener Priester ein Gebet, worauf er die sämmtlichen Gegenstände zum Morai tragen ließ.

beiden Inseln auf die auffallendste Weise. Die einzigen hübschen Mädchen und Frauen, die wir in Eimeo sahen, waren auf anderen Inseln geboren. Die von Eimeo selbst sind von kleiner Gestalt und haben eine sehr braune Gesichtsfarbe und abstoßende Züge.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Aufenthalt in Huaheine. — Ich verschaffe Omai Haus und Garten. — Ulietea. — Desertionen vom Schiff. — Ich verhafte die Familie des Oberhaupts und soll dafür überfallen werden. — Die Ausreißer werden zurückgebracht. — Borabora. — Aus der Geschichte dieser Insel. — Die Weihnachtsinsel. — Entdeckung der Sandwichsinseln.

Omai erreichte in seiner Piroge fast gleichzeitig mit uns Huaheine. Mein Geschäft auf dieser Insel bestand darin, ihm Aufnahme und Grundbesitz auf dieser Insel zu verschaffen. Sein Sinn war auf seine eigentliche Heimath Ulietea gerichtet, wo sein Vater einige Ländereien besessen hatte, die ihm durch die Eroberer aus Borabora geraubt worden waren. Ich war überzeugt, daß ich, ohne zur Gewalt zu schreiten, die Herausgabe dieses Familienbesitzes erlangen würde, aber dazu war nöthig, daß Omai mit den jetzigen Herren der Insel in gutem Einverständniß lebe, und er war ein viel zu feuriger Patriot, um sich Mäßigung gegen sie auferlegen zu können.

Seit unser Freund von seiner schlechten Gesellschaft auf Tahiti getrennt war, benahm er sich klug und erwarb sich wieder unsere Achtung. Meine Unterhandlungen zu seinen Gunsten begannen ohne Verzug. Ich versammelte die Vornehmsten, die hier reicher sind und mehr Ansehen besitzen als in Tahiti, und Omai überreichte ihnen seine Geschenke. Zuerst legte er vor einem der Anwesenden, den ich für einen Priester hielt, die der Gottheit bestimmten rothen Federn und Stoffe, dann auch die Sachen nieder, welche die Häuptlinge erhalten sollten. Bei jedem Artikel sprach ein Freund des Gebers einige Worte, und zuletzt hielt jener Priester ein Gebet, worauf er die sämmtlichen Gegenstände zum Morai tragen ließ.

Nach dieser Ceremonie führte Omai in einer längeren Rede sein Anliegen vor. Er erzählte von der Aufnahme, die er in England bei dem König und seinen Häuptlingen gefunden habe, und von den reichen, für die Insel nützlichen Geschenken, mit denen er zurückkehre. Er besitze Pferde und andere kostbare Thiere neuer Art, die sich vermehren und über die benachbarten Inseln ausbreiten würden. Zum Lohn für die Wohlthaten, die ich ihm erwiesen habe, fordere ich für ihn Platz zu einem Hause und so viel Land, als er zu seinem und seiner Diener Unterhalt brauche.

Einer der Häuptlinge antwortete auf der Stelle, ich könne über Huaheine und Alles, was die Insel enthalte, verfügen. Omai, der wie alle Naturmenschen blos an den Augenblick dachte, wurde ganz vergnügt, weil er dieses Anerbieten wörtlich nahm und fest glaubte, daß ich einen unermeßlichen Grundbesitz für ihn fordern werde. Ich nahm aber die Sicherheit seiner Zukunft zur Richtschnur und begnügte mich mit einem kleinen Landstück, das ohne Anstand bewilligt wurde. Es lag nahe am Hafen und hatte am Ufer hin eine Breite von zweihundert Ruthen mit etwas mehr Tiefe.

Die Zimmerleute beider Schiffe bauten für Omai ein kleines Haus, in dem er seine Schätze verschließen konnte. Wir richteten ihm zugleich einen Garten ein, in dem wir Weinstöcke anpflanzten und Sämereien verschiedener Art aussäeten. Er erhielt ferner einen Hengst, eine Stute, eine trächtige Ziege, ein Mutterschwein und zwei Schweine englischer Zucht.

Omai hatte in Huaheine einen Bruder, eine Schwester und einen Schwager, die ihn nicht, wie jene würdigen Verwandten in Tahiti, plünderten. Leider standen sie in keinem Ansehen und konnten ihn mithin nicht schützen. Seine Zukunft war unter diesen Umständen eine gefährdete. Als der einzige reiche Mann lebte er unter Leuten, die augenblicklichen Impulsen und ihren Begierden zu folgen gewohnt waren. Die Befürchtung lag nahe, daß die anderen Bewohner der Insel, sobald wir den Rücken gekehrt hätten, sich gegen ihn vereinigen würden. Um dem womöglich vorzubeugen, ertheilte ich ihm den Rath, den angesehensten Häuptlingen einen Theil seiner Reichthümer abzutreten, und er folgte mir. Ich benutzte jede Gelegenheit, um den

Nach dieser Ceremonie führte Omai in einer längeren Rede sein Anliegen vor. Er erzählte von der Aufnahme, die er in England bei dem König und seinen Häuptlingen gefunden habe, und von den reichen, für die Insel nützlichen Geschenken, mit denen er zurückkehre. Er besitze Pferde und andere kostbare Thiere neuer Art, die sich vermehren und über die benachbarten Inseln ausbreiten würden. Zum Lohn für die Wohlthaten, die ich ihm erwiesen habe, fordere ich für ihn Platz zu einem Hause und so viel Land, als er zu seinem und seiner Diener Unterhalt brauche.

Einer der Häuptlinge antwortete auf der Stelle, ich könne über Huaheine und Alles, was die Insel enthalte, verfügen. Omai, der wie alle Naturmenschen blos an den Augenblick dachte, wurde ganz vergnügt, weil er dieses Anerbieten wörtlich nahm und fest glaubte, daß ich einen unermeßlichen Grundbesitz für ihn fordern werde. Ich nahm aber die Sicherheit seiner Zukunft zur Richtschnur und begnügte mich mit einem kleinen Landstück, das ohne Anstand bewilligt wurde. Es lag nahe am Hafen und hatte am Ufer hin eine Breite von zweihundert Ruthen mit etwas mehr Tiefe.

Die Zimmerleute beider Schiffe bauten für Omai ein kleines Haus, in dem er seine Schätze verschließen konnte. Wir richteten ihm zugleich einen Garten ein, in dem wir Weinstöcke anpflanzten und Sämereien verschiedener Art aussäeten. Er erhielt ferner einen Hengst, eine Stute, eine trächtige Ziege, ein Mutterschwein und zwei Schweine englischer Zucht.

Omai hatte in Huaheine einen Bruder, eine Schwester und einen Schwager, die ihn nicht, wie jene würdigen Verwandten in Tahiti, plünderten. Leider standen sie in keinem Ansehen und konnten ihn mithin nicht schützen. Seine Zukunft war unter diesen Umständen eine gefährdete. Als der einzige reiche Mann lebte er unter Leuten, die augenblicklichen Impulsen und ihren Begierden zu folgen gewohnt waren. Die Befürchtung lag nahe, daß die anderen Bewohner der Insel, sobald wir den Rücken gekehrt hätten, sich gegen ihn vereinigen würden. Um dem womöglich vorzubeugen, ertheilte ich ihm den Rath, den angesehensten Häuptlingen einen Theil seiner Reichthümer abzutreten, und er folgte mir. Ich benutzte jede Gelegenheit, um den

Insulanern zu erklären, daß ich früher oder später zurückkehren und furchtbare Rache nehmen würde, wenn sie Omai eine Beleidigung zugefügt hätten. Aller Vermuthung nach mußte diese Drohung ihm Nutzen bringen, da unser öfteres Erscheinen auf den Gesellschaftsinseln die Eingebornen auf den Gedanken periodischer Besuche europäischer Schiffe gebracht hatte.

Unser Verkehr war durch nichts gestört worden, bis ein Insulaner in das Zelt unseres Astronomen drang und einen Sextanten stahl. Omai brachte uns auf die Spur des Diebes, der nun verhaftet wurde, zuletzt gestand und seinen Raub auslieferte. Da der Mensch in hohem Grade verworfen zu sein schien, so glaubte ich ihn strenger als gewöhnlich bestrafen zu müssen und ließ ihm Haupthaar und Bart scheeren und beide Ohren abschneiden. In der zweiten Nacht darauf entstand ein Geschrei, daß unsere Ziegen gestohlen werden sollten. Es war derselbe Dieb, und er hatte in Omai's Garten bereits Verwüstung angerichtet. Seine Drohungen, daß er seinen Angeber ermorden würde, so wie wir den Rücken gewendet hätten, bestimmten mich, ihn noch einmal in Verhaft zu nehmen. In Folge nachlässiger Bewachung entfloh er mit den Eisen an den Beinen, doch hielt er sich in Huaheine nicht mehr für sicher und floh nach Ulietea, wo ich ihn zu treffen hoffte.

Das Haus Omai's war nun fertig, und wir konnten seine Schätze hineinschaffen. Zu der Masse unnützer Dinge, die man ihm in England gegeben hatte, gehörte eine Kiste mit Spielzeug. Er wurde nicht müde, den Eingebornen diese Siebensachen zu zeigen, und die staunende Menge betrachtete sie mit unendlichem Vergnügen. Was seine Töpfe, Kessel, Schüsseln, Teller, Näpfe, Flaschen, Gläser und sonstiges Geräth betraf, so legten seine Genossen nicht den geringsten Werth darauf, und er erkannte diesen Apparat selbst für nutzlos. Nach und nach tauschte er bei unseren Matrosen für diese Dinge Beile und andere eiserne Werkzeuge ein, die in diesem Theile der Welt mehr innern Werth besaßen und ihm ein Uebergewicht über seine Landsleute gaben.

Unsere Ueberfahrt nach Ulietea war eine kurze und glückliche. Auf dieser Insel begrüßte uns unser alter Freund Oreo, das Oberhaupt des Ganzen, und es begegnete uns in der ersten Woche nichts Bemer-

Insulanern zu erklären, daß ich früher oder später zurückkehren und furchtbare Rache nehmen würde, wenn sie Omai eine Beleidigung zugefügt hätten. Aller Vermuthung nach mußte diese Drohung ihm Nutzen bringen, da unser öfteres Erscheinen auf den Gesellschaftsinseln die Eingebornen auf den Gedanken periodischer Besuche europäischer Schiffe gebracht hatte.

Unser Verkehr war durch nichts gestört worden, bis ein Insulaner in das Zelt unseres Astronomen drang und einen Sextanten stahl. Omai brachte uns auf die Spur des Diebes, der nun verhaftet wurde, zuletzt gestand und seinen Raub auslieferte. Da der Mensch in hohem Grade verworfen zu sein schien, so glaubte ich ihn strenger als gewöhnlich bestrafen zu müssen und ließ ihm Haupthaar und Bart scheeren und beide Ohren abschneiden. In der zweiten Nacht darauf entstand ein Geschrei, daß unsere Ziegen gestohlen werden sollten. Es war derselbe Dieb, und er hatte in Omai's Garten bereits Verwüstung angerichtet. Seine Drohungen, daß er seinen Angeber ermorden würde, so wie wir den Rücken gewendet hätten, bestimmten mich, ihn noch einmal in Verhaft zu nehmen. In Folge nachlässiger Bewachung entfloh er mit den Eisen an den Beinen, doch hielt er sich in Huaheine nicht mehr für sicher und floh nach Ulietea, wo ich ihn zu treffen hoffte.

Das Haus Omai's war nun fertig, und wir konnten seine Schätze hineinschaffen. Zu der Masse unnützer Dinge, die man ihm in England gegeben hatte, gehörte eine Kiste mit Spielzeug. Er wurde nicht müde, den Eingebornen diese Siebensachen zu zeigen, und die staunende Menge betrachtete sie mit unendlichem Vergnügen. Was seine Töpfe, Kessel, Schüsseln, Teller, Näpfe, Flaschen, Gläser und sonstiges Geräth betraf, so legten seine Genossen nicht den geringsten Werth darauf, und er erkannte diesen Apparat selbst für nutzlos. Nach und nach tauschte er bei unseren Matrosen für diese Dinge Beile und andere eiserne Werkzeuge ein, die in diesem Theile der Welt mehr innern Werth besaßen und ihm ein Uebergewicht über seine Landsleute gaben.

Unsere Ueberfahrt nach Ulietea war eine kurze und glückliche. Auf dieser Insel begrüßte uns unser alter Freund Oreo, das Oberhaupt des Ganzen, und es begegnete uns in der ersten Woche nichts Bemer-

kenswerthes. Dann aber desertirte ein Marinesoldat mit Waffen und Gepäck, und es kostete einige Mühe, ihn wieder zu erlangen. Er entschuldigte sich damit, daß zwei Frauen ihn verführt hätten, und ich bestrafte ihn nicht streng. Zehn Tage später entliefen ein Midshipman und ein Matrose der Discovery. Dieses Mal war die Sache ernster, und es entstand die Gefahr, daß die Sehnsucht, auf diesen glücklichen Inseln zu bleiben, uns viele Leute entführen werde. Es zeigte sich bald, daß die Eingebornen die Flüchtlinge versteckten und uns durch falsche Angaben irre führten. Sie hatten ihnen zur Flucht nach Otaha (Taha) verholfen, wie wir mit Sicherheit erfuhren. Von dort hatten die Beiden sich nach Borabora begeben.

Ich griff zu einem Hilfsmittel, das den Eingebornen zeigen sollte, ich lasse nicht mit mir spaßen. Capitain Clerke lud Oreo's Familie auf sein Schiff ein und hielt sie als Gefangene zurück. Oreo selbst, der sich auf meinem Schiffe befand und nicht minder bedroht zu sein glaubte, entließ ich, nachdem ich ihm gesagt hatte, daß er die Seinigen nicht wieder sehen werde, bis er die beiden Flüchtlinge an mich abgeliefert habe. Er war im höchsten Grade bestürzt, und seine Unterthanen umfuhren beständig in großer Zahl die Discovery, indem sie das Schicksal der Gefangenen laut bejammerten.

Oreo klagte ebenfalls, ergriff aber zugleich Maßregeln, meine Forderungen zu erfüllen, indem er eine Piroge nach Borabora abgehen ließ. Ehe diese zurück sein konnte, machten seine Leute einen Anschlag, die Gefangenen auf andere Art, durch Repressalien, zu befreien. Sie wollten mich und Capitain Clerke überfallen und an einen entlegenen Ort schaffen. Mit mir glaubten sie es am leichtesten zu haben, da ich täglich allein und ohne Waffen in dem nahen Bache badete. Ich gab jedoch aus Vorsicht diese Gewohnheit auf und sie mußten ihren Anschlag gegen mich fallen lassen. Capitain Clerke änderte trotz meiner Warnungen an seinem Leben nichts und begab sich eines Nachmittags, blos von Herrn Gore begleitet, an die Küste. Er war seit einiger Zeit abwesend, als ich die Anzeige erhielt, daß er überfallen worden sei. Ein Mädchen, das bei einem der Officiere war, hatte den Anschlag der Wilden verrathen, und Jedermann glaubte, daß die That bereits geschehen sei. Meine Befehle wurden rasch vollzogen: eine Abtheilung

kenswerthes. Dann aber desertirte ein Marinesoldat mit Waffen und Gepäck, und es kostete einige Mühe, ihn wieder zu erlangen. Er entschuldigte sich damit, daß zwei Frauen ihn verführt hätten, und ich bestrafte ihn nicht streng. Zehn Tage später entliefen ein Midshipman und ein Matrose der Discovery. Dieses Mal war die Sache ernster, und es entstand die Gefahr, daß die Sehnsucht, auf diesen glücklichen Inseln zu bleiben, uns viele Leute entführen werde. Es zeigte sich bald, daß die Eingebornen die Flüchtlinge versteckten und uns durch falsche Angaben irre führten. Sie hatten ihnen zur Flucht nach Otaha (Taha) verholfen, wie wir mit Sicherheit erfuhren. Von dort hatten die Beiden sich nach Borabora begeben.

Ich griff zu einem Hilfsmittel, das den Eingebornen zeigen sollte, ich lasse nicht mit mir spaßen. Capitain Clerke lud Oreo's Familie auf sein Schiff ein und hielt sie als Gefangene zurück. Oreo selbst, der sich auf meinem Schiffe befand und nicht minder bedroht zu sein glaubte, entließ ich, nachdem ich ihm gesagt hatte, daß er die Seinigen nicht wieder sehen werde, bis er die beiden Flüchtlinge an mich abgeliefert habe. Er war im höchsten Grade bestürzt, und seine Unterthanen umfuhren beständig in großer Zahl die Discovery, indem sie das Schicksal der Gefangenen laut bejammerten.

Oreo klagte ebenfalls, ergriff aber zugleich Maßregeln, meine Forderungen zu erfüllen, indem er eine Piroge nach Borabora abgehen ließ. Ehe diese zurück sein konnte, machten seine Leute einen Anschlag, die Gefangenen auf andere Art, durch Repressalien, zu befreien. Sie wollten mich und Capitain Clerke überfallen und an einen entlegenen Ort schaffen. Mit mir glaubten sie es am leichtesten zu haben, da ich täglich allein und ohne Waffen in dem nahen Bache badete. Ich gab jedoch aus Vorsicht diese Gewohnheit auf und sie mußten ihren Anschlag gegen mich fallen lassen. Capitain Clerke änderte trotz meiner Warnungen an seinem Leben nichts und begab sich eines Nachmittags, blos von Herrn Gore begleitet, an die Küste. Er war seit einiger Zeit abwesend, als ich die Anzeige erhielt, daß er überfallen worden sei. Ein Mädchen, das bei einem der Officiere war, hatte den Anschlag der Wilden verrathen, und Jedermann glaubte, daß die That bereits geschehen sei. Meine Befehle wurden rasch vollzogen: eine Abtheilung

ging unmittelbar ans Land, eine andere ruderte an der Küste hin. Einige Schüsse, die vom Boot aus fielen, retteten die beiden Herren. Sie ergingen sich am Strande, und eben stürzte eine Schaar bewaffneter Wilder auf sie los, machte aber bei jenen Schüssen Kehrt.

Oreo wurde ungeduldig, daß die Nachrichten von Borabora so lange ausblieben, und machte sich selbst auf den Weg. Zwei Tage später kehrte er zurück und brachte die beiden Ausreißer mit. Sie hatten in der Nacht ihrer Flucht Otaha erreicht, von wo sie nach einer der östlichen Inseln zu segeln gedachten. Die Ruhe der Luft gestattete ihnen die Ausführung ihres Planes nicht. Sie gingen nun nach Borabora und später nach der kleinen Insel Tubai, wo sie verhaftet wurden. Die Störung, die durch sie herbeigeführt worden war, hatte mit ihrer Rückkehr ein Ende. Wir nahmen ungestört Wasser und Brennholz ein, und die Eingebornen brachten uns wieder Schweine und grüne Bananen, die sich zwei bis drei Wochen aufbewahren ließen und uns das Brot ersetzten.

Unser diesmaliger Aufenthalt verschaffte uns einige neue Nachrichten. Wie es scheint, ist Ulietea früher die Hauptinsel der ganzen Gruppe gewesen. Hier war vielleicht sogar der Mittelpunkt der Regierung, wenigstens sollen die Könige Tahiti's von der Familie abstammen, welche vor der letzten Revolution hier regierte. Der jetzige Häuptling Oreo ist nichts als eine Lehnsträger des Herrschers von Borabora. Der entthronte König Uru lebt auf Huaheine und empfängt dort noch immer, obgleich er seine Besitzungen verloren hat, alle Ehren, die dem Königthum gebühren. Diese Ehrfurcht vor gefallener Größe zeigte sich auch auf Ulietea in einer erfreulichen Weise. Mein alter Freund Ori, der ehemalige Häuptling von Huaheine, war eine wichtige Person geblieben und erschien nicht anders als mit einem zahlreichen Gefolge. Seine Gesundheit hatte sich seit meiner letzten Reise bedeutend gebessert. Ich erklärte mir diese Veränderung dadurch, daß er als Privatmann nicht mehr so viel trinkt wie früher.

Auf Borabora fanden wir einen sehr guten Hafen. In der Mitte der Insel erhebt sich ein hoher Berg mit zwei Spitzen, der auf der Ostseite unfruchtbar ist, aber auf der Westseite selbst an den steilsten Stellen Bäume und Gebüsch trägt. Die Ebenen, die sich am Meere

ging unmittelbar ans Land, eine andere ruderte an der Küste hin. Einige Schüsse, die vom Boot aus fielen, retteten die beiden Herren. Sie ergingen sich am Strande, und eben stürzte eine Schaar bewaffneter Wilder auf sie los, machte aber bei jenen Schüssen Kehrt.

Oreo wurde ungeduldig, daß die Nachrichten von Borabora so lange ausblieben, und machte sich selbst auf den Weg. Zwei Tage später kehrte er zurück und brachte die beiden Ausreißer mit. Sie hatten in der Nacht ihrer Flucht Otaha erreicht, von wo sie nach einer der östlichen Inseln zu segeln gedachten. Die Ruhe der Luft gestattete ihnen die Ausführung ihres Planes nicht. Sie gingen nun nach Borabora und später nach der kleinen Insel Tubai, wo sie verhaftet wurden. Die Störung, die durch sie herbeigeführt worden war, hatte mit ihrer Rückkehr ein Ende. Wir nahmen ungestört Wasser und Brennholz ein, und die Eingebornen brachten uns wieder Schweine und grüne Bananen, die sich zwei bis drei Wochen aufbewahren ließen und uns das Brot ersetzten.

Unser diesmaliger Aufenthalt verschaffte uns einige neue Nachrichten. Wie es scheint, ist Ulietea früher die Hauptinsel der ganzen Gruppe gewesen. Hier war vielleicht sogar der Mittelpunkt der Regierung, wenigstens sollen die Könige Tahiti's von der Familie abstammen, welche vor der letzten Revolution hier regierte. Der jetzige Häuptling Oreo ist nichts als eine Lehnsträger des Herrschers von Borabora. Der entthronte König Uru lebt auf Huaheine und empfängt dort noch immer, obgleich er seine Besitzungen verloren hat, alle Ehren, die dem Königthum gebühren. Diese Ehrfurcht vor gefallener Größe zeigte sich auch auf Ulietea in einer erfreulichen Weise. Mein alter Freund Ori, der ehemalige Häuptling von Huaheine, war eine wichtige Person geblieben und erschien nicht anders als mit einem zahlreichen Gefolge. Seine Gesundheit hatte sich seit meiner letzten Reise bedeutend gebessert. Ich erklärte mir diese Veränderung dadurch, daß er als Privatmann nicht mehr so viel trinkt wie früher.

Auf Borabora fanden wir einen sehr guten Hafen. In der Mitte der Insel erhebt sich ein hoher Berg mit zwei Spitzen, der auf der Ostseite unfruchtbar ist, aber auf der Westseite selbst an den steilsten Stellen Bäume und Gebüsch trägt. Die Ebenen, die sich am Meere

hinziehen, tragen wie auf allen diesen Inseln Cocospalmen und Brotbäume, und zahlreiche Inseln, welche innerhalb des Riffs liegen, vermehren den Reichthum Borabora's an Menschen und Erzeugnissen.

Borabora hat nicht mehr als acht Stunden im Umfang, und denkt man an diese geringe Größe, so muß man staunen, daß die hiesigen Einwohner die Eroberung von Ulietea und Otaha unternommen und durchgeführt haben, denn die erste dieser beiden Inseln ist mindestens doppelt so bedeutend. Ich hatte schon auf meinen früheren Reisen von dem Kriege, der diese Revolution herbeigeführt hat, viel gehört und will das Resultat meiner Nachfragen als einen vielleicht nicht unwillkommenen Beitrag zur Geschichte der Südsee-Inseln hier aufnehmen.

Die aneinander grenzenden Inseln Ulietea und Otaha lebten lange Zeit in Freundschaft, oder betrachteten sich, wie die Eingebornen sagten, wie zwei Brüder, die sich durch nichts trennen lassen dürfen. Auch mit Huaheine bestanden freundschaftliche Beziehungen, die freilich minder inniger Natur waren. Dennoch beging Otaha die Treulosigkeit, mit Borabora einen Angriff auf Ulietea zu verabreden. Die Bedrohten riefen die Männer von Huaheine zu Hilfe. Die Krieger von Borabora wurden durch eine Priesterin oder Prophetin ermuthigt, die ihnen den Sieg verkündete. Um ihnen den letzten Zweifel an der Wahrheit ihrer Worte zu benehmen, sagte sie, wenn sie einen von ihnen an eine Stelle im Meer, die sie näher bezeichnete, schickten, so würde er einen Stein aus dem Schooße der Fluthen aufsteigen sehen. Ein Krieger bestieg wirklich eine Piroge und ruderte zu der bezeichneten Stelle. Er wollte tauchen, um nach dem Stein zu sehen, aber kaum befand er sich unter dem Wasser, als er gewaltsam, mit dem Stein in der Hand, in die Höhe geworfen wurde. Die Wilden hegten keinen Zweifel an dem Wunder und trugen den Stein in das Haus der Gottheit, wo man ihn noch aufbewahrt, zum Beweise, daß die Priesterin eine göttliche Eingebung gehabt habe.

Nunmehr des Erfolges sicher, suchte das Geschwader von Borabora die vereinigten Pirogen von Ulietea und Huaheine auf. Da diese sich mit starken Stricken an einander festgebunden hatten, so dauerte der Kampf lange und würde trotz aller Vorhersagungen und Wunder einen für Borabora ungünstigen Ausgang gehabt haben, wenn nicht

hinziehen, tragen wie auf allen diesen Inseln Cocospalmen und Brotbäume, und zahlreiche Inseln, welche innerhalb des Riffs liegen, vermehren den Reichthum Borabora's an Menschen und Erzeugnissen.

Borabora hat nicht mehr als acht Stunden im Umfang, und denkt man an diese geringe Größe, so muß man staunen, daß die hiesigen Einwohner die Eroberung von Ulietea und Otaha unternommen und durchgeführt haben, denn die erste dieser beiden Inseln ist mindestens doppelt so bedeutend. Ich hatte schon auf meinen früheren Reisen von dem Kriege, der diese Revolution herbeigeführt hat, viel gehört und will das Resultat meiner Nachfragen als einen vielleicht nicht unwillkommenen Beitrag zur Geschichte der Südsee-Inseln hier aufnehmen.

Die aneinander grenzenden Inseln Ulietea und Otaha lebten lange Zeit in Freundschaft, oder betrachteten sich, wie die Eingebornen sagten, wie zwei Brüder, die sich durch nichts trennen lassen dürfen. Auch mit Huaheine bestanden freundschaftliche Beziehungen, die freilich minder inniger Natur waren. Dennoch beging Otaha die Treulosigkeit, mit Borabora einen Angriff auf Ulietea zu verabreden. Die Bedrohten riefen die Männer von Huaheine zu Hilfe. Die Krieger von Borabora wurden durch eine Priesterin oder Prophetin ermuthigt, die ihnen den Sieg verkündete. Um ihnen den letzten Zweifel an der Wahrheit ihrer Worte zu benehmen, sagte sie, wenn sie einen von ihnen an eine Stelle im Meer, die sie näher bezeichnete, schickten, so würde er einen Stein aus dem Schooße der Fluthen aufsteigen sehen. Ein Krieger bestieg wirklich eine Piroge und ruderte zu der bezeichneten Stelle. Er wollte tauchen, um nach dem Stein zu sehen, aber kaum befand er sich unter dem Wasser, als er gewaltsam, mit dem Stein in der Hand, in die Höhe geworfen wurde. Die Wilden hegten keinen Zweifel an dem Wunder und trugen den Stein in das Haus der Gottheit, wo man ihn noch aufbewahrt, zum Beweise, daß die Priesterin eine göttliche Eingebung gehabt habe.

Nunmehr des Erfolges sicher, suchte das Geschwader von Borabora die vereinigten Pirogen von Ulietea und Huaheine auf. Da diese sich mit starken Stricken an einander festgebunden hatten, so dauerte der Kampf lange und würde trotz aller Vorhersagungen und Wunder einen für Borabora ungünstigen Ausgang gehabt haben, wenn nicht

gerade im kritischen Augenblicke die Hilfsflotte von Otaha erschienen wäre. Diese Verstärkung entschied das Schicksal des Tags. Die Leute von Borabora tödteten dem Feinde viele Menschen und warfen sich dann, den Sieg verfolgend, auf Huaheine, von dem sie wußten, daß es schwach mit Kriegern versehen sei. Sie machten sich zu Herren der Insel, deren Einwohner in großer Zahl nach Tahiti flohen und ihr Schicksal erzählten. Landsleute und Einwohner von Ulietea, welche dort anwesend waren, leisteten ihnen einige Hilfe, so daß sie zwölf Pirogen bemannen konnten. So geringfügig diese Macht war, gingen sie doch nach einem weisen Plane ans Werk, landeten in einer dunkeln Nacht auf Huaheine, fielen unvermuthet über die Sieger her, tödteten die Mehrzahl und vertrieben den Rest von der Insel. Auf diese Weise wurde Huaheine wieder frei.

Unmittelbar nach der Niederlage der vereinigten Flotten von Ulietea und Huaheine forderten die Einwohner von Otaha die gleiche Vertheilung aller Eroberungen. Die von Borabora wollten davon nichts wissen, das Bündniß löste sich, es kam zu einem Kriege, und Otaha wurde eben so wie Ulietea unterjocht. Beide gehorchen gegenwärtig Borabora, und ihre Häuptlinge sind Lehnsträger des Königs Opuny. Die Unterwerfung der beiden Inseln ist in fünf Schlachten vollendet worden und hat eine Menge Menschen gekostet.

Seit der Unterwerfung von Ulietea und Otaha gelten die Krieger von Borabora für unbesieglich, und ihr Ruhm erstreckt sich so weit, daß man selbst auf Tahiti, wo kein Angriff von ihnen zu fürchten ist, wenn nicht mit Schrecken, doch mit hohem Lobe von ihrer Tapferkeit spricht. Man sagt von ihnen, daß sie nie die Flucht ergreifen und bei gleicher Zahl stets den Sieg davon tragen. Die benachbarten Bevölkerungen scheinen zu glauben, daß die Ueberlegenheit des Gottes von Borabora nicht wenig zu diesen Erfolgen beitrage. Sie glaubten auch, daß dieser Gott uns einen Besuch der Insel, die er besonders beschütze, nicht gestatten und uns durch widrige Winde in Ulietea festhalten werde.

Ehe ich von den Gesellschaftsinseln für immer scheide, muß ich die Bemerkung machen, daß es grausam sein würde, wenn man sie, nachdem sie einmal mit der europäischen Cultur bekannt geworden sind, wieder sich selbst überlassen wollte. Wie mir vorkommt, haben die

gerade im kritischen Augenblicke die Hilfsflotte von Otaha erschienen wäre. Diese Verstärkung entschied das Schicksal des Tags. Die Leute von Borabora tödteten dem Feinde viele Menschen und warfen sich dann, den Sieg verfolgend, auf Huaheine, von dem sie wußten, daß es schwach mit Kriegern versehen sei. Sie machten sich zu Herren der Insel, deren Einwohner in großer Zahl nach Tahiti flohen und ihr Schicksal erzählten. Landsleute und Einwohner von Ulietea, welche dort anwesend waren, leisteten ihnen einige Hilfe, so daß sie zwölf Pirogen bemannen konnten. So geringfügig diese Macht war, gingen sie doch nach einem weisen Plane ans Werk, landeten in einer dunkeln Nacht auf Huaheine, fielen unvermuthet über die Sieger her, tödteten die Mehrzahl und vertrieben den Rest von der Insel. Auf diese Weise wurde Huaheine wieder frei.

Unmittelbar nach der Niederlage der vereinigten Flotten von Ulietea und Huaheine forderten die Einwohner von Otaha die gleiche Vertheilung aller Eroberungen. Die von Borabora wollten davon nichts wissen, das Bündniß löste sich, es kam zu einem Kriege, und Otaha wurde eben so wie Ulietea unterjocht. Beide gehorchen gegenwärtig Borabora, und ihre Häuptlinge sind Lehnsträger des Königs Opuny. Die Unterwerfung der beiden Inseln ist in fünf Schlachten vollendet worden und hat eine Menge Menschen gekostet.

Seit der Unterwerfung von Ulietea und Otaha gelten die Krieger von Borabora für unbesieglich, und ihr Ruhm erstreckt sich so weit, daß man selbst auf Tahiti, wo kein Angriff von ihnen zu fürchten ist, wenn nicht mit Schrecken, doch mit hohem Lobe von ihrer Tapferkeit spricht. Man sagt von ihnen, daß sie nie die Flucht ergreifen und bei gleicher Zahl stets den Sieg davon tragen. Die benachbarten Bevölkerungen scheinen zu glauben, daß die Ueberlegenheit des Gottes von Borabora nicht wenig zu diesen Erfolgen beitrage. Sie glaubten auch, daß dieser Gott uns einen Besuch der Insel, die er besonders beschütze, nicht gestatten und uns durch widrige Winde in Ulietea festhalten werde.

Ehe ich von den Gesellschaftsinseln für immer scheide, muß ich die Bemerkung machen, daß es grausam sein würde, wenn man sie, nachdem sie einmal mit der europäischen Cultur bekannt geworden sind, wieder sich selbst überlassen wollte. Wie mir vorkommt, haben die

Europäer eine gewisse Verpflichtung übernommen, ihnen spätestens alle vier Jahre ein Schiff zu schicken, das sie mit den nützlichen Gegenständen versieht, die wir bei ihnen eingeführt haben. Leistet man eine solche vorübergehende Hilfe nicht, so wird wahrscheinlich eine Hungersnoth sie treffen, weil sie ihre unvollkommeneren Methoden, welche sie gegenwärtig verachten, nicht wieder aufnehmen können. Wenn die eisernen Werkzeuge, deren sie sich seit unserem Erscheinen bedienen, abgenutzt sind, werden sie die Form der Instrumente, die bis dahin bei ihnen im Gebrauch waren, fast vergessen haben. Schon jetzt ist eine steinerne Axt sehr selten, und man sieht keinen Meißel von Stein oder Knochen mehr. Dabei ist ihre Einfalt so groß, daß sie den Vorrath an Nägeln, den sie uns verdanken, für unerschöpflich halten. Neue wurden uns auf den bereits versorgten Inseln nicht abverlangt und höchstens gegen Früchte einige Nägel der kleineren Art eingetauscht. Messer wurden auf allen Inseln sehr gesucht, und Zimmermannsbeile und kleine Aexte hatten vor allen anderen Artikeln, rothe Federn ausgenommen, den Vorzug.

Waren die siebzehn Monate, seit denen ich England verlassen hatte, auch keineswegs unfruchtbar zu nennen, so befand ich mich doch noch weit vom Ziele und hatte im Grunde erst zu beginnen. Von Borabora aus hatte ich gegen Nordwesten zu steuern, und dies war die Richtung, der ich manchen Tag folgte.

Das erste Land zeigte sich in diesen unermeßlichen Meeren am 24. December, eine halbe Stunde vor Anbruch des Tages. Wir erkannten, indem wir heransegelten, eine jener niedrigen Inseln, welche in diesen Meeren so häufig sind. An drei oder vier Stellen zeigten sich Cocosbäume, aber im Allgemeinen war das Aussehen des Landes ein höchst unfruchtbares. Offenbar hatte die Insel keine Bewohner, und da solche Oertlichkeiten von Schildkröten besucht zu werden pflegen, so beschloß ich vor Anker zu gehen.

Meine Hoffnung wurde nicht getäuscht, denn die ausgeschickten Mannschaften fingen Fische und Schildkröten in Menge. Zwei der Matrosen kehrten nicht zurück, und den einen fanden wir erst nach vierundzwanzig Stunden, den anderen noch später. Beide waren im traurigsten Zustande, namentlich der zweite, da die Insel nicht einen

Europäer eine gewisse Verpflichtung übernommen, ihnen spätestens alle vier Jahre ein Schiff zu schicken, das sie mit den nützlichen Gegenständen versieht, die wir bei ihnen eingeführt haben. Leistet man eine solche vorübergehende Hilfe nicht, so wird wahrscheinlich eine Hungersnoth sie treffen, weil sie ihre unvollkommeneren Methoden, welche sie gegenwärtig verachten, nicht wieder aufnehmen können. Wenn die eisernen Werkzeuge, deren sie sich seit unserem Erscheinen bedienen, abgenutzt sind, werden sie die Form der Instrumente, die bis dahin bei ihnen im Gebrauch waren, fast vergessen haben. Schon jetzt ist eine steinerne Axt sehr selten, und man sieht keinen Meißel von Stein oder Knochen mehr. Dabei ist ihre Einfalt so groß, daß sie den Vorrath an Nägeln, den sie uns verdanken, für unerschöpflich halten. Neue wurden uns auf den bereits versorgten Inseln nicht abverlangt und höchstens gegen Früchte einige Nägel der kleineren Art eingetauscht. Messer wurden auf allen Inseln sehr gesucht, und Zimmermannsbeile und kleine Aexte hatten vor allen anderen Artikeln, rothe Federn ausgenommen, den Vorzug.

Waren die siebzehn Monate, seit denen ich England verlassen hatte, auch keineswegs unfruchtbar zu nennen, so befand ich mich doch noch weit vom Ziele und hatte im Grunde erst zu beginnen. Von Borabora aus hatte ich gegen Nordwesten zu steuern, und dies war die Richtung, der ich manchen Tag folgte.

Das erste Land zeigte sich in diesen unermeßlichen Meeren am 24. December, eine halbe Stunde vor Anbruch des Tages. Wir erkannten, indem wir heransegelten, eine jener niedrigen Inseln, welche in diesen Meeren so häufig sind. An drei oder vier Stellen zeigten sich Cocosbäume, aber im Allgemeinen war das Aussehen des Landes ein höchst unfruchtbares. Offenbar hatte die Insel keine Bewohner, und da solche Oertlichkeiten von Schildkröten besucht zu werden pflegen, so beschloß ich vor Anker zu gehen.

Meine Hoffnung wurde nicht getäuscht, denn die ausgeschickten Mannschaften fingen Fische und Schildkröten in Menge. Zwei der Matrosen kehrten nicht zurück, und den einen fanden wir erst nach vierundzwanzig Stunden, den anderen noch später. Beide waren im traurigsten Zustande, namentlich der zweite, da die Insel nicht einen

Tropfen Trinkwasser hatte und der Theil, wo sie sich befanden, ihnen auch keine Cocosmilch darbot. Der eine hatte sich dadurch etwas Erleichterung verschafft, daß er Schildkrötenblut getrunken und sich an seichten Stellen ins Meer gelegt hatte. Wie es möglich war, daß diese beiden Leute sich verirren konnten, begreife ich nicht. Sie hatten vom Meer bis zu der Lagune, wo die Boote fischten, höchstens drei Stunden, die Insel war flach, fast nur mit Gebüsch besetzt, und von sehr vielen Stellen wurden die Masten der Schiffe sichtbar. Daß diese ihnen zu Merkzeichen dienen könnten, daran hatten sie nicht gedacht.

Der Boden dieser Insel, die ich wegen der Feiertage, die wir auf ihr verlebten, die Weihnachtsinsel nannte, ist an einigen Stellen leicht und schwarz. Hier besteht er offenbar aus Pflanzenresten, Vogeldünger und Sand. In anderen Gegenden sieht man nichts als Producte des Meeres, nämlich zertrümmerte Korallen und Muscheln. Diese bilden parallel mit dem Meer laufend schmale Streifen von bedeutender Länge, so daß das Ansehn eines beackerten Feldes entsteht. Sie müssen von den Wogen des Meeres, das jetzt eine halbe Stunde entfernt ist, an Ort und Stelle getragen worden sein. Dies scheint mir auf unwiderlegliche Weise darzuthun, das die Insel durch Anschwemmungen des Meeres entstanden ist und fortwährend zunimmt. Die Korallenstücke und die meisten Muscheln sind viel zu schwer, als daß die Vögel sie hätten forttragen können.

Wir gruben verschiedene Brunnen, um uns Trinkwasser zu verschaffen, erhielten aber nicht einen einzigen Tropfen. Wasserlachen mit salzigem Wasser ohne sichtbare Verbindung mit dem Meer gab es genug. Nach allem Anschein füllen sie sich mit Meerwasser, das bei hohen Fluthen durchsickert. Auch nur die allerentfernteste Spur von dem Aufenthalt eines menschlichen Wesens zeigte sich nicht. Würde einmal ein Unglücklicher hieher verschlagen, so müßte er wegen des gänzlichen Mangels an Trinkwasser bald zu Grunde gehen.

Unter den Sträuchern waren einige, die wir bereits auf der Palmerston-Insel gesehen hatten. Die Pflanzen, die wir sahen, waren so wenig zahlreich und hatten alle ein so kränkliches Ansehn, daß sie sich kaum erhalten werden. Auf den wenigen niedrigen Bäumen nisteten Meerschwalben von der oben schwarzen, unten weißen Art. Sie legen

Tropfen Trinkwasser hatte und der Theil, wo sie sich befanden, ihnen auch keine Cocosmilch darbot. Der eine hatte sich dadurch etwas Erleichterung verschafft, daß er Schildkrötenblut getrunken und sich an seichten Stellen ins Meer gelegt hatte. Wie es möglich war, daß diese beiden Leute sich verirren konnten, begreife ich nicht. Sie hatten vom Meer bis zu der Lagune, wo die Boote fischten, höchstens drei Stunden, die Insel war flach, fast nur mit Gebüsch besetzt, und von sehr vielen Stellen wurden die Masten der Schiffe sichtbar. Daß diese ihnen zu Merkzeichen dienen könnten, daran hatten sie nicht gedacht.

Der Boden dieser Insel, die ich wegen der Feiertage, die wir auf ihr verlebten, die Weihnachtsinsel nannte, ist an einigen Stellen leicht und schwarz. Hier besteht er offenbar aus Pflanzenresten, Vogeldünger und Sand. In anderen Gegenden sieht man nichts als Producte des Meeres, nämlich zertrümmerte Korallen und Muscheln. Diese bilden parallel mit dem Meer laufend schmale Streifen von bedeutender Länge, so daß das Ansehn eines beackerten Feldes entsteht. Sie müssen von den Wogen des Meeres, das jetzt eine halbe Stunde entfernt ist, an Ort und Stelle getragen worden sein. Dies scheint mir auf unwiderlegliche Weise darzuthun, das die Insel durch Anschwemmungen des Meeres entstanden ist und fortwährend zunimmt. Die Korallenstücke und die meisten Muscheln sind viel zu schwer, als daß die Vögel sie hätten forttragen können.

Wir gruben verschiedene Brunnen, um uns Trinkwasser zu verschaffen, erhielten aber nicht einen einzigen Tropfen. Wasserlachen mit salzigem Wasser ohne sichtbare Verbindung mit dem Meer gab es genug. Nach allem Anschein füllen sie sich mit Meerwasser, das bei hohen Fluthen durchsickert. Auch nur die allerentfernteste Spur von dem Aufenthalt eines menschlichen Wesens zeigte sich nicht. Würde einmal ein Unglücklicher hieher verschlagen, so müßte er wegen des gänzlichen Mangels an Trinkwasser bald zu Grunde gehen.

Unter den Sträuchern waren einige, die wir bereits auf der Palmerston-Insel gesehen hatten. Die Pflanzen, die wir sahen, waren so wenig zahlreich und hatten alle ein so kränkliches Ansehn, daß sie sich kaum erhalten werden. Auf den wenigen niedrigen Bäumen nisteten Meerschwalben von der oben schwarzen, unten weißen Art. Sie legen

nur ein Ei, das eine bläuliche Farbe hat, schwarz gesprenkelt und etwas größer als ein Taubenei ist. Es giebt auch viele Tölpel, einen Vogel, der der Möwe gleicht, und einen zweiten von Chocolatefarbe mit weißem Bauch. Zu dieser Liste von Thieren füge man noch Fregatten- und Tropenvögel, die kleine Meerlerche, einen Landvogel, welcher der Grasmücke gleicht, Landkrabben und kleine Eidechsen.

Am 2. Januar 1778 segelte ich in nördlicher Richtung weiter. Jeden Tag sahen wir Vögel der bezeichneten Arten, und am 18. bot sich unseren Blicken eine Insel dar. Bald nachher sahen wir eine zweite; beide schienen hoch zu sein. Da der Wind mir keine Annäherung an die erste gestattete, so hielt ich auf die zweite zu. Nicht lange, so erschien in der Richtung gegen Nordnordwest eine dritte, aber so entfernt, daß wir sie kaum sahen.

Die Insel, die unser Ziel war, hatten wir auf zwei Stunden nahe, und noch immer wußten wir nicht, ob sie Bewohner habe. Wir sollten bald davon überzeugt werden, denn vom Ufer stießen Pirogen ab und ruderten auf uns zu. Ich segelte ihnen entgegen, um ihnen die Arbeit zu erleichtern. In jedem Kahne saßen drei bis sechs Menschen. Dicht ans Schiff kamen sie ohne Furcht heran, aber alle unsere Ueberredungsgabe scheiterte an ihrem Widerwillen, unseren Bord zu betreten. Ich befestigte Kupfermünzen an ein Seil, und sie nahmen das Geschenk an, indem sie uns, immer unter Vermittelung des Seiles Fische zurückgaben. Ich schenkte ihnen auch Nägel, auf die sie großen Werth legten. In den Kähnen lag nichts als große Kürbisse und Fischernetze. Daß sie die Sprache Tahiti's und der anderen Inseln, mit denen wir am bekanntesten waren, redeten, war für uns eine angenehme Ueberraschung.

Die Gesichtsfarbe war bei Allen ziemlich dieselbe, aber um so mehr Verschiedenheit boten die Gesichtszüge dar. Einige hätte man ohne die braune Gestalt für Europäer halten können. Die meisten trugen das Haar kurz, andere ließen es lang auf die Schultern niederfallen und noch andere hatten es oben auf dem Kopfe zu einem Büschel zusammengebunden. Dieses Haar schien von Natur schwarz zu sein, erhielt aber durch ein Fett oder durch einen anderen Stoff eine braune und zuweilen röthliche Farbe. Abgesehen davon, daß einige auf den

nur ein Ei, das eine bläuliche Farbe hat, schwarz gesprenkelt und etwas größer als ein Taubenei ist. Es giebt auch viele Tölpel, einen Vogel, der der Möwe gleicht, und einen zweiten von Chocolatefarbe mit weißem Bauch. Zu dieser Liste von Thieren füge man noch Fregatten- und Tropenvögel, die kleine Meerlerche, einen Landvogel, welcher der Grasmücke gleicht, Landkrabben und kleine Eidechsen.

Am 2. Januar 1778 segelte ich in nördlicher Richtung weiter. Jeden Tag sahen wir Vögel der bezeichneten Arten, und am 18. bot sich unseren Blicken eine Insel dar. Bald nachher sahen wir eine zweite; beide schienen hoch zu sein. Da der Wind mir keine Annäherung an die erste gestattete, so hielt ich auf die zweite zu. Nicht lange, so erschien in der Richtung gegen Nordnordwest eine dritte, aber so entfernt, daß wir sie kaum sahen.

Die Insel, die unser Ziel war, hatten wir auf zwei Stunden nahe, und noch immer wußten wir nicht, ob sie Bewohner habe. Wir sollten bald davon überzeugt werden, denn vom Ufer stießen Pirogen ab und ruderten auf uns zu. Ich segelte ihnen entgegen, um ihnen die Arbeit zu erleichtern. In jedem Kahne saßen drei bis sechs Menschen. Dicht ans Schiff kamen sie ohne Furcht heran, aber alle unsere Ueberredungsgabe scheiterte an ihrem Widerwillen, unseren Bord zu betreten. Ich befestigte Kupfermünzen an ein Seil, und sie nahmen das Geschenk an, indem sie uns, immer unter Vermittelung des Seiles Fische zurückgaben. Ich schenkte ihnen auch Nägel, auf die sie großen Werth legten. In den Kähnen lag nichts als große Kürbisse und Fischernetze. Daß sie die Sprache Tahiti's und der anderen Inseln, mit denen wir am bekanntesten waren, redeten, war für uns eine angenehme Ueberraschung.

Die Gesichtsfarbe war bei Allen ziemlich dieselbe, aber um so mehr Verschiedenheit boten die Gesichtszüge dar. Einige hätte man ohne die braune Gestalt für Europäer halten können. Die meisten trugen das Haar kurz, andere ließen es lang auf die Schultern niederfallen und noch andere hatten es oben auf dem Kopfe zu einem Büschel zusammengebunden. Dieses Haar schien von Natur schwarz zu sein, erhielt aber durch ein Fett oder durch einen anderen Stoff eine braune und zuweilen röthliche Farbe. Abgesehen davon, daß einige auf den

Händen und in den Weichen leicht tättowirt waren, hatten sie ihren Körper verschont und nicht einmal die Ohren durchbohrt. Sie waren von mittlerem Wuchs, aber sehr kräftig. Wir mußten sie für sanft halten, denn als sie sahen, daß wir sie nicht angriffen, warfen sie die kleinen Steine, welche ihre ganzen Waffen waren, ins Meer.

Während wir am Ufer hinfuhren und einen Hafen suchten, kamen wir an verschiedenen Ortschaften vorbei. Die Einwohner liefen in Menge am Meer zusammen und stiegen auf hohe Gegenstände, um die Schiffe länger zu sehen. Einige fuhren in Booten zu uns und brachten uns gebratene Spanferkel und sehr schöne Bataten, für die sie Alles nahmen, was wir ihnen gaben. Auf dieser Seite der Insel steigt der Boden vom Meer aus allmälig zu den Gebirgen in der Mitte empor. Eine Ausnahme macht eine Stelle in der Nähe der östlichen Spitze, wo die Küste steil aus dem Meer sich erhebt und aus lauter wagerechten Felsenschichten besteht. Wald sahen wir blos im Innern, aber in kleinerer Zahl waren Bäume rings um die Dörfer, um die Pflanzungen von Bananen und Zuckerrohr, und in den Feldern, wo man Wurzeln anzubauen schien, vertheilt. In der Nacht lavirten wir, am Morgen, unmittelbar vor unserem Landen, begegneten wir mehreren Pirogen, deren Mannschaft so muthig war, zu uns an Bord zu steigen.

Noch nie hatte ich auf meinen Reisen Menschen gesehen, die so wie diese beim Anblick eines Schiffes staunten. Ihre Augen wanderten beständig von einem Gegenstande zum anderen, Bewunderung drückte sich in allen ihren Mienen und Bewegungen aus. Alles, worauf ihre Blicke fielen, war ihnen neu, augenscheinlich hatten sie noch nie Europäer gesehen, und alle unsere Waaren, mit Ausnahme des Eisens, waren ihnen unbekannt. Von diesem Metall hatten sie, wie wir wahrnahmen, nicht blos reden gehört, sondern es mußte ihnen früher, und zwar in einer ziemlich fernen Zeit, in kleinen Mengen zugeführt worden sein. Sie schienen zu wissen, daß man mit dieser Substanz leichter Körper schneiden und Löcher bohren könne, als mit ihren Werkzeugen. Sie nannten das Eisen hamaite, und dies war vielleicht der Name für ein Instrument, zu dem es sich besonders eignete, wenigstens wendeten sie ihn auf die Klinge eines Messers an. Dennoch hatten sie keine Idee, was ein Messer sei, und verstanden es nicht zu handhaben.

Händen und in den Weichen leicht tättowirt waren, hatten sie ihren Körper verschont und nicht einmal die Ohren durchbohrt. Sie waren von mittlerem Wuchs, aber sehr kräftig. Wir mußten sie für sanft halten, denn als sie sahen, daß wir sie nicht angriffen, warfen sie die kleinen Steine, welche ihre ganzen Waffen waren, ins Meer.

Während wir am Ufer hinfuhren und einen Hafen suchten, kamen wir an verschiedenen Ortschaften vorbei. Die Einwohner liefen in Menge am Meer zusammen und stiegen auf hohe Gegenstände, um die Schiffe länger zu sehen. Einige fuhren in Booten zu uns und brachten uns gebratene Spanferkel und sehr schöne Bataten, für die sie Alles nahmen, was wir ihnen gaben. Auf dieser Seite der Insel steigt der Boden vom Meer aus allmälig zu den Gebirgen in der Mitte empor. Eine Ausnahme macht eine Stelle in der Nähe der östlichen Spitze, wo die Küste steil aus dem Meer sich erhebt und aus lauter wagerechten Felsenschichten besteht. Wald sahen wir blos im Innern, aber in kleinerer Zahl waren Bäume rings um die Dörfer, um die Pflanzungen von Bananen und Zuckerrohr, und in den Feldern, wo man Wurzeln anzubauen schien, vertheilt. In der Nacht lavirten wir, am Morgen, unmittelbar vor unserem Landen, begegneten wir mehreren Pirogen, deren Mannschaft so muthig war, zu uns an Bord zu steigen.

Noch nie hatte ich auf meinen Reisen Menschen gesehen, die so wie diese beim Anblick eines Schiffes staunten. Ihre Augen wanderten beständig von einem Gegenstande zum anderen, Bewunderung drückte sich in allen ihren Mienen und Bewegungen aus. Alles, worauf ihre Blicke fielen, war ihnen neu, augenscheinlich hatten sie noch nie Europäer gesehen, und alle unsere Waaren, mit Ausnahme des Eisens, waren ihnen unbekannt. Von diesem Metall hatten sie, wie wir wahrnahmen, nicht blos reden gehört, sondern es mußte ihnen früher, und zwar in einer ziemlich fernen Zeit, in kleinen Mengen zugeführt worden sein. Sie schienen zu wissen, daß man mit dieser Substanz leichter Körper schneiden und Löcher bohren könne, als mit ihren Werkzeugen. Sie nannten das Eisen hamaite, und dies war vielleicht der Name für ein Instrument, zu dem es sich besonders eignete, wenigstens wendeten sie ihn auf die Klinge eines Messers an. Dennoch hatten sie keine Idee, was ein Messer sei, und verstanden es nicht zu handhaben.

Aus demselben Grunde nannten sie das Eisen zuweilen toe, mit welchem Namen sie ein kleines Beil bezeichnen. Wir verlangten von ihnen eine Erklärung, was Eisen sei, und sie anworteten auf der Stelle: „Es ist toe, hamaite.“ Als wir ihnen Glasperlen zeigten, fragten sie, ob man sie esse. Als wir ihnen sagten, man hänge sie in die Ohren, gaben sie uns unser Geschenk als unnütz zurück. Einen Spiegel, den wir ihnen anboten, wiesen sie aus demselben Grunde zurück. Um so mehr verlangten sie nach toe oder hamaite und wollten große Stücke davon haben. Unsere Teller und Theetassen waren ihnen so neu, daß sie fragten, ob man sie aus Holz bereite. Sie baten uns um einige Proben, die sie ihren Freunden zeigen wollten. In gewisser Beziehung verriethen sie eine natürliche Höflichkeit, die uns entzückte. So erkundigten sie sich zum Beispiel, wohin sie sich setzen sollten, und ob es erlaubt sei, auf das Verdeck zu speien.

Viele hielten ein langes Gebet, ehe sie an Bord kamen, mehrere sangen und machten mit den Händen ähnliche Bewegungen, wie wir sie in den Buchten der Freundschafts- und Gesellschaftsinseln oft gesehen hatten. Noch in einer zweiten Beziehung glichen sie den Insulanern jener beiden Gruppen vollständig. Kaum hatten sie das Verdeck betreten, so bemühten sie sich, Alles zu stehlen, was in ihrer Nähe war, oder vielmehr sie nahmen es ganz offen, als ob sie überzeugt wären, daß sie uns nicht beleidigten und keine Strafe erleiden würden. Wir enttäuschten sie in diesem Punkte und bewachten sie so scharf, daß sie vorsichtiger wurden.

Lieutenant Williamson, den ich mit der Aufsuchung von süßem Wasser beauftragte, war der erste, welcher die Küste betrat. Nachdem er einen ungeheuren Teich gefunden hatte, wollte er noch an einer anderen Stelle landen, aber die Eingebornen wiesen ihn ab. Sie warfen sich in Menge auf das Boot, um die Ruder, die Flinten, kurz Alles, was ihnen vorkam, zu stehlen. Unsere Leute kamen so ins Gedränge, daß sie Feuer gaben und einen der Wilden tödteten. Ich erfuhr diesen unglücklichen Umstand erst nach unserer Abfahrt von der Insel. Wie Herr Williamson mir später erzählte, trugen die Eingebornen ihren getödteten Genossen fort und waren über seinen Tod so bestürzt, daß

Aus demselben Grunde nannten sie das Eisen zuweilen toe, mit welchem Namen sie ein kleines Beil bezeichnen. Wir verlangten von ihnen eine Erklärung, was Eisen sei, und sie anworteten auf der Stelle: „Es ist toe, hamaite.“ Als wir ihnen Glasperlen zeigten, fragten sie, ob man sie esse. Als wir ihnen sagten, man hänge sie in die Ohren, gaben sie uns unser Geschenk als unnütz zurück. Einen Spiegel, den wir ihnen anboten, wiesen sie aus demselben Grunde zurück. Um so mehr verlangten sie nach toe oder hamaite und wollten große Stücke davon haben. Unsere Teller und Theetassen waren ihnen so neu, daß sie fragten, ob man sie aus Holz bereite. Sie baten uns um einige Proben, die sie ihren Freunden zeigen wollten. In gewisser Beziehung verriethen sie eine natürliche Höflichkeit, die uns entzückte. So erkundigten sie sich zum Beispiel, wohin sie sich setzen sollten, und ob es erlaubt sei, auf das Verdeck zu speien.

Viele hielten ein langes Gebet, ehe sie an Bord kamen, mehrere sangen und machten mit den Händen ähnliche Bewegungen, wie wir sie in den Buchten der Freundschafts- und Gesellschaftsinseln oft gesehen hatten. Noch in einer zweiten Beziehung glichen sie den Insulanern jener beiden Gruppen vollständig. Kaum hatten sie das Verdeck betreten, so bemühten sie sich, Alles zu stehlen, was in ihrer Nähe war, oder vielmehr sie nahmen es ganz offen, als ob sie überzeugt wären, daß sie uns nicht beleidigten und keine Strafe erleiden würden. Wir enttäuschten sie in diesem Punkte und bewachten sie so scharf, daß sie vorsichtiger wurden.

Lieutenant Williamson, den ich mit der Aufsuchung von süßem Wasser beauftragte, war der erste, welcher die Küste betrat. Nachdem er einen ungeheuren Teich gefunden hatte, wollte er noch an einer anderen Stelle landen, aber die Eingebornen wiesen ihn ab. Sie warfen sich in Menge auf das Boot, um die Ruder, die Flinten, kurz Alles, was ihnen vorkam, zu stehlen. Unsere Leute kamen so ins Gedränge, daß sie Feuer gaben und einen der Wilden tödteten. Ich erfuhr diesen unglücklichen Umstand erst nach unserer Abfahrt von der Insel. Wie Herr Williamson mir später erzählte, trugen die Eingebornen ihren getödteten Genossen fort und waren über seinen Tod so bestürzt, daß

sie weit zurücktraten und unseren Matrosen durch Zeichen zu verstehen gaben, sie möchten landen.

Zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags ging ich selbst mit drei bewaffneten Booten und zwölf Marinesoldaten ans Land. Ich wollte das Wasser des Teiches kosten und die Gesinnungen der Einwohner prüfen, die sich zu mehreren Hunderten auf dem sandigen Ufer versammelt hatten. Sobald ich den Fuß auf festen Boden setzte, warfen sich alle flach aufs Gesicht nieder und verharrten trotz meiner ausdrucksvollen Geberden lange in dieser demüthigen Stellung. Sie brachten darauf eine Menge kleiner Schweine herbei und überreichten sie mir im Verein mit Bananen. Ich dankte ihnen für diese Freundschaftsbeweise und beschenkte sie mit den verschiedenen Sachen, die ich zu diesem Behuf vom Schiffe mitgebracht hatte. Das Wasser war gut und der Strand gestattete ein bequemes Füllen der Fässer. Der Teich hatte eine solche Größe, daß man ihn füglich einen See nennen konnte. Er setzte sich ins Land hinein fort und verschmolz in weiter Ferne mit dem Horizont.

Der Tauschhandel begann mit dem Augenblicke unserer Landung. Die Wilden verkauften uns Schweine und Bataten und wir bezahlten mit Eisenstücken, die grob in der Form von Meißeln bearbeitet waren. Beim Wasserschöpfen fanden wir keine Hindernisse, im Gegentheil halfen die Wilden unseren Leuten beim Rollen der Fässer und leisteten bereitwillig alle Dienste, die man von ihnen forderte.

Da Alles zu meiner Zufriedenheit ging und meine Anwesenheit am Wasserplatze nicht nothwendig war, verfolgte ich mit den Herren Anderson und Webber das Ufer des Teiches landeinwärts. Eine zahlreiche Truppe von Insulanern begleitete uns und einen derselben, der in Erhaltung der Ordnung großen Eifer bewiesen hatte, wählte ich zum Führer. Er rief von Zeit zu Zeit einige Worte, mit denen er unsere Ankunft meldete, worauf alle, denen wir begegneten, sich mit dem Gesicht zur Erde warfen und in dieser Stellung verharrten, bis wir vorüber waren. Ich erfuhr später, daß sie gegen ihre großen Häuptlinge dasselbe ehrfurchtsvolle Benehmen beobachten.

Bei unserer Fahrt längs der Küste hatten wir bei jedem Dorfe einen oder mehrere weiße Gegenstände bemerkt, welche wie Pyramiden

sie weit zurücktraten und unseren Matrosen durch Zeichen zu verstehen gaben, sie möchten landen.

Zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags ging ich selbst mit drei bewaffneten Booten und zwölf Marinesoldaten ans Land. Ich wollte das Wasser des Teiches kosten und die Gesinnungen der Einwohner prüfen, die sich zu mehreren Hunderten auf dem sandigen Ufer versammelt hatten. Sobald ich den Fuß auf festen Boden setzte, warfen sich alle flach aufs Gesicht nieder und verharrten trotz meiner ausdrucksvollen Geberden lange in dieser demüthigen Stellung. Sie brachten darauf eine Menge kleiner Schweine herbei und überreichten sie mir im Verein mit Bananen. Ich dankte ihnen für diese Freundschaftsbeweise und beschenkte sie mit den verschiedenen Sachen, die ich zu diesem Behuf vom Schiffe mitgebracht hatte. Das Wasser war gut und der Strand gestattete ein bequemes Füllen der Fässer. Der Teich hatte eine solche Größe, daß man ihn füglich einen See nennen konnte. Er setzte sich ins Land hinein fort und verschmolz in weiter Ferne mit dem Horizont.

Der Tauschhandel begann mit dem Augenblicke unserer Landung. Die Wilden verkauften uns Schweine und Bataten und wir bezahlten mit Eisenstücken, die grob in der Form von Meißeln bearbeitet waren. Beim Wasserschöpfen fanden wir keine Hindernisse, im Gegentheil halfen die Wilden unseren Leuten beim Rollen der Fässer und leisteten bereitwillig alle Dienste, die man von ihnen forderte.

Da Alles zu meiner Zufriedenheit ging und meine Anwesenheit am Wasserplatze nicht nothwendig war, verfolgte ich mit den Herren Anderson und Webber das Ufer des Teiches landeinwärts. Eine zahlreiche Truppe von Insulanern begleitete uns und einen derselben, der in Erhaltung der Ordnung großen Eifer bewiesen hatte, wählte ich zum Führer. Er rief von Zeit zu Zeit einige Worte, mit denen er unsere Ankunft meldete, worauf alle, denen wir begegneten, sich mit dem Gesicht zur Erde warfen und in dieser Stellung verharrten, bis wir vorüber waren. Ich erfuhr später, daß sie gegen ihre großen Häuptlinge dasselbe ehrfurchtsvolle Benehmen beobachten.

Bei unserer Fahrt längs der Küste hatten wir bei jedem Dorfe einen oder mehrere weiße Gegenstände bemerkt, welche wie Pyramiden

oder vielmehr wie Obelisken aussahen. Einer dieser Körper, der mindestens fünfzig Fuß hoch sein mußte, war vom Strande aus sehr gut zu sehen und schien nicht weit entfernt zu sein. Ihm galt eigentlich mein Gang, und mein Führer verstand recht gut, wohin ich wolle, aber der Obelisk lag jenseit des Teiches und war mithin unerreichbar. Auf unserer Seite bot sich ein zweiter den Blicken dar, und zu ihm wendeten wir unsere Schritte.

Als wir die Stelle erreicht hatten, sahen wir auf den ersten Blick, daß er auf einem Kirchhof stand, der den Morais, die wir auf den Inseln dieses Meeres und namentlich auf Tahiti gesehen hatten, in vielen Beziehungen ähnlich war. Es war ein längliches Viereck von beträchtlichem Umfang und mit einer Steinmauer von etwa vier Fuß Höhe eingefaßt. Der Boden war mit losen Kieseln belegt, und das, was ich eine Pyramide nenne und was in der Landessprache henananu heißt, nahm einen der Endpunkte ein. Diese Pyramide hatte an ihrer Basis vier Fuß im Geviert und eine Höhe von beiläufig zwanzig Fuß. Die vier Seiten bestanden aus verflochtenen Ruthen und Zweigen, und das Ganze war vom Boden bis zur Spitze hohl. Obgleich der Bau in Trümmer fiel, hatte er sich doch genug erhalten, um mich sehen zu lassen, daß er ursprünglich mit einem dünnen, dichten, grauen Stoffe überzogen gewesen war. Diese Art von Zeug scheint von den Insulanern zu religiösen Zwecken verwendet zu werden. Wir sahen solches Zeug an verschiedenen Stellen des Morai in großer Masse hängen, und auch hier hatte man bei der Landung welches auf die Hand gelegt.

Auf jeder Seite der Pyramide erhoben sich lange Korbgeflechte, hereani genannt, welche ebenfalls in Trümmer fielen, und in einem der Winkel, in der Nähe eines Bretes, das in einer Höhe von fünf bis sechs Fuß über dem Fußboden befestigt und mit einigen Bananen belegt worden war, hatte man zwei gegen einander geneigte Stäbe angebracht. Diese Früchte waren eine Gabe für die Gottheit. Diese Art von Altar heißt herairemy und ist der Whatta der Tahitier. Vor dem henananu stand eine kleine Zahl von Holzstücken, die man zu menschlichen Figuren geschnitzt hatte. Neben ihnen bemerkten wir einen mit Stoffen bedeckten und hoho genannten Stein von zwei Fuß

oder vielmehr wie Obelisken aussahen. Einer dieser Körper, der mindestens fünfzig Fuß hoch sein mußte, war vom Strande aus sehr gut zu sehen und schien nicht weit entfernt zu sein. Ihm galt eigentlich mein Gang, und mein Führer verstand recht gut, wohin ich wolle, aber der Obelisk lag jenseit des Teiches und war mithin unerreichbar. Auf unserer Seite bot sich ein zweiter den Blicken dar, und zu ihm wendeten wir unsere Schritte.

Als wir die Stelle erreicht hatten, sahen wir auf den ersten Blick, daß er auf einem Kirchhof stand, der den Morais, die wir auf den Inseln dieses Meeres und namentlich auf Tahiti gesehen hatten, in vielen Beziehungen ähnlich war. Es war ein längliches Viereck von beträchtlichem Umfang und mit einer Steinmauer von etwa vier Fuß Höhe eingefaßt. Der Boden war mit losen Kieseln belegt, und das, was ich eine Pyramide nenne und was in der Landessprache henananu heißt, nahm einen der Endpunkte ein. Diese Pyramide hatte an ihrer Basis vier Fuß im Geviert und eine Höhe von beiläufig zwanzig Fuß. Die vier Seiten bestanden aus verflochtenen Ruthen und Zweigen, und das Ganze war vom Boden bis zur Spitze hohl. Obgleich der Bau in Trümmer fiel, hatte er sich doch genug erhalten, um mich sehen zu lassen, daß er ursprünglich mit einem dünnen, dichten, grauen Stoffe überzogen gewesen war. Diese Art von Zeug scheint von den Insulanern zu religiösen Zwecken verwendet zu werden. Wir sahen solches Zeug an verschiedenen Stellen des Morai in großer Masse hängen, und auch hier hatte man bei der Landung welches auf die Hand gelegt.

Auf jeder Seite der Pyramide erhoben sich lange Korbgeflechte, hereani genannt, welche ebenfalls in Trümmer fielen, und in einem der Winkel, in der Nähe eines Bretes, das in einer Höhe von fünf bis sechs Fuß über dem Fußboden befestigt und mit einigen Bananen belegt worden war, hatte man zwei gegen einander geneigte Stäbe angebracht. Diese Früchte waren eine Gabe für die Gottheit. Diese Art von Altar heißt herairemy und ist der Whatta der Tahitier. Vor dem henananu stand eine kleine Zahl von Holzstücken, die man zu menschlichen Figuren geschnitzt hatte. Neben ihnen bemerkten wir einen mit Stoffen bedeckten und hoho genannten Stein von zwei Fuß

Höhe, von dem wir hörten, daß er Tongaroa, dem Gott der Insel, geweiht sei. Dieser Stein und diese Bildsäulen erinnerten uns mehr und mehr an die verschiedenen Dinge, denen wir auf den Morais der Südseeinseln begegnet waren. Draußen vor dem Morai, aber an den henananu und den hoho angrenzend, stand ein Häuschen so klein wie eine Hundehütte, vor dem ein Grab lag, in dem eine Frau ruhen sollte.

Die entfernteste Seite des Morai nahm ein Gebäude ein, das ungefähr vierzig Fuß lang, zehn Fuß hoch, in der Mitte zehn Fuß breit war und gegen die Endpunkte schmäler wurde. Die Einwohner nennen ein solches Gebäude, das weit länger aber weniger hoch als ihre Wohnungen ist, hemannaa. Der Eingang lag in der Mitte auf der dem Morai zugekehrten Seite. Auf der von dem Gebäude entferntesten Stelle, dem Eingang gegenüber, erhoben sich auf einem Piedestal zwei aus einem einzigen Stück Holz geschnitzte Figuren. Sie waren ungefähr drei Fuß hoch und wurden von den Eingebornen als eatua no veheina oder Bildsäulen von Göttinnen bezeichnet. Die eine trug auf dem Kopfe einen Helm, der sich von der gleichen Schutzwaffe unserer alten Krieger wenig unterschied, die andere eine cylindrische Mütze gleich dem Tomu der Tahitier. Stücke Zeug umhüllten beiden die Hüften und fielen sehr tief hinab. In geringer Entfernung von jeder lag ein Stück geschnitztes und ebenfalls mit Zeug verhülltes Holz und vor oder zwischen den Piedestalen ein Haufen Farnkraut. Die Pflanzen mußten zu verschiedenen Zeiten dorthin getragen worden sein, denn sie verriethen alle Stadien des Vertrocknens. Einige waren fast nichts als Staub, andere bewahrten noch ihre Farbe und ihre volle Frische.

Die Mitte des erwähnten Hauses bildete einen besondern Raum, umzogen mit einer Schranke von Stein, die niedrig und mit jenem Stoff, von dem ich bereits mehrere Male sprach, bedeckt war. Die Insulaner gaben diesem Raum den Namen henine und sagten uns, daß er die Gräber von sieben Häuptlingen einschließe. Directe Anzeichen führten uns gleich an diesem ersten Tage zu der Ueberzeugung, daß auch dieses Volk dem entsetzlichen Gebrauch der Menschenopfer huldigt. Verschiedene Theile der Umfriedigung umgaben Bäume von den Arten cordia sebestina und morinda citrifolia und mehrere der Etis, die

Höhe, von dem wir hörten, daß er Tongaroa, dem Gott der Insel, geweiht sei. Dieser Stein und diese Bildsäulen erinnerten uns mehr und mehr an die verschiedenen Dinge, denen wir auf den Morais der Südseeinseln begegnet waren. Draußen vor dem Morai, aber an den henananu und den hoho angrenzend, stand ein Häuschen so klein wie eine Hundehütte, vor dem ein Grab lag, in dem eine Frau ruhen sollte.

Die entfernteste Seite des Morai nahm ein Gebäude ein, das ungefähr vierzig Fuß lang, zehn Fuß hoch, in der Mitte zehn Fuß breit war und gegen die Endpunkte schmäler wurde. Die Einwohner nennen ein solches Gebäude, das weit länger aber weniger hoch als ihre Wohnungen ist, hemannaa. Der Eingang lag in der Mitte auf der dem Morai zugekehrten Seite. Auf der von dem Gebäude entferntesten Stelle, dem Eingang gegenüber, erhoben sich auf einem Piedestal zwei aus einem einzigen Stück Holz geschnitzte Figuren. Sie waren ungefähr drei Fuß hoch und wurden von den Eingebornen als eatua no veheina oder Bildsäulen von Göttinnen bezeichnet. Die eine trug auf dem Kopfe einen Helm, der sich von der gleichen Schutzwaffe unserer alten Krieger wenig unterschied, die andere eine cylindrische Mütze gleich dem Tomu der Tahitier. Stücke Zeug umhüllten beiden die Hüften und fielen sehr tief hinab. In geringer Entfernung von jeder lag ein Stück geschnitztes und ebenfalls mit Zeug verhülltes Holz und vor oder zwischen den Piedestalen ein Haufen Farnkraut. Die Pflanzen mußten zu verschiedenen Zeiten dorthin getragen worden sein, denn sie verriethen alle Stadien des Vertrocknens. Einige waren fast nichts als Staub, andere bewahrten noch ihre Farbe und ihre volle Frische.

Die Mitte des erwähnten Hauses bildete einen besondern Raum, umzogen mit einer Schranke von Stein, die niedrig und mit jenem Stoff, von dem ich bereits mehrere Male sprach, bedeckt war. Die Insulaner gaben diesem Raum den Namen henine und sagten uns, daß er die Gräber von sieben Häuptlingen einschließe. Directe Anzeichen führten uns gleich an diesem ersten Tage zu der Ueberzeugung, daß auch dieses Volk dem entsetzlichen Gebrauch der Menschenopfer huldigt. Verschiedene Theile der Umfriedigung umgaben Bäume von den Arten cordia sebestina und morinda citrifolia und mehrere der Etis, die

wir von Tongatabu kannten. Der hemennaa war mit Etisblättern gedeckt, die bei den Wohnungen nicht zu diesem Zweck verwendet werden und wahrscheinlich blos religiösen Zwecken dienen.

Unser Weg nach dem Strande zurück führte uns durch Pflanzungen. Der größte Theil des Bodens war flach und wurde von Wassergräben wie von Wegen, denen die Eingebornen eine gewisse Höhe gegeben hatten, durchschnitten. Tarrofelder sahen wir am häufigsten. An trockenen Stellen waren außerordentlich regelmäßige Pflanzungen von Maulbeerbäumen angelegt, die sehr rein gehalten wurden und üppig gediehen. Die Cocospalmen, die auf dieser Insel keine besondere Höhe erreichen, sahen nicht so gut aus, die Bananen versprachen dagegen mehr, obgleich sie ebenfalls im Wuchs zurückblieben.

Der größte Theil des Dorfes, aus mehr als sechzig Häusern bestehend, liegt unmittelbar am Strande. Etwa vierzig andere sind im Innern, nach dem Kirchhof zu, verstreut. Wir fanden bei unserer Rückkehr eine zahlreiche Versammlung, und der Handel war ein lebhafter. Zu meinem Erstaunen herrschte die größte Ehrlichkeit im Geschäft, ohne daß ich bemerkte, Jemand habe die Aufsicht geführt. Wir verschafften uns achtzig Spanferkel, Geflügel in kleiner Zahl, Tarrowurzeln, viele Bataten und einige Bananen, die wir hauptsächlich mit Nägeln und mit Eisenstücken bezahlten.

Unter den Waaren, die man zu Markte brachte, befand sich auch eine besondere Art von Mänteln und Mützen, die sogar in den europäischen Ländern, wo man sich am eifrigsten mit dem Putz beschäftigt, für elegant gelten würden. Die ersteren sind ziemlich von derselben Größe und Form wie die Mäntel, die in England von den Frauen und in Spanien von den Männern getragen werden. Sie reichen bis zur Mitte des Rückens und werden vorn lose befestigt. Die Unterlage bildet ein Netz, auf dem wunderschöne gelbe und rothe Federn so dicht neben einander befestigt werden, daß die Oberfläche dem dichtesten, weichsten und glänzendsten Sammet gleicht. Die Muster waren verschieden; bald hatte man die Federn in rothen und gelben Feldern geordnet, bald bildeten sie eine Art von Kreuz, und die ganz rothen Mäntel hatten eine Einfassung von gelben Federn, so daß man sie aus

wir von Tongatabu kannten. Der hemennaa war mit Etisblättern gedeckt, die bei den Wohnungen nicht zu diesem Zweck verwendet werden und wahrscheinlich blos religiösen Zwecken dienen.

Unser Weg nach dem Strande zurück führte uns durch Pflanzungen. Der größte Theil des Bodens war flach und wurde von Wassergräben wie von Wegen, denen die Eingebornen eine gewisse Höhe gegeben hatten, durchschnitten. Tarrofelder sahen wir am häufigsten. An trockenen Stellen waren außerordentlich regelmäßige Pflanzungen von Maulbeerbäumen angelegt, die sehr rein gehalten wurden und üppig gediehen. Die Cocospalmen, die auf dieser Insel keine besondere Höhe erreichen, sahen nicht so gut aus, die Bananen versprachen dagegen mehr, obgleich sie ebenfalls im Wuchs zurückblieben.

Der größte Theil des Dorfes, aus mehr als sechzig Häusern bestehend, liegt unmittelbar am Strande. Etwa vierzig andere sind im Innern, nach dem Kirchhof zu, verstreut. Wir fanden bei unserer Rückkehr eine zahlreiche Versammlung, und der Handel war ein lebhafter. Zu meinem Erstaunen herrschte die größte Ehrlichkeit im Geschäft, ohne daß ich bemerkte, Jemand habe die Aufsicht geführt. Wir verschafften uns achtzig Spanferkel, Geflügel in kleiner Zahl, Tarrowurzeln, viele Bataten und einige Bananen, die wir hauptsächlich mit Nägeln und mit Eisenstücken bezahlten.

Unter den Waaren, die man zu Markte brachte, befand sich auch eine besondere Art von Mänteln und Mützen, die sogar in den europäischen Ländern, wo man sich am eifrigsten mit dem Putz beschäftigt, für elegant gelten würden. Die ersteren sind ziemlich von derselben Größe und Form wie die Mäntel, die in England von den Frauen und in Spanien von den Männern getragen werden. Sie reichen bis zur Mitte des Rückens und werden vorn lose befestigt. Die Unterlage bildet ein Netz, auf dem wunderschöne gelbe und rothe Federn so dicht neben einander befestigt werden, daß die Oberfläche dem dichtesten, weichsten und glänzendsten Sammet gleicht. Die Muster waren verschieden; bald hatte man die Federn in rothen und gelben Feldern geordnet, bald bildeten sie eine Art von Kreuz, und die ganz rothen Mäntel hatten eine Einfassung von gelben Federn, so daß man sie aus

einer gewissen Ferne für Scharlachmäntel mit goldenen Tressen halten konnte. Waren die Mäntel neu, so vermehrten die glänzenden Farben ihre Schönheit nicht wenig. Die Eingebornen legten auf sie einen großen Werth, und im Anfange vermochte nichts, was wir ihnen boten, sie zu einem Tausch zu bestimmen. Sie verlangten für einen Mantel eine Flinte, doch später verkauften sie uns vier oder fünf, die wir mit Nägeln der größten Art bezahlten. Die besten dieser Mäntel waren selten, und wie es scheint, bedient man sich ihrer ausschließlich bei Ceremonien und Spielen.

Die Mütze hat so ziemlich die Form eines Helms mit einem handbreiten Kamm auf der Spitze. Sie schließt eng an den Kopf an und hat auf jeder Seite ein Loch, um das Ohr durchstecken zu können. Sie besteht aus einem Geflecht von Weidenruthen, auf dem ein Netz liegt, an das man dieselben Federn, wie man sie für die Mäntel verwendet, befestigt. Der größte Theil der Mütze ist roth, an den Seiten sieht man schwarze, grüne und gelbe Streifen, welche der Krümmung des Kopfes folgen. Wahrscheinlich bilden Mütze und Mantel zusammen einen vollständigen Anzug, denn wir sahen nie einen Eingebornen, dem, wenn er einen Mantel besaß, die Mütze gefehlt hätte.

Wir begriffen zuerst nicht, auf welche Weise diese Leute sich eine so beträchtliche Menge von Federn verschaffen könnten. Bald erfuhren wir, woher sie die eine Art haben, da sie eine Menge kleiner rother Vögel auf den Markt brachten, die zu zwanzig und mehr Stück zu einem Bündel vereinigt und durch Holzstückchen, die durch die Nasenlöcher gingen, an einander befestigt waren. Die ersten Federmäntel, welche wir kauften, enthielten blos die Federn, die in dem Zwischenraum zwischen Kopf und Flügeln sitzen, später bekamen wir andere mit den Federn vom Hinterkörper und mit Schweif und Füßen. Die ersteren erklärten uns auf der Stelle die alte, früher sehr verbreitete Fabel, daß die Paradiesvögel keine Füße hätten. Die Bewohner der Insel, östlich von den Molukken, woher die Kleider von Paradiesvogelfedern kommen, entfernen die Füße wahrscheinlich aus demselben Grunde, den unsere Insulaner angaben, weil man die Federn auf diese Weise leichter aufbewahren kann und die Theile nicht verliert, welche für die kostbarsten gelten.

einer gewissen Ferne für Scharlachmäntel mit goldenen Tressen halten konnte. Waren die Mäntel neu, so vermehrten die glänzenden Farben ihre Schönheit nicht wenig. Die Eingebornen legten auf sie einen großen Werth, und im Anfange vermochte nichts, was wir ihnen boten, sie zu einem Tausch zu bestimmen. Sie verlangten für einen Mantel eine Flinte, doch später verkauften sie uns vier oder fünf, die wir mit Nägeln der größten Art bezahlten. Die besten dieser Mäntel waren selten, und wie es scheint, bedient man sich ihrer ausschließlich bei Ceremonien und Spielen.

Die Mütze hat so ziemlich die Form eines Helms mit einem handbreiten Kamm auf der Spitze. Sie schließt eng an den Kopf an und hat auf jeder Seite ein Loch, um das Ohr durchstecken zu können. Sie besteht aus einem Geflecht von Weidenruthen, auf dem ein Netz liegt, an das man dieselben Federn, wie man sie für die Mäntel verwendet, befestigt. Der größte Theil der Mütze ist roth, an den Seiten sieht man schwarze, grüne und gelbe Streifen, welche der Krümmung des Kopfes folgen. Wahrscheinlich bilden Mütze und Mantel zusammen einen vollständigen Anzug, denn wir sahen nie einen Eingebornen, dem, wenn er einen Mantel besaß, die Mütze gefehlt hätte.

Wir begriffen zuerst nicht, auf welche Weise diese Leute sich eine so beträchtliche Menge von Federn verschaffen könnten. Bald erfuhren wir, woher sie die eine Art haben, da sie eine Menge kleiner rother Vögel auf den Markt brachten, die zu zwanzig und mehr Stück zu einem Bündel vereinigt und durch Holzstückchen, die durch die Nasenlöcher gingen, an einander befestigt waren. Die ersten Federmäntel, welche wir kauften, enthielten blos die Federn, die in dem Zwischenraum zwischen Kopf und Flügeln sitzen, später bekamen wir andere mit den Federn vom Hinterkörper und mit Schweif und Füßen. Die ersteren erklärten uns auf der Stelle die alte, früher sehr verbreitete Fabel, daß die Paradiesvögel keine Füße hätten. Die Bewohner der Insel, östlich von den Molukken, woher die Kleider von Paradiesvogelfedern kommen, entfernen die Füße wahrscheinlich aus demselben Grunde, den unsere Insulaner angaben, weil man die Federn auf diese Weise leichter aufbewahren kann und die Theile nicht verliert, welche für die kostbarsten gelten.

Herr Anderson erklärte den rothen Vogel dieser Insel für eine Art von Bienenwolf. Er hat etwa die Größe eines Sperlings und eine schöne scharlachrothe Farbe; Schwanz und Flügel sind schwarz, der gebogene Schnabel ist doppelt so lang als der Kopf und gleich den Füßen röthlich. Bei denen, welche wir kauften, war der Kopf leer, wie bei den Paradiesvögeln, es scheint jedoch, daß die Insulaner, um die Thierchen aufbewahren zu können, keine andere Methode als das Trocknen anwenden, denn die Mäntel verbreiteten, selbst wenn man sie anfeuchtete, nie den Geruch, der durch fäulnißwidrige Substanzen entsteht.

Am 23. Januar trieb uns ein heftiger Nordwind von der Küste ab, und eine starke Strömung hinderte mich, sie wieder zu erreichen. An der Küste, die ich eine Strecke weit hinabfuhr, zeigte sich nicht eine einzige Bucht, doch stießen fortwährend Pirogen von der Insel ab und wir blieben so mit dem Lande in Verbindung. Da ich noch immer nicht glauben wollte, daß die Einwohner Cannibalen seien, stellte ich häufig Fragen über diesen Punkt und fand meine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Wir hatten ein kleines hölzernes, mit Haifischzähnen besetztes Instrument gekauft, ganz dem ähnlich, mit dem die Neuseeländer das Fleisch ihrer getödteten Feinde zerlegen, und wollten wissen, ob es hier vielleicht dieselbe Bestimmung habe. Einer der Insulaner nannte uns sogleich den Namen des Instruments und als Zweck eben den, welchen wir zu hören fürchteten. Ein anderer Wilder bejahte meine Frage nach demselben Gegenstande auf die bestimmteste Weise, mit Worten und mit Zeichen. Als ich meine Frage wiederholte, erschrak er so sehr, daß er über Bord sprang und zur Küste schwamm. Ein Greis, bei dem ich mich erkundigte, ob sie wirklich Menschenfleisch äßen, antwortete unter einem lauten Lachen, das wahrscheinlich meiner Unwissenheit galt: „Es ist ein saftiges Essen!“

Im Westen und Südwesten zeigten sich zwei andere Inseln, und auf einer derselben landete ich. Die Einwohner derselben glichen denen der ersten Insel und kannten ebenfalls den Gebrauch des Eisens, das sie unter dem Namen humaite und toe forderten. Sie tauschten eifrig Alles, was sie besaßen, gegen Stücke dieses kostbaren Metalles aus. Wenn sie unser Verdeck betraten, oder wenn ich ihnen auf der Küste

Herr Anderson erklärte den rothen Vogel dieser Insel für eine Art von Bienenwolf. Er hat etwa die Größe eines Sperlings und eine schöne scharlachrothe Farbe; Schwanz und Flügel sind schwarz, der gebogene Schnabel ist doppelt so lang als der Kopf und gleich den Füßen röthlich. Bei denen, welche wir kauften, war der Kopf leer, wie bei den Paradiesvögeln, es scheint jedoch, daß die Insulaner, um die Thierchen aufbewahren zu können, keine andere Methode als das Trocknen anwenden, denn die Mäntel verbreiteten, selbst wenn man sie anfeuchtete, nie den Geruch, der durch fäulnißwidrige Substanzen entsteht.

Am 23. Januar trieb uns ein heftiger Nordwind von der Küste ab, und eine starke Strömung hinderte mich, sie wieder zu erreichen. An der Küste, die ich eine Strecke weit hinabfuhr, zeigte sich nicht eine einzige Bucht, doch stießen fortwährend Pirogen von der Insel ab und wir blieben so mit dem Lande in Verbindung. Da ich noch immer nicht glauben wollte, daß die Einwohner Cannibalen seien, stellte ich häufig Fragen über diesen Punkt und fand meine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Wir hatten ein kleines hölzernes, mit Haifischzähnen besetztes Instrument gekauft, ganz dem ähnlich, mit dem die Neuseeländer das Fleisch ihrer getödteten Feinde zerlegen, und wollten wissen, ob es hier vielleicht dieselbe Bestimmung habe. Einer der Insulaner nannte uns sogleich den Namen des Instruments und als Zweck eben den, welchen wir zu hören fürchteten. Ein anderer Wilder bejahte meine Frage nach demselben Gegenstande auf die bestimmteste Weise, mit Worten und mit Zeichen. Als ich meine Frage wiederholte, erschrak er so sehr, daß er über Bord sprang und zur Küste schwamm. Ein Greis, bei dem ich mich erkundigte, ob sie wirklich Menschenfleisch äßen, antwortete unter einem lauten Lachen, das wahrscheinlich meiner Unwissenheit galt: „Es ist ein saftiges Essen!“

Im Westen und Südwesten zeigten sich zwei andere Inseln, und auf einer derselben landete ich. Die Einwohner derselben glichen denen der ersten Insel und kannten ebenfalls den Gebrauch des Eisens, das sie unter dem Namen humaite und toe forderten. Sie tauschten eifrig Alles, was sie besaßen, gegen Stücke dieses kostbaren Metalles aus. Wenn sie unser Verdeck betraten, oder wenn ich ihnen auf der Küste

begegnete, warfen sie sich vor mir zu Boden. Mit den ersten Booten kamen auch mehrere Frauen, die in den Booten blieben und sich ziemlich schamlos benahmen. Sie sangen im Chor ein Lied, das sich nicht etwa durch Melodie auszeichnete, trafen aber alle meist den richtigen Ton und hielten gut Tact.

Der Bezirk dieser Insel, den ich durch persönlichen Besuch kennen lernte, befand sich im Naturzustande und war mit Steinen bedeckt. Der Boden schien sehr dürftig zu sein, trug aber Gesträuche und Pflanzen mit wohlriechenden Blumen. Nie habe ich auf den Inseln der Südsee eine gewürzigere Luft eingeathmet. Meine Leute machten in allen Theilen der Insel dieselbe Bemerkung. Sie fanden auch Salzsümpfe, die wenig Wasser mehr enthielten, aber so wenig Salz angesetzt hatten, daß sie keine beträchtliche Menge sammeln konnten. Die Wohnungen waren in der Umgegend verstreut. Ich schätzte die Zahl der sämmtlichen Einwohner auf höchstens fünfhundert und glaube mich nicht geirrt zu haben. Die meisten hatten sich um uns versammelt, bei den Wohnungen im Innern sahen wir wenig Menschen.

Auch von dieser Insel trieb uns ein Windstoß ab. Hätte ich meine Stellung wieder gewinnen wollen, so würde das mehr Zeit gekostet haben, als ich daran setzen mochte. Ich gab daher der Discovery das Signal, Anker zu lichten und zu uns zu stoßen. Sie vereinigte sich am Mittag mit uns, und ich nahm meinen Curs gegen Norden zu der Küste von Amerika hin.

Ich hatte auf diesen Inseln eine längere Zeit verweilt, als eine Station gewöhnlich zu kosten pflegt, und verließ sie dennoch, ohne daß ich alle meine Wasserfässer gefüllt und die Vorräthe, welche die Eingebornen zu liefern im Stande waren, erhalten hatte. Die Resolution bekam übrigens Lebensmittel auf mindestens drei Wochen, und Capitain Clerk, der glücklicher als ich war, versorgte sich auf zwei Monate.

Was ich selbst beobachtet habe und was Herr Anderson, der mir bei solchen Gelegenheiten immer sehr nützlich war, gesehen hat, soll im folgenden Kapitel seinen Platz finden.

begegnete, warfen sie sich vor mir zu Boden. Mit den ersten Booten kamen auch mehrere Frauen, die in den Booten blieben und sich ziemlich schamlos benahmen. Sie sangen im Chor ein Lied, das sich nicht etwa durch Melodie auszeichnete, trafen aber alle meist den richtigen Ton und hielten gut Tact.

Der Bezirk dieser Insel, den ich durch persönlichen Besuch kennen lernte, befand sich im Naturzustande und war mit Steinen bedeckt. Der Boden schien sehr dürftig zu sein, trug aber Gesträuche und Pflanzen mit wohlriechenden Blumen. Nie habe ich auf den Inseln der Südsee eine gewürzigere Luft eingeathmet. Meine Leute machten in allen Theilen der Insel dieselbe Bemerkung. Sie fanden auch Salzsümpfe, die wenig Wasser mehr enthielten, aber so wenig Salz angesetzt hatten, daß sie keine beträchtliche Menge sammeln konnten. Die Wohnungen waren in der Umgegend verstreut. Ich schätzte die Zahl der sämmtlichen Einwohner auf höchstens fünfhundert und glaube mich nicht geirrt zu haben. Die meisten hatten sich um uns versammelt, bei den Wohnungen im Innern sahen wir wenig Menschen.

Auch von dieser Insel trieb uns ein Windstoß ab. Hätte ich meine Stellung wieder gewinnen wollen, so würde das mehr Zeit gekostet haben, als ich daran setzen mochte. Ich gab daher der Discovery das Signal, Anker zu lichten und zu uns zu stoßen. Sie vereinigte sich am Mittag mit uns, und ich nahm meinen Curs gegen Norden zu der Küste von Amerika hin.

Ich hatte auf diesen Inseln eine längere Zeit verweilt, als eine Station gewöhnlich zu kosten pflegt, und verließ sie dennoch, ohne daß ich alle meine Wasserfässer gefüllt und die Vorräthe, welche die Eingebornen zu liefern im Stande waren, erhalten hatte. Die Resolution bekam übrigens Lebensmittel auf mindestens drei Wochen, und Capitain Clerk, der glücklicher als ich war, versorgte sich auf zwei Monate.

Was ich selbst beobachtet habe und was Herr Anderson, der mir bei solchen Gelegenheiten immer sehr nützlich war, gesehen hat, soll im folgenden Kapitel seinen Platz finden.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Lage und einzelne Inseln der Sandwich-Gruppe. — Boden und Klima. — Pflanzen und Thiere. — Die Einwohner. — Ihre Kleidung, ihr Putz. — Wohnung und Kost. — Belustigungen und Musik. — Die mechanischen Arbeiten. — Wie hat sich die Bekanntschaft mit dem Eisen in der Südsee verbreitet? — Die Waffen. — Alle Inseln des Stillen Meeres werden von demselben Volk bewohnt.

Die Inseln des stillen Meeres, mit denen unsere letzten Reisen die Geographen bekannt gemacht haben, sind meistens gruppenweise vertheilt. Der einsam liegenden Inseln, welche man in den Zwischenräumen zwischen den Gruppen aufgefunden hat, sind im Vergleich zu denen, welche den Archipel bilden, wenige. Ich spreche natürlich blos von den bereits entdeckten, ohne leugnen zu wollen, daß spätere Seefahrer noch viele solcher einzelnen Inseln auffinden können.

Von den Inseln, welche die Gruppe bilden, die hier besprochen werden soll, haben wir fünf gesehen. Die Eingebornen nennen sie Woahu *), Atui **), Oniheow ***), Orihana †) und Tahura ††). Die letztere Insel ist klein, aber hoch und man sagte uns, daß sie von Vögeln wimmele, aber nicht bewohnt werde. Wir hörten auch noch von einer kleinen wüsten Insel, welche in der Nähe von Tahura liegt und Tammatapappa heißt. Abgesehen von den genannten Inseln scheinen die Eingebornen andere im Westen und Osten zu kennen. Ich gab der ganzen Gruppe dem Grafen Sandwich zu Ehren den Namen Sandwichs-Inseln. Die von mir besuchten liegen zwischen 21 Grad 30 Min. und 22 Grad 15 Min. nördl. Br. und 199 Grad 20 Min. und 201 Grad 30 Min. östl. Länge.

Ich hatte Gelegenheit über Oniheow einige Nachrichten einzuziehen. Es liegt sieben Stunden westlich von unserem Ankerplatze an der Küste von Atui und hat nicht mehr als fünfzehn Stunden im Um-

*) Oahu. **) Tauai. ***) Nihau.
†) Orihua, nahe der Nordküste von Nihau.
††) Vier bis fünf Stunden von Nihau entfernt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Lage und einzelne Inseln der Sandwich-Gruppe. — Boden und Klima. — Pflanzen und Thiere. — Die Einwohner. — Ihre Kleidung, ihr Putz. — Wohnung und Kost. — Belustigungen und Musik. — Die mechanischen Arbeiten. — Wie hat sich die Bekanntschaft mit dem Eisen in der Südsee verbreitet? — Die Waffen. — Alle Inseln des Stillen Meeres werden von demselben Volk bewohnt.

Die Inseln des stillen Meeres, mit denen unsere letzten Reisen die Geographen bekannt gemacht haben, sind meistens gruppenweise vertheilt. Der einsam liegenden Inseln, welche man in den Zwischenräumen zwischen den Gruppen aufgefunden hat, sind im Vergleich zu denen, welche den Archipel bilden, wenige. Ich spreche natürlich blos von den bereits entdeckten, ohne leugnen zu wollen, daß spätere Seefahrer noch viele solcher einzelnen Inseln auffinden können.

Von den Inseln, welche die Gruppe bilden, die hier besprochen werden soll, haben wir fünf gesehen. Die Eingebornen nennen sie Woahu *), Atui **), Oniheow ***), Orihana †) und Tahura ††). Die letztere Insel ist klein, aber hoch und man sagte uns, daß sie von Vögeln wimmele, aber nicht bewohnt werde. Wir hörten auch noch von einer kleinen wüsten Insel, welche in der Nähe von Tahura liegt und Tammatapappa heißt. Abgesehen von den genannten Inseln scheinen die Eingebornen andere im Westen und Osten zu kennen. Ich gab der ganzen Gruppe dem Grafen Sandwich zu Ehren den Namen Sandwichs-Inseln. Die von mir besuchten liegen zwischen 21 Grad 30 Min. und 22 Grad 15 Min. nördl. Br. und 199 Grad 20 Min. und 201 Grad 30 Min. östl. Länge.

Ich hatte Gelegenheit über Oniheow einige Nachrichten einzuziehen. Es liegt sieben Stunden westlich von unserem Ankerplatze an der Küste von Atui und hat nicht mehr als fünfzehn Stunden im Um-

*) Oahu. **) Tauai. ***) Nihau.
†) Orihua, nahe der Nordküste von Nihau.
††) Vier bis fünf Stunden von Nihau entfernt.

kreise. Darf ich nach den Waaren urtheilen, welche die Eingebornen zu Markte brachten, so erzeugt es hauptsächlich Yams. Abgesehen von der Südostspitze, die in einen runden Berg ausläuft, und dem Theile gegenüber von Atui, wo der Boden vom Ufer des Meeres zu steigen anfängt und eine beträchtliche Höhe erreicht, ist die Insel niedrig. In ihren Sümpfen sammeln die Einwohner Salz.

Atui ist die größte der Inseln, welche wir besuchten, und wir haben sie am genauesten kennen gelernt. Ich will hier mittheilen, was wir selbst beobachtet oder von den Einwohnern gehört haben. Alle von uns, welche die Sprachen der Südsee studirt hatten, verstanden die letzteren sehr gut.

Nach dem Augenmaß zu schließen hat Atui von Osten gegen Westen eine Länge von mindestens zehn Stunden. Es scheint am westlichen Ende breiter zu sein als am östlichen, das von einer doppelten Bergreihe durchzogen wird. Die Rhede, auf der wir vor Anker gingen, liegt auf der südöstlichen Küste vor einem Dorfe Namens Wymoa.

Das allgemeine Ansehn der Insel unterscheidet sich von allen Eilanden, die wir im Stillen Meer südlich vom Aequator gesehen haben. Im Innern liegen hohe Berge, die sich gegen das Meer zu allmälig senken, bis sie in die Ebene verlaufen. Obgleich jener reizende Gürtel von Tahiti und Tongatabu fehlt, jene fruchtbare mit Bäumen bedeckte Ebene, die dem Auge einen bezaubernden Anblick darbietet und nicht blos Schatten, sondern auch Früchte gewährt, von denen der Mensch sich nähren kann, ohne zu arbeiten, ist Atui doch jenen Inseln in der Beziehung überlegen, daß sie den Verbesserungen durch Anbau mehr zugänglich ist.

Die hohen Berge im Innern der Insel und die vielen Wolken, welche während unseres Aufenthaltes das Land bedeckten, lassen mit Gewißheit auf das Vorhandensein bedeutender Wassermengen schließen. Ich denke mir, daß namentlich in den tiefen Thälern, an deren Ausgang die Dörfer in der Regel liegen, Flüsse und Bäche fließen werden. Zwischen den bewaldeten Theilen und dem Meer bedeckt ein schöner Graswuchs den Boden, und man könnte die reichlichsten Heuernten halten. Gesträuch wächst auf diesem ausgedehnten Raume von selbst nicht.

kreise. Darf ich nach den Waaren urtheilen, welche die Eingebornen zu Markte brachten, so erzeugt es hauptsächlich Yams. Abgesehen von der Südostspitze, die in einen runden Berg ausläuft, und dem Theile gegenüber von Atui, wo der Boden vom Ufer des Meeres zu steigen anfängt und eine beträchtliche Höhe erreicht, ist die Insel niedrig. In ihren Sümpfen sammeln die Einwohner Salz.

Atui ist die größte der Inseln, welche wir besuchten, und wir haben sie am genauesten kennen gelernt. Ich will hier mittheilen, was wir selbst beobachtet oder von den Einwohnern gehört haben. Alle von uns, welche die Sprachen der Südsee studirt hatten, verstanden die letzteren sehr gut.

Nach dem Augenmaß zu schließen hat Atui von Osten gegen Westen eine Länge von mindestens zehn Stunden. Es scheint am westlichen Ende breiter zu sein als am östlichen, das von einer doppelten Bergreihe durchzogen wird. Die Rhede, auf der wir vor Anker gingen, liegt auf der südöstlichen Küste vor einem Dorfe Namens Wymoa.

Das allgemeine Ansehn der Insel unterscheidet sich von allen Eilanden, die wir im Stillen Meer südlich vom Aequator gesehen haben. Im Innern liegen hohe Berge, die sich gegen das Meer zu allmälig senken, bis sie in die Ebene verlaufen. Obgleich jener reizende Gürtel von Tahiti und Tongatabu fehlt, jene fruchtbare mit Bäumen bedeckte Ebene, die dem Auge einen bezaubernden Anblick darbietet und nicht blos Schatten, sondern auch Früchte gewährt, von denen der Mensch sich nähren kann, ohne zu arbeiten, ist Atui doch jenen Inseln in der Beziehung überlegen, daß sie den Verbesserungen durch Anbau mehr zugänglich ist.

Die hohen Berge im Innern der Insel und die vielen Wolken, welche während unseres Aufenthaltes das Land bedeckten, lassen mit Gewißheit auf das Vorhandensein bedeutender Wassermengen schließen. Ich denke mir, daß namentlich in den tiefen Thälern, an deren Ausgang die Dörfer in der Regel liegen, Flüsse und Bäche fließen werden. Zwischen den bewaldeten Theilen und dem Meer bedeckt ein schöner Graswuchs den Boden, und man könnte die reichlichsten Heuernten halten. Gesträuch wächst auf diesem ausgedehnten Raume von selbst nicht.

Der Boden des engen Thales, das wir bis zum Morai verfolgten, war schwarzbraun und zerbröckelte leicht. Auf höherem Lande fanden wir eine rothbraune, thonige und festere Erde, die übrigens wegen ihrer Trockenheit ohne Mühe zu zerbrechen war.

Von der geographischen Lage der Insel kann man auf die Wärmeverhältnisse schließen. Das Wetter ist, wie unsere Erfahrung uns gelehrt hat, sehr veränderlich. Unser Besuch fiel noch dazu in die Zeit des Jahres, wo das Wetter am beständigsten ist, weil die Erde dann ihre weiteste Entfernung von der Sonne erreicht hat. Die Hitze war eine sehr gemäßigte, und man wird hier wenige der Unannehmlichkeiten empfinden, denen die Mehrzahl der tropischen Länder in Folge der Wärme und der Feuchtigkeit unterworfen ist. Die Wohnungen der Eingebornen liegen dicht neben einander, und gesalzene Fleischwaaren und Fische halten sich vortrefflich. In heißen Ländern ist beides nicht der Fall. Die starken Nachtschauer sind vielleicht dem Umstande zuzuschreiben, das die niedrigen Theile der Insel keine Bäume haben.

Außer den Vegetabilien, die wir kauften, unter denen mindestens fünf bis sechs Bananenarten waren, giebt es auch Brotfrüchte. Diese letzte Frucht scheint übrigens selten zu sein, wenigstens sahen wir nur einen einzigen dieser Bäume. Man findet ferner eine kleine Anzahl Cocospalmen, Yams, den Kappa der Freundschaftsinseln oder das virginische Arum, den Etua-Baum und die wohlriechende Gardenia, die gewöhnlich Cap-Jasmin genannt wird. Wir sahen mehrere der Bäume, die auf Tahiti duedue genannt werden und dort so nützlich sind, weil sie ölhaltige Nüsse liefern, die man in einer Art von Gabel befestigt und als Kerzen benutzt. Die Einwohner tragen diese Nüsse an Schnüren, die rings um den Nacken befestigt sind. Die Kürbisse erreichen einen außerordentlichen Umfang und zeigen die verschiedensten Gestalten, die wahrscheinlich ein Werk der Kunst sind. Eine Pflanze, die wir in diesen Meeren noch nie gesehen hatten, erreicht die Größe der gemeinen Distel, ist eben so wie diese mit Stacheln besetzt und trägt eine wahrhaft schöne Blume, die viel Aehnlichkeit mit der weißen Mohnblume hat. Diese und eine zweite kleinere Pflanze waren die einzigen neuen Arten, die wir auf unseren Ausflügen trafen.

Der Boden des engen Thales, das wir bis zum Morai verfolgten, war schwarzbraun und zerbröckelte leicht. Auf höherem Lande fanden wir eine rothbraune, thonige und festere Erde, die übrigens wegen ihrer Trockenheit ohne Mühe zu zerbrechen war.

Von der geographischen Lage der Insel kann man auf die Wärmeverhältnisse schließen. Das Wetter ist, wie unsere Erfahrung uns gelehrt hat, sehr veränderlich. Unser Besuch fiel noch dazu in die Zeit des Jahres, wo das Wetter am beständigsten ist, weil die Erde dann ihre weiteste Entfernung von der Sonne erreicht hat. Die Hitze war eine sehr gemäßigte, und man wird hier wenige der Unannehmlichkeiten empfinden, denen die Mehrzahl der tropischen Länder in Folge der Wärme und der Feuchtigkeit unterworfen ist. Die Wohnungen der Eingebornen liegen dicht neben einander, und gesalzene Fleischwaaren und Fische halten sich vortrefflich. In heißen Ländern ist beides nicht der Fall. Die starken Nachtschauer sind vielleicht dem Umstande zuzuschreiben, das die niedrigen Theile der Insel keine Bäume haben.

Außer den Vegetabilien, die wir kauften, unter denen mindestens fünf bis sechs Bananenarten waren, giebt es auch Brotfrüchte. Diese letzte Frucht scheint übrigens selten zu sein, wenigstens sahen wir nur einen einzigen dieser Bäume. Man findet ferner eine kleine Anzahl Cocospalmen, Yams, den Kappa der Freundschaftsinseln oder das virginische Arum, den Etua-Baum und die wohlriechende Gardenia, die gewöhnlich Cap-Jasmin genannt wird. Wir sahen mehrere der Bäume, die auf Tahiti duedue genannt werden und dort so nützlich sind, weil sie ölhaltige Nüsse liefern, die man in einer Art von Gabel befestigt und als Kerzen benutzt. Die Einwohner tragen diese Nüsse an Schnüren, die rings um den Nacken befestigt sind. Die Kürbisse erreichen einen außerordentlichen Umfang und zeigen die verschiedensten Gestalten, die wahrscheinlich ein Werk der Kunst sind. Eine Pflanze, die wir in diesen Meeren noch nie gesehen hatten, erreicht die Größe der gemeinen Distel, ist eben so wie diese mit Stacheln besetzt und trägt eine wahrhaft schöne Blume, die viel Aehnlichkeit mit der weißen Mohnblume hat. Diese und eine zweite kleinere Pflanze waren die einzigen neuen Arten, die wir auf unseren Ausflügen trafen.

Die rothen oder scharlachrothen Vögel, die ich oben beschrieb, haben wir niemals lebend gesehen. Einen anderen von der Farbe des dunkeln Carmins und von der Größe eines Zeisigs sahen wir fliegen und bemerkten außerdem eine große Nachteule, zwei Falken und eine wilde Ente. Die Einwohner beschrieben uns noch verschiedene andere Vögel, unter denen wir zwei in Tahiti vorkommende erkannten, den otu oder blauen Reiher und den torata, eine Art Brachvogel. Nach der Menge grüner, gelber, schwarzer und rother Federn zu urtheilen, die wir an den Mänteln und Zierrathen der Eingebornen sahen, ist es wahrscheinlich, daß die Insel viele verschiedene Vogelarten hegt.

Die Schweine, Hunde und Hühner, die einzigen Hausthiere, mit denen wir bekannt geworden sind, gehören zu denselben Arten, welche auf den Südsee-Inseln verbreitet sind.

Die Einwohner sind von Mittelgröße und von kräftigem Bau. Im Allgemeinen machen sie sich weder durch Schönheit der Formen noch durch ausdrucksvolle Züge bemerklich. Ihr Gesicht verräth mehr Offenheit und Güte, als Lebhaftigkeit und Intelligenz. Viele Männer und die meisten Frauen haben ein rundes Gesicht. Ihre Hautfarbe ist ein Nußbraun und zuweilen noch etwas tiefer. Die Frauen haben etwas zartere Formen, als die Männer, und besitzen außer diesem einen Vorzuge wenige der Reize, welche dem weiblichen Geschlecht anderer Länder verliehen sind. In der That gleichen sich hier beide Geschlechter im Wuchs, in der Farbe und im Gesicht mehr, als ich es irgendwo sonst gesehen habe. Eigentlich häßlich sind die Bewohner von Atui nicht, und selten bemerkt man unter ihnen einen verunstalteten Körper. Ihre Haut ist weder weich, noch glänzt sie, und dies kommt wahrscheinlich daher, daß sie die Gewohnheit der Leute auf den südlicheren Inseln, die Haut mit Fett einzureiben, nicht kennen. Augen und Zähne sind gewöhnlich gut, die Haare glatt, zuweilen gekräuselt und meistens schwarz und nach einer sehr verbreiteten Sitte der Südsee gefärbt. Fette Personen sahen wir selten, und diese Ausnahmen gehörten in der Regel dem weiblichen Geschlecht an, während die wenigen körperlichen Gebrechen, die wir sahen, unter den Männern vorkamen.

Die Schwimmkunst ist den Einwohnern sehr vertraut. Sie durch-

Die rothen oder scharlachrothen Vögel, die ich oben beschrieb, haben wir niemals lebend gesehen. Einen anderen von der Farbe des dunkeln Carmins und von der Größe eines Zeisigs sahen wir fliegen und bemerkten außerdem eine große Nachteule, zwei Falken und eine wilde Ente. Die Einwohner beschrieben uns noch verschiedene andere Vögel, unter denen wir zwei in Tahiti vorkommende erkannten, den otu oder blauen Reiher und den torata, eine Art Brachvogel. Nach der Menge grüner, gelber, schwarzer und rother Federn zu urtheilen, die wir an den Mänteln und Zierrathen der Eingebornen sahen, ist es wahrscheinlich, daß die Insel viele verschiedene Vogelarten hegt.

Die Schweine, Hunde und Hühner, die einzigen Hausthiere, mit denen wir bekannt geworden sind, gehören zu denselben Arten, welche auf den Südsee-Inseln verbreitet sind.

Die Einwohner sind von Mittelgröße und von kräftigem Bau. Im Allgemeinen machen sie sich weder durch Schönheit der Formen noch durch ausdrucksvolle Züge bemerklich. Ihr Gesicht verräth mehr Offenheit und Güte, als Lebhaftigkeit und Intelligenz. Viele Männer und die meisten Frauen haben ein rundes Gesicht. Ihre Hautfarbe ist ein Nußbraun und zuweilen noch etwas tiefer. Die Frauen haben etwas zartere Formen, als die Männer, und besitzen außer diesem einen Vorzuge wenige der Reize, welche dem weiblichen Geschlecht anderer Länder verliehen sind. In der That gleichen sich hier beide Geschlechter im Wuchs, in der Farbe und im Gesicht mehr, als ich es irgendwo sonst gesehen habe. Eigentlich häßlich sind die Bewohner von Atui nicht, und selten bemerkt man unter ihnen einen verunstalteten Körper. Ihre Haut ist weder weich, noch glänzt sie, und dies kommt wahrscheinlich daher, daß sie die Gewohnheit der Leute auf den südlicheren Inseln, die Haut mit Fett einzureiben, nicht kennen. Augen und Zähne sind gewöhnlich gut, die Haare glatt, zuweilen gekräuselt und meistens schwarz und nach einer sehr verbreiteten Sitte der Südsee gefärbt. Fette Personen sahen wir selten, und diese Ausnahmen gehörten in der Regel dem weiblichen Geschlecht an, während die wenigen körperlichen Gebrechen, die wir sahen, unter den Männern vorkamen.

Die Schwimmkunst ist den Einwohnern sehr vertraut. Sie durch-

schneiden die Wellen mit außerordentlicher Kraft, Leichtigkeit und Gewandtheit. Die unbedeutendste Ursache bestimmt sie, aus ihren Pirogen zu springen; sie tauchen tief unter und begeben sich auf andere weit entfernte Kähne. Nicht selten sahen wir, daß eine Frau mit einem Säugling an der Brust sich mitten ins Meer warf, wenn die Brandung zu stark war, um von einer Piroge durchschnitten werden zu können, und erstaunlich weite Strecken durchschwamm, ohne ihrem Kinde zu schaden.

Dem Anschein nach vertragen sich diese Wilden gut unter einander, und wir fanden bei ihnen die freundlichste Aufnahme. Leider muß ich bemerken, daß sie wie die meisten der Insulaner, die wir im Stillen Meer besucht haben, eine große Neigung zum Diebstahl besitzen. Für ihre Intelligenz spricht der Umstand, daß sie, wenn sie die verschiedenen Artikel unserer europäischen Manufakturen sahen, ein mit Freude und Theilnahme vermischtes Erstaunen aussprachen, durch das die demüthigenden Betrachtungen durchblickten, die sie über die Unvollkommenheiten ihrer Arbeiten anstellten. Bei allen Gelegenheiten fanden wir sie von der Ueberzeugung ihrer untergeordneten Stellung durchdrungen. Wie hochmüthig ist dagegen der wilde Grönländer! Wahre Freude hatten wir an der Zärtlichkeit der Mütter für ihre Kinder und an dem Eifer, mit dem die Männer sie im Haushalt unterstützten. In dieser Beziehung stehen sie hoch über den rohen Völkern, für welche die Frauen und die Kinder mehr nothwendige als angenehme und beachtenswerthe Dinge sind.

Die Menschenmenge, die wir bei unserer Fahrt längs der Küste in allen Dörfern wahrnahmen, läßt auf eine beträchtliche Bevölkerung schließen. Mit Hinzurechnung der einzeln liegenden Wohnungen mag die Insel sechszig Dörfer wie das, bei dem wir landeten, haben, und nimmt man für jedes Haus fünf Personen an, so erhält man für das Dorf 500 und für die Insel 30,000 Menschen *).

*) Cook pflegt in seinen Zahlenangaben zu hoch zu greifen. Er giebt dem ganzen Sandwichs-Archipel eine Bevölkerung von 400,000 Menschen. Spätere Reisende geben für jene Zeit höchstens 300,000 zu. Diese Ziffer gilt längst nicht mehr, auch diese Hawai-Gruppe sieht ihre

schneiden die Wellen mit außerordentlicher Kraft, Leichtigkeit und Gewandtheit. Die unbedeutendste Ursache bestimmt sie, aus ihren Pirogen zu springen; sie tauchen tief unter und begeben sich auf andere weit entfernte Kähne. Nicht selten sahen wir, daß eine Frau mit einem Säugling an der Brust sich mitten ins Meer warf, wenn die Brandung zu stark war, um von einer Piroge durchschnitten werden zu können, und erstaunlich weite Strecken durchschwamm, ohne ihrem Kinde zu schaden.

Dem Anschein nach vertragen sich diese Wilden gut unter einander, und wir fanden bei ihnen die freundlichste Aufnahme. Leider muß ich bemerken, daß sie wie die meisten der Insulaner, die wir im Stillen Meer besucht haben, eine große Neigung zum Diebstahl besitzen. Für ihre Intelligenz spricht der Umstand, daß sie, wenn sie die verschiedenen Artikel unserer europäischen Manufakturen sahen, ein mit Freude und Theilnahme vermischtes Erstaunen aussprachen, durch das die demüthigenden Betrachtungen durchblickten, die sie über die Unvollkommenheiten ihrer Arbeiten anstellten. Bei allen Gelegenheiten fanden wir sie von der Ueberzeugung ihrer untergeordneten Stellung durchdrungen. Wie hochmüthig ist dagegen der wilde Grönländer! Wahre Freude hatten wir an der Zärtlichkeit der Mütter für ihre Kinder und an dem Eifer, mit dem die Männer sie im Haushalt unterstützten. In dieser Beziehung stehen sie hoch über den rohen Völkern, für welche die Frauen und die Kinder mehr nothwendige als angenehme und beachtenswerthe Dinge sind.

Die Menschenmenge, die wir bei unserer Fahrt längs der Küste in allen Dörfern wahrnahmen, läßt auf eine beträchtliche Bevölkerung schließen. Mit Hinzurechnung der einzeln liegenden Wohnungen mag die Insel sechszig Dörfer wie das, bei dem wir landeten, haben, und nimmt man für jedes Haus fünf Personen an, so erhält man für das Dorf 500 und für die Insel 30,000 Menschen *).

*) Cook pflegt in seinen Zahlenangaben zu hoch zu greifen. Er giebt dem ganzen Sandwichs-Archipel eine Bevölkerung von 400,000 Menschen. Spätere Reisende geben für jene Zeit höchstens 300,000 zu. Diese Ziffer gilt längst nicht mehr, auch diese Hawai-Gruppe sieht ihre

Die Männer wie die Frauen tragen Schürzen, die bei den letztern tiefer, bis zum halben Schenkel hinabgehen. Die Kinder läßt man ganz nackt umherlaufen. Beide Geschlechter tragen an gewöhnlichen Tagen nichts auf dem Kopfe. Was die Anordnung des Haars betrifft, so herrscht bei den Frauen allgemein die Mode, es vorn lang wachsen zu lassen, hinten aber zu beschneiden. Die Männer schneiden oder scheeren das Haar häufig auf allen Seiten und lassen blos oben einen Kamm stehen. Uebrigens vernachlässigen sowohl die Männer als die Frauen ihre Haare sehr. Ein Instrument gleich einem Kamm haben wir nie gesehen. Einige Männer trugen rund um den Kopf Zöpfe, die aber falsch waren.

Dem allgemeinen Gebrauch der Völker im Stillen Meer entgegen durchbohren die Bewohner der Sandwichs-Inseln die Ohrläppchen nicht und haben mithin keine Ohrringe. Dagegen tragen beide Geschlechter Halsbänder, die aus Bündeln von kleinen schwarzen Schnuren, oft bis zu hundert bestehen. Andere Halsbänder fertigen sie aus kleinen Muscheln oder aus den getrockneten Blumen der indischen Malve, und zuweilen hängt eine kleine, aus Knochen geschnitzte menschliche Figur, drei Zoll lang und gut geglättet, vom Halse herab. Die Frauen tragen Armbänder, die bald aus einer doppelten Reihe von Schweinszähnen, bald aus abwechselnden Fischschuppen und schwarzen Holzstückchen mit Elfenbein bestehen und mit einer Schnur am Gelenk befestigt werden. Wenn die Männer sich in vollen Putz werfen, stecken sie Federn vom

---

Eingebornen dahinschmelzen. Die folgenden Zahlen der Bevölkerung in verschiedenen Jahren sind zuverlässig:

1823	hatte der	Archipel	140,000	Einwohner
1832	„	„	130,000	„
1836	„	„	108,000	„
1850	„	„	80,000	„

Außer den Volkszählungen beweist die Menge früher angebauten und jetzt wüst liegenden Landes die Abnahme der Bevölkerung. Die Hauptursache liegt in verwüstenden Krankheiten, Masern, Keuchhusten u. s. w., durch die 1848, „im Jahre des Todes," 10,000 Menschen hinwegerafft wurden. Nicht wenig trägt zu dem Einsamwerden der Gruppe der Umstand bei, daß ein großer Theil ihrer männlichen Jugend auf Walfischfängern und anderen Schiffen Dienste nimmt und nie zurückkehrt.

Die Männer wie die Frauen tragen Schürzen, die bei den letztern tiefer, bis zum halben Schenkel hinabgehen. Die Kinder läßt man ganz nackt umherlaufen. Beide Geschlechter tragen an gewöhnlichen Tagen nichts auf dem Kopfe. Was die Anordnung des Haars betrifft, so herrscht bei den Frauen allgemein die Mode, es vorn lang wachsen zu lassen, hinten aber zu beschneiden. Die Männer schneiden oder scheeren das Haar häufig auf allen Seiten und lassen blos oben einen Kamm stehen. Uebrigens vernachlässigen sowohl die Männer als die Frauen ihre Haare sehr. Ein Instrument gleich einem Kamm haben wir nie gesehen. Einige Männer trugen rund um den Kopf Zöpfe, die aber falsch waren.

Dem allgemeinen Gebrauch der Völker im Stillen Meer entgegen durchbohren die Bewohner der Sandwichs-Inseln die Ohrläppchen nicht und haben mithin keine Ohrringe. Dagegen tragen beide Geschlechter Halsbänder, die aus Bündeln von kleinen schwarzen Schnuren, oft bis zu hundert bestehen. Andere Halsbänder fertigen sie aus kleinen Muscheln oder aus den getrockneten Blumen der indischen Malve, und zuweilen hängt eine kleine, aus Knochen geschnitzte menschliche Figur, drei Zoll lang und gut geglättet, vom Halse herab. Die Frauen tragen Armbänder, die bald aus einer doppelten Reihe von Schweinszähnen, bald aus abwechselnden Fischschuppen und schwarzen Holzstückchen mit Elfenbein bestehen und mit einer Schnur am Gelenk befestigt werden. Wenn die Männer sich in vollen Putz werfen, stecken sie Federn vom

---

Eingebornen dahinschmelzen. Die folgenden Zahlen der Bevölkerung in verschiedenen Jahren sind zuverlässig:

1823	hatte der	Archipel	140,000	Einwohner
1832	„	„	130,000	„
1836	„	„	108,000	„
1850	„	„	80,000	„

Außer den Volkszählungen beweist die Menge früher angebauten und jetzt wüst liegenden Landes die Abnahme der Bevölkerung. Die Hauptursache liegt in verwüstenden Krankheiten, Masern, Keuchhusten u. s. w., durch die 1848, „im Jahre des Todes," 10,000 Menschen hinwegerafft wurden. Nicht wenig trägt zu dem Einsamwerden der Gruppe der Umstand bei, daß ein großer Theil ihrer männlichen Jugend auf Walfischfängern und anderen Schiffen Dienste nimmt und nie zurückkehrt.

Hahn oder vom Tropenvogel, auch wohl den Schweif eines weißen Hundes ins Haar.

Die Männer sind gewöhnlich tättowirt, bald hier, bald da. Bei einer kleinen Anzahl sahen wir mehr Tättowirungen, als uns bis jetzt noch vorgekommen waren. Die Arme und die ganze Vorderseite des Körpers trugen eine Menge von Linien und verschiedenen Figuren, und bei einigen stellte der Leib einen taama oder tahitischen Panzer vor, den wir noch nie auf diese Weise tättowirt gesehen hatten.

Obgleich sie in Dörfern vereinigt leben, besitzt die Umgegend derselben doch keine Art von Befestigung, und die Häuser liegen unordentlich umher. In der Größe dieser Gebäude herrscht keine Uebereinstimmung, denn wenn es welche giebt, die vierzig bis fünfzig Fuß lang und zwanzig bis dreißig Fuß breit sind, so sind andere nichts als elende Hütten. In der Form nähern sie sich einem länglichen Korn- oder Heuschober. Eine lange Grasart, auf schwache Stäbe gelegt und mit einer gewissen Regelmäßigkeit geordnet, macht das Dach. Der Eingang befindet sich je nach der Laune des Eigenthümers bald an einer der schmalen, bald an einer der langen Seiten des Hauses. Er ist ein bloßes Loch und so niedrig, daß man auf Händen und Füßen hindurchkriechen muß. Häufig wird er mit einem Brett verdeckt, das die Thür vorstellt. Da es nicht in Angeln geht, so muß man es jedes Mal aufheben, wenn man ein oder aus geht. Durch diese Oeffnung fällt kein Licht in die Wohnung, und wenn diese verschlossenen Wohnungen auch bei schlechtem Wetter Schutz gewähren, so sind sie doch der Wärme des Klimas wenig angemessen. An ihrer Reinlichkeit läßt sich nichts aussetzen. Der Boden ist mit trockenen Kräutern bedeckt, auf welche die Eingebornen die Matten legen, welche ihnen statt der Stühle und Betten dienen. Auf einer der schmalen Seiten zieht sich eine Art Bank von drei Fuß Höhe hin, auf der das Hausgeräth aufgestellt ist. Die Liste dieses Geräthes ist eine sehr kurze, denn es besteht aus Kürbissen, die zu Wassergefäßen dienen, und aus Körben, welche die Lebensmittel und anderen Sachen enthalten. Ein Stück Kürbißschale dient diesen Wassergefäßen und Körben zum Deckel. Fügt man diesen Geräthen noch eine kleine Anzahl hölzerner Teller und Schalen von verschiedener Größe bei, so ist man fertig.

Hahn oder vom Tropenvogel, auch wohl den Schweif eines weißen Hundes ins Haar.

Die Männer sind gewöhnlich tättowirt, bald hier, bald da. Bei einer kleinen Anzahl sahen wir mehr Tättowirungen, als uns bis jetzt noch vorgekommen waren. Die Arme und die ganze Vorderseite des Körpers trugen eine Menge von Linien und verschiedenen Figuren, und bei einigen stellte der Leib einen taama oder tahitischen Panzer vor, den wir noch nie auf diese Weise tättowirt gesehen hatten.

Obgleich sie in Dörfern vereinigt leben, besitzt die Umgegend derselben doch keine Art von Befestigung, und die Häuser liegen unordentlich umher. In der Größe dieser Gebäude herrscht keine Uebereinstimmung, denn wenn es welche giebt, die vierzig bis fünfzig Fuß lang und zwanzig bis dreißig Fuß breit sind, so sind andere nichts als elende Hütten. In der Form nähern sie sich einem länglichen Korn- oder Heuschober. Eine lange Grasart, auf schwache Stäbe gelegt und mit einer gewissen Regelmäßigkeit geordnet, macht das Dach. Der Eingang befindet sich je nach der Laune des Eigenthümers bald an einer der schmalen, bald an einer der langen Seiten des Hauses. Er ist ein bloßes Loch und so niedrig, daß man auf Händen und Füßen hindurchkriechen muß. Häufig wird er mit einem Brett verdeckt, das die Thür vorstellt. Da es nicht in Angeln geht, so muß man es jedes Mal aufheben, wenn man ein oder aus geht. Durch diese Oeffnung fällt kein Licht in die Wohnung, und wenn diese verschlossenen Wohnungen auch bei schlechtem Wetter Schutz gewähren, so sind sie doch der Wärme des Klimas wenig angemessen. An ihrer Reinlichkeit läßt sich nichts aussetzen. Der Boden ist mit trockenen Kräutern bedeckt, auf welche die Eingebornen die Matten legen, welche ihnen statt der Stühle und Betten dienen. Auf einer der schmalen Seiten zieht sich eine Art Bank von drei Fuß Höhe hin, auf der das Hausgeräth aufgestellt ist. Die Liste dieses Geräthes ist eine sehr kurze, denn es besteht aus Kürbissen, die zu Wassergefäßen dienen, und aus Körben, welche die Lebensmittel und anderen Sachen enthalten. Ein Stück Kürbißschale dient diesen Wassergefäßen und Körben zum Deckel. Fügt man diesen Geräthen noch eine kleine Anzahl hölzerner Teller und Schalen von verschiedener Größe bei, so ist man fertig.

Die Erzeugnisse, welche wir auf den Feldern sahen, und diejenigen, welche zu Markt gebracht wurden, machen es mir zur Gewißheit, daß süße Bataten, Tarrowurzeln und Bananen den größten Theil der Pflanzenkost bilden, und daß Brotfrüchte und Yams nichts als Leckerbissen sind. An thierischer Nahrung kann es nicht fehlen, denn wir sahen eine Menge Schweine, die frei um die Wohnungen herumliefen, und wenn die Eingebornen Hunde essen, wie dies kaum einem Zweifel unterliegt, so ist ihr Vorrath an Fleisch ein noch beträchtlicherer. Wir sahen eine große Zahl Angelhaken, woraus hervorgeht, daß auch das Meer eine beträchtliche Menge thierischer Nahrung liefert. Periodisch bleibt diese Hilfsquelle verschlossen, denn wäre dem nicht so, dann würden die Wilden keine Fische einsalzen. Dazu greift kein Volk, das diese Nahrung zu allen Zeiten in frischem Zustande haben kann. Die Speisen werden auch hier, wie auf der anderen Seite des Aequators, zwischen heißen Steinen gekocht.

Da wir verschiedene Arten von Belustigungen wahrnahmen, wird die Zahl derselben keine unbedeutende sein. Einem der Tänze, bei denen sie ihre rothen Mäntel und Mützen anlegen, wohnten wir allerdings nicht bei, aber wegen der Händebewegungen, mit denen sie ihre Gesänge begleiten, glaube ich, daß sie in gewissen Beziehungen denen gleichen, die wir von den südlicheren Inseln her kannten, wenn sie auch nicht so gewandt ausgeführt werden.

Flöten und Rohrpfeifen sahen wir bei ihnen nicht, sondern blos zwei Instrumente, die über die Maßen plump sind. Dem einen entlocken sie Töne, welche ungefähr so melodisch sind, wie die unserer Kinderschellen. Dieses Instrument ist eine Art umgekehrter Kegel, der von der Basis bis zu einem Fuß Höhe ausgehöhlt, am oberen Theile mit schönen rothen Federn geschmückt und unten mit einem Stück Kürbiß von der Dicke einer Faust versehen ist. In die Höhlung legt man etwas hinein, was Geräusch macht, faßt den Kegel an der Spitze und schüttelt ihn, oder bewegt ihn vielmehr nach allen Richtungen hin, indem man zugleich mit der Hand auf die Brust schlägt. Das zweite Instrument ist einem tiefen Teller ähnlich und besteht aus einem Hohlgefäß mit zwei Stöcken. Der Spieler hält den einen Stock, der ungefähr zwei Fuß Länge hat, wie wir eine Violine halten, und

Die Erzeugnisse, welche wir auf den Feldern sahen, und diejenigen, welche zu Markt gebracht wurden, machen es mir zur Gewißheit, daß süße Bataten, Tarrowurzeln und Bananen den größten Theil der Pflanzenkost bilden, und daß Brotfrüchte und Yams nichts als Leckerbissen sind. An thierischer Nahrung kann es nicht fehlen, denn wir sahen eine Menge Schweine, die frei um die Wohnungen herumliefen, und wenn die Eingebornen Hunde essen, wie dies kaum einem Zweifel unterliegt, so ist ihr Vorrath an Fleisch ein noch beträchtlicherer. Wir sahen eine große Zahl Angelhaken, woraus hervorgeht, daß auch das Meer eine beträchtliche Menge thierischer Nahrung liefert. Periodisch bleibt diese Hilfsquelle verschlossen, denn wäre dem nicht so, dann würden die Wilden keine Fische einsalzen. Dazu greift kein Volk, das diese Nahrung zu allen Zeiten in frischem Zustande haben kann. Die Speisen werden auch hier, wie auf der anderen Seite des Aequators, zwischen heißen Steinen gekocht.

Da wir verschiedene Arten von Belustigungen wahrnahmen, wird die Zahl derselben keine unbedeutende sein. Einem der Tänze, bei denen sie ihre rothen Mäntel und Mützen anlegen, wohnten wir allerdings nicht bei, aber wegen der Händebewegungen, mit denen sie ihre Gesänge begleiten, glaube ich, daß sie in gewissen Beziehungen denen gleichen, die wir von den südlicheren Inseln her kannten, wenn sie auch nicht so gewandt ausgeführt werden.

Flöten und Rohrpfeifen sahen wir bei ihnen nicht, sondern blos zwei Instrumente, die über die Maßen plump sind. Dem einen entlocken sie Töne, welche ungefähr so melodisch sind, wie die unserer Kinderschellen. Dieses Instrument ist eine Art umgekehrter Kegel, der von der Basis bis zu einem Fuß Höhe ausgehöhlt, am oberen Theile mit schönen rothen Federn geschmückt und unten mit einem Stück Kürbiß von der Dicke einer Faust versehen ist. In die Höhlung legt man etwas hinein, was Geräusch macht, faßt den Kegel an der Spitze und schüttelt ihn, oder bewegt ihn vielmehr nach allen Richtungen hin, indem man zugleich mit der Hand auf die Brust schlägt. Das zweite Instrument ist einem tiefen Teller ähnlich und besteht aus einem Hohlgefäß mit zwei Stöcken. Der Spieler hält den einen Stock, der ungefähr zwei Fuß Länge hat, wie wir eine Violine halten, und

schlägt mit dem anderen Stocke, der unseren Trommelschlägeln gleicht, bald langsam, bald schnell darauf, während er mit dem Fuße auf den umgekehrt liegenden Teller tritt. Die Töne, die dadurch hervorgerufen werden, sind nicht unangenehm. Einige Frauen sangen zu diesem Instrument ein zärtliches Lied von angenehmer Wirkung.

Wir sahen eine Menge kleiner geglätteter Stäbe von vier bis fünf Fuß Länge und etwas stärker als unsere Ladestöcke, die am Ende mit einem Büschel weißer Hundehaare geschmückt waren. Wir vermutheten, daß die Eingebornen sich dieser Stöcke bei ihren Belustigungen bedienen. Wir sahen einen Wilden einen dieser Stöcke ergreifen, ihm eine senkrechte Stellung geben und ihn durch Schläge mit der Hand in eine wagerechte Linie bringen, während er zugleich mit den Füßen auf die Erde stampfte und sich mit der anderen Hand auf die Brust schlug. Die Eingebornen haben eine Art von Kugelspiel, bei dem drei Sorten von Kugeln zur Anwendung kommen. Nicht Kraft, sondern Geschicklichkeit zu zeigen, ist bei diesem Spiele die Aufgabe.

Alle mechanischen Arbeiten verrathen einen ungewöhnlichen Geschmack und eine große Geschicklichkeit. Ihre Hauptbeschäftigung in dieser Beziehung ist die Verfertigung von Zeugen, zu denen morus papyrifera den Stoff liefert, und bei deren Bereitung wahrscheinlich auf dieselbe Weise wie in Tahiti und Tongatabu verfahren wird. Das Gewebe ist, wenn auch dichter, doch schlechter, als auf jenen Inseln, dagegen zeugen die Wahl und die Behandlung der Farben von einem höheren Geschmack und in den Mustern wird mit einer überraschend reichen Phantasie gewechselt. Sieht man eine größere Anzahl von Stücken dieser Stoffe bei einander, so sollte man sie für Modelle eines Ladens halten, der mit den schönsten Zeugen Chinas und Europas gefüllt ist. Ueberdies haben sie Muster ganz eigenthümlicher Art. Glanz haben ihre Farben mit Ausnahme des Roth nicht, aber man staunt über die Regelmäßigkeit der Linien und Figuren. Außer den bunten Stoffen haben sie auch ganz weiße und einfarbige, welche letzteren in der Regel dunkelbraun oder hellblau sind. Gewöhnlich waren die Stoffe, welche sie uns verkauften, zwei Fuß breit und vier bis fünf Ellen lang. Ein einziges solches Stück reicht zu einer Kleidung aus. Zuweilen waren diese Zeuge mit einer Naht an einander geheftet, was

schlägt mit dem anderen Stocke, der unseren Trommelschlägeln gleicht, bald langsam, bald schnell darauf, während er mit dem Fuße auf den umgekehrt liegenden Teller tritt. Die Töne, die dadurch hervorgerufen werden, sind nicht unangenehm. Einige Frauen sangen zu diesem Instrument ein zärtliches Lied von angenehmer Wirkung.

Wir sahen eine Menge kleiner geglätteter Stäbe von vier bis fünf Fuß Länge und etwas stärker als unsere Ladestöcke, die am Ende mit einem Büschel weißer Hundehaare geschmückt waren. Wir vermutheten, daß die Eingebornen sich dieser Stöcke bei ihren Belustigungen bedienen. Wir sahen einen Wilden einen dieser Stöcke ergreifen, ihm eine senkrechte Stellung geben und ihn durch Schläge mit der Hand in eine wagerechte Linie bringen, während er zugleich mit den Füßen auf die Erde stampfte und sich mit der anderen Hand auf die Brust schlug. Die Eingebornen haben eine Art von Kugelspiel, bei dem drei Sorten von Kugeln zur Anwendung kommen. Nicht Kraft, sondern Geschicklichkeit zu zeigen, ist bei diesem Spiele die Aufgabe.

Alle mechanischen Arbeiten verrathen einen ungewöhnlichen Geschmack und eine große Geschicklichkeit. Ihre Hauptbeschäftigung in dieser Beziehung ist die Verfertigung von Zeugen, zu denen morus papyrifera den Stoff liefert, und bei deren Bereitung wahrscheinlich auf dieselbe Weise wie in Tahiti und Tongatabu verfahren wird. Das Gewebe ist, wenn auch dichter, doch schlechter, als auf jenen Inseln, dagegen zeugen die Wahl und die Behandlung der Farben von einem höheren Geschmack und in den Mustern wird mit einer überraschend reichen Phantasie gewechselt. Sieht man eine größere Anzahl von Stücken dieser Stoffe bei einander, so sollte man sie für Modelle eines Ladens halten, der mit den schönsten Zeugen Chinas und Europas gefüllt ist. Ueberdies haben sie Muster ganz eigenthümlicher Art. Glanz haben ihre Farben mit Ausnahme des Roth nicht, aber man staunt über die Regelmäßigkeit der Linien und Figuren. Außer den bunten Stoffen haben sie auch ganz weiße und einfarbige, welche letzteren in der Regel dunkelbraun oder hellblau sind. Gewöhnlich waren die Stoffe, welche sie uns verkauften, zwei Fuß breit und vier bis fünf Ellen lang. Ein einziges solches Stück reicht zu einer Kleidung aus. Zuweilen waren diese Zeuge mit einer Naht an einander geheftet, was

ich auf den Inseln im Süden nie gesehen hatte. Diese Naht war sehr stark, hatte jedoch für das Auge nichts Angenehmes. Wir sahen zuweilen einen eigenthümlichen Stoff, welcher der Wachsleinwand gleicht. Man ölt ihn oder taucht ihn in eine Art von Firniß, und er widersteht der Einwirkung des Wassers gewiß lange.

Man verfertigt viele weiße Matten, die sehr stark sind und mit einer großen Anzahl rother Streifen und rautenförmiger Figuren bedeckt werden. Wahrscheinlich werden sie zuweilen als Mäntel benutzt, denn so oft ein Eingeborner eine solche Matte verkaufen wollte, hing er sie sich um. Andere Matten sind gröber, nicht gemustert und eben so stark. Man legt sie auf den Fußboden und sie ersetzen die Betten.

Die Eingebornen bemalen die Schalen ihrer Kürbisse in schwarzer Farbe mit Wellenlinien, Dreiecken und anderen Figuren, welche einen sehr hübschen Effekt machen. Sie scheinen die Kunst des Firnissens zu kennen. Einige der bemalten Kürbisse waren mit einem Lack, ähnlich wie der unsrige, bekleidet. Zum Verbinden von zwei Körpern bedient man sich einer klebrigen Substanz. Der Etua-Baum (cordia) liefert ihnen die Gefäße, aus denen sie den berauschenden Trank der Pfefferwurzel trinken, und diese Gefäße sind so schön, als wären sie aus den Werkstätten unserer Drechsler hervorgegangen, und vielleicht noch besser geglättet. Die Fischangeln verrathen viel Intelligenz; einige sind von Knochen, andere von Holz und blos mit einer knöchernen Spitze versehen. Eine große Anzahl besteht aus Perlmuscheln, und einige dieser Art gleichen denen, welche wir in Tongatabu sahen. Andere sind einfach gebogen wie die Angelhaken, deren die Tahitier sich bedienen. Zu diesen nimmt man kleine, in zwei Stücke getheilte Knochen. Alle diese Angeln haben, entweder auf der äußeren oder auf der inneren Seite, einen, auch wohl zwei Widerhaken. Wir kauften einen von neun Zoll Länge, der aus einem einzigen Knochen irgend einer großen Fischart bestand und so gut gearbeitet war, daß ein europäischer Handwerker mit allen seinen Kenntnissen und allen seinen vortrefflichen Hilfsmitteln und Werkzeugen nichts Eleganteres hätte liefern können.

Um ihre Steine zu glätten, bedienen sich die Eingebornen des Bimsteins, der vorher naß gemacht wird. Die Werkzeuge, die ich bei

ich auf den Inseln im Süden nie gesehen hatte. Diese Naht war sehr stark, hatte jedoch für das Auge nichts Angenehmes. Wir sahen zuweilen einen eigenthümlichen Stoff, welcher der Wachsleinwand gleicht. Man ölt ihn oder taucht ihn in eine Art von Firniß, und er widersteht der Einwirkung des Wassers gewiß lange.

Man verfertigt viele weiße Matten, die sehr stark sind und mit einer großen Anzahl rother Streifen und rautenförmiger Figuren bedeckt werden. Wahrscheinlich werden sie zuweilen als Mäntel benutzt, denn so oft ein Eingeborner eine solche Matte verkaufen wollte, hing er sie sich um. Andere Matten sind gröber, nicht gemustert und eben so stark. Man legt sie auf den Fußboden und sie ersetzen die Betten.

Die Eingebornen bemalen die Schalen ihrer Kürbisse in schwarzer Farbe mit Wellenlinien, Dreiecken und anderen Figuren, welche einen sehr hübschen Effekt machen. Sie scheinen die Kunst des Firnissens zu kennen. Einige der bemalten Kürbisse waren mit einem Lack, ähnlich wie der unsrige, bekleidet. Zum Verbinden von zwei Körpern bedient man sich einer klebrigen Substanz. Der Etua-Baum (cordia) liefert ihnen die Gefäße, aus denen sie den berauschenden Trank der Pfefferwurzel trinken, und diese Gefäße sind so schön, als wären sie aus den Werkstätten unserer Drechsler hervorgegangen, und vielleicht noch besser geglättet. Die Fischangeln verrathen viel Intelligenz; einige sind von Knochen, andere von Holz und blos mit einer knöchernen Spitze versehen. Eine große Anzahl besteht aus Perlmuscheln, und einige dieser Art gleichen denen, welche wir in Tongatabu sahen. Andere sind einfach gebogen wie die Angelhaken, deren die Tahitier sich bedienen. Zu diesen nimmt man kleine, in zwei Stücke getheilte Knochen. Alle diese Angeln haben, entweder auf der äußeren oder auf der inneren Seite, einen, auch wohl zwei Widerhaken. Wir kauften einen von neun Zoll Länge, der aus einem einzigen Knochen irgend einer großen Fischart bestand und so gut gearbeitet war, daß ein europäischer Handwerker mit allen seinen Kenntnissen und allen seinen vortrefflichen Hilfsmitteln und Werkzeugen nichts Eleganteres hätte liefern können.

Um ihre Steine zu glätten, bedienen sich die Eingebornen des Bimsteins, der vorher naß gemacht wird. Die Werkzeuge, die ich bei

ihnen fand, gleichen denen auf den südlichen Inseln. Außer diesen zeigten sie uns kleine Instrumente, die von einem einzigen Haifischzahn gebildet wurden. Einige derselben waren auf dem Vordertheil eines Hundekinnbackens, oder auf einem Holzstück von derselben Form befestigt, und an dem anderen Ende befand sich eine durch ein kleines Loch gehende Schnur. Bei gewissen Gelegenheiten ersetzen diese Werkzeuge die Messer, und vielleicht bedient man sich ihrer auch bei den Schnitzereien in Holz und Knochen.

Die einzigen eisernen Werkzeuge, oder richtiger die einzigen Eisenstücke, welche wir sahen, waren ein Theil eines Cirkels von zwei Zoll Länge, der in ein Holzstück eingefügt war, und ein anderes schneidendes Instrument, das die Spitze eines großen Säbels zu sein schien. Den Nutzen des Eisens kennen die Eingebornen übrigens fast alle, und einige unserer Herren wollten daraus schließen, daß vor uns schon Europäer auf diesen Inseln gewesen seien. Nach meiner Ansicht wird diese durch zwei Gründe widerlegt, durch das Staunen der Wilden über unsere Schiffe und durch ihre Unbekanntschaft mit den Feuerwaffen. Es scheint mir unbestreitbar zu sein, daß die Insulaner dieser Meere vor Magellaen's Reise das Eisen nicht kannten. Die Fahrzeuge, welche bald nach der Rückkehr dieses Seefahrers das Stille Meer durchschnitten, fanden nicht ein einziges Stück dieses Metalles, wogegen wir bei unseren Reisen die Wahrnehmung machten, daß man auf Inseln, bei denen nie eine Landung von Europäern stattgefunden hat, das Eisen kannte. Wahrscheinlich ließ Mendana auf allen Inseln, die er besuchte, Stücke Eisen zurück, und von diesen hörten alle anderen Insulaner, welche mit diesen Gruppen Verkehr unterhielten. Die Kenntniß des Eisens verbreitete sich sogar noch weiter, und wenn auch nicht alle Eingebornen Proben des kostbaren Metalles erhielten, so hatte man es ihnen wenigstens beschrieben, und sie erkannten es, als sie es in unseren Händen sahen. Nach Mendana durchsegelte Quiros diese Meere und landete auf Sagittaria *), Espiritu Santo **) und mehreren anderen Punkten. Alle diese Inseln und diejenigen, mit denen sie

*) Tahiti.
**) Die neuen Hebriden.

ihnen fand, gleichen denen auf den südlichen Inseln. Außer diesen zeigten sie uns kleine Instrumente, die von einem einzigen Haifischzahn gebildet wurden. Einige derselben waren auf dem Vordertheil eines Hundekinnbackens, oder auf einem Holzstück von derselben Form befestigt, und an dem anderen Ende befand sich eine durch ein kleines Loch gehende Schnur. Bei gewissen Gelegenheiten ersetzen diese Werkzeuge die Messer, und vielleicht bedient man sich ihrer auch bei den Schnitzereien in Holz und Knochen.

Die einzigen eisernen Werkzeuge, oder richtiger die einzigen Eisenstücke, welche wir sahen, waren ein Theil eines Cirkels von zwei Zoll Länge, der in ein Holzstück eingefügt war, und ein anderes schneidendes Instrument, das die Spitze eines großen Säbels zu sein schien. Den Nutzen des Eisens kennen die Eingebornen übrigens fast alle, und einige unserer Herren wollten daraus schließen, daß vor uns schon Europäer auf diesen Inseln gewesen seien. Nach meiner Ansicht wird diese durch zwei Gründe widerlegt, durch das Staunen der Wilden über unsere Schiffe und durch ihre Unbekanntschaft mit den Feuerwaffen. Es scheint mir unbestreitbar zu sein, daß die Insulaner dieser Meere vor Magellaen's Reise das Eisen nicht kannten. Die Fahrzeuge, welche bald nach der Rückkehr dieses Seefahrers das Stille Meer durchschnitten, fanden nicht ein einziges Stück dieses Metalles, wogegen wir bei unseren Reisen die Wahrnehmung machten, daß man auf Inseln, bei denen nie eine Landung von Europäern stattgefunden hat, das Eisen kannte. Wahrscheinlich ließ Mendana auf allen Inseln, die er besuchte, Stücke Eisen zurück, und von diesen hörten alle anderen Insulaner, welche mit diesen Gruppen Verkehr unterhielten. Die Kenntniß des Eisens verbreitete sich sogar noch weiter, und wenn auch nicht alle Eingebornen Proben des kostbaren Metalles erhielten, so hatte man es ihnen wenigstens beschrieben, und sie erkannten es, als sie es in unseren Händen sahen. Nach Mendana durchsegelte Quiros diese Meere und landete auf Sagittaria *), Espiritu Santo **) und mehreren anderen Punkten. Alle diese Inseln und diejenigen, mit denen sie

*) Tahiti.
**) Die neuen Hebriden.

Verkehr hatten, mußten ebenfalls von Eisen hören. Lemaire und Schouten, deren Verbindungen mit den Eingebornen viel weiter östlich begannen und sich bis zu den Cocos-Inseln*) erstreckten, folgten auf Quiros. Ich fand 1773 auf Tongatabu ein Stück Eisen und war darüber nicht erstaunt. Ich wußte, daß Tasman dort gelandet hatte, und ich erfuhr bald, daß die Eingebornen auch noch auf einem anderen Wege Eisen erhalten hatten. Einige Stücke, die Wallis auf den Inseln, die einige Grade weiter gegen Nordwesten liegen, zurückgelassen hatte, waren nach Tongatabu gelangt. Man weiß, daß Roggewein an einer der niedrigen Inseln eines seiner Schiffe verlor. Wahrscheinlich besucht man von Tahiti und von den Gesellschaftsinseln aus diese Eilande, oder man kennt sie doch wenigstens. Gewiß ist, daß die Tahitier das Eisen kannten und es, als Wallis sie besuchte, begierig kauften. Sie können diese Kenntniß nur auf den nahen Inseln erlangt haben, wo frühere Seefahrer Eisen zurückgelassen hatten. In der That haben sie mir gestanden, daß die Sache sich wirklich so verhält. Wie sie mir erzählten, legten sie vor der Ankunft des Capitains Wallis einen solchen Werth auf das Eisen, daß ein Häuptling, der ein Paar Nägel besaß, sich dadurch ein beträchtliches Einkommen erwarb, daß er sie an seine Nachbarn, welche Löcher bohren wollten, verlieh. Die Eingebornen von den Gesellschaftsinseln, die wir auf Watu trafen, waren vor der Zeit, in der jene Insel zuerst von Eisen hörte, auf ihre Küste geworfen worden. Wahrscheinlich besaßen sie selbst keine Proben, aber sie beschrieben dem Volke, bei dem sie eine gastfreie Aufnahme fanden, das Metall, das für sie eine große Merkwürdigkeit sein mußte. Die Einwohner von Watu verbreiteten die Kunde nach der Hervey-Insel, und deshalb zeigten die dortigen Insulaner während unseres kurzen Verkehres mit ihnen ein so lebhaftes Verlangen nach Eisen.

Diese Thatsachen erklären, wie die Kenntniß des Eisens sich über die Inseln des Stillen Meeres verbreitet hat, welche niemals eine unmittelbare Verbindung mit Europäern gehabt haben, und es ist natürlich, daß die Eingebornen überall, wohin Stücke oder nur Nachrichten

*) Sie heißen auch Borneo-Korallen-Inseln und liegen unter dem 12. Grad südl. Br. und dem 98. Grad östl. Länge.

Verkehr hatten, mußten ebenfalls von Eisen hören. Lemaire und Schouten, deren Verbindungen mit den Eingebornen viel weiter östlich begannen und sich bis zu den Cocos-Inseln*) erstreckten, folgten auf Quiros. Ich fand 1773 auf Tongatabu ein Stück Eisen und war darüber nicht erstaunt. Ich wußte, daß Tasman dort gelandet hatte, und ich erfuhr bald, daß die Eingebornen auch noch auf einem anderen Wege Eisen erhalten hatten. Einige Stücke, die Wallis auf den Inseln, die einige Grade weiter gegen Nordwesten liegen, zurückgelassen hatte, waren nach Tongatabu gelangt. Man weiß, daß Roggewein an einer der niedrigen Inseln eines seiner Schiffe verlor. Wahrscheinlich besucht man von Tahiti und von den Gesellschaftsinseln aus diese Eilande, oder man kennt sie doch wenigstens. Gewiß ist, daß die Tahitier das Eisen kannten und es, als Wallis sie besuchte, begierig kauften. Sie können diese Kenntniß nur auf den nahen Inseln erlangt haben, wo frühere Seefahrer Eisen zurückgelassen hatten. In der That haben sie mir gestanden, daß die Sache sich wirklich so verhält. Wie sie mir erzählten, legten sie vor der Ankunft des Capitains Wallis einen solchen Werth auf das Eisen, daß ein Häuptling, der ein Paar Nägel besaß, sich dadurch ein beträchtliches Einkommen erwarb, daß er sie an seine Nachbarn, welche Löcher bohren wollten, verlieh. Die Eingebornen von den Gesellschaftsinseln, die wir auf Watu trafen, waren vor der Zeit, in der jene Insel zuerst von Eisen hörte, auf ihre Küste geworfen worden. Wahrscheinlich besaßen sie selbst keine Proben, aber sie beschrieben dem Volke, bei dem sie eine gastfreie Aufnahme fanden, das Metall, das für sie eine große Merkwürdigkeit sein mußte. Die Einwohner von Watu verbreiteten die Kunde nach der Hervey-Insel, und deshalb zeigten die dortigen Insulaner während unseres kurzen Verkehres mit ihnen ein so lebhaftes Verlangen nach Eisen.

Diese Thatsachen erklären, wie die Kenntniß des Eisens sich über die Inseln des Stillen Meeres verbreitet hat, welche niemals eine unmittelbare Verbindung mit Europäern gehabt haben, und es ist natürlich, daß die Eingebornen überall, wohin Stücke oder nur Nachrichten

*) Sie heißen auch Borneo-Korallen-Inseln und liegen unter dem 12. Grad südl. Br. und dem 98. Grad östl. Länge.

gekommen sind, Begierde verrathen, sich eine möglichst große Menge anzueignen. Die Anwendung dieser Bemerkungen auf den Punkt, von dem ich hier spreche, ist eine leichte. Die Bewohner von Atui und Oniheow haben ihr weniges Eisen von den Inseln erhalten, die zwischen ihrem Vaterlande und den Ladronen liegen und seit Magellaen's Reise fast ununterbrochen von den Spaniern besucht worden sind. Läßt die Entfernung der Ladronen an der Richtigkeit dieser Erklärung zweifeln, so bedenke man, daß der ungeheure amerikanische Continent, auf dem die Spanier seit zwei Jahrhunderten ansässig sind, über dem Winde liegt. Ist nicht zu vermuthen, daß während dieser langen Periode mehrmals Trümmer untergegangener Schiffe an die Sandwichs-Inseln angeschwommen sind? Gewiß werden von Zeit zu Zeit Holzstücke, welche Eisen enthielten, durch die Ostwinde den in diesem unermeßlichen Meere liegenden Inseln zugeführt worden sein.

Nach dieser Abschweifung fahre ich in der Mittheilung der Beobachtungen fort, die wir bei unserem Aufenthalt in Atui machten, und wende mich zunächst zu den Pirogen. Ihre Länge beträgt gewöhnlich vierundzwanzig Fuß. Ein einziges Stück Holz oder ein bis auf anderthalb Zoll Dicke verringerter Baumstamm, der spitz zuläuft, bildet den Boden. Die Seiten bestehen aus drei Brettern von einem Zoll Dicke, die man mit großer Genauigkeit an einander gefügt hat. Der vordere und hintere Theil ist keilförmig und steigt etwas auf, jedoch so, daß er sich plötzlich abplattet, so daß die Bretter der Seitenwände etwa einen Fuß lang flach neben einander liegen.

Was wir von dem Ackerbau gesehen haben, läßt die Eingebornen nicht als Neulinge in dieser Beschäftigung erscheinen. Ich sprach bereits von einem Thale, das eine fortlaufende Pflanzung mit Tarrowurzeln und mit Fruchtbäumen, denen man hier eine große Sorgfalt widmet, bildet. Die mit Bataten, Zuckerrohr und Bananen bepflanzten Felder, die man auf dem höher liegenden Boden sieht, sind mit derselben Regelmäßigkeit angelegt. Sie stellen eine geometrische Figur dar, gewöhnlich ein Rechteck. Von einer Einfriedigung ist keines dieser Felder umgeben, und die Gräben, welche ringsum laufen, haben wahrscheinlich blos die Bestimmung, den Tarrowurzeln Wasser zuzuführen. Den Reichthum der Ernten und die Vortrefflichkeit aller der Erzeugnisse,

gekommen sind, Begierde verrathen, sich eine möglichst große Menge anzueignen. Die Anwendung dieser Bemerkungen auf den Punkt, von dem ich hier spreche, ist eine leichte. Die Bewohner von Atui und Oniheow haben ihr weniges Eisen von den Inseln erhalten, die zwischen ihrem Vaterlande und den Ladronen liegen und seit Magellaen's Reise fast ununterbrochen von den Spaniern besucht worden sind. Läßt die Entfernung der Ladronen an der Richtigkeit dieser Erklärung zweifeln, so bedenke man, daß der ungeheure amerikanische Continent, auf dem die Spanier seit zwei Jahrhunderten ansässig sind, über dem Winde liegt. Ist nicht zu vermuthen, daß während dieser langen Periode mehrmals Trümmer untergegangener Schiffe an die Sandwichs-Inseln angeschwommen sind? Gewiß werden von Zeit zu Zeit Holzstücke, welche Eisen enthielten, durch die Ostwinde den in diesem unermeßlichen Meere liegenden Inseln zugeführt worden sein.

Nach dieser Abschweifung fahre ich in der Mittheilung der Beobachtungen fort, die wir bei unserem Aufenthalt in Atui machten, und wende mich zunächst zu den Pirogen. Ihre Länge beträgt gewöhnlich vierundzwanzig Fuß. Ein einziges Stück Holz oder ein bis auf anderthalb Zoll Dicke verringerter Baumstamm, der spitz zuläuft, bildet den Boden. Die Seiten bestehen aus drei Brettern von einem Zoll Dicke, die man mit großer Genauigkeit an einander gefügt hat. Der vordere und hintere Theil ist keilförmig und steigt etwas auf, jedoch so, daß er sich plötzlich abplattet, so daß die Bretter der Seitenwände etwa einen Fuß lang flach neben einander liegen.

Was wir von dem Ackerbau gesehen haben, läßt die Eingebornen nicht als Neulinge in dieser Beschäftigung erscheinen. Ich sprach bereits von einem Thale, das eine fortlaufende Pflanzung mit Tarrowurzeln und mit Fruchtbäumen, denen man hier eine große Sorgfalt widmet, bildet. Die mit Bataten, Zuckerrohr und Bananen bepflanzten Felder, die man auf dem höher liegenden Boden sieht, sind mit derselben Regelmäßigkeit angelegt. Sie stellen eine geometrische Figur dar, gewöhnlich ein Rechteck. Von einer Einfriedigung ist keines dieser Felder umgeben, und die Gräben, welche ringsum laufen, haben wahrscheinlich blos die Bestimmung, den Tarrowurzeln Wasser zuzuführen. Den Reichthum der Ernten und die Vortrefflichkeit aller der Erzeugnisse,

denen Boden und Klima zusagen, wird man eben so wohl dem Geschick der Menschen als der Fruchtbarkeit des Bodens zuschreiben müssen. Die wenigen Cocospalmen und Brotfruchtbäume, die wir wahrnahmen, gediehen nicht gut, und man darf es den Eingebornen nicht verdenken, wenn sie auf Pflanzen und Bäume, welche ihre Arbeit besser belohnen, mehr Sorgfalt verwenden.

So geschickt die Bewohner von Atui in Allem zu sein pflegen, was zum Landbau gehört, belehrte uns doch jeder Blick auf ihre Insel, daß sie einer weit ausgedehnteren Cultur fähig ist und eine mindestens dreimal so starke Bevölkerung tragen könnte. Die meisten der Ländereien, welche gegenwärtig wüst liegen, sind von derselben Güte des Bodens wie die bebauten Felder.

Ich habe nicht einen einzigen Häuptling von einiger Bedeutung gesehen. Nach der Behauptung der Einwohner giebt es auf Atui mehrere, denen man durch Niederwerfen auf den Boden seine Ehrfurcht bezeugt. Ich weiß nicht, ob sie aus Furcht fern blieben, oder ob sie abwesend waren. Als ich Atui verlassen hatte, zeigte sich einer dieser großen Männer und machte dem Capitain Clerke auf der Discovery einen Besuch. Er kam in einer doppelten Piroge und nahm gleich den Königen der Freundschaftsinseln auf die kleinen Pirogen, die ihm in den Weg kamen, nicht die geringste Rücksicht. Er segelte sie in den Grund, ohne daß er im mindesten bestrebt gewesen wäre, sie zu vermeiden. Die Unglücklichen auf den kleinen Fahrzeugen waren nicht im Stande, der großen Piroge auszuweichen, denn sie konnten keine Bewegung machen, da sie flach auf dem Gesicht liegen mußten, bis der Häuptling vorbei war. Die Leute seines Gefolges zogen ihn zum Schiff empor, und setzten ihn auf dem Hinterdeck nieder. Damit hörten ihre Dienste nicht auf, vielmehr faßten sie sich an den Händen und bildeten einen Kreis um ihn, in dem außer dem Capitain Clerke Niemand Zutritt erhielt.

Dieser Häuptling hieß Tamahano und war jung und vom Kopf bis zu den Füßen mit Stoffen bedeckt. Eine junge Frau, wahrscheinlich seine Gattin, begleitete ihn. Der Capitain Clerke überreichte ihm verschiedene Sachen und erhielt als Gegengeschenk einen hölzernen Napf, gestützt von zwei menschlichen Figuren, deren Schnitzwerk, sowohl

denen Boden und Klima zusagen, wird man eben so wohl dem Geschick der Menschen als der Fruchtbarkeit des Bodens zuschreiben müssen. Die wenigen Cocospalmen und Brotfruchtbäume, die wir wahrnahmen, gediehen nicht gut, und man darf es den Eingebornen nicht verdenken, wenn sie auf Pflanzen und Bäume, welche ihre Arbeit besser belohnen, mehr Sorgfalt verwenden.

So geschickt die Bewohner von Atui in Allem zu sein pflegen, was zum Landbau gehört, belehrte uns doch jeder Blick auf ihre Insel, daß sie einer weit ausgedehnteren Cultur fähig ist und eine mindestens dreimal so starke Bevölkerung tragen könnte. Die meisten der Ländereien, welche gegenwärtig wüst liegen, sind von derselben Güte des Bodens wie die bebauten Felder.

Ich habe nicht einen einzigen Häuptling von einiger Bedeutung gesehen. Nach der Behauptung der Einwohner giebt es auf Atui mehrere, denen man durch Niederwerfen auf den Boden seine Ehrfurcht bezeugt. Ich weiß nicht, ob sie aus Furcht fern blieben, oder ob sie abwesend waren. Als ich Atui verlassen hatte, zeigte sich einer dieser großen Männer und machte dem Capitain Clerke auf der Discovery einen Besuch. Er kam in einer doppelten Piroge und nahm gleich den Königen der Freundschaftsinseln auf die kleinen Pirogen, die ihm in den Weg kamen, nicht die geringste Rücksicht. Er segelte sie in den Grund, ohne daß er im mindesten bestrebt gewesen wäre, sie zu vermeiden. Die Unglücklichen auf den kleinen Fahrzeugen waren nicht im Stande, der großen Piroge auszuweichen, denn sie konnten keine Bewegung machen, da sie flach auf dem Gesicht liegen mußten, bis der Häuptling vorbei war. Die Leute seines Gefolges zogen ihn zum Schiff empor, und setzten ihn auf dem Hinterdeck nieder. Damit hörten ihre Dienste nicht auf, vielmehr faßten sie sich an den Händen und bildeten einen Kreis um ihn, in dem außer dem Capitain Clerke Niemand Zutritt erhielt.

Dieser Häuptling hieß Tamahano und war jung und vom Kopf bis zu den Füßen mit Stoffen bedeckt. Eine junge Frau, wahrscheinlich seine Gattin, begleitete ihn. Der Capitain Clerke überreichte ihm verschiedene Sachen und erhielt als Gegengeschenk einen hölzernen Napf, gestützt von zwei menschlichen Figuren, deren Schnitzwerk, sowohl

was die Zeichnung als was die Ausführung betraf, von Talent Zeugniß ablegt. Capitain Clerke konnte den Häuptling weder bestimmen, in die Cajüte zu kommen, noch den Platz zu verlassen, den er im ersten Augenblicke gewählt hatte. Als er auf der Discovery eine Stunde verweilt hatte, ließ er sich in die Piroge zurücktragen. Er kehrte an die Küste zurück, wo alle Einwohner ihn mit denselben Ehrenbezeigungen empfingen, die sie ihm auf dem Meer hatten zu Theil werden lassen.

Wir haben mit den Eingebornen eine so kurze Zeit verkehrt, und unsere Wahrnehmungen sind so unvollständig gewesen, daß ich nicht genau sagen kann, welche Regierungsart auf diesen Inseln besteht. Im Allgemeinen gleichen die Verhältnisse Atui's denen der anderen Inseln im Südmeer, die wir betreten haben, auf eine merkwürdige Weise. Namentlich werden hier wie dort die Häuptlinge auf dieselbe Weise geehrt. Es ist wahrscheinlich, daß Kriege auf Atui eine eben so häufige Erscheinung bilden, wie auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln.

Abgesehen von den Lanzen bedienen sich die Eingebornen einer Waffe, der wir früher nie begegnet waren und von der auch keiner der Seefahrer spricht, die uns in diesen Meeren vorangingen. Sie gleicht ziemlich einem Dolch, ist etwa anderthalb Fuß lang und bald an einem, bald an beiden Enden zugespitzt. Man befestigt sie mit einer Schnur an der Hand. Sie wird im Handgemenge benutzt und man kann mit ihr recht gut einen Feind erdolchen. Die an beiden Enden zugespitzten verdienen den Namen von Doppeldolchen; der Griff befindet sich in der Mitte, und man stößt mit ihnen nach allen Richtungen. Auch Bogen und Pfeile kommen vor, doch sahen wir nur wenige, und diese waren so schwach, daß ich fast behaupten möchte, sie werden im Kriege nie benutzt. Das Messer oder die Säge von Haifischzahn, deren ich oben kurz erwähnte, kann zu den Waffen gerechnet werden, wenn man sie auch hauptsächlich dazu benutzt, die Todten zu zerstückeln. Der Schleuder bedienen sich die Eingebornen, denn wir kauften Blutsteine, denen man die Form eines Eies mit einer schmalen Furche im hervortretenden Theil gegeben hatte. Einer der Insulaner befestigte in dieser Rinne eine dünne Schnur, verkaufte aber blos den Stein, die Schleuder

was die Zeichnung als was die Ausführung betraf, von Talent Zeugniß ablegt. Capitain Clerke konnte den Häuptling weder bestimmen, in die Cajüte zu kommen, noch den Platz zu verlassen, den er im ersten Augenblicke gewählt hatte. Als er auf der Discovery eine Stunde verweilt hatte, ließ er sich in die Piroge zurücktragen. Er kehrte an die Küste zurück, wo alle Einwohner ihn mit denselben Ehrenbezeigungen empfingen, die sie ihm auf dem Meer hatten zu Theil werden lassen.

Wir haben mit den Eingebornen eine so kurze Zeit verkehrt, und unsere Wahrnehmungen sind so unvollständig gewesen, daß ich nicht genau sagen kann, welche Regierungsart auf diesen Inseln besteht. Im Allgemeinen gleichen die Verhältnisse Atui's denen der anderen Inseln im Südmeer, die wir betreten haben, auf eine merkwürdige Weise. Namentlich werden hier wie dort die Häuptlinge auf dieselbe Weise geehrt. Es ist wahrscheinlich, daß Kriege auf Atui eine eben so häufige Erscheinung bilden, wie auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln.

Abgesehen von den Lanzen bedienen sich die Eingebornen einer Waffe, der wir früher nie begegnet waren und von der auch keiner der Seefahrer spricht, die uns in diesen Meeren vorangingen. Sie gleicht ziemlich einem Dolch, ist etwa anderthalb Fuß lang und bald an einem, bald an beiden Enden zugespitzt. Man befestigt sie mit einer Schnur an der Hand. Sie wird im Handgemenge benutzt und man kann mit ihr recht gut einen Feind erdolchen. Die an beiden Enden zugespitzten verdienen den Namen von Doppeldolchen; der Griff befindet sich in der Mitte, und man stößt mit ihnen nach allen Richtungen. Auch Bogen und Pfeile kommen vor, doch sahen wir nur wenige, und diese waren so schwach, daß ich fast behaupten möchte, sie werden im Kriege nie benutzt. Das Messer oder die Säge von Haifischzahn, deren ich oben kurz erwähnte, kann zu den Waffen gerechnet werden, wenn man sie auch hauptsächlich dazu benutzt, die Todten zu zerstückeln. Der Schleuder bedienen sich die Eingebornen, denn wir kauften Blutsteine, denen man die Form eines Eies mit einer schmalen Furche im hervortretenden Theil gegeben hatte. Einer der Insulaner befestigte in dieser Rinne eine dünne Schnur, verkaufte aber blos den Stein, die Schleuder

nicht. Mit Kraft geworfen, muß ein solcher Stein, der ein Pfund wiegt, eine gefährliche Wunde erzeugen.

Wenn die Sitten Atui's denen von Tahiti gleichen, so ist die Uebereinstimmung der Sprachen eine noch auffallendere. In der That kann man sagen, daß beide Inseln fast Wort für Wort dieselbe Sprache reden.

Wie sich ein und dasselbe Volk über alle Theile des Stillen Meeres und über eine so große Anzahl von Inseln, die durch weite Zwischenräume getrennt werden, verbreitet hat, ist schwer zu erklären. Man findet dieses Volk von Neuseeland im Süden bis zu den Sandwichs-Inseln im Norden, von der Osterinsel im Osten bis zu den Neuen Hebriden im Westen, das heißt auf einem Raume, der von Norden gegen Süden 60 Breitengrade oder 1800 Stunden und von Osten gegen Westen 83 Längengrade oder 2490 Stunden einnimmt. Man weiß noch nicht, bis wie weit diese Colonien in den angegebenen Richtungen gehen, aber nach den Beobachtungen, die ich auf dieser und der vorigen Reise gemacht habe, kann ich getrost versichern, daß dieses Volk, wenn auch nicht das zahlreichste, doch das weitest verbreitete der Welt ist.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft an der amerikanischen Küste. — Der Nutka-Sund. — Die dortigen Indianer. — Ihre Sitten, Verkleidungen, Waffen, Häuser u. s. w. — Das Land und seine Pflanzen- und Thierwelt. — Entdeckung der Insel Kaye. — Die Prinz-Wilhelm-Einfahrt. — Indianer wollen die Discovery nehmen. — Nachrichten über sie.

Nach einer Fahrt, die dem Seemann nur die gewöhnlichen Scenen des hohen Meeres zeigte, erreichte ich am 7. März die amerikanische Westküste unter 40 Grad 33 Min. nördl. Br. Das Ufer ist vielleicht in anderen Jahreszeiten angenehm, jetzt war es mit Schnee bedeckt und hatte den ödesten Charakter. Zugleich bereitete uns dieses Land den rauhesten Empfang. Das Wetter war fast unausgesetzt stürmisch,

nicht. Mit Kraft geworfen, muß ein solcher Stein, der ein Pfund wiegt, eine gefährliche Wunde erzeugen.

Wenn die Sitten Atui's denen von Tahiti gleichen, so ist die Uebereinstimmung der Sprachen eine noch auffallendere. In der That kann man sagen, daß beide Inseln fast Wort für Wort dieselbe Sprache reden.

Wie sich ein und dasselbe Volk über alle Theile des Stillen Meeres und über eine so große Anzahl von Inseln, die durch weite Zwischenräume getrennt werden, verbreitet hat, ist schwer zu erklären. Man findet dieses Volk von Neuseeland im Süden bis zu den Sandwichs-Inseln im Norden, von der Osterinsel im Osten bis zu den Neuen Hebriden im Westen, das heißt auf einem Raume, der von Norden gegen Süden 60 Breitengrade oder 1800 Stunden und von Osten gegen Westen 83 Längengrade oder 2490 Stunden einnimmt. Man weiß noch nicht, bis wie weit diese Colonien in den angegebenen Richtungen gehen, aber nach den Beobachtungen, die ich auf dieser und der vorigen Reise gemacht habe, kann ich getrost versichern, daß dieses Volk, wenn auch nicht das zahlreichste, doch das weitest verbreitete der Welt ist.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft an der amerikanischen Küste. — Der Nutka-Sund. — Die dortigen Indianer. — Ihre Sitten, Verkleidungen, Waffen, Häuser u. s. w. — Das Land und seine Pflanzen- und Thierwelt. — Entdeckung der Insel Kaye. — Die Prinz-Wilhelm-Einfahrt. — Indianer wollen die Discovery nehmen. — Nachrichten über sie.

Nach einer Fahrt, die dem Seemann nur die gewöhnlichen Scenen des hohen Meeres zeigte, erreichte ich am 7. März die amerikanische Westküste unter 40 Grad 33 Min. nördl. Br. Das Ufer ist vielleicht in anderen Jahreszeiten angenehm, jetzt war es mit Schnee bedeckt und hatte den ödesten Charakter. Zugleich bereitete uns dieses Land den rauhesten Empfang. Das Wetter war fast unausgesetzt stürmisch,

oft wehte der Wind uns direct entgegen, es schneiete und regnete, und dieses Wetter, verbunden mit der Aufmerksamkeit, die uns in einem wenig bekannten Meere zur Pflicht wurde, ermüdete meine Leute sehr.

Lange wollte der Hafen, dessen ich bedurfte, um die Schiffe zur Fahrt in den arktischen Meeren in Stand zu setzen, nicht erscheinen. Endlich stieß ich unter 49 Grad 33 Min. nördl. Br. und 233 Grad 12 Min. östl. L. auf eine Bucht, die meinen Zwecken völlig entsprach. Den Eingang bilden zwei Felsspitzen, die ungefähr anderthalb Stunden von einander entfernt sind. Jenseit derselben erweitert sich die Bucht bedeutend und dringt tief ins Land ein, indem sie Seitenarme aussendet, deren Tiefe wir nicht untersucht haben. Ich wollte diese Bucht anfangs König-Georg-Einfahrt nennen, doch hörte ich, daß sie bereits einen Namen habe und Nutka heiße. Man findet hier verschiedene sichere Ankerplätze, und den mir bequemsten wählte ich aus.

Unser Ankerplatz bot verschiedene Vortheile dar, unter denen der, daß in der Umgegend friedliche Wilde wohnten, nicht am leichtesten wog. Dieser Umstand war mir um so erfreulicher, als ich auf dem Lande viele Arbeiten anzuordnen hatte, Bäume fällen und einen Mast herrichten lassen mußte.

Schon am ersten Tage umgaben uns viele Pirogen, und am folgenden hatten sich gewiß hundert um uns versammelt. Unsere Gäste stellten sich uns immer auf eine sonderbare Art vor. Sie schifften rund um die Resolution und Discovery, und während dieser Zeit stand ein Häuptling oder ein Vornehmer im Fahrzeuge aufrecht da und sprach oder schrie vielmehr, eine Lanze oder irgend eine andere Waffe in der Hand haltend, unaufhörlich. Zuweilen hatte der Redner das Gesicht mit einer Maske bedeckt, die ein menschliches Gesicht oder einen Thierkopf vorstellte, und schüttelte eine Art Rassel, wie unsere Kinder sie haben. War dieser Umkreis beschrieben, so fuhren sie an die Seite des Schiffes heran und begannen ohne weitere Ceremonien zu handeln. Häufig erfreuten sie uns vorher noch mit einem Liede von nicht übler Wirkung, in das die Mannschaft der ganzen Piroge mit einstimmte.

Während dieser Besuche hatten wir keine andere Vorsicht zu beobachten, als uns gegen ihre Diebereien zu hüten. Sie stahlen mit

oft wehte der Wind uns direct entgegen, es schneiete und regnete, und dieses Wetter, verbunden mit der Aufmerksamkeit, die uns in einem wenig bekannten Meere zur Pflicht wurde, ermüdete meine Leute sehr.

Lange wollte der Hafen, dessen ich bedurfte, um die Schiffe zur Fahrt in den arktischen Meeren in Stand zu setzen, nicht erscheinen. Endlich stieß ich unter 49 Grad 33 Min. nördl. Br. und 233 Grad 12 Min. östl. L. auf eine Bucht, die meinen Zwecken völlig entsprach. Den Eingang bilden zwei Felsspitzen, die ungefähr anderthalb Stunden von einander entfernt sind. Jenseit derselben erweitert sich die Bucht bedeutend und dringt tief ins Land ein, indem sie Seitenarme aussendet, deren Tiefe wir nicht untersucht haben. Ich wollte diese Bucht anfangs König-Georg-Einfahrt nennen, doch hörte ich, daß sie bereits einen Namen habe und Nutka heiße. Man findet hier verschiedene sichere Ankerplätze, und den mir bequemsten wählte ich aus.

Unser Ankerplatz bot verschiedene Vortheile dar, unter denen der, daß in der Umgegend friedliche Wilde wohnten, nicht am leichtesten wog. Dieser Umstand war mir um so erfreulicher, als ich auf dem Lande viele Arbeiten anzuordnen hatte, Bäume fällen und einen Mast herrichten lassen mußte.

Schon am ersten Tage umgaben uns viele Pirogen, und am folgenden hatten sich gewiß hundert um uns versammelt. Unsere Gäste stellten sich uns immer auf eine sonderbare Art vor. Sie schifften rund um die Resolution und Discovery, und während dieser Zeit stand ein Häuptling oder ein Vornehmer im Fahrzeuge aufrecht da und sprach oder schrie vielmehr, eine Lanze oder irgend eine andere Waffe in der Hand haltend, unaufhörlich. Zuweilen hatte der Redner das Gesicht mit einer Maske bedeckt, die ein menschliches Gesicht oder einen Thierkopf vorstellte, und schüttelte eine Art Rassel, wie unsere Kinder sie haben. War dieser Umkreis beschrieben, so fuhren sie an die Seite des Schiffes heran und begannen ohne weitere Ceremonien zu handeln. Häufig erfreuten sie uns vorher noch mit einem Liede von nicht übler Wirkung, in das die Mannschaft der ganzen Piroge mit einstimmte.

Während dieser Besuche hatten wir keine andere Vorsicht zu beobachten, als uns gegen ihre Diebereien zu hüten. Sie stahlen mit

einer Geschicklichkeit, von der wir noch bei keinem Volk ein Beispiel gesehen hatten, und ihr Verlangen nach unserem Eigenthum war auch wohl der Grund, weshalb sie so bereitwillig unsere Schiffe betraten. So wie wir einen Augenblick in unserer Wachsamkeit nachließen, hatten sie aus dem Takelwerk oder sonst wo ein Stück Eisen losgemacht. Daß wir in unsern Booten Schildwachen aufstellten, half wenig. Sie verbanden sich zu ihren Diebereien in der Art, daß Einer die Wache beschäftigte, während der Andere stahl. Bemerkten wir auf der Stelle, was geschehen war, so entdeckten wir den Thäter ohne Mühe, weil sie stets bereit waren, sich gegenseitig anzuklagen. Uebrigens gab der Schuldige seine Beute mit Widerstreben heraus, und mehrmals mußten wir Gewalt anwenden.

Die Waaren, die sie uns brachten, waren Felle von verschiedenen Vierfüßern, von Wölfen, Bären, Füchsen, Hirschen, Hasen, Iltissen, Mardern und namentlich von Seeottern. Diese Felle wurden uns nicht blos roh überbracht, sondern auch zu Kleidungsstücken verarbeitet, und außer ihnen noch Mäntel, die aus Baumrinde oder hanfartigem Grase gefertigt sein mochten. Wir erhielten ferner Bogen und Pfeile, Lanzen, Fischangeln und Instrumente verschiedener Arten, monströse Figuren, ein Gewebe von Haaren oder grober Wolle, Säcke mit rothem Oker, Holzstücke mit Schnitzereien, Glasperlen, verschiedene kleine Zierrathen von Kupfer oder von Eisen und von Hufeisenform, die sie in die Nase zu hängen pflegen, und eiserne Meißel mit Handhaben. Diese Metallsachen bewiesen uns, daß sie von den Seefahrern einer gebildeten Nation besucht werden, oder mit den Stämmen im Innern, welche zu den Europäern in Beziehungen stehen, Handel treiben. Daß die Spanier diese Seefahrer seien, schlossen wir später aus einem Tauschartikel, dessen Vorkommen bei einem solchen Volke sonderbar ist. Man brachte uns nämlich zwei silberne Löffel, die wir an ihrer eigenthümlichen Form als spanisches Fabrikat erkannten. Einer der Indianer trug einen solchen Löffel als Schmuck an einer Schnur um den Hals. Einen furchtbaren Eindruck machten andere Handelsartikel, die uns gebracht wurden: menschliche Schädel und Gebeine, zum Theil noch mit Fleisch bekleidet. Die Aeußerungen der Wilden und andere Gründe ließen uns leider vermuthen, daß der gräßliche Gebrauch des Menschen-

einer Geschicklichkeit, von der wir noch bei keinem Volk ein Beispiel gesehen hatten, und ihr Verlangen nach unserem Eigenthum war auch wohl der Grund, weshalb sie so bereitwillig unsere Schiffe betraten. So wie wir einen Augenblick in unserer Wachsamkeit nachließen, hatten sie aus dem Takelwerk oder sonst wo ein Stück Eisen losgemacht. Daß wir in unsern Booten Schildwachen aufstellten, half wenig. Sie verbanden sich zu ihren Diebereien in der Art, daß Einer die Wache beschäftigte, während der Andere stahl. Bemerkten wir auf der Stelle, was geschehen war, so entdeckten wir den Thäter ohne Mühe, weil sie stets bereit waren, sich gegenseitig anzuklagen. Uebrigens gab der Schuldige seine Beute mit Widerstreben heraus, und mehrmals mußten wir Gewalt anwenden.

Die Waaren, die sie uns brachten, waren Felle von verschiedenen Vierfüßern, von Wölfen, Bären, Füchsen, Hirschen, Hasen, Iltissen, Mardern und namentlich von Seeottern. Diese Felle wurden uns nicht blos roh überbracht, sondern auch zu Kleidungsstücken verarbeitet, und außer ihnen noch Mäntel, die aus Baumrinde oder hanfartigem Grase gefertigt sein mochten. Wir erhielten ferner Bogen und Pfeile, Lanzen, Fischangeln und Instrumente verschiedener Arten, monströse Figuren, ein Gewebe von Haaren oder grober Wolle, Säcke mit rothem Oker, Holzstücke mit Schnitzereien, Glasperlen, verschiedene kleine Zierrathen von Kupfer oder von Eisen und von Hufeisenform, die sie in die Nase zu hängen pflegen, und eiserne Meißel mit Handhaben. Diese Metallsachen bewiesen uns, daß sie von den Seefahrern einer gebildeten Nation besucht werden, oder mit den Stämmen im Innern, welche zu den Europäern in Beziehungen stehen, Handel treiben. Daß die Spanier diese Seefahrer seien, schlossen wir später aus einem Tauschartikel, dessen Vorkommen bei einem solchen Volke sonderbar ist. Man brachte uns nämlich zwei silberne Löffel, die wir an ihrer eigenthümlichen Form als spanisches Fabrikat erkannten. Einer der Indianer trug einen solchen Löffel als Schmuck an einer Schnur um den Hals. Einen furchtbaren Eindruck machten andere Handelsartikel, die uns gebracht wurden: menschliche Schädel und Gebeine, zum Theil noch mit Fleisch bekleidet. Die Aeußerungen der Wilden und andere Gründe ließen uns leider vermuthen, daß der gräßliche Gebrauch des Menschen-

fressens, den wir auf Neuseeland und einigen kleineren Inseln gefunden haben, hier ebenfalls herrscht.

Für ihre Waaren nahmen die Eingebornen Messer, Stücke Eisen oder Zinn, Nägel, Spiegel, Knöpfe und Metall jeder beliebigen Art. Nach unseren Glasperlen verriethen sie durchaus kein Verlangen und unsere Stoffe wiesen sie zurück.

Es war seit unserer Ankunft etwa eine Woche verflossen, als wir ernsthaft beunruhigt wurden. Die mit Holzfällen und dem Füllen der Wasserfässer beauftragte Abtheilung sah, daß die Indianer in ihrer Nähe hastig zu den Waffen griffen. Diejenigen, welche keine gefährlicheren Gegenstände besaßen, setzten Stöcke in Stand und sammelten Kiesel. Sobald ich von diesen Vorrichtungen unterrichtet wurde, glaubte ich meinerseits rüsten zu müssen. Da ich mich vertheidigend verhalten wollte, so ertheilte ich darauf den Arbeitern den Befehl, die Gegend, wo die Wilden sich versammelt hatten, zu verlassen, und sich auf den Gipfel eines nahen Felsens zurückzuziehen. Die eingebornen Krieger mochten etwa einen Steinwurf von der Resolution entfernt sein.

Unsere Befürchtungen waren ungegründet — die Wilden dachten nicht an uns. Sie bereiteten sich zur Zurückweisung eines anderen Stammes vor, der sie angreifen wollte. Wir bemerkten, daß sie auf allen hohen Punkten Schildwachen ausgestellt hatten, und daß häufig Pirogen hin und her fuhren, welche dem in der Nähe der Schiffe versammelten Hauptheer Nachrichten oder Anweisungen überbrachten. Endlich erschien der Feind, der über zwölf große Pirogen gebot, an der Südspitze der Bucht, wo er Halt machte und sich in Schlachtordnung stellte, während Unterhandlungen angeknüpft wurden. Nach einigem Parlamentiren verständigte man sich, doch wurde den Fremden nicht erlaubt, an den Schiffen anzulegen, oder Tauschhandel zu treiben, oder mit uns zu verkehren. Wir waren der Grund des Streites; jener andere Stamm wollte an den Vortheilen des Handels mit uns Antheil nehmen und unsere älteren Freunde litten das nicht.

Anderen Stämmen, mit denen die Indianer der Bucht wahrscheinlich befreundeter waren, gestatteten sie einen Verkehr mit uns, der indessen ein beschränkter blieb. Wir entdeckten bald, daß die Vornehmeren unter ihnen die Sachen, die sie auf den Schiffen erhielten,

fressens, den wir auf Neuseeland und einigen kleineren Inseln gefunden haben, hier ebenfalls herrscht.

Für ihre Waaren nahmen die Eingebornen Messer, Stücke Eisen oder Zinn, Nägel, Spiegel, Knöpfe und Metall jeder beliebigen Art. Nach unseren Glasperlen verriethen sie durchaus kein Verlangen und unsere Stoffe wiesen sie zurück.

Es war seit unserer Ankunft etwa eine Woche verflossen, als wir ernsthaft beunruhigt wurden. Die mit Holzfällen und dem Füllen der Wasserfässer beauftragte Abtheilung sah, daß die Indianer in ihrer Nähe hastig zu den Waffen griffen. Diejenigen, welche keine gefährlicheren Gegenstände besaßen, setzten Stöcke in Stand und sammelten Kiesel. Sobald ich von diesen Vorrichtungen unterrichtet wurde, glaubte ich meinerseits rüsten zu müssen. Da ich mich vertheidigend verhalten wollte, so ertheilte ich darauf den Arbeitern den Befehl, die Gegend, wo die Wilden sich versammelt hatten, zu verlassen, und sich auf den Gipfel eines nahen Felsens zurückzuziehen. Die eingebornen Krieger mochten etwa einen Steinwurf von der Resolution entfernt sein.

Unsere Befürchtungen waren ungegründet — die Wilden dachten nicht an uns. Sie bereiteten sich zur Zurückweisung eines anderen Stammes vor, der sie angreifen wollte. Wir bemerkten, daß sie auf allen hohen Punkten Schildwachen ausgestellt hatten, und daß häufig Pirogen hin und her fuhren, welche dem in der Nähe der Schiffe versammelten Hauptheer Nachrichten oder Anweisungen überbrachten. Endlich erschien der Feind, der über zwölf große Pirogen gebot, an der Südspitze der Bucht, wo er Halt machte und sich in Schlachtordnung stellte, während Unterhandlungen angeknüpft wurden. Nach einigem Parlamentiren verständigte man sich, doch wurde den Fremden nicht erlaubt, an den Schiffen anzulegen, oder Tauschhandel zu treiben, oder mit uns zu verkehren. Wir waren der Grund des Streites; jener andere Stamm wollte an den Vortheilen des Handels mit uns Antheil nehmen und unsere älteren Freunde litten das nicht.

Anderen Stämmen, mit denen die Indianer der Bucht wahrscheinlich befreundeter waren, gestatteten sie einen Verkehr mit uns, der indessen ein beschränkter blieb. Wir entdeckten bald, daß die Vornehmeren unter ihnen die Sachen, die sie auf den Schiffen erhielten,

an entfernter wohnende Wilde wieder verkauften. Sie verschwanden mehrmals auf vier bis fünf Tage und kamen mit neuen Ladungen von Fellen und Handarbeiten zurück, die sie vortheilhaft absetzten, da unsere Leute namentlich die letzteren begierig kauften. Die Indianer, welche stets bei uns blieben, brachten uns mehr Nutzen. Sie beschäftigten sich mit dem Fischfang und versorgten uns immer mit so vielen Fischen, als wir brauchten.

Die Gewinnsucht dieser Indianer äußerte sich auf die verschiedenste Weise. Sie besaßen eine bedeutende Menge eines sehr guten Oeles, das sie in Blasen aufbewahrten. Mehrmals betrogen sie uns, indem sie Wasser unter das Oel mischten, und einmal trieben sie die Unverschämtheit so weit, uns eine Blase mit Wasser zu verkaufen, unter dem nicht ein einziger Tropfen Oel war. Auf der anderen Seite will ich nicht verschweigen, daß unsere Leute eben so gewinnsüchtig waren, daß sie alles irgend entbehrliche Metall für die Sachen der Wilden hingaben, die eisernen Beschläge ihrer Kisten, die Knöpfe ihrer Röcke, ihre kupfernen Kessel, ihre zinnernen Theekessel und Näpfe, ihre Leuchter und eine Menge anderer Dinge. Auf diese Weise erhielten die amerikanischen Wilden von uns eine Mannigfaltigkeit von Artikeln, deren keine der von uns besuchten Inseln sich rühmen darf.

Ich bedurfte für die wenigen Ziegen und Schafe, die ich noch am Bord hatte, etwas Heu. In der Nähe war eine herrliche Wiese, und ich schickte Leute dorthin, indem ich glaubte, daß Niemand etwas dawider haben werde, wenn ich Gras mähen ließe. Ich hatte mich sehr geirrt. Meine Leute hatten kaum die ersten Sensenhiebe gethan, als einige Indianer sich als Eigenthümer meldeten und ihnen begreiflich machten, sie müßten das Heu, makuk, kaufen. Ich begab mich an Ort und Stelle und fand nicht weniger als zwölf Indianer, von denen jeder einen Theil des Grases in Anspruch nahm. Ich befriedigte sie und glaubte nun, daß wir unser erkauftes Eigenthum ungestört würden fortführen können. Ich hatte mich wieder geirrt. Die Freigebigkeit, mit der ich die ersten Wiesenbesitzer bezahlt hatte, zog andere herbei, welche ebenfalls Ansprüche erhoben. Man hätte glauben sollen, jeder Grashalm habe verschiedene Eigenthümer, und es meldeten sich so viele, daß meine Taschen leer wurden. Als sie merkten, daß ich nichts

an entfernter wohnende Wilde wieder verkauften. Sie verschwanden mehrmals auf vier bis fünf Tage und kamen mit neuen Ladungen von Fellen und Handarbeiten zurück, die sie vortheilhaft absetzten, da unsere Leute namentlich die letzteren begierig kauften. Die Indianer, welche stets bei uns blieben, brachten uns mehr Nutzen. Sie beschäftigten sich mit dem Fischfang und versorgten uns immer mit so vielen Fischen, als wir brauchten.

Die Gewinnsucht dieser Indianer äußerte sich auf die verschiedenste Weise. Sie besaßen eine bedeutende Menge eines sehr guten Oeles, das sie in Blasen aufbewahrten. Mehrmals betrogen sie uns, indem sie Wasser unter das Oel mischten, und einmal trieben sie die Unverschämtheit so weit, uns eine Blase mit Wasser zu verkaufen, unter dem nicht ein einziger Tropfen Oel war. Auf der anderen Seite will ich nicht verschweigen, daß unsere Leute eben so gewinnsüchtig waren, daß sie alles irgend entbehrliche Metall für die Sachen der Wilden hingaben, die eisernen Beschläge ihrer Kisten, die Knöpfe ihrer Röcke, ihre kupfernen Kessel, ihre zinnernen Theekessel und Näpfe, ihre Leuchter und eine Menge anderer Dinge. Auf diese Weise erhielten die amerikanischen Wilden von uns eine Mannigfaltigkeit von Artikeln, deren keine der von uns besuchten Inseln sich rühmen darf.

Ich bedurfte für die wenigen Ziegen und Schafe, die ich noch am Bord hatte, etwas Heu. In der Nähe war eine herrliche Wiese, und ich schickte Leute dorthin, indem ich glaubte, daß Niemand etwas dawider haben werde, wenn ich Gras mähen ließe. Ich hatte mich sehr geirrt. Meine Leute hatten kaum die ersten Sensenhiebe gethan, als einige Indianer sich als Eigenthümer meldeten und ihnen begreiflich machten, sie müßten das Heu, makuk, kaufen. Ich begab mich an Ort und Stelle und fand nicht weniger als zwölf Indianer, von denen jeder einen Theil des Grases in Anspruch nahm. Ich befriedigte sie und glaubte nun, daß wir unser erkauftes Eigenthum ungestört würden fortführen können. Ich hatte mich wieder geirrt. Die Freigebigkeit, mit der ich die ersten Wiesenbesitzer bezahlt hatte, zog andere herbei, welche ebenfalls Ansprüche erhoben. Man hätte glauben sollen, jeder Grashalm habe verschiedene Eigenthümer, und es meldeten sich so viele, daß meine Taschen leer wurden. Als sie merkten, daß ich nichts

mehr zu bieten habe, hörten sie mit ihrer Zudringlichkeit auf und ließen mich das Heu aufs Schiff schaffen.

Unter allen ungebildeten Nationen oder Stämmen, bei denen ich im Laufe meiner Reisen verweilte, giebt es keine, die von ihrem Eigenthumsrecht an ihrem Boden und dessen Erzeugnissen so bestimmte und strenge Ansichten hätte, wie diese. Anfänglich wollten sich die Indianer sogar das Holz und das Wasser bezahlen lassen, das meine Leute holten, und wäre ich gegenwärtig gewesen, so hätte ich ihre Forderungen befriedigt. Meine Matrosen, welche nicht so dachten, nahmen auf dieses Verlangen keine Rücksicht, und da die Eingebornen sahen, daß sie nicht durchdrangen, so beruhigten sie sich endlich. Sie rechneten sich diese Nachgiebigkeit zum Verdienst an und erinnerten uns jeden Augenblick, daß sie uns aus Freundschaft Wasser und Holz geschenkt hätten *).

Was ich nach einem einmonatlichen Aufenthalt am Nutka-Sund mitzutheilen vermag, soll hier eine Stelle finden.

Unmittelbar am Meer läuft die Küste in gerader Linie und hat eine mäßige Höhe. Im Inneren des Sundes sieht man fast überall steile Berge mit stumpfen Kuppen, die zum Theil hoch und sämmtlich bewaldet sind. Auch in der Ebene sind die nicht bewaldeten Stellen selten. Alle Buchten enthalten Treibholz in beträchtlichen Mengen und empfangen Bäche und Flüsse. Zwei Drittheile aller Bäume sind canadische Fichten oder weiße Cypressen von kräftigstem Wuchs. Das Klima ist, so weit ich darüber urtheilen kann, unendlich milder als an der amerikanischen Ostküste unter demselben Breitengrade.

In der Pflanzenwelt herrscht wenig Mannigfaltigkeit; allerdings war die frühe Jahreszeit in botanischer Hinsicht ungünstig, und der Raum, den wir kennen lernten, ein beschränkter. Am Ufer der

*) Kaum zehn Jahre nach Cooks Besuch ist der Nutka-Sund ein Sammelplatz für nordamerikanische und englische Schiffer und Händler geworden. In dem dortigen Verkehr hat sich zuerst die heutige Handelssprache von Oregon gebildet, eine lingua franca des fernsten Westens, die aus Wörtern der Wabasch, der Anwohner des Nutka-Sundes, der Tschinuks, der Engländer und der canadischen Reisediener zusammengesetzt ist. Das Wabasch-Wort makuk hat in der von Cook angegebenen Bedeutung darin Aufnahme gefunden.

mehr zu bieten habe, hörten sie mit ihrer Zudringlichkeit auf und ließen mich das Heu aufs Schiff schaffen.

Unter allen ungebildeten Nationen oder Stämmen, bei denen ich im Laufe meiner Reisen verweilte, giebt es keine, die von ihrem Eigenthumsrecht an ihrem Boden und dessen Erzeugnissen so bestimmte und strenge Ansichten hätte, wie diese. Anfänglich wollten sich die Indianer sogar das Holz und das Wasser bezahlen lassen, das meine Leute holten, und wäre ich gegenwärtig gewesen, so hätte ich ihre Forderungen befriedigt. Meine Matrosen, welche nicht so dachten, nahmen auf dieses Verlangen keine Rücksicht, und da die Eingebornen sahen, daß sie nicht durchdrangen, so beruhigten sie sich endlich. Sie rechneten sich diese Nachgiebigkeit zum Verdienst an und erinnerten uns jeden Augenblick, daß sie uns aus Freundschaft Wasser und Holz geschenkt hätten *).

Was ich nach einem einmonatlichen Aufenthalt am Nutka-Sund mitzutheilen vermag, soll hier eine Stelle finden.

Unmittelbar am Meer läuft die Küste in gerader Linie und hat eine mäßige Höhe. Im Inneren des Sundes sieht man fast überall steile Berge mit stumpfen Kuppen, die zum Theil hoch und sämmtlich bewaldet sind. Auch in der Ebene sind die nicht bewaldeten Stellen selten. Alle Buchten enthalten Treibholz in beträchtlichen Mengen und empfangen Bäche und Flüsse. Zwei Drittheile aller Bäume sind canadische Fichten oder weiße Cypressen von kräftigstem Wuchs. Das Klima ist, so weit ich darüber urtheilen kann, unendlich milder als an der amerikanischen Ostküste unter demselben Breitengrade.

In der Pflanzenwelt herrscht wenig Mannigfaltigkeit; allerdings war die frühe Jahreszeit in botanischer Hinsicht ungünstig, und der Raum, den wir kennen lernten, ein beschränkter. Am Ufer der

*) Kaum zehn Jahre nach Cooks Besuch ist der Nutka-Sund ein Sammelplatz für nordamerikanische und englische Schiffer und Händler geworden. In dem dortigen Verkehr hat sich zuerst die heutige Handelssprache von Oregon gebildet, eine lingua franca des fernsten Westens, die aus Wörtern der Wabasch, der Anwohner des Nutka-Sundes, der Tschinuks, der Engländer und der canadischen Reisediener zusammengesetzt ist. Das Wabasch-Wort makuk hat in der von Cook angegebenen Bedeutung darin Aufnahme gefunden.

Flüsse wuchsen Kresse und Andromeda in Fülle, an den Waldrändern Erdbeeren, Himbeeren, und zwei Arten Johannisbeeren, welche reife Früchte versprachen, Erlen, eine Art Gänsedistel, zwei Arten Anthericum, die eine mit orangegelben, die andere mit blauen Blüthen, wilde Rosen, viel Lauch und ein kleines Gras, im Walde selbst Moos, Farnkraut und zwei Arten Unterholz.

Die Felle, die uns verkauft wurden, gaben uns Aufschluß über die Thierwelt. Bärenfelle von einem glänzenden Schwarz wurden uns häufig angeboten, Hirschfelle weniger. Die letzteren schienen von dem fallow deer Carolina's zu kommen, das Pennant für eine von der unsrigen verschiedene Art hält und unter dem Namen des virginischen Damhirsches beschreibt. Füchse giebt es in Ueberfluß und in verschiedenen Spielarten. Außer dem gewöhnlichen Marder bietet dieser Theil von Amerika noch den Baummarder dar. Die Hermeline sind klein und selten. Zwei Felle konnten wir nicht genau bestimmen. Das eine schrieben wir dem Elenn (Moose deer) zu, das zweite dem Luchs. Schweine, Hunde und Ziegen sind auf dieser Küste noch nicht heimisch gemacht worden.

Im Meer leben Walfische, Meerschweine und Seehunde. Die Seeotter ist eigentlich auch hieher zu rechnen, denn sie lebt fast immer im Meere, wo sie sehr häufig ist. Verschiedene Schriftsteller, denen die Tagebücher der russischen Schiffe, welche zwischen dem Nutka-Sunde und Kamtschatka hin und her fahren, zugänglich gewesen sind, haben sie sehr gut beschrieben. Ein junges Thier, das wir kauften, hatte ein glänzend schwarzes Fell und wog fünfundzwanzig Pfund. Hat die Seeotter ihre volle Größe erreicht, so nimmt der Pelz eine dunkelbraune oder kastanienbraune Farbe an. Er ist dann voller und gleichmäßiger, als bei jungen und feiner und weicher als der Pelz von allen anderen Thieren, so daß die Entdeckung dieses Theiles vom nördlichen Amerika, wo man eine so kostbare Waare antrifft, keine gleichgiltige Sache ist.

Vögel sind selten, und dies gilt nicht blos von der Mannigfaltigkeit der Gattungen, sondern auch von der Zahl der Individuen. Diejenigen, welche man sieht, sind äußerst scheu, woraus sich schließen läßt, daß sie von den Eingebornen viel gejagt werden. Unter den Arten,

Flüsse wuchsen Kresse und Andromeda in Fülle, an den Waldrändern Erdbeeren, Himbeeren, und zwei Arten Johannisbeeren, welche reife Früchte versprachen, Erlen, eine Art Gänsedistel, zwei Arten Anthericum, die eine mit orangegelben, die andere mit blauen Blüthen, wilde Rosen, viel Lauch und ein kleines Gras, im Walde selbst Moos, Farnkraut und zwei Arten Unterholz.

Die Felle, die uns verkauft wurden, gaben uns Aufschluß über die Thierwelt. Bärenfelle von einem glänzenden Schwarz wurden uns häufig angeboten, Hirschfelle weniger. Die letzteren schienen von dem fallow deer Carolina's zu kommen, das Pennant für eine von der unsrigen verschiedene Art hält und unter dem Namen des virginischen Damhirsches beschreibt. Füchse giebt es in Ueberfluß und in verschiedenen Spielarten. Außer dem gewöhnlichen Marder bietet dieser Theil von Amerika noch den Baummarder dar. Die Hermeline sind klein und selten. Zwei Felle konnten wir nicht genau bestimmen. Das eine schrieben wir dem Elenn (Moose deer) zu, das zweite dem Luchs. Schweine, Hunde und Ziegen sind auf dieser Küste noch nicht heimisch gemacht worden.

Im Meer leben Walfische, Meerschweine und Seehunde. Die Seeotter ist eigentlich auch hieher zu rechnen, denn sie lebt fast immer im Meere, wo sie sehr häufig ist. Verschiedene Schriftsteller, denen die Tagebücher der russischen Schiffe, welche zwischen dem Nutka-Sunde und Kamtschatka hin und her fahren, zugänglich gewesen sind, haben sie sehr gut beschrieben. Ein junges Thier, das wir kauften, hatte ein glänzend schwarzes Fell und wog fünfundzwanzig Pfund. Hat die Seeotter ihre volle Größe erreicht, so nimmt der Pelz eine dunkelbraune oder kastanienbraune Farbe an. Er ist dann voller und gleichmäßiger, als bei jungen und feiner und weicher als der Pelz von allen anderen Thieren, so daß die Entdeckung dieses Theiles vom nördlichen Amerika, wo man eine so kostbare Waare antrifft, keine gleichgiltige Sache ist.

Vögel sind selten, und dies gilt nicht blos von der Mannigfaltigkeit der Gattungen, sondern auch von der Zahl der Individuen. Diejenigen, welche man sieht, sind äußerst scheu, woraus sich schließen läßt, daß sie von den Eingebornen viel gejagt werden. Unter den Arten,

die in den Wäldern nisten, bemerkte ich Raben und Krähen, ganz wie die englischen, einen blauen Häher, den gewöhnlichen Zaunkönig, den einzigen Vogel, den wir singen hörten, die canadische oder wandernde Drossel, und braune Adler mit weißem Kopf und Schwanz. Die Wilden zeigten uns die getrockneten Häute anderer Vögel und wir erkannten eine kleine Falkenart, den Reiher, den amerikanischen Taucherkönig mit breitem Kamm, zwei Spechtarten, den Finken, einen Meerpfeifer von der Größe einer kleinen Taube und Colibris. Die letzteren nisten wahrscheinlich im Süden und dringen mit der vorrückenden Jahreszeit gegen Norden vor. Zu Anfang unseres Aufenthaltes sahen wir keine, und in der letzten Zeit wurden sie uns von den Eingebornen in Menge gebracht. Seevögel und solche vom Lande, die auf dem Wasser leben, gab es nicht viele und unter diesen keine merkwürdigen. Zweimal flogen Schwäne über den Sund gegen Norden.

So wenig Arten Fische es giebt, so zahlreich sind die Individuen derselben. Sie und die großen Muscheln liefern zu den Nahrungsmitteln der Wilden einen reichlichen Beitrag. Von Reptilien sahen wir in den Wäldern blos braune Schlangen von zwei Fuß Länge, auf dem Rücken und an den Seiten weißlich gestreift, die übrigens harmlos sein mußten, denn die Eingebornen nahmen sie häufig in die Hand, und im Wasser bräunliche Eidechsen. Die Familie der Insekten war zahlreicher. Obgleich die Jahreszeit, in der sie sich zeigt, erst anfing, sahen wir doch vier oder fünf Arten Schmetterlinge, große Bienen, Motten, mehrere Mückenarten, Moskitos und verschiedene Käfer. Jetzt waren diese Thiere wenig lästig, aber im Sommer müssen sie in einem so waldigen Lande zu einer wahren Plage werden.

Die Indianer des Nutka-Sundes sind klein und rund, ohne große Muskelkraft. Die Greise sind in der Regel mager, die jungen Leute haben ein volles, zuweilen breites Gesicht mit vorstehenden Backenknochen. Die Nase ist an der Wurzel flach, an der Spitze rund, die Stirn niedrig, das Auge schwarz, klein und matt, die Lippen breit und dick, die Zähne regelmäßig, aber nicht weiß. Im Allgemeinen fehlt der Bart gänzlich, oder höchstens steht an der Spitze des Kinnes ein Büschel dünner Haare. Diese Bartlosigkeit ist keine natürliche, sie entsteht durch Ausrupfen der Haare.

die in den Wäldern nisten, bemerkte ich Raben und Krähen, ganz wie die englischen, einen blauen Häher, den gewöhnlichen Zaunkönig, den einzigen Vogel, den wir singen hörten, die canadische oder wandernde Drossel, und braune Adler mit weißem Kopf und Schwanz. Die Wilden zeigten uns die getrockneten Häute anderer Vögel und wir erkannten eine kleine Falkenart, den Reiher, den amerikanischen Taucherkönig mit breitem Kamm, zwei Spechtarten, den Finken, einen Meerpfeifer von der Größe einer kleinen Taube und Colibris. Die letzteren nisten wahrscheinlich im Süden und dringen mit der vorrückenden Jahreszeit gegen Norden vor. Zu Anfang unseres Aufenthaltes sahen wir keine, und in der letzten Zeit wurden sie uns von den Eingebornen in Menge gebracht. Seevögel und solche vom Lande, die auf dem Wasser leben, gab es nicht viele und unter diesen keine merkwürdigen. Zweimal flogen Schwäne über den Sund gegen Norden.

So wenig Arten Fische es giebt, so zahlreich sind die Individuen derselben. Sie und die großen Muscheln liefern zu den Nahrungsmitteln der Wilden einen reichlichen Beitrag. Von Reptilien sahen wir in den Wäldern blos braune Schlangen von zwei Fuß Länge, auf dem Rücken und an den Seiten weißlich gestreift, die übrigens harmlos sein mußten, denn die Eingebornen nahmen sie häufig in die Hand, und im Wasser bräunliche Eidechsen. Die Familie der Insekten war zahlreicher. Obgleich die Jahreszeit, in der sie sich zeigt, erst anfing, sahen wir doch vier oder fünf Arten Schmetterlinge, große Bienen, Motten, mehrere Mückenarten, Moskitos und verschiedene Käfer. Jetzt waren diese Thiere wenig lästig, aber im Sommer müssen sie in einem so waldigen Lande zu einer wahren Plage werden.

Die Indianer des Nutka-Sundes sind klein und rund, ohne große Muskelkraft. Die Greise sind in der Regel mager, die jungen Leute haben ein volles, zuweilen breites Gesicht mit vorstehenden Backenknochen. Die Nase ist an der Wurzel flach, an der Spitze rund, die Stirn niedrig, das Auge schwarz, klein und matt, die Lippen breit und dick, die Zähne regelmäßig, aber nicht weiß. Im Allgemeinen fehlt der Bart gänzlich, oder höchstens steht an der Spitze des Kinnes ein Büschel dünner Haare. Diese Bartlosigkeit ist keine natürliche, sie entsteht durch Ausrupfen der Haare.

Die Farbe der Haut ließ sich wegen ihrer Decke von Schmutz und Malereien schwer bestimmen. Als wir einige Indianer dahin brachten, sich gründlich zu waschen, waren sie fast so weiß wie Europäer. Die Kinder, die man noch nie bemalt hatte, waren ganz eben so weiß wie die unsrigen. Im Vergleich zu den älteren hatten mehrere der jungen Leute angenehme Gesichtszüge, doch schien dies nur der Reiz der Jugend zu sein. Erreichen sie ein gewisses Alter, so bietet das Gesicht nichts Besonderes mehr dar. Die Einförmigkeit der Züge dieses ganzen Stammes ist wirklich auffallend. Es fehlt jeder Ausdruck, und man erkennt in dem Gesicht einen kalten und schwerfälligen Geist.

Die Frauen haben so ziemlich denselben Wuchs, dieselbe Hautfarbe und dieselben Verhältnisse wie die Männer. Man erkennt sie nicht leicht, da ihnen die Zartheit der Züge fehlt, welche in anderen Ländern ihr Geschlecht von dem männlichen unterscheidet. Selbst unter den jungen Mädchen war kaum ein einziges, das auf Schönheit Anspruch machen konnte.

Die gewöhnliche Kleidung besteht in einem Ueberwurf, der bis unter das Knie reicht und die Arme frei läßt. Dieser Ueberwurf, den nicht immer ein Gürtel um den Leib befestigt, wird aus Baumrinde gefertigt, die man, wie bei uns den Hanf, röstet und klopft. Oben wird er von einem schmalen Pelzsaum, unten von Franzen eingefaßt. Ueber diesem Ueberwurf trägt man einen zweiten kleineren von demselben Stoff. Diese Kleidung ist beiden Geschlechtern gemeinschaftlich. Bei den Männern kommt noch ein dritter Mantel hinzu, das Fell eines Bären, Wolfs oder einer Seeotter, mit den Haaren nach außen. Bei schlechtem Wetter wird eine grobe Matte um den Oberkörper geworfen, und eine gröbere schützt in Gestalt eines Blumentopfes den Kopf.

Diese Kleidung würde elegant sein, wenn sie reinlicher wäre. Die rothe Farbe, mit der man den Körper beschmiert, beschmutzt Alles. Das Gesicht wird auch schwarz und weiß bemalt und erhält durch diese letzte Farbe, die man durch braune Flecken — Schönpflästerchen der Wilden! — noch ausdrucksvoller macht, einen so gespensterhaften Charakter, daß man es kaum ansehen kann. Außer dieser Farbe hatten die Wilden noch anderen Putz, kleine Muscheln, Troddeln von Haaren, hufeisenförmige Nasenringe, hauptsächlich aber Federn. Mit diesen

Die Farbe der Haut ließ sich wegen ihrer Decke von Schmutz und Malereien schwer bestimmen. Als wir einige Indianer dahin brachten, sich gründlich zu waschen, waren sie fast so weiß wie Europäer. Die Kinder, die man noch nie bemalt hatte, waren ganz eben so weiß wie die unsrigen. Im Vergleich zu den älteren hatten mehrere der jungen Leute angenehme Gesichtszüge, doch schien dies nur der Reiz der Jugend zu sein. Erreichen sie ein gewisses Alter, so bietet das Gesicht nichts Besonderes mehr dar. Die Einförmigkeit der Züge dieses ganzen Stammes ist wirklich auffallend. Es fehlt jeder Ausdruck, und man erkennt in dem Gesicht einen kalten und schwerfälligen Geist.

Die Frauen haben so ziemlich denselben Wuchs, dieselbe Hautfarbe und dieselben Verhältnisse wie die Männer. Man erkennt sie nicht leicht, da ihnen die Zartheit der Züge fehlt, welche in anderen Ländern ihr Geschlecht von dem männlichen unterscheidet. Selbst unter den jungen Mädchen war kaum ein einziges, das auf Schönheit Anspruch machen konnte.

Die gewöhnliche Kleidung besteht in einem Ueberwurf, der bis unter das Knie reicht und die Arme frei läßt. Dieser Ueberwurf, den nicht immer ein Gürtel um den Leib befestigt, wird aus Baumrinde gefertigt, die man, wie bei uns den Hanf, röstet und klopft. Oben wird er von einem schmalen Pelzsaum, unten von Franzen eingefaßt. Ueber diesem Ueberwurf trägt man einen zweiten kleineren von demselben Stoff. Diese Kleidung ist beiden Geschlechtern gemeinschaftlich. Bei den Männern kommt noch ein dritter Mantel hinzu, das Fell eines Bären, Wolfs oder einer Seeotter, mit den Haaren nach außen. Bei schlechtem Wetter wird eine grobe Matte um den Oberkörper geworfen, und eine gröbere schützt in Gestalt eines Blumentopfes den Kopf.

Diese Kleidung würde elegant sein, wenn sie reinlicher wäre. Die rothe Farbe, mit der man den Körper beschmiert, beschmutzt Alles. Das Gesicht wird auch schwarz und weiß bemalt und erhält durch diese letzte Farbe, die man durch braune Flecken — Schönpflästerchen der Wilden! — noch ausdrucksvoller macht, einen so gespensterhaften Charakter, daß man es kaum ansehen kann. Außer dieser Farbe hatten die Wilden noch anderen Putz, kleine Muscheln, Troddeln von Haaren, hufeisenförmige Nasenringe, hauptsächlich aber Federn. Mit diesen

wird der ganze Kopf besteckt, und bei Manchem hängen sie über den Rücken herunter.

Bei gewissen Gelegenheiten gefallen sich diese Wilden in Verkleidungen wahrhaft ungeheuerlicher Art. Unter anderem haben sie eine Menge geschnitzter hölzerner Masken, die bald einen menschlichen Kopf, bald den Kopf irgend eines Thieres, eines Bären, Wolfes, Adlers, Meerschweines u. s. w. darstellen. Diese Masken übersteigen die natürliche Größe und werden bald vor das Gesicht, bald vor die Stirn gebunden. Damit noch nicht zufrieden, befestigen diese Indianer auf dem Kopfe Holzstücke, die z. B. die Spitze einer Piroge vorstellen und weit vorspringen. Sie sind so leidenschaftlich für diese Verkleidungen eingenommen, daß einer der Wilden, der keine Maske besaß, seinen Kopf in einen zinnernen Kessel steckte, den er von uns erhalten hatte.

Ich weiß nicht, ob diese sonderbare Maskerade einen religiösen Grund hat, ob die Vermummten sie bei ihren Festen anwenden, oder ob sie dadurch ihre Feinde schrecken, oder auf der Jagd die wilden Thiere anlocken wollen. Die letztere Vermuthung gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß die Wilden, wenn sie uns ihre Jagdkünste zeigen wollten, solche Masken anlegten und mit merkwürdiger Geschwindigkeit auf allen Vieren umherliefen. Hätte ein Seefahrer in einer unwissenden und leichtgläubigen Zeit, die so gern die albernsten Märchen in Umlauf setzt, einige dieser Wilden getroffen, ohne mit ihnen genauer bekannt zu werden, so würde er ohne Zweifel von Geschöpfen erzählt haben, die halb Thiere und halb Menschen seien.

Die einzige ausdrücklich für den Krieg bestimmte Kleidung, die wir im Nutka-Sunde gesehen haben, ist ein Mantel von doppeltem und sehr dickem Leder, das ein gegerbtes Elenn- oder Büffelfell zu sein schien. Er ist so groß, daß er den Körper vom Halse bis zu den Füßen deckt, und so dicht, daß Pfeile und, nach den Andeutungen der Eingebornen, selbst Lanzen ihn nicht durchdringen. Er bildet mithin ihr Panzerhemd und ist eine sehr vollständige Schutzwaffe. Eines Tages ließen wir einen dieser Mäntel sechsfach legen und schossen auf ihn. Die Wilden konnten sich kaum von ihrem Staunen erholen, als sie sahen, daß die Kugel durchschlug. Es mußte daraus geschlossen wer-

wird der ganze Kopf besteckt, und bei Manchem hängen sie über den Rücken herunter.

Bei gewissen Gelegenheiten gefallen sich diese Wilden in Verkleidungen wahrhaft ungeheuerlicher Art. Unter anderem haben sie eine Menge geschnitzter hölzerner Masken, die bald einen menschlichen Kopf, bald den Kopf irgend eines Thieres, eines Bären, Wolfes, Adlers, Meerschweines u. s. w. darstellen. Diese Masken übersteigen die natürliche Größe und werden bald vor das Gesicht, bald vor die Stirn gebunden. Damit noch nicht zufrieden, befestigen diese Indianer auf dem Kopfe Holzstücke, die z. B. die Spitze einer Piroge vorstellen und weit vorspringen. Sie sind so leidenschaftlich für diese Verkleidungen eingenommen, daß einer der Wilden, der keine Maske besaß, seinen Kopf in einen zinnernen Kessel steckte, den er von uns erhalten hatte.

Ich weiß nicht, ob diese sonderbare Maskerade einen religiösen Grund hat, ob die Vermummten sie bei ihren Festen anwenden, oder ob sie dadurch ihre Feinde schrecken, oder auf der Jagd die wilden Thiere anlocken wollen. Die letztere Vermuthung gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß die Wilden, wenn sie uns ihre Jagdkünste zeigen wollten, solche Masken anlegten und mit merkwürdiger Geschwindigkeit auf allen Vieren umherliefen. Hätte ein Seefahrer in einer unwissenden und leichtgläubigen Zeit, die so gern die albernsten Märchen in Umlauf setzt, einige dieser Wilden getroffen, ohne mit ihnen genauer bekannt zu werden, so würde er ohne Zweifel von Geschöpfen erzählt haben, die halb Thiere und halb Menschen seien.

Die einzige ausdrücklich für den Krieg bestimmte Kleidung, die wir im Nutka-Sunde gesehen haben, ist ein Mantel von doppeltem und sehr dickem Leder, das ein gegerbtes Elenn- oder Büffelfell zu sein schien. Er ist so groß, daß er den Körper vom Halse bis zu den Füßen deckt, und so dicht, daß Pfeile und, nach den Andeutungen der Eingebornen, selbst Lanzen ihn nicht durchdringen. Er bildet mithin ihr Panzerhemd und ist eine sehr vollständige Schutzwaffe. Eines Tages ließen wir einen dieser Mäntel sechsfach legen und schossen auf ihn. Die Wilden konnten sich kaum von ihrem Staunen erholen, als sie sahen, daß die Kugel durchschlug. Es mußte daraus geschlossen wer-

den, daß die Feuerwaffen ihnen unbekannt gewesen seien, wenn sie bei dem Abfeuern des Gewehrs gar kein Erstaunen verrathen hätten.

Die Reden, welche sie halten, wenn sie unter einander streiten oder ihre Ansichten öffentlich darlegen wollen, bestehen aus ganz kurzen Sätzen oder vielmehr abgerissenen Worten, welche mehrmals in demselben Ton und mit demselben Aufwand von Stimmenkraft wiederholt werden. Jede dieser Phrasen wird mit derselben Gebehrde begleitet, nämlich mit einem Vorwerfen des ganzen Körpers, wobei die Kniee sich biegen und die Arme an den Seiten herabhängen. Als ihre vorherrschende Leidenschaft erschien uns die Rachsucht. Ihre anderen Gefühle sind wenig lebhaft, wenn sie auch zärtlichen Empfindungen zugänglich sind und namentlich viel singen. Neugierig sind sie gar nicht, und die Erklärung liegt für mich in ihrer Trägheit.

Fischerei und Jagd sind die einzigen Beschäftigungen der Männer, und nie sahen wir einen innerhalb ihrer Dörfer arbeiten. Die Frauen verfertigen die Kleider, holen die Fische, welche die Männer am Strande niederlegen, in Körben ab und trocknen sie in ihren Häusern. Wir sahen sie häufig am Ufer hinfahren und Muscheln sammeln oder ihre Männer auf den größeren Pirogen begleiten. In diesem Falle ruderten die Frauen, und die Männer kümmerten sich nicht um sie. Die jungen Männer lebten im vollständigsten Müßiggange. Sie lungerten in einzelnen Gruppen umher, sonnten sich oder wälzten sich wie Schweine nackt im Sande. Die Frauen gingen stets bekleidet und entfernten sich nicht ein einziges Mal von der Sittsamkeit, die ihrem Geschlecht so wohl ansteht.

Die beiden Dörfer, die am Sunde standen und etwa von zweitausend Menschen bewohnt sein mochten, waren auf ganz gleiche Weise gebaut. In dem uns nächsten erhoben sich die Häuser auf dem ansteigenden Boden in drei Reihen übereinander. In den drei Gassen liefen breite Wege, und schmälere Querpfade führten von einer zur anderen. Die Häuser selbst waren von langen und breiten, auf einander geschichteten und mit Streifen von Rinde verbundenen Brettern erbaut. Auf der Außenseite wurden diese Wände von schwächeren, innen von stärkeren, schräg gestellten Balken gestützt. Diese Wände hatten sieben bis acht Fuß Höhe, aber die Hinterwand ragte etwas hervor, so daß

den, daß die Feuerwaffen ihnen unbekannt gewesen seien, wenn sie bei dem Abfeuern des Gewehrs gar kein Erstaunen verrathen hätten.

Die Reden, welche sie halten, wenn sie unter einander streiten oder ihre Ansichten öffentlich darlegen wollen, bestehen aus ganz kurzen Sätzen oder vielmehr abgerissenen Worten, welche mehrmals in demselben Ton und mit demselben Aufwand von Stimmenkraft wiederholt werden. Jede dieser Phrasen wird mit derselben Gebehrde begleitet, nämlich mit einem Vorwerfen des ganzen Körpers, wobei die Kniee sich biegen und die Arme an den Seiten herabhängen. Als ihre vorherrschende Leidenschaft erschien uns die Rachsucht. Ihre anderen Gefühle sind wenig lebhaft, wenn sie auch zärtlichen Empfindungen zugänglich sind und namentlich viel singen. Neugierig sind sie gar nicht, und die Erklärung liegt für mich in ihrer Trägheit.

Fischerei und Jagd sind die einzigen Beschäftigungen der Männer, und nie sahen wir einen innerhalb ihrer Dörfer arbeiten. Die Frauen verfertigen die Kleider, holen die Fische, welche die Männer am Strande niederlegen, in Körben ab und trocknen sie in ihren Häusern. Wir sahen sie häufig am Ufer hinfahren und Muscheln sammeln oder ihre Männer auf den größeren Pirogen begleiten. In diesem Falle ruderten die Frauen, und die Männer kümmerten sich nicht um sie. Die jungen Männer lebten im vollständigsten Müßiggange. Sie lungerten in einzelnen Gruppen umher, sonnten sich oder wälzten sich wie Schweine nackt im Sande. Die Frauen gingen stets bekleidet und entfernten sich nicht ein einziges Mal von der Sittsamkeit, die ihrem Geschlecht so wohl ansteht.

Die beiden Dörfer, die am Sunde standen und etwa von zweitausend Menschen bewohnt sein mochten, waren auf ganz gleiche Weise gebaut. In dem uns nächsten erhoben sich die Häuser auf dem ansteigenden Boden in drei Reihen übereinander. In den drei Gassen liefen breite Wege, und schmälere Querpfade führten von einer zur anderen. Die Häuser selbst waren von langen und breiten, auf einander geschichteten und mit Streifen von Rinde verbundenen Brettern erbaut. Auf der Außenseite wurden diese Wände von schwächeren, innen von stärkeren, schräg gestellten Balken gestützt. Diese Wände hatten sieben bis acht Fuß Höhe, aber die Hinterwand ragte etwas hervor, so daß

eine schräge Fläche für das Dach entstand. Dieses bildeten lose Bretter, die man je nach dem Zustande des Wetters auflegen und abnehmen konnte. Die Thür war ein Loch, das wie zufällig durch einige kürzere Bretter der Wände entstanden war, und ebenso waren die ganz unregelmäßig vertheilten Fenster nichts als Lücken. Alle diese Oeffnungen verhing man bei Regen mit Matten.

Das Innere übertraf die Erbärmlichkeit des Aeußeren noch. In jedem Hause konnte man von einem Ende bis zum anderen hindurchsehen. Die verschiedenen Familien, die in dem Gebäude wohnten, hatten wohl ihre besonderen Abtheilungen, aber keine derselben war von der anderen getrennt. An der Seite war ein Brettergerüst von acht Fuß Länge und vier bis fünf Fuß Breite in einer Höhe von sechs Zoll über dem Boden befestigt. Es diente der Familie zum Sitz und zum Bett. Das Feuer brannte ohne Herd und Rauchfang in der Mitte. In einem Hause, das durch ein Gehege von den übrigen getrennt wurde und das regelmäßigste von allen war, zählte ich vier solcher Bänke. Jede nahm eine Ecke ein, und der mittlere Theil wurde von allen vier Familien benutzt.

Das ganze Hausgeräth beschränkt sich auf eine Menge Kisten und Körbe jeder Größe, in der die Kleider, Pelze, Masken und andere für die Eingebornen werthvolle Dinge aufbewahrt wurden. Die zum Fischfang bestimmten Werkzeuge lagen oder hingen umher. Die Bänke, welche als Schlafstellen benutzt werden, verriethen wenigstens einige Ordnung, sonst war das ganze Innere ein Chaos, und diesem Charakter entsprach der Schmutz, wie nicht minder der üble Geruch, der hauptsächlich durch das Ausnehmen und Trocknen der Fische hervorgerufen wird.

Trotz dieser Unordnung und Unreinlichkeit sind die meisten Hütten mit einigen Bildsäulen geschmückt. Diese sind immer dicke Baumstämme von vier bis fünf Fuß Höhe, deren oberer Theil ein menschliches Gesicht darstellt. Arme und Hände sind an den Seiten roh angedeutet und mit verschiedenen Farben bemalt. Diese Bildsäulen heißen klumma und waren mit Matten verhangen, welche die Einwohner ungern entfernten. Erfüllten sie unsere Bitten, so thaten sie immer höchst geheimnißvoll. Die Wilden scheinen diesen Holzfiguren Gaben darzubringen

eine schräge Fläche für das Dach entstand. Dieses bildeten lose Bretter, die man je nach dem Zustande des Wetters auflegen und abnehmen konnte. Die Thür war ein Loch, das wie zufällig durch einige kürzere Bretter der Wände entstanden war, und ebenso waren die ganz unregelmäßig vertheilten Fenster nichts als Lücken. Alle diese Oeffnungen verhing man bei Regen mit Matten.

Das Innere übertraf die Erbärmlichkeit des Aeußeren noch. In jedem Hause konnte man von einem Ende bis zum anderen hindurchsehen. Die verschiedenen Familien, die in dem Gebäude wohnten, hatten wohl ihre besonderen Abtheilungen, aber keine derselben war von der anderen getrennt. An der Seite war ein Brettergerüst von acht Fuß Länge und vier bis fünf Fuß Breite in einer Höhe von sechs Zoll über dem Boden befestigt. Es diente der Familie zum Sitz und zum Bett. Das Feuer brannte ohne Herd und Rauchfang in der Mitte. In einem Hause, das durch ein Gehege von den übrigen getrennt wurde und das regelmäßigste von allen war, zählte ich vier solcher Bänke. Jede nahm eine Ecke ein, und der mittlere Theil wurde von allen vier Familien benutzt.

Das ganze Hausgeräth beschränkt sich auf eine Menge Kisten und Körbe jeder Größe, in der die Kleider, Pelze, Masken und andere für die Eingebornen werthvolle Dinge aufbewahrt wurden. Die zum Fischfang bestimmten Werkzeuge lagen oder hingen umher. Die Bänke, welche als Schlafstellen benutzt werden, verriethen wenigstens einige Ordnung, sonst war das ganze Innere ein Chaos, und diesem Charakter entsprach der Schmutz, wie nicht minder der üble Geruch, der hauptsächlich durch das Ausnehmen und Trocknen der Fische hervorgerufen wird.

Trotz dieser Unordnung und Unreinlichkeit sind die meisten Hütten mit einigen Bildsäulen geschmückt. Diese sind immer dicke Baumstämme von vier bis fünf Fuß Höhe, deren oberer Theil ein menschliches Gesicht darstellt. Arme und Hände sind an den Seiten roh angedeutet und mit verschiedenen Farben bemalt. Diese Bildsäulen heißen klumma und waren mit Matten verhangen, welche die Einwohner ungern entfernten. Erfüllten sie unsere Bitten, so thaten sie immer höchst geheimnißvoll. Die Wilden scheinen diesen Holzfiguren Gaben darzubringen

und, wenn wir sie recht verstanden, forderten sie auch uns dazu auf. Wir wurden dadurch zu dem Glauben veranlaßt, daß dieselben ihre Götter sind, oder doch in Beziehungen zu der Religion oder dem Aberglauben des Landes stehen. Ist dies der Fall, so legen die Wilden auffallend wenig Gewicht auf sie. Mit ein wenig Eisen oder Kupfer hätte ich mir die sämmtlichen Götter der beiden Dörfer verschaffen können. Zwei dieser Holzfiguren kaufte ich wirklich.

Diese Wilden nähren sich von allem Eßbaren, das sie sich verschaffen können, doch ist der Theil von Lebensmitteln, den sie vom Thierreich gewinnen, weit beträchtlicher als derjenige, welchen das Pflanzenreich ihnen liefert. Wie in ihren Hütten und an ihrem Leibe sind sie auch bei ihren Mahlzeiten unreinlich. Ich vermuthe, daß sie die hölzernen Tröge und Teller, deren sie sich beim Essen bedienen, niemals reinigen und keinen Anstoß daran nehmen, daß die ekelhaften Reste alter Speisen mit den neuen Gerichten sich vermischen. Wenn sie große Stücke Fisch oder Fleisch zerlegen wollen, bedienen sie sich der Messer, aber beim Essen reißen sie jeden Bissen mit den Händen ab. Die Wurzeln essen sie, wie sie aus dem Lande kommen, ohne vorher die Erde abzuklopfen.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Schleudern, Lanzen, kurze Prügel aus Knochen, den Patu-Patus der Neuseeländer ähnlich, und der Tomahawk. Die Menge von Waffen in allen Wohnungen läßt auf häufige Kriege schließen, und zu derselben Annahme führen die vielen menschlichen Schädel, die wir bei ihnen sahen.

Bei unserer Abfahrt vom Nutka-Sunde kam ein Zug vor, der als Ausnahme von dem gewöhnlichen eigennützigen Benehmen der Eingebornen einer Erwähnung verdient. Einer von ihnen, der eine gewisse Zuneigung zu mir gefaßt hatte, war unter den letzten, welche uns verließen. Ich machte ihm ein kleines Geschenk, und er gab mir dafür ein Biberfell von weit höherem Werth. Ich wollte an Freigebigkeit nicht zurückstehen und fügte meiner Gabe einige Gegenstände hinzu, welche ihm ein außerordentliches Vergnügen machten. Nun zwang er mir seinen Bibermantel auf, von dem ich wußte, daß er ihm sehr lieb sei. Damit er keinen Schaden leide, überreichte ich ihm einen großen Säbel mit kupfernem Griff und machte ihn dadurch ganz glücklich.

und, wenn wir sie recht verstanden, forderten sie auch uns dazu auf. Wir wurden dadurch zu dem Glauben veranlaßt, daß dieselben ihre Götter sind, oder doch in Beziehungen zu der Religion oder dem Aberglauben des Landes stehen. Ist dies der Fall, so legen die Wilden auffallend wenig Gewicht auf sie. Mit ein wenig Eisen oder Kupfer hätte ich mir die sämmtlichen Götter der beiden Dörfer verschaffen können. Zwei dieser Holzfiguren kaufte ich wirklich.

Diese Wilden nähren sich von allem Eßbaren, das sie sich verschaffen können, doch ist der Theil von Lebensmitteln, den sie vom Thierreich gewinnen, weit beträchtlicher als derjenige, welchen das Pflanzenreich ihnen liefert. Wie in ihren Hütten und an ihrem Leibe sind sie auch bei ihren Mahlzeiten unreinlich. Ich vermuthe, daß sie die hölzernen Tröge und Teller, deren sie sich beim Essen bedienen, niemals reinigen und keinen Anstoß daran nehmen, daß die ekelhaften Reste alter Speisen mit den neuen Gerichten sich vermischen. Wenn sie große Stücke Fisch oder Fleisch zerlegen wollen, bedienen sie sich der Messer, aber beim Essen reißen sie jeden Bissen mit den Händen ab. Die Wurzeln essen sie, wie sie aus dem Lande kommen, ohne vorher die Erde abzuklopfen.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Schleudern, Lanzen, kurze Prügel aus Knochen, den Patu-Patus der Neuseeländer ähnlich, und der Tomahawk. Die Menge von Waffen in allen Wohnungen läßt auf häufige Kriege schließen, und zu derselben Annahme führen die vielen menschlichen Schädel, die wir bei ihnen sahen.

Bei unserer Abfahrt vom Nutka-Sunde kam ein Zug vor, der als Ausnahme von dem gewöhnlichen eigennützigen Benehmen der Eingebornen einer Erwähnung verdient. Einer von ihnen, der eine gewisse Zuneigung zu mir gefaßt hatte, war unter den letzten, welche uns verließen. Ich machte ihm ein kleines Geschenk, und er gab mir dafür ein Biberfell von weit höherem Werth. Ich wollte an Freigebigkeit nicht zurückstehen und fügte meiner Gabe einige Gegenstände hinzu, welche ihm ein außerordentliches Vergnügen machten. Nun zwang er mir seinen Bibermantel auf, von dem ich wußte, daß er ihm sehr lieb sei. Damit er keinen Schaden leide, überreichte ich ihm einen großen Säbel mit kupfernem Griff und machte ihn dadurch ganz glücklich.

Zu geben hatte er mir nichts mehr, aber er drang lebhaft in mich, daß ich bald zurückkehren und die Felle annehmen möge, die er inzwischen für mich sammeln werde. Ich bin überzeugt, daß der Seefahrer, der zuerst nach mir an diese Küste kommt, die Eingebornen mit diesem stark begehrten Handelsartikel gut versorgt finden und ein vortreffliches Geschäft machen wird.

Der Tag dieses Abschieds war der 26. April. Das Meer dieser Küste empfing uns wieder auf die ungastlichste Weise, indem unmittelbar nach unserem Auslaufen aus der Einfahrt der Wind umsprang und zum Sturm anwuchs. Dieser Zustand des Wetters zwang mich, weit nach Norden hinauf dem Ufer fern zu bleiben, und auch so bekam die Resolution einen Leck, der mich unruhig machte, obgleich es uns gelang, das eindringende Wasser mit unsern Pumpen zu bemeistern.

Am 10. Mai Mittags befanden wir uns wenig über drei Stunden vom Ufer entfernt, als wir gegen Westen eine Küste erblickten, deren nordöstlichem Endpunkt gegenüber das Festland ein niedriges Vorgebirge ins Meer hinaustreten ließ. Am nächsten Tage erst gestattete mir der Wind, mein Schiff der Insel so nahe zu bringen, daß ich in einem Boote sie besuchen konnte. Ich legte unter einem Baume eine Flasche mit einem Papier nieder, welches die Namen meiner beiden Schiffe und Jahr und Tag meiner Entdeckung enthielt, und fügte einige Zweipencestücke hinzu, die ich gleich vielen anderen von dem ehrwürdigen Doctor Kaye*) erhalten hatte. Um ihm ein Zeichen meiner Achtung und Dankbarkeit zu geben, nannte ich die Insel nach ihm Kaye-Insel. Sie hat von Nordost gegen Südwest eine Länge von elf Stunden, aber breit ist sie nicht mehr als eine. Die Südwestküste liegt unter 59 Grad 49 Min. nördlicher Breite. Diese Spitze ist dadurch merkwürdig, daß ihre nackten Felsen höher ansteigen, als die hinter ihnen liegenden Berge.

An der Seite nach dem Meere zu sind die Felsen der Insel senkrecht und von einem schmalen Strande umgeben, den das Meer mit Sand bedeckt und mit großen Kieseln besäet hat. Die Felsen bestehen aus einer bläulichen, stark verwitterten Steinart und werden an meh-

*) Ich meine den Caplan Sr. Majestät.

Cook.

Zu geben hatte er mir nichts mehr, aber er drang lebhaft in mich, daß ich bald zurückkehren und die Felle annehmen möge, die er inzwischen für mich sammeln werde. Ich bin überzeugt, daß der Seefahrer, der zuerst nach mir an diese Küste kommt, die Eingebornen mit diesem stark begehrten Handelsartikel gut versorgt finden und ein vortreffliches Geschäft machen wird.

Der Tag dieses Abschieds war der 26. April. Das Meer dieser Küste empfing uns wieder auf die ungastlichste Weise, indem unmittelbar nach unserem Auslaufen aus der Einfahrt der Wind umsprang und zum Sturm anwuchs. Dieser Zustand des Wetters zwang mich, weit nach Norden hinauf dem Ufer fern zu bleiben, und auch so bekam die Resolution einen Leck, der mich unruhig machte, obgleich es uns gelang, das eindringende Wasser mit unsern Pumpen zu bemeistern.

Am 10. Mai Mittags befanden wir uns wenig über drei Stunden vom Ufer entfernt, als wir gegen Westen eine Küste erblickten, deren nordöstlichem Endpunkt gegenüber das Festland ein niedriges Vorgebirge ins Meer hinaustreten ließ. Am nächsten Tage erst gestattete mir der Wind, mein Schiff der Insel so nahe zu bringen, daß ich in einem Boote sie besuchen konnte. Ich legte unter einem Baume eine Flasche mit einem Papier nieder, welches die Namen meiner beiden Schiffe und Jahr und Tag meiner Entdeckung enthielt, und fügte einige Zweipencestücke hinzu, die ich gleich vielen anderen von dem ehrwürdigen Doctor Kaye*) erhalten hatte. Um ihm ein Zeichen meiner Achtung und Dankbarkeit zu geben, nannte ich die Insel nach ihm Kaye-Insel. Sie hat von Nordost gegen Südwest eine Länge von elf Stunden, aber breit ist sie nicht mehr als eine. Die Südwestküste liegt unter 59 Grad 49 Min. nördlicher Breite. Diese Spitze ist dadurch merkwürdig, daß ihre nackten Felsen höher ansteigen, als die hinter ihnen liegenden Berge.

An der Seite nach dem Meere zu sind die Felsen der Insel senkrecht und von einem schmalen Strande umgeben, den das Meer mit Sand bedeckt und mit großen Kieseln besäet hat. Die Felsen bestehen aus einer bläulichen, stark verwitterten Steinart und werden an meh-

*) Ich meine den Caplan Sr. Majestät.

Cook.

reren Stellen von kleinen Thälern oder Schluchten unterbrochen. In jeder derselben braust ein Bergstrom mit Ungestüm hernieder. In diesen Thälern wachsen bis zur halben Höhe derselben Fichten, die auch unmittelbar über den schroffen Felsen beginnen, um in derselben Höhe mit den Bäumen der Schluchten aufzuhören, so daß sich um die ganze Insel ein dunkelgrüner Baumgürtel zieht. Uebermäßig stark sind diese Fichten nicht, es ist keine darunter, die man nicht mit den Armen umfassen könnte. Vögel waren auf dem Strande und auf dem Meere in Menge zu sehen; sie umflogen uns bald paarweise, bald in ganzen Schwärmen. Während wir am Lande waren, schritt ein Fuchs von rothgelber Farbe ganz in unserer Nähe aus einem Walde. Wir flößten ihm keine Unruhe ein, und er verfolgte seinen Weg ohne uns einer Beachtung zu würdigen. Er glich den Füchsen, die wir am Nutka-Sunde gesehen hatten, war aber kleiner. Am Strande sonnten sich drei kleine Seekälber, und diese Vierfüßer und Vögel waren die einzigen lebenden Wesen, welche sich zeigten. Von Menschen war keine Spur zu sehen.

Von jenem flachen Vorgebirge lief die Küste fast rein von Osten gegen Westen, schien sich aber dann gegen Süden zu senken, und möglicher Weise gab es hier eine Durchfahrt. Ueberdies drohte das Wetter mit Nebel und Sturm, so daß ich in die Bucht einlief, die sich vor mir öffnete. Das Wetter, bei dem man keine halbe Stunde weit sehen konnte, überraschte mich so plötzlich, daß ich vorläufig in einen Einschnitt zwischen einem Vorgebirge und einer Insel einlief. Später suchte und fand ich Schutz in einer vollständig sichern Bucht, wo ich mein Schiff auszubessern im Stande war.

Ein Besuch von Indianern ließ nicht lange auf sich warten. Unsere Gäste kamen in zwei großen Pirogen, die viel schlechter als die Fahrzeuge des Nutka-Sundes waren. Sie bestanden nicht aus Brettern, sondern aus Stäben, über die man Felle von Seehunden und von anderen Thieren gezogen hatte. Sie hielten sich in einiger Entfernung und stimmten wie unsere letzten Indianer einen Gesang an. Einer winkte mit einem weißen Stoffe, worin wir eine Friedensversicherung sahen, ein zweiter, der ganz nackt war, erhob sich in seiner Piroge mit weit ausgestreckten Armen und verharrte in dieser Stellung bewegungslos

reren Stellen von kleinen Thälern oder Schluchten unterbrochen. In jeder derselben braust ein Bergstrom mit Ungestüm hernieder. In diesen Thälern wachsen bis zur halben Höhe derselben Fichten, die auch unmittelbar über den schroffen Felsen beginnen, um in derselben Höhe mit den Bäumen der Schluchten aufzuhören, so daß sich um die ganze Insel ein dunkelgrüner Baumgürtel zieht. Uebermäßig stark sind diese Fichten nicht, es ist keine darunter, die man nicht mit den Armen umfassen könnte. Vögel waren auf dem Strande und auf dem Meere in Menge zu sehen; sie umflogen uns bald paarweise, bald in ganzen Schwärmen. Während wir am Lande waren, schritt ein Fuchs von rothgelber Farbe ganz in unserer Nähe aus einem Walde. Wir flößten ihm keine Unruhe ein, und er verfolgte seinen Weg ohne uns einer Beachtung zu würdigen. Er glich den Füchsen, die wir am Nutka-Sunde gesehen hatten, war aber kleiner. Am Strande sonnten sich drei kleine Seekälber, und diese Vierfüßer und Vögel waren die einzigen lebenden Wesen, welche sich zeigten. Von Menschen war keine Spur zu sehen.

Von jenem flachen Vorgebirge lief die Küste fast rein von Osten gegen Westen, schien sich aber dann gegen Süden zu senken, und möglicher Weise gab es hier eine Durchfahrt. Ueberdies drohte das Wetter mit Nebel und Sturm, so daß ich in die Bucht einlief, die sich vor mir öffnete. Das Wetter, bei dem man keine halbe Stunde weit sehen konnte, überraschte mich so plötzlich, daß ich vorläufig in einen Einschnitt zwischen einem Vorgebirge und einer Insel einlief. Später suchte und fand ich Schutz in einer vollständig sichern Bucht, wo ich mein Schiff auszubessern im Stande war.

Ein Besuch von Indianern ließ nicht lange auf sich warten. Unsere Gäste kamen in zwei großen Pirogen, die viel schlechter als die Fahrzeuge des Nutka-Sundes waren. Sie bestanden nicht aus Brettern, sondern aus Stäben, über die man Felle von Seehunden und von anderen Thieren gezogen hatte. Sie hielten sich in einiger Entfernung und stimmten wie unsere letzten Indianer einen Gesang an. Einer winkte mit einem weißen Stoffe, worin wir eine Friedensversicherung sahen, ein zweiter, der ganz nackt war, erhob sich in seiner Piroge mit weit ausgestreckten Armen und verharrte in dieser Stellung bewegungslos

fast eine Viertelstunde. Die Worte aus der Sprache des Nutka-Sundes, die wir ihnen zuriefen, verstanden sie nicht.

Nachdem wir ihnen Geschenke zugeworfen hatten, entfernten sie sich. Zwei bestiegen einen kleinen Kahn und versteckten sich in der Nähe, um in der Nacht, wenn wir keine gute Wache hielten, zu stehlen. Als sie sich entdeckt sahen, entfernten sie sich. Am anderen Morgen kehrten die Wilden zurück, dieses Mal mit sechs Pirogen. Sie mochten deshalb die frühe Stunde wählen, weil sie uns im Schlafe überraschen zu können glaubten, aber wir waren bereits nach der geschützteren Bucht unter Segel, und sie folgten uns dahin. Das Unwetter, das gleich darauf eintrat, verhinderte uns, mit ihnen in Verkehr zu treten.

Am folgenden Morgen erschienen sie sogar zwischen ein und zwei Uhr Morgens. Als sie ihre Erwartung wieder getäuscht sahen, kamen sie aufs Verdeck, wo wir sie mit der größten Sorgfalt beobachten mußten, wenn wir nicht bestohlen werden wollten. Einer von ihnen, ein Mann von mittleren Jahren, hatte interessante Gesichtszüge und erwies sich später als ihr Häuptling. Seine Kleidung bestand aus Seeotterfellen, und ein mit himmelblauen Glasperlen geschmückter Hut bedeckte seinen Kopf. Alle wollten Eisen haben, aber blos Stücke von acht bis zehn Zoll Länge und an drei bis vier Finger Breite. Da sie kleinere zurückwiesen, so wurde aus unserem Handel nicht viel, denn der Artikel war bei uns selten geworden. Die Spitzen einiger ihrer Lanzen waren aus Eisen gefertigt, andere aus Kupfer.

Während ihres Besuchs ruderte einer der ihrigen, der auf der Discovery gewesen war, eilig heran und rief ihnen zu, worauf alle ihm folgten. Ich glaubte, daß dieser Bote auf dem anderen Schiffe Sachen bemerkt habe, die sich besser zum Tauschhandel eigneten, aber ich war im Irrthum, wie man gleich sehen wird. Jener Wilde war ein Späher, der in alle Luken der Discovery gesehen, weiter Niemand als den Officier der Wache mit zwei Matrosen wahrgenommen hatte und dadurch zu dem Gedanken ermuthigt worden war, Capitain Clerke's Schiff mit seinen Gefährten zu plündern. Das war die Absicht, welche sie dorthin führte.

Sie stiegen ohne Umstände an Bord, zogen ihre Messer, bedrohten die Wachmannschaft und spähten nach Dingen, die des Mitnehmens

fast eine Viertelstunde. Die Worte aus der Sprache des Nutka-Sundes, die wir ihnen zuriefen, verstanden sie nicht.

Nachdem wir ihnen Geschenke zugeworfen hatten, entfernten sie sich. Zwei bestiegen einen kleinen Kahn und versteckten sich in der Nähe, um in der Nacht, wenn wir keine gute Wache hielten, zu stehlen. Als sie sich entdeckt sahen, entfernten sie sich. Am anderen Morgen kehrten die Wilden zurück, dieses Mal mit sechs Pirogen. Sie mochten deshalb die frühe Stunde wählen, weil sie uns im Schlafe überraschen zu können glaubten, aber wir waren bereits nach der geschützteren Bucht unter Segel, und sie folgten uns dahin. Das Unwetter, das gleich darauf eintrat, verhinderte uns, mit ihnen in Verkehr zu treten.

Am folgenden Morgen erschienen sie sogar zwischen ein und zwei Uhr Morgens. Als sie ihre Erwartung wieder getäuscht sahen, kamen sie aufs Verdeck, wo wir sie mit der größten Sorgfalt beobachten mußten, wenn wir nicht bestohlen werden wollten. Einer von ihnen, ein Mann von mittleren Jahren, hatte interessante Gesichtszüge und erwies sich später als ihr Häuptling. Seine Kleidung bestand aus Seeotterfellen, und ein mit himmelblauen Glasperlen geschmückter Hut bedeckte seinen Kopf. Alle wollten Eisen haben, aber blos Stücke von acht bis zehn Zoll Länge und an drei bis vier Finger Breite. Da sie kleinere zurückwiesen, so wurde aus unserem Handel nicht viel, denn der Artikel war bei uns selten geworden. Die Spitzen einiger ihrer Lanzen waren aus Eisen gefertigt, andere aus Kupfer.

Während ihres Besuchs ruderte einer der ihrigen, der auf der Discovery gewesen war, eilig heran und rief ihnen zu, worauf alle ihm folgten. Ich glaubte, daß dieser Bote auf dem anderen Schiffe Sachen bemerkt habe, die sich besser zum Tauschhandel eigneten, aber ich war im Irrthum, wie man gleich sehen wird. Jener Wilde war ein Späher, der in alle Luken der Discovery gesehen, weiter Niemand als den Officier der Wache mit zwei Matrosen wahrgenommen hatte und dadurch zu dem Gedanken ermuthigt worden war, Capitain Clerke's Schiff mit seinen Gefährten zu plündern. Das war die Absicht, welche sie dorthin führte.

Sie stiegen ohne Umstände an Bord, zogen ihre Messer, bedrohten die Wachmannschaft und spähten nach Dingen, die des Mitnehmens

werth seien. Das Steuerruder eines Bootes war das Erste, was sie sahen und in eine ihrer Pirogen warfen. Es blieb ihnen keine Zeit, etwas anderes auszusuchen, denn die ganze Mannschaft der Discovery erschien mit Messern bewaffnet auf dem Verdeck. Bei diesem Anblick zogen sich die Wilden ruhig, als ob sie nichts Uebles begangen hätten, auf ihre Pirogen zurück. Capitain Clerke sah, daß die auf dem Schiffe gewesenen den in den Pirogen gebliebenen zeigten, um wie viel die Messer der Matrosen die ihrigen an Länge überträfen.

Von der Discovery kamen sie zu uns zurück. Ich hatte inzwischen ein Boot zum Sondiren abgeschickt, und zu diesem, nicht zu unserem Schiff, ruderten sie heran. Der Officier des Bootes, der diese Bewegung bemerkte, zog sich auf uns zurück, und alle Pirogen verfolgten ihn. Die Bootsmannschaft war kaum an Bord, als mehrere Indianer in das Boot sprangen und die beiden zurückgebliebenen Wachen mit ihren Lanzen bedrohten. Sie lösten das Seil, mit dem das Fahrzeug an die Resolution gebunden war, und wollten es ins Schlepptau nehmen. Jetzt bemerkten sie, daß wir zur Gewalt schreiten wollten, und eilten in ihre Pirogen zurück. Dabei winkten sie uns, daß wir die Waffen ablegen sollten, und bewiesen eine Ruhe, als ob sie im größten Recht wären. Beweisen diese Vorgänge nicht, daß sie mit dem Gebrauch der Feuerwaffen nicht bekannt waren? Würden sie ein großes Schiff erstiegen und unter den Mündungen unserer Geschütze einen Angriff auf unser Boot gemacht haben, wenn sie um die mörderischen Wirkungen von Pulver und Blei gewußt hätten?

Die hiesigen Wilden sind meistens von gleicher Größe, aber in ihren Zügen sehr verschieden. Hübsch kann man die wenigsten nennen, lebhaft und offen sehen sie alle aus. Unter den jungen Frauen gab es einige von angenehmer Bildung und sehr viele, deren Geschlecht man an der Zartheit ihrer Züge erkannte. Alles trägt Pelze, und die Form der Kleidung erinnert an die Beschreibung, die Crantz von der Tracht der Grönländer entwirft. Beine und Füße bleiben gewöhnlich nackt, bei einigen sahen wir Strümpfe von Fellen, die bis zum halben Schenkel hinaufgingen, und selten fehlten einem Wilden Faustandschuhe von Bärenfell. Ihre Hütten, aus Stroh, Holz oder Seehundfellen gefertigt, hatten die Form eines stumpfen Kegels. Ihre Waffen,

werth seien. Das Steuerruder eines Bootes war das Erste, was sie sahen und in eine ihrer Pirogen warfen. Es blieb ihnen keine Zeit, etwas anderes auszusuchen, denn die ganze Mannschaft der Discovery erschien mit Messern bewaffnet auf dem Verdeck. Bei diesem Anblick zogen sich die Wilden ruhig, als ob sie nichts Uebles begangen hätten, auf ihre Pirogen zurück. Capitain Clerke sah, daß die auf dem Schiffe gewesenen den in den Pirogen gebliebenen zeigten, um wie viel die Messer der Matrosen die ihrigen an Länge überträfen.

Von der Discovery kamen sie zu uns zurück. Ich hatte inzwischen ein Boot zum Sondiren abgeschickt, und zu diesem, nicht zu unserem Schiff, ruderten sie heran. Der Officier des Bootes, der diese Bewegung bemerkte, zog sich auf uns zurück, und alle Pirogen verfolgten ihn. Die Bootsmannschaft war kaum an Bord, als mehrere Indianer in das Boot sprangen und die beiden zurückgebliebenen Wachen mit ihren Lanzen bedrohten. Sie lösten das Seil, mit dem das Fahrzeug an die Resolution gebunden war, und wollten es ins Schlepptau nehmen. Jetzt bemerkten sie, daß wir zur Gewalt schreiten wollten, und eilten in ihre Pirogen zurück. Dabei winkten sie uns, daß wir die Waffen ablegen sollten, und bewiesen eine Ruhe, als ob sie im größten Recht wären. Beweisen diese Vorgänge nicht, daß sie mit dem Gebrauch der Feuerwaffen nicht bekannt waren? Würden sie ein großes Schiff erstiegen und unter den Mündungen unserer Geschütze einen Angriff auf unser Boot gemacht haben, wenn sie um die mörderischen Wirkungen von Pulver und Blei gewußt hätten?

Die hiesigen Wilden sind meistens von gleicher Größe, aber in ihren Zügen sehr verschieden. Hübsch kann man die wenigsten nennen, lebhaft und offen sehen sie alle aus. Unter den jungen Frauen gab es einige von angenehmer Bildung und sehr viele, deren Geschlecht man an der Zartheit ihrer Züge erkannte. Alles trägt Pelze, und die Form der Kleidung erinnert an die Beschreibung, die Crantz von der Tracht der Grönländer entwirft. Beine und Füße bleiben gewöhnlich nackt, bei einigen sahen wir Strümpfe von Fellen, die bis zum halben Schenkel hinaufgingen, und selten fehlten einem Wilden Faustandschuhe von Bärenfell. Ihre Hütten, aus Stroh, Holz oder Seehundfellen gefertigt, hatten die Form eines stumpfen Kegels. Ihre Waffen,

Jagd- und Fischgeräthe waren die der Eskimos und der Grönländer. Keiner der Wilden wohnte in der Nähe der Bucht, und eine von ihren Hütten haben wir nie gesehen, so daß wir mit ihrem Hauswesen unbekannt geblieben sind. Ihre Nahrung bestand hauptsächlich aus Fischen und Fleisch, verbunden mit Wurzeln und einem Stoff, in dem wir die innere Seite der Fichtenrinde zu erkennen glaubten. Sie sind beim Essen und überhaupt sehr reinlich und verletzen den Anstand nicht. In ihren Kähnen standen immer Gefäße mit Schnee, den sie begierig verschlangen. Vielleicht ist es ihnen nicht so beschwerlich, diesen Schnee aufzubewahren, als Gefäße voll Wasser mitzuführen. Messer, große und kleine, auch einwärts gebogene, wie unsere Schuster sie führen, hatten sie in Menge. Eigenes Fabrikat war gewiß nicht darunter. Ich denke mir, daß sie ihre europäischen Waaren, Messer, Glasperlen u. a. m., von der Hudsonsbai oder von unseren Niederlassungen an den canadischen Seen erhalten. Eine andere, jedoch keineswegs wahrscheinliche Annahme wäre die, daß die russischen Schiffe, die aus Kamtschatka auslaufen, ihren Handel bereits bis hieher ausgedehnt hätten, oder daß wenigstens die Bewohner der Fuchsinseln, indem sie an der Küste hinfuhren, auch diese Gegend besuchten *).

Als wir einige Tage in unserer Bucht lagen, erzählte ein vom Lande zurückkehrender Matrose, er habe einen Menschen mit einem doppelten Munde gesehen. Wir konnten uns bald erklären, wie er zu

*) Diese Annahme, welche Cook die unwahrscheinlichere nennt, ist die richtige. Seit Behrings und Tschirikoffs Fahrten ist die nördlichste Westküste Amerikas vielfach von russischen Abenteurern, Jägern und Händlern besucht worden. Viele der erbärmlichen Fahrzeuge, mit denen sie dieses gefährliche Meer besuchten, gingen verloren, aber der enorme Gewinn von 300%, den der Pelzhandel mit Kiachta gewährte, lockte immer wieder. Auf den Fuchsinseln, die Cook andeutet, war eine der Handelsniederlassungen. Fast unmittelbar vor Cooks Fahrt, 1766 und 1768, hatte die russische Regierung durch zwei Handelsexpeditionen dieses Handelsgebiet untersuchen lassen. Für die Geographie brachten diese Reisen so gut wie keinen Nutzen, und erst Cooks zuverlässige Angaben befähigten die russische Regierung, ihre Pläne mit der Westküste auszuführen. Die 1781 entstandene Schelikoff'sche Gesellschaft für den Pelzhandel ist die Vorläuferin der berühmten „Russisch-Amerikanischen Compagnie."

Jagd- und Fischgeräthe waren die der Eskimos und der Grönländer. Keiner der Wilden wohnte in der Nähe der Bucht, und eine von ihren Hütten haben wir nie gesehen, so daß wir mit ihrem Hauswesen unbekannt geblieben sind. Ihre Nahrung bestand hauptsächlich aus Fischen und Fleisch, verbunden mit Wurzeln und einem Stoff, in dem wir die innere Seite der Fichtenrinde zu erkennen glaubten. Sie sind beim Essen und überhaupt sehr reinlich und verletzen den Anstand nicht. In ihren Kähnen standen immer Gefäße mit Schnee, den sie begierig verschlangen. Vielleicht ist es ihnen nicht so beschwerlich, diesen Schnee aufzubewahren, als Gefäße voll Wasser mitzuführen. Messer, große und kleine, auch einwärts gebogene, wie unsere Schuster sie führen, hatten sie in Menge. Eigenes Fabrikat war gewiß nicht darunter. Ich denke mir, daß sie ihre europäischen Waaren, Messer, Glasperlen u. a. m., von der Hudsonsbai oder von unseren Niederlassungen an den canadischen Seen erhalten. Eine andere, jedoch keineswegs wahrscheinliche Annahme wäre die, daß die russischen Schiffe, die aus Kamtschatka auslaufen, ihren Handel bereits bis hieher ausgedehnt hätten, oder daß wenigstens die Bewohner der Fuchsinseln, indem sie an der Küste hinfuhren, auch diese Gegend besuchten *).

Als wir einige Tage in unserer Bucht lagen, erzählte ein vom Lande zurückkehrender Matrose, er habe einen Menschen mit einem doppelten Munde gesehen. Wir konnten uns bald erklären, wie er zu

*) Diese Annahme, welche Cook die unwahrscheinlichere nennt, ist die richtige. Seit Behrings und Tschirikoffs Fahrten ist die nördlichste Westküste Amerikas vielfach von russischen Abenteurern, Jägern und Händlern besucht worden. Viele der erbärmlichen Fahrzeuge, mit denen sie dieses gefährliche Meer besuchten, gingen verloren, aber der enorme Gewinn von 300%, den der Pelzhandel mit Kiachta gewährte, lockte immer wieder. Auf den Fuchsinseln, die Cook andeutet, war eine der Handelsniederlassungen. Fast unmittelbar vor Cooks Fahrt, 1766 und 1768, hatte die russische Regierung durch zwei Handelsexpeditionen dieses Handelsgebiet untersuchen lassen. Für die Geographie brachten diese Reisen so gut wie keinen Nutzen, und erst Cooks zuverlässige Angaben befähigten die russische Regierung, ihre Pläne mit der Westküste auszuführen. Die 1781 entstandene Schelikoff'sche Gesellschaft für den Pelzhandel ist die Vorläuferin der berühmten „Russisch-Amerikanischen Compagnie."

diesem Glauben gekommen sei. Viele Wilde machen sich nämlich unterhalb der Unterlippe, da wo die Wölbung derselben aufhört, einen mit dem Munde gleichlaufenden Einschnitt, der offen erhalten wird. Sie geben den Wundrändern durch irgend welche Mittel die Form von Lippen, und die Oeffnung ist so groß, daß sie die Zunge hindurchstecken können. Sie wird mit verschiedenen Zierrathen geschmückt, namentlich mit einem schmalen Knochen, der an dem vorderen, allein sichtbaren Theile so ausgezackt ist, daß man Zähne zu erblicken glaubt. Manche Wilde begnügen sich damit, durch die Unterlippe mehrere Löcher zu bohren, in die sie keilförmige Muscheln stecken. Sie haben für Schmuck an diesem Körpertheile eine solche Vorliebe, daß ein Wilder zwei große eiserne Nägel, die er von uns gekauft hatte, in sie hineinhing, und ein zweiter sich die erdenklichste Mühe gab, einen umfangreichen kupfernen Knopf, ebenfalls eine neue Erwerbung, in eines derselben hineinzuzwängen.

Ich habe dieser Gegend den Namen Prinz-Wilhelm-Einfahrt gegeben und sie von Booten untersuchen lassen, doch nicht genau genug, um mit Bestimmtheit über sie sprechen zu können. Es fehlte mir die Zeit. Hätte ich alle die Buchten prüfen wollen, wo eine Durchfahrt nicht blos zweifelhaft, sondern sogar unwahrscheinlich war, so würde ich in der passenden Jahreszeit noch nicht im Polarmeere gewesen sein.

diesem Glauben gekommen sei. Viele Wilde machen sich nämlich unterhalb der Unterlippe, da wo die Wölbung derselben aufhört, einen mit dem Munde gleichlaufenden Einschnitt, der offen erhalten wird. Sie geben den Wundrändern durch irgend welche Mittel die Form von Lippen, und die Oeffnung ist so groß, daß sie die Zunge hindurchstecken können. Sie wird mit verschiedenen Zierrathen geschmückt, namentlich mit einem schmalen Knochen, der an dem vorderen, allein sichtbaren Theile so ausgezackt ist, daß man Zähne zu erblicken glaubt. Manche Wilde begnügen sich damit, durch die Unterlippe mehrere Löcher zu bohren, in die sie keilförmige Muscheln stecken. Sie haben für Schmuck an diesem Körpertheile eine solche Vorliebe, daß ein Wilder zwei große eiserne Nägel, die er von uns gekauft hatte, in sie hineinhing, und ein zweiter sich die erdenklichste Mühe gab, einen umfangreichen kupfernen Knopf, ebenfalls eine neue Erwerbung, in eines derselben hineinzuzwängen.

Ich habe dieser Gegend den Namen Prinz-Wilhelm-Einfahrt gegeben und sie von Booten untersuchen lassen, doch nicht genau genug, um mit Bestimmtheit über sie sprechen zu können. Es fehlte mir die Zeit. Hätte ich alle die Buchten prüfen wollen, wo eine Durchfahrt nicht blos zweifelhaft, sondern sogar unwahrscheinlich war, so würde ich in der passenden Jahreszeit noch nicht im Polarmeere gewesen sein.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Cook-Einfahrt. — Wir untersuchen sie. — Ein Vulkan. — Eine schöne Pinguin-Art. — Die Insel Kodjak. — Ein russisches Schreiben. — Noch ein Vulkan. — Die Bristol-Bucht. — Das Land der Tschuktschen. — Wir verkehren mit den Einwohnern. — Ein Tschuktschen-Dorf. — Kleidung und Waffen. — Eine undurchdringliche Eisschranke. — Heerden von Seepferden. — Wie diese Thiere leben. — Wir kehren unter 70 Grad 44 Min. Br. um.

Als wir unseren Weg gegen Norden verfolgten, trat der St. Augustin-Berg in Sicht. Er hat die Gestalt eines Kegels und eine beträchtliche Höhe; ob er eine Insel ist oder zum Festlande gehört, bleibt noch zu untersuchen. Von einem Vorgebirge, das ich Bede nannte, lief die Küste gegen Nordosten. Sie war bewaldet und es schien ihr nicht an guten Häfen zu fehlen. Eine der Buchten, an die nördlich niedriges Land angrenzte, verdiente eine nähere Untersuchung und ich lief in sie ein.

Am Mittage zeigten sich zwei Pirogen, jede mit einem Mann. Diese Indianer zögerten lange, ehe sie ans Schiff kamen, doch endlich folgten sie unseren Einladungen. Der eine redete viel, aber er verschwendete seine Beredsamkeit, denn wir verstanden kein Wort. Beide hatten das Gesicht schwarz bemalt*) und glichen in allen anderen Beziehungen den Wilden von der Prinz-Wilhelm-Einfahrt vollständig.

Der Canal, in dem wir uns befanden, verengerte sich auf eine Breite von vier Stunden, und das Wasser floß in ihm mit einer Geschwindigkeit, die uns erschreckte, da wir nicht wußten, ob der Grund in einer Strömung oder in dem Abprallen der Wellen von Felsen und Sandbänken lag. Die Tiefe war übrigens hinreichend, und das westliche Ufer, dem wir folgten, bot uns Sicherheit dar. Als Ebbe eintrat, bei der das Wasser um zwanzig Fuß fiel, und sich mit einer Geschwin-

*) Bei den letzten Polarreisen zur Auffindung Franklins haben die englischen Seefahrer diese Sitte angenommen und sie sehr praktisch gefunden.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Cook-Einfahrt. — Wir untersuchen sie. — Ein Vulkan. — Eine schöne Pinguin-Art. — Die Insel Kodjak. — Ein russisches Schreiben. — Noch ein Vulkan. — Die Bristol-Bucht. — Das Land der Tschuktschen. — Wir verkehren mit den Einwohnern. — Ein Tschuktschen-Dorf. — Kleidung und Waffen. — Eine undurchdringliche Eisschranke. — Heerden von Seepferden. — Wie diese Thiere leben. — Wir kehren unter 70 Grad 44 Min. Br. um.

Als wir unseren Weg gegen Norden verfolgten, trat der St. Augustin-Berg in Sicht. Er hat die Gestalt eines Kegels und eine beträchtliche Höhe; ob er eine Insel ist oder zum Festlande gehört, bleibt noch zu untersuchen. Von einem Vorgebirge, das ich Bede nannte, lief die Küste gegen Nordosten. Sie war bewaldet und es schien ihr nicht an guten Häfen zu fehlen. Eine der Buchten, an die nördlich niedriges Land angrenzte, verdiente eine nähere Untersuchung und ich lief in sie ein.

Am Mittage zeigten sich zwei Pirogen, jede mit einem Mann. Diese Indianer zögerten lange, ehe sie ans Schiff kamen, doch endlich folgten sie unseren Einladungen. Der eine redete viel, aber er verschwendete seine Beredsamkeit, denn wir verstanden kein Wort. Beide hatten das Gesicht schwarz bemalt*) und glichen in allen anderen Beziehungen den Wilden von der Prinz-Wilhelm-Einfahrt vollständig.

Der Canal, in dem wir uns befanden, verengerte sich auf eine Breite von vier Stunden, und das Wasser floß in ihm mit einer Geschwindigkeit, die uns erschreckte, da wir nicht wußten, ob der Grund in einer Strömung oder in dem Abprallen der Wellen von Felsen und Sandbänken lag. Die Tiefe war übrigens hinreichend, und das westliche Ufer, dem wir folgten, bot uns Sicherheit dar. Als Ebbe eintrat, bei der das Wasser um zwanzig Fuß fiel, und sich mit einer Geschwin-

*) Bei den letzten Polarreisen zur Auffindung Franklins haben die englischen Seefahrer diese Sitte angenommen und sie sehr praktisch gefunden.

digkeit von fünf Knoten in der Stunde fortbewegte, mußten wir vor Anker gehen.

Wir erhielten neue Besuche von Eingebornen. In ihren kleinen Pirogen saß nur ein Mann, der ein Ruder mit zwei Blättern, wie die Eskimos es führen, hatte. Ehe sie an unser Schiff kamen, befestigten sie einen Pelz auf eine lange Stange, womit sie wahrscheinlich ihre friedlichen Gesinnungen andeuten wollten. Wir tauschten von ihnen Felle von Seeottern, Mardern und Hasen, einige ihrer Lanzen und Lachse und Plattfische ein. Wir gaben ihnen dafür alte Kleider, Glasperlen und Eisenstücke. Sie besaßen dieselben Messer und himmelblauen Glasperlen, die wir an der Prinz-Wilhelm-Einfahrt gesehen hatten. Sie wohnten auf dem westlichen Ufer des Canals und nur auf dieser Seite stieg Rauch gen Himmel; das andere Ufer schien menschenleer zu sein.

Wenn der Nebel, der die Luft verdunkelte, zuweilen sich verzog, dann sahen wir zwischen den Küstengebirgen eine Oeffnung, die gegen Osten lag, und niedrige Ländereien, die zwischen der Stelle, wo wir lagen, und dem Continent, Inseln zu bilden schienen. Auch im Norden waren solche schwache Stellen, die ein Thal zwischen zwei Gebirgsreihen ausfüllten, und bis zu ihnen erstreckten sich Sandbänke, die wir zum Theil in nächster Nähe hatten. Daß wir auf einem großen Flusse, nicht auf einem Seearme oder in einer Meerenge, waren, erkannten wir an immer deutlicheren Zeichen. Das Wasser war bei der Ebbe süß, es war trüb, und es schwammen in ihm Gegenstände aller Art.

Da die starke Fluth, bei der Windstille eintrat, mir keine augenblickliche Rückkehr ins offene Meer gestattete, ließ ich den Fluß und das niedrige Land an der Küste, das ich für eine Insel hielt, durch den Lieutenant King und den Hochbootsmann untersuchen. Jenes Land war eine Zunge, die von den Bergen bis zur Küste lief. Die Breite des Flusses nahm weiter oben bis auf eine Stunde ab, die Tiefe aber erhielt sich, und selbst die größten Schiffe hätten bis zu der Stelle gelangen können, wo der Hochbootsmann seine letzten Sondirungen vornahm. Es trennte sich ein Arm von ihm, und in der Ferne wurde in den Gebirgen eine zweite Oeffnung sichtbar, die auf eine neue Abzweigung schließen ließ. Je weiter die beiden Bergketten gegen Norden

digkeit von fünf Knoten in der Stunde fortbewegte, mußten wir vor Anker gehen.

Wir erhielten neue Besuche von Eingebornen. In ihren kleinen Pirogen saß nur ein Mann, der ein Ruder mit zwei Blättern, wie die Eskimos es führen, hatte. Ehe sie an unser Schiff kamen, befestigten sie einen Pelz auf eine lange Stange, womit sie wahrscheinlich ihre friedlichen Gesinnungen andeuten wollten. Wir tauschten von ihnen Felle von Seeottern, Mardern und Hasen, einige ihrer Lanzen und Lachse und Plattfische ein. Wir gaben ihnen dafür alte Kleider, Glasperlen und Eisenstücke. Sie besaßen dieselben Messer und himmelblauen Glasperlen, die wir an der Prinz-Wilhelm-Einfahrt gesehen hatten. Sie wohnten auf dem westlichen Ufer des Canals und nur auf dieser Seite stieg Rauch gen Himmel; das andere Ufer schien menschenleer zu sein.

Wenn der Nebel, der die Luft verdunkelte, zuweilen sich verzog, dann sahen wir zwischen den Küstengebirgen eine Oeffnung, die gegen Osten lag, und niedrige Ländereien, die zwischen der Stelle, wo wir lagen, und dem Continent, Inseln zu bilden schienen. Auch im Norden waren solche schwache Stellen, die ein Thal zwischen zwei Gebirgsreihen ausfüllten, und bis zu ihnen erstreckten sich Sandbänke, die wir zum Theil in nächster Nähe hatten. Daß wir auf einem großen Flusse, nicht auf einem Seearme oder in einer Meerenge, waren, erkannten wir an immer deutlicheren Zeichen. Das Wasser war bei der Ebbe süß, es war trüb, und es schwammen in ihm Gegenstände aller Art.

Da die starke Fluth, bei der Windstille eintrat, mir keine augenblickliche Rückkehr ins offene Meer gestattete, ließ ich den Fluß und das niedrige Land an der Küste, das ich für eine Insel hielt, durch den Lieutenant King und den Hochbootsmann untersuchen. Jenes Land war eine Zunge, die von den Bergen bis zur Küste lief. Die Breite des Flusses nahm weiter oben bis auf eine Stunde ab, die Tiefe aber erhielt sich, und selbst die größten Schiffe hätten bis zu der Stelle gelangen können, wo der Hochbootsmann seine letzten Sondirungen vornahm. Es trennte sich ein Arm von ihm, und in der Ferne wurde in den Gebirgen eine zweite Oeffnung sichtbar, die auf eine neue Abzweigung schließen ließ. Je weiter die beiden Bergketten gegen Norden

liefen, um so näher traten sie zusammen, ohne sich übrigens jemals ganz zu vereinigen. Ein einziges Mal zertheilten sich die Wolken, die auf den Gebirgen lagen, und wir sahen nun einen Vulkan. Er liegt unter 60 Grad 23 Min. nördl. Br. und war der erste hohe Berg, der sich nördlich vom St. Augustin zeigte. Der Krater liegt nicht oben auf der Spitze, sondern weiter unten an dem Abhange, der dem Flusse zugekehrt ist. Etwas Imposantes hatte der Vulkan nicht; er stieß blos weißen Rauch aus, Flammen sah man nicht.

Die Wilden, mit denen wir zusammentrafen, trieben den Tauschhandel mit wahrem Feuereifer. Sie verkauften uns nicht blos ihre Waffen, ihre Pelze, sondern auch ihre sämmtlichen Kleidungsstücke, bis sie ganz nackt dastanden. Sie waren von Hunden begleitet. Herr Law, der Arzt der Discovery, kaufte eines dieser Thiere, und tödtete es mit einem Flintenschusse. Diese Wirkung setzte sie in das höchste Erstaunen, und sie entfernten sich eilig, als ob sie mit so furchtbaren Menschen nichts mehr zu thun haben möchten.

Wenn die Entdeckung dieses großen Flusses*), der mit manchem Strom, durch den tief ins Innere von Ländern Schiffahrtsverbindungen eröffnet werden, wetteifern kann, dem gegenwärtigen Jahrhundert oder künftigen Zeiten nützlich wird, so will ich die Zeit, die wir damit verloren haben, nicht bedauern. Für uns, die wir große Zwecke verfolgten, war dieser Zeitverlust ein wirklicher Schaden. Der Sommer nahte mit starken Schritten heran, wir wußten nicht, wie weit wir der Küste noch folgen müßten, und hatten uns bereits überzeugt, daß der nordamerikanische Continent in diesen Breiten viel weiter gegen Westen geht, als man auf den geachtetsten Karten angegeben findet. Dadurch verminderte sich die Wahrscheinlichkeit, daß es hier eine Durchfahrt in die Hudsonsbai oder in die Baffinsbai geben könne. Uebrigens knüpfte sich für mich ein gewisses Vergnügen an den Gedanken, daß die

*) Es ist die Suschilna, und die Bucht, in die sie mündet, hat den Namen der Cook-Einfahrt erhalten. Cook überschätzt die Wichtigkeit des Flusses. Der in die Comptrollerbai fließende Kupferfluß, auch Atna genannt, und der Kuskokwim sind bedeutender. Die Besitznahme dieser Gegend durch Cook hat keine Folgen gehabt. Das englische Besitzthum endigt unter 54 Grad 40 Min.

liefen, um so näher traten sie zusammen, ohne sich übrigens jemals ganz zu vereinigen. Ein einziges Mal zertheilten sich die Wolken, die auf den Gebirgen lagen, und wir sahen nun einen Vulkan. Er liegt unter 60 Grad 23 Min. nördl. Br. und war der erste hohe Berg, der sich nördlich vom St. Augustin zeigte. Der Krater liegt nicht oben auf der Spitze, sondern weiter unten an dem Abhange, der dem Flusse zugekehrt ist. Etwas Imposantes hatte der Vulkan nicht; er stieß blos weißen Rauch aus, Flammen sah man nicht.

Die Wilden, mit denen wir zusammentrafen, trieben den Tauschhandel mit wahrem Feuereifer. Sie verkauften uns nicht blos ihre Waffen, ihre Pelze, sondern auch ihre sämmtlichen Kleidungsstücke, bis sie ganz nackt dastanden. Sie waren von Hunden begleitet. Herr Law, der Arzt der Discovery, kaufte eines dieser Thiere, und tödtete es mit einem Flintenschusse. Diese Wirkung setzte sie in das höchste Erstaunen, und sie entfernten sich eilig, als ob sie mit so furchtbaren Menschen nichts mehr zu thun haben möchten.

Wenn die Entdeckung dieses großen Flusses*), der mit manchem Strom, durch den tief ins Innere von Ländern Schiffahrtsverbindungen eröffnet werden, wetteifern kann, dem gegenwärtigen Jahrhundert oder künftigen Zeiten nützlich wird, so will ich die Zeit, die wir damit verloren haben, nicht bedauern. Für uns, die wir große Zwecke verfolgten, war dieser Zeitverlust ein wirklicher Schaden. Der Sommer nahte mit starken Schritten heran, wir wußten nicht, wie weit wir der Küste noch folgen müßten, und hatten uns bereits überzeugt, daß der nordamerikanische Continent in diesen Breiten viel weiter gegen Westen geht, als man auf den geachtetsten Karten angegeben findet. Dadurch verminderte sich die Wahrscheinlichkeit, daß es hier eine Durchfahrt in die Hudsonsbai oder in die Baffinsbai geben könne. Uebrigens knüpfte sich für mich ein gewisses Vergnügen an den Gedanken, daß die

*) Es ist die Suschilna, und die Bucht, in die sie mündet, hat den Namen der Cook-Einfahrt erhalten. Cook überschätzt die Wichtigkeit des Flusses. Der in die Comptrollerbai fließende Kupferfluß, auch Atna genannt, und der Kuskokwim sind bedeutender. Die Besitznahme dieser Gegend durch Cook hat keine Folgen gehabt. Das englische Besitzthum endigt unter 54 Grad 40 Min.

Schriftsteller, welche am Schreibtische Geographie treiben, wenn ich den Fluß nicht genau untersucht hätte, gewiß behauptet haben würden, daß er im Norden mit dem Polarmeer oder im Osten mit einer jener Baien in Verbindung stehe. Man würde mehr Grund gehabt haben, diese Verbindung in die Karten einzutragen, als man bei manchen anderen Eintragungen hatte, z. B. bei jener der Fonte-Straße, die für den Seefahrer unsichtbar ist, weil sie blos in der Einbildung existirt.

Wir erreichten das Meer nicht ohne Unfall. Die Resolution blieb auf einer Sandbank sitzen und wurde erst nach einigen Stunden durch die Hochfluth frei gemacht. Um ein wirkliches Scheitern zu vermeiden, segelten wir mit möglichster Vorsicht und entfernten uns, wenn Südostwind eintrat, vom Lande, weil wir aus Erfahrung wußten, daß einem solchen Winde ein dichter Nebel zu folgen pflegt. Der letztere zeigte sich sehr oft, und zu anderen Zeiten fiel so viel Regen, daß ich über die Gestaltung der Küsten nicht viel zu sagen weiß und namentlich nicht zu entscheiden wage, ob einige oder die meisten der Landspitzen, bei denen wir vorbeikamen, zu Inseln gehören. Das Land verrieth überall Unfruchtbarkeit und war von den Spitzen der Berge bis auf eine geringe Entfernung von der Küste mit Schnee bedeckt. Einwohner hatte es, denn wir sahen hie und da Rauchsäulen aufsteigen, vielleicht Einladungen der Wilden, zu ihnen ans Land zu kommen.

Von einem Boote aus, das ich wegen einer Mittheilung an die Discovery aussetzte, schoß ein Matrose einen schönen Vogel von der Pinguin-Art. Er ist etwas kleiner als eine Ente und mit Ausnahme des weißen Vorderkopfes schwarz. Ueber und hinter jedem Auge erhebt sich ein hübscher Busch gelbweißer Federn, der wie ein Widderhorn nach hinten gekrümmt ist; Schnabel und Füße sind roth. Vielleicht ist es die Alca monochroa, von der Steller in seiner Geschichte von Kamtschatka spricht. Wie ich glaube, sahen wir südlich vom Cap St. Hermogenes den ersten dieser Vögel, und seit dieser Zeit zeigten sich täglich einige, zum Theil auch ganze Schwärme. Ebenfalls täglich erschienen die den nordischen Meeren eigenthümlichen Vögel, Möwen, Cormorane, Sturmvögel, seltener Enten, Gänse und Schwäne. Selten vergingen vierundzwanzig Stunden, ohne daß Seekälber, Walfische und andere Cetaceen die Wellen durchschnitten.

Schriftsteller, welche am Schreibtische Geographie treiben, wenn ich den Fluß nicht genau untersucht hätte, gewiß behauptet haben würden, daß er im Norden mit dem Polarmeer oder im Osten mit einer jener Baien in Verbindung stehe. Man würde mehr Grund gehabt haben, diese Verbindung in die Karten einzutragen, als man bei manchen anderen Eintragungen hatte, z. B. bei jener der Fonte-Straße, die für den Seefahrer unsichtbar ist, weil sie blos in der Einbildung existirt.

Wir erreichten das Meer nicht ohne Unfall. Die Resolution blieb auf einer Sandbank sitzen und wurde erst nach einigen Stunden durch die Hochfluth frei gemacht. Um ein wirkliches Scheitern zu vermeiden, segelten wir mit möglichster Vorsicht und entfernten uns, wenn Südostwind eintrat, vom Lande, weil wir aus Erfahrung wußten, daß einem solchen Winde ein dichter Nebel zu folgen pflegt. Der letztere zeigte sich sehr oft, und zu anderen Zeiten fiel so viel Regen, daß ich über die Gestaltung der Küsten nicht viel zu sagen weiß und namentlich nicht zu entscheiden wage, ob einige oder die meisten der Landspitzen, bei denen wir vorbeikamen, zu Inseln gehören. Das Land verrieth überall Unfruchtbarkeit und war von den Spitzen der Berge bis auf eine geringe Entfernung von der Küste mit Schnee bedeckt. Einwohner hatte es, denn wir sahen hie und da Rauchsäulen aufsteigen, vielleicht Einladungen der Wilden, zu ihnen ans Land zu kommen.

Von einem Boote aus, das ich wegen einer Mittheilung an die Discovery aussetzte, schoß ein Matrose einen schönen Vogel von der Pinguin-Art. Er ist etwas kleiner als eine Ente und mit Ausnahme des weißen Vorderkopfes schwarz. Ueber und hinter jedem Auge erhebt sich ein hübscher Busch gelbweißer Federn, der wie ein Widderhorn nach hinten gekrümmt ist; Schnabel und Füße sind roth. Vielleicht ist es die Alca monochroa, von der Steller in seiner Geschichte von Kamtschatka spricht. Wie ich glaube, sahen wir südlich vom Cap St. Hermogenes den ersten dieser Vögel, und seit dieser Zeit zeigten sich täglich einige, zum Theil auch ganze Schwärme. Ebenfalls täglich erschienen die den nordischen Meeren eigenthümlichen Vögel, Möwen, Cormorane, Sturmvögel, seltener Enten, Gänse und Schwäne. Selten vergingen vierundzwanzig Stunden, ohne daß Seekälber, Walfische und andere Cetaceen die Wellen durchschnitten.

Wir geriethen mitten zwischen Inseln, die meistens hoch, steil und überaus unfruchtbar waren. Alle boten mit ihren Felsengruppen, ihren vorspringenden Landspitzen, ihren tiefen Buchten, ihren Flüssen einen pittoresken Anblick dar. Treibholz war in Menge auf dem Meere vertheilt, auf den Flüssen sahen wir keines. Auf den meisten Inseln lag noch Schnee, und die Theile des Festlandes, die zwischen ihnen hindurch sichtbar wurden, waren ganz davon bedeckt. Die beträchtlichste Insel der Gruppe führt den Namen Kodjak, und ich vermuthe, daß sie zu den Inseln gehört, welche Behring Schumagin genannt hat. Dieser Archipel kleiner Inseln ist sehr ausgedehnt, und wir konnten ihn verfolgen, so weit der Blick reichte*).

An der schmalsten Stelle hat der Canal zwischen Kodjak und dem Festlande eine Breite von zwei Stunden. Nachmittags umsegelten wir seinen westlichsten Endpunkt, und kurze Zeit darauf schoß die Discovery dreimal, legte bei und benachrichtigte mich durch Signale, daß sie mich sprechen wolle. In hohem Grade besorgt, ließ ich sogleich ein Boot abgehen, das bald mit dem Capitain Clerke zurückkehrte. Ich erfuhr nun, daß mehrere Eingeborne dem Schiff in drei Pirogen lange gefolgt und zuletzt an es herangefahren waren. Der eine von ihnen nahm seinen Hut ab, machte mehrere Verbeugungen und gab Seemannszeichen, wie sie unter uns Europäern gebräuchlich sind. Man warf ihm ein Seil zu, an das er eine kleine Büchse befestigte. Als er sah, daß die Mannschaft der Discovery die Büchse aufs Deck geholt hatte, sprach er einige Worte, die er mit verschiedenen Bewegungen begleitete, und

*) Kodjak oder Kadiak ist die größte der Aleuten und gehört nicht zu den weiter westlich liegenden Schumagin-Inseln. Ob Behring diese Insel gesehen hat, ist ungewiß, jedenfalls ist sie erst durch Scheligoff, der auch die Scheligoff-Straße zwischen Kadiak und dem Festlande, der Halbinsel Altaschka, entdeckt hat, 1760 für die Russen in Besitz genommen worden. Sie hat im Innern Wälder von Fichten, Birken, Pappeln und Weiden, Gerste, Hafer und die gewöhnlichen Küchenkräuter gedeihen. Die werthvollen Pelzthiere sind bis auf Bären und Füchse ausgerottet worden, an den Küsten giebt es viele Cetaceen, Schellfische und Seevögel. Der einzige russische Ort liegt an der Bucht von Liakhik und ist eine Hauptniederlage für die Pelze des russischen Amerikas.

Wir geriethen mitten zwischen Inseln, die meistens hoch, steil und überaus unfruchtbar waren. Alle boten mit ihren Felsengruppen, ihren vorspringenden Landspitzen, ihren tiefen Buchten, ihren Flüssen einen pittoresken Anblick dar. Treibholz war in Menge auf dem Meere vertheilt, auf den Flüssen sahen wir keines. Auf den meisten Inseln lag noch Schnee, und die Theile des Festlandes, die zwischen ihnen hindurch sichtbar wurden, waren ganz davon bedeckt. Die beträchtlichste Insel der Gruppe führt den Namen Kodjak, und ich vermuthe, daß sie zu den Inseln gehört, welche Behring Schumagin genannt hat. Dieser Archipel kleiner Inseln ist sehr ausgedehnt, und wir konnten ihn verfolgen, so weit der Blick reichte*).

An der schmalsten Stelle hat der Canal zwischen Kodjak und dem Festlande eine Breite von zwei Stunden. Nachmittags umsegelten wir seinen westlichsten Endpunkt, und kurze Zeit darauf schoß die Discovery dreimal, legte bei und benachrichtigte mich durch Signale, daß sie mich sprechen wolle. In hohem Grade besorgt, ließ ich sogleich ein Boot abgehen, das bald mit dem Capitain Clerke zurückkehrte. Ich erfuhr nun, daß mehrere Eingeborne dem Schiff in drei Pirogen lange gefolgt und zuletzt an es herangefahren waren. Der eine von ihnen nahm seinen Hut ab, machte mehrere Verbeugungen und gab Seemannszeichen, wie sie unter uns Europäern gebräuchlich sind. Man warf ihm ein Seil zu, an das er eine kleine Büchse befestigte. Als er sah, daß die Mannschaft der Discovery die Büchse aufs Deck geholt hatte, sprach er einige Worte, die er mit verschiedenen Bewegungen begleitete, und

*) Kodjak oder Kadiak ist die größte der Aleuten und gehört nicht zu den weiter westlich liegenden Schumagin-Inseln. Ob Behring diese Insel gesehen hat, ist ungewiß, jedenfalls ist sie erst durch Scheligoff, der auch die Scheligoff-Straße zwischen Kadiak und dem Festlande, der Halbinsel Alitaschka, entdeckt hat, 1760 für die Russen in Besitz genommen worden. Sie hat im Innern Wälder von Fichten, Birken, Pappeln und Weiden, Gerste, Hafer und die gewöhnlichen Küchenkräuter gedeihen. Die werthvollen Pelzthiere sind bis auf Bären und Füchse ausgerottet worden, an den Küsten giebt es viele Cetaceen, Schellfische und Seevögel. Der einzige russische Ort liegt an der Bucht von Liakhik und ist eine Hauptniederlage für die Pelze des russischen Amerikas.

entfernte sich mit seinen Pirogen. Da die Matrosen nicht daran dachten, daß die Büchse etwas enthalten könne, so war es ein reiner Zufall, daß man sie endlich öffnete. Sie enthielt ein sorgfältig zusammengelegtes Papier, auf dem etwas, wahrscheinlich in russischer Sprache, geschrieben stand. Oben über der Schrift lasen wir die Jahreszahl 1778, und mitten im Text kam einmal 1776 vor. Etwas mehr zu entziffern, war keiner von uns im Stande, und die arabischen Zahlen der Schrift sagten uns weiter nichts, als daß vor uns Europäer hier gewesen seien. Nachdem wir so lange auf die Gesellschaft der Wilden der Südsee und der amerikanischen Nordwestküste beschränkt gewesen waren, hatte der Gedanke, daß wir nun bald mit russischen Kaufleuten zusammentreffen würden, etwas sehr Angenehmes.

Capitain Clerke glaubte anfänglich, daß Russen hier gescheitert und beim Vorüberseglen der Schiffe auf den Gedanken gekommen wären, uns schriftlich von ihrem Unglück zu benachrichtigen. Er brannte vor Verlangen, die Schiffbrüchigen aufzunehmen, und wollte mit mir über die Mittel berathen. Ich war anderer Meinung. Hätte es sich um einen Schiffbruch gehandelt, so würden die Verunglückten gewiß einen aus ihrer Mitte geschickt haben, um sich die Hülfe, auf die sie den größten Werth legen mußten, um so sicherer zu verschaffen. Nach meiner Ansicht kam der Brief von russischen Pelzhändlern, welche sich hier niedergelassen haben mochten und etwaigen Gefährten, die ihnen folgen würden, nützliche Nachrichten und Rathschläge geben wollten. Die Eingebornen hatten uns vielleicht für Russen gehalten und uns deshalb den Brief übergeben. Ich war von diesem Sachverhalt so überzeugt, daß ich nicht anhielt, sondern der Küste weiter gegen Westen folgte.

Bald hielt ich mich in der Nähe der Küste, bald zwangen mich Felsen und Winde, etwas entfernter zu bleiben. So nahe war ich immer, daß ich die Uferlinie mit den Augen verfolgen konnte. Schnee lag ziemlich überall, und namentlich die Berge, deren Gipfel zum Theil bedeutend hoch über die Wolken emporstiegen, waren damit bedeckt. In einer dieser Bergketten bemerkten wir einen Vulkan, der unaufhörlich schwarze Rauchwolken ausstieß. Er liegt in geringer Entfernung vom Meere und bildet einen vollkommenen Kegel, auf dessen Spitze

entfernte sich mit seinen Pirogen. Da die Matrosen nicht daran dachten, daß die Büchse etwas enthalten könne, so war es ein reiner Zufall, daß man sie endlich öffnete. Sie enthielt ein sorgfältig zusammengelegtes Papier, auf dem etwas, wahrscheinlich in russischer Sprache, geschrieben stand. Oben über der Schrift lasen wir die Jahreszahl 1778, und mitten im Text kam einmal 1776 vor. Etwas mehr zu entziffern, war keiner von uns im Stande, und die arabischen Zahlen der Schrift sagten uns weiter nichts, als daß vor uns Europäer hier gewesen seien. Nachdem wir so lange auf die Gesellschaft der Wilden der Südsee und der amerikanischen Nordwestküste beschränkt gewesen waren, hatte der Gedanke, daß wir nun bald mit russischen Kaufleuten zusammentreffen würden, etwas sehr Angenehmes.

Capitain Clerke glaubte anfänglich, daß Russen hier gescheitert und beim Vorüberseglen der Schiffe auf den Gedanken gekommen wären, uns schriftlich von ihrem Unglück zu benachrichtigen. Er brannte vor Verlangen, die Schiffbrüchigen aufzunehmen, und wollte mit mir über die Mittel berathen. Ich war anderer Meinung. Hätte es sich um einen Schiffbruch gehandelt, so würden die Verunglückten gewiß einen aus ihrer Mitte geschickt haben, um sich die Hülfe, auf die sie den größten Werth legen mußten, um so sicherer zu verschaffen. Nach meiner Ansicht kam der Brief von russischen Pelzhändlern, welche sich hier niedergelassen haben mochten und etwaigen Gefährten, die ihnen folgen würden, nützliche Nachrichten und Rathschläge geben wollten. Die Eingebornen hatten uns vielleicht für Russen gehalten und uns deshalb den Brief übergeben. Ich war von diesem Sachverhalt so überzeugt, daß ich nicht anhielt, sondern der Küste weiter gegen Westen folgte.

Bald hielt ich mich in der Nähe der Küste, bald zwangen mich Felsen und Winde, etwas entfernter zu bleiben. So nahe war ich immer, daß ich die Uferlinie mit den Augen verfolgen konnte. Schnee lag ziemlich überall, und namentlich die Berge, deren Gipfel zum Theil bedeutend hoch über die Wolken emporstiegen, waren damit bedeckt. In einer dieser Bergketten bemerkten wir einen Vulkan, der unaufhörlich schwarze Rauchwolken ausstieß. Er liegt in geringer Entfernung vom Meere und bildet einen vollkommenen Kegel, auf dessen Spitze

der Krater deutlich sich abzeichnet. Wie alle diese Berge zeigte sich der Vulkan nie ganz ohne Wolken. Wenn die Grundlage und die Spitze frei waren, verhüllte eine schmale Wolke, die einige Male die Form von drei über einander liegenden Schichten annahm, den mittleren Theil wie ein Gürtel. Es entstand dann durch diese Wolke in Verbindung mit dem Rauch, der oben am Himmel in einem langen Streifen hinzog, ein Anblick der sonderbarsten Art. Ich muß bemerken, daß der Wind in der Höhe, bis zu welcher der Rauch aufstieg, in entgegengesetzter Richtung wehte. Selbst wenn er unten eine bedeutende Heftigkeit erreichte, bemerkten wir diese auffallende Erscheinung.

Während einer Windstille fischten die Matrosen und fingen an hundert Plattfische. Die größten wogen einen Centner, die kleinsten zwanzig Pfund. Diese Erfrischung kam uns sehr gelegen. Sie waren noch beschäftigt, als von einer nahe liegenden Insel eine Piroge heran ruderte. Der einzige Mann, der darin saß, grüßte, indem er seinen Hut abnahm und eine Verbeugung machte. Der Brief, von dem ich eben gesprochen habe, hatte uns bereits gezeigt, daß Rußland mit den hiesigen Einwohnern Verbindungen und einen Handelsverkehr unterhalte, und jetzt bekamen wir einen neuen Beweis davon. Der Eingeborne, der uns besuchte, trug Beinkleider von grünem Tuch und unter seinem Ueberwurf eine Jacke von schwarzer Wolle. Er hatte nichts zu verkaufen, als einen grauen Fuchs und einige Harpunen, deren Spitze aus einem fußlangen Knochen bestand. In seiner Piroge lag eine Blase, die mit Thran gefüllt zu sein schien. Er öffnete sie, führte sie zum Munde und schloß sie dann wieder.

Die Küste des Festlandes nahm jetzt eine für uns günstige Richtung. Sie lief gegen Norden und ließ gegen Westen, wo wieder Land, die Insel Unimak, lag, einen Canal frei, durch den wir segelten und jenseits bald einen zweiten Canal fanden. Meine Vermuthung, daß das Land, das wir zur Linken hatten, aus Inseln bestehe, bestätigte sich. Die starke Strömung, die in dieser Straße herrschte, nöthigte mich, als eine Windstille eintrat, vor Anker zu gehen. Sogleich lockte der Anblick unserer Schiffe mehrere Eingeborne in Pirogen herbei. Die eine derselben schlug neben der Resolution um, und wir hatten Mühe ihren Eigenthümer zu retten. Da er ganz durchnäßt war, führte

der Krater deutlich sich abzeichnet. Wie alle diese Berge zeigte sich der Vulkan nie ganz ohne Wolken. Wenn die Grundlage und die Spitze frei waren, verhüllte eine schmale Wolke, die einige Male die Form von drei über einander liegenden Schichten annahm, den mittleren Theil wie ein Gürtel. Es entstand dann durch diese Wolke in Verbindung mit dem Rauch, der oben am Himmel in einem langen Streifen hinzog, ein Anblick der sonderbarsten Art. Ich muß bemerken, daß der Wind in der Höhe, bis zu welcher der Rauch aufstieg, in entgegengesetzter Richtung wehte. Selbst wenn er unten eine bedeutende Heftigkeit erreichte, bemerkten wir diese auffallende Erscheinung.

Während einer Windstille fischten die Matrosen und fingen an hundert Plattfische. Die größten wogen einen Centner, die kleinsten zwanzig Pfund. Diese Erfrischung kam uns sehr gelegen. Sie waren noch beschäftigt, als von einer nahe liegenden Insel eine Piroge heran ruderte. Der einzige Mann, der darin saß, grüßte, indem er seinen Hut abnahm und eine Verbeugung machte. Der Brief, von dem ich eben gesprochen habe, hatte uns bereits gezeigt, daß Rußland mit den hiesigen Einwohnern Verbindungen und einen Handelsverkehr unterhalte, und jetzt bekamen wir einen neuen Beweis davon. Der Eingeborne, der uns besuchte, trug Beinkleider von grünem Tuch und unter seinem Ueberwurf eine Jacke von schwarzer Wolle. Er hatte nichts zu verkaufen, als einen grauen Fuchs und einige Harpunen, deren Spitze aus einem fußlangen Knochen bestand. In seiner Piroge lag eine Blase, die mit Thran gefüllt zu sein schien. Er öffnete sie, führte sie zum Munde und schloß sie dann wieder.

Die Küste des Festlandes nahm jetzt eine für uns günstige Richtung. Sie lief gegen Norden und ließ gegen Westen, wo wieder Land, die Insel Unimak, lag, einen Canal frei, durch den wir segelten und jenseits bald einen zweiten Canal fanden. Meine Vermuthung, daß das Land, das wir zur Linken hatten, aus Inseln bestehe, bestätigte sich. Die starke Strömung, die in dieser Straße herrschte, nöthigte mich, als eine Windstille eintrat, vor Anker zu gehen. Sogleich lockte der Anblick unserer Schiffe mehrere Eingeborne in Pirogen herbei. Die eine derselben schlug neben der Resolution um, und wir hatten Mühe ihren Eigenthümer zu retten. Da er ganz durchnäßt war, führte

ich ihn in die Cajüte und gab ihm Kleider. Er trug einen Ueberwurf von der Form eines Hemdes, der aus dem breiten Gedärm eines Seethieres, wahrscheinlich eines Walfisches, zusammengesetzt war, und darunter ein Kleidungstück von derselben Form, das aus Vogelhäuten bestand. Die Seite mit den Federn trug er nach innen. Unsere europäischen Kleider legte er so geschickt an, daß ich nicht schneller hätte fertig werden können.

Mit günstigem Winde suchte ich die amerikanische Küste wieder auf. Sie bildet hier eine große Bucht, die ich nach dem Grafen Bristol benannte. Der nördliche Endpunkt derselben ist ein Vorgebirge, von mir Cap Newenham getauft. Bäume oder auch nur Sträucher, wachsen nirgend, die Berge sind durchaus kahl, in den Ebenen sprießt Gras mit einigen anderen Pflanzen, von denen ein Theil blühte. Die Eingebornen, mit denen wir zusammentrafen, gehörten zu demselben Volk, mit dem wir in der letzten Zeit verkehrt hatten, nur waren sie schmutziger. Sie kannten den Gebrauch des Tabaks nicht, und das einzige eiserne Geräth, das sie besaßen, war ein Messer oder vielmehr ein an einem Stock befestigtes Stück Eisen. Da ich aus diesen und anderen Umständen schloß, daß nie ein europäisches Schiff hier gelandet sei, glaubte ich mich berechtigt, Cap Newenham im Namen Sr. britischen Majestät in Besitz zu nehmen.

Die Berichte meiner Bootsführer, daß das Meer voll von Untiefen sei und der einzige Canal, den es gebe, Gefahren biete, setzten meinem Vordringen ein Ziel. Die Rückkehr wurde mir schwerer als die Hinfahrt, und ich würde einmal sogar auf Sandbänke getrieben worden sein, wenn ich nicht den Anker ausgeworfen hätte. Anfangs steuerte ich südlich, dann westlich bei zwei kleinen Inseln vorbei, welche uns nur wenig Schutz gewährten.

Wir waren von diesen Inseln vierzehn Stunden entfernt, als sich im Westen Land zeigte. Vor uns lag eine große Bucht, in die wir einliefen. Ich konnte mir nicht denken, daß Herrn Stählin's Karte*) in

*) Sie ist 1774 in Petersburg erschienen und ihrer Zeit warm und lebhaft empfohlen worden. Die Autoritäten, die sich für sie ausgesprochen hatten, imponirten Cook, bis seine eigenen Beobachtungen, mit denen unsere richtige Kenntniß jener Gegenden eigentlich erst beginnt, ihm

ich ihn in die Cajüte und gab ihm Kleider. Er trug einen Ueberwurf von der Form eines Hemdes, der aus dem breiten Gedärm eines Seethieres, wahrscheinlich eines Walfisches, zusammengesetzt war, und darunter ein Kleidungstück von derselben Form, das aus Vogelhäuten bestand. Die Seite mit den Federn trug er nach innen. Unsere europäischen Kleider legte er so geschickt an, daß ich nicht schneller hätte fertig werden können.

Mit günstigem Winde suchte ich die amerikanische Küste wieder auf. Sie bildet hier eine große Bucht, die ich nach dem Grafen Bristol benannte. Der nördliche Endpunkt derselben ist ein Vorgebirge, von mir Cap Newenham getauft. Bäume oder auch nur Sträucher, wachsen nirgend, die Berge sind durchaus kahl, in den Ebenen sprießt Gras mit einigen anderen Pflanzen, von denen ein Theil blühte. Die Eingebornen, mit denen wir zusammentrafen, gehörten zu demselben Volk, mit dem wir in der letzten Zeit verkehrt hatten, nur waren sie schmutziger. Sie kannten den Gebrauch des Tabaks nicht, und das einzige eiserne Geräth, das sie besaßen, war ein Messer oder vielmehr ein an einem Stock befestigtes Stück Eisen. Da ich aus diesen und anderen Umständen schloß, daß nie ein europäisches Schiff hier gelandet sei, glaubte ich mich berechtigt, Cap Newenham im Namen Sr. britischen Majestät in Besitz zu nehmen.

Die Berichte meiner Bootsführer, daß das Meer voll von Untiefen sei und der einzige Canal, den es gebe, Gefahren biete, setzten meinem Vordringen ein Ziel. Die Rückkehr wurde mir schwerer als die Hinfahrt, und ich würde einmal sogar auf Sandbänke getrieben worden sein, wenn ich nicht den Anker ausgeworfen hätte. Anfangs steuerte ich südlich, dann westlich bei zwei kleinen Inseln vorbei, welche uns nur wenig Schutz gewährten.

Wir waren von diesen Inseln vierzehn Stunden entfernt, als sich im Westen Land zeigte. Vor uns lag eine große Bucht, in die wir einliefen. Ich konnte mir nicht denken, daß Herrn Stählin's Karte*) in

*) Sie ist 1774 in Petersburg erschienen und ihrer Zeit warm und lebhaft empfohlen worden. Die Autoritäten, die sich für sie ausgesprochen hatten, imponirten Cook, bis seine eigenen Beobachtungen, mit denen unsere richtige Kenntniß jener Gegenden eigentlich erst beginnt, ihm

dem Grade unrichtig sein könne, daß sie sogar die Grade falsch angebe und rein chimärische Angaben bringe. Ich glaubte daher Stählin's Insel Alaschka erreicht zu haben, erkannte aber bald an der Form der Küste, an der Lage des amerikanischen Ufers gegenüber, und an der Länge, daß ich mich auf der Ostspitze Asiens, im Lande der Tschuktschen befinde.

In demselben Augenblicke, als wir in die Bai einliefen, bemerkten wir auf der nördlichen Küste ein Dorf und Einwohner, die bei dem Anblick unserer Schiffe in Unruhe und Furcht zu gerathen schienen. Wir unterschieden deutlich Menschen, die mit einer Last auf dem Rücken dem Innern zueilten. Ich landete mit drei bewaffneten Booten, in denen sich außer mir noch mehrere Officiere befanden. Dreißig bis vierzig Männer mit Lanzen, Bogen und Pfeilen standen auf einem Hügel nahe beim Dorfe in Schlachtordnung. Als wir uns näherten, kamen drei von ihnen uns an den Strand entgegen, nahmen ihre Kopfbedeckungen ab und machten mehrere tiefe Verbeugungen. Wir grüßten ebenfalls freundlich, flößten ihnen indessen nicht Vertrauen genug ein, um sie zu bestimmen, daß sie uns erwarteten. Sobald unsere Boote das Ufer berührten, entfernten sie sich. Ich folgte ihnen allein, ohne Waffen, und meine Zurufe und Bewegungen hatten den Erfolg, daß sie Halt machten und einige Kleinigkeiten von mir annahmen. Zur Erwiederung gaben sie mir zwei Fuchsfelle und einige Zähne von Seepferden. Sie hatten diese Sachen mitgebracht, um sie mir anzubieten, und würden mich auch dann beschenkt haben, wenn ich nicht den Anfang gemacht hätte.

Vorsichtig, ja mißtrauisch blieben sie noch immer und baten mich durch Zeichen, daß ich meine Leute nicht vorgehen lassen möchte. Einer von ihnen, dem ich die Hand auf die Schultern legen wollte, begann zu zittern und trat einige Schritte zurück. Je weiter ich landeinwärts ging, um so weiter entfernten sie sich und fällten mehrmals ihre Lanzen, während die Reserve auf dem Hügel die Bogen spannte.

Alles anders zeigten. Unter ihren vielen Fehlern ist der der bedeutendste, daß sie zwischen Asien und Amerika einen viel zu weiten Raum läßt. Derselbe Fehler wiederholt sich in der 1776 erschienenen Karte von Schmidt und Treschot, die Cook nicht gekannt zu haben scheint.

dem Grade unrichtig sein könne, daß sie sogar die Grade falsch angebe und rein chimärische Angaben bringe. Ich glaubte daher Stählin's Insel Alaschka erreicht zu haben, erkannte aber bald an der Form der Küste, an der Lage des amerikanischen Ufers gegenüber, und an der Länge, daß ich mich auf der Ostspitze Asiens, im Lande der Tschuktschen befinde.

In demselben Augenblicke, als wir in die Bai einliefen, bemerkten wir auf der nördlichen Küste ein Dorf und Einwohner, die bei dem Anblick unserer Schiffe in Unruhe und Furcht zu gerathen schienen. Wir unterschieden deutlich Menschen, die mit einer Last auf dem Rücken dem Innern zueilten. Ich landete mit drei bewaffneten Booten, in denen sich außer mir noch mehrere Officiere befanden. Dreißig bis vierzig Männer mit Lanzen, Bogen und Pfeilen standen auf einem Hügel nahe beim Dorfe in Schlachtordnung. Als wir uns näherten, kamen drei von ihnen uns an den Strand entgegen, nahmen ihre Kopfbedeckungen ab und machten mehrere tiefe Verbeugungen. Wir grüßten ebenfalls freundlich, flößten ihnen indessen nicht Vertrauen genug ein, um sie zu bestimmen, daß sie uns erwarteten. Sobald unsere Boote das Ufer berührten, entfernten sie sich. Ich folgte ihnen allein, ohne Waffen, und meine Zurufe und Bewegungen hatten den Erfolg, daß sie Halt machten und einige Kleinigkeiten von mir annahmen. Zur Erwiederung gaben sie mir zwei Fuchsfelle und einige Zähne von Seepferden. Sie hatten diese Sachen mitgebracht, um sie mir anzubieten, und würden mich auch dann beschenkt haben, wenn ich nicht den Anfang gemacht hätte.

Vorsichtig, ja mißtrauisch blieben sie noch immer und baten mich durch Zeichen, daß ich meine Leute nicht vorgehen lassen möchte. Einer von ihnen, dem ich die Hand auf die Schultern legen wollte, begann zu zittern und trat einige Schritte zurück. Je weiter ich landeinwärts ging, um so weiter entfernten sie sich und fällten mehrmals ihre Lanzen, während die Reserve auf dem Hügel die Bogen spannte.

Alles anders zeigten. Unter ihren vielen Fehlern ist der der bedeutendste, daß sie zwischen Asien und Amerika einen viel zu weiten Raum läßt. Derselbe Fehler wiederholt sich in der 1776 erschienenen Karte von Schmidt und Treschot, die Cook nicht gekannt zu haben scheint.

Endlich ließen sie mich unter sich zu, und nachdem ich ihnen noch einige Glasperlen geschenkt hatte, durften auch drei meiner Begleiter herankommen. Sie wurden selbst dann nicht unruhig, als unsere Matrosen sich mit uns vereinigten, und der Tauschhandel nahm seinen Anfang. Wir gaben ihnen Messer, Glasperlen und Tabak, wofür wir einige ihrer Anzüge und eine kleine Anzahl von Pfeilen erhielten. Uns eine Lanze oder einen Bogen abzutreten, weigerten sie sich hartnäckig. Diese Waffen bewachten sie vorsichtig und legten sie niemals ab. Fünf Männer, die uns einen Tanz mit Gesang zum Besten gaben, machten eine Ausnahme. Diese legten Lanzen und Bogen ab, blieben ihnen aber so nahe, daß sie in jedem Augenblick zu ihren Waffen greifen konnten, und verlangten überdies zu ihrer größeren Sicherheit, daß wir uns auf den Boden setzten.

Ihre Pfeile hatten Spitzen von Steinen oder von Knochen, meistens ohne Widerhaken. Bei einer Pfeilart war die Spitze stumpf und abgerundet. Mit diesen Pfeilen erlegt man gewiß kleine Thiere, deren Pelz nicht beschädigt werden soll. Die Lanzen waren sehr sorgfältig gearbeitet und jedenfalls europäische oder asiatische Arbeit. Die eisernen Spitzen und die eingelegte Arbeit von Zinn oder einem anderen weißen Metall verriethen dies. Die Lanze wurde an einem Bandelier auf dem Rücken getragen, an der linken Schulter hing ein mit Pfeilen gefüllter Köcher. Mehrere dieser Köcher bekamen durch ihr rothes Leder, ihre Stickereien und sonstigen Verzierungen ein wirklich hübsches Aussehen.

Mehrere andere Sachen, namentlich ihre Kleider, verriethen einen höheren Grad von Gewerbfleiß, als man ihn bei einem unter so hohen Breiten wohnenden Volke zu finden erwarten sollte. Außer diesem Vorzuge vor den Bewohnern der gegenüberliegenden Küste machten sich noch andere Unterschiede bemerklich. Alle Amerikaner, die wir seit unserer Ankunft auf ihrer Küste gesehen hatten, waren kleinen Wuchses gewesen und hatten runde Gesichter und vorstehende Backenknochen gehabt. Die Einwohner dieses Landes zeichneten sich durch ovale Gesichter aus und waren stark und wohlgebaut. Mit Ausnahme eines kahlköpfigen Mannes ohne Waffen bemerkten wir weder Greise noch Kinder. Die übrigen schienen die Blüthe des Dorfs und zu unserem Empfange besonders ausgesucht worden zu sein. Alle waren eher unter

Endlich ließen sie mich unter sich zu, und nachdem ich ihnen noch einige Glasperlen geschenkt hatte, durften auch drei meiner Begleiter herankommen. Sie wurden selbst dann nicht unruhig, als unsere Matrosen sich mit uns vereinigten, und der Tauschhandel nahm seinen Anfang. Wir gaben ihnen Messer, Glasperlen und Tabak, wofür wir einige ihrer Anzüge und eine kleine Anzahl von Pfeilen erhielten. Uns eine Lanze oder einen Bogen abzutreten, weigerten sie sich hartnäckig. Diese Waffen bewachten sie vorsichtig und legten sie niemals ab. Fünf Männer, die uns einen Tanz mit Gesang zum Besten gaben, machten eine Ausnahme. Diese legten Lanzen und Bogen ab, blieben ihnen aber so nahe, daß sie in jedem Augenblick zu ihren Waffen greifen konnten, und verlangten überdies zu ihrer größeren Sicherheit, daß wir uns auf den Boden setzten.

Ihre Pfeile hatten Spitzen von Steinen oder von Knochen, meistens ohne Widerhaken. Bei einer Pfeilart war die Spitze stumpf und abgerundet. Mit diesen Pfeilen erlegt man gewiß kleine Thiere, deren Pelz nicht beschädigt werden soll. Die Lanzen waren sehr sorgfältig gearbeitet und jedenfalls europäische oder asiatische Arbeit. Die eisernen Spitzen und die eingelegte Arbeit von Zinn oder einem anderen weißen Metall verriethen dies. Die Lanze wurde an einem Bandelier auf dem Rücken getragen, an der linken Schulter hing ein mit Pfeilen gefüllter Köcher. Mehrere dieser Köcher bekamen durch ihr rothes Leder, ihre Stickereien und sonstigen Verzierungen ein wirklich hübsches Aussehen.

Mehrere andere Sachen, namentlich ihre Kleider, verriethen einen höheren Grad von Gewerbfleiß, als man ihn bei einem unter so hohen Breiten wohnenden Volke zu finden erwarten sollte. Außer diesem Vorzuge vor den Bewohnern der gegenüberliegenden Küste machten sich noch andere Unterschiede bemerklich. Alle Amerikaner, die wir seit unserer Ankunft auf ihrer Küste gesehen hatten, waren kleinen Wuchses gewesen und hatten runde Gesichter und vorstehende Backenknochen gehabt. Die Einwohner dieses Landes zeichneten sich durch ovale Gesichter aus und waren stark und wohlgebaut. Mit Ausnahme eines kahlköpfigen Mannes ohne Waffen bemerkten wir weder Greise noch Kinder. Die übrigen schienen die Blüthe des Dorfs und zu unserem Empfange besonders ausgesucht worden zu sein. Alle waren eher unter

als über den mittleren Jahren. Die einzige Malerei am Körper, die wir sahen, war ein schwarzer Streifen, der durch das Gesicht jenes Greises lief. Bei allen waren die Ohren durchlöchert und einige trugen Glasperlen. Einen anderen Schmuck sahen wir nicht, und die Lippen waren nicht durchbohrt. Das letztere war eine neue Abweichung von den Sitten der amerikanischen Indianer im höchsten Norden.

Die Kleidung der Tschuktschen besteht in einer Art von Hut, einer Jacke, Beinkleidern, Handschuhen und Stiefeln. Dies Alles ist aus Leder vom Hirsch, vom Hunde, vom Seekalbe gefertigt und vortrefflich gearbeitet. Neben dem Hut, der tief hinabgeht, kamen Kapuzen von Hundefellen vor, welche Kopf und Schultern bedeckten. Die Haare, die von schwarzer Farbe zu sein schienen, waren entweder abgeschoren oder ganz kurz verschnitten; einen Bart trug keiner. Unter den wenigen Sachen, die wir ihnen gaben, waren Messer und Tabak ihnen die liebsten.

Sie haben zwei verschiedene Wohnungen, die eine für den Sommer, die andere für den Winter. Die letzteren gleichen genau einem Gewölbe, dessen Fußboden etwas unter der Erde liegt. Die eine, die ich genauer untersuchte, hatte eine ovale Form und bei zwanzig Fuß Länge ziemlich zwölf Fuß Höhe. Das Balkenwerk bestand aus Holz und aus Walfischrippen, die man auf eine verständige Weise gelegt und durch kleinere Körper mit einander verbunden hatte. Auf diese Balken hatte man eine Decke von groben starken Pflanzen und auf diese wieder Erde gelegt. Die ganze Wohnung gleicht daher einem runden Erdhügel, der auf drei Seiten durch eine vier Fuß hohe Mauer gestützt wird. Auf der vierten Seite steigt die Erde allmälig an, so daß man zu dem Eingang gelangen kann, der weiter nichts als ein Loch oben auf der Spitze des kleinen Hügels ist. Der Boden dieser Hütte war mit Holz belegt, und unter diesem Fußboden lag eine Art von Keller, in dem ich nichts als Wasser bemerkte. Am Ende jeder Wohnung lag ein rundes Behältniß, wahrscheinlich ein Magazin, zu dem aus dieser ein dunkler Gang führte. Alle diese Magazine sind von Steinen erbaut und liegen an dem Abhange des Berges, an den das Dorf grenzt, fast ganz unter der Erde. Auch hier ist der Eingang oben an der Spitze, in gleicher Höhe mit dem angrenzenden Erdboden, angebracht,

als über den mittleren Jahren. Die einzige Malerei am Körper, die wir sahen, war ein schwarzer Streifen, der durch das Gesicht jenes Greises lief. Bei allen waren die Ohren durchlöchert und einige trugen Glasperlen. Einen anderen Schmuck sahen wir nicht, und die Lippen waren nicht durchbohrt. Das letztere war eine neue Abweichung von den Sitten der amerikanischen Indianer im höchsten Norden.

Die Kleidung der Tschuktschen besteht in einer Art von Hut, einer Jacke, Beinkleidern, Handschuhen und Stiefeln. Dies Alles ist aus Leder vom Hirsch, vom Hunde, vom Seekalbe gefertigt und vortrefflich gearbeitet. Neben dem Hut, der tief hinabgeht, kamen Kapuzen von Hundefellen vor, welche Kopf und Schultern bedeckten. Die Haare, die von schwarzer Farbe zu sein schienen, waren entweder abgeschoren oder ganz kurz verschnitten; einen Bart trug keiner. Unter den wenigen Sachen, die wir ihnen gaben, waren Messer und Tabak ihnen die liebsten.

Sie haben zwei verschiedene Wohnungen, die eine für den Sommer, die andere für den Winter. Die letzteren gleichen genau einem Gewölbe, dessen Fußboden etwas unter der Erde liegt. Die eine, die ich genauer untersuchte, hatte eine ovale Form und bei zwanzig Fuß Länge ziemlich zwölf Fuß Höhe. Das Balkenwerk bestand aus Holz und aus Walfischrippen, die man auf eine verständige Weise gelegt und durch kleinere Körper mit einander verbunden hatte. Auf diese Balken hatte man eine Decke von groben starken Pflanzen und auf diese wieder Erde gelegt. Die ganze Wohnung gleicht daher einem runden Erdhügel, der auf drei Seiten durch eine vier Fuß hohe Mauer gestützt wird. Auf der vierten Seite steigt die Erde allmälig an, so daß man zu dem Eingang gelangen kann, der weiter nichts als ein Loch oben auf der Spitze des kleinen Hügels ist. Der Boden dieser Hütte war mit Holz belegt, und unter diesem Fußboden lag eine Art von Keller, in dem ich nichts als Wasser bemerkte. Am Ende jeder Wohnung lag ein rundes Behältniß, wahrscheinlich ein Magazin, zu dem aus dieser ein dunkler Gang führte. Alle diese Magazine sind von Steinen erbaut und liegen an dem Abhange des Berges, an den das Dorf grenzt, fast ganz unter der Erde. Auch hier ist der Eingang oben an der Spitze, in gleicher Höhe mit dem angrenzenden Erdboden, angebracht,

Ueber den Magazinen stand eine Art Schilderhaus oder Thürmchen, von den Knochen eines großen Fisches errichtet.

Die Sommerwohnungen haben eine runde Form und einen bedeutenden Umfang. Sie laufen oben in eine Spitze aus, und die Wände bestehen aus dünnen Stangen und Knochen, die man mit Fellen von Seethieren überzogen hat. In einer, deren Inneres ich betrat, sah ich neben der Thür einen Herd und eine kleine Anzahl hölzerner Gefäße, die sämmtlich sehr schmutzig waren. Die Schlafstellen der Bewohner lagen an den Seiten und nahmen ziemlich die Hälfte des Umkreises ein. Wie es scheint, haben diese Leute Ideen von Scham und Anstand, denn sie hatten mit Fellen mehrere Scheidewände gebildet. Die Lagerstellen waren mit Hirschfellen belegt und der Mehrzahl nach reinlich und trocken.

In der Nähe der Wohnungen erhoben sich verschiedene Gerüste von zehn bis zwölf Fuß Höhe, wie wir sie bereits an einigen Stellen der amerikanischen Küste gesehen hatten. Alle ihre Bestandtheile waren Knochen und sie dienten wahrscheinlich zum Trocknen der Felle und Fische. Man giebt ihnen diese Höhe, um gegen die sehr zahlreichen Hunde geschützt zu sein. Diese Hunde gehören zum Fuchsgeschlecht, sind aber größer und von anderer Farbe. Sie haben lange, glänzende, wollartige Haare. Wahrscheinlich spannt man sie im Winter vor die Schlitten, von denen ich in einer der Winterwohnungen mehrere sah. Vielleicht dienen sie auch zur Speise, denn mehrere erst an diesem Tage getödtete lagen umher.

Die Kähne dieses Volks sind dieselben, welche man gegenüber in Amerika hat. In einer Bucht unterhalb des Dorfes lagen kleine und große am Strande. Rings in der Umgegend waren Knochen von großen Fischen und anderen Seethieren in Menge verstreut. Ich glaube deshalb, daß das Meer den Tschuktschen den größten Theil ihrer Nahrung liefert. Das Land schien äußerst unfruchtbar zu sein, nirgend sah man Bäume oder Sträucher. In einiger Entfernung gegen Westen lag eine Gebirgskette, die von frisch gefallenem Schnee funkelte.

Nachdem wir bei diesen Leuten einige Stunden verweilt hatten, kehrten wir auf das Schiff zurück. Mit einem frischen Südwinde

Ueber den Magazinen stand eine Art Schilderhaus oder Thürmchen, von den Knochen eines großen Fisches errichtet.

Die Sommerwohnungen haben eine runde Form und einen bedeutenden Umfang. Sie laufen oben in eine Spitze aus, und die Wände bestehen aus dünnen Stangen und Knochen, die man mit Fellen von Seethieren überzogen hat. In einer, deren Inneres ich betrat, sah ich neben der Thür einen Herd und eine kleine Anzahl hölzerner Gefäße, die sämmtlich sehr schmutzig waren. Die Schlafstellen der Bewohner lagen an den Seiten und nahmen ziemlich die Hälfte des Umkreises ein. Wie es scheint, haben diese Leute Ideen von Scham und Anstand, denn sie hatten mit Fellen mehrere Scheidewände gebildet. Die Lagerstellen waren mit Hirschfellen belegt und der Mehrzahl nach reinlich und trocken.

In der Nähe der Wohnungen erhoben sich verschiedene Gerüste von zehn bis zwölf Fuß Höhe, wie wir sie bereits an einigen Stellen der amerikanischen Küste gesehen hatten. Alle ihre Bestandtheile waren Knochen und sie dienten wahrscheinlich zum Trocknen der Felle und Fische. Man giebt ihnen diese Höhe, um gegen die sehr zahlreichen Hunde geschützt zu sein. Diese Hunde gehören zum Fuchsgeschlecht, sind aber größer und von anderer Farbe. Sie haben lange, glänzende, wollartige Haare. Wahrscheinlich spannt man sie im Winter vor die Schlitten, von denen ich in einer der Winterwohnungen mehrere sah. Vielleicht dienen sie auch zur Speise, denn mehrere erst an diesem Tage getödtete lagen umher.

Die Kähne dieses Volks sind dieselben, welche man gegenüber in Amerika hat. In einer Bucht unterhalb des Dorfes lagen kleine und große am Strande. Rings in der Umgegend waren Knochen von großen Fischen und anderen Seethieren in Menge verstreut. Ich glaube deshalb, daß das Meer den Tschuktschen den größten Theil ihrer Nahrung liefert. Das Land schien äußerst unfruchtbar zu sein, nirgend sah man Bäume oder Sträucher. In einiger Entfernung gegen Westen lag eine Gebirgskette, die von frisch gefallenem Schnee funkelte.

Nachdem wir bei diesen Leuten einige Stunden verweilt hatten, kehrten wir auf das Schiff zurück. Mit einem frischen Südwinde

segelten wir aus der Bucht und nahmen unsern Curs gegen Nordosten zwischen der Küste und den beiden Inseln. Am folgenden Mittag hatten wir diese Inseln südwestlich und den kegelförmigen Berg jenseit des Prinz-Wales-Caps südöstlich. Wir befanden uns ziemlich in der Mitte der Straße, und jede der beiden Küsten war in einer Entfernung von sieben Stunden sichtbar.

Seit zwei Tagen hatte die rauhe Luft in Verbindung mit der Dunkelheit des Himmels eine Veränderung des Wetters angekündigt. Als wir kurz vor Mittag am Horizont eine Helle wahrnahmen, wie sie durch die Ausstrahlung des Eises entsteht und daher auch als Eisblinken bezeichnet wird, kannten wir den Grund dieser Erscheinung. Eine Stunde später zerstreute der Anblick eines großen Eisfeldes unsere letzten Zweifel. Um drei Uhr war uns der Weg gegen Norden gesperrt, und wir fuhren nun am Rande des Eises hin. Es war vollkommen undurchdringlich und erstreckte sich von Westen gegen Osten, so weit wir sehen konnten. Wir fanden hier eine Menge von Seepferden, die bis auf einen kleinen Theil alle auf dem Eisfelde lagen.

Alles Hin- und Herfahren zeigte uns keine fahrbare Oeffnung. Am Mittag des 18. August befanden wir uns ungefähr fünf Stunden östlich von der Stelle, wo das Eis zuerst sichtbar geworden war, unter 70 Grad 44 Min. nördl. Br. Wir befanden uns dicht am Eise, das so dicht wie eine Mauer und am Rande zwölf Fuß hoch war, im Norden aber noch höher zu sein schien. Seine Oberfläche war außerordentlich uneben, und hie und da bemerkten wir Wasserlachen.

Unsere Lage wurde von Augenblick zu Augenblick bedenklicher. Wir befanden uns in seichtem Wasser, vor einer unter dem Winde liegenden Küste, und das große Eisfeld trieb auf uns zu. Es schien sich im Osten mit dem Lande zu verbinden, und blos gegen Südwesten gab es noch eine offene Stelle. Es war offenbar, daß wir entweder gegen das Land getrieben oder vom Eise eingeschlossen werden mußten, wenn wir länger auf unserer Stelle blieben. Der Wind war uns günstig, und mit seiner Hilfe erreichten wir jene offene Stelle.

Am 19. segelte ich wieder gegen Norden und hatte Mittags die Breite 70 Grad 6 Min. erreicht. Rings umher schwammen Eisstücke, und das große Feld lag zwei Stunden weiter nördlich. Anderthalb

segelten wir aus der Bucht und nahmen unsern Curs gegen Nordosten zwischen der Küste und den beiden Inseln. Am folgenden Mittag hatten wir diese Inseln südwestlich und den kegelförmigen Berg jenseit des Prinz-Wales-Caps südöstlich. Wir befanden uns ziemlich in der Mitte der Straße, und jede der beiden Küsten war in einer Entfernung von sieben Stunden sichtbar.

Seit zwei Tagen hatte die rauhe Luft in Verbindung mit der Dunkelheit des Himmels eine Veränderung des Wetters angekündigt. Als wir kurz vor Mittag am Horizont eine Helle wahrnahmen, wie sie durch die Ausstrahlung des Eises entsteht und daher auch als Eisblinken bezeichnet wird, kannten wir den Grund dieser Erscheinung. Eine Stunde später zerstreute der Anblick eines großen Eisfeldes unsere letzten Zweifel. Um drei Uhr war uns der Weg gegen Norden gesperrt, und wir fuhren nun am Rande des Eises hin. Es war vollkommen undurchdringlich und erstreckte sich von Westen gegen Osten, so weit wir sehen konnten. Wir fanden hier eine Menge von Seepferden, die bis auf einen kleinen Theil alle auf dem Eisfelde lagen.

Alles Hin- und Herfahren zeigte uns keine fahrbare Oeffnung. Am Mittag des 18. August befanden wir uns ungefähr fünf Stunden östlich von der Stelle, wo das Eis zuerst sichtbar geworden war, unter 70 Grad 44 Min. nördl. Br. Wir befanden uns dicht am Eise, das so dicht wie eine Mauer und am Rande zwölf Fuß hoch war, im Norden aber noch höher zu sein schien. Seine Oberfläche war außerordentlich uneben, und hie und da bemerkten wir Wasserlachen.

Unsere Lage wurde von Augenblick zu Augenblick bedenklicher. Wir befanden uns in seichtem Wasser, vor einer unter dem Winde liegenden Küste, und das große Eisfeld trieb auf uns zu. Es schien sich im Osten mit dem Lande zu verbinden, und blos gegen Südwesten gab es noch eine offene Stelle. Es war offenbar, daß wir entweder gegen das Land getrieben oder vom Eise eingeschlossen werden mußten, wenn wir länger auf unserer Stelle blieben. Der Wind war uns günstig, und mit seiner Hilfe erreichten wir jene offene Stelle.

Am 19. segelte ich wieder gegen Norden und hatte Mittags die Breite 70 Grad 6 Min. erreicht. Rings umher schwammen Eisstücke, und das große Feld lag zwei Stunden weiter nördlich. Anderthalb

Stunden später erreichten wir seinen Rand. Er war nicht mehr so geschlossen, wie am vorigen Tage, aber das Eis drängte sich noch immer in großen Massen dicht genug an einander, um jeden Gedanken an eine Durchfahrt auszuschließen. Es trug wieder eine fast unglaubliche Menge von Seethieren und bot uns auf diese Art wenigstens den Vortheil frischer Lebensmittel, deren wir sehr bedurften.

Um sieben Uhr Abends hatten wir bereits neun dieser Thiere an Bord. Wir hatten sie bisher für Seekühe gehalten und wurden betrübt, als wir unseren Irrthum erkannten. Die Matrosen, die sich seit mehreren Tagen auf ein wohlschmeckendes Gericht gefreut hatten, sprachen ihren Unmuth laut aus. Sie würden die Wahrheit nicht erfahren haben, wenn nicht zwei von ihnen, alte Grönlandfahrer, ihnen erklärt hätten, daß es Seepferde*) seien, welche Niemand esse. Wir aßen sie aber dennoch, so lange der Vorrath vorhielt, und es gab wenige unter uns, die ihnen nicht vor unserem gesalzenen Fleische den Vorzug ertheilt hätten.

Ihr Fett gleicht im Geschmack dem Mark und hält sich gesalzen lange. Das grobe, schwarze Fleisch hat einen starken Geschmack, das Herz ist fast so gut wie ein Ochsenherz. Wenn das Fett geschmolzen wird, giebt es viel und in den Lampen gut brennendes Oel. Ihre Zähne sind in dieser Jahreszeit sehr klein und überschritten bei den größten und schwersten Thieren die Länge von sechs Zoll nicht. Wir schlossen daraus, daß sie die alten Zähne vor nicht langer Zeit abgeworfen haben müßten.

Sie leben in Heerden von mehreren Hunderten auf dem Eise und wälzen sich wie Schweine unter einander herum. Mit ihrer lauten Stimme meldeten sie uns Nachts oder bei Nebelwetter die Nähe des Eises lange vorher. Nie fanden wir eine ganze Heerde schlafend, immer hielten einige Wache. Diese weckten ihre Genossen bei der Annäherung unserer Boote, die Warnung wurde weiter gegeben, und in

*) Cooks Seepferd ist eine Walroßart (Trichechus Rosmarus), die im Polarmeer, im St. Lorenzbusen und zuweilen an der nördlichen Küste von England getroffen wird. Seine Seekuh ist ein allen nördlichen Meeren gemeiner Seehund, der Calecophalus vitulinus Cuviers und die Phoca vitulina Linnee's.

Stunden später erreichten wir seinen Rand. Er war nicht mehr so geschlossen, wie am vorigen Tage, aber das Eis drängte sich noch immer in großen Massen dicht genug an einander, um jeden Gedanken an eine Durchfahrt auszuschließen. Es trug wieder eine fast unglaubliche Menge von Seethieren und bot uns auf diese Art wenigstens den Vortheil frischer Lebensmittel, deren wir sehr bedurften.

Um sieben Uhr Abends hatten wir bereits neun dieser Thiere an Bord. Wir hatten sie bisher für Seekühe gehalten und wurden betrübt, als wir unseren Irrthum erkannten. Die Matrosen, die sich seit mehreren Tagen auf ein wohlschmeckendes Gericht gefreut hatten, sprachen ihren Unmuth laut aus. Sie würden die Wahrheit nicht erfahren haben, wenn nicht zwei von ihnen, alte Grönlandfahrer, ihnen erklärt hätten, daß es Seepferde*) seien, welche Niemand esse. Wir aßen sie aber dennoch, so lange der Vorrath vorhielt, und es gab wenige unter uns, die ihnen nicht vor unserem gesalzenen Fleische den Vorzug ertheilt hätten.

Ihr Fett gleicht im Geschmack dem Mark und hält sich gesalzen lange. Das grobe, schwarze Fleisch hat einen starken Geschmack, das Herz ist fast so gut wie ein Ochsenherz. Wenn das Fett geschmolzen wird, giebt es viel und in den Lampen gut brennendes Oel. Ihre Zähne sind in dieser Jahreszeit sehr klein und überschritten bei den größten und schwersten Thieren die Länge von sechs Zoll nicht. Wir schlossen daraus, daß sie die alten Zähne vor nicht langer Zeit abgeworfen haben müßten.

Sie leben in Heerden von mehreren Hunderten auf dem Eise und wälzen sich wie Schweine unter einander herum. Mit ihrer lauten Stimme meldeten sie uns Nachts oder bei Nebelwetter die Nähe des Eises lange vorher. Nie fanden wir eine ganze Heerde schlafend, immer hielten einige Wache. Diese weckten ihre Genossen bei der Annäherung unserer Boote, die Warnung wurde weiter gegeben, und in

*) Cooks Seepferd ist eine Walroßart (Trichechus Rosmarus), die im Polarmeer, im St. Lorenzbusen und zuweilen an der nördlichen Küste von England getroffen wird. Seine Seekuh ist ein allen nördlichen Meeren gemeiner Seehund, der Calecophalus vitulinus Cuviers und die Phoca vitulina Linnee's.

kurzer Zeit war der ganze Trupp munter. Gewöhnlich ergriffen sie aber erst dann die Flucht, wenn wir einige Flintenschüsse abgefeuert hatten, worauf sie sich dann in großer Unordnung ins Meer warfen. Die Thiere, die wir nicht auf den ersten Schuß erlegt hatten, verloren wir gewöhnlich, wenn sie auch tödtlich verwundet waren. Wir fanden sie nicht so gefährlich, wie sie von verschiedenen Schriftstellern geschildert worden sind, und auch wenn wir sie angriffen, wurden sie uns nicht furchtbar. Sie sehen schlimmer aus, als sie sind. Es ist richtig, daß zahlreiche Schwärme uns verfolgten und nahe an die Boote kamen, aber so wie Pulver aufblitzte oder auch nur Jemand ein Gewehr anlegte, tauchten sie unter. Die Weibchen vertheidigten ihre Jungen im Wasser wie auf dem Eise mit äußerster Hartnäckigkeit und mit Gefahr des eigenen Lebens. Die Jungen verlassen die Mütter nicht, wenn diese auch todt sind, so daß wir ihrer sicher waren, wenn wir das alte Thier getödtet hatten.

Als wir unsere Seepferde an Bord genommen hatten, sahen wir uns dergestalt von Eis eingeschlossen, daß uns keine andere Wahl blieb, als gegen Süden umzukehren. Dieser Nothwendigkeit fügte ich mich denn auch.

Ich will hier nachholen, daß wir einige Tage früher Schwärme von Enten gesehen hatten, die gegen Süden flogen. Sie gehörten zwei Arten an und waren von sehr verschiedener Größe. Die größte Art war braun, bei den kleineren hatten nur die Weibchen diese Farbe und die Männchen waren schwarz und weiß. Einige Matrosen wollten auch Gänse gesehen haben. Wiesen diese Vögel nicht darauf hin, daß es im Norden Land geben müsse, wo sie während der Brütezeit Schutz gefunden hätten, und das sie nun verließen, um ein wärmeres Klima aufzusuchen?

Unser Curs lief auf die asiatische Küste, die der amerikanischen in jeder Beziehung gleicht. Am Ufer ist das Land niedrig, gegen das Innere hin steigt es an. Von Holz und selbst von Schnee war es ganz frei, dagegen aber mit einem Moose bekleidet, das ihm eine bräunliche Farbe gab. In dem niedrigen Boden zwischen dem Meer und dem Hügellande dehnte sich ein See bis über den Gesichtskreis aus. Einer steilen und mit Felsen besäeten Landspitze unter 68 Grad 56 Min.

kurzer Zeit war der ganze Trupp munter. Gewöhnlich ergriffen sie aber erst dann die Flucht, wenn wir einige Flintenschüsse abgefeuert hatten, worauf sie sich dann in großer Unordnung ins Meer warfen. Die Thiere, die wir nicht auf den ersten Schuß erlegt hatten, verloren wir gewöhnlich, wenn sie auch tödtlich verwundet waren. Wir fanden sie nicht so gefährlich, wie sie von verschiedenen Schriftstellern geschildert worden sind, und auch wenn wir sie angriffen, wurden sie uns nicht furchtbar. Sie sehen schlimmer aus, als sie sind. Es ist richtig, daß zahlreiche Schwärme uns verfolgten und nahe an die Boote kamen, aber so wie Pulver aufblitzte oder auch nur Jemand ein Gewehr anlegte, tauchten sie unter. Die Weibchen vertheidigten ihre Jungen im Wasser wie auf dem Eise mit äußerster Hartnäckigkeit und mit Gefahr des eigenen Lebens. Die Jungen verlassen die Mütter nicht, wenn diese auch todt sind, so daß wir ihrer sicher waren, wenn wir das alte Thier getödtet hatten.

Als wir unsere Seepferde an Bord genommen hatten, sahen wir uns dergestalt von Eis eingeschlossen, daß uns keine andere Wahl blieb, als gegen Süden umzukehren. Dieser Nothwendigkeit fügte ich mich denn auch.

Ich will hier nachholen, daß wir einige Tage früher Schwärme von Enten gesehen hatten, die gegen Süden flogen. Sie gehörten zwei Arten an und waren von sehr verschiedener Größe. Die größte Art war braun, bei den kleineren hatten nur die Weibchen diese Farbe und die Männchen waren schwarz und weiß. Einige Matrosen wollten auch Gänse gesehen haben. Wiesen diese Vögel nicht darauf hin, daß es im Norden Land geben müsse, wo sie während der Brütezeit Schutz gefunden hätten, und das sie nun verließen, um ein wärmeres Klima aufzusuchen?

Unser Curs lief auf die asiatische Küste, die der amerikanischen in jeder Beziehung gleicht. Am Ufer ist das Land niedrig, gegen das Innere hin steigt es an. Von Holz und selbst von Schnee war es ganz frei, dagegen aber mit einem Moose bekleidet, das ihm eine bräunliche Farbe gab. In dem niedrigen Boden zwischen dem Meer und dem Hügellande dehnte sich ein See bis über den Gesichtskreis aus. Einer steilen und mit Felsen besäeten Landspitze unter 68 Grad 56 Min.

nördl. Br. gab ich den Namen des Nordcaps. Von dort aus muß die Küste streng westlich laufen, denn wir bemerkten gegen Norden, wo der Horizont völlig frei war, durchaus kein Land. Um diesen Punkt zu untersuchen, wollte ich das Nordcap umschiffen, mußte aber wegen des ungünstigen Windes davon abstehen. Da der Wind frischer wurde, Nebel eintrat und Schnee fiel, richtete ich meinen Lauf gegen Südosten, um nicht von dem vorrückenden Eise unversehens überrascht zu werden.

Die Jahreszeit war so weit vorgerückt und die Epoche, in der Frost einzutreten pflegt, so nahe, daß es unklug gewesen sein würde, wenn ich noch in diesem Jahre neue Versuche gemacht hätte, ins atlantische Meer zu gelangen. Ich mußte vor der Hand einen Ort aufsuchen, wo ich Holz und Wasser einnehmen konnte. War diesen beiden Bedürfnissen abgeholfen, so hatte ich blos noch zu überlegen, wie ich den Winter so hinbringen könne, daß ich der Geographie und der Schifffahrt Dienste leiste und mich in den Stand setze, im nächsten Sommer mit neuen Kräften zu meinem großen Unternehmen zurückzukehren.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Untersuchung der Halbinsel Alaschka. — Aufenthalt auf Unalaschka. — Wir treffen mit Russen zusammen. — Entdeckungsreisen der Russen. — Eine Niederlassung der Eingebornen. — Wie sie von den Russen behandelt werden. — Ihre Wohnungen, Kleidung und Lebensweise. — Rückkehr zu den Sandwichsinseln. — Cook landet in der Bai Karakakoa. — Schluß seines Tagebuchs.

Am 6. September kam die amerikanische Küste in Sicht. Der Theil der vor uns lag, war die vermeintliche Insel Alaschka. Gab es wirklich zwischen ihr und dem Festlande einen Canal, so hatte ich ihn früher verfehlt, weil ich statt gegen Osten gegen Westen gefahren war. Jetzt hatte ich Gelegenheit, mich von dem wahren Sachverhalt zu überzeugen.

Bis zum 9. fuhr ich an der Küste hin und landete dann an einer geeigneten Stelle, die mir Holz und Wasser versprach. Ein dunkel-

nördl. Br. gab ich den Namen des Nordcaps. Von dort aus muß die Küste streng westlich laufen, denn wir bemerkten gegen Norden, wo der Horizont völlig frei war, durchaus kein Land. Um diesen Punkt zu untersuchen, wollte ich das Nordcap umschiffen, mußte aber wegen des ungünstigen Windes davon abstehen. Da der Wind frischer wurde, Nebel eintrat und Schnee fiel, richtete ich meinen Lauf gegen Südosten, um nicht von dem vorrückenden Eise unversehens überrascht zu werden.

Die Jahreszeit war so weit vorgerückt und die Epoche, in der Frost einzutreten pflegt, so nahe, daß es unklug gewesen sein würde, wenn ich noch in diesem Jahre neue Versuche gemacht hätte, ins atlantische Meer zu gelangen. Ich mußte vor der Hand einen Ort aufsuchen, wo ich Holz und Wasser einnehmen konnte. War diesen beiden Bedürfnissen abgeholfen, so hatte ich blos noch zu überlegen, wie ich den Winter so hinbringen könne, daß ich der Geographie und der Schifffahrt Dienste leiste und mich in den Stand setze, im nächsten Sommer mit neuen Kräften zu meinem großen Unternehmen zurückzukehren.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Untersuchung der Halbinsel Alaschka. — Aufenthalt auf Unalaschka. — Wir treffen mit Russen zusammen. — Entdeckungsreisen der Russen. — Eine Niederlassung der Eingebornen. — Wie sie von den Russen behandelt werden. — Ihre Wohnungen, Kleidung und Lebensweise. — Rückkehr zu den Sandwichsinseln. — Cook landet in der Bai Karakakoa. — Schluß seines Tagebuchs.

Am 6. September kam die amerikanische Küste in Sicht. Der Theil der vor uns lag, war die vermeintliche Insel Alaschka. Gab es wirklich zwischen ihr und dem Festlande einen Canal, so hatte ich ihn früher verfehlt, weil ich statt gegen Osten gegen Westen gefahren war. Jetzt hatte ich Gelegenheit, mich von dem wahren Sachverhalt zu überzeugen.

Bis zum 9. fuhr ich an der Küste hin und landete dann an einer geeigneten Stelle, die mir Holz und Wasser versprach. Ein dunkel-

blauer Felsen, mit Quarz und Glimmer gemischt, bildete in wagerechten Schichten ein Vorgebirge. An den Strand stieß eine schmale Ebene, auf der lange Gräser und eine Angelica wuchsen. Weiter hinten erhob sich der Boden plötzlich und trug auf seiner Oberfläche Haidekraut mit Gesträuch verschiedener Art, das voller Beeren hing. Noch weiter nach innen wurde das Land eben und war mit kleinen Sprossenfichten, Birken und Weiden von der Höhe eines Besenstiels übersäet. Wir sahen die Spuren von Hirschen und Füchsen, und auf dem Strande lag eine beträchtliche Menge Treibholz. An süßem Wasser fehlte es ebenfalls nicht.

Die Rhede, auf der ich vor Anker ging, war zu unsicher, als daß ich hätte wagen dürfen, alle unsere Wasserfässer hier zu füllen. Ich suchte daher eine andere Bucht auf, wo ich aber auch den Südwinden ausgesetzt war. Zum Glück wehte es beständig aus Norden, und das Wetter war ununterbrochen heiter. Der Charakter der Landschaft war hier derselbe. Es gab viele Beeren, namentlich Johannisbeeren und Rauschbeeren. Die Sprossenfichten, die das Oberholz bildeten, hatten höchstens sechs bis acht Zoll im Durchmesser. Das Unterholz, aus Birken, Weiden und Erlen bestehend, war so in einander verwachsen, daß das Gehen beschwerlich wurde. Alles Holz, das im Meere trieb, war Tannenholz. Von einer anderen Baumart sahen wir nicht ein einziges Stück.

Damit die Frage, ob Alaschka eine Insel oder eine Halbinsel sei, auf eine zuverlässige Weise entschieden werde, ertheilte ich Herrn King den Auftrag, mit zwei Booten längs der Küste hinzufahren. Sein Bericht ließ meine letzten Zweifel schwinden. Wo die russischen Karten einen Canal einzeichnen, liegt eine Bucht, in der das Wasser wenig tief ist. Vor ihr liegen Sandbänke, und im Hintergrunde wird sie von Bergen ganz verschlossen. Aehnliche Buchten, alle hübsch bewaldet und zum Theil an ausgedehnte Thäler grenzend, trifft man an der ganzen Küste. Je weiter man in sie eindringt, um so größere und stärkere Bäume findet man.

Alaschka lieferte mir keinen genügenden Wasservorrath, aber Treibholz, Besen und einen Beitrag zu Sprossenbier. Nachdem ich die russischen Karten in einem wichtigen Punkte berichtigt hatte, mußte

blauer Felsen, mit Quarz und Glimmer gemischt, bildete in wagerechten Schichten ein Vorgebirge. An den Strand stieß eine schmale Ebene, auf der lange Gräser und eine Angelica wuchsen. Weiter hinten erhob sich der Boden plötzlich und trug auf seiner Oberfläche Haidekraut mit Gesträuch verschiedener Art, das voller Beeren hing. Noch weiter nach innen wurde das Land eben und war mit kleinen Sprossenfichten, Birken und Weiden von der Höhe eines Besenstiels übersäet. Wir sahen die Spuren von Hirschen und Füchsen, und auf dem Strande lag eine beträchtliche Menge Treibholz. An süßem Wasser fehlte es ebenfalls nicht.

Die Rhede, auf der ich vor Anker ging, war zu unsicher, als daß ich hätte wagen dürfen, alle unsere Wasserfässer hier zu füllen. Ich suchte daher eine andere Bucht auf, wo ich aber auch den Südwinden ausgesetzt war. Zum Glück wehte es beständig aus Norden, und das Wetter war ununterbrochen heiter. Der Charakter der Landschaft war hier derselbe. Es gab viele Beeren, namentlich Johannisbeeren und Rauschbeeren. Die Sprossenfichten, die das Oberholz bildeten, hatten höchstens sechs bis acht Zoll im Durchmesser. Das Unterholz, aus Birken, Weiden und Erlen bestehend, war so in einander verwachsen, daß das Gehen beschwerlich wurde. Alles Holz, das im Meere trieb, war Tannenholz. Von einer anderen Baumart sahen wir nicht ein einziges Stück.

Damit die Frage, ob Alaschka eine Insel oder eine Halbinsel sei, auf eine zuverlässige Weise entschieden werde, ertheilte ich Herrn King den Auftrag, mit zwei Booten längs der Küste hinzufahren. Sein Bericht ließ meine letzten Zweifel schwinden. Wo die russischen Karten einen Canal einzeichnen, liegt eine Bucht, in der das Wasser wenig tief ist. Vor ihr liegen Sandbänke, und im Hintergrunde wird sie von Bergen ganz verschlossen. Aehnliche Buchten, alle hübsch bewaldet und zum Theil an ausgedehnte Thäler grenzend, trifft man an der ganzen Küste. Je weiter man in sie eindringt, um so größere und stärkere Bäume findet man.

Alaschka lieferte mir keinen genügenden Wasservorrath, aber Treibholz, Besen und einen Beitrag zu Sprossenbier. Nachdem ich die russischen Karten in einem wichtigen Punkte berichtigt hatte, mußte

ich diese nordischen Gegenden verlassen und einen Ort aufsuchen, wo ich meine Mannschaften ausruhen lassen und Lebensmittel einnehmen könne. Petropaulowsk, oder Peterpaulshafen auf Kamtschatka schien mir für so viele Menschen nicht Bequemlichkeiten genug zu bieten. Ich hatte gegen diesen Ort noch andere Bedenken. Vor allem wollte es mir nicht in den Kopf, sechs bis sieben Monate lang unthätig zu bleiben. Verweilte ich während des Winters in diesen Breiten, so konnte ich nichts Nützliches unternehmen. Von allen Ländern, die in meinem Bereich lagen, versprachen mir die Sandwichsinseln die meisten Annehmlichkeiten und die meisten Lebensmittel. Dorthin wollte ich mich begeben, nachdem ich mich zuvor mit Wasser versehen hatte.

Die Inseln, die ich auf meiner Fahrt traf, sind den Russen nicht alle bekannt. Einige sind bewohnt, andere nicht. Am 2. October bei Tagesanbruch zeigte sich Unalaschka in der Ferne, und am 3. warfen wir den Anker im Hafen Samganudha aus. Der dritte Theil der Mannschaft erhielt sogleich Erlaubniß, ans Land zu gehen und Beeren zu sammeln. Bei der Rückkehr dieser Abtheilung kam die zweite, dann die dritte an die Reihe, und so betrat Jeder die Küste. Diese Beeren und das Sprossenbier, das täglich bei Tisch vertheilt wurde, vernichteten die Spuren von Skorbut, die auf beiden Schiffen vorgekommen waren, gänzlich.

Die Eingebornen brachten uns viele Fische, namentlich frischen und getrockneten Lachs. Auch wir warfen das Netz und fingen außer einer beträchtlichen Anzahl Lachsforellen einen Plattfisch, der 250 Pfund wog. Wenn wir mit den Netzen kein Glück mehr hatten, griffen wir zur Angel und zur Leine. Jeden Morgen ging ein Boot ab und brachte gewöhnlich acht bis zehn Plattfische mit, die zur Speisung der Mannschaft ausreichten. Diese Fische waren vortrefflich, nach dem Urtheil der meisten von uns, besser als die Lachsforellen. Der Fischfang genügte nicht blos für das tägliche Bedürfniß, sondern lieferte uns auch eine Lebensmittelvermehrung, woraus eine doppelte Schonung unserer Vorräthe, das heißt ein sehr wesentlicher Vortheil, entsprang.

Am 8. überbrachte uns ein Eingeborner Namens Derramausk ein Geschenk, das an diesem Orte in hohem Grade auffallend war.

ich diese nordischen Gegenden verlassen und einen Ort aufsuchen, wo ich meine Mannschaften ausruhen lassen und Lebensmittel einnehmen könne. Petropaulowsk, oder Peterpaulshafen auf Kamtschatka schien mir für so viele Menschen nicht Bequemlichkeiten genug zu bieten. Ich hatte gegen diesen Ort noch andere Bedenken. Vor allem wollte es mir nicht in den Kopf, sechs bis sieben Monate lang unthätig zu bleiben. Verweilte ich während des Winters in diesen Breiten, so konnte ich nichts Nützliches unternehmen. Von allen Ländern, die in meinem Bereich lagen, versprachen mir die Sandwichsinseln die meisten Annehmlichkeiten und die meisten Lebensmittel. Dorthin wollte ich mich begeben, nachdem ich mich zuvor mit Wasser versehen hatte.

Die Inseln, die ich auf meiner Fahrt traf, sind den Russen nicht alle bekannt. Einige sind bewohnt, andere nicht. Am 2. October bei Tagesanbruch zeigte sich Unalaschka in der Ferne, und am 3. warfen wir den Anker im Hafen Samgannidha aus. Der dritte Theil der Mannschaft erhielt sogleich Erlaubniß, ans Land zu gehen und Beeren zu sammeln. Bei der Rückkehr dieser Abtheilung kam die zweite, dann die dritte an die Reihe, und so betrat Jeder die Küste. Diese Beeren und das Sprossenbier, das täglich bei Tisch vertheilt wurde, vernichteten die Spuren von Skorbut, die auf beiden Schiffen vorgekommen waren, gänzlich.

Die Eingebornen brachten uns viele Fische, namentlich frischen und getrockneten Lachs. Auch wir warfen das Netz und fingen außer einer beträchtlichen Anzahl Lachsforellen einen Plattfisch, der 250 Pfund wog. Wenn wir mit den Netzen kein Glück mehr hatten, griffen wir zur Angel und zur Leine. Jeden Morgen ging ein Boot ab und brachte gewöhnlich acht bis zehn Plattfische mit, die zur Speisung der Mannschaft ausreichten. Diese Fische waren vortrefflich, nach dem Urtheil der meisten von uns, besser als die Lachsforellen. Der Fischfang genügte nicht blos für das tägliche Bedürfniß, sondern lieferte uns auch eine Lebensmittelvermehrung, woraus eine doppelte Schonung unserer Vorräthe, das heißt ein sehr wesentlicher Vortheil, entsprang.

Am 8. überbrachte uns ein Eingeborner Namens Derramausk ein Geschenk, das an diesem Orte in hohem Grade auffallend war.

Es war ein Roggenbrot, oder vielmehr eine Pastete mit einer Kruste von Roggenbrotteig und mit stark gepfeffertem Lachs. Capitain Clerke erhielt dasselbe Geschenk, und für jeden von uns lag ein Brief bei. Leider waren beide in einer Sprache geschrieben, welche Niemand verstand. Wir vermutheten mit Recht, daß diese Geschenke von einigen Russen in der Nachbarschaft kämen und überschickten ihnen durch ihren Boten einige Flaschen Rum, Wein und Porter. Wir glaubten ihnen nichts Angenehmeres bieten zu können und erfuhren bald, daß wir uns keineswegs getäuscht hatten. Ladiard, ein Corporal unserer Marinesoldaten und ein sehr intelligenter Mann, begleitete Derramausk. Ich empfahl ihm, sich fernere Aufklärungen zu verschaffen und den Russen, falls er sie träfe, zu sagen, daß wir Engländer, das heißt Freunde und Verbündete ihrer Nation, seien.

Ladiard kam am 10. mit drei Russen zurück. Sie waren Pelzhändler und wohnten mit einigen Landsleuten in Eguschak, wo sie ein Haus, Magazine und ein kleines Schiff von ungefähr dreißig Tonnen besaßen. Der eine war der Führer dieses Schiffes, und ein zweiter schrieb sehr gut. Alle verriethen Intelligenz und würden mir mit Vergnügen alle Mittheilungen, die ich wünschte, gemacht haben, wenn wir uns hätten gut verständigen können. Ohne Dolmetscher und ohne Kenntniß einer beiden Theilen verständlichen Sprache ging es mit unserer Unterhaltung freilich schlecht.

Diese Leute waren von allen Versuchen der Russen, eine nordwestliche Durchfahrt aufzufinden genau unterrichtet. Die von Behring, Scherikoff und Spangenberg entdeckten Länder waren ihnen nicht fremd. Den Lieutenant Syndo oder Synd*) kannten sie nur dem Namen nach, und als wir ihnen Herrn Stählin's Karte zeigten, merkten wir, daß sie von den Ländern, die darauf verzeichnet sind, keinen Begriff hatten. Als ich ihnen auf dieser Karte Kamtschatka und andere sehr bekannte Gebiete zeigte, fragten sie, ob ich die auf dem Papier eingetragenen Inseln jemals gesehen habe? Ich antwortete verneinend, worauf einer von ihnen den Finger auf die Stelle legte, wo mehrere

*) Synd hat im Auftrage der Kaiserin Katharina die Küsten von Kamtschatka und einzelne Theile von Amerika erforscht.

Es war ein Roggenbrot, oder vielmehr eine Pastete mit einer Kruste von Roggenbrotteig und mit stark gepfeffertem Lachs. Capitain Clerke erhielt dasselbe Geschenk, und für jeden von uns lag ein Brief bei. Leider waren beide in einer Sprache geschrieben, welche Niemand verstand. Wir vermutheten mit Recht, daß diese Geschenke von einigen Russen in der Nachbarschaft kämen und überschickten ihnen durch ihren Boten einige Flaschen Rum, Wein und Porter. Wir glaubten ihnen nichts Angenehmeres bieten zu können und erfuhren bald, daß wir uns keineswegs getäuscht hatten. Ladiard, ein Corporal unserer Marinesoldaten und ein sehr intelligenter Mann, begleitete Derramausk. Ich empfahl ihm, sich fernere Aufklärungen zu verschaffen und den Russen, falls er sie träfe, zu sagen, daß wir Engländer, das heißt Freunde und Verbündete ihrer Nation, seien.

Ladiard kam am 10. mit drei Russen zurück. Sie waren Pelzhändler und wohnten mit einigen Landsleuten in Eguschak, wo sie ein Haus, Magazine und ein kleines Schiff von ungefähr dreißig Tonnen besaßen. Der eine war der Führer dieses Schiffes, und ein zweiter schrieb sehr gut. Alle verriethen Intelligenz und würden mir mit Vergnügen alle Mittheilungen, die ich wünschte, gemacht haben, wenn wir uns hätten gut verständigen können. Ohne Dolmetscher und ohne Kenntniß einer beiden Theilen verständlichen Sprache ging es mit unserer Unterhaltung freilich schlecht.

Diese Leute waren von allen Versuchen der Russen, eine nordwestliche Durchfahrt aufzufinden genau unterrichtet. Die von Behring, Scherikoff und Spangenberg entdeckten Länder waren ihnen nicht fremd. Den Lieutenant Syndo oder Synd*) kannten sie nur dem Namen nach, und als wir ihnen Herrn Stählin's Karte zeigten, merkten wir, daß sie von den Ländern, die darauf verzeichnet sind, keinen Begriff hatten. Als ich ihnen auf dieser Karte Kamtschatka und andere sehr bekannte Gebiete zeigte, fragten sie, ob ich die auf dem Papier eingetragenen Inseln jemals gesehen habe? Ich antwortete verneinend, worauf einer von ihnen den Finger auf die Stelle legte, wo mehrere

*) Synd hat im Auftrage der Kaiserin Katharina die Küsten von Kamtschatka und einzelne Theile von Amerika erforscht.

dieser Inseln eingezeichnet waren, und mir zu verstehen gab, daß er sie gesucht, aber nicht gefunden habe. Ich theilte ihm nun die von mir entworfene Karte mit, und es zeigte sich, daß alle Theile Amerikas, die unmittelbar gegenüber liegenden ausgenommen, ihm gänzlich unbekannt seien.

Der eine der drei Männer erzählte mir, daß er Behring auf dessen Reise nach der amerikanischen Küste begleitet habe. Er muß zur Zeit jenes Unternehmens sehr jung gewesen sein, denn seitdem sind siebenunddreißig Jahre verflossen, und er war noch kein alter Mann. Alle drei hatten vor dem Namen Behring eine wahre Ehrfurcht, und vielleicht hat noch nie ein verdienstvoller Mann so lange nach seinem Tode solche Beweise von Verehrung empfangen. Der Handel, der das Geschäft der drei Russen bildete, ist ein höchst einträglicher. Daß der Pelzhandel überhaupt existirt und sich von Kamtschatka gegen Osten ausgedehnt hat, verdanken die Russen der zweiten Reise Behrings, dessen Leiden für viele Russen und für die Nation im allgemeinen eine Quelle von Reichthümern geworden sind. Wenn die zahlreichen Unfälle, denen er ausgesetzt war, ihn nicht auf die Insel geworfen hätten, wo er gestorben ist*) und von wo die Ueberreste seiner Mannschaft Proben

*) Behring hat von 1728—1741 drei große Reisen gemacht. Die erste führte ihn, wenn auch nicht zur Entdeckung des nordöstlichsten Punktes von Asien — in dieser Beziehung irrte er, indem er Serdze Kumen für diesen Punkt hielt — doch zu der Wahrnahme, daß Kamtschatka eine Halbinsel sei und nicht, wie man bisher geglaubt hatte, mit Japan zusammenhänge. Die zweite Reise begann 1733 und war mit verschiedenen Expeditionen zu Lande verbunden. Eine der Folgen derselben war die Gründung von Petropaulowsk. Nachdem Behring den Norden nun hinreichend erforscht hatte, steckte er sich für seine dritte Reise das Ziel, den gegenüber liegenden Continent genau kennen zu lernen. Er steuerte von der Awalska-Bai (Petropaulowsk) bis zum 40. Breitengrade und wendete sich dort, weil er bisher kein Land gesehen hatte, gegen Nordosten. Unter 58 Grad 30 Min. Breite entdeckte er hohe mit Schnee bedeckte Berge und folgte nun der Küste, die eine sehr westliche Richtung nahm. Da die Mannschaft krank war und das Schiff außerordentlich vom Wetter gelitten hatte, beschloß er nach Kamtschatka zurückzukehren. Nachdem er bei verschiedenen Inseln vorbeigesegelt war, strandete sein Fahrzeug an der Insel, die nach ihm benannt worden ist.

dieser Inseln eingezeichnet waren, und mir zu verstehen gab, daß er sie gesucht, aber nicht gefunden habe. Ich theilte ihm nun die von mir entworfene Karte mit, und es zeigte sich, daß alle Theile Amerikas, die unmittelbar gegenüber liegenden ausgenommen, ihm gänzlich unbekannt seien.

Der eine der drei Männer erzählte mir, daß er Behring auf dessen Reise nach der amerikanischen Küste begleitet habe. Er muß zur Zeit jenes Unternehmens sehr jung gewesen sein, denn seitdem sind siebenunddreißig Jahre verflossen, und er war noch kein alter Mann. Alle drei hatten vor dem Namen Behring eine wahre Ehrfurcht, und vielleicht hat noch nie ein verdienstvoller Mann so lange nach seinem Tode solche Beweise von Verehrung empfangen. Der Handel, der das Geschäft der drei Russen bildete, ist ein höchst einträglicher. Daß der Pelzhandel überhaupt existirt und sich von Kamtschatka gegen Osten ausgedehnt hat, verdanken die Russen der zweiten Reise Behrings, dessen Leiden für viele Russen und für die Nation im allgemeinen eine Quelle von Reichthümern geworden sind. Wenn die zahlreichen Unfälle, denen er ausgesetzt war, ihn nicht auf die Insel geworfen hätten, wo er gestorben ist*) und von wo die Ueberreste seiner Mannschaft Proben

*) Behring hat von 1728—1741 drei große Reisen gemacht. Die erste führte ihn, wenn auch nicht zur Entdeckung des nordöstlichsten Punktes von Asien — in dieser Beziehung irrte er, indem er Serdze Kumen für diesen Punkt hielt — doch zu der Wahrnahme, daß Kamtschatka eine Halbinsel sei und nicht, wie man bisher geglaubt hatte, mit Japan zusammenhänge. Die zweite Reise begann 1733 und war mit verschiedenen Expeditionen zu Lande verbunden. Eine der Folgen derselben war die Gründung von Petropaulowsk. Nachdem Behring den Norden nun hinreichend erforscht hatte, steckte er sich für seine dritte Reise das Ziel, den gegenüber liegenden Continent genau kennen zu lernen. Er steuerte von der Awalska-Bai (Petropaulowsk) bis zum 40. Breitengrade und wendete sich dort, weil er bisher kein Land gesehen hatte, gegen Nordosten. Unter 58 Grad 30 Min. Breite entdeckte er hohe mit Schnee bedeckte Berge und folgte nun der Küste, die eine sehr westliche Richtung nahm. Da die Mannschaft krank war und das Schiff außerordentlich vom Wetter gelitten hatte, beschloß er nach Kamtschatka zurückzukehren. Nachdem er bei verschiedenen Inseln vorbeigesegelt war, strandete sein Fahrzeug an der Insel, die nach ihm benannt worden ist.

kostbarer Pelze mitgebracht haben, so würden die Russen die Reisen, deren Folge manche Entdeckung in den Gewässern der amerikanischen Küste gewesen ist, wahrscheinlich aufgegeben haben. In der That ist der Unternehmungsgeist russischer Kaufleute, dem die Regierung allerdings einige Ermunterungen hat zu Theil werden lassen, die Triebfeder fast aller Entdeckungen gewesen, die man nach seinem Tode gemacht hat.

Als ich am 14. Abends ein nahes Dorf besuchte, sah ich einen Russen landen, der mir als die Hauptperson dieser und der benachbarten Inseln bezeichnet wurde. Es hieß Erasim Gregorioff Sin Ismyloff. Er kam in einem Kahn mit drei Ruderern, und wohl dreißig Pirogen, alle mit einem einzigen Mann, folgten ihm. Das Erste, womit diese Leute sich beschäftigten, war der Bau einer kleinen Hütte für Ismyloff. Sie hatten die Materialien dazu mitgebracht und errichteten sodann für sich selbst Schutzdächer. Diese lieferten ihnen ihre Ruder und

---

Es herrschte bereits eine heftige Kälte, und es fehlte den Unglücklichen fast an Allem. Am 3. November 1741 war das Schiff gestrandet, und am 8. December erlag Behring. Man kann sagen, daß er lebendig begraben worden sei. Er lag sterbend in einer Vertiefung, in die beständig Triebsand rollte, und duldete nicht, daß seine Leute den Triebsand, der ihn etwas vor der Kälte schützte, entfernten. So wurde er denn zuletzt verschüttet. Im folgenden Sommer erreichten die Ueberlebenden seiner Mannschaft in einem kleinen Fahrzeuge, das sie aus den Trümmern ihres Schiffes gebaut hatten, Kamtschatka. Daß sie sich von Fischen und Seehunden so lange erhalten haben, ist in unseren Tagen oft geltend gemacht worden, namentlich von Kane, wenn der Beweis geführt werden sollte, daß Sir John Franklin noch am Leben sein könne.

Seine Reisen ließen Vieles dunkel. Es ist durchaus nicht ausgemacht, daß er an der asiatischen Seite der Behringstraße jemals über das Ostcap hinaus gekommen sei, und die westlichste Landspitze der amerikanischen Seite hat erst Cook ermittelt. Ihm und in unseren Tagen dem Capitain Beechey verdanken wir eine genauere Kenntniß der Behringstraße, als Behring sie zu ermitteln vermochte. Dasselbe gilt von der Nordwestküste Amerikas, die Cook genau erforscht hat, während Behring blos allgemein anzugeben wußte, daß sie von dem Punkte, wo er sie erreicht habe, in dem man die Admiralitätsbai erkennen will, eine westliche Richtung nahm.

kostbarer Pelze mitgebracht haben, so würden die Russen die Reisen, deren Folge manche Entdeckung in den Gewässern der amerikanischen Küste gewesen ist, wahrscheinlich aufgegeben haben. In der That ist der Unternehmungsgeist russischer Kaufleute, dem die Regierung allerdings einige Ermunterungen hat zu Theil werden lassen, die Triebfeder fast aller Entdeckungen gewesen, die man nach seinem Tode gemacht hat.

Als ich am 14. Abends ein nahes Dorf besuchte, sah ich einen Russen landen, der mir als die Hauptperson dieser und der benachbarten Inseln bezeichnet wurde. Es hieß Erasim Gregorioff Sin Ismyloff. Er kam in einem Kahn mit drei Ruderern, und wohl dreißig Pirogen, alle mit einem einzigen Mann, folgten ihm. Das Erste, womit diese Leute sich beschäftigten, war der Bau einer kleinen Hütte für Ismyloff. Sie hatten die Materialien dazu mitgebracht und errichteten sodann für sich selbst Schutzdächer. Diese lieferten ihnen ihre Ruder und

---

Es herrschte bereits eine heftige Kälte, und es fehlte den Unglücklichen fast an Allem. Am 3. November 1741 war das Schiff gestrandet, und am 8. December erlag Behring. Man kann sagen, daß er lebendig begraben worden sei. Er lag sterbend in einer Vertiefung, in die beständig Triebsand rollte, und duldete nicht, daß seine Leute den Triebsand, der ihn etwas vor der Kälte schützte, entfernten. So wurde er denn zuletzt verschüttet. Im folgenden Sommer erreichten die Ueberlebenden seiner Mannschaft in einem kleinen Fahrzeuge, das sie aus den Trümmern ihres Schiffes gebaut hatten, Kamtschatka. Daß sie sich von Fischen und Seehunden so lange erhalten haben, ist in unseren Tagen oft geltend gemacht worden, namentlich von Kane, wenn der Beweis geführt werden sollte, daß Sir John Franklin noch am Leben sein könne.

Seine Reisen ließen Vieles dunkel. Es ist durchaus nicht ausgemacht, daß er an der asiatischen Seite der Behringstraße jemals über das Ostcap hinaus gekommen sei, und die westlichste Landspitze der amerikanischen Seite hat erst Cook ermittelt. Ihm und in unseren Tagen dem Capitain Beechey verdanken wir eine genauere Kenntniß der Behringstraße, als Behring sie zu ermitteln vermochte. Dasselbe gilt von der Nordwestküste Amerikas, die Cook genau erforscht hat, während Behring blos allgemein anzugeben wußte, daß sie von dem Punkte, wo er sie erreicht habe, in dem man die Admiralitätsbai erkennen will, eine westliche Richtung nahm.

Pirogen, die mit Gras bedeckt wurden. Ismyloff lud uns in seine Hütte ein und setzte uns das Beste vor, was er hatte — getrockneten Lachs und Beeren. Er schien Geist und Verstand zu besitzen, weshalb ich doppelt beklagte, daß es uns so schwer wurde, uns zu verständigen.

Dieser Mann hatte den Lieutenant Synd auf dessen Reisen begleitet, konnte oder wollte uns aber nur wenig über sie sagen. Wir erfuhren nicht einmal, welchen Weg Synd gewählt, und wie er die zwei Jahre, die von seinen Reisen in Anspruch genommen wurden, benutzt habe. Er und die anderen Russen versicherten wiederholt, daß sie den Theil des amerikanischen Continents, der nördlich von ihnen liege, nicht kennten, und daß weder der Lieutenant Synd noch irgend ein anderer Russe in der letzten Zeit ihn besucht habe. Sie nennen diese Gegend eben so, wie Herr Stählin seine angebliche Insel nennt, nämlich Alaschka. Wir erfuhren von ihm ferner, daß die Russen häufige Versuche gemacht hätten, auf dem Gebiet der amerikanischen Westküste, das an Unalaschka und die umliegenden Inseln grenzt, festen Fuß zu fassen. Sie sind von den dortigen Indianern, die nach ihrer Schilderung die treulosesten Menschen sind, stets zurückgewiesen worden. Sie nannten uns drei Officiere oder Kaufleute, die von den Wilden ermordet worden sind, und mehrere Leute aus Ismyloffs Gefolge zeigten uns die Narben von Wunden, die sie in Gefechten auf der nordamerikanischen Küste erhalten hatten.

Eine Reise, welche Ismyloff gemacht haben wollte, beschäftigte unsere Aufmerksamkeit lebhaft. Nach seiner Erzählung verließ er Bolscheretzk am 12. Mai 1772 in einem russischen Schiffe und begab sich auf eine der Kurilen, die er Marikan nannte, wo es einen Hafen und eine russische Niederlassung giebt. Von dieser Insel segelte er nach Japan, wo er nur kurze Zeit verweilt zu haben scheint. Als die Japanesen entdeckten, daß er und seine Genossen Christen seien, gaben sie ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihr Land verlassen müsse. Mishandlungen erlitt er nicht, und man wendete gegen ihn auch keine Gewalt an. Dürfen wir ihm glauben, so ging er von Japan nach Canton und von dort auf einem französischen Schiffe nach Frankreich. Schließlich erreichte er Petersburg und wurde nach Kamtschatka zurück geschickt. Da er kein Wort Französisch verstand und nicht einmal die

Pirogen, die mit Gras bedeckt wurden. Ismyloff lud uns in seine Hütte ein und setzte uns das Beste vor, was er hatte — getrockneten Lachs und Beeren. Er schien Geist und Verstand zu besitzen, weshalb ich doppelt beklagte, daß es uns so schwer wurde, uns zu verständigen.

Dieser Mann hatte den Lieutenant Synd auf dessen Reisen begleitet, konnte oder wollte uns aber nur wenig über sie sagen. Wir erfuhren nicht einmal, welchen Weg Synd gewählt, und wie er die zwei Jahre, die von seinen Reisen in Anspruch genommen wurden, benutzt habe. Er und die anderen Russen versicherten wiederholt, daß sie den Theil des amerikanischen Continents, der nördlich von ihnen liege, nicht kennten, und daß weder der Lieutenant Synd noch irgend ein anderer Russe in der letzten Zeit ihn besucht habe. Sie nennen diese Gegend eben so, wie Herr Stählin seine angebliche Insel nennt, nämlich Alaschka. Wir erfuhren von ihm ferner, daß die Russen häufige Versuche gemacht hätten, auf dem Gebiet der amerikanischen Westküste, das an Unalaschka und die umliegenden Inseln grenzt, festen Fuß zu fassen. Sie sind von den dortigen Indianern, die nach ihrer Schilderung die treulosesten Menschen sind, stets zurückgewiesen worden. Sie nannten uns drei Officiere oder Kaufleute, die von den Wilden ermordet worden sind, und mehrere Leute aus Ismyloffs Gefolge zeigten uns die Narben von Wunden, die sie in Gefechten auf der nordamerikanischen Küste erhalten hatten.

Eine Reise, welche Ismyloff gemacht haben wollte, beschäftigte unsere Aufmerksamkeit lebhaft. Nach seiner Erzählung verließ er Bolscheretzk am 12. Mai 1772 in einem russischen Schiffe und begab sich auf eine der Kurilen, die er Marikan nannte, wo es einen Hafen und eine russische Niederlassung giebt. Von dieser Insel segelte er nach Japan, wo er nur kurze Zeit verweilt zu haben scheint. Als die Japanesen entdeckten, daß er und seine Genossen Christen seien, gaben sie ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihr Land verlassen müsse. Mishandlungen erlitt er nicht, und man wendete gegen ihn auch keine Gewalt an. Dürfen wir ihm glauben, so ging er von Japan nach Canton und von dort auf einem französischen Schiffe nach Frankreich. Schließlich erreichte er Petersburg und wurde nach Kamtschatka zurück geschickt. Da er kein Wort Französisch verstand und nicht einmal die

Sachen, von denen am Bord eines Schiffes tagtäglich die Rede ist, in dieser Sprache zu bezeichnen wußte, so wurden wir gegen seine Erzählung etwas mistrauisch.

Ismyloff blieb bis zum 21. bei uns. Ich übergab ihm einen Brief an die Lords der Admiralität, dem ich eine Karte der Theile von Amerika, die ich besucht hatte, und eine Uebersicht meiner Entdeckungen beilegte. Er sagte mir, daß sich eine Gelegenheit darbiete, mein Packet im nächsten Frühjahr nach Kamtschatka oder nach Ochotzk zu schicken, und daß es im Winter darauf in Petersburg sein werde. Er gab mir einen Brief an den Major Behm, Statthalter von Kamtschatka, der in Bolscheretzk wohnt, und einen zweiten an den Befehlshaber von Petropaulowsk. Er schien Talente zu besitzen, die ihn einer höheren Stellung würdig machten. In der Astronomie und der angewandten Mathematik war er sehr bewandert.

Am Tage nach seiner Abreise besuchte uns ein anderer Russe, Jakob Iwanowitsch Soposnikoff, der eine kleine vor Unnanak liegende Schaluppe befehligte. Er war sehr bescheiden und wies sogar unsere starken Getränke zurück, denen die Russen leidenschaftlich ergeben sind. Wie er uns mittheilte, ging er im nächsten Frühjahr nach Petropaulowsk, und somit war er der Bote, der unseren Brief überbringen sollte. Da er den Wunsch aussprach, dem Major Behm etwas von mir überreichen zu können, so schenkte ich ihm ein kleines Fernrohr.

Nachdem wir mit diesen Russen bekannt geworden waren, besuchten wir ihre Niederlassung auf dieser Insel und fanden die freundlichste Aufnahme. Die Colonie bestand aus einem Hause mit zwei Magazinen und war von Russen, Kamtschadalen und Eingebornen bewohnt. Noch einige andere Insulaner, welche unabhängig zu sein schienen, hatten sich an diesem Orte angesiedelt. Diejenigen, welche die Russen bedienten, waren alle männlichen Geschlechts. Sie sind Sclaven und werden in der Jugend entführt, vielleicht auch verkauft. Alle wohnen in demselben Zimmer, die Russen in dem oberen Theile, die Kamtschadalen in der Mitte und die Eingebornen in dem unteren Theile, der zugleich die Küche bildet. Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Erzeugnissen des Meeres, wilden Wurzeln und Beeren. Auf die Tafel der Herren kommen dieselben Gerichte, welche die Sclaven essen, aber sie werden

Sachen, von denen am Bord eines Schiffes tagtäglich die Rede ist, in dieser Sprache zu bezeichnen wußte, so wurden wir gegen seine Erzählung etwas mistrauisch.

Ismyloff blieb bis zum 21. bei uns. Ich übergab ihm einen Brief an die Lords der Admiralität, dem ich eine Karte der Theile von Amerika, die ich besucht hatte, und eine Uebersicht meiner Entdeckungen beilegte. Er sagte mir, daß sich eine Gelegenheit darbiete, mein Packet im nächsten Frühjahr nach Kamtschatka oder nach Ochotzk zu schicken, und daß es im Winter darauf in Petersburg sein werde. Er gab mir einen Brief an den Major Behm, Statthalter von Kamtschatka, der in Bolscheretzk wohnt, und einen zweiten an den Befehlshaber von Petropaulowsk. Er schien Talente zu besitzen, die ihn einer höheren Stellung würdig machten. In der Astronomie und der angewandten Mathematik war er sehr bewandert.

Am Tage nach seiner Abreise besuchte uns ein anderer Russe, Jakob Iwanowitsch Soposnikoff, der eine kleine vor Unnanak liegende Schaluppe befehligte. Er war sehr bescheiden und wies sogar unsere starken Getränke zurück, denen die Russen leidenschaftlich ergeben sind. Wie er uns mittheilte, ging er im nächsten Frühjahr nach Petropaulowsk, und somit war er der Bote, der unseren Brief überbringen sollte. Da er den Wunsch aussprach, dem Major Behm etwas von mir überreichen zu können, so schenkte ich ihm ein kleines Fernrohr.

Nachdem wir mit diesen Russen bekannt geworden waren, besuchten wir ihre Niederlassung auf dieser Insel und fanden die freundlichste Aufnahme. Die Colonie bestand aus einem Hause mit zwei Magazinen und war von Russen, Kamtschadalen und Eingebornen bewohnt. Noch einige andere Insulaner, welche unabhängig zu sein schienen, hatten sich an diesem Orte angesiedelt. Diejenigen, welche die Russen bedienten, waren alle männlichen Geschlechts. Sie sind Sclaven und werden in der Jugend entführt, vielleicht auch verkauft. Alle wohnen in demselben Zimmer, die Russen in dem oberen Theile, die Kamtschadalen in der Mitte und die Eingebornen in dem unteren Theile, der zugleich die Küche bildet. Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Erzeugnissen des Meeres, wilden Wurzeln und Beeren. Auf die Tafel der Herren kommen dieselben Gerichte, welche die Sclaven essen, aber sie werden

besser bereitet. In der Kochkunst sind die Russen Meister und verstehen den gemeinsten Sachen einen angenehmen Geschmack zu geben. Ich habe von ihnen bereitetes Walfischfleisch gegessen und es sehr gut gefunden. Von Caviar bereiten sie eine Art von Pudding, der statt Brotes gegessen wird und gar nicht übel ist. Von Zeit zu Zeit haben sie wirkliches Brot oder können etwas Mehl an ihre Speisen thun. Das ist dann ein außerordentlicher Luxus. Ihre Getränke sind Wasser und Beerensaft, spirituöse Sachen fehlen ihnen zum Glück.

Die Insel liefert ihnen nicht blos Lebensmittel, sondern auch den größten Theil ihrer Kleidung. Alle tragen vornehmlich Felle, und bessere Anzüge könnten sie sich gar nicht verschaffen. Ein oder zwei Röcke ohne Aermel machen das Oberkleid, und darunter wird eine Jacke von der Form der unserer Karrenführer, die bis zum Knie reicht, getragen. Außerdem tragen sie Beinkleider, eine Pelzmütze, Stiefeln, deren Fußstück aus russischem Leder besteht, während die Schäfte von Därmen gebildet werden. Ihre beiden Anführer, Ismyloff und Iwanowitsch, hatten einen Rock von Calicot und wie alle Anderen seidene Hemden. Dies waren vielleicht die beiden einzigen Stücke ihrer Kleidung, die nicht auf der Insel gefertigt worden waren.

Auf jeder der größeren Inseln zwischen Unalaschka und Kamtschatka giebt es Russen. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit dem Pelzhandel und suchen namentlich Biber und Seeottern, sammeln aber auch geringere Felle, auf die sie übrigens wenig Gewicht legen. Sie zu fragen, seit wie lange sie auf Unalaschka wohnen, habe ich vergessen. Nach der großen Tyrannei zu schließen, die sie gegen die Eingebornen ausüben, muß ihre Niederlassung neuen Ursprungs sein. Sie werden von Zeit zu Zeit durch andere Pelzhändler abgelöst. Die, welche wir sahen, waren 1776 von Ochotsk gekommen und sollten 1781 dorthin zurückgehen, so daß ihr Aufenthalt fünf Jahre dauern wird.

Die Eingebornen machten mir den Eindruck der friedlichsten und harmlosesten Leute, die mir jemals begegnet sind. Ihre Ehrlichkeit könnte den gebildetsten Völkern der Welt zum Muster dienen. Nach dem, was ich bei ihren Stammgenossen bemerkt habe, halte ich diese Eigenschaften nicht für angeborne, sondern durch die Tyrannei der Russen erzwungene. In der That, wenn einige meiner Officiere recht

besser bereitet. In der Kochkunst sind die Russen Meister und verstehen den gemeinsten Sachen einen angenehmen Geschmack zu geben. Ich habe von ihnen bereitetes Walfischfleisch gegessen und es sehr gut gefunden. Von Caviar bereiten sie eine Art von Pudding, der statt Brotes gegessen wird und gar nicht übel ist. Von Zeit zu Zeit haben sie wirkliches Brot oder können etwas Mehl an ihre Speisen thun. Das ist dann ein außerordentlicher Luxus. Ihre Getränke sind Wasser und Beerensaft, spirituöse Sachen fehlen ihnen zum Glück.

Die Insel liefert ihnen nicht blos Lebensmittel, sondern auch den größten Theil ihrer Kleidung. Alle tragen vornehmlich Felle, und bessere Anzüge könnten sie sich gar nicht verschaffen. Ein oder zwei Röcke ohne Aermel machen das Oberkleid, und darunter wird eine Jacke von der Form der unserer Karrenführer, die bis zum Knie reicht, getragen. Außerdem tragen sie Beinkleider, eine Pelzmütze, Stiefeln, deren Fußstück aus russischem Leder besteht, während die Schäfte von Därmen gebildet werden. Ihre beiden Anführer, Ismyloff und Iwanowitsch, hatten einen Rock von Calicot und wie alle Anderen seidene Hemden. Dies waren vielleicht die beiden einzigen Stücke ihrer Kleidung, die nicht auf der Insel gefertigt worden waren.

Auf jeder der größeren Inseln zwischen Unalaschka und Kamtschatka giebt es Russen. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit dem Pelzhandel und suchen namentlich Biber und Seeottern, sammeln aber auch geringere Felle, auf die sie übrigens wenig Gewicht legen. Sie zu fragen, seit wie lange sie auf Unalaschka wohnen, habe ich vergessen. Nach der großen Tyrannei zu schließen, die sie gegen die Eingebornen ausüben, muß ihre Niederlassung neuen Ursprungs sein. Sie werden von Zeit zu Zeit durch andere Pelzhändler abgelöst. Die, welche wir sahen, waren 1776 von Ochotsk gekommen und sollten 1781 dorthin zurückgehen, so daß ihr Aufenthalt fünf Jahre dauern wird.

Die Eingebornen machten mir den Eindruck der friedlichsten und harmlosesten Leute, die mir jemals begegnet sind. Ihre Ehrlichkeit könnte den gebildetsten Völkern der Welt zum Muster dienen. Nach dem, was ich bei ihren Stammgenossen bemerkt habe, halte ich diese Eigenschaften nicht für angeborne, sondern durch die Tyrannei der Russen erzwungene. In der That, wenn einige meiner Officiere recht

gehört haben, so ist die russische Regierung gezwungen worden, Strenge anzuwenden. In diesem Falle hat die harte Behandlung gute Folgen gehabt und zwischen beiden Völkern die vollständigste Harmonie bewirkt. Die Eingebornen haben auf allen Inseln ihre eigenen Häuptlinge behalten und dürfen des Eigenthums und der Freiheit, die man ihnen gelassen hat, ungestört genießen. Ob sie den Russen Tribut bezahlen, weiß ich nicht, doch glaube ich es.

Dieses Volk ist klein von Gestalt, aber wohlgenährt und gut gebaut. Der Hals ist etwas kurz, das braune Gesicht zu voll, das Auge schwarz, das Haar glatt und lang. Die Männer lassen es im Nacken frei flattern, die Frauen binden es in Knoten. Bart sieht man bei den Männern wenig.

Von ihrer Kleidung habe ich bereits gesprochen. Die Form ist bei beiden Geschlechtern dieselbe, der Grundstoff aber verschieden. Die Jacke der Frauen besteht aus den Fellen von Seekühen, die der Männer aus den Bälgen von Vögeln. Ueber dieser Unterjacke, die bei beiden Geschlechtern den Körper bis zum Knie bedeckt, tragen die Männer eine zweite, aus Därmen gefertigte, durch die der Regen nicht hindurchdringen kann, und eine Kapuze, die über den Kopf gezogen wird. Einige tragen Stiefeln und Alle eine Art von ovalem Hut mit einer Spitze vorn, der aus Holz besteht und mit grüner oder anderer Farbe bestrichen ist. Der obere Theil desselben ist mit den langen Borsten eines Seethiers, an denen Glasperlen hängen, besetzt, vorn sieht man eine oder zwei Figuren von Knochen.

Den Körper bemalen sie nicht, aber die Frauen tättowiren schwach das Gesicht, und beide Geschlechter durchbohren sich die Unterlippe, um in den Löchern Knochen tragen zu können. Die Männer sieht man übrigens sehr selten mit diesem Schmuck, die Frauen fast immer. Einige tragen über der Oberlippe, unter der Nase, Glasperlen, und Ohrringe alle.

Sie nähren sich von Fischen und anderen Seethieren, von Vögeln, Wurzeln, Beeren und sogar von Seegras. Sie essen fast Alles roh. Zuweilen kochen und rösten sie ihre Nahrungsmittel, eine andere Methode habe ich bei ihnen nie beobachtet. Wahrscheinlich haben sie das Kochen von den Russen gelernt. Sie bedienen sich kleiner

gehört haben, so ist die russische Regierung gezwungen worden, Strenge anzuwenden. In diesem Falle hat die harte Behandlung gute Folgen gehabt und zwischen beiden Völkern die vollständigste Harmonie bewirkt. Die Eingebornen haben auf allen Inseln ihre eigenen Häuptlinge behalten und dürfen des Eigenthums und der Freiheit, die man ihnen gelassen hat, ungestört genießen. Ob sie den Russen Tribut bezahlen, weiß ich nicht, doch glaube ich es.

Dieses Volk ist klein von Gestalt, aber wohlgenährt und gut gebaut. Der Hals ist etwas kurz, das braune Gesicht zu voll, das Auge schwarz, das Haar glatt und lang. Die Männer lassen es im Nacken frei flattern, die Frauen binden es in Knoten. Bart sieht man bei den Männern wenig.

Von ihrer Kleidung habe ich bereits gesprochen. Die Form ist bei beiden Geschlechtern dieselbe, der Grundstoff aber verschieden. Die Jacke der Frauen besteht aus den Fellen von Seekühen, die der Männer aus den Bälgen von Vögeln. Ueber dieser Unterjacke, die bei beiden Geschlechtern den Körper bis zum Knie bedeckt, tragen die Männer eine zweite, aus Därmen gefertigte, durch die der Regen nicht hindurchdringen kann, und eine Kapuze, die über den Kopf gezogen wird. Einige tragen Stiefeln und Alle eine Art von ovalem Hut mit einer Spitze vorn, der aus Holz besteht und mit grüner oder anderer Farbe bestrichen ist. Der obere Theil desselben ist mit den langen Borsten eines Seethiers, an denen Glasperlen hängen, besetzt, vorn sieht man eine oder zwei Figuren von Knochen.

Den Körper bemalen sie nicht, aber die Frauen tättowiren schwach das Gesicht, und beide Geschlechter durchbohren sich die Unterlippe, um in den Löchern Knochen tragen zu können. Die Männer sieht man übrigens sehr selten mit diesem Schmuck, die Frauen fast immer. Einige tragen über der Oberlippe, unter der Nase, Glasperlen, und Ohrringe alle.

Sie nähren sich von Fischen und anderen Seethieren, von Vögeln, Wurzeln, Beeren und sogar von Seegras. Sie essen fast Alles roh. Zuweilen kochen und rösten sie ihre Nahrungsmittel, eine andere Methode habe ich bei ihnen nie beobachtet. Wahrscheinlich haben sie das Kochen von den Russen gelernt. Sie bedienen sich kleiner

kupferner Kessel, und diejenigen, welche keine haben, kochen auf einem flachen Stein, der ringsum mit einem Rande von Thon eingefaßt ist und dadurch die Form eines Gefäßes erhält.

Eines Tages wohnte ich dem Mittagsessen des Häuptlings von Unalaschka bei. Man setzte ihm weiter nichts vor, als den ungekochten Kopf eines großen Plattfisches, der eben gefangen worden war. Als er gegessen hatte, wurden die Ueberreste abgetrennt und seinen Leuten gegeben. Diese rissen die Fleischstücke mit den Zähnen los und nagten die Knochen ab.

Da diese Wilden den Körper nicht bemalen, so sind sie nicht so schmutzig, als die Stämme, welche Farben auf ihre Haut auftragen. In ihren Hütten bemerkt man übrigens eben so viel Schmutz und Ungeziefer. Wenn sie eine solche Hütte bauen, graben sie ein längliches Loch von höchstens fünfzig Fuß Länge und zwanzig Fuß Breite in die Erde, errichten darüber mit Baumzweigen, die das Meer an ihre Küste wirft, ein Dach und belegen dasselbe zuerst mit Gras, dann mit Erde, so daß das Ganze einem Düngerhaufen gleicht. In der Mitte lassen sie auf beiden Seiten ein viereckiges Loch, durch das das Licht einfällt. Das eine der beiden Löcher hat nur diese eine Bestimmung, das zweite dient zugleich als Thür, und unter ihm steht eine Leiter, oder vielmehr ein Baum mit eingehauenen Stufen. Selten haben die Hütten einen zweiten Eingang, durch den man ohne Leiter eintreten kann. Die Familien, deren in jeder Hütte mehrere wohnen, haben an den Seiten des Gebäudes jede ihren besonderen Raum, wo sie arbeiten und schlafen, aber nicht auf Bänken, sondern in einer mit Matten bedeckten Grube. Diese besonderen Räume sind ziemlich reinlich, von der Mitte, die allen Familien gemeinschaftlich ist, läßt sich nicht dasselbe sagen, denn obgleich man diesen Platz mit Heu bedeckt, ist er doch zur Aufnahme von Schmutz aller Art bestimmt. Seine Reichthümer, das heißt seine Kleider, Matten und Felle, legt jeder neben seine Grube.

Näpfe, Löffel, Eimer, Töpfe zum Trinken, Körbe und Matten, zuweilen auch ein Kessel oder ein Gefäß von Stein und Thon, machen das ganze Hausgeräth aus. Diese Geräthe sind zweckmäßig gearbeitet und haben eine angenehme Form. Dennoch sahen wir nie andere Werkzeuge als Messer und Beile. Die letzteren bestanden einfach aus

kupferner Kessel, und diejenigen, welche keine haben, kochen auf einem flachen Stein, der ringsum mit einem Rande von Thon eingefaßt ist und dadurch die Form eines Gefäßes erhält.

Eines Tages wohnte ich dem Mittagsessen des Häuptlings von Unalaschka bei. Man setzte ihm weiter nichts vor, als den ungekochten Kopf eines großen Plattfisches, der eben gefangen worden war. Als er gegessen hatte, wurden die Ueberreste abgetrennt und seinen Leuten gegeben. Diese rissen die Fleischstücke mit den Zähnen los und nagten die Knochen ab.

Da diese Wilden den Körper nicht bemalen, so sind sie nicht so schmutzig, als die Stämme, welche Farben auf ihre Haut auftragen. In ihren Hütten bemerkt man übrigens eben so viel Schmutz und Ungeziefer. Wenn sie eine solche Hütte bauen, graben sie ein längliches Loch von höchstens fünfzig Fuß Länge und zwanzig Fuß Breite in die Erde, errichten darüber mit Baumzweigen, die das Meer an ihre Küste wirft, ein Dach und belegen dasselbe zuerst mit Gras, dann mit Erde, so daß das Ganze einem Düngerhaufen gleicht. In der Mitte lassen sie auf beiden Seiten ein viereckiges Loch, durch das das Licht einfällt. Das eine der beiden Löcher hat nur diese eine Bestimmung, das zweite dient zugleich als Thür, und unter ihm steht eine Leiter, oder vielmehr ein Baum mit eingehauenen Stufen. Selten haben die Hütten einen zweiten Eingang, durch den man ohne Leiter eintreten kann. Die Familien, deren in jeder Hütte mehrere wohnen, haben an den Seiten des Gebäudes jede ihren besonderen Raum, wo sie arbeiten und schlafen, aber nicht auf Bänken, sondern in einer mit Matten bedeckten Grube. Diese besonderen Räume sind ziemlich reinlich, von der Mitte, die allen Familien gemeinschaftlich ist, läßt sich nicht dasselbe sagen, denn obgleich man diesen Platz mit Heu bedeckt, ist er doch zur Aufnahme von Schmutz aller Art bestimmt. Seine Reichthümer, das heißt seine Kleider, Matten und Felle, legt jeder neben seine Grube.

Näpfe, Löffel, Eimer, Töpfe zum Trinken, Körbe und Matten, zuweilen auch ein Kessel oder ein Gefäß von Stein und Thon, machen das ganze Hausgeräth aus. Diese Geräthe sind zweckmäßig gearbeitet und haben eine angenehme Form. Dennoch sahen wir nie andere Werkzeuge als Messer und Beile. Die letzteren bestanden einfach aus

einem Stück Eisen, das vorn an ein krummes Holz befestigt war. Andere Sachen von Eisen sahen wir nicht. Obgleich Russen unter ihnen wohnen, haben die hiesigen Einwohner weniger Eisen, als die Stämme des nordamerikanischen Continents, die mit den Russen keinen unmittelbaren und vielleicht nicht einmal einen mittelbaren Verkehr haben. Wahrscheinlich geben sie Alles für Glasperlen und Tabak hin. Es giebt höchst wenige unter ihnen, die nicht Tabak rauchen, kauen und schnupfen, und diese kostspielige Gewohnheit läßt mich befürchten, daß sie stets arm bleiben werden.

Eine größere Menge Eisen schienen sie selbst nicht zu wünschen. Blos um Nadeln baten sie uns, denn die ihrigen waren von Knochen und mußten ihnen zu allen ihren Näharbeiten und Stickereien dienen. Statt unseres Zwirns haben sie Sehnen, die so lange geschabt werden, bis sie die erforderliche Dünne erreicht haben. Alle Näharbeiten sind den Frauen übertragen, und diese schneidern, schustern und fügen die Felle der Pirogen zusammen. Das Gerüst derselben zu bauen, ist Sache der Männer. Die Frauen flechten aus Gras sehr hübsche und haltbare Körbe. Die Feinheit und Eleganz ihrer Arbeiten verrathen einen erfinderischen Geist, der sich durch Mühen nicht abschrecken läßt.

Einen Herd oder Ofen habe ich in ihren Hütten nicht gesehen. Diese werden durch Lampen der einfachsten Art geheizt und beleuchtet. Die Lampe ist nämlich weiter nichts als ein flacher, auf der einen Seite ausgehöhlter Stein. In die Höhlung gießt man das Oel, den Docht ersetzt Heu. Männer und Frauen wärmen sich oft an einer solchen Lampe, die sie einige Minuten lang zwischen ihre Beine und unter ihre Kleider stellen.

Feuer verschaffen sie sich durch Schlagen oder Reiben. Bei der ersten Methode schlagen sie zwei Steine gegen einander, von denen der eine stark mit Schwefel eingerieben ist. Bei der zweiten Methode bedienen sie sich zweier Stücken Holz. Das eine ist ein Stück von ungefähr achtzehn Zoll Länge, das andere ein Stück Brett. Das Ende des Stockes ist spitz und wird kräftig auf das Brett aufgesetzt und rasch umgewirbelt, worauf nach wenigen Minuten Feuer da ist. Diese Methode ist in sehr vielen Ländern in Gebrauch.

einem Stück Eisen, das vorn an ein krummes Holz befestigt war. Andere Sachen von Eisen sahen wir nicht. Obgleich Russen unter ihnen wohnen, haben die hiesigen Einwohner weniger Eisen, als die Stämme des nordamerikanischen Continents, die mit den Russen keinen unmittelbaren und vielleicht nicht einmal einen mittelbaren Verkehr haben. Wahrscheinlich geben sie Alles für Glasperlen und Tabak hin. Es giebt höchst wenige unter ihnen, die nicht Tabak rauchen, kauen und schnupfen, und diese kostspielige Gewohnheit läßt mich befürchten, daß sie stets arm bleiben werden.

Eine größere Menge Eisen schienen sie selbst nicht zu wünschen. Blos um Nadeln baten sie uns, denn die ihrigen waren von Knochen und mußten ihnen zu allen ihren Näharbeiten und Stickereien dienen. Statt unseres Zwirns haben sie Sehnen, die so lange geschabt werden, bis sie die erforderliche Dünne erreicht haben. Alle Näharbeiten sind den Frauen übertragen, und diese schneidern, schustern und fügen die Felle der Pirogen zusammen. Das Gerüst derselben zu bauen, ist Sache der Männer. Die Frauen flechten aus Gras sehr hübsche und haltbare Körbe. Die Feinheit und Eleganz ihrer Arbeiten verrathen einen erfinderischen Geist, der sich durch Mühen nicht abschrecken läßt.

Einen Herd oder Ofen habe ich in ihren Hütten nicht gesehen. Diese werden durch Lampen der einfachsten Art geheizt und beleuchtet. Die Lampe ist nämlich weiter nichts als ein flacher, auf der einen Seite ausgehöhlter Stein. In die Höhlung gießt man das Oel, den Docht ersetzt Heu. Männer und Frauen wärmen sich oft an einer solchen Lampe, die sie einige Minuten lang zwischen ihre Beine und unter ihre Kleider stellen.

Feuer verschaffen sie sich durch Schlagen oder Reiben. Bei der ersten Methode schlagen sie zwei Steine gegen einander, von denen der eine stark mit Schwefel eingerieben ist. Bei der zweiten Methode bedienen sie sich zweier Stücken Holz. Das eine ist ein Stück von ungefähr achtzehn Zoll Länge, das andere ein Stück Brett. Das Ende des Stockes ist spitz und wird kräftig auf das Brett aufgesetzt und rasch umgewirbelt, worauf nach wenigen Minuten Feuer da ist. Diese Methode ist in sehr vielen Ländern in Gebrauch.

Etwas, das einer Waffe zum Angriff oder zur Vertheidigung geglichen hätte, nahmen wir in Unalaschka nicht wahr. Es ist unglaublich, daß die Russen die Eingebornen in diesem Zustande gefunden haben. Die Armen werden von ihren Herren entwaffnet worden sein. Politische Gründe können die Russen auch bestimmt haben, ihnen den Gebrauch großer Pirogen zu verbieten. So kleine Kähne, als wir bei diesen Leuten sahen, haben wir auf keinem Punkte des amerikanischen Continents gefunden.

Ihr Geräth zum Fischen und Jagen liegt stets in ihren Pirogen an einer bestimmten Stelle. Diese Werkzeuge sind alle von Holz oder Knochen und gut gearbeitet. Sie gleichen denen der Grönländer, wenn die Beschreibung, die Crantz von den letzteren entwirft, richtig ist. Nur die Spitzen der Wurfspieße weichen ab und haben hier blos eine Länge von einem Zoll. Dieses Volk harpunirt die Fische im Meer und in den Flüssen mit großer Geschicklichkeit.

Die Todten begräbt man in Unalaschka auf der Spitze der Berge und wirft auf dem Grabe einen Hügel auf. Ich machte einen Spaziergang durch die ganze Insel, ein Eingeborner, der mich begleitete, zeigte mir mehrere dieser Kirchhöfe. Einer derselben lag an dem Wege, der vom Hafen zum Dorfe führt, und trug verschiedene Steinhaufen, zu denen Jeder, der vorüber kam, einen neuen Stein hinzufügte. An anderen Orten bemerkte ich kleine runde Steinhügel, die kein Werk der Natur zu sein schienen und von denen mehrere sehr alt waren. Welche Ideen von Gott und von der Fortdauer der Seele nach dem Tode diese Leute haben, weiß ich nicht, wie ich auch nicht anzugeben vermag, worin ihre Erheiterungen bestehen. Ich habe nichts gesehen oder gehört, was mich über diese Dinge belehrt hätte.

Die Eingebornen waren unter sich heiter und liebevoll und benahmen sich gegen uns ohne Ausnahme höflich. Die Russen wollten nie mit Frauenzimmern des Landes Verbindungen gehabt haben, weil sie keine Christinnen seien. Unsere Leute waren nicht so gewissenhaft und mehrere von ihnen hatten diesen Umgang bitter zu bereuen. Wie mir scheinen will, erreicht man auf dieser Insel kein langes Leben. Ich bin nie Männern oder Frauen begegnet, deren Ansehn auf sechzig

Etwas, das einer Waffe zum Angriff oder zur Vertheidigung geglichen hätte, nahmen wir in Unalaschka nicht wahr. Es ist unglaublich, daß die Russen die Eingebornen in diesem Zustande gefunden haben. Die Armen werden von ihren Herren entwaffnet worden sein. Politische Gründe können die Russen auch bestimmt haben, ihnen den Gebrauch großer Pirogen zu verbieten. So kleine Kähne, als wir bei diesen Leuten sahen, haben wir auf keinem Punkte des amerikanischen Continents gefunden.

Ihr Geräth zum Fischen und Jagen liegt stets in ihren Pirogen an einer bestimmten Stelle. Diese Werkzeuge sind alle von Holz oder Knochen und gut gearbeitet. Sie gleichen denen der Grönländer, wenn die Beschreibung, die Crantz von den letzteren entwirft, richtig ist. Nur die Spitzen der Wurfspieße weichen ab und haben hier blos eine Länge von einem Zoll. Dieses Volk harpunirt die Fische im Meer und in den Flüssen mit großer Geschicklichkeit.

Die Todten begräbt man in Unalaschka auf der Spitze der Berge und wirft auf dem Grabe einen Hügel auf. Ich machte einen Spaziergang durch die ganze Insel, ein Eingeborner, der mich begleitete, zeigte mir mehrere dieser Kirchhöfe. Einer derselben lag an dem Wege, der vom Hafen zum Dorfe führt, und trug verschiedene Steinhaufen, zu denen Jeder, der vorüber kam, einen neuen Stein hinzufügte. An anderen Orten bemerkte ich kleine runde Steinhügel, die kein Werk der Natur zu sein schienen und von denen mehrere sehr alt waren. Welche Ideen von Gott und von der Fortdauer der Seele nach dem Tode diese Leute haben, weiß ich nicht, wie ich auch nicht anzugeben vermag, worin ihre Erheiterungen bestehen. Ich habe nichts gesehen oder gehört, was mich über diese Dinge belehrt hätte.

Die Eingebornen waren unter sich heiter und liebevoll und benahmen sich gegen uns ohne Ausnahme höflich. Die Russen wollten nie mit Frauenzimmern des Landes Verbindungen gehabt haben, weil sie keine Christinnen seien. Unsere Leute waren nicht so gewissenhaft und mehrere von ihnen hatten diesen Umgang bitter zu bereuen. Wie mir scheinen will, erreicht man auf dieser Insel kein langes Leben. Ich bin nie Männern oder Frauen begegnet, deren Ansehn auf sechzig

Jahre schließen ließ, und der Fünfzigjährigen waren sehr wenige. Das mühevolle Leben, das diese Leute führen, kürzt ihre Tage ab.

Schon einige Male habe ich darauf hingedeutet, wie sehr die Einwohner dieses nordwestlichsten Theiles von Amerika in ihrer Gestalt, ihren Kleidern, ihren Waffen, ihren Pirogen und anderen Dingen gleicher Art den Grönländern und Eskimos gleichen. Diese Aehnlichkeit ist noch nicht so auffallend, als die Uebereinstimmung, die zwischen der Sprache der Grönländer und Eskimos und jener von Unalaschka und der östlicher wohnenden Wilden herrscht.

Kurz nach unserer Abfahrt wurden der Resolution während eines schweren Sturmes drei Segel auf einmal weggerissen, und wir liefen große Gefahr, gegen eine Küste geworfen zu werden, an der eine furchtbare Brandung tobte. Der übrige Theil des Weges zu den Sandwichsinseln wurde ohne bemerkenswerthe Ereignisse zurückgelegt.

Es war eine neue Insel der Gruppe, bei den Eingebornen Owhyhee*) genannt, die wir zuerst erreichten. Pirogen ließen nicht lange auf sich warten, und wir erhielten nun wieder Bananen. Ich habe nie ein wildes Volk gesehen, das so ohne alles Mistrauen und so frei in seiner Haltung ist, wie das hiesige. Die Insulaner schickten die Sachen, welche sie verkaufen wollten, gemeinschaftlich an Bord und kamen dann selbst, um auf dem Hinterdeck zu handeln. Trotz unseres mehrmaligen Erscheinens bewiesen die Tahitier uns nie so viel Vertrauen. Ich schloß aus dem Benehmen der hiesigen Insulaner gegen uns, daß sie auch unter sich zuverlässiger und ehrlicher sein würden, als die Tahitier. Wenn sie nicht selbst auf Treue und Glauben hielten, so würden sie Fremden kein solches Vertrauen schenken. Ich muß ferner zu ihrer Ehre bemerken, daß sie nicht ein einziges Mal versuchten, uns beim Tauschhandel zu betrügen oder einen Diebstahl zu begehen. Sie verstanden sich auf den Handel gut und wußten genau, welche Sachen wir brauchten. Obgleich sie uns Lebensmittel, insbesonders Spanferkel, in Ueberfluß brachten, hielten sie doch auf gute Preise und nahmen ihre Waaren lieber wieder mit, als daß sie zu wohlfeil verkauften.

*) Hawaii.

Jahre schließen ließ, und der Fünfzigjährigen waren sehr wenige. Das mühevolle Leben, das diese Leute führen, kürzt ihre Tage ab.

Schon einige Male habe ich darauf hingedeutet, wie sehr die Einwohner dieses nordwestlichsten Theiles von Amerika in ihrer Gestalt, ihren Kleidern, ihren Waffen, ihren Pirogen und anderen Dingen gleicher Art den Grönländern und Eskimos gleichen. Diese Aehnlichkeit ist noch nicht so auffallend, als die Uebereinstimmung, die zwischen der Sprache der Grönländer und Eskimos und jener von Unalaschka und der östlicher wohnenden Wilden herrscht.

Kurz nach unserer Abfahrt wurden der Resolution während eines schweren Sturmes drei Segel auf einmal weggerissen, und wir liefen große Gefahr, gegen eine Küste geworfen zu werden, an der eine furchtbare Brandung tobte. Der übrige Theil des Weges zu den Sandwichsinseln wurde ohne bemerkenswerthe Ereignisse zurückgelegt.

Es war eine neue Insel der Gruppe, bei den Eingebornen Owhyhee*) genannt, die wir zuerst erreichten. Pirogen ließen nicht lange auf sich warten, und wir erhielten nun wieder Bananen. Ich habe nie ein wildes Volk gesehen, das so ohne alles Mistrauen und so frei in seiner Haltung ist, wie das hiesige. Die Insulaner schickten die Sachen, welche sie verkaufen wollten, gemeinschaftlich an Bord und kamen dann selbst, um auf dem Hinterdeck zu handeln. Trotz unseres mehrmaligen Erscheinens bewiesen die Tahitier uns nie so viel Vertrauen. Ich schloß aus dem Benehmen der hiesigen Insulaner gegen uns, daß sie auch unter sich zuverlässiger und ehrlicher sein würden, als die Tahitier. Wenn sie nicht selbst auf Treue und Glauben hielten, so würden sie Fremden kein solches Vertrauen schenken. Ich muß ferner zu ihrer Ehre bemerken, daß sie nicht ein einziges Mal versuchten, uns beim Tauschhandel zu betrügen oder einen Diebstahl zu begehen. Sie verstanden sich auf den Handel gut und wußten genau, welche Sachen wir brauchten. Obgleich sie uns Lebensmittel, insbesonders Spanferkel, in Ueberfluß brachten, hielten sie doch auf gute Preise und nahmen ihre Waaren lieber wieder mit, als daß sie zu wohlfeil verkauften.

*) Hawaii.

Mehrere Tage lang war ich von der Discovery getrennt, die einen anderen Weg genommen und uns bei nebligem Wetter, das den Horizont sehr eng machte, aus dem Gesicht verloren hatte. Ich umfuhr inzwischen die Insel, um ihre Gestalt genau kennen zu lernen, und kaufte Lebensmittel. Da ich nun Salz hatte, so konnte ich an dauerhafte Vorräthe denken, aber gerade Schweine, die sich zum Einsalzen eigneten, wurden uns am wenigsten angeboten. Die kleinen Thiere, deren es in Menge gab, starben an Bord nach wenigen Tagen, und die Wurzeln verfaulten. Sehr lästig wurden uns die Frauenzimmer, die hier so schamlos waren wie nirgend. Sie kamen in Schaaren aufs Schiff, drängten sich unter die Matrosen und wollten nicht wieder fort.

Der erste Tag des neuen Jahres (1779) begann mit dichten Wolken, die den ganzen Himmel einnahmen und heftige Regengüsse zur Erde schickten. In den nächsten Tagen fuhr ich an der südöstlichen Küste der Insel hinunter und vereinigte mich wieder mit der Discovery, die durch ungünstige Winde seitwärts getrieben worden war. In der Nacht lavirte ich und legte am Tage mehrmals bei, um den Eingebornen Gelegenheit zum Handel zu geben. Sie wagten sich bis auf fünf Stunden weit ins offene Meer hinaus, hatten aber in solchen Fällen ihre Pirogen nur schwach beladen.

Am 5. Januar umsegelten wir die Südspitze und kamen nun zu einem Bezirk, der uns wenig Lebensmittel lieferte. Dieser Theil der Insel scheint nicht zum Anbau geeignet zu sein und verräth überall Spuren vulkanischer Thätigkeit. Obgleich im Innern kein Vulkan raucht, sieht das Auge doch Verwüstungen, die keiner anderen Ursache zugeschrieben werden können. Eines meiner Boote landete einmal, um frisches Wasser zu suchen. Die Mannschaft berichtete bei ihrer Rückkehr, daß nirgend ein Fluß oder eine Quelle zu finden sei, sondern nur Regenwasser, das sich in Felsenlöchern angesammelt, aber durch Hochfluthen eine Beimischung von Meerwasser erhalten habe. Der Boden bestehe durchgängig aus Lava und Asche und trage nur wenige Pflanzen*).

*) Der Vulkan, der diesen vierzig Meilen langen Küstenstrich zu einer Wüste gemacht hat, ist der Kirauea. Er ist kein Berg, sondern

Mehrere Tage lang war ich von der Discovery getrennt, die einen anderen Weg genommen und uns bei nebligem Wetter, das den Horizont sehr eng machte, aus dem Gesicht verloren hatte. Ich umfuhr inzwischen die Insel, um ihre Gestalt genau kennen zu lernen, und kaufte Lebensmittel. Da ich nun Salz hatte, so konnte ich an dauerhafte Vorräthe denken, aber gerade Schweine, die sich zum Einsalzen eigneten, wurden uns am wenigsten angeboten. Die kleinen Thiere, deren es in Menge gab, starben an Bord nach wenigen Tagen, und die Wurzeln verfaulten. Sehr lästig wurden uns die Frauenzimmer, die hier so schamlos waren wie nirgend. Sie kamen in Schaaren aufs Schiff, drängten sich unter die Matrosen und wollten nicht wieder fort.

Der erste Tag des neuen Jahres (1779) begann mit dichten Wolken, die den ganzen Himmel einnahmen und heftige Regengüsse zur Erde schickten. In den nächsten Tagen fuhr ich an der südöstlichen Küste der Insel hinunter und vereinigte mich wieder mit der Discovery, die durch ungünstige Winde seitwärts getrieben worden war. In der Nacht lavirte ich und legte am Tage mehrmals bei, um den Eingebornen Gelegenheit zum Handel zu geben. Sie wagten sich bis auf fünf Stunden weit ins offene Meer hinaus, hatten aber in solchen Fällen ihre Pirogen nur schwach beladen.

Am 5. Januar umsegelten wir die Südspitze und kamen nun zu einem Bezirk, der uns wenig Lebensmittel lieferte. Dieser Theil der Insel scheint nicht zum Anbau geeignet zu sein und verräth überall Spuren vulkanischer Thätigkeit. Obgleich im Innern kein Vulkan raucht, sieht das Auge doch Verwüstungen, die keiner anderen Ursache zugeschrieben werden können. Eines meiner Boote landete einmal, um frisches Wasser zu suchen. Die Mannschaft berichtete bei ihrer Rückkehr, daß nirgend ein Fluß oder eine Quelle zu finden sei, sondern nur Regenwasser, das sich in Felsenlöchern angesammelt, aber durch Hochfluthen eine Beimischung von Meerwasser erhalten habe. Der Boden bestehe durchgängig aus Lava und Asche und trage nur wenige Pflanzen*).

*) Der Vulkan, der diesen vierzig Meilen langen Küstenstrich zu einer Wüste gemacht hat, ist der Kirauea. Er ist kein Berg, sondern

Auf der westlichen Küste wurde das Land überaus fruchtbar, und einmal umringten uns nicht weniger als tausend Pirogen. Daß diese Leute die friedlichsten Absichten hatten, bewiesen sie am besten dadurch, daß nicht einer bewaffnet war. Wenn einige dieser vielen Menschen Neigung zum Diebstahl verriethen, so war das nicht zu verwundern. In der That stahl einer der Wilden das Steuerruder eines Bootes und entfernte sich damit, ehe wir seine That entdeckten. Um seinen Landsleuten unsere Macht zu zeigen, ließ ich mehrere Schüsse über ihn hinfeuern. Da wir absichtlich nicht trafen, staunten die Eingebornen blos.

In einer Bucht, die bei den Eingebornen Karakakoa heißt, warfen wir Anker. Beide Schiffe blieben von Wilden gefüllt, und rings umher hielten Pirogen. Ich hatte auf meinen Reisen noch nie so viele Menschen auf einer Stelle gesehen, denn auch auf dem Ufer wimmelte es, und Hunderte schwammen um uns her. „Die Eigenthümlichkeit dieser Scene überraschte uns, und es gab wenige Personen an Bord, welche beklagten, daß ich die nordwestliche Durchfahrt nicht gefunden habe. Wäre ich in dieser Beziehung glücklicher gewesen, so hätte ich nicht wieder zu den Sandwichsinseln zurückkehren und unsere Reise mit einer Entdeckung bereichern können, welche, obgleich sie die letzte, doch in mehr als einer Hinsicht die wichtigste ist, welche jemals Europäer im Südmeer gemacht haben.“*)

---

im Gegentheil eine Einsenkung mit fast senkrechten Seitenwänden. Sein letzter furchtbarer Ausbruch hat 1787 stattgefunden und sieben Tage gedauert.

*) Die in Häkchen eingeschlossene Stelle enthält die Schlußworte von Cooks Tagebuch. Lieutenant King hat dasselbe fortgeführt.

Auf der westlichen Küste wurde das Land überaus fruchtbar, und einmal umringten uns nicht weniger als tausend Pirogen. Daß diese Leute die friedlichsten Absichten hatten, bewiesen sie am besten dadurch, daß nicht einer bewaffnet war. Wenn einige dieser vielen Menschen Neigung zum Diebstahl verriethen, so war das nicht zu verwundern. In der That stahl einer der Wilden das Steuerruder eines Bootes und entfernte sich damit, ehe wir seine That entdeckten. Um seinen Landsleuten unsere Macht zu zeigen, ließ ich mehrere Schüsse über ihn hinfeuern. Da wir absichtlich nicht trafen, staunten die Eingebornen blos.

In einer Bucht, die bei den Eingebornen Karakakoa heißt, warfen wir Anker. Beide Schiffe blieben von Wilden gefüllt, und rings umher hielten Pirogen. Ich hatte auf meinen Reisen noch nie so viele Menschen auf einer Stelle gesehen, denn auch auf dem Ufer wimmelte es, und Hunderte schwammen um uns her. „Die Eigenthümlichkeit dieser Scene überraschte uns, und es gab wenige Personen an Bord, welche beklagten, daß ich die nordwestliche Durchfahrt nicht gefunden habe. Wäre ich in dieser Beziehung glücklicher gewesen, so hätte ich nicht wieder zu den Sandwichsinseln zurückkehren und unsere Reise mit einer Entdeckung bereichern können, welche, obgleich sie die letzte, doch in mehr als einer Hinsicht die wichtigste ist, welche jemals Europäer im Südmeer gemacht haben.“*)

---

im Gegentheil eine Einsenkung mit fast senkrechten Seitenwänden. Sein letzter furchtbarer Ausbruch hat 1787 stattgefunden und sieben Tage gedauert.

*) Die in Häkchen eingeschlossene Stelle enthält die Schlußworte von Cooks Tagebuch. Lieutenant King hat dasselbe fortgeführt.

Dreissigstes Kapitel.

Beschreibung der Karakakoa-Bucht. — Herzliches Benehmen der Wilden. — Cook wird göttlich verehrt. — Ein Moral. — Eine Priestercolonie. — Der König. — Ueberfluß an Lebensmitteln. — Die Wilden wünschen unsere Abreise. — Fahrt an der Küste. — Ein Sturm zwingt uns zur Rückkehr. — Die Einwohner ändern ihr Betragen. — Diebereien und Streitigkeiten. — Cook wird erdolcht. — Rückblick auf seine Leistungen und seinen Charakter.

Die Karakakoa-Bucht liegt auf der Westküste der Insel Owhyhee in einem Bezirk, der Akona heißt. Sie ist ungefähr eine halbe Stunde tief und grenzt an zwei niedrige Landspitzen, zwischen denen ein Raum von anderthalb Stunden ist. Das Dorf Kaurana nimmt die nördliche Landspitze ein, die flach und unfruchtbar ist, im Hintergrunde der Bai, neben einem Walde hoher Cocosbäume, liegt ein zweiter größerer Ort, Kakoa genannt. Die südliche Landspitze ist bis auf eine halbe Stunde landeinwärts eben. Dort erhebt sich der Boden nach und nach und trägt bebaute, von Hecken eingehegte Felder und Cocoswäldchen, zwischen denen die Hütten der Eingebornen in großer Anzahl verstreut sind. Der Strand, der die Bucht umgiebt, besteht aus schwarzen Korallenfelsen, und bei schlechtem Wetter ist eine Landung höchst gefährlich. Eine Ausnahme macht das Dorf Kakoa, wo man ein schönes Sandufer und an dem einen Endpunkte desselben einen Kirchhof, auf dem anderen einen kleinen Brunnen findet. Da der Capitain Cook der Meinung war, daß man hier die Schiffe ausbessern und Wasser und Lebensmittel einnehmen könne, so ankerten wir an dem nördlichen Ufer, etwa eine Viertelmeile vom Strande entfernt und mit dem Dorfe Kaurana im Nordwesten.

Sowie die Einwohner sahen, daß wir vor Anker lagen, kamen sie herbei. Der Zudrang war ein unermeßlicher, und Alle bezeugten ihre Freude durch Singen, Schreien und alle Arten auffallender und bizarrer Geberden. Nicht lange, so bedeckten sie die Seiten, das Verdeck und das Takelwerk der Schiffe, ja viele Frauen und Kinder, die sich keine Pirogen hatten verschaffen können, schwammen herbei.

Dreissigstes Kapitel.

Beschreibung der Karakakoa-Bucht. — Herzliches Benehmen der Wilden. — Cook wird göttlich verehrt. — Ein Moral. — Eine Priestercolonie. — Der König. — Ueberfluß an Lebensmitteln. — Die Wilden wünschen unsere Abreise. — Fahrt an der Küste. — Ein Sturm zwingt uns zur Rückkehr. — Die Einwohner ändern ihr Betragen. — Diebereien und Streitigkeiten. — Cook wird erdolcht. — Rückblick auf seine Leistungen und seinen Charakter.

Die Karakakoa-Bucht liegt auf der Westküste der Insel Owhyhee in einem Bezirk, der Akona heißt. Sie ist ungefähr eine halbe Stunde tief und grenzt an zwei niedrige Landspitzen, zwischen denen ein Raum von anderthalb Stunden ist. Das Dorf Kaurana nimmt die nördliche Landspitze ein, die flach und unfruchtbar ist, im Hintergrunde der Bai, neben einem Walde hoher Cocosbäume, liegt ein zweiter größerer Ort, Kakoa genannt. Die südliche Landspitze ist bis auf eine halbe Stunde landeinwärts eben. Dort erhebt sich der Boden nach und nach und trägt bebaute, von Hecken eingehegte Felder und Cocoswäldchen, zwischen denen die Hütten der Eingebornen in großer Anzahl verstreut sind. Der Strand, der die Bucht umgiebt, besteht aus schwarzen Korallenfelsen, und bei schlechtem Wetter ist eine Landung höchst gefährlich. Eine Ausnahme macht das Dorf Kakoa, wo man ein schönes Sandufer und an dem einen Endpunkte desselben einen Kirchhof, auf dem anderen einen kleinen Brunnen findet. Da der Capitain Cook der Meinung war, daß man hier die Schiffe ausbessern und Wasser und Lebensmittel einnehmen könne, so ankerten wir an dem nördlichen Ufer, etwa eine Viertelmeile vom Strande entfernt und mit dem Dorfe Kaurana im Nordwesten.

Sowie die Einwohner sahen, daß wir vor Anker lagen, kamen sie herbei. Der Zudrang war ein unermeßlicher, und Alle bezeugten ihre Freude durch Singen, Schreien und alle Arten auffallender und bizarrer Geberden. Nicht lange, so bedeckten sie die Seiten, das Verdeck und das Takelwerk der Schiffe, ja viele Frauen und Kinder, die sich keine Pirogen hatten verschaffen können, schwammen herbei.

Unter den Häuptlingen, die auf die Resolution kamen, befand sich ein junger Mann Namens Paria, von dem wir bald sahen, daß er eines hohen Ansehens genieße. Als er sich dem Capitain Cook vorstellte, bezeichnete er sich als den Jakani des Königs der Insel. Dieser Fürst sei mit einem kriegerischen Unternehmen beschäftigt und werde in drei oder vier Tagen eintreffen. Einige Geschenke nahmen ihn ganz für uns ein und er half uns wacker, seine Landsleute fern zu halten. Die Discovery war so mit Menschen überladen, daß sie nach einer Seite überhing, und die Mannschaft konnte die Menschen, welche noch immer einströmten, nicht abwehren. Herr Cook fürchtete von diesem Zudrange üble Folgen und theilte dies dem jungen Häuptling mit. Auf der Stelle schwamm derselbe zur Discovery, vertrieb den größten Theil seiner Landsleute und zwang die Pirogen, in einer gewissen Entfernung zu bleiben.

Die Häuptlinge üben gegen die unteren Stämme eine despotische Gewalt. Wir erhielten davon an demselben Tage auf der Discovery einen neuen Beweis. Das Gedränge auf dem Deck war so stark, daß die Matrosen ihre Arbeit nicht verrichten konnten. Wir wendeten uns an den Häuptling Kanina, der sich wie Paria an den Capitain angeschlossen hatte. Als wir ihm erklärten hatten, um was es sich handle, befahl er sofort den Leuten, das Schiff zu verlassen, und zu unserem Erstaunen warfen sie sich, ohne einen Augenblick zu zögern, ins Meer. Ein einziger Wilder suchte sich zu verstecken, und diesen ergriff Kanina und warf ihn in die Wellen.

Die beiden Häuptlinge waren eben so kräftig als regelmäßig gebaut und hatten ein einnehmendes Gesicht. Namentlich war Kanina einer der schönsten Männer, die ich jemals gesehen habe. Er war ungefähr sechs Fuß hoch und hatte regelmäßige ausdrucksvolle Züge, lebhafte schwarze Augen und eine leichte, gefällige Haltung.

Da die Eingebornen in solchen Massen auf die Schiffe kamen und alle Räume füllten, so hatten sie häufig Gelegenheit, uns zu bestehlen, ohne entdeckt zu werden. Sie waren uns an Zahl so überlegen, daß sie vielleicht glaubten, ihre Diebstähle würden, wenn auch nicht unbemerkt, doch unbestraft bleiben. Wir schrieben ihr Benehmen der

Unter den Häuptlingen, die auf die Resolution kamen, befand sich ein junger Mann Namens Paria, von dem wir bald sahen, daß er eines hohen Ansehens genieße. Als er sich dem Capitain Cook vorstellte, bezeichnete er sich als den Jakani des Königs der Insel. Dieser Fürst sei mit einem kriegerischen Unternehmen beschäftigt und werde in drei oder vier Tagen eintreffen. Einige Geschenke nahmen ihn ganz für uns ein und er half uns wacker, seine Landsleute fern zu halten. Die Discovery war so mit Menschen überladen, daß sie nach einer Seite überhing, und die Mannschaft konnte die Menschen, welche noch immer einströmten, nicht abwehren. Herr Cook fürchtete von diesem Zudrange üble Folgen und theilte dies dem jungen Häuptling mit. Auf der Stelle schwamm derselbe zur Discovery, vertrieb den größten Theil seiner Landsleute und zwang die Pirogen, in einer gewissen Entfernung zu bleiben.

Die Häuptlinge üben gegen die unteren Stämme eine despotische Gewalt. Wir erhielten davon an demselben Tage auf der Discovery einen neuen Beweis. Das Gedränge auf dem Deck war so stark, daß die Matrosen ihre Arbeit nicht verrichten konnten. Wir wendeten uns an den Häuptling Kanina, der sich wie Paria an den Capitain angeschlossen hatte. Als wir ihm erklärten hatten, um was es sich handle, befahl er sofort den Leuten, das Schiff zu verlassen, und zu unserem Erstaunen warfen sie sich, ohne einen Augenblick zu zögern, ins Meer. Ein einziger Wilder suchte sich zu verstecken, und diesen ergriff Kanina und warf ihn in die Wellen.

Die beiden Häuptlinge waren eben so kräftig als regelmäßig gebaut und hatten ein einnehmendes Gesicht. Namentlich war Kanina einer der schönsten Männer, die ich jemals gesehen habe. Er war ungefähr sechs Fuß hoch und hatte regelmäßige ausdrucksvolle Züge, lebhafte schwarze Augen und eine leichte, gefällige Haltung.

Da die Eingebornen in solchen Massen auf die Schiffe kamen und alle Räume füllten, so hatten sie häufig Gelegenheit, uns zu bestehlen, ohne entdeckt zu werden. Sie waren uns an Zahl so überlegen, daß sie vielleicht glaubten, ihre Diebstähle würden, wenn auch nicht unbemerkt, doch unbestraft bleiben. Wir schrieben ihr Benehmen der

Gegenwart und den Ermuthigungen ihrer Häuptlinge zu. Gewöhnlich fanden wir bei diesen die Sachen, welche uns gestohlen worden waren.

Paria und Kanina führten uns einen dritten Häuptling zu, der Koah hieß und jetzt zur Classe der Priester gehörte, nachdem er vorher ein ausgezeichneter Häuptling gewesen war. Es war ein kleiner in hohem Grade magerer Greis mit kranken rothen Augen und einem Aussatz, den Folgen des unmäßigen Genusses von Ava oder Pfeffertrank. Man führte ihn in die große Cajüte, wo er mit allen Zeichen der Ehrfurcht an den Capitain herantrat, ihm ein Stück rothen Zeuges über die Schultern warf, einige Schritte zurückging und ihm ein Spanferkel überreichte, wobei er eine lange Rede hielt. Diese Ceremonie wiederholte sich während unseres Aufenthaltes oft, und wir schlossen aus verschiedenen Umständen, daß sie eine Art von Anbetung sei. Die Götzenbilder der Eingebornen waren stets mit solchem rothen Stoffe bekleidet, und man brachte diesen Catuas junge Schweine dar. Die Reden und Gebete wurden mit einer Geschwindigkeit hergesagt, daß sie nichts Anderes als hergebrachte Formeln sein konnten.

Als diese Ceremonie vorüber war, speiste Koah mit dem Capitain. Er aß begierig von Allem, was aufgetragen wurde, aber zum zweiten Male von unserem Wein zu kosten, war er nicht zu bewegen. Am Abend ging der Capitain ans Land und ich begleitete ihn. Als wir das Ufer betraten, empfingen uns vier Männer, welche Stöcke trugen, an denen Büschel von Hundehaaren befestigt waren. Sie gingen vor uns her, indem sie mit lauter Stimme einen kurzen Satz wiederholten, in dem wir das Wort Orono unterschieden. Die am Ufer versammelte Menge zog sich ehrerbietig zurück, und die wenigen Insulaner, welche bei den Hütten blieben, warfen sich mit dem Gesicht zur Erde.

Ehe ich von der Anbetung, die dem Capitain zu Theil wurde, und von den sonderbaren Ceremonien, mit denen man ihn auf dieser verhängnißvollen Insel empfing, spreche, muß ich den Morai beschreiben, der auf dem südlichen Theile des Strandes bei dem Dorfe Kakoa liegt. Es war ein massiver viereckiger Steinbau, vierzig Ellen lang, zwanzig breit und vierzehn hoch. Den flachen und wohlgepflasterten Gipfel umgab ein hölzernes Geländer, das mit den Schädeln geopferter Gefangener besteckt war. Im Mittelpunkte stand ein altes, in Trüm-

Gegenwart und den Ermuthigungen ihrer Häuptlinge zu. Gewöhnlich fanden wir bei diesen die Sachen, welche uns gestohlen worden waren.

Paria und Kanina führten uns einen dritten Häuptling zu, der Koah hieß und jetzt zur Classe der Priester gehörte, nachdem er vorher ein ausgezeichneter Häuptling gewesen war. Es war ein kleiner in hohem Grade magerer Greis mit kranken rothen Augen und einem Aussatz, den Folgen des unmäßigen Genusses von Ava oder Pfeffertrank. Man führte ihn in die große Cajüte, wo er mit allen Zeichen der Ehrfurcht an den Capitain herantrat, ihm ein Stück rothen Zeuges über die Schultern warf, einige Schritte zurückging und ihm ein Spanferkel überreichte, wobei er eine lange Rede hielt. Diese Ceremonie wiederholte sich während unseres Aufenthaltes oft, und wir schlossen aus verschiedenen Umständen, daß sie eine Art von Anbetung sei. Die Götzenbilder der Eingebornen waren stets mit solchem rothen Stoffe bekleidet, und man brachte diesen Catuas junge Schweine dar. Die Reden und Gebete wurden mit einer Geschwindigkeit hergesagt, daß sie nichts Anderes als hergebrachte Formeln sein konnten.

Als diese Ceremonie vorüber war, speiste Koah mit dem Capitain. Er aß begierig von Allem, was aufgetragen wurde, aber zum zweiten Male von unserem Wein zu kosten, war er nicht zu bewegen. Am Abend ging der Capitain ans Land und ich begleitete ihn. Als wir das Ufer betraten, empfingen uns vier Männer, welche Stöcke trugen, an denen Büschel von Hundehaaren befestigt waren. Sie gingen vor uns her, indem sie mit lauter Stimme einen kurzen Satz wiederholten, in dem wir das Wort Orono unterschieden. Die am Ufer versammelte Menge zog sich ehrerbietig zurück, und die wenigen Insulaner, welche bei den Hütten blieben, warfen sich mit dem Gesicht zur Erde.

Ehe ich von der Anbetung, die dem Capitain zu Theil wurde, und von den sonderbaren Ceremonien, mit denen man ihn auf dieser verhängnißvollen Insel empfing, spreche, muß ich den Morai beschreiben, der auf dem südlichen Theile des Strandes bei dem Dorfe Kakoa liegt. Es war ein massiver viereckiger Steinbau, vierzig Ellen lang, zwanzig breit und vierzehn hoch. Den flachen und wohlgepflasterten Gipfel umgab ein hölzernes Geländer, das mit den Schädeln geopferter Gefangener besteckt war. Im Mittelpunkte stand ein altes, in Trüm-

mern fallendes hölzernes Gebäude, von dem auf jeder Seite eine steinerne Mauer zum Geländer lief, so daß der leere Raum in zwei Theile getheilt war. Die dem Lande zugekehrte Seite des Morais trug fünf Pfähle von mehr als zwanzig Fuß Höhe, auf denen ein Gerüst ruhte, die Seite nach dem Meere zu zwei kleine Häuser, die ein bedeckter Weg verband.

Koah führte uns auf einem sanft ansteigenden Wege, der gleich am Ufer begann und in den nordwestlichen Winkel des Morais mündete, auf den Gipfel. Bei unserem Eintritt bemerkten wir zwei grob geschnitzte hölzerne Figuren, deren Gesichtszüge auffallende Verzerrungen darboten. Auf der Spitze jedes Kopfes erhob sich ein Stück Holz von der Form eines umgekehrten Kegels, und der Körper war mit einem rothen Stoff bewickelt. Wir trafen hier einen hochgewachsenen jungen Mann mit einem sehr langen Barte, der die beiden hölzernen Figuren dem Capitain darbot und uns, nachdem er mit Koah eine Art Hymne gesungen hatte, an den Punkt des Morais führte, wo das Gerüst stand. Am Fuße der Pfähle bildeten zwölf Figuren einen Halbkreis. Vor der mittelsten derselben war ein erhöhter Tisch angebracht, der den Whattas der Tahitier auf ein Haar glich. Auf diesem Tische lag ein Schwein im Zustande der Fäulniß, und auf demselben Stückchen Zuckerrohr, Cocosnüsse, Brotfrüchte, Bananen und süße Bataten. Nachdem Koah den Capitain unter den Tisch geführt hatte, nahm er das Schwein in seine Hände, hielt eine zweite mit großer Kraft und Geläufigkeit gesprochene Rede und ließ das ekelhafte Thier sodann zur Erde fallen. Die nächste Ceremonie bestand darin, daß Herr Cook und er auf das Gerüst stiegen, wobei sie nicht wenig Gefahr liefen, zur Erde zu fallen. Darauf zeigten sich zwölf Männer, die ein lebendes Schwein und ein großes Stück rothen Zeuges trugen, am Eingange des Morais, traten schweigend einige Schritte vor und warfen sich zur Erde. Kairikia, der bärtige junge Mann, von dem ich eben gesprochen habe, ging ihnen entgegen, nahm den rothen Stoff in Empfang und überreichte ihn Koah, der den Capitain damit bekleidete und ihm unter demselben Ceremoniel das Schwein darbot.

Während unser Capitain, in sein rothes Zeug eingewickelt, auf dem Gerüst stand, wo er sich unter den vielen verfaulten Holzstücken

mern fallendes hölzernes Gebäude, von dem auf jeder Seite eine steinerne Mauer zum Geländer lief, so daß der leere Raum in zwei Theile getheilt war. Die dem Lande zugekehrte Seite des Morais trug fünf Pfähle von mehr als zwanzig Fuß Höhe, auf denen ein Gerüst ruhte, die Seite nach dem Meere zu zwei kleine Häuser, die ein bedeckter Weg verband.

Koah führte uns auf einem sanft ansteigenden Wege, der gleich am Ufer begann und in den nordwestlichen Winkel des Morais mündete, auf den Gipfel. Bei unserem Eintritt bemerkten wir zwei grob geschnitzte hölzerne Figuren, deren Gesichtszüge auffallende Verzerrungen darboten. Auf der Spitze jedes Kopfes erhob sich ein Stück Holz von der Form eines umgekehrten Kegels, und der Körper war mit einem rothen Stoff bewickelt. Wir trafen hier einen hochgewachsenen jungen Mann mit einem sehr langen Barte, der die beiden hölzernen Figuren dem Capitain darbot und uns, nachdem er mit Koah eine Art Hymne gesungen hatte, an den Punkt des Morais führte, wo das Gerüst stand. Am Fuße der Pfähle bildeten zwölf Figuren einen Halbkreis. Vor der mittelsten derselben war ein erhöhter Tisch angebracht, der den Whattas der Tahitier auf ein Haar glich. Auf diesem Tische lag ein Schwein im Zustande der Fäulniß, und auf demselben Stückchen Zuckerrohr, Cocosnüsse, Brotfrüchte, Bananen und süße Bataten. Nachdem Koah den Capitain unter den Tisch geführt hatte, nahm er das Schwein in seine Hände, hielt eine zweite mit großer Kraft und Geläufigkeit gesprochene Rede und ließ das ekelhafte Thier sodann zur Erde fallen. Die nächste Ceremonie bestand darin, daß Herr Cook und er auf das Gerüst stiegen, wobei sie nicht wenig Gefahr liefen, zur Erde zu fallen. Darauf zeigten sich zwölf Männer, die ein lebendes Schwein und ein großes Stück rothen Zeuges trugen, am Eingange des Morais, traten schweigend einige Schritte vor und warfen sich zur Erde. Kairikia, der bärtige junge Mann, von dem ich eben gesprochen habe, ging ihnen entgegen, nahm den rothen Stoff in Empfang und überreichte ihn Koah, der den Capitain damit bekleidete und ihm unter demselben Ceremoniel das Schwein darbot.

Während unser Capitain, in sein rothes Zeug eingewickelt, auf dem Gerüst stand, wo er sich unter den vielen verfaulten Holzstücken

mit Mühe erhielt, fangen Kairikia und Koah bald zusammen, bald jeder einzeln. Dieser Theil der Ceremonie war sehr lang. Endlich ließ Koah das Schwein fallen und stieg mit Herrn Cook vom Gerüst herab. Er führte ihn zu den zwölf Figuren, indem er jeder mit spöttischer Miene etwas sagte, und zuletzt zu der mittelsten, der die Eingebornen am meisten Gewicht beizulegen schienen und welche sie deshalb mit rothem Stoff bekleidet hatten. Vor dieser Figur warf er sich nieder, um sie zu küssen, und der Capitain ließ sich von ihm erbitten, dasselbe zu thun.

Man führte uns zu der anderen Abtheilung des Morais, wo ein Raum von zehn bis zwölf Fuß im Geviert drei Fuß unter die Oberfläche des Bodens hinabging. Wir stiegen hinab, und Herr Cook mußte zwischen zwei hölzernen Götzenbildern Platz nehmen. Nun kamen andere Eingeborne in feierlichem Zuge daher. Sie trugen ein gedämpftes Schwein, einen Pudding, Brotfrüchte, Cocosnüsse und Gemüse. Als sie ganz nahe waren, übernahm Kairikia ihre Gaben, um sie unserem Befehlshaber zu überreichen, wobei er wieder einen Gesang anstimmte, der von den Anderen Satz für Satz beantwortet wurde. Wir bemerkten, daß die Sätze immer kürzer wurden, bis Kairikia gegen das Ende blos noch zwei oder drei Worte sang, auf die der Chor weiter nichts als Orono antwortete.

Als diese Darbringung, die eine Viertelstunde dauerte, beendet war, setzten sich die Eingebornen vor uns auf den Boden und begannen das Schwein zu zerstückeln, die Gemüse in Stand zu setzen und die Cocosnüsse zu zerschlagen. Einige bereiteten Ava auf dieselbe Art, wie die Bewohner der Freundschaftsinseln. Kairikia ergriff darauf den Kern einer Cocosnuß, kaute ihn, wickelte ihn in ein Stückchen Zeug und rieb Herrn Cook damit das Gesicht, den Hinterkopf, Hände, Arme und Schultern. Nun machte der Pfeffertrank die Runde. Nachdem wir davon gekostet hatten, zertheilten Paria und Koah das Schweinefleisch in kleine Stückchen und steckten sie uns in den Mund. Ich empfand dabei keinen Widerwillen, denn mich bediente Paria, der ein höchst reinlicher Mann war. Aber Herr Cook, mit dem Koah sich beschäftigte, erinnerte sich des faulenden Schweins und aß keinen Bissen. Der Greis glaubte seine Höflichkeit zu verdoppeln, wenn er jeden

mit Mühe erhielt, fangen Kairikia und Koah bald zusammen, bald jeder einzeln. Dieser Theil der Ceremonie war sehr lang. Endlich ließ Koah das Schwein fallen und stieg mit Herrn Cook vom Gerüst herab. Er führte ihn zu den zwölf Figuren, indem er jeder mit spöttischer Miene etwas sagte, und zuletzt zu der mittelsten, der die Eingebornen am meisten Gewicht beizulegen schienen und welche sie deshalb mit rothem Stoff bekleidet hatten. Vor dieser Figur warf er sich nieder, um sie zu küssen, und der Capitain ließ sich von ihm erbitten, dasselbe zu thun.

Man führte uns zu der anderen Abtheilung des Morais, wo ein Raum von zehn bis zwölf Fuß im Geviert drei Fuß unter die Oberfläche des Bodens hinabging. Wir stiegen hinab, und Herr Cook mußte zwischen zwei hölzernen Götzenbildern Platz nehmen. Nun kamen andere Eingeborne in feierlichem Zuge daher. Sie trugen ein gedämpftes Schwein, einen Pudding, Brotfrüchte, Cocosnüsse und Gemüse. Als sie ganz nahe waren, übernahm Kairikia ihre Gaben, um sie unserem Befehlshaber zu überreichen, wobei er wieder einen Gesang anstimmte, der von den Anderen Satz für Satz beantwortet wurde. Wir bemerkten, daß die Sätze immer kürzer wurden, bis Kairikia gegen das Ende blos noch zwei oder drei Worte sang, auf die der Chor weiter nichts als Orono antwortete.

Als diese Darbringung, die eine Viertelstunde dauerte, beendet war, setzten sich die Eingebornen vor uns auf den Boden und begannen das Schwein zu zerstückeln, die Gemüse in Stand zu setzen und die Cocosnüsse zu zerschlagen. Einige bereiteten Ava auf dieselbe Art, wie die Bewohner der Freundschaftsinseln. Kairikia ergriff darauf den Kern einer Cocosnuß, kaute ihn, wickelte ihn in ein Stückchen Zeug und rieb Herrn Cook damit das Gesicht, den Hinterkopf, Hände, Arme und Schultern. Nun machte der Pfeffertrank die Runde. Nachdem wir davon gekostet hatten, zertheilten Paria und Koah das Schweinefleisch in kleine Stückchen und steckten sie uns in den Mund. Ich empfand dabei keinen Widerwillen, denn mich bediente Paria, der ein höchst reinlicher Mann war. Aber Herr Cook, mit dem Koah sich beschäftigte, erinnerte sich des faulenden Schweins und aß keinen Bissen. Der Greis glaubte seine Höflichkeit zu verdoppeln, wenn er jeden

Biſſen vorher kaue. Man wird ſich denken können, ob Herrn Cooks Widerwille dadurch vermehrt wurde.

Nach dieſer Ceremonie, welcher unſer Capitain, ſo bald es ſich ſchicklicher Weiſe thun ließ, ein Ende machte, verließen wir den Morai. Wir vergaßen nicht, unter unſere Gaſtgeber einige Eiſenſtücke und andere Kleinigkeiten auszutheilen, und ſie waren ganz entzückt davon. Die Männer mit den Stäben führten uns zu den Booten zurück, indem ſie dieſelben Phraſen und Worte wie bei unſerer Landung wiederholten. Wir kehrten ſogleich an Bord zurück, mit dem Erlebten ganz beſchäftigt und voll Freude über den freundſchaftlichen Empfang, den wir gefunden hatten. Ueber den Zweck der verſchiedenen Ceremonien, die ich um ihrer Sonderbarkeit willen im Einzelnen beſchrieben habe, wage ich keine Vermuthung auszuſprechen. So viel war gewiß, daß die Eingebornen durch ſie, die ganz nahe an Anbetung ſtreiften, eine ungewöhnliche Ehrfurcht ausſprechen wollten.

Am folgenden Tage ging ich mit acht Marineſoldaten ans Land, um einen Platz für das Obſervatorium auszuſuchen, deſſen Errichtung Herr Cook mir befohlen hatte. Während ich mitten im Dorfe einen Platz betrachtete, auf dem mir blos einige Hütten hinderlich waren, kam Paria hinzu und wollte dieſelben ſogleich niederreißen laſſen. Ich glaubte ſein Anerbieten nicht annehmen zu dürfen und wählte ein an den Morai anſtoßendes Batatenfeld. Man überließ es uns willig, und einige Prieſter ſteckten rings um die Umfaſſungsmauern Stäbe, um die Menge fern zu halten.

Die Eingebornen geben dieſer Art von religiöſem Interdict den Namen Tabu, und wir hörten dieſes Wort im Laufe unſeres Aufenthaltes oft wiederholen. Wir machten die Erfahrungen, daß es ſehr mächtige und weit reichende Wirkungen übt, von denen ich ſpäter ausführlicher ſprechen werde. Hier beſchränke ich mich auf die Bemerkung, daß das Tabu-Machen uns mehr Ruhe und Einſamkeit verſchaffte, als wir ſelbſt wünſchten. Die Pirogen landeten nie in unſerer Nähe, und die Eingebornen wagten den geweihten Raum ohne unſere Einwilligung nicht zu betreten. Auf vieles Bitten kamen die Männer mit Lebensmitteln zu uns, aber die Frauen ließen ſich durch nichts beſtimmen. Vergebens boten wir ihnen Geſchenke, und Paria und Koah, die ihre

Biſſen vorher kaue. Man wird ſich denken können, ob Herrn Cooks Widerwille dadurch vermehrt wurde.

Nach dieſer Ceremonie, welcher unſer Capitain, ſo bald es ſich ſchicklicher Weiſe thun ließ, ein Ende machte, verließen wir den Morai. Wir vergaßen nicht, unter unſere Gaſtgeber einige Eiſenſtücke und andere Kleinigkeiten auszutheilen, und ſie waren ganz entzückt davon. Die Männer mit den Stäben führten uns zu den Booten zurück, indem ſie dieſelben Phraſen und Worte wie bei unſerer Landung wiederholten. Wir kehrten ſogleich an Bord zurück, mit dem Erlebten ganz beſchäftigt und voll Freude über den freundſchaftlichen Empfang, den wir gefunden hatten. Ueber den Zweck der verſchiedenen Ceremonien, die ich um ihrer Sonderbarkeit willen im Einzelnen beſchrieben habe, wage ich keine Vermuthung auszuſprechen. So viel war gewiß, daß die Eingebornen durch ſie, die ganz nahe an Anbetung ſtreiften, eine ungewöhnliche Ehrfurcht ausſprechen wollten.

Am folgenden Tage ging ich mit acht Marineſoldaten ans Land, um einen Platz für das Obſervatorium auszuſuchen, deſſen Errichtung Herr Cook mir befohlen hatte. Während ich mitten im Dorfe einen Platz betrachtete, auf dem mir blos einige Hütten hinderlich waren, kam Paria hinzu und wollte dieſelben ſogleich niederreißen laſſen. Ich glaubte ſein Anerbieten nicht annehmen zu dürfen und wählte ein an den Morai anſtoßendes Batatenfeld. Man überließ es uns willig, und einige Prieſter ſteckten rings um die Umfaſſungsmauern Stäbe, um die Menge fern zu halten.

Die Eingebornen geben dieſer Art von religiöſem Interdict den Namen Tabu, und wir hörten dieſes Wort im Laufe unſeres Aufenthaltes oft wiederholen. Wir machten die Erfahrungen, daß es ſehr mächtige und weit reichende Wirkungen übt, von denen ich ſpäter ausführlicher ſprechen werde. Hier beſchränke ich mich auf die Bemerkung, daß das Tabu-Machen uns mehr Ruhe und Einſamkeit verſchaffte, als wir ſelbſt wünſchten. Die Pirogen landeten nie in unſerer Nähe, und die Eingebornen wagten den geweihten Raum ohne unſere Einwilligung nicht zu betreten. Auf vieles Bitten kamen die Männer mit Lebensmitteln zu uns, aber die Frauen ließen ſich durch nichts beſtimmen. Vergebens boten wir ihnen Geſchenke, und Paria und Koah, die ihre

Vorstellungen mit den unsrigen verbanden, waren nicht glücklicher. Die Weiber antworteten stets, daß sie von Eatua und Terriobu, von Gott und dem König getödtet werden würden. Denjenigen von uns, welche an Bord geblieben waren, nahe zu kommen, fürchteten sie sich nicht. Im Gegentheil bewegten sich immer Schaaren von Eingebornen, namentlich von Weibern, zu den Schiffen. Man mußte sie fast stündlich verjagen, damit die Mannschaft den für den Dienst erforderlichen Raum gewinne. Dann warfen sich häufig zweihundert bis dreihundert Frauen mit einem Male ins Meer und schwammen und spielten so lange um die Schiffe herum, bis man sie wieder zuließ. Sie gewährten uns auf diese Weise einen sehr unterhaltenden Anblick.

Vom 19. bis zum 24. ereignete sich nichts Wichtiges. An dem letzten Tage verließen Paria und Koah uns, um sich zum König Terriobu zu begeben, der auf einem anderen Theile der Insel gelandet war.

Unser Observatorium stand seit einiger Zeit, als wir in unserer Nähe eine Priestercolonie entdeckten. Ihre Hütten standen neben einem Teiche und waren von einem Cocoswäldchen umgeben, das sie sowohl vom Strande als vom übrigen Theile des Dorfes trennte und dem Orte den Charakter klösterlicher Abgeschiedenheit verlieh. Capitain Cook, den ich von diesen Verhältnissen unterrichtete, wollte die Leute sehen und machte ihnen einen Besuch.

Sobald er den Strand betrat, geleitete man ihn zu einem heiligen Gebäude, das als Harre-Norono oder Haus des Orono bezeichnet wurde. Man bat ihn, am Eingange, zu Füßen eines der hölzernen Götzenbilder, die wir im Morai gesehen hatten, Platz zu nehmen. Man umwickelte ihn wie früher mit rothem Zeuge, und Kairikia überreichte ihm, von zwölf Priestern begleitet, mit dem gewöhnlichen Ceremoniel ein junges Schwein. Man erwürgte dasselbe, zündete ein Feuer an und warf das Thier in die heiße Asche. Als man ihm die Borsten genommen hatte, wurde es unserem Befehlshaber nochmals mit Wiederholung aller Ceremonien überreicht. Man hielt es ihm unter die Nase und legte es darauf zu seinen Füßen nieder, worauf Alle sich setzten. Man bereitete Ava, trug ein gut gekochtes Schwein auf und steckte uns die besten Bissen in den Mund.

Vorstellungen mit den unsrigen verbanden, waren nicht glücklicher. Die Weiber antworteten stets, daß sie von Eatua und Terriobu, von Gott und dem König getödtet werden würden. Denjenigen von uns, welche an Bord geblieben waren, nahe zu kommen, fürchteten sie sich nicht. Im Gegentheil bewegten sich immer Schaaren von Eingebornen, namentlich von Weibern, zu den Schiffen. Man mußte sie fast stündlich verjagen, damit die Mannschaft den für den Dienst erforderlichen Raum gewinne. Dann warfen sich häufig zweihundert bis dreihundert Frauen mit einem Male ins Meer und schwammen und spielten so lange um die Schiffe herum, bis man sie wieder zuließ. Sie gewährten uns auf diese Weise einen sehr unterhaltenden Anblick.

Vom 19. bis zum 24. ereignete sich nichts Wichtiges. An dem letzten Tage verließen Paria und Koah uns, um sich zum König Terriobu zu begeben, der auf einem anderen Theile der Insel gelandet war.

Unser Observatorium stand seit einiger Zeit, als wir in unserer Nähe eine Priestercolonie entdeckten. Ihre Hütten standen neben einem Teiche und waren von einem Cocoswäldchen umgeben, das sie sowohl vom Strande als vom übrigen Theile des Dorfes trennte und dem Orte den Charakter klösterlicher Abgeschiedenheit verlieh. Capitain Cook, den ich von diesen Verhältnissen unterrichtete, wollte die Leute sehen und machte ihnen einen Besuch.

Sobald er den Strand betrat, geleitete man ihn zu einem heiligen Gebäude, das als Harre-Norono oder Haus des Orono bezeichnet wurde. Man bat ihn, am Eingange, zu Füßen eines der hölzernen Götzenbilder, die wir im Morai gesehen hatten, Platz zu nehmen. Man umwickelte ihn wie früher mit rothem Zeuge, und Kairikia überreichte ihm, von zwölf Priestern begleitet, mit dem gewöhnlichen Ceremoniel ein junges Schwein. Man erwürgte dasselbe, zündete ein Feuer an und warf das Thier in die heiße Asche. Als man ihm die Borsten genommen hatte, wurde es unserem Befehlshaber nochmals mit Wiederholung aller Ceremonien überreicht. Man hielt es ihm unter die Nase und legte es darauf zu seinen Füßen nieder, worauf Alle sich setzten. Man bereitete Ava, trug ein gut gekochtes Schwein auf und steckte uns die besten Bissen in den Mund.

So oft der Capitain von nun an das Land betrat, wurde er von einem Priester begleitet, der ihm voranging, die Anwesenden benachrichtigte, daß der Orono ihm folge, und sie aufforderte, sich nieder zu werfen. Auch auf dem Wasser war immer ein Priester bei Cook, damit die Wilden in den Pirogen ihre Pflicht nicht vernachlässigten. Auf seine Aufforderung stellten die Ruderer sofort ihre Arbeiten ein und fielen auf das Gesicht nieder. Besuchte der Capitain das Observatorium, so erschienen Kairikia und seine Amtsbrüder, um ihm Schweine, Brotfrüchte und Cocosnüsse darzubringen. Bei diesen Gelegenheiten baten Häuptlinge untergeordneten Ranges oft um die Erlaubniß, dem Orono eine Gabe überreichen zu dürfen. Erhielten sie dieselbe, so näherten sie sich mit schüchternen Mienen, und die Priester sangen Hymnen.

Die Zuvorkommenheit dieser mönchischen Gesellschaft beschränkte sich nicht auf leere Phrasen und Ceremonien. Diejenigen von uns, welche auf dem Lande waren, erhielten jeden Tag Schweine und Gemüse, und mit derselben Regelmäßigkeit kamen verschiedene Pirogen, mit Lebensmitteln beladen, zu den Schiffen. Die Priester verlangten niemals ein Gegengeschenk und ließen nicht ein einziges Mal merken, daß sie von uns eine gleiche Freigebigkeit erwarteten. Sie schienen eine Religionspflicht zu erfüllen, und wenn wir fragten, wer die Kosten ihrer Aufmerksamkeiten trage, bekamen wir die Antwort, daß es der Oberpriester Kau sei. Er war Kairikia's Großvater und befand sich augenblicklich im Gefolge des Königs.

Das entsetzliche Unglück, das uns hier begegnete, veranlaßt mich zu der Bemerkung, daß wir mit den Häuptlingen nicht so zufrieden waren, wie mit den Priestern. Die ersteren beschäftigten sich bei allen Gelegenheiten allein mit ihren Interessen, und abgesehen von den Diebstählen, welche sie begingen, gefielen sie sich auch in Kniffen der gemeinsten Art. Zum Belege dient ein Betrug, den unser Freund Koah ausführte. Da die Häuptlinge, die uns Schweine brachten, stets mit einem ansehnlichen Geschenk zurückkehrten, so erhielten wir gewöhnlich mehr solcher Thiere, als wir verzehren konnten. Koah, der beständig bei uns war, bat um alle Sachen, die wir nicht brauchten, und konnte sicher sein, daß wir seine Wünsche erfüllten. Einmal überreichte uns ein Mann, den er uns als Häuptling vorstellte, ein Spanferkel, und

So oft der Capitain von nun an das Land betrat, wurde er von einem Priester begleitet, der ihm voranging, die Anwesenden benachrichtigte, daß der Orono ihm folge, und sie aufforderte, sich nieder zu werfen. Auch auf dem Wasser war immer ein Priester bei Cook, damit die Wilden in den Pirogen ihre Pflicht nicht vernachlässigten. Auf seine Aufforderung stellten die Ruderer sofort ihre Arbeiten ein und fielen auf das Gesicht nieder. Besuchte der Capitain das Observatorium, so erschienen Kairikia und seine Amtsbrüder, um ihm Schweine, Brotfrüchte und Cocosnüsse darzubringen. Bei diesen Gelegenheiten baten Häuptlinge untergeordneten Ranges oft um die Erlaubniß, dem Orono eine Gabe überreichen zu dürfen. Erhielten sie dieselbe, so näherten sie sich mit schüchternen Mienen, und die Priester sangen Hymnen.

Die Zuvorkommenheit dieser mönchischen Gesellschaft beschränkte sich nicht auf leere Phrasen und Ceremonien. Diejenigen von uns, welche auf dem Lande waren, erhielten jeden Tag Schweine und Gemüse, und mit derselben Regelmäßigkeit kamen verschiedene Pirogen, mit Lebensmitteln beladen, zu den Schiffen. Die Priester verlangten niemals ein Gegengeschenk und ließen nicht ein einziges Mal merken, daß sie von uns eine gleiche Freigebigkeit erwarteten. Sie schienen eine Religionspflicht zu erfüllen, und wenn wir fragten, wer die Kosten ihrer Aufmerksamkeiten trage, bekamen wir die Antwort, daß es der Oberpriester Kau sei. Er war Kairikia's Großvater und befand sich augenblicklich im Gefolge des Königs.

Das entsetzliche Unglück, das uns hier begegnete, veranlaßt mich zu der Bemerkung, daß wir mit den Häuptlingen nicht so zufrieden waren, wie mit den Priestern. Die ersteren beschäftigten sich bei allen Gelegenheiten allein mit ihren Interessen, und abgesehen von den Diebstählen, welche sie begingen, gefielen sie sich auch in Kniffen der gemeinsten Art. Zum Belege dient ein Betrug, den unser Freund Koah ausführte. Da die Häuptlinge, die uns Schweine brachten, stets mit einem ansehnlichen Geschenk zurückkehrten, so erhielten wir gewöhnlich mehr solcher Thiere, als wir verzehren konnten. Koah, der beständig bei uns war, bat um alle Sachen, die wir nicht brauchten, und konnte sicher sein, daß wir seine Wünsche erfüllten. Einmal überreichte uns ein Mann, den er uns als Häuptling vorstellte, ein Spanferkel, und

zwar dasselbe, das wir Koah einen Augenblick zuvor geschenkt hatten. Auf unsere Fragen erfuhren wir, daß der angebliche Häuptling ein Mann aus dem Volke sei. Dieser Vorfall überzeugte uns, in Verbindung mit ähnlichen Erfahrungen, daß Koah uns gewohnheitsmäßig betrüge.

Am 24. sahen wir zu unserer Ueberraschung, daß nicht ein einziger Kahn von der Küste abstieß und alle Eingebornen bei ihren Hütten blieben. Mehrere Stunden verflossen, ohne daß wir den Grund zu errathen vermochten, aber dann hörten wir, daß die ganze Bucht in Folge der Ankunft des Königs tabu geworden und jeder Verkehr mit uns untersagt sei. Da wir an einen solchen Vorgang nicht gedacht hatten, so mußten die Mannschaften beider Schiffe an diesem Tage der Pflanzenkost entbehren. Am folgenden Tage ließen es unsere Leute weder an Drohungen noch an Versprechungen fehlen, und zuletzt waren einige Wilde so kühn, von der Küste abzustoßen. Sogleich erschien ein Häuptling, um sie zurück zu rufen, und schon wollten die Leute ihm gehorchen, als wir einen Flintenschuß abfeuerten, der die gewünschte Wirkung hatte. Nach Mittag erhielten wir einen Besuch des Königs, ohne daß wir ihn kannten. Er war von einer einzigen Piroge begleitet, in der seine Frau und seine Kinder saßen.

Am 26. machte er uns in einer großen Piroge seinen Staatsbesuch, begleitet von einem starken und mit einer gewissen Pracht gekleideten Gefolge. Im ersten Boote befand er sich selbst mit seinen Häuptlingen, welche sämmtlich Helme und Federmäntel trugen und mit langen Speeren und Dolchen bewaffnet waren. Das zweite Boot trug die Priester, mit dem ehrwürdigen Kau an der Spitze. Sie hatten ihre in rothe Stoffe gewickelten und dieses Mal mit Federn von verschiedener Farbe geschmückten Götzenbilder mitgenommen. Die Augen derselben wurden von Perlmutterstückchen mit dem Kern einer schwarzen Nuß in der Mitte gebildet, in den Mund war eine Doppelreihe von Hundezähnen eingesetzt. Die dritte Piroge war mit Schweinen und verschiedenen Vegetabilien geschmückt. Während die Priester Hymnen sangen, ruderte der König um beide Schiffe und kehrte an das Land zurück, ohne daß er an Bord gekommen wäre.

zwar dasselbe, das wir Koah einen Augenblick zuvor geschenkt hatten. Auf unsere Fragen erfuhren wir, daß der angebliche Häuptling ein Mann aus dem Volke sei. Dieser Vorfall überzeugte uns, in Verbindung mit ähnlichen Erfahrungen, daß Koah uns gewohnheitsmäßig betrüge.

Am 24. sahen wir zu unserer Ueberraschung, daß nicht ein einziger Kahn von der Küste abstieß und alle Eingebornen bei ihren Hütten blieben. Mehrere Stunden verflossen, ohne daß wir den Grund zu errathen vermochten, aber dann hörten wir, daß die ganze Bucht in Folge der Ankunft des Königs tabu geworden und jeder Verkehr mit uns untersagt sei. Da wir an einen solchen Vorgang nicht gedacht hatten, so mußten die Mannschaften beider Schiffe an diesem Tage der Pflanzenkost entbehren. Am folgenden Tage ließen es unsere Leute weder an Drohungen noch an Versprechungen fehlen, und zuletzt waren einige Wilde so kühn, von der Küste abzustoßen. Sogleich erschien ein Häuptling, um sie zurück zu rufen, und schon wollten die Leute ihm gehorchen, als wir einen Flintenschuß abfeuerten, der die gewünschte Wirkung hatte. Nach Mittag erhielten wir einen Besuch des Königs, ohne daß wir ihn kannten. Er war von einer einzigen Piroge begleitet, in der seine Frau und seine Kinder saßen.

Am 26. machte er uns in einer großen Piroge seinen Staatsbesuch, begleitet von einem starken und mit einer gewissen Pracht gekleideten Gefolge. Im ersten Boote befand er sich selbst mit seinen Häuptlingen, welche sämmtlich Helme und Federmäntel trugen und mit langen Speeren und Dolchen bewaffnet waren. Das zweite Boot trug die Priester, mit dem ehrwürdigen Kau an der Spitze. Sie hatten ihre in rothe Stoffe gewickelten und dieses Mal mit Federn von verschiedener Farbe geschmückten Götzenbilder mitgenommen. Die Augen derselben wurden von Perlmutterstückchen mit dem Kern einer schwarzen Nuß in der Mitte gebildet, in den Mund war eine Doppelreihe von Hundezähnen eingesetzt. Die dritte Piroge war mit Schweinen und verschiedenen Vegetabilien geschmückt. Während die Priester Hymnen sangen, ruderte der König um beide Schiffe und kehrte an das Land zurück, ohne daß er an Bord gekommen wäre.

Ich befand mich eben auf dem Ufer und empfing den König. Fast in demselben Augenblicke erschien auch Herr Cook und führte ihn ins Zelt. Beide hatten kaum Platz genommen, als der König sich erhob und Herrn Cook seinen Federmantel über die Schultern warf. Dann setzte er unserem Befehlshaber einen Helm auf den Kopf, legte einen Fächer in seine Hand und breitete sechs sehr hübsche und kostbare Mäntel zu seinen Füßen aus. Die Leute seines Gefolges brachten nun sechs ausgewachsene Schweine, Zuckerrohr, Cocosnüsse und Brotfrüchte. Der König beschloß diese Ceremonie damit, daß er mit dem Capitain die Namen tauschte. Nun bildete sich ein Zug von Priestern, dem Kau voranschritt. Er hielt ein Stück Zeug in der Hand und wickelte es um die Schultern des Capitains. Er setzte sich neben den König und antwortete mit diesem auf die Gesänge, die von Kairikia und seinen Mitbrüdern angestimmt wurden.

Als wir den König näher betrachteten, erkannten wir in ihm einen schwachen mageren Greis, der an Bord der Resolution gekommen war, als wir vor Mowee*) kreuzten. Unter seinem Gefolge entdeckten wir die meisten der Insulaner, welche damals auf unserem Schiffe über Nacht geblieben waren, unter anderen seine beiden Söhne und seinen Neffen Maiha Maiha. Der letztere war fast unkenntlich geworden, da er seinen Kopf mit einem Teige und einem braunen Pulver bedeckt hatte. Sein Gesicht, das wildeste, das mir jemals vorgekommen ist, wurde dadurch noch mehr entstellt.

Sobald die Ceremonien beendet waren, führte der Capitain den König und so viele Häuptlinge, als das Boot zu fassen vermochte, aufs Schiff, wo er ihn mit einem Hemde beschenkte und ihm seinen eigenen Degen umgürtete. Kau und sechs andere Greise blieben am Ufer und bezogen das Priesterhaus. Während dieser ganzen Zeit zeigte sich in der ganzen Bucht nicht eine einzige Piroge, und die Eingebornen hielten sich entweder in ihren Hütten oder lagen mit dem Gesicht am Boden. Ehe der König die Resolution verließ, erlaubte er seinen Unterthanen, wieder zu den Schiffen zu kommen und Tauschhandel zu

*) Maui, nordwestlich von Hawaii, von dem es durch eine sechs Meilen breite Straße getrennt wird.

Ich befand mich eben auf dem Ufer und empfing den König. Fast in demselben Augenblicke erschien auch Herr Cook und führte ihn ins Zelt. Beide hatten kaum Platz genommen, als der König sich erhob und Herrn Cook seinen Federmantel über die Schultern warf. Dann setzte er unserem Befehlshaber einen Helm auf den Kopf, legte einen Fächer in seine Hand und breitete sechs sehr hübsche und kostbare Mäntel zu seinen Füßen aus. Die Leute seines Gefolges brachten nun sechs ausgewachsene Schweine, Zuckerrohr, Cocosnüsse und Brotfrüchte. Der König beschloß diese Ceremonie damit, daß er mit dem Capitain die Namen tauschte. Nun bildete sich ein Zug von Priestern, dem Kau voranschritt. Er hielt ein Stück Zeug in der Hand und wickelte es um die Schultern des Capitains. Er setzte sich neben den König und antwortete mit diesem auf die Gesänge, die von Kairikia und seinen Mitbrüdern angestimmt wurden.

Als wir den König näher betrachteten, erkannten wir in ihm einen schwachen mageren Greis, der an Bord der Resolution gekommen war, als wir vor Mowee*) kreuzten. Unter seinem Gefolge entdeckten wir die meisten der Insulaner, welche damals auf unserem Schiffe über Nacht geblieben waren, unter anderen seine beiden Söhne und seinen Neffen Maiha Maiha. Der letztere war fast unkenntlich geworden, da er seinen Kopf mit einem Teige und einem braunen Pulver bedeckt hatte. Sein Gesicht, das wildeste, das mir jemals vorgekommen ist, wurde dadurch noch mehr entstellt.

Sobald die Ceremonien beendet waren, führte der Capitain den König und so viele Häuptlinge, als das Boot zu fassen vermochte, aufs Schiff, wo er ihn mit einem Hemde beschenkte und ihm seinen eigenen Degen umgürtete. Kau und sechs andere Greise blieben am Ufer und bezogen das Priesterhaus. Während dieser ganzen Zeit zeigte sich in der ganzen Bucht nicht eine einzige Piroge, und die Eingebornen hielten sich entweder in ihren Hütten oder lagen mit dem Gesicht am Boden. Ehe der König die Resolution verließ, erlaubte er seinen Unterthanen, wieder zu den Schiffen zu kommen und Tauschhandel zu

*) Maui, nordwestlich von Hawaii, von dem es durch eine sechs Meilen breite Straße getrennt wird.

treiben. Die Frauen blieben aus unbekannten Gründen dem Tabu unterworfen, d. h. es war ihnen verboten, ihre Hütten zu verlassen und mit uns zu verkehren.

Das friedliche Benehmen und die Gastfreundschaft der Eingebornen hatten unsere letzten Besorgnisse verscheucht, so daß wir kein Bedenken trugen, uns mitten unter sie zu mischen und sie zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten zu besuchen. Die Officiere beider Schiffe durchstreiften in kleinen Gruppen oder auch allein das Land und verbrachten dort häufig ganze Nächte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich alle die Freundschaftsbeweise aufzählen, die uns von den Eingebornen gegeben wurden. Ueberall wo wir uns zeigten, versammelten sie sich in Menge um uns, boten uns ihre Dienste an und verriethen die größte Freude, wenn wir dieselben annahmen. Sie wendeten verschiedene kleine Listen an, um unsere Aufmerksamkeit zu erregen und uns länger festzuhalten. Wenn wir durch ein Dorf gingen, liefen die jungen Männer und Mädchen voran und machten an jeder Stelle Halt, wo sie Platz genug zum Tanzen fanden. Bald luden sie uns ein, in ihren Hütten auszuruhen, Cocosmilch zu trinken und andere Erfrischungen einzunehmen, bald führten sie uns in einen Kreis junger Mädchen, welche alle ihre Talente aufboten und uns mit Tänzen und Gesängen unterhielten.

Unsere Freude über die friedliche Stimmung und die Freigebigkeit dieser Leute wurde durch ihre Diebstähle, diese gewöhnlichste Erscheinung bei allen in diesem Meere wohnenden Völkerschaften, etwas vermindert. Wir bedauerten ihr Stehlen um so lebhafter, als wir dadurch oft gezwungen wurden, sie hart zu behandeln. Wir hätten dies gern vermieden, aber die Nothwendigkeit zwang uns dazu. Eines Tages entdeckten wir, daß einige ihrer geschicktesten Schwimmer aus unserer Schiffsverkleidung die Nägel zogen. Sie führten diese Arbeit mit Hilfe eines kurzen Stabes, an dem ein Kiesel befestigt war, sehr geschickt aus. Da sie unser Schiff in Gefahr brachten, so schossen wir auf sie mit Schrot, aber nun tauchten sie unter den Schiffskiel, wo sie sicher waren, und es blieb uns weiter nichts übrig, als sie an Bord zu holen und auszupeitschen.

In diesen Tagen unternahmen viele Officiere von beiden Schiffen

treiben. Die Frauen blieben aus unbekannten Gründen dem Tabu unterworfen, d. h. es war ihnen verboten, ihre Hütten zu verlassen und mit uns zu verkehren.

Das friedliche Benehmen und die Gastfreundschaft der Eingebornen hatten unsere letzten Besorgnisse verscheucht, so daß wir kein Bedenken trugen, uns mitten unter sie zu mischen und sie zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten zu besuchen. Die Officiere beider Schiffe durchstreiften in kleinen Gruppen oder auch allein das Land und verbrachten dort häufig ganze Nächte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich alle die Freundschaftsbeweise aufzählen, die uns von den Eingebornen gegeben wurden. Ueberall wo wir uns zeigten, versammelten sie sich in Menge um uns, boten uns ihre Dienste an und verriethen die größte Freude, wenn wir dieselben annahmen. Sie wendeten verschiedene kleine Listen an, um unsere Aufmerksamkeit zu erregen und uns länger festzuhalten. Wenn wir durch ein Dorf gingen, liefen die jungen Männer und Mädchen voran und machten an jeder Stelle Halt, wo sie Platz genug zum Tanzen fanden. Bald luden sie uns ein, in ihren Hütten auszuruhen, Cocosmilch zu trinken und andere Erfrischungen einzunehmen, bald führten sie uns in einen Kreis junger Mädchen, welche alle ihre Talente aufboten und uns mit Tänzen und Gesängen unterhielten.

Unsere Freude über die friedliche Stimmung und die Freigebigkeit dieser Leute wurde durch ihre Diebstähle, diese gewöhnlichste Erscheinung bei allen in diesem Meere wohnenden Völkerschaften, etwas vermindert. Wir bedauerten ihr Stehlen um so lebhafter, als wir dadurch oft gezwungen wurden, sie hart zu behandeln. Wir hätten dies gern vermieden, aber die Nothwendigkeit zwang uns dazu. Eines Tages entdeckten wir, daß einige ihrer geschicktesten Schwimmer aus unserer Schiffsverkleidung die Nägel zogen. Sie führten diese Arbeit mit Hilfe eines kurzen Stabes, an dem ein Kiesel befestigt war, sehr geschickt aus. Da sie unser Schiff in Gefahr brachten, so schossen wir auf sie mit Schrot, aber nun tauchten sie unter den Schiffskiel, wo sie sicher waren, und es blieb uns weiter nichts übrig, als sie an Bord zu holen und auszupeitschen.

In diesen Tagen unternahmen viele Officiere von beiden Schiffen

einen Ausflug ins Innere, um die Erzeugnisse des Landes kennen zu lernen. Man wird weiter unten einen Bericht über diese Reise finden. Hier beschränke ich mich auf die Mittheilung, daß Kau eine neue Gelegenheit erhielt, sein Wohlwollen und seine Freigebigkeit zu beweisen. Sobald er von dem Vorhaben unserer Officiere hörte, schickte er ihnen eine beträchtliche Quantität Lebensmittel und befahl den Einwohnern der Bezirke, durch die ihr Weg sie führte, ihnen jeden Dienst zu leisten, der in ihrer Macht stehe. Seine Freundlichkeit wird in einem noch glänzenderen Licht erscheinen, wenn ich sage, daß man den Leuten, die er schickte, nicht das kleinste Geschenk aufzwingen konnte. Unsere Reisenden kamen nach sechs Tagen zurück. Da sie keine Führer hatten und gebahnte Wege fehlten, so waren sie blos fünf Meilen tief ins Land gedrungen.

Der Capitain Clerke, der durch seine Kränklichkeit fast immer an Bord zurückgehalten wurde, machte am 28. Januar dem König seinen ersten Besuch. Er fand diesen in seiner Hütte und wurde auf dieselbe Art, ganz mit denselben Ceremonien wie Herr Cook empfangen. Als er zur Discovery zurückkehrte, erhielt er, obgleich sein Besuch ein gänzlich unerwarteter war, dreißig große Schweine und so viele Früchte und Wurzeln, daß seine Mannschaft eine ganze Woche davon essen konnte.

Bis jetzt hatten wir noch keine ihrer gymnastischen Uebungen gesehen, aber am heutigen Abend gaben uns einige junge Männer das Schauspiel eines Faustkampfes. Dieses Spiel stand nicht blos hinsichtlich des Anzugs, sondern auch hinsichtlich der Gewandtheit und Kraft der Athleten hinter den Kämpfen, die wir auf anderen Inseln gesehen hatten, zurück. Wir bemerkten auch noch einige andere Unterschiede, doch die gute Laune der Besiegten war dieselbe. Da wir um diesen Faustkampf gebeten hatten, so glaubten die Eingebornen, daß wir daran Theil nehmen würden. Unsere Matrosen hielten sich aber fern, weil sie sich der Schläge erinnerten, die sie auf den Freundschaftsinseln bekommen hatten.

Am 28. Januar starb Wilhelm Watman, einer unserer Unterofficiere. Er war nicht mehr jung und hing mit merkwürdiger Liebe an unserem Capitain. Nachdem er einundzwanzig Jahre Marinesoldat

einen Ausflug ins Innere, um die Erzeugnisse des Landes kennen zu lernen. Man wird weiter unten einen Bericht über diese Reise finden. Hier beschränke ich mich auf die Mittheilung, daß Kau eine neue Gelegenheit erhielt, sein Wohlwollen und seine Freigebigkeit zu beweisen. Sobald er von dem Vorhaben unserer Officiere hörte, schickte er ihnen eine beträchtliche Quantität Lebensmittel und befahl den Einwohnern der Bezirke, durch die ihr Weg sie führte, ihnen jeden Dienst zu leisten, der in ihrer Macht stehe. Seine Freundlichkeit wird in einem noch glänzenderen Licht erscheinen, wenn ich sage, daß man den Leuten, die er schickte, nicht das kleinste Geschenk aufzwingen konnte. Unsere Reisenden kamen nach sechs Tagen zurück. Da sie keine Führer hatten und gebahnte Wege fehlten, so waren sie blos fünf Meilen tief ins Land gedrungen.

Der Capitain Clerke, der durch seine Kränklichkeit fast immer an Bord zurückgehalten wurde, machte am 28. Januar dem König seinen ersten Besuch. Er fand diesen in seiner Hütte und wurde auf dieselbe Art, ganz mit denselben Ceremonien wie Herr Cook empfangen. Als er zur Discovery zurückkehrte, erhielt er, obgleich sein Besuch ein gänzlich unerwarteter war, dreißig große Schweine und so viele Früchte und Wurzeln, daß seine Mannschaft eine ganze Woche davon essen konnte.

Bis jetzt hatten wir noch keine ihrer gymnastischen Uebungen gesehen, aber am heutigen Abend gaben uns einige junge Männer das Schauspiel eines Faustkampfes. Dieses Spiel stand nicht blos hinsichtlich des Anzugs, sondern auch hinsichtlich der Gewandtheit und Kraft der Athleten hinter den Kämpfen, die wir auf anderen Inseln gesehen hatten, zurück. Wir bemerkten auch noch einige andere Unterschiede, doch die gute Laune der Besiegten war dieselbe. Da wir um diesen Faustkampf gebeten hatten, so glaubten die Eingebornen, daß wir daran Theil nehmen würden. Unsere Matrosen hielten sich aber fern, weil sie sich der Schläge erinnerten, die sie auf den Freundschaftsinseln bekommen hatten.

Am 28. Januar starb Wilhelm Watman, einer unserer Unterofficiere. Er war nicht mehr jung und hing mit merkwürdiger Liebe an unserem Capitain. Nachdem er einundzwanzig Jahre Marinesoldat

gewesen war, schiffte er sich auf der Resolution ein und machte deren zweite Reise mit. Als der Capitain am Greenwich-Hospital angestellt wurde, verschaffte er diesem Manne dort Aufnahme. Watman verließ dieses Asyl, um seinen Wohlthäter auf dieser Reise zu begleiten. Er hatte seit unserer Abreise von England mehrere kleine Fieberanfälle gehabt und war bei unserer Ankunft in der Bai von Karakakoa in der Genesung begriffen. Als er einige Tage am Lande gewesen war, glaubte er sich hergestellt und verlangte an Bord zurückkehren zu dürfen. Am folgenden Tage bekam er eine Lähmung und war binnen achtundvierzig Stunden todt.

Er wurde auf den Wunsch des Königs im Morai begraben. Kau und die übrigen Priester wohnten der Feierlichkeit bei und hörten dem Verlesen der Todtengebete aufmerksam zu. In dem Augenblicke, als das Grab gefüllt wurde, näherten sie sich mit ehrfurchtsvollen Geberden und warfen ein todtes Schwein, Cocosnüsse und Bananen hinein. In jeder der drei nächsten Nächte opferten sie ein Schwein und sangen bis zum Anbruch des Tages Gebete und Hymnen.

Da wir Brennholz nöthig hatten, so beauftragte mich Herr Cook, mit den Priestern über den Ankauf des hölzernen Geländers, das den Morai umgab, zu unterhandeln. Ich muß bekennen, daß ich diesen Antrag ungern machte, weil ich befürchtete, daß jedes Wort, das ich über diesen Gegenstand spräche, als eine empörende Gottlosigkeit betrachtet werden würde. Wie sehr irrte ich! Meine Bitte erregte nicht einmal Erstaunen und wurde auf der Stelle bewilligt, ohne daß von einer Gegenleistung die Rede gewesen wäre. Als unsere Matrosen das Geländer abbrachen, bemerkte ich, daß einer von ihnen eine geschnitzte Figur mitnahm. Ich ließ nun das Schiff durchsuchen, und da fand sich, daß unsere Leute den ganzen Halbkreis entwendet hatten. Dies war unter den Augen der Eingebornen geschehen, die keine Entrüstung verrathen, ja sogar beim Transport geholfen hatten. Ich glaubte Kau von dem Vorfall benachrichtigen zu müssen, und der gute Oberpriester bat mich blos, daß ich die Figur zurückgeben möchte, die in der Mitte gestanden hatte. Er erhielt sie natürlich und trug sie in eine der Priesterhütten.

gewesen war, schiffte er sich auf der Resolution ein und machte deren zweite Reise mit. Als der Capitain am Greenwich-Hospital angestellt wurde, verschaffte er diesem Manne dort Aufnahme. Watman verließ dieses Asyl, um seinen Wohlthäter auf dieser Reise zu begleiten. Er hatte seit unserer Abreise von England mehrere kleine Fieberanfälle gehabt und war bei unserer Ankunft in der Bai von Karakakoa in der Genesung begriffen. Als er einige Tage am Lande gewesen war, glaubte er sich hergestellt und verlangte an Bord zurückkehren zu dürfen. Am folgenden Tage bekam er eine Lähmung und war binnen achtundvierzig Stunden todt.

Er wurde auf den Wunsch des Königs im Morai begraben. Kau und die übrigen Priester wohnten der Feierlichkeit bei und hörten dem Verlesen der Todtengebete aufmerksam zu. In dem Augenblicke, als das Grab gefüllt wurde, näherten sie sich mit ehrfurchtsvollen Geberden und warfen ein todtes Schwein, Cocosnüsse und Bananen hinein. In jeder der drei nächsten Nächte opferten sie ein Schwein und sangen bis zum Anbruch des Tages Gebete und Hymnen.

Da wir Brennholz nöthig hatten, so beauftragte mich Herr Cook, mit den Priestern über den Ankauf des hölzernen Geländers, das den Morai umgab, zu unterhandeln. Ich muß bekennen, daß ich diesen Antrag ungern machte, weil ich befürchtete, daß jedes Wort, das ich über diesen Gegenstand spräche, als eine empörende Gottlosigkeit betrachtet werden würde. Wie sehr irrte ich! Meine Bitte erregte nicht einmal Erstaunen und wurde auf der Stelle bewilligt, ohne daß von einer Gegenleistung die Rede gewesen wäre. Als unsere Matrosen das Geländer abbrachen, bemerkte ich, daß einer von ihnen eine geschnitzte Figur mitnahm. Ich ließ nun das Schiff durchsuchen, und da fand sich, daß unsere Leute den ganzen Halbkreis entwendet hatten. Dies war unter den Augen der Eingebornen geschehen, die keine Entrüstung verrathen, ja sogar beim Transport geholfen hatten. Ich glaubte Kau von dem Vorfall benachrichtigen zu müssen, und der gute Oberpriester bat mich blos, daß ich die Figur zurückgeben möchte, die in der Mitte gestanden hatte. Er erhielt sie natürlich und trug sie in eine der Priesterhütten.

Tarriobu und die Häuptlinge seines Gefolgs fragten uns seit einigen Tagen oft, wann wir abreisen würden. Ich benutzte diese Gelegenheit, um zu erfahren, welche Meinung die Eingebornen von uns hätten und wie sie über Grund und Zweck unserer Reise dächten. Ich gab mir viele Mühe, ermittelte aber weiter nichts, als daß sie uns für Anhänger eines Volkes hielten, dem die Lebensmittel ausgegangen wären, so daß unsere Reise blos den einzigen Zweck habe, uns den Bauch zu füllen. Die Magerkeit einiger unserer Gefährten, der Appetit, mit dem wir ihre frischen Lebensmittel aßen, und der Eifer, den wir beim Eintauschen und Einschiffen sehr ansehnlicher Vorräthe verriethen, konnten sie wohl zu einem solchen Glauben bringen. Außerdem sahen sie zu ihrem Erstaunen, daß wir keine Frauen an Bord hatten, und merkten an unserm Betragen, daß wir auf keinem Kriegszuge begriffen wären. Diese Wahrnehmungen waren für sie neue Beweise für die Richtigkeit ihres Urtheils. Es erheiterte uns sehr, wenn sie den Matrosen, die während unserer Anwesenheit in der That an Körperumfang zunahmen, Seiten und Bauch befühlten und ihnen durch Worte oder Zeichen zu verstehen gaben, es sei nun Zeit, daß wir gingen; wenn wir in der nächsten Jahreszeit der Reife der Brotfrucht zurückkehrten, würden sie besser für unsere Bedürfnisse sorgen können. Wir befanden uns nun seit sechzehn Tagen in der Bucht und hatten eine solche Menge von Schweinen und Vegetabilien verzehrt, daß wir nicht staunen durften, wenn die Eingebornen unsere Abfahrt wünschten. Tarriobu hatte übrigens bei seinen Fragen nach dem Tage unserer Entfernung wahrscheinlich keinen andern Zweck als den, Geschenke für uns in Bereitschaft zu setzen. Als wir ihm den dritten Tag nannten, ließ er in den Dörfern ausrufen, daß die Einwohner Schweine, Früchte und Gemüse bringen sollten, die er dem Orono beim Abschiede geben wolle.

An diesem ganzen Tage unterhielt uns ein Wilder durch Possenreißereien. Er hatte einen Stab in der Hand, trug um den Hals einen Kranz von Seetang und hatte an jedem Bein ein starkes Netz von etwa neun Zoll Länge, an dem Reihen von Hundezähnen hingen, befestigt. Er führte auf dem Strande burleske Tänze aus und begleitete sie mit charakteristischer Mimik, die allerdings dem Gebiete der

Tarriobu und die Häuptlinge seines Gefolgs fragten uns seit einigen Tagen oft, wann wir abreisen würden. Ich benutzte diese Gelegenheit, um zu erfahren, welche Meinung die Eingebornen von uns hätten und wie sie über Grund und Zweck unserer Reise dächten. Ich gab mir viele Mühe, ermittelte aber weiter nichts, als daß sie uns für Anhänger eines Volkes hielten, dem die Lebensmittel ausgegangen wären, so daß unsere Reise blos den einzigen Zweck habe, uns den Bauch zu füllen. Die Magerkeit einiger unserer Gefährten, der Appetit, mit dem wir ihre frischen Lebensmittel aßen, und der Eifer, den wir beim Eintauschen und Einschiffen sehr ansehnlicher Vorräthe verriethen, konnten sie wohl zu einem solchen Glauben bringen. Außerdem sahen sie zu ihrem Erstaunen, daß wir keine Frauen an Bord hatten, und merkten an unserm Betragen, daß wir auf keinem Kriegszuge begriffen wären. Diese Wahrnehmungen waren für sie neue Beweise für die Richtigkeit ihres Urtheils. Es erheiterte uns sehr, wenn sie den Matrosen, die während unserer Anwesenheit in der That an Körperumfang zunahmen, Seiten und Bauch befühlten und ihnen durch Worte oder Zeichen zu verstehen gaben, es sei nun Zeit, daß wir gingen; wenn wir in der nächsten Jahreszeit der Reife der Brotfrucht zurückkehrten, würden sie besser für unsere Bedürfnisse sorgen können. Wir befanden uns nun seit sechzehn Tagen in der Bucht und hatten eine solche Menge von Schweinen und Vegetabilien verzehrt, daß wir nicht staunen durften, wenn die Eingebornen unsere Abfahrt wünschten. Tarriobu hatte übrigens bei seinen Fragen nach dem Tage unserer Entfernung wahrscheinlich keinen andern Zweck als den, Geschenke für uns in Bereitschaft zu setzen. Als wir ihm den dritten Tag nannten, ließ er in den Dörfern ausrufen, daß die Einwohner Schweine, Früchte und Gemüse bringen sollten, die er dem Orono beim Abschiede geben wolle.

An diesem ganzen Tage unterhielt uns ein Wilder durch Possenreißereien. Er hatte einen Stab in der Hand, trug um den Hals einen Kranz von Seetang und hatte an jedem Bein ein starkes Netz von etwa neun Zoll Länge, an dem Reihen von Hundezähnen hingen, befestigt. Er führte auf dem Strande burleske Tänze aus und begleitete sie mit charakteristischer Mimik, die allerdings dem Gebiete der

niedrigsten Komik angehörte. Am Abend hatten wir wieder das Schauspiel eines Ringspiels und Faustkampfes, worauf wir unsererseits ein Feuerwerk abbrannten und eine wahre Begeisterung erweckten.

Die Zimmerleute beider Schiffe waren ins Innere gegangen, um Holz zu fällen. Sie waren seit drei Tagen fort und hatten noch immer nichts von sich hören lassen, so daß wir besorgt wurden. Wir theilten unsere Befürchtungen dem Oberpriester mit, und auch er schien unruhig zu werden. Wir hatten mit ihm schon Mittel, uns Nachrichten zu verschaffen, verabredet, als unsere Leute gesund zurückkehrten. Um die Bäume zu finden, welche sie zu ihren Arbeiten brauchten, hatten sie tiefer ins Land gehen müssen, als anfänglich ihre Absicht war. Dieser Umstand und die Schwierigkeit, das Holz auf den schlechten Wegen fortzuschaffen, hatten sie so lange zurückgehalten. Sie lobten den Eifer und die Treue ihrer Führer sehr.

Am 3. Februar bat Tarriobu den Capitain und mich, ihn zu Kau's Wohnort zu begleiten. Als wir dort ankamen, fanden wir den Boden mit Zeug, rothen und gelben Federn, die an Fasern der Cocosnuß befestigt waren, vielen Beilen und anderm Eisengeräth, das die Eingebornen von uns erhalten hatten, bedeckt. In einiger Entfernung lagen ungeheure Haufen von Vegetabilien und neben ihnen eine Heerde Schweine. Wir glaubten zuerst, daß alle diese Sachen uns geschenkt werden sollten, hörten aber von Kairikia, daß es eine Ehrengabe oder ein Tribut der Bewohner des Bezirks für den König sei. In der That hatten wir kaum Platz genommen, als die, welche die verschiedenen Stoffe, Federn und Eisengeräthschaften herbeitrugen, sie vor ihrem Herrscher ausbreiteten. Dieser schien über diesen Beweis von Unterwürfigkeit entzückt zu sein und wählte etwa den dritten Theil der Stoffe, Federn und des eisernen Geräths für sich aus. Die übrigen Stoffe und die sämmtlichen Pflanzen und Schweine gab er dem Capitain und mir. Wir staunten über den Werth dieses Geschenks, des bedeutendsten, das wir in diesen Waaren jemals erhalten hatten.

An demselben Tage brachten wir die Zelte und astronomischen Instrumente an Bord zurück. Der Zauber des Tabu war gebrochen, und wir hatten kaum den Platz geräumt, als die Eingebornen in Menge herbeiströmten und Alles nach zurückgelassenen Sachen durch-

niedrigsten Komik angehörte. Am Abend hatten wir wieder das Schauspiel eines Ringspiels und Faustkampfes, worauf wir unsererseits ein Feuerwerk abbrannten und eine wahre Begeisterung erweckten.

Die Zimmerleute beider Schiffe waren ins Innere gegangen, um Holz zu fällen. Sie waren seit drei Tagen fort und hatten noch immer nichts von sich hören lassen, so daß wir besorgt wurden. Wir theilten unsere Befürchtungen dem Oberpriester mit, und auch er schien unruhig zu werden. Wir hatten mit ihm schon Mittel, uns Nachrichten zu verschaffen, verabredet, als unsere Leute gesund zurückkehrten. Um die Bäume zu finden, welche sie zu ihren Arbeiten brauchten, hatten sie tiefer ins Land gehen müssen, als anfänglich ihre Absicht war. Dieser Umstand und die Schwierigkeit, das Holz auf den schlechten Wegen fortzuschaffen, hatten sie so lange zurückgehalten. Sie lobten den Eifer und die Treue ihrer Führer sehr.

Am 3. Februar bat Tarriobu den Capitain und mich, ihn zu Kau's Wohnort zu begleiten. Als wir dort ankamen, fanden wir den Boden mit Zeug, rothen und gelben Federn, die an Fasern der Cocosnuß befestigt waren, vielen Beilen und anderm Eisengeräth, das die Eingebornen von uns erhalten hatten, bedeckt. In einiger Entfernung lagen ungeheure Haufen von Vegetabilien und neben ihnen eine Heerde Schweine. Wir glaubten zuerst, daß alle diese Sachen uns geschenkt werden sollten, hörten aber von Kairikia, daß es eine Ehrengabe oder ein Tribut der Bewohner des Bezirks für den König sei. In der That hatten wir kaum Platz genommen, als die, welche die verschiedenen Stoffe, Federn und Eisengeräthschaften herbeitrugen, sie vor ihrem Herrscher ausbreiteten. Dieser schien über diesen Beweis von Unterwürfigkeit entzückt zu sein und wählte etwa den dritten Theil der Stoffe, Federn und des eisernen Geräths für sich aus. Die übrigen Stoffe und die sämmtlichen Pflanzen und Schweine gab er dem Capitain und mir. Wir staunten über den Werth dieses Geschenks, des bedeutendsten, das wir in diesen Waaren jemals erhalten hatten.

An demselben Tage brachten wir die Zelte und astronomischen Instrumente an Bord zurück. Der Zauber des Tabu war gebrochen, und wir hatten kaum den Platz geräumt, als die Eingebornen in Menge herbeiströmten und Alles nach zurückgelassenen Sachen durch-

suchten. Ich war allein am Lande geblieben und wartete auf die Rückkehr des Bootes, als mehrere Eingeborne sich um mich versammelten und unsere Abfahrt zu beklagen anfingen. Ich muß gestehen, daß ich ungern schied. Ich hatte die auf dem Lande arbeitenden Matrosen befehligt und kannte die Eingebornen besser, als irgend einer meiner Gefährten, die der Dienst an Bord zurückhielt. Im Allgemeinen war ich mit ihrem Betragen zufrieden, und namentlich kann ich nicht genug loben, wie grenzenlos gefällig die Priester gegen uns waren.

Ich ließ es meinerseits nicht an Bemühungen fehlen, mir ihre Liebe und ihr Wohlwollen zu erwerben. Wie sehr mir dies gelang, beweist der Umstand, daß diese Leute, als wir unsere Vorbereitungen zur Abreise trafen, in mich drangen, daß ich auf der Insel bleiben möge, und mir, um meine Einwilligung zu erlangen, die schmeichelhaftesten Anerbietungen machten. Als ich ihnen antwortete, der Capitain würde mir seine Erlaubniß nicht geben, wollten sie mich in die Gebirge führen, wo sie mich bis zum Absegeln der Schiffe verborgen halten würden. Ich antwortete wieder, das ginge wegen des Capitains nicht, der die Insel ohne mich nicht verlassen werde, und Tarriobu und Kau suchten nun Herrn Cook auf, für dessen Sohn sie mich hielten, und stellten an ihn die förmliche Bitte, daß er mich auf der Insel lassen möge. Um sie nicht zu betrüben, versprach der Capitain, im nächsten Jahre wiederzukehren und ihre Bitte dann zu erfüllen.

Am 4. segelten wir, von einer Menge Pirogen begleitet, aus der Bai. Herr Cook wollte die Untersuchung der Insel Owhyhee fortsetzen und eine mehr Sicherheit gewährende Rhede ermitteln, oder, wenn er keine solche fände, den südöstlichen Theil von Mowee besuchen, wo ein vortrefflicher Hafen sein sollte.

Am 4. und 5. hatten wir Windstille und kamen daher nur wenig gegen Norden weiter. Die Pirogen begleiteten uns noch immer, und Tarriobu beschenkte uns noch einmal mit Lebensmitteln. Am 6. umfuhren wir die Westspitze der Insel und befanden uns vor einer tiefen Bai, von der Koah uns versichert hatte, daß sie einen sehr guten Hafen enthalte. Koah, der uns begleitete und aus Höflichkeit den Namen Britanne angenommen hatte, ging mit der Pinasse ans Ufer, während wir lavirten.

suchten. Ich war allein am Lande geblieben und wartete auf die Rückkehr des Bootes, als mehrere Eingeborne sich um mich versammelten und unsere Abfahrt zu beklagen anfingen. Ich muß gestehen, daß ich ungern schied. Ich hatte die auf dem Lande arbeitenden Matrosen befehligt und kannte die Eingebornen besser, als irgend einer meiner Gefährten, die der Dienst an Bord zurückhielt. Im Allgemeinen war ich mit ihrem Betragen zufrieden, und namentlich kann ich nicht genug loben, wie grenzenlos gefällig die Priester gegen uns waren.

Ich ließ es meinerseits nicht an Bemühungen fehlen, mir ihre Liebe und ihr Wohlwollen zu erwerben. Wie sehr mir dies gelang, beweist der Umstand, daß diese Leute, als wir unsere Vorbereitungen zur Abreise trafen, in mich drangen, daß ich auf der Insel bleiben möge, und mir, um meine Einwilligung zu erlangen, die schmeichelhaftesten Anerbietungen machten. Als ich ihnen antwortete, der Capitain würde mir seine Erlaubniß nicht geben, wollten sie mich in die Gebirge führen, wo sie mich bis zum Absegeln der Schiffe verborgen halten würden. Ich antwortete wieder, das ginge wegen des Capitains nicht, der die Insel ohne mich nicht verlassen werde, und Tarriobu und Kau suchten nun Herrn Cook auf, für dessen Sohn sie mich hielten, und stellten an ihn die förmliche Bitte, daß er mich auf der Insel lassen möge. Um sie nicht zu betrüben, versprach der Capitain, im nächsten Jahre wiederzukehren und ihre Bitte dann zu erfüllen.

Am 4. segelten wir, von einer Menge Pirogen begleitet, aus der Bai. Herr Cook wollte die Untersuchung der Insel Owhyhee fortsetzen und eine mehr Sicherheit gewährende Rhede ermitteln, oder, wenn er keine solche fände, den südöstlichen Theil von Mowee besuchen, wo ein vortrefflicher Hafen sein sollte.

Am 4. und 5. hatten wir Windstille und kamen daher nur wenig gegen Norden weiter. Die Pirogen begleiteten uns noch immer, und Tarriobu beschenkte uns noch einmal mit Lebensmitteln. Am 6. umfuhren wir die Westspitze der Insel und befanden uns vor einer tiefen Bai, von der Koah uns versichert hatte, daß sie einen sehr guten Hafen enthalte. Koah, der uns begleitete und aus Höflichkeit den Namen Britanne angenommen hatte, ging mit der Pinasse ans Ufer, während wir lavirten.

Am Nachmittage wurde der Himmel dunkel, und es wehte in so heftigen Windstößen vom Lande her, daß wir alle Segel bis auf eines einzogen. Die Pirogen verließen uns beim Beginn des Sturmes alle, aber blos die Männer gingen, die Frauen blieben am Bord zurück. Als Herr Bligh mit der Pinasse zurückkehrte, hatte er die Freude, eine alte Frau und zwei Männer zu retten, deren Boot der Sturm dicht vor der Küste umgeworfen hatte.

Herr Bligh war bei einem Dorfe, dem einzigen auf der Nordseite der Bai gelandet. Man hatte ihm einen Brunnen gezeigt, der aber schlechtes Wasser hatte. Er drang nun tiefer in die Bai, die weit ins Land hineingeht und von den hohen Gebirgen, die den nordwestlichen Theil der Insel durchziehen, begleitet wird. Statt einen sichern Ankergrund darzubieten, war das Wasser seicht und voll von Klippen. Koah schlich davon, als man entdeckte, daß er mit seiner Anpreisung der Bucht gelogen hatte.

Am Abend wurde das Wetter so weit besser, daß wir weiter segeln konnten, aber in der Nacht erhob sich ein neuer Sturm und zerriß uns zwei Segel. Am nächsten Tage blieb das Wetter so veränderlich, daß sich kein Eingeborner zu uns wagte. Wir mußen daher die Frauen, die sämmtlich seekrank waren, am Bord behalten. Am Nachmittage hielten wir auf die Küste zu. Als wir noch ungefähr drei Stunden von ihr entfernt waren, bemerkten wir eine Piroge mit zwei Männern, die auf uns zuruderten. Wir vermutheten, daß sie durch den letzten Sturm ins offene Meer hinausgetrieben sein möchten, und verminderten unsere Segel, um sie aufzunehmen. Die Unglücklichen waren so erschöpft, daß sie das Seil, welches wir ihnen zuwarfen, nicht festzuhalten vermochten. Einer der Eingebornen, der bei uns geblieben war, sprang in ihre Piroge und half ihnen. Wir zogen sie mit Mühe aufs Verdeck, und namentlich machte uns ein vierjähriger Knabe zu schaffen, den sie außen unter einen der Ausleger gebunden hatten, wo er während dieser ganzen Zeit, blos mit dem Kopfe über dem Wasser, geblieben war. Wie sie uns sagten, waren sie am vorigen Morgen fortgefahren und hatten seitdem weder gegessen noch getrunken. Wir sorgten mit der Vorsicht, die in solchen Fällen angewendet werden

Am Nachmittage wurde der Himmel dunkel, und es wehte in so heftigen Windstößen vom Lande her, daß wir alle Segel bis auf eines einzogen. Die Pirogen verließen uns beim Beginn des Sturmes alle, aber blos die Männer gingen, die Frauen blieben am Bord zurück. Als Herr Bligh mit der Pinasse zurückkehrte, hatte er die Freude, eine alte Frau und zwei Männer zu retten, deren Boot der Sturm dicht vor der Küste umgeworfen hatte.

Herr Bligh war bei einem Dorfe, dem einzigen auf der Nordseite der Bai gelandet. Man hatte ihm einen Brunnen gezeigt, der aber schlechtes Wasser hatte. Er drang nun tiefer in die Bai, die weit ins Land hineingeht und von den hohen Gebirgen, die den nordwestlichen Theil der Insel durchziehen, begleitet wird. Statt einen sichern Ankergrund darzubieten, war das Wasser seicht und voll von Klippen. Koah schlich davon, als man entdeckte, daß er mit seiner Anpreisung der Bucht gelogen hatte.

Am Abend wurde das Wetter so weit besser, daß wir weiter segeln konnten, aber in der Nacht erhob sich ein neuer Sturm und zerriß uns zwei Segel. Am nächsten Tage blieb das Wetter so veränderlich, daß sich kein Eingeborner zu uns wagte. Wir mußen daher die Frauen, die sämmtlich seekrank waren, am Bord behalten. Am Nachmittage hielten wir auf die Küste zu. Als wir noch ungefähr drei Stunden von ihr entfernt waren, bemerkten wir eine Piroge mit zwei Männern, die auf uns zuruderten. Wir vermutheten, daß sie durch den letzten Sturm ins offene Meer hinausgetrieben sein möchten, und verminderten unsere Segel, um sie aufzunehmen. Die Unglücklichen waren so erschöpft, daß sie das Seil, welches wir ihnen zuwarfen, nicht festzuhalten vermochten. Einer der Eingebornen, der bei uns geblieben war, sprang in ihre Piroge und half ihnen. Wir zogen sie mit Mühe aufs Verdeck, und namentlich machte uns ein vierjähriger Knabe zu schaffen, den sie außen unter einen der Ausleger gebunden hatten, wo er während dieser ganzen Zeit, blos mit dem Kopfe über dem Wasser, geblieben war. Wie sie uns sagten, waren sie am vorigen Morgen fortgefahren und hatten seitdem weder gegessen noch getrunken. Wir sorgten mit der Vorsicht, die in solchen Fällen angewendet werden

muß, für ihre Bedürfnisse, eine der Frauen nahm sich des Kindes an, und am nächsten Tage waren alle wohl und munter.

Am 8. zeigte sich bei Tagesanbruch, daß der Fockmast gelitten habe. Herr Cook berieth mit uns, ob er einen Hafen unter dem Winde aufsuchen oder nach Karakakoa zurückkehren solle. Diese Bucht war nicht so vorzüglich, daß wir einiger Wahrscheinlichkeit nach nicht auf das Auffinden einer bessern hätten rechnen können. An einem andern Orte fanden wir gewiß auch Lebensmittel, und die Umgegend unsers frühern Ankerplatzes hatten wir erschöpft. Auf der andern Seite wurde geltend gemacht, daß die bloße Möglichkeit, einen bessern Hafen zu ermitteln, keine Berücksichtigung verdiene. Es sei gefährlich, sich weit von einer guten Rhede, die wir vielleicht nicht wieder zu erreichen im Stande seien, zu entfernen, denn fanden wir keinen andern Ankerplatz, so waren wir ohne alle Hülfsmittel.

Wir fuhren nahe an der Küste hin, damit die Eingebornen Gelegenheit hätten, die Frauen abzuholen. Einige Pirogen, die ans Schiff kamen, waren so stark besetzt, daß sie Niemand aufzunehmen vermochten, und wir übernahmen daher den Transport selbst. Am 10. wären wir vor Tagesanbruch mitten in einem heftigen Windstoße fast auf die Klippen gerathen, die vor der Westspitze liegen. Nach Sonnenaufgang erlaubte das Wetter einigen Pirogen, zum Schiff zu kommen. Wir erfuhren von ihrer Mannschaft, daß der letzte Sturm viel Schaden gestiftet habe, und daß mehrere große Pirogen gescheitert seien. Während des übrigen Tages lavirten wir, in der Nacht entfernten wir uns von der Küste, und am nächsten Morgen ließen wir fast an derselben Stelle, wo wir früher gelegen hatten, den Anker fallen.

Den 11. und einen Theil des 12. Februars verwendeten wir dazu, den Fockmast auszuheben und mit den Zimmerleuten ans Land zu schicken. Da die Arbeiten muthmaßlich mehrere Tage in Anspruch nahmen, so packten wir die astronomischen Instrumente aus und schlugen auf dem Morai unsere Zelte auf. Ein Corporal mit sechs Marinesoldaten blieb als Wache am Lande. Wir benutzten unsere alten Verbindungen mit den Priestern, den Ort, wo der Mast lag, tabu machen zu lassen, wodurch wir unsern Arbeitern und ihren Werkzeugen Sicherheit verschafften. Dies geschah wie früher dadurch, daß der Platz rings

muß, für ihre Bedürfnisse, eine der Frauen nahm sich des Kindes an, und am nächsten Tage waren alle wohl und munter.

Am 8. zeigte sich bei Tagesanbruch, daß der Fockmast gelitten habe. Herr Cook berieth mit uns, ob er einen Hafen unter dem Winde aufsuchen oder nach Karakakoa zurückkehren solle. Diese Bucht war nicht so vorzüglich, daß wir einiger Wahrscheinlichkeit nach nicht auf das Auffinden einer bessern hätten rechnen können. An einem andern Orte fanden wir gewiß auch Lebensmittel, und die Umgegend unsers frühern Ankerplatzes hatten wir erschöpft. Auf der andern Seite wurde geltend gemacht, daß die bloße Möglichkeit, einen bessern Hafen zu ermitteln, keine Berücksichtigung verdiene. Es sei gefährlich, sich weit von einer guten Rhede, die wir vielleicht nicht wieder zu erreichen im Stande seien, zu entfernen, denn fanden wir keinen andern Ankerplatz, so waren wir ohne alle Hülfsmittel.

Wir fuhren nahe an der Küste hin, damit die Eingebornen Gelegenheit hätten, die Frauen abzuholen. Einige Pirogen, die ans Schiff kamen, waren so stark besetzt, daß sie Niemand aufzunehmen vermochten, und wir übernahmen daher den Transport selbst. Am 10. wären wir vor Tagesanbruch mitten in einem heftigen Windstoße fast auf die Klippen gerathen, die vor der Westspitze liegen. Nach Sonnenaufgang erlaubte das Wetter einigen Pirogen, zum Schiff zu kommen. Wir erfuhren von ihrer Mannschaft, daß der letzte Sturm viel Schaden gestiftet habe, und daß mehrere große Pirogen gescheitert seien. Während des übrigen Tages lavirten wir, in der Nacht entfernten wir uns von der Küste, und am nächsten Morgen ließen wir fast an derselben Stelle, wo wir früher gelegen hatten, den Anker fallen.

Den 11. und einen Theil des 12. Februars verwendeten wir dazu, den Fockmast auszuheben und mit den Zimmerleuten ans Land zu schicken. Da die Arbeiten muthmaßlich mehrere Tage in Anspruch nahmen, so packten wir die astronomischen Instrumente aus und schlugen auf dem Morai unsere Zelte auf. Ein Corporal mit sechs Marinesoldaten blieb als Wache am Lande. Wir benutzten unsere alten Verbindungen mit den Priestern, den Ort, wo der Mast lag, tabu machen zu lassen, wodurch wir unsern Arbeitern und ihren Werkzeugen Sicherheit verschafften. Dies geschah wie früher dadurch, daß der Platz rings

mit Ruthen umsteckt wurde. Auch die Segelmacher begaben sich an die Küste, um die Segel auszubessern, und erhielten von den Priestern ein Haus angewiesen, das an den Morai angrenzte.

Als die Schiffe vor Anker lagen, sahen wir zu unserm Erstaunen, daß die Insulaner nicht mehr die alten waren. Wir hörten kein Freudengeschrei, keine bewundernde Menge drängte sich lärmend um uns, die Bucht lag still und öde da, und nur dann und wann stahl sich eine Piroge am Ufer hin. Wir hatten uns vorhergesagt, daß die Neugier, welche bei unserer ersten Anwesenheit so viel Bewegung hervorgerufen hatte, abgestumpft sein werde, hegten aber die Hoffnung, daß die Eingebornen bei ihrem gastfreien und freundlichen Wesen erfreut sein würden, uns wieder kommen zu sehen.

Wir stellten verschiedene Vermuthungen auf, wodurch diese plötzliche Veränderung, deren Grund wir uns nicht erklären konnten, entstanden sein möge, als unsere Unruhe durch die Rückkehr eines Bootes, das ans Land gefahren war, beschwichtigt wurde. Wir erfuhren nämlich, daß Tarriobu abwesend sei und die Bucht tabu gemacht habe. Dieser Aufschluß genügte den Meisten von uns, und blos Einige meinten, daß das Benehmen der Wilden uns mißtrauisch machen müsse. Wenn die Häuptlinge unter dem Vorwande der Abwesenheit des Königs jeden Verkehr mit uns untersagt hätten, so wäre dies blos geschehen, weil sie Zeit zu Berathungen, wie sie uns behandeln müßten, gewinnen wollten. Wir haben nie in Erfahrung bringen können, ob dieser Argwohn ein begründeter war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß unsere plötzliche Rückkehr, deren Ursache die Eingebornen auch nach unsern Erklärungen nicht zu begreifen vermochten, ihnen einige Unruhe einflößte. Dann ist auch noch ein anderer Vorgang zu erwähnen. Am Tage vor der Ankunft des Königs hatte ein Eingeborner ein Schwein an uns verkauft und den verabredeten Preis empfangen. Paria, der ihm zufällig begegnete, rieth ihm, das Schwein nicht abzuliefern, wenn man ihm nicht mehr gebe. Unsere Leute machten ihm darüber heftige Vorwürfe und wiesen ihn vom Ufer fort. Da die Bai bald darauf tabu gemacht wurde, so kann diese Maßregel auch eine Folge jener Beschimpfung des Häuptlings gewesen sein.

Nach Tarriobu's wahrer oder vermeintlicher Ankunft nahmen die

mit Ruthen umsteckt wurde. Auch die Segelmacher begaben sich an die Küste, um die Segel auszubessern, und erhielten von den Priestern ein Haus angewiesen, das an den Morai angrenzte.

Als die Schiffe vor Anker lagen, sahen wir zu unserm Erstaunen, daß die Insulaner nicht mehr die alten waren. Wir hörten kein Freudengeschrei, keine bewundernde Menge drängte sich lärmend um uns, die Bucht lag still und öde da, und nur dann und wann stahl sich eine Piroge am Ufer hin. Wir hatten uns vorhergesagt, daß die Neugier, welche bei unserer ersten Anwesenheit so viel Bewegung hervorgerufen hatte, abgestumpft sein werde, hegten aber die Hoffnung, daß die Eingebornen bei ihrem gastfreien und freundlichen Wesen erfreut sein würden, uns wieder kommen zu sehen.

Wir stellten verschiedene Vermuthungen auf, wodurch diese plötzliche Veränderung, deren Grund wir uns nicht erklären konnten, entstanden sein möge, als unsere Unruhe durch die Rückkehr eines Bootes, das ans Land gefahren war, beschwichtigt wurde. Wir erfuhren nämlich, daß Tarriobu abwesend sei und die Bucht tabu gemacht habe. Dieser Aufschluß genügte den Meisten von uns, und blos Einige meinten, daß das Benehmen der Wilden uns mißtrauisch machen müsse. Wenn die Häuptlinge unter dem Vorwande der Abwesenheit des Königs jeden Verkehr mit uns untersagt hätten, so wäre dies blos geschehen, weil sie Zeit zu Berathungen, wie sie uns behandeln müßten, gewinnen wollten. Wir haben nie in Erfahrung bringen können, ob dieser Argwohn ein begründeter war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß unsere plötzliche Rückkehr, deren Ursache die Eingebornen auch nach unsern Erklärungen nicht zu begreifen vermochten, ihnen einige Unruhe einflößte. Dann ist auch noch ein anderer Vorgang zu erwähnen. Am Tage vor der Ankunft des Königs hatte ein Eingeborner ein Schwein an uns verkauft und den verabredeten Preis empfangen. Paria, der ihm zufällig begegnete, rieth ihm, das Schwein nicht abzuliefern, wenn man ihm nicht mehr gebe. Unsere Leute machten ihm darüber heftige Vorwürfe und wiesen ihn vom Ufer fort. Da die Bai bald darauf tabu gemacht wurde, so kann diese Maßregel auch eine Folge jener Beschimpfung des Häuptlings gewesen sein.

Nach Tarriobu's wahrer oder vermeintlicher Ankunft nahmen die

Dinge eine andere Wendung. Der König schenkte uns das frühere Vertrauen und begab sich auf der Stelle zum Capitain, worauf der Tauschhandel wieder seinen Anfang nahm und die Eingebornen uns alle Dienste leisteten, die wir von ihnen forderten. Bis zum Nachmittage des 13. Februars blieb Alles friedlich.

Am Abend jenes Tages meldete mir der Officier, der das Füllen der Wasserfässer der Discovery zu leiten hatte, daß mehrere Häuptlinge zu der Quelle gekommen wären und die Wilden, welche den Matrosen beim Rollen der Fässer halfen, verjagt hätten. Ich gab ihm auf seine Bitte einen Marinesoldaten, der aber blos Bayonnet und Säbel mitnehmen durfte. Nach kurzer Zeit kam der Officier wieder und benachrichtigte mich, daß die Wilden Steine sammelten und eine sehr drohende Haltung annähmen. Ich begab mich mit einem Marinesoldaten an Ort und Stelle. Sobald die Eingebornen mich sahen, warfen sie die Steine weg, und als ich mit einigen Häuptlingen geredet hatte, entfernten sich die Unruhestifter. Die Leute, welche uns beim Fässerrollen helfen wollten, fanden nun kein Hinderniß mehr. Nachdem ich die Ruhe hergestellt hatte, benachrichtigte ich den Capitain, der in der Pinasse ans Land kam, von dem Vorgefallenen, und erhielt von ihm die Weisung, wenn mit Steinen geworfen würde oder irgend eine andere Beleidigung vorkäme, mit Kugeln feuern zu lassen. Ich befahl nun dem Corporal, die Gewehre der Schildwachen nicht mehr mit Schrot, sondern mit Kugeln zu laden.

Ich war kaum zu den Zelten zurückgekehrt, als ich durch ein anhaltendes Gewehrfeuer, das von der Discovery herübertönte, beunruhigt wurde. Ich sah, daß man auf eine Piroge schoß, die hastig zum Ufer ruderte und von einem unserer kleinen Boote verfolgt wurde. Ich vermuthete sogleich, daß ein Diebstahl begangen worden sei und bestieg ein Boot, um der Piroge den Weg abzuschneiden. Ich kam zu spät. Die Eingebornen hatten ihr Fahrzeug bereits verlassen und sich ins Innere gerettet.

Wir wußten nicht, daß die gestohlenen Sachen bereits zurückgegeben worden seien. Aus der großen Zahl von Flintenschüssen, die ich gehört hatte, schloß ich, daß sie von Erheblichkeit sein mußten, und glaubte verpflichtet zu sein, einen Versuch der Wiedererlangung zu

Dinge eine andere Wendung. Der König schenkte uns das frühere Vertrauen und begab sich auf der Stelle zum Capitain, worauf der Tauschhandel wieder seinen Anfang nahm und die Eingebornen uns alle Dienste leisteten, die wir von ihnen forderten. Bis zum Nachmittage des 13. Februars blieb Alles friedlich.

Am Abend jenes Tages meldete mir der Officier, der das Füllen der Wasserfässer der Discovery zu leiten hatte, daß mehrere Häuptlinge zu der Quelle gekommen wären und die Wilden, welche den Matrosen beim Rollen der Fässer halfen, verjagt hätten. Ich gab ihm auf seine Bitte einen Marinesoldaten, der aber blos Bayonnet und Säbel mitnehmen durfte. Nach kurzer Zeit kam der Officier wieder und benachrichtigte mich, daß die Wilden Steine sammelten und eine sehr drohende Haltung annähmen. Ich begab mich mit einem Marinesoldaten an Ort und Stelle. Sobald die Eingebornen mich sahen, warfen sie die Steine weg, und als ich mit einigen Häuptlingen geredet hatte, entfernten sich die Unruhestifter. Die Leute, welche uns beim Fässerrollen helfen wollten, fanden nun kein Hinderniß mehr. Nachdem ich die Ruhe hergestellt hatte, benachrichtigte ich den Capitain, der in der Pinasse ans Land kam, von dem Vorgefallenen, und erhielt von ihm die Weisung, wenn mit Steinen geworfen würde oder irgend eine andere Beleidigung vorkäme, mit Kugeln feuern zu lassen. Ich befahl nun dem Corporal, die Gewehre der Schildwachen nicht mehr mit Schrot, sondern mit Kugeln zu laden.

Ich war kaum zu den Zelten zurückgekehrt, als ich durch ein anhaltendes Gewehrfeuer, das von der Discovery herübertönte, beunruhigt wurde. Ich sah, daß man auf eine Piroge schoß, die hastig zum Ufer ruderte und von einem unserer kleinen Boote verfolgt wurde. Ich vermuthete sogleich, daß ein Diebstahl begangen worden sei und bestieg ein Boot, um der Piroge den Weg abzuschneiden. Ich kam zu spät. Die Eingebornen hatten ihr Fahrzeug bereits verlassen und sich ins Innere gerettet.

Wir wußten nicht, daß die gestohlenen Sachen bereits zurückgegeben worden seien. Aus der großen Zahl von Flintenschüssen, die ich gehört hatte, schloß ich, daß sie von Erheblichkeit sein mußten, und glaubte verpflichtet zu sein, einen Versuch der Wiedererlangung zu

machen. Ich erkundigte mich, welchen Weg die Geflohenen eingeschlagen hätten, und folgte bis zum Einbruch der Nacht ihrer Spur. Dann stellte ich die Verfolgung ein, da ich mich fast zwei Stunden weit von den Zelten befand und den Argwohn hegte, daß meine Führer mich durch falsche Angaben täuschten, um mich noch tiefer ins Innere zu locken.

Während unserer Abwesenheit war ein noch unangenehmerer und ernsterer Streit vorgefallen. Als der Officier des verfolgenden Bootes mit den gestohlenen Sachen zur Discovery zurückfuhr und sah, daß ich mit meinen Leuten landeinwärts zog, nahm er die Piroge der Diebe weg. Unglücklicherweise gehörte dieselbe Paria, der in demselben Augenblicke den Strand betrat und sein Eigenthum lebhaft zurückverlangte. Der Officier verweigerte die Herausgabe, die Mannschaft der Pinasse, die auf unsern Befehlshaber wartete, kam hinzu, und es entstand ein sehr heftiger Streit, der damit endete, daß Paria mit einem Ruder zu Boden geschlagen wurde. Bis dahin waren die versammelten Insulaner ruhige Zuschauer gewesen, aber jetzt ließen sie einen Steinhagel auf unsere Leute regnen. Diese mußten sich eilig zurückziehen und zu einem Felsen schwimmen, der in einiger Entfernung vom Ufer aus den Fluthen aufstieg. Die Eingebornen bemächtigten sich nun der Pinasse, plünderten sie und würden sie zerstört haben, wenn Paria, der inzwischen wieder zur Besinnung gekommen war, sich nicht so edelmüthig benommen hätte. Er entfernte die Menge und gab unsern Leuten zu verstehen, daß sie ihr Boot wieder besteigen könnten, und daß er sich bemühen würde, ihnen die geraubten Sachen zurückzuverschaffen. Unsere Leute schwammen nun zum Ufer und setzten sich in den Besitz der Pinasse. Nicht lange, so überbrachte ihnen Paria den Hut eines Midshipman und andere Kleinigkeiten. Er schien wegen des Streites betrübt zu sein und fragte mit unruhiger Miene, ob Orono ihn tödten werde und ob es ihm erlaubt sei, am nächsten Morgen das Schiff zu besuchen. Man gab ihm die Versicherung, daß er eine gute Aufnahme finden werde, und er war darüber so erfreut, daß er den Officier der Pinasse auf Südsee-Manier küßte, d. h. die Nase desselben mit der seinigen berührte.

Als der Capitain von dem Geschehenen unterrichtet wurde, ver-

machen. Ich erkundigte mich, welchen Weg die Geflohenen eingeschlagen hätten, und folgte bis zum Einbruch der Nacht ihrer Spur. Dann stellte ich die Verfolgung ein, da ich mich fast zwei Stunden weit von den Zelten befand und den Argwohn hegte, daß meine Führer mich durch falsche Angaben täuschten, um mich noch tiefer ins Innere zu locken.

Während unserer Abwesenheit war ein noch unangenehmerer und ernsterer Streit vorgefallen. Als der Officier des verfolgenden Bootes mit den gestohlenen Sachen zur Discovery zurückfuhr und sah, daß ich mit meinen Leuten landeinwärts zog, nahm er die Piroge der Diebe weg. Unglücklicherweise gehörte dieselbe Paria, der in demselben Augenblicke den Strand betrat und sein Eigenthum lebhaft zurückverlangte. Der Officier verweigerte die Herausgabe, die Mannschaft der Pinasse, die auf unsern Befehlshaber wartete, kam hinzu, und es entstand ein sehr heftiger Streit, der damit endete, daß Paria mit einem Ruder zu Boden geschlagen wurde. Bis dahin waren die versammelten Insulaner ruhige Zuschauer gewesen, aber jetzt ließen sie einen Steinhagel auf unsere Leute regnen. Diese mußten sich eilig zurückziehen und zu einem Felsen schwimmen, der in einiger Entfernung vom Ufer aus den Fluthen aufstieg. Die Eingebornen bemächtigten sich nun der Pinasse, plünderten sie und würden sie zerstört haben, wenn Paria, der inzwischen wieder zur Besinnung gekommen war, sich nicht so edelmüthig benommen hätte. Er entfernte die Menge und gab unsern Leuten zu verstehen, daß sie ihr Boot wieder besteigen könnten, und daß er sich bemühen würde, ihnen die geraubten Sachen zurückzuverschaffen. Unsere Leute schwammen nun zum Ufer und setzten sich in den Besitz der Pinasse. Nicht lange, so überbrachte ihnen Paria den Hut eines Midshipman und andere Kleinigkeiten. Er schien wegen des Streites betrübt zu sein und fragte mit unruhiger Miene, ob Orono ihn tödten werde und ob es ihm erlaubt sei, am nächsten Morgen das Schiff zu besuchen. Man gab ihm die Versicherung, daß er eine gute Aufnahme finden werde, und er war darüber so erfreut, daß er den Officier der Pinasse auf Südsee-Manier küßte, d. h. die Nase desselben mit der seinigen berührte.

Als der Capitain von dem Geschehenen unterrichtet wurde, ver-

rieth er viel Kummer. „Ich fürchte sehr," sagte er mir, „daß die Insulaner mich zu Gewaltmaßregeln zwingen werden. Wir dürfen sie nicht in dem Glauben lassen, daß sie stärker als wir seien." Es war für heute zu spät, etwas zu unternehmen, und er begnügte sich mit dem Befehle, alle Männer und Frauen, die auf den Schiffen waren, wegzuweisen. Nach der Ausführung dieses Befehls ging ich ans Land zurück, um auf dem Morai doppelte Wachen aufzustellen und die Soldaten anzuweisen, daß sie mich rufen sollten, wenn sich Jemand in der Umgegend des Ufers verstecke. Um elf Uhr Nachts entdeckte man fünf Insulaner, die geräuschlos um den Morai schlichen. Sie rückten mit der größten Vorsicht näher und entfernten sich, als sie bemerkt wurden. Als sie eine Stunde später wiederkamen, schoß eine der Schildwachen, und nun ergriffen alle die Flucht, worauf der übrige Theil der Nacht ruhig verging.

Am 14. Februar begab ich mich bei Tagesanbruch auf die Resolution, wo ich hörte, daß die Insulaner die Schaluppe der Discovery gestohlen hätten. Die Marinesoldaten traten eben ins Gewehr, und der Capitain lud seine Doppelflinte. Während ich ihm berichtete, was in der Nacht vorgefallen sei, unterbrach er mich lebhaft, erzählte mir den Diebstahl der Schaluppe und theilte mir mit, was er thun wolle. Wenn wir auf einer der Inseln dieses Meeres einen Gegenstand von Wichtigkeit verloren, pflegte er den König oder einige der vornehmsten Häuptlinge an Bord zu führen und sie so lange als Geißeln zu behalten, bis das Gestohlene uns zurückgeliefert worden war. Dieses Mittel, das ihn noch immer zum Ziel geführt hatte, wollte er jetzt wieder anwenden. Außerdem hatte er Befehl gegeben, alle Pirogen anzuhalten, welche die Bai zu verlassen suchten. Er wollte sie zerstören, wenn er die Schaluppe nicht durch friedlichere Mittel wieder erhalte. Die kleinen Boote vertheilten sich mit bewaffneter Mannschaft auf mehrere Punkte, und ehe ich das Schiff verließ, waren bereits auf einige große Pirogen, die sich zu retten suchten, Kanonenschüsse gefallen.

Zwischen sieben und acht Uhr Morgens stießen Herr Cook und ich von der Resolution ab. Der Capitain bestieg die Pinasse und hatte Herrn Philips mit neun Marinesoldaten bei sich; ich nahm das kleine

rieth er viel Kummer. „Ich fürchte sehr," sagte er mir, „daß die Insulaner mich zu Gewaltmaßregeln zwingen werden. Wir dürfen sie nicht in dem Glauben lassen, daß sie stärker als wir seien." Es war für heute zu spät, etwas zu unternehmen, und er begnügte sich mit dem Befehle, alle Männer und Frauen, die auf den Schiffen waren, wegzuweisen. Nach der Ausführung dieses Befehls ging ich ans Land zurück, um auf dem Morai doppelte Wachen aufzustellen und die Soldaten anzuweisen, daß sie mich rufen sollten, wenn sich Jemand in der Umgegend des Ufers verstecke. Um elf Uhr Nachts entdeckte man fünf Insulaner, die geräuschlos um den Morai schlichen. Sie rückten mit der größten Vorsicht näher und entfernten sich, als sie bemerkt wurden. Als sie eine Stunde später wiederkamen, schoß eine der Schildwachen, und nun ergriffen alle die Flucht, worauf der übrige Theil der Nacht ruhig verging.

Am 14. Februar begab ich mich bei Tagesanbruch auf die Resolution, wo ich hörte, daß die Insulaner die Schaluppe der Discovery gestohlen hätten. Die Marinesoldaten traten eben ins Gewehr, und der Capitain lud seine Doppelflinte. Während ich ihm berichtete, was in der Nacht vorgefallen sei, unterbrach er mich lebhaft, erzählte mir den Diebstahl der Schaluppe und theilte mir mit, was er thun wolle. Wenn wir auf einer der Inseln dieses Meeres einen Gegenstand von Wichtigkeit verloren, pflegte er den König oder einige der vornehmsten Häuptlinge an Bord zu führen und sie so lange als Geißeln zu behalten, bis das Gestohlene uns zurückgeliefert worden war. Dieses Mittel, das ihn noch immer zum Ziel geführt hatte, wollte er jetzt wieder anwenden. Außerdem hatte er Befehl gegeben, alle Pirogen anzuhalten, welche die Bai zu verlassen suchten. Er wollte sie zerstören, wenn er die Schaluppe nicht durch friedlichere Mittel wieder erhalte. Die kleinen Boote vertheilten sich mit bewaffneter Mannschaft auf mehrere Punkte, und ehe ich das Schiff verließ, waren bereits auf einige große Pirogen, die sich zu retten suchten, Kanonenschüsse gefallen.

Zwischen sieben und acht Uhr Morgens stießen Herr Cook und ich von der Resolution ab. Der Capitain bestieg die Pinasse und hatte Herrn Philips mit neun Marinesoldaten bei sich; ich nahm das kleine

Boot. Die letzten Befehle, welche ich von ihm erhielt, lauteten dahin, daß ich die Eingebornen durch die Versicherung, es werde ihnen kein Leid geschehen, beruhigen, meine kleine Truppe nicht theilen und auf meiner Hut sein solle. Wir trennten uns darauf; Herr Cook begab sich in das Dorf Kaurana, wo der König wohnte, und ich ging zum Observatorium. Mein erstes Geschäft bestand darin, daß ich den Marinesoldaten auf die strengste Weise befahl, das Zelt nicht zu verlassen, mit Kugeln zu laden und ihre Gewehre keinen Augenblick wegzulegen. Ich ging zu den Hütten der Priester und erklärte dem alten Kau und seinen Genossen, so gut ich konnte, den Grund unserer kriegerischen Vorbereitungen, die ihnen viel Unruhe machten. Ich überzeugte mich, daß sie von dem Diebstahl der Schaluppe der Discovery bereits reden gehört hatten, und kündigte ihnen an, daß wir allerdings entschlossen seien, uns unser Eigenthum wieder zu verschaffen und die Schuldigen zu bestrafen, aber gegen die Priester und gegen das Dorf auf dieser Seite der Bai nichts Feindseliges unternehmen würden. Ich bat sie, diese Erklärung der Bevölkerung mitzutheilen, ihre Aufregung zu beschwichtigen und sie zur Ruhe zu ermahnen. Kau fragte mich mit furchtsamem Tone, ob wir Tarriobu Uebles zufügen würden. Ich antwortete verneinend, und alle schienen mit meinem Versprechen zufrieden zu sein.

Der Capitain rief inzwischen die Schaluppe der Resolution herbei, die an der nördlichen Spitze der Bai Stellung genommen hatte. Sie begleitete ihn bis zu dem Dorfe Kaurana, wo er mit dem Lieutenant und den neun Marinesoldaten landete. Er begab sich sogleich ins Dorf und wurde mit den gewöhnlichen Ehrenbezeigungen empfangen. Die Einwohner warfen sich vor ihm nieder und überreichten ihm Spanferkel. Er schloß daraus, daß man von seinem Plan keine Ahnung habe, und fragte, wo Tarriobu und dessen beide Söhne seien. Die beiden jungen Prinzen wurden sogleich von einigen Insulanern herbeigeholt und führten den Capitain zum Hause ihres Vaters. Der alte König lag in halbem Schlafe. Herr Cook sagte ihm einige Worte über den Diebstahl der Schaluppe und lud ihn dann ein, den Tag auf seinem Schiffe zu verleben. Der König nahm diese Einladung arglos an und erhob sich ohne Zögern, um dem Capitain zu folgen.

Boot. Die letzten Befehle, welche ich von ihm erhielt, lauteten dahin, daß ich die Eingebornen durch die Versicherung, es werde ihnen kein Leid geschehen, beruhigen, meine kleine Truppe nicht theilen und auf meiner Hut sein solle. Wir trennten uns darauf; Herr Cook begab sich in das Dorf Kaurana, wo der König wohnte, und ich ging zum Observatorium. Mein erstes Geschäft bestand darin, daß ich den Marinesoldaten auf die strengste Weise befahl, das Zelt nicht zu verlassen, mit Kugeln zu laden und ihre Gewehre keinen Augenblick wegzulegen. Ich ging zu den Hütten der Priester und erklärte dem alten Kau und seinen Genossen, so gut ich konnte, den Grund unserer kriegerischen Vorbereitungen, die ihnen viel Unruhe machten. Ich überzeugte mich, daß sie von dem Diebstahl der Schaluppe der Discovery bereits reden gehört hatten, und kündigte ihnen an, daß wir allerdings entschlossen seien, uns unser Eigenthum wieder zu verschaffen und die Schuldigen zu bestrafen, aber gegen die Priester und gegen das Dorf auf dieser Seite der Bai nichts Feindseliges unternehmen würden. Ich bat sie, diese Erklärung der Bevölkerung mitzutheilen, ihre Aufregung zu beschwichtigen und sie zur Ruhe zu ermahnen. Kau fragte mich mit furchtsamem Tone, ob wir Tarriobu Uebles zufügen würden. Ich antwortete verneinend, und alle schienen mit meinem Versprechen zufrieden zu sein.

Der Capitain rief inzwischen die Schaluppe der Resolution herbei, die an der nördlichen Spitze der Bai Stellung genommen hatte. Sie begleitete ihn bis zu dem Dorfe Kaurana, wo er mit dem Lieutenant und den neun Marinesoldaten landete. Er begab sich sogleich ins Dorf und wurde mit den gewöhnlichen Ehrenbezeigungen empfangen. Die Einwohner warfen sich vor ihm nieder und überreichten ihm Spanferkel. Er schloß daraus, daß man von seinem Plan keine Ahnung habe, und fragte, wo Tarriobu und dessen beide Söhne seien. Die beiden jungen Prinzen wurden sogleich von einigen Insulanern herbeigeholt und führten den Capitain zum Hause ihres Vaters. Der alte König lag in halbem Schlafe. Herr Cook sagte ihm einige Worte über den Diebstahl der Schaluppe und lud ihn dann ein, den Tag auf seinem Schiffe zu verleben. Der König nahm diese Einladung arglos an und erhob sich ohne Zögern, um dem Capitain zu folgen.

Die Dinge nahmen eine günstige Wendung. Die beiden Söhne des Königs befanden sich bereits in der Schaluppe, und die kleine Gesellschaft war auf dem Strande angelangt, als eine alte Frau mit lauter Stimme Kani Kurbaria, die Mutter der beiden Prinzen und Tariobu's Lieblingsgemahlin herbeirief. Diese bestürmte den König unter Thränen mit den glühendsten Bitten, nicht zum Schiff zu fahren. Zwei Häuptlinge, die mit ihr gekommen waren, unterstützten sie, hielten den König zurück und zwangen ihn, sich niederzusetzen. Schon durch den Donner der Kanonen und die kriegerischen Vorbereitungen, die in der Bucht bemerkbar wurden, unruhig gemacht, liefen die Insulaner am Ufer zusammen, bildeten zahllose Gruppen und drängten immer näher gegen Herrn Cook und den König heran. Als der Lieutenant der Marinesoldaten sah, daß seine Leute von der Menge zu sehr gehemmt wurden und im Fall der Noth von ihren Waffen keinen Gebrauch machen könnten, machte er Herrn Cook den Vorschlag, sie an einer Felsenreihe nahe am Meer Stellung nehmen zu lassen. Die Menge ließ sie ungehindert durch, und sie machten dreißig Ellen weit von dem Platze, wo Tariobu saß, Halt.

Im Gesicht des Königs, der fortwährend auf der Erde sitzen blieb, sprachen sich Angst und Schrecken aus. Herr Cook wollte seinen Plan nicht aufgeben und drang noch immer in ihn, daß er ihn zum Schiff begleiten möge. Einige Male schien er dazu entschlossen zu sein, aber dann bestürmten ihn die Häuptlinge mit Bitten und Vorstellungen und hielten ihn sogar gewaltsam zurück. Als Herr Cook sah, daß der Tumult immer größer wurde und daß der König nicht ohne Blutvergießen fortgeführt werden könne, ließ er seinen Vorsatz fallen, indem er gegen Herrn Philips bemerkte, führe er den König an Bord, so laufe er Gefahr, eine große Anzahl Insulaner tödten zu müssen.

Obgleich das Unternehmen, wegen dessen Herr Cook sich ans Land begeben hatte, gescheitert und von ihm selbst aufgegeben worden war, scheint seine Person dennoch bis zu einem Vorfall, der die ganze Sache die verhängnißvollste Wendung annehmen ließ, nicht im geringsten in Gefahr geschwebt zu haben. Unsere in der Bai vertheilten Boote schossen auf Pirogen, welche entfliehen wollten, und hatten das

Die Dinge nahmen eine günstige Wendung. Die beiden Söhne des Königs befanden sich bereits in der Schaluppe, und die kleine Gesellschaft war auf dem Strande angelangt, als eine alte Frau mit lauter Stimme Kani Kurbaria, die Mutter der beiden Prinzen und Tariobu's Lieblingsgemahlin herbeirief. Diese bestürmte den König unter Thränen mit den glühendsten Bitten, nicht zum Schiff zu fahren. Zwei Häuptlinge, die mit ihr gekommen waren, unterstützten sie, hielten den König zurück und zwangen ihn, sich niederzusetzen. Schon durch den Donner der Kanonen und die kriegerischen Vorbereitungen, die in der Bucht bemerkbar wurden, unruhig gemacht, liefen die Insulaner am Ufer zusammen, bildeten zahllose Gruppen und drängten immer näher gegen Herrn Cook und den König heran. Als der Lieutenant der Marinesoldaten sah, daß seine Leute von der Menge zu sehr gehemmt wurden und im Fall der Noth von ihren Waffen keinen Gebrauch machen könnten, machte er Herrn Cook den Vorschlag, sie an einer Felsenreihe nahe am Meer Stellung nehmen zu lassen. Die Menge ließ sie ungehindert durch, und sie machten dreißig Ellen weit von dem Platze, wo Tariobu saß, Halt.

Im Gesicht des Königs, der fortwährend auf der Erde sitzen blieb, sprachen sich Angst und Schrecken aus. Herr Cook wollte seinen Plan nicht aufgeben und drang noch immer in ihn, daß er ihn zum Schiff begleiten möge. Einige Male schien er dazu entschlossen zu sein, aber dann bestürmten ihn die Häuptlinge mit Bitten und Vorstellungen und hielten ihn sogar gewaltsam zurück. Als Herr Cook sah, daß der Tumult immer größer wurde und daß der König nicht ohne Blutvergießen fortgeführt werden könne, ließ er seinen Vorsatz fallen, indem er gegen Herrn Philips bemerkte, führe er den König an Bord, so laufe er Gefahr, eine große Anzahl Insulaner tödten zu müssen.

Obgleich das Unternehmen, wegen dessen Herr Cook sich ans Land begeben hatte, gescheitert und von ihm selbst aufgegeben worden war, scheint seine Person dennoch bis zu einem Vorfall, der die ganze Sache die verhängnißvollste Wendung annehmen ließ, nicht im geringsten in Gefahr geschwebt zu haben. Unsere in der Bai vertheilten Boote schossen auf Pirogen, welche entfliehen wollten, und hatten das

Unglück, einen Häuptling vom höchsten Range zu tödten. Die Nachricht seines Todes erreichte das Dorf in dem Augenblicke, als Herr Cook den König verlassen hatte und ruhig dem Meere zuschritt. Die Aufregung, welche nun entstand, war ungemein groß. Die Männer schickten auf der Stelle ihre Frauen und Kinder fort, hingen ihre Kriegsmatten um und bewaffneten sich mit Lanzen und Steinen. Einer von ihnen, der in der einen Hand einen Stein und in der andern einen langen eisernen Dolch hielt, näherte sich unserm Befehlshaber, schwang seinen Dolch und drohte mit einem Steinwurfe. Herr Cook wies ihn zurück, aber sein Feind wurde nur noch unverschämter, und nun gerieth er in Zorn und schoß einen Lauf seines Gewehrs ab. Der Wilde trug eine Kriegsmatte, durch welche die Schrotkörner nicht hindurchdrangen, und seine Verwegenheit stieg, als er fühlte, daß er nicht verwundet sei. Man warf die Seesoldaten mit Steinen, und einer der Caris wollte Herrn Philips erdolchen. Sein Stoß ging fehl, und im nächsten Augenblicke war er selbst von einem Flintenkolbenschlage zu Boden geworfen. Herr Cook schoß nun den zweiten, mit einer Kugel geladenen Lauf ab und tödtete den Wilden, der ihm am nächsten war. Unmittelbar nachher machte der ganze Haufe einen allgemeinen Angriff. Die Marinesoldaten und die Matrosen in den Booten antworteten mit einer Salve aus ihren Flinten. Zum Erstaunen aller hielten die Insulaner das Feuer mit Festigkeit aus und stürzten unter furchtbarem Geschrei und Geheul vorwärts, ehe die Marinesoldaten wieder laden konnten. Eine Scene der Verwirrung und des Schreckens war die Folge.

Vier Marinesoldaten wurden auf dem Felsen, wohin sie sich zurückgezogen hatten, ereilt und der Wuth der Menge geopfert. Drei andere erhielten gefährliche Wunden. Der Lieutenant, dem ein Wilder einen Stich in die Schulter versetzte, hatte zum Glück sein Feuer gespart und tödtete seinen Gegner, als dieser zu einem zweiten Stoße ausholte. Unser unglücklicher Befehlshaber stand, als man ihn zum letzten Male sah, am Ufer des Meeres und rief den Booten zu, daß sie ihr Feuer einstellen und ihn mit seinen Begleitern abholen möchten. Wenn es wahr ist, daß unsere Marinesoldaten und die Mannschaften in den Booten ohne seinen Befehl gefeuert hatten und daß er ferneres

Unglück, einen Häuptling vom höchsten Range zu tödten. Die Nachricht seines Todes erreichte das Dorf in dem Augenblicke, als Herr Cook den König verlassen hatte und ruhig dem Meere zuschritt. Die Aufregung, welche nun entstand, war ungemein groß. Die Männer schickten auf der Stelle ihre Frauen und Kinder fort, hingen ihre Kriegsmatten um und bewaffneten sich mit Lanzen und Steinen. Einer von ihnen, der in der einen Hand einen Stein und in der andern einen langen eisernen Dolch hielt, näherte sich unserm Befehlshaber, schwang seinen Dolch und drohte mit einem Steinwurfe. Herr Cook wies ihn zurück, aber sein Feind wurde nur noch unverschämter, und nun gerieth er in Zorn und schoß einen Lauf seines Gewehrs ab. Der Wilde trug eine Kriegsmatte, durch welche die Schrotkörner nicht hindurchdrangen, und seine Verwegenheit stieg, als er fühlte, daß er nicht verwundet sei. Man warf die Seesoldaten mit Steinen, und einer der Caris wollte Herrn Philips erdolchen. Sein Stoß ging fehl, und im nächsten Augenblicke war er selbst von einem Flintenkolbenschlage zu Boden geworfen. Herr Cook schoß nun den zweiten, mit einer Kugel geladenen Lauf ab und tödtete den Wilden, der ihm am nächsten war. Unmittelbar nachher machte der ganze Haufe einen allgemeinen Angriff. Die Marinesoldaten und die Matrosen in den Booten antworteten mit einer Salve aus ihren Flinten. Zum Erstaunen aller hielten die Insulaner das Feuer mit Festigkeit aus und stürzten unter furchtbarem Geschrei und Geheul vorwärts, ehe die Marinesoldaten wieder laden konnten. Eine Scene der Verwirrung und des Schreckens war die Folge.

Vier Marinesoldaten wurden auf dem Felsen, wohin sie sich zurückgezogen hatten, ereilt und der Wuth der Menge geopfert. Drei andere erhielten gefährliche Wunden. Der Lieutenant, dem ein Wilder einen Stich in die Schulter versetzte, hatte zum Glück sein Feuer gespart und tödtete seinen Gegner, als dieser zu einem zweiten Stoße ausholte. Unser unglücklicher Befehlshaber stand, als man ihn zum letzten Male sah, am Ufer des Meeres und rief den Booten zu, daß sie ihr Feuer einstellen und ihn mit seinen Begleitern abholen möchten. Wenn es wahr ist, daß unsere Marinesoldaten und die Mannschaften in den Booten ohne seinen Befehl gefeuert hatten und daß er ferneres

Blutvergießen verhindern wollte, wie dies von mehreren derjenigen, welche dem Gefecht beigewohnt haben, behauptet wird, so fiel er als ein Opfer seiner Menschlichkeit. Man bemerkte nämlich, daß keiner der Eingebornen, so lange er ihnen das Gesicht zuwendete, einen wirklichen Angriff auf ihn machte. Kaum hatte er sich aber umgedreht, um den Booten Befehle zu ertheilen, so wurde er von hinten erdolcht und fiel mit dem Gesicht ins Meer. Die Insulaner stießen ein Freudengeschrei aus, als sie ihn zusammenbrechen sahen. Sie schleppten seinen Körper ans Land, rissen sich den Dolch, der ihm die Todeswunde gegeben hatte, gegenseitig aus der Hand und durchbohrten ihn noch, als er bereits längst zu athmen aufgehört hatte.

So endete der große Mann, der an unserer Spitze stand, seine Laufbahn. Nach einem Leben, das durch so viele staunenswerthe und glückliche Unternehmungen berühmt geworden ist, kann man seinen Tod keinen vorzeitigen nennen. Er hatte lange genug gelebt, um die edelsten Zwecke, zu denen die Natur ihn bestimmt zu haben schien, zu erfüllen, und wurde eigentlich mehr der Ruhe und den Genüssen, die eine Folge seiner unermeßlichen Arbeiten sein mußten, als fernerem Ruhme entrissen. Es ist unnöthig und unmöglich, mit Worten zu schildern, wie sehr er von Denen, welche so lange in seiner Einsicht und seinem Muth ihre persönliche Sicherheit gefunden hatten, beklagt und beweint wurde. Eben so wenig vermöchte ich den Schreck zu schildern, den dieser eben so unvorhergesehene als entsetzliche Vorfall uns einflößte.

Seine Dienste sind zu bekannt, als daß ich an sie zu erinnern brauchte, und sein Ruhm wirft einen hellen Glanz, den meine Lobsprüche nicht vermehren können. Er war für Entdeckungsreisen wie geboren. Die Gewohnheiten seiner Jugend, die Erfahrungen, die er auf langen Reisen angesammelt hatte, die Studien und Beobachtungen, mit denen sein Geist unaufhörlich beschäftigt war, Alles trug dazu bei, ihm einen Schatz von Kenntnissen zu verschaffen, wie höchstens eine kleine Anzahl von Officieren ihn besitzt.

Er hatte einen starken Körper, der durch Arbeiten abgehärtet worden war, und vermochte die größten Anstrengungen zu ertragen,

Blutvergießen verhindern wollte, wie dies von mehreren derjenigen, welche dem Gefecht beigewohnt haben, behauptet wird, so fiel er als ein Opfer seiner Menschlichkeit. Man bemerkte nämlich, daß keiner der Eingebornen, so lange er ihnen das Gesicht zuwendete, einen wirklichen Angriff auf ihn machte. Kaum hatte er sich aber umgedreht, um den Booten Befehle zu ertheilen, so wurde er von hinten erdolcht und fiel mit dem Gesicht ins Meer. Die Insulaner stießen ein Freudengeschrei aus, als sie ihn zusammenbrechen sahen. Sie schleppten seinen Körper ans Land, rissen sich den Dolch, der ihm die Todeswunde gegeben hatte, gegenseitig aus der Hand und durchbohrten ihn noch, als er bereits längst zu athmen aufgehört hatte.

So endete der große Mann, der an unserer Spitze stand, seine Laufbahn. Nach einem Leben, das durch so viele staunenswerthe und glückliche Unternehmungen berühmt geworden ist, kann man seinen Tod keinen vorzeitigen nennen. Er hatte lange genug gelebt, um die edelsten Zwecke, zu denen die Natur ihn bestimmt zu haben schien, zu erfüllen, und wurde eigentlich mehr der Ruhe und den Genüssen, die eine Folge seiner unermeßlichen Arbeiten sein mußten, als fernerem Ruhme entrissen. Es ist unnöthig und unmöglich, mit Worten zu schildern, wie sehr er von Denen, welche so lange in seiner Einsicht und seinem Muth ihre persönliche Sicherheit gefunden hatten, beklagt und beweint wurde. Eben so wenig vermöchte ich den Schreck zu schildern, den dieser eben so unvorhergesehene als entsetzliche Vorfall uns einflößte.

Seine Dienste sind zu bekannt, als daß ich an sie zu erinnern brauchte, und sein Ruhm wirft einen hellen Glanz, den meine Lobsprüche nicht vermehren können. Er war für Entdeckungsreisen wie geboren. Die Gewohnheiten seiner Jugend, die Erfahrungen, die er auf langen Reisen angesammelt hatte, die Studien und Beobachtungen, mit denen sein Geist unaufhörlich beschäftigt war, Alles trug dazu bei, ihm einen Schatz von Kenntnissen zu verschaffen, wie höchstens eine kleine Anzahl von Officieren ihn besitzt.

Er hatte einen starken Körper, der durch Arbeiten abgehärtet worden war, und vermochte die größten Anstrengungen zu ertragen,

Sein Magen überwand die gröbsten und unangenehmsten Nahrungsmittel ohne Mühe. Er unterwarf sich mit einer solchen Gleichgültigkeit den peinlichsten Entbehrungen aller Art, daß die Enthaltsamkeit für ihn keine Tugend zu sein schien. Sein Geist war eben so kräftig und gestählt wie sein Körper. Seine Ideen zeugten von Scharfsinn, sein Urtheil war stets rasch und sicher. Seine Pläne waren kühn, energisch und in ihrem Entwurf wie in ihrer Ausführung verrieth sich wahrhafte Originalität. Sein unerschrockener, ruhiger Muth wurde in dringenden Gefahren von einer unzerstörbaren Kaltblütigkeit begleitet. Seine Sitten und Manieren waren einfach und offen. Sein Charakter hätte vielleicht wegen seiner Hitze und seines Jähzorns Tadel verdient, wenn die ersten Aufwallungen nicht immer durch sein gutes Herz und seine außerordentliche Menschenfreundlichkeit besiegt worden wären.

Den hervorstechendsten Zug seines Charakters bildete die unermüdliche, nicht einen Augenblick nachlassende Beharrlichkeit, mit der er seine Ideen und Pläne verfolgte. Weder Gefahren noch Mühen vermochten ihn aufzuhalten und er allein bedurfte der Ruhepunkte und Erholungen nicht, welche für jeden Andern unentbehrlich waren. Während seiner langen und ermüdenden Reisen erschlafften sein Eifer und seine Thätigkeit nicht einen Augenblick. Die Vergnügungen und Zerstreuungen, die sich darboten, beschäftigten ihn nie. Wir Andern erwarteten diese Augenblicke der Muße, die sich auf keiner Reise vermeiden lassen, mit einer Ungeduld, die gewiß Jedem, der den Dienst kennt, erklärlich sein wird, ihm würden sie unleidlich gewesen sein, wenn er in ihnen nicht ein Mittel gesehen hätte, das Gelingen seiner Pläne sicherer zu stellen.

Es giebt vielleicht keine Wissenschaft, die einem einzigen Manne so viel verdankte, als die Geographie dem Capitain Cook verdankt. Als Seemann hat er vielleicht minder glänzende, aber jedenfalls eben so wichtige und nützliche Dienste geleistet. Das Mittel, die Gesundheit der Schiffsmannschaften zu erhalten, das er aufgefunden und mit so vollständigem Erfolg in Ausführung gebracht hat, eröffnet in der Geschichte der Schifffahrt ein neue Epoche, und die künftigen Jahr-

Sein Magen überwand die gröbsten und unangenehmsten Nahrungsmittel ohne Mühe. Er unterwarf sich mit einer solchen Gleichgültigkeit den peinlichsten Entbehrungen aller Art, daß die Enthaltsamkeit für ihn keine Tugend zu sein schien. Sein Geist war eben so kräftig und gestählt wie sein Körper. Seine Ideen zeugten von Scharfsinn, sein Urtheil war stets rasch und sicher. Seine Pläne waren kühn, energisch und in ihrem Entwurf wie in ihrer Ausführung verrieth sich wahrhafte Originalität. Sein unerschrockener, ruhiger Muth wurde in dringenden Gefahren von einer unzerstörbaren Kaltblütigkeit begleitet. Seine Sitten und Manieren waren einfach und offen. Sein Charakter hätte vielleicht wegen seiner Hitze und seines Jähzorns Tadel verdient, wenn die ersten Aufwallungen nicht immer durch sein gutes Herz und seine außerordentliche Menschenfreundlichkeit besiegt worden wären.

Den hervorstechendsten Zug seines Charakters bildete die unermüdliche, nicht einen Augenblick nachlassende Beharrlichkeit, mit der er seine Ideen und Pläne verfolgte. Weder Gefahren noch Mühen vermochten ihn aufzuhalten und er allein bedurfte der Ruhepunkte und Erholungen nicht, welche für jeden Andern unentbehrlich waren. Während seiner langen und ermüdenden Reisen erschlafften sein Eifer und seine Thätigkeit nicht einen Augenblick. Die Vergnügungen und Zerstreuungen, die sich darboten, beschäftigten ihn nie. Wir Andern erwarteten diese Augenblicke der Muße, die sich auf keiner Reise vermeiden lassen, mit einer Ungeduld, die gewiß Jedem, der den Dienst kennt, erklärlich sein wird, ihm würden sie unleidlich gewesen sein, wenn er in ihnen nicht ein Mittel gesehen hätte, das Gelingen seiner Pläne sicherer zu stellen.

Es giebt vielleicht keine Wissenschaft, die einem einzigen Manne so viel verdankte, als die Geographie dem Capitain Cook verdankt. Als Seemann hat er vielleicht minder glänzende, aber jedenfalls eben so wichtige und nützliche Dienste geleistet. Das Mittel, die Gesundheit der Schiffsmannschaften zu erhalten, das er aufgefunden und mit so vollständigem Erfolg in Ausführung gebracht hat, eröffnet in der Geschichte der Schifffahrt ein neue Epoche, und die künftigen Jahr-

hunderte werden ihn deßhalb zu den Wohlthätern des menschlichen Geschlechts rechnen.

Diejenigen, welche die Geschichte des Seewesens kennen, wissen, um welchen Preis man die Vortheile, welche aus Seereisen hervorgehen, bisher erkaufen mußte. Die furchtbare Krankheit, welche bei langem Aufenthalt auf dem Meere entsteht und den Schritten aller der Männer gefolgt ist, welchen wir die Entdeckung neuer Länder verdanken, würde für alle Unternehmungen dieser Art ein unübersteigliches Hinderniß geworden sein, wenn man die Matrosen nicht einer schwer zu rechtfertigenden Tyrannei unterworfen hätte. Dem Capitain Cook war es vorbehalten, die Welt durch wiederholte Versuche zu belehren, daß es Mittel giebt, eine Seereise in unbekannten Meeren, unter allen selbst den strengsten Climaten auf drei, vier Jahre zu verlängern, ohne daß die Gesundheit der Mannschaft leidet und die Lebensdauer derselben auf irgend eine Art verkürzt wird. Er hat seine Methode in einer Denkschrift an die königliche Gesellschaft in allen ihren Einzelheiten erläutert.*)

Was seine Begabung für die Schiffsmanöver und die übrigen Theile der Schifffahrtskunde betrifft, so überlasse ich diesen Punkt dem Urtheil von Männern, die sich auf die Natur der Unternehmungen, mit denen er beauftragt war, besser als ich verstehen. Sie werden alle darin einstimmig sein, daß ein Mann, der drei so schwierige und gefährliche Seereisen von so ungewöhnlich langer Dauer, bei denen so verschiedene und so böse Verhältnisse eintraten, mit einem solchen Erfolge durchführt, nicht blos einen großen, in Hülfsmitteln unerschöpf-

*) Samwell, der Wundarzt der Resolution, erzählt, Cook habe ihn oft versichert, daß es ihm weit mehr Freude mache, dem Scorbut Einhalt gethan, als seine Entdeckungen gemacht zu haben. S. Kippis Leben des Capitains Cook in der Biographia Brittannica und die demselben angefügte „Erzählung vom Tode des Capitains Cook" von Samwell. Die Schlußscene von Cooks Leben erzählt Samwell mit einigen Abweichungen, die aber minder gut beglaubigt sind, als King's Angaben. Worin Cook's antiscorbutische Mittel bestanden, ist dem Leser aus seinen und Forsters in den Text aufgenommenen Auseinandersetzungen bereits bekannt.

hunderte werden ihn deßhalb zu den Wohlthätern des menschlichen Geschlechts rechnen.

Diejenigen, welche die Geschichte des Seewesens kennen, wissen, um welchen Preis man die Vortheile, welche aus Seereisen hervorgehen, bisher erkaufen mußte. Die furchtbare Krankheit, welche bei langem Aufenthalt auf dem Meere entsteht und den Schritten aller der Männer gefolgt ist, welchen wir die Entdeckung neuer Länder verdanken, würde für alle Unternehmungen dieser Art ein unübersteigliches Hinderniß geworden sein, wenn man die Matrosen nicht einer schwer zu rechtfertigenden Tyrannei unterworfen hätte. Dem Capitain Cook war es vorbehalten, die Welt durch wiederholte Versuche zu belehren, daß es Mittel giebt, eine Seereise in unbekannten Meeren, unter allen selbst den strengsten Climaten auf drei, vier Jahre zu verlängern, ohne daß die Gesundheit der Mannschaft leidet und die Lebensdauer derselben auf irgend eine Art verkürzt wird. Er hat seine Methode in einer Denkschrift an die königliche Gesellschaft in allen ihren Einzelheiten erläutert.*)

Was seine Begabung für die Schiffsmanöver und die übrigen Theile der Schifffahrtskunde betrifft, so überlasse ich diesen Punkt dem Urtheil von Männern, die sich auf die Natur der Unternehmungen, mit denen er beauftragt war, besser als ich verstehen. Sie werden alle darin einstimmig sein, daß ein Mann, der drei so schwierige und gefährliche Seereisen von so ungewöhnlich langer Dauer, bei denen so verschiedene und so böse Verhältnisse eintraten, mit einem solchen Erfolge durchführt, nicht blos einen großen, in Hülfsmitteln unerschöpf-

*) Samwell, der Wundarzt der Resolution, erzählt, Cook habe ihn oft versichert, daß es ihm weit mehr Freude mache, dem Scorbut Einhalt gethan, als seine Entdeckungen gemacht zu haben. S. Kippis Leben des Capitains Cook in der Biographia Brittannica und die demselben angefügte „Erzählung vom Tode des Capitains Cook" von Samwell. Die Schlußscene von Cooks Leben erzählt Samwell mit einigen Abweichungen, die aber minder gut beglaubigt sind, als King's Angaben. Worin Cook's antiscorbutische Mittel bestanden, ist dem Leser aus seinen und Forsters in den Text aufgenommenen Auseinandersetzungen bereits bekannt.

lichen Geist, sondern auch seltene Kenntnisse in seinem Fach besitzen muß, um sowohl den großen Operationen als dem Dienst bis in die geringfügigsten Kleinigkeiten hinein gewachsen zu sein.

Einunddreissigstes Kapitel.

Kampf am Morai. — Aufopferung eines Wilden. — Fruchtlose Unterhandlungen. — Neue Angriffe der Eingebornen. — Wir brennen ihr Dorf nieder. — Waffenstillstand und Frieden. — Wir versenken Cook's Ueberreste ins Meer. — Abfahrt. — Atui. — Ein Krieg, durch Ziegen hervorgerufen.

Ich habe bereits gesagt, daß vier der Marinesoldaten, welche Herrn Cook begleiteten, ihren Tod fanden. Die andern warfen sich mit Herrn Philips, ihrem Lieutenant, ins Wasser und entgingen, durch das lebhafte Feuer der Boote gedeckt, den Insulanern. Dieser Officier bewies bei dieser Gelegenheit einen unerschrockenen Muth und eine seltene Anhänglichkeit an seine Leute. In dem Augenblicke, als er die Boote erreichte, sah er, daß einer seiner Soldaten, der ein schlechter Schwimmer war, die höchste Gefahr lief, den Feinden in die Hände zu fallen. Obgleich er schwer verwundet war, kehrte er doch sogleich um, kam dem Bedrohten zu Hülfe und rette ihn glücklich, ohne sich durch einen Steinwurf, der ihn am Kopfe traf, abschrecken zu lassen.

Um das Entkommen ihrer unglücklichen Gefährten, falls einige noch am Leben sein sollten, zu erleichtern, unterhielten die Matrosen der Boote ein unaufhörliches Feuer. Da die Resolution zu gleicher Zeit einige Kanonenschüsse that, so räumten die Wilden endlich das Ufer. Nun ruderte eines unserer kleinen Boote an die Küste, wo die fünf Midshipmen, welche die Bemannung bildeten, die Körper unserer Marinesoldaten ohne ein Zeichen des Lebens am Boden ausgestreckt sahen. Sie waren zu schwach, um eine Landung wagen zu können,

lichen Geist, sondern auch seltene Kenntnisse in seinem Fach besitzen muß, um sowohl den großen Operationen als dem Dienst bis in die geringfügigsten Kleinigkeiten hinein gewachsen zu sein.

Einunddreissigstes Kapitel.

Kampf am Morai. — Aufopferung eines Wilden. — Fruchtlose Unterhandlungen. — Neue Angriffe der Eingebornen. — Wir brennen ihr Dorf nieder. — Waffenstillstand und Frieden. — Wir versenken Cook's Ueberreste ins Meer. — Abfahrt. — Atui. — Ein Krieg, durch Ziegen hervorgerufen.

Ich habe bereits gesagt, daß vier der Marinesoldaten, welche Herrn Cook begleiteten, ihren Tod fanden. Die andern warfen sich mit Herrn Philips, ihrem Lieutenant, ins Wasser und entgingen, durch das lebhafte Feuer der Boote gedeckt, den Insulanern. Dieser Officier bewies bei dieser Gelegenheit einen unerschrockenen Muth und eine seltene Anhänglichkeit an seine Leute. In dem Augenblicke, als er die Boote erreichte, sah er, daß einer seiner Soldaten, der ein schlechter Schwimmer war, die höchste Gefahr lief, den Feinden in die Hände zu fallen. Obgleich er schwer verwundet war, kehrte er doch sogleich um, kam dem Bedrohten zu Hülfe und rette ihn glücklich, ohne sich durch einen Steinwurf, der ihn am Kopfe traf, abschrecken zu lassen.

Um das Entkommen ihrer unglücklichen Gefährten, falls einige noch am Leben sein sollten, zu erleichtern, unterhielten die Matrosen der Boote ein unaufhörliches Feuer. Da die Resolution zu gleicher Zeit einige Kanonenschüsse that, so räumten die Wilden endlich das Ufer. Nun ruderte eines unserer kleinen Boote an die Küste, wo die fünf Midshipmen, welche die Bemannung bildeten, die Körper unserer Marinesoldaten ohne ein Zeichen des Lebens am Boden ausgestreckt sahen. Sie waren zu schwach, um eine Landung wagen zu können,

und mußten den Insulanern unsere Todten und zehn vollständige Armaturen überlassen.

Als die Bestürzung, welche die Nachricht von diesen entsetzlichen Ereignissen hervorrief, etwas nachgelassen hatte, beschäftigte man sich mit dem Posten am Morai. Ich befand mich dort mit dem beschädigten Mast und mit den Segeln, und hatte blos eine Wache von sechs Marinesoldaten bei mir. Was ich während des Blutbades auf der anderen Seite der Küste empfand, kann ich nicht beschreiben. Die Entfernung vom Dorfe Kaurana betrug weniger als eine halbe Stunde, und ich konnte deutlich sehen, daß an dem Orte, wo der Capitain gelandet war, eine unermeßliche Menschenmenge zusammenströmte. Wir hörten das Gewehrfeuer, den ungewöhnlichen Tumult, und sahen, wie die Eingebornen zuletzt ins Innere flohen und die Boote zurückruderten und zwischen den Schiffen hin und her fuhren. Ich gestehe, mir ahnte das Schlimmste bei diesem neuen und traurigen Schauspiel. Ein Mann, dessen Leben mir theuer und wichtig war, befand sich mitten im Getümmel, und ich wußte, daß die glücklichen Erfolge, die seinen Verkehr mit den Bewohnern der Südseeinseln bisher stets begleiteten, ihm ein zu großes Vertrauen eingeflößt hatten. Ich hatte immer gefürchtet, daß eine unglückliche Stunde kommen werde, in der dieses Vertrauen ihn hindere, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, und fragte mich oft, ob die Erfahrung, welche dasselbe erzeugt habe, in einem solchen Falle hinreichen werde, ihn zu schützen.

Sobald ich die ersten Flintenschüsse hörte, ließ ich mir angelegen sein, den Eingebornen die Versicherung zu geben, daß sie von uns nichts zu befürchten hätten. Sie hatten sich in Masse rings um die Mauern des heiligen Gebäudes versammelt, das uns angewiesen worden war. Was sie sahen und hörten, machte sie eben so unruhig wie uns. Wir blieben in dieser Lage bis zur Rückkehr der Boote zu den Schiffen. Nun sah der Capitain Clerke, an den der Oberbefehl übergegangen war, mittelst seines Fernrohrs, daß wir von Wilden umringt waren, und glaubte uns durch das Abfeuern von zwei Vierpfündern helfen zu müssen. Zum Glück tödteten oder verwundeten diese Schüsse Niemand, so gut gezielt sie waren, gaben aber den Eingebornen einen redenden Beweis von unserer Macht. Eine der Kugeln zersplitterte einen Felsen,

und mußten den Insulanern unsere Todten und zehn vollständige Armaturen überlassen.

Als die Bestürzung, welche die Nachricht von diesen entsetzlichen Ereignissen hervorrief, etwas nachgelassen hatte, beschäftigte man sich mit dem Posten am Morai. Ich befand mich dort mit dem beschädigten Mast und mit den Segeln, und hatte blos eine Wache von sechs Marinesoldaten bei mir. Was ich während des Blutbades auf der anderen Seite der Küste empfand, kann ich nicht beschreiben. Die Entfernung vom Dorfe Kaurana betrug weniger als eine halbe Stunde, und ich konnte deutlich sehen, daß an dem Orte, wo der Capitain gelandet war, eine unermeßliche Menschenmenge zusammenströmte. Wir hörten das Gewehrfeuer, den ungewöhnlichen Tumult, und sahen, wie die Eingebornen zuletzt ins Innere flohen und die Boote zurückruderten und zwischen den Schiffen hin und her fuhren. Ich gestehe, mir ahnte das Schlimmste bei diesem neuen und traurigen Schauspiel. Ein Mann, dessen Leben mir theuer und wichtig war, befand sich mitten im Getümmel, und ich wußte, daß die glücklichen Erfolge, die seinen Verkehr mit den Bewohnern der Südseeinseln bisher stets begleiteten, ihm ein zu großes Vertrauen eingeflößt hatten. Ich hatte immer gefürchtet, daß eine unglückliche Stunde kommen werde, in der dieses Vertrauen ihn hindere, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, und fragte mich oft, ob die Erfahrung, welche daſſelbe erzeugt habe, in einem solchen Falle hinreichen werde, ihn zu schützen.

Sobald ich die ersten Flintenschüsse hörte, ließ ich mir angelegen sein, den Eingebornen die Versicherung zu geben, daß sie von uns nichts zu befürchten hätten. Sie hatten sich in Masse rings um die Mauern des heiligen Gebäudes versammelt, das uns angewiesen worden war. Was sie sahen und hörten, machte sie eben so unruhig wie uns. Wir blieben in dieser Lage bis zur Rückkehr der Boote zu den Schiffen. Nun sah der Capitain Clerke, an den der Oberbefehl übergegangen war, mittelst seines Fernrohrs, daß wir von Wilden umringt waren, und glaubte uns durch das Abfeuern von zwei Vierpfündern helfen zu müssen. Zum Glück tödteten oder verwundeten diese Schüsse Niemand, so gut gezielt sie waren, gaben aber den Eingebornen einen redenden Beweis von unserer Macht. Eine der Kugeln zersplitterte einen Felsen,

die zweite schnitt eine Cocospalme, unter der mehrere Menschen saßen, mitten durch. Ich ließ sogleich ein Boot abgehen, um dem Capitain die Nachricht zu geben, daß ich mit den Eingebornen in gutem Vernehmen stehe und eine Flagge aufziehen werde, wenn ich in Gefahr komme.

Wir erwarteten die Rückkehr des Bootes mit einer Ungeduld, die kaum zu ertragen war. Nach einer höchst peinlichen Viertelstunde kehrte Herr Bligh zurück, und wir erfuhren, daß unsere Befürchtungen nur zu begründet seien. Er überbrachte mir den Befehl, die Zelte so schleunig wie möglich abzubrechen und Mast und Segelwerk zu den Schiffen zu schaffen. In demselben Augenblicke erschien unser Freund Kairikia, der durch einen seiner Landsleute vom anderen Ufer der Bai Herrn Cooks Tod erfahren hatte. Er wollte wissen, ob die Nachricht gegründet sei, und Schmerz und Bestürzung spiegelten sich in seinen Zügen.

Unsere Lage wurde außerordentlich kritisch. Wir liefen nicht blos Gefahr unser Leben zu verlieren, sondern auch die Früchte unserer Reise oder mindestens eines der Schiffe einzubüßen. Einer der Maste der Resolution und der größte Theil unseres Segelwerks befanden sich, blos von sechs Marinesoldaten bewacht, am Ufer. Der Verlust derselben würde unersetzlich gewesen sein, und wenn die Insulaner auch bisher nichts Feindliches unternommen hatten, so ließ sich doch für nichts einstehen, wenn die Nachricht der Scene bei Kauraua ankam. Damit der Sieg ihrer Landsleute sie nicht ermuthige, sich auf uns zu werfen, verschwieg ich ihnen den Tod unseres Capitains und forderte Kairikia auf, dem Gerücht entgegen zu treten. Ich bat ihn ferner, den alten Kau und die übrigen Priester in ein großes Haus zu führen, das in der Nähe des Morai lag. Auf diese Weise brachte ich sie für den Fall, daß ich Gewalt anwenden mußte, in Sicherheit und hatte einen Mann in meiner Nähe, dessen Autorität beim Volke eine gewisse Garantie des Friedens war.

Nachdem ich Herrn Bligh den Befehl über die kleine Truppe übergeben und die Seesoldaten oben auf dem Morai, von wo sie die ganze Umgegend beherrschten, aufgestellt hatte, begab ich mich an Bord der Discovery, um dem Capitain unsere gefährliche Lage auseinander zu setzen. Sobald ich den Posten verlassen hatte, griffen die Insulaner

die zweite schnitt eine Cocospalme, unter der mehrere Menschen saßen, mitten durch. Ich ließ sogleich ein Boot abgehen, um dem Capitain die Nachricht zu geben, daß ich mit den Eingebornen in gutem Vernehmen stehe und eine Flagge aufziehen werde, wenn ich in Gefahr komme.

Wir erwarteten die Rückkehr des Bootes mit einer Ungeduld, die kaum zu ertragen war. Nach einer höchst peinlichen Viertelstunde kehrte Herr Bligh zurück, und wir erfuhren, daß unsere Befürchtungen nur zu begründet seien. Er überbrachte mir den Befehl, die Zelte so schleunig wie möglich abzubrechen und Mast und Segelwerk zu den Schiffen zu schaffen. In demselben Augenblicke erschien unser Freund Kairikia, der durch einen seiner Landsleute vom anderen Ufer der Bai Herrn Cooks Tod erfahren hatte. Er wollte wissen, ob die Nachricht gegründet sei, und Schmerz und Bestürzung spiegelten sich in seinen Zügen.

Unsere Lage wurde außerordentlich kritisch. Wir liefen nicht blos Gefahr unser Leben zu verlieren, sondern auch die Früchte unserer Reise oder mindestens eines der Schiffe einzubüßen. Einer der Maste der Resolution und der größte Theil unseres Segelwerks befanden sich, blos von sechs Marinesoldaten bewacht, am Ufer. Der Verlust derselben würde unersetzlich gewesen sein, und wenn die Insulaner auch bisher nichts Feindliches unternommen hatten, so ließ sich doch für nichts einstehen, wenn die Nachricht der Scene bei Kauraua ankam. Damit der Sieg ihrer Landsleute sie nicht ermuthige, sich auf uns zu werfen, verschwieg ich ihnen den Tod unseres Capitains und forderte Kairikia auf, dem Gerücht entgegen zu treten. Ich bat ihn ferner, den alten Kau und die übrigen Priester in ein großes Haus zu führen, das in der Nähe des Morai lag. Auf diese Weise brachte ich sie für den Fall, daß ich Gewalt anwenden mußte, in Sicherheit und hatte einen Mann in meiner Nähe, dessen Autorität beim Volke eine gewisse Garantie des Friedens war.

Nachdem ich Herrn Bligh den Befehl über die kleine Truppe übergeben und die Seesoldaten oben auf dem Morai, von wo sie die ganze Umgegend beherrschten, aufgestellt hatte, begab ich mich an Bord der Discovery, um dem Capitain unsere gefährliche Lage auseinander zu setzen. Sobald ich den Posten verlassen hatte, griffen die Insulaner

meine Leute mit Steinwürfen an, und eben hatte ich das Schiff erreicht, als ich die Marinesoldaten feuern hörte. Ich begab mich sogleich wieder ans Land, wo die Dinge von Minute zu Minute eine schlimmere Wendung nahmen. Die Eingebornen bewaffneten sich und legten ihre Kriegsmatten um. Nicht genug, daß ihre Zahl am Morai fortwährend zunahm, sah ich auch große Haufen am Fuße der Felsen, welche zwischen uns und dem Dorfe Kaurana lagen, gegen uns heranziehen.

Sie begannen mit Steinwürfen, und da wir ihre Angriffe nicht erwiderten, so wurden sie in kurzer Zeit kühner. Einige ihrer verwegensten Krieger schlichen, von Felsen gedeckt, am Ufer hin und zeigten sich plötzlich am Fuße des Morai, um die dem Meere zugekehrte Seite des Gebäudes, die einzige zugängliche, zu erstürmen. Wir konnten sie erst nach einem längeren Gewehrfeuer, das einen von ihnen tödtete, vertreiben.

Das tapfere Benehmen eines dieser Krieger verdient erwähnt zu werden. Mitten im heftigsten Feuer zurückgekehrt, um den Todten fort zu tragen, erhielt er eine Wunde, die ihn zwang, sein Vorhaben aufzugeben. Wenige Minuten später kam er wieder und mußte sich wegen einer neuen Wunde abermals zurückziehen. In diesem Augenblicke erreichte ich den Morai und sah ihn schwankend und mit Blut bedeckt zum dritten Male erscheinen. Von dem Vorgefallenen unterrichtet, verbot ich den Leuten zu schießen und ließ den Wilden die Leiche forttragen. Er hatte sie kaum auf die Schultern geladen, als er selbst zu Boden stürzte und seinen Geist aufgab.

In diesem Moment landete eine Verstärkung von den Schiffen, und die Wilden flüchteten hinter ihre Mauern. Da wir nun mit den Priestern in Verbindung treten konnten, suchte ich durch sie einen Vergleich zu vermitteln. Wenn die Eingebornen ihr Steinwerfen einstellten, wollten wir nicht mehr schießen. Sie willigten ein und ließen uns den Mast der Resolution, das Segelwerk, die Zelte und die astronomischen Instrumente ungestört fortschaffen. Kaum hatten wir aber den Morai geräumt, als sie ihn erstiegen und mit Steinen warfen.

Gegen zwölf Uhr betrat ich das Verdeck der Discovery, wo man über die ferneren Schritte noch keine Entscheidung getroffen hatte. Die Mannschaften beider Schiffe verlangten einstimmig, daß man die

meine Leute mit Steinwürfen an, und eben hatte ich das Schiff erreicht, als ich die Marinesoldaten feuern hörte. Ich begab mich sogleich wieder ans Land, wo die Dinge von Minute zu Minute eine schlimmere Wendung nahmen. Die Eingebornen bewaffneten sich und legten ihre Kriegsmatten um. Nicht genug, daß ihre Zahl am Morai fortwährend zunahm, sah ich auch große Haufen am Fuße der Felsen, welche zwischen uns und dem Dorfe Kaurana lagen, gegen uns heranziehen.

Sie begannen mit Steinwürfen, und da wir ihre Angriffe nicht erwiderten, so wurden sie in kurzer Zeit kühner. Einige ihrer verwegensten Krieger schlichen, von Felsen gedeckt, am Ufer hin und zeigten sich plötzlich am Fuße des Morai, um die dem Meere zugekehrte Seite des Gebäudes, die einzige zugängliche, zu erstürmen. Wir konnten sie erst nach einem längeren Gewehrfeuer, das einen von ihnen tödtete, vertreiben.

Das tapfere Benehmen eines dieser Krieger verdient erwähnt zu werden. Mitten im heftigsten Feuer zurückgekehrt, um den Todten fort zu tragen, erhielt er eine Wunde, die ihn zwang, sein Vorhaben aufzugeben. Wenige Minuten später kam er wieder und mußte sich wegen einer neuen Wunde abermals zurückziehen. In diesem Augenblicke erreichte ich den Morai und sah ihn schwankend und mit Blut bedeckt zum dritten Male erscheinen. Von dem Vorgefallenen unterrichtet, verbot ich den Leuten zu schießen und ließ den Wilden die Leiche forttragen. Er hatte sie kaum auf die Schultern geladen, als er selbst zu Boden stürzte und seinen Geist aufgab.

In diesem Moment landete eine Verstärkung von den Schiffen, und die Wilden flüchteten hinter ihre Mauern. Da wir nun mit den Priestern in Verbindung treten konnten, suchte ich durch sie einen Vergleich zu vermitteln. Wenn die Eingebornen ihr Steinwerfen einstellten, wollten wir nicht mehr schießen. Sie willigten ein und ließen uns den Mast der Resolution, das Segelwerk, die Zelte und die astronomischen Instrumente ungestört fortschaffen. Kaum hatten wir aber den Morai geräumt, als sie ihn erstiegen und mit Steinen warfen.

Gegen zwölf Uhr betrat ich das Verdeck der Discovery, wo man über die ferneren Schritte noch keine Entscheidung getroffen hatte. Die Mannschaften beider Schiffe verlangten einstimmig, daß man die

Schaluppe und Herrn Cooks Leiche zurückfordere. Ich war für eine kräftige Maßregel, wenn die Insulaner den todten Körper nicht auf der Stelle zurückgäben. Abgesehen von meiner Liebe zu unserem unvergeßlichen Führer bestimmten mich auch andere Motive der ernstesten Natur. Daß die Insulaner unseren Befehlhaber getödtet und uns zur Wiedereinschiffung gezwungen hatten, mußte ihnen Zuversicht einflößen. Traten wir nicht entschieden auf, so waren um so mehr gefährlichere Unternehmungen zu erwarten, als unsere Feuerwaffen ihnen offenbar keine große Furcht eingeflößt hatten. Auf der anderen Seite befanden sich unsere Schiffe in einem so schlechten Zustande, und die Mannszucht war so erschlafft, daß die traurigsten Folgen entstanden sein würden, wenn die Insulaner in der nächsten Nacht einen Angriff gemacht hätten.

Die Mehrzahl der Officiere war meiner Ansicht, allein der Befehlshaber entschied für ein milderes Auftreten. Ich erhielt den Befehl, mit einigen bewaffneten Booten zur Küste zu fahren und mit den Häuptlingen Unterhandlungen anzuknüpfen, bei denen ich auf der Herausgabe des Leichnams und des Bootes bestehen sollte. Während dieser Berathungen war die Küste mit unzähligen Wilden bedeckt und mehrere trieben die Kühnheit so weit, in ihren Pirogen bis auf Pistolenschußweite heranzukommen und uns durch Geberden herauszufordern, so daß wir die größte Mühe hatten, die Matrosen vom Gebrauch ihrer Waffen abzuhalten.

Als ich um vier Uhr Abends die Küste erreichte, deutete Alles auf einen feindlichen Empfang. Die Menge war in voller Bewegung, die Frauen und Kinder zogen sich zurück, und die Männer legten ihre Kriegsmatten an und bewaffneten sich mit Lanzen und mit Dolchen. Der Theil des Ufers, wo unser unglücklicher Capitain am Morgen gelandet war, zeigte mehrere frisch errichtete Mauern. Sobald wir im Bereiche der Wilden waren, warfen sie aus ihren Schleudern Steine, von denen übrigens keiner traf. Ich ließ Halt machen und fuhr im kleinen Boote allein, mit einer weißen Flagge in der Hand, weiter. Die Einwohner verstanden mich, denn sie antworteten mit einem allgemeinen Freudengeschrei. Die Frauen kehrten augenblicklich von dem Hügel zurück, auf den sie geflüchtet waren, und die Männer warfen ihre

Schaluppe und Herrn Cooks Leiche zurückfordere. Ich war für eine kräftige Maßregel, wenn die Insulaner den todten Körper nicht auf der Stelle zurückgäben. Abgesehen von meiner Liebe zu unserem unvergeßlichen Führer bestimmten mich auch andere Motive der ernstesten Natur. Daß die Insulaner unseren Befehlhaber getödtet und uns zur Wiedereinschiffung gezwungen hatten, mußte ihnen Zuversicht einflößen. Traten wir nicht entschieden auf, so waren um so mehr gefährlichere Unternehmungen zu erwarten, als unsere Feuerwaffen ihnen offenbar keine große Furcht eingeflößt hatten. Auf der anderen Seite befanden sich unsere Schiffe in einem so schlechten Zustande, und die Mannszucht war so erschlafft, daß die traurigsten Folgen entstanden sein würden, wenn die Insulaner in der nächsten Nacht einen Angriff gemacht hätten.

Die Mehrzahl der Officiere war meiner Ansicht, allein der Befehlshaber entschied für ein milderes Auftreten. Ich erhielt den Befehl, mit einigen bewaffneten Booten zur Küste zu fahren und mit den Häuptlingen Unterhandlungen anzuknüpfen, bei denen ich auf der Herausgabe des Leichnams und des Bootes bestehen sollte. Während dieser Berathungen war die Küste mit unzähligen Wilden bedeckt und mehrere trieben die Kühnheit so weit, in ihren Pirogen bis auf Pistolenschußweite heranzukommen und uns durch Geberden herauszufordern, so daß wir die größte Mühe hatten, die Matrosen vom Gebrauch ihrer Waffen abzuhalten.

Als ich um vier Uhr Abends die Küste erreichte, deutete Alles auf einen feindlichen Empfang. Die Menge war in voller Bewegung, die Frauen und Kinder zogen sich zurück, und die Männer legten ihre Kriegsmatten an und bewaffneten sich mit Lanzen und mit Dolchen. Der Theil des Ufers, wo unser unglücklicher Capitain am Morgen gelandet war, zeigte mehrere frisch errichtete Mauern. Sobald wir im Bereiche der Wilden waren, warfen sie aus ihren Schleudern Steine, von denen übrigens keiner traf. Ich ließ Halt machen und fuhr im kleinen Boote allein, mit einer weißen Flagge in der Hand, weiter. Die Einwohner verstanden mich, denn sie antworteten mit einem allgemeinen Freudengeschrei. Die Frauen kehrten augenblicklich von dem Hügel zurück, auf den sie geflüchtet waren, und die Männer warfen ihre

Matten ab, setzten sich am Ufer nieder und streckten uns die Arme entgegen.

Obgleich dieses Benehmen von den friedlichsten Gesinnungen sprach, zweifelte ich an der Aufrichtigkeit der Wilden immer noch. Als ich aber sah, daß Koah mit einem Stück weißen Zeuges ins Wasser sprang und mit einer unbegreiflichen Ruhe zu unserem Boote heranschwamm, glaubte ich diesen Beweis von Vertrauen nicht zurückweisen zu dürfen und nahm ihn in mein Fahrzeug auf. Gerade ihn hatte ich am wenigsten gern in meiner Nähe, denn wir waren seit geraumer Zeit gegen ihn argwöhnisch geworden, und die Priester hatten uns gesagt, daß er ein schlechter Mensch sei und uns nicht liebe. Er hatte uns durch viele heuchlerische und verrätherische Handlungen bewiesen, daß dieses Urtheil ein richtiges sei, und noch am Morgen bei dem Angriff auf unsere Gefährten eine Hauptrolle gespielt. Jetzt vergoß er heiße Thränen und umarmte mich. Ich sagte ihm, daß wir der ganzen Insel den Krieg erklären würden, wenn wir die Leiche unseres Befehlshabers nicht auf der Stelle erhielten. Er versprach mir die Erfüllung dieser Forderung, bat mich mit Zuversicht, als ob nichts Außerordentliches vorgefallen wäre, um ein Stück Eisen und schwamm zur Küste zurück, indem er seinen Landsleuten zurief, wir seien noch immer Freunde.

Wir erwarteten seine Rückkehr mit fieberhafter Ungeduld, aber er kam nicht wieder. Mehrere der Häuptlinge am Ufer beredeten mich, zu landen, und suchten, als ich mich weigerte, mein Boot zwischen Felsen zu ziehen, wo sie mir den Rückzug hätten abschneiden können. Einer von ihnen theilte mir im Auftrage Terriobu's mit, daß die Leiche ins Innere gebracht worden sei, aber am folgenden Morgen ausgeliefert werden solle. Obgleich ich diesen Mann als aufrichtig kannte, blieb mir doch der Argwohn, daß die Häuptlinge uns hinhalten wollten, um in Muße zu berathen, wie sie uns vernichten könnten. Statt Betrübniß verriethen sie im Gegentheil Muth und Selbstvertrauen, und als ich endlich unverrichteter Sache umkehrte, forderten sie mich durch die beleidigendsten und beschimpfendsten Geberden heraus. Einige meiner Leute hatten gesehen, daß einige der Insulaner in den Kleidern unserer unglücklichen Gefährten triumphirend umher gingen, Einer den Degen,

Matten ab, setzten sich am Ufer nieder und streckten uns die Arme entgegen.

Obgleich dieses Benehmen von den friedlichsten Gesinnungen sprach, zweifelte ich an der Aufrichtigkeit der Wilden immer noch. Als ich aber sah, daß Koah mit einem Stück weißen Zeuges ins Wasser sprang und mit einer unbegreiflichen Ruhe zu unserem Boote heranschwamm, glaubte ich diesen Beweis von Vertrauen nicht zurückweisen zu dürfen und nahm ihn in mein Fahrzeug auf. Gerade ihn hatte ich am wenigsten gern in meiner Nähe, denn wir waren seit geraumer Zeit gegen ihn argwöhnisch geworden, und die Priester hatten uns gesagt, daß er ein schlechter Mensch sei und uns nicht liebe. Er hatte uns durch viele heuchlerische und verrätherische Handlungen bewiesen, daß dieses Urtheil ein richtiges sei, und noch am Morgen bei dem Angriff auf unsere Gefährten eine Hauptrolle gespielt. Jetzt vergoß er heiße Thränen und umarmte mich. Ich sagte ihm, daß wir der ganzen Insel den Krieg erklären würden, wenn wir die Leiche unseres Befehlshabers nicht auf der Stelle erhielten. Er versprach mir die Erfüllung dieser Forderung, bat mich mit Zuversicht, als ob nichts Außerordentliches vorgefallen wäre, um ein Stück Eisen und schwamm zur Küste zurück, indem er seinen Landsleuten zurief, wir seien noch immer Freunde.

Wir erwarteten seine Rückkehr mit fieberhafter Ungeduld, aber er kam nicht wieder. Mehrere der Häuptlinge am Ufer beredeten mich, zu landen, und suchten, als ich mich weigerte, mein Boot zwischen Felsen zu ziehen, wo sie mir den Rückzug hätten abschneiden können. Einer von ihnen theilte mir im Auftrage Terriobu's mit, daß die Leiche ins Innere gebracht worden sei, aber am folgenden Morgen ausgeliefert werden solle. Obgleich ich diesen Mann als aufrichtig kannte, blieb mir doch der Argwohn, daß die Häuptlinge uns hinhalten wollten, um in Muße zu berathen, wie sie uns vernichten könnten. Statt Betrübniß verriethen sie im Gegentheil Muth und Selbstvertrauen, und als ich endlich unverrichteter Sache umkehrte, forderten sie mich durch die beleidigendsten und beschimpfendsten Geberden heraus. Einige meiner Leute hatten gesehen, daß einige der Insulaner in den Kleidern unserer unglücklichen Gefährten triumphirend umher gingen, Einer den Degen,

ein Anderer die Scheide unseres Capitains schwang. Es war offenbar, daß sie für die menschlichen Rücksichten, die uns beseelten, kein Verständniß hatten, und unsere Mäßigung für Mangel an Muth hielten.

Wir trafen unsere Vertheidigungsmaßregeln, um einen nächtlichen Angriff abweisen zu können. Die Boote beider Schiffe wurden an Ketten gelegt, Waffen vertheilt und doppelte Schildwachen ausgestellt. Nach dem Einbruch der Dunkelheit leuchteten zahllose Feuer auf, bei deren Schein einige Matrosen zu sehen glaubten, daß die Eingebornen ihre werthvollsten Sachen ins Innere trügen. Ich hielt diese Feuer eher für Opferfeuer, an denen zugleich die Leichen unserer Gefährten verbrannt würden. Als wir bei einer der anderen Inseln vorbeisegelten, bemerkten wir eben solche Feuer und hörten damals, daß diese Feuer wegen eines eben ausgebrochenen Krieges angezündet würden.

Die Nacht wurde durch nichts als durch Geschrei und Wehklagen auf der Küste gestört. Am 15. kam Koah frühmorgens zur Resolution und wollte mir Stoffe und andere Geschenke überreichen. Ich habe bereits bemerkt, daß die Insulaner mich für Herrn Cooks Sohn hielten, und da ich sie bei diesem Irrthum ließ, so glaubten sie, daß der Oberbefehl auf mich übergegangen sei. Da Koah auf meine Forderung der Leiche ausweichende Antworten gab, so wies ich seine Gaben zurück. Dieser treulose Mensch kam an diesem Tage noch mehrmals mit Geschenken und betrachtete jedes Mal die sämmtlichen Theile des Schiffes mit großer Aufmerksamkeit. Er bestürmte den Capitain Clerke und mich, ans Land zu gehen, wo eine Zusammenkunft mit Terriobu Alles regeln werde. Wir mißtrauten ihm, und mit Recht, denn später erfuhren wir, daß der König gar nicht am Ufer gewesen, sondern schon am 14. in die Gebirge über der Bai geflohen sei, wo er sich in eine Höhle zurückgezogen habe, zu der man blos mittelst Stricken gelangen könne.

So oft Koah an den Strand zurückkehrte, stürzten seine Landsleute haufenweise herbei und drängten sich dicht um ihn, um zu hören, wie wir ihn empfangen hätten. Sie glaubten, daß wir unsere Drohungen ausführen würden, und setzten sich in Bereitschaft, uns zurückzuweisen. Wir hörten den ganzen Tag über in verschiedenen Theilen der Insel auf Muscheln blasen und sahen zahlreiche Abtheilungen der Wilden von den Bergen steigen.

ein Anderer die Scheide unseres Capitains schwang. Es war offenbar, daß sie für die menschlichen Rücksichten, die uns beseelten, kein Verständniß hatten, und unsere Mäßigung für Mangel an Muth hielten.

Wir trafen unsere Vertheidigungsmaßregeln, um einen nächtlichen Angriff abweisen zu können. Die Boote beider Schiffe wurden an Ketten gelegt, Waffen vertheilt und doppelte Schildwachen ausgestellt. Nach dem Einbruch der Dunkelheit leuchteten zahllose Feuer auf, bei deren Schein einige Matrosen zu sehen glaubten, daß die Eingebornen ihre werthvollsten Sachen ins Innere trügen. Ich hielt diese Feuer eher für Opferfeuer, an denen zugleich die Leichen unserer Gefährten verbrannt würden. Als wir bei einer der anderen Inseln vorbeisegelten, bemerkten wir eben solche Feuer und hörten damals, daß diese Feuer wegen eines eben ausgebrochenen Krieges angezündet würden.

Die Nacht wurde durch nichts als durch Geschrei und Wehklagen auf der Küste gestört. Am 15. kam Koah frühmorgens zur Resolution und wollte mir Stoffe und andere Geschenke überreichen. Ich habe bereits bemerkt, daß die Insulaner mich für Herrn Cooks Sohn hielten, und da ich sie bei diesem Irrthum ließ, so glaubten sie, daß der Oberbefehl auf mich übergegangen sei. Da Koah auf meine Forderung der Leiche ausweichende Antworten gab, so wies ich seine Gaben zurück. Dieser treulose Mensch kam an diesem Tage noch mehrmals mit Geschenken und betrachtete jedes Mal die sämmtlichen Theile des Schiffes mit großer Aufmerksamkeit. Er bestürmte den Capitain Clerke und mich, ans Land zu gehen, wo eine Zusammenkunft mit Terriobu Alles regeln werde. Wir mißtrauten ihm, und mit Recht, denn später erfuhren wir, daß der König gar nicht am Ufer gewesen, sondern schon am 14. in die Gebirge über der Bai geflohen sei, wo er sich in eine Höhle zurückgezogen habe, zu der man blos mittelst Stricken gelangen könne.

So oft Koah an den Strand zurückkehrte, stürzten seine Landsleute haufenweise herbei und drängten sich dicht um ihn, um zu hören, wie wir ihn empfangen hätten. Sie glaubten, daß wir unsere Drohungen ausführen würden, und setzten sich in Bereitschaft, uns zurückzuweisen. Wir hörten den ganzen Tag über in verschiedenen Theilen der Insel auf Muscheln blasen und sahen zahlreiche Abtheilungen der Wilden von den Bergen steigen.

Die Wortbrüchigkeit der Eingebornen und ihr feindseliges Benehmen veranlaßten eine neue Berathung. Es wurde entschieden, daß wir uns vor allen Dingen mit der Ausbesserung des Mastes und den Vorbereitungen zur Abfahrt zu beschäftigen, inzwischen aber unsere Unterhandlungen mit den Wilden fortzusetzen hätten. Lieutenant Gore wurde zum Befehlshaber der Discovery ernannt, und die erledigte Lieutenantsstelle erhielt Herr Hervey, einer unserer Midshipmen, der Herrn Cook bereits auf den beiden ersten Entdeckungsreisen begleitet hatte.

Nach acht Uhr Abends hörten wir eine Piroge zu uns heranrudern. Sobald sie sichtbar wurde, gaben die beiden Schildwachen auf dem Verdeck Feuer. Die beiden Menschen, die in dem Fahrzeuge saßen und glücklicher Weise nicht verwundet worden waren, riefen sogleich, daß sie Freunde seien, mit Tinnee — so sprachen sie meinen Namen aus — sprechen wollten, und mir etwas vom Orono zu übergeben hätten. Als sie das Verdeck erstiegen hatten, warfen sie sich mir zu Füßen und schienen sehr erschrocken zu sein. In dem Einen erkannten wir einen Priester, der den Capitain Cook stets begleitet und ihm die niedrigsten Dienste geleistet hatte. Nachdem er über des Orono Tod einen Strom von Thränen vergossen hatte, benachrichtigte er mich, daß er einen Theil des Körpers überbringe. Dem war in der That so, und diesen Theil der Leiche hatte Kau zu religiösen Ceremonien erhalten, während das Uebrige unter Terriobu und die Häuptlinge vertheilt worden war.

Sie fragten uns: „Wann wird der Orono zurückkehren, und was haben wir dann von ihm zu erwarten?“ Diese Frage, die uns noch öfters gestellt wurde, beweist, daß sie unsern ermordeten Befehlshaber für ein Wesen höherer Art hielten. Unsere Einladungen, die Nacht auf dem Schiffe zuzubringen, nahmen sie nicht an, weil der König und die Häuptlinge, wenn sie von diesem Besuche hörten, ihre Genossenschaft bestrafen würden. Sie unterrichteten uns, daß mehrere der Vornehmsten den Tod ihrer Gefährten rächen wollten, und daß insbesondere Koah unser Todfeind sei; das Blasen der Muscheln, das wir gehört hätten, wäre eine Herausforderung gewesen. Wir erfuhren von ihnen ferner, daß in dem ersten Kampfe bei dem Dorfe Kaurana siebzehn Insulaner und fünf Häuptlinge, darunter zwei unserer Freunde, Kanina

Die Wortbrüchigkeit der Eingebornen und ihr feindseliges Benehmen veranlaßten eine neue Berathung. Es wurde entschieden, daß wir uns vor allen Dingen mit der Ausbesserung des Mastes und den Vorbereitungen zur Abfahrt zu beschäftigen, inzwischen aber unsere Unterhandlungen mit den Wilden fortzusetzen hätten. Lieutenant Gore wurde zum Befehlshaber der Discovery ernannt, und die erledigte Lieutenantsstelle erhielt Herr Hervey, einer unserer Midshipmen, der Herrn Cook bereits auf den beiden ersten Entdeckungsreisen begleitet hatte.

Nach acht Uhr Abends hörten wir eine Piroge zu uns heranrudern. Sobald sie sichtbar wurde, gaben die beiden Schildwachen auf dem Verdeck Feuer. Die beiden Menschen, die in dem Fahrzeuge saßen und glücklicher Weise nicht verwundet worden waren, riefen sogleich, daß sie Freunde seien, mit Tinnee — so sprachen sie meinen Namen aus — sprechen wollten, und mir etwas vom Orono zu übergeben hätten. Als sie das Verdeck erstiegen hatten, warfen sie sich mir zu Füßen und schienen sehr erschrocken zu sein. In dem Einen erkannten wir einen Priester, der den Capitain Cook stets begleitet und ihm die niedrigsten Dienste geleistet hatte. Nachdem er über des Orono Tod einen Strom von Thränen vergossen hatte, benachrichtigte er mich, daß er einen Theil des Körpers überbringe. Dem war in der That so, und diesen Theil der Leiche hatte Kau zu religiösen Ceremonien erhalten, während das Uebrige unter Terriobu und die Häuptlinge vertheilt worden war.

Sie fragten uns: „Wann wird der Orono zurückkehren, und was haben wir dann von ihm zu erwarten?“ Diese Frage, die uns noch öfters gestellt wurde, beweist, daß sie unsern ermordeten Befehlshaber für ein Wesen höherer Art hielten. Unsere Einladungen, die Nacht auf dem Schiffe zuzubringen, nahmen sie nicht an, weil der König und die Häuptlinge, wenn sie von diesem Besuche hörten, ihre Genossenschaft bestrafen würden. Sie unterrichteten uns, daß mehrere der Vornehmsten den Tod ihrer Gefährten rächen wollten, und daß insbesondere Koah unser Todfeind sei; das Blasen der Muscheln, das wir gehört hätten, wäre eine Herausforderung gewesen. Wir erfuhren von ihnen ferner, daß in dem ersten Kampfe bei dem Dorfe Kaurana siebzehn Insulaner und fünf Häuptlinge, darunter zwei unserer Freunde, Kanina

und dessen Bruder, beim Observatorium aber drei der ersten Häuptlinge und fünf Insulaner von niedrigem Rang gefallen seien.

Bis zum Aufgang der Sonne hörten wir am Lande dasselbe Geschrei und Geheul, wie in der vorigen Nacht. Am 16. war wieder Koah unser erster Besuch. Ich war, wie ich offen gestehen muß, verletzt, daß man diesen Menschen seine Komödie fortsetzen ließ. Unser Benehmen war etwas haltungslos geworden und versprach keinen Erfolg. Wir hatten unsere Forderungen nicht durchgesetzt, und die Wilden blieben am Ufer versammelt, um uns am Landen zu hindern. Daß Capitain Clerke einen guten Grund hatte, so und nicht anders zu handeln, will ich deshalb nicht verkennen. Die unzählige Menge der Wilden und die Unerschrockenheit, mit der sie uns erwarteten, machten einen Angriff gefahrvoll, und der kleinste Menschenverlust würde uns während des übrigen Theils unserer Reise sehr in Verlegenheit gesetzt haben. Uebrigens hatte unsere Unthätigkeit die gute Folge, daß die Anwohner der Bucht an keinen Angriff mehr glaubten und die ihnen zu Hilfe gekommenen Krieger entließen.

Die Unverschämtheit der Zurückgebliebenen verminderte sich nicht. Einer ruderte der Resolution ganz nahe, schleuderte mehrere Steine gegen uns und schwenkte unter dem Hohngeschrei seiner Gefährten am Ufer Cooks Hut um den Kopf. Diese Beleidigungen erregten bei unserer Mannschaft solchen Zorn, daß die sämmtlichen Matrosen aufs Hinterdeck kamen und uns baten, wir möchten sie nicht zwingen, solchen Beschimpfungen länger ruhig zuzusehen. Herr Clerke befahl nun, einige Kanonenschüsse auf die Menge am Ufer abzufeuern, und versprach unseren Leuten, daß er ihnen keinen Zügel anlegen wolle, wenn sie morgen beim Wasserholen belästigt würden.

Es war merkwürdig, daß die Eingebornen, bevor wir unsere Stücke noch gerichtet hatten, bereits wußten, was wir thun wollten. Sie errieten es aus den Bewegungen auf den Schiffen und zogen sich hinter Mauern und Häuser zurück. Wir mußten daher aufs Gerathewohl schießen und erreichten doch, was wir wünschten, denn nicht lange, so ruderte Koah eilig heran. Er sagte uns, daß einige seiner Landsleute getödtet worden seien, unter anderen Maiha-Maiha, einer der ersten Häuptlinge des Landes und ein naher Verwandter des Königs.

und dessen Bruder, beim Observatorium aber drei der ersten Häuptlinge und fünf Insulaner von niedrigem Rang gefallen seien.

Bis zum Aufgang der Sonne hörten wir am Lande dasselbe Geschrei und Geheul, wie in der vorigen Nacht. Am 16. war wieder Koah unser erster Besuch. Ich war, wie ich offen gestehen muß, verletzt, daß man diesen Menschen seine Komödie fortsetzen ließ. Unser Benehmen war etwas haltungslos geworden und versprach keinen Erfolg. Wir hatten unsere Forderungen nicht durchgesetzt, und die Wilden blieben am Ufer versammelt, um uns am Landen zu hindern. Daß Capitain Clerke einen guten Grund hatte, so und nicht anders zu handeln, will ich deshalb nicht verkennen. Die unzählige Menge der Wilden und die Unerschrockenheit, mit der sie uns erwarteten, machten einen Angriff gefahrvoll, und der kleinste Menschenverlust würde uns während des übrigen Theils unserer Reise sehr in Verlegenheit gesetzt haben. Uebrigens hatte unsere Unthätigkeit die gute Folge, daß die Anwohner der Bucht an keinen Angriff mehr glaubten und die ihnen zu Hilfe gekommenen Krieger entließen.

Die Unverschämtheit der Zurückgebliebenen verminderte sich nicht. Einer ruderte der Resolution ganz nahe, schleuderte mehrere Steine gegen uns und schwenkte unter dem Hohngeschrei seiner Gefährten am Ufer Cooks Hut um den Kopf. Diese Beleidigungen erregten bei unserer Mannschaft solchen Zorn, daß die sämmtlichen Matrosen aufs Hinterdeck kamen und uns baten, wir möchten sie nicht zwingen, solchen Beschimpfungen länger ruhig zuzusehen. Herr Clerke befahl nun, einige Kanonenschüsse auf die Menge am Ufer abzufeuern, und versprach unseren Leuten, daß er ihnen keinen Zügel anlegen wolle, wenn sie morgen beim Wasserholen belästigt würden.

Es war merkwürdig, daß die Eingebornen, bevor wir unsere Stücke noch gerichtet hatten, bereits wußten, was wir thun wollten. Sie errieten es aus den Bewegungen auf den Schiffen und zogen sich hinter Mauern und Häuser zurück. Wir mußten daher aufs Gerathewohl schießen und erreichten doch, was wir wünschten, denn nicht lange, so ruderte Koah eilig heran. Er sagte uns, daß einige seiner Landsleute getödtet worden seien, unter anderen Maiha-Maiha, einer der ersten Häuptlinge des Landes und ein naher Verwandter des Königs.

Kurz nach Koahs Ankunft verließen zwei junge Leute den Morai und schwammen zu den Schiffen. Jeder trug eine Lanze in der Hand, und als sie nahe genug waren, stimmten sie einen feierlichen Gesang an, der gewiß auf das unglückliche Gefecht Bezug hatte, da das Wort Orono und der Name des Dorfes, wo der Capitain getödtet worden war, darin vorkamen. Als sie die klagende Melodie etwa zehn oder zwölf Minuten lang, immer im Wasser, gesungen hatten, stiegen sie auf das Verdeck der Discovery, lieferten ihre Lanzen ab und kehrten zum Ufer zurück. Wir haben nie erfahren, wer sie geschickt hatte und worin die Bedeutung dieser Ceremonie bestand.

Am nächsten Morgen schickten wir eine Abtheilung zum Wasserholen an den Strand und bugsirten die Discovery, um ihnen Unterstützung leisten zu können, näher ans Land. Wir sahen jetzt, daß die Insulaner entschlossen seien, uns bei jeder Gelegenheit zu schaden, wenn es ohne Gefahr für sie geschehen könne.

Die meisten Dörfer der Inseln dieser Gruppe liegen nahe am Meer, und der angrenzende Boden wird von etwa drei Fuß hohen steinernen Mauern umgeben, welche zur Abwehr eines feindlichen Einfalles dienen. Hier enthielten außerdem die Abhänge der nahen Felsen Höhlen von beträchtlicher Tiefe, deren Eingang von einer Mauer ähnlicher Art vertheidigt wurde. Hinter diese Schutzwände versteckten sich die Eingebornen, schleuderten Steine gegen unsere Leute und ließen sich durch Flintenschüsse nicht vertreiben.

Unsere Arbeiter hatten so viel mit ihrer persönlichen Vertheidigung zu thun, daß sie am ganzen Nachmittage nur ein einziges Wasserfaß füllten. Da wir unseren Vorrath nicht ergänzen konnten, wenn wir die Ruhestörer nicht verjagten, so erhielt die Discovery Befehl, den Boden mit ihrem Geschütz zu säubern. Einige volle Lagen erreichten diesen Zweck, und wir schickten wieder Leute ans Ufer. Trotz aller erhaltenen Warnungen begannen die Eingebornen ihren Angriff aufs Neue und zwangen uns, einige zerstreut liegende Häuser, hinter denen sie sich versteckten, niederzubrennen.

Ich muß mit Bedauern sagen, daß die Matrosen, welche den Befehl ausführten, ihre Rache kühlten und unnöthige Verwüstungen begingen. Plötzlich stand das ganze Dorf in Flammen, und ehe ein

Kurz nach Koahs Ankunft verließen zwei junge Leute den Morai und schwammen zu den Schiffen. Jeder trug eine Lanze in der Hand, und als sie nahe genug waren, stimmten sie einen feierlichen Gesang an, der gewiß auf das unglückliche Gefecht Bezug hatte, da das Wort Orono und der Name des Dorfes, wo der Capitain getödtet worden war, darin vorkamen. Als sie die klagende Melodie etwa zehn oder zwölf Minuten lang, immer im Wasser, gesungen hatten, stiegen sie auf das Verdeck der Discovery, lieferten ihre Lanzen ab und kehrten zum Ufer zurück. Wir haben nie erfahren, wer sie geschickt hatte und worin die Bedeutung dieser Ceremonie bestand.

Am nächsten Morgen schickten wir eine Abtheilung zum Wasserholen an den Strand und bugsirten die Discovery, um ihnen Unterstützung leisten zu können, näher ans Land. Wir sahen jetzt, daß die Insulaner entschlossen seien, uns bei jeder Gelegenheit zu schaden, wenn es ohne Gefahr für sie geschehen könne.

Die meisten Dörfer der Inseln dieser Gruppe liegen nahe am Meer, und der angrenzende Boden wird von etwa drei Fuß hohen steinernen Mauern umgeben, welche zur Abwehr eines feindlichen Einfalles dienen. Hier enthielten außerdem die Abhänge der nahen Felsen Höhlen von beträchtlicher Tiefe, deren Eingang von einer Mauer ähnlicher Art vertheidigt wurde. Hinter diese Schutzwände versteckten sich die Eingebornen, schleuderten Steine gegen unsere Leute und ließen sich durch Flintenschüsse nicht vertreiben.

Unsere Arbeiter hatten so viel mit ihrer persönlichen Vertheidigung zu thun, daß sie am ganzen Nachmittage nur ein einziges Wasserfaß füllten. Da wir unseren Vorrath nicht ergänzen konnten, wenn wir die Ruhestörer nicht verjagten, so erhielt die Discovery Befehl, den Boden mit ihrem Geschütz zu säubern. Einige volle Lagen erreichten diesen Zweck, und wir schickten wieder Leute ans Ufer. Trotz aller erhaltenen Warnungen begannen die Eingebornen ihren Angriff aufs Neue und zwangen uns, einige zerstreut liegende Häuser, hinter denen sie sich versteckten, niederzubrennen.

Ich muß mit Bedauern sagen, daß die Matrosen, welche den Befehl ausführten, ihre Rache kühlten und unnöthige Verwüstungen begingen. Plötzlich stand das ganze Dorf in Flammen, und ehe ein

Boot, das wir zum Löschen abschickten, das Ufer erreichte, hatte das Feuer auch die Wohnungen unserer Freunde, der Priester, ergriffen. Ich war an diesem Tage krank und kann diesen Umstand, der mich am Bord zurückhielt, nicht genug beklagen. Die Priester standen unter meinem Schutz und ich würde wahrscheinlich das Unheil von ihnen haben abwenden können, während die Officiere, die gerade den Dienst hatten, selten am Morai gewesen waren und die Lage ihrer Hütten nicht genau kannten.

Unsere Leute tödteten Mehrere, die sich aus dem brennenden Dorfe retten wollten, und nahmen einen Greis gefangen, den sie gebunden an Bord brachten. Nie habe ich den Schrecken so deutlich auf dem Gesicht eines Menschen abgemalt gesehen, aber auch nie eine so ausschweifende Freude wahrgenommen, wie dieser Greis sie verrieth, als wir seine Bande abnahmen und ihm sagten, daß er auf die Insel zurückkehren könne. Er bewies uns seine Dankbarkeit, indem er uns später Lebensmittel brachte, für die er nie eine Bezahlung annahm, und uns verschiedene Dienste leistete.

Kurz nach dem Brande des Dorfes sahen wir einen Mann, dem zwanzig junge Leute mit weißen Stoffen, grünen Zweigen und Bananen folgten, den Berg hinabsteigen. Ich weiß nicht, wie es geschah, daß unsere Wache am Ufer auf diesen friedlichen Zug feuerte. Die Fortschritte desselben wurden dadurch nicht gehemmt, und der befehlende Officier kam noch zeitig genug hinzu, um ein zweites Feuern zu verhindern. Als die Leute näher kamen, erkannten wir unseren Freund Kairikia, den wir immer sehr geachtet hatten.

Er war ernst und betrübt. Wir versuchten ihm begreiflich zu machen, daß wir keine andere Wahl gehabt hätten, als das Dorf niederzubrennen, daß die Priestercolonie aber wider unsern Willen in Flammen aufgegangen wäre. Er machte uns einige leichte Vorwürfe und murmelte etwas von Undankbarkeit. Erst jetzt erfuhren wir den ganzen Umfang des Unheils, das wir gestiftet hatten. Die übrigen Insulaner hatten ihre werthvollsten Sachen ins Innere geschafft, aber die Priester waren im Vertrauen auf unsere wiederholten Versprechungen mit ihrem Eigenthum zurückgeblieben. Ein an den Morai an-

Boot, das wir zum Löschen abschickten, das Ufer erreichte, hatte das Feuer auch die Wohnungen unserer Freunde, der Priester, ergriffen. Ich war an diesem Tage krank und kann diesen Umstand, der mich am Bord zurückhielt, nicht genug beklagen. Die Priester standen unter meinem Schutz und ich würde wahrscheinlich das Unheil von ihnen haben abwenden können, während die Officiere, die gerade den Dienst hatten, selten am Morai gewesen waren und die Lage ihrer Hütten nicht genau kannten.

Unsere Leute tödteten Mehrere, die sich aus dem brennenden Dorfe retten wollten, und nahmen einen Greis gefangen, den sie gebunden an Bord brachten. Nie habe ich den Schrecken so deutlich auf dem Gesicht eines Menschen abgemalt gesehen, aber auch nie eine so ausschweifende Freude wahrgenommen, wie dieser Greis sie verrieth, als wir seine Bande abnahmen und ihm sagten, daß er auf die Insel zurückkehren könne. Er bewies uns seine Dankbarkeit, indem er uns später Lebensmittel brachte, für die er nie eine Bezahlung annahm, und uns verschiedene Dienste leistete.

Kurz nach dem Brande des Dorfes sahen wir einen Mann, dem zwanzig junge Leute mit weißen Stoffen, grünen Zweigen und Bananen folgten, den Berg hinabsteigen. Ich weiß nicht, wie es geschah, daß unsere Wache am Ufer auf diesen friedlichen Zug feuerte. Die Fortschritte desselben wurden dadurch nicht gehemmt, und der befehlende Officier kam noch zeitig genug hinzu, um ein zweites Feuern zu verhindern. Als die Leute näher kamen, erkannten wir unseren Freund Kairikia, den wir immer sehr geachtet hatten.

Er war ernst und betrübt. Wir versuchten ihm begreiflich zu machen, daß wir keine andere Wahl gehabt hätten, als das Dorf niederzubrennen, daß die Priestercolonie aber wider unsern Willen in Flammen aufgegangen wäre. Er machte uns einige leichte Vorwürfe und murmelte etwas von Undankbarkeit. Erst jetzt erfuhren wir den ganzen Umfang des Unheils, das wir gestiftet hatten. Die übrigen Insulaner hatten ihre werthvollsten Sachen ins Innere geschafft, aber die Priester waren im Vertrauen auf unsere wiederholten Versprechungen mit ihrem Eigenthum zurückgeblieben. Ein an den Morai an-

stoßendes Haus enthielt Alles, was sie besaßen, nebst dem, was wir ihnen geschenkt hatten, und dieses Haus war in Flammen aufgegangen.

Merkwürdig war uns, daß die Frauen der Insel, die sich an Bord befanden, während dieser ganzen Unruhen nicht ein einziges Mal ans Land geführt zu werden verlangten und weder um sich noch um ihre Freunde in der geringsten Unruhe waren. Einige von ihnen, die während des Brandes ihres Dorfes auf dem Verdeck saßen, schienen dieses Schauspiel zu bewundern und riefen oft: Matai (sehr schön)!

Die Insulaner hatten jetzt endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht Feigheit gewesen sei, was uns verhindert habe, ihre Beleidigungen zu dulden, und hörten mit ihren Angriffen auf. Ein Häuptling Namens Eappo, der uns wenig Besuche gemacht hatte, den wir aber als einen Mann vom höchsten Range kannten, kam Abends, um in Terriobu's Namen um Frieden zu bitten und uns Geschenke zu bringen. Wir nahmen die letzteren an und antworteten wie früher, daß der Friede von der Zurückgabe der Gebeine unseres Befehlshabers abhänge.

Der größte Theil des 19. Februar verfloß unter Botschaften, die zwischen Terriobu und dem Capitain Clerke hin und her gingen. Eappo drang lebhaft in uns, einen unserer Officiere ans Land zu schicken, und erbot sich, als Geißel zurückzubleiben. Wir glaubten sein Versprechen nicht erfüllen zu dürfen, und er verließ uns mit der Versicherung, daß er die Gebeine am folgenden Tage bringen werde.

Am 19., zwischen zehn und elf Uhr Morgens, bewegten sich viele Insulaner über den Berg, der das Ufer beherrscht. Sie bildeten einen feierlichen Zug. Jeder trug ein Zuckerrohr auf den Schultern und hatte Brotfrüchte, Tarrowurzeln und Bananen in der Hand. Zwei Trommler gingen an der Spitze, setzten sich am Ufer des Meeres nieder und trommelten. Ihre Landsleute traten einer nach dem anderen vor, legten ihre Geschenke nieder und entfernten sich. Nun zeigte sich Eappo, der ein Packet trug, das er auf den Felsen legte, worauf er uns winkte, daß wir ein Boot schicken möchten. Unsere Vermuthung, daß dieses Packet Alles enthalte, was von den Gebeinen des Capitains noch übrig sei, war gegründet. Auch die beiden Läufe seiner Flinte, seine Schuhe und verschiedene Kleinigkeiten erhielten wir zurück.

stoßendes Haus enthielt Alles, was sie besaßen, nebst dem, was wir ihnen geschenkt hatten, und dieses Haus war in Flammen aufgegangen.

Merkwürdig war uns, daß die Frauen der Insel, die sich an Bord befanden, während dieser ganzen Unruhen nicht ein einziges Mal ans Land geführt zu werden verlangten und weder um sich noch um ihre Freunde in der geringsten Unruhe waren. Einige von ihnen, die während des Brandes ihres Dorfes auf dem Verdeck saßen, schienen dieses Schauspiel zu bewundern und riefen oft: Matai (sehr schön)!

Die Insulaner hatten jetzt endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht Feigheit gewesen sei, was uns verhindert habe, ihre Beleidigungen zu dulden, und hörten mit ihren Angriffen auf. Ein Häuptling Namens Eappo, der uns wenig Besuche gemacht hatte, den wir aber als einen Mann vom höchsten Range kannten, kam Abends, um in Terriobu's Namen um Frieden zu bitten und uns Geschenke zu bringen. Wir nahmen die letzteren an und antworteten wie früher, daß der Friede von der Zurückgabe der Gebeine unseres Befehlshabers abhänge.

Der größte Theil des 19. Februar verfloß unter Botschaften, die zwischen Terriobu und dem Capitain Clerke hin und her gingen. Eappo drang lebhaft in uns, einen unserer Officiere ans Land zu schicken, und erbot sich, als Geißel zurückzubleiben. Wir glaubten sein Versprechen nicht erfüllen zu dürfen, und er verließ uns mit der Versicherung, daß er die Gebeine am folgenden Tage bringen werde.

Am 19., zwischen zehn und elf Uhr Morgens, bewegten sich viele Insulaner über den Berg, der das Ufer beherrscht. Sie bildeten einen feierlichen Zug. Jeder trug ein Zuckerrohr auf den Schultern und hatte Brotfrüchte, Tarrowurzeln und Bananen in der Hand. Zwei Trommler gingen an der Spitze, setzten sich am Ufer des Meeres nieder und trommelten. Ihre Landsleute traten einer nach dem anderen vor, legten ihre Geschenke nieder und entfernten sich. Nun zeigte sich Eappo, der ein Packet trug, das er auf den Felsen legte, worauf er uns winkte, daß wir ein Boot schicken möchten. Unsere Vermuthung, daß dieses Packet Alles enthalte, was von den Gebeinen des Capitains noch übrig sei, war gegründet. Auch die beiden Läufe seiner Flinte, seine Schuhe und verschiedene Kleinigkeiten erhielten wir zurück.

Eappo suchte uns zu beweisen, daß Terriobu und viele der ersten Häuptlinge unsere aufrichtigen Freunde seien. Wie er meinte, hatten sie uns die überzeugendsten Beweise davon gegeben, und wenn sie nicht noch weiter gegangen waren, so trug ausschließlich die Feindschaft anderer Häuptlinge die Schuld. Wie er behauptete, war der Diebstahl der Schaluppe der Discovery von Paria's Leuten ausgegangen, welche den Schlag, den ihr Herr erhalten hatte, rächen wollten und das Fahrzeug am nächsten Morgen zerschlagen hatten.

Es blieb uns jetzt nichts zu thun übrig, als die Ueberreste unseres berühmten, unglücklichen Befehlshabers dem Meer zu übergeben. Um nicht gestört zu werden, baten wir Eappo die Bai tabu zu machen, verschlossen die Gebeine in einen Sarg und senkten sie unter den üblichen Ceremonien ins Meer. Die Leser werden sich denken können, welchen Schmerz wir bei dieser düsteren Scene empfanden. Die, welche ihr beiwohnten, wissen, daß Worte unsere Gefühle nicht zu schildern vermögen.

Keine einzige Piroge zeigte sich an diesem Tage in der Bucht, und noch am folgenden Morgen war es um uns leer. Am Strande trafen wir Eappo, dem wir die Versicherung gaben, daß wir vollkommen zufrieden gestellt wären und die Erinnerung an das Vorgefallene mit dem Sarge des Orono versenkt hätten. Wir baten ihn darauf, das Tabu zurück zu nehmen, damit die Eingebornen uns wie gewöhnlich Lebensmittel bringen könnten. Die Schiffe waren bald von Fahrzeugen umringt. Die meisten Häuptlinge kamen an Bord, um ihren Schmerz über den Zwist und ihre Freude über unsere Versöhnung auszusprechen. Mehrere unserer Freunde, die nicht selbst kamen, schickten große Schweine und andere Lebensmittel.

Unsere Arbeiten waren beendet, und der Capitain entschied für eine rasche Abfahrt, damit die Nachricht von den hiesigen Vorgängen uns nicht nach den anderen Inseln voraneile. Um acht Uhr Abends (22. Februar) schickten wir die Insulaner fort und nahmen von Eappo und dem treuen Kairikia einen zärtlichen Abschied. Unmittelbar nachher hoben wir die Anker und segelten aus der Bucht. An dem Ufer zog sich eine ununterbrochene Menschenkette hin, die uns in dem Maße, wie

Eappo suchte uns zu beweisen, daß Terriobu und viele der ersten Häuptlinge unsere aufrichtigen Freunde seien. Wie er meinte, hatten sie uns die überzeugendsten Beweise davon gegeben, und wenn sie nicht noch weiter gegangen waren, so trug ausschließlich die Feindschaft anderer Häuptlinge die Schuld. Wie er behauptete, war der Diebstahl der Schaluppe der Discovery von Paria's Leuten ausgegangen, welche den Schlag, den ihr Herr erhalten hatte, rächen wollten und das Fahrzeug am nächsten Morgen zerschlagen hatten.

Es blieb uns jetzt nichts zu thun übrig, als die Ueberreste unseres berühmten, unglücklichen Befehlshabers dem Meer zu übergeben. Um nicht gestört zu werden, baten wir Eappo die Bai tabu zu machen, verschlossen die Gebeine in einen Sarg und senkten sie unter den üblichen Ceremonien ins Meer. Die Leser werden sich denken können, welchen Schmerz wir bei dieser düsteren Scene empfanden. Die, welche ihr beiwohnten, wissen, daß Worte unsere Gefühle nicht zu schildern vermögen.

Keine einzige Piroge zeigte sich an diesem Tage in der Bucht, und noch am folgenden Morgen war es um uns leer. Am Strande trafen wir Eappo, dem wir die Versicherung gaben, daß wir vollkommen zufrieden gestellt wären und die Erinnerung an das Vorgefallene mit dem Sarge des Orono versenkt hätten. Wir baten ihn darauf, das Tabu zurück zu nehmen, damit die Eingebornen uns wie gewöhnlich Lebensmittel bringen könnten. Die Schiffe waren bald von Fahrzeugen umringt. Die meisten Häuptlinge kamen an Bord, um ihren Schmerz über den Zwist und ihre Freude über unsere Versöhnung auszusprechen. Mehrere unserer Freunde, die nicht selbst kamen, schickten große Schweine und andere Lebensmittel.

Unsere Arbeiten waren beendet, und der Capitain entschied für eine rasche Abfahrt, damit die Nachricht von den hiesigen Vorgängen uns nicht nach den anderen Inseln voraneile. Um acht Uhr Abends (22. Februar) schickten wir die Insulaner fort und nahmen von Eappo und dem treuen Kairikia einen zärtlichen Abschied. Unmittelbar nachher hoben wir die Anker und segelten aus der Bucht. An dem Ufer zog sich eine ununterbrochene Menschenkette hin, die uns in dem Maße, wie

wir vorüber segelten, mit allen Zeichen von Wohlwollen und Freundschaft begrüßte.

In wenigen Stunden befanden wir uns im offenen Meer und steuerten nun gegen Norden, um einen Hafen der Insel Mowee (Maui) aufzusuchen, den die Einwohner von Owhyhee uns sehr gerühmt hatten. Am 24. Mittags befanden wir uns mitten in der Straße, welche Mowee von einer anderen Insel, Ranai genannt, trennt. Die Gebirge der südwestlichen Küste von Mowee bilden zwei Gruppen, die durch eine so niedrige Landenge verbunden werden, daß man auf den ersten Blick zwei Inseln zu sehen glaubt. An dieser Verbindungsstelle dringt das Meer tief ins Land ein, wodurch eine geräumige Bucht entsteht.

Im Laufe dieses Tages erhielten wir von verschiedenen Wilden, die uns Lebensmittel brachten, Besuche und erkannten bald, daß sie von unserem verhängnißvollen Streite gehört hatten. Bei einer Frau, die sich bei unserer Abfahrt im Schiff versteckt hatte, erkundigten sie sich nach allen Einzelheiten. Der Bericht mußte uns günstig sein, denn die Wilden veränderten ihr freundliches und demüthiges Betragen nicht.

Eine zweite gute Rhede fanden wir auf Woahu (Oahu). Die Ufer derselben waren wie alle nordwestlichen Theile der Insel mit Dörfern bedeckt, die zwischen bestellten Feldern lagen, und boten einen lachenden Anblick dar. Wir begegneten hauptsächlich Frauen, von denen wir hörten, daß die Männer nach Morotoi*) gegangen seien, um gegen Tahyterri zu kämpfen.

Am 28. sahen wir Atui und gegen Sonnenuntergang waren wir vor der Ostspitze der Insel, die eine flache, mit Grün bekleidete Landzunge ist. Folgenden Tages erreichten wir die Rhede auf der südwestlichen Küste, die uns schon früher aufgenommen hatte.

Wir warfen hier Anker, um uns Wasser zu verschaffen. Ich landete unter dem Schutze von fünf Marinesoldaten und fand auf dem Ufer eine zahlreiche Versammlung, deren Benehmen im Anfang ein friedliches war. Sobald wir aber unsere Wasserfässer gelandet hatten,

*) Morokai, nordwestlich von Maui und nördlich von Ranai, etwa von derselben Größe wie die Insel Wight.

wir vorüber segelten, mit allen Zeichen von Wohlwollen und Freundschaft begrüßte.

In wenigen Stunden befanden wir uns im offenen Meer und steuerten nun gegen Norden, um einen Hafen der Insel Mowee (Maui) aufzusuchen, den die Einwohner von Owhyhee uns sehr gerühmt hatten. Am 24. Mittags befanden wir uns mitten in der Straße, welche Mowee von einer anderen Insel, Ranai genannt, trennt. Die Gebirge der südwestlichen Küste von Mowee bilden zwei Gruppen, die durch eine so niedrige Landenge verbunden werden, daß man auf den ersten Blick zwei Inseln zu sehen glaubt. An dieser Verbindungsstelle dringt das Meer tief ins Land ein, wodurch eine geräumige Bucht entsteht.

Im Laufe dieses Tages erhielten wir von verschiedenen Wilden, die uns Lebensmittel brachten, Besuche und erkannten bald, daß sie von unserem verhängnißvollen Streite gehört hatten. Bei einer Frau, die sich bei unserer Abfahrt im Schiff versteckt hatte, erkundigten sie sich nach allen Einzelheiten. Der Bericht mußte uns günstig sein, denn die Wilden veränderten ihr freundliches und demüthiges Betragen nicht.

Eine zweite gute Rhede fanden wir auf Woahu (Oahu). Die Ufer derselben waren wie alle nordwestlichen Theile der Insel mit Dörfern bedeckt, die zwischen bestellten Feldern lagen, und boten einen lachenden Anblick dar. Wir begegneten hauptsächlich Frauen, von denen wir hörten, daß die Männer nach Morotoi*) gegangen seien, um gegen Tahyterri zu kämpfen.

Am 28. sahen wir Atui und gegen Sonnenuntergang waren wir vor der Ostspitze der Insel, die eine flache, mit Grün bekleidete Landzunge ist. Folgenden Tages erreichten wir die Rhede auf der südwestlichen Küste, die uns schon früher aufgenommen hatte.

Wir warfen hier Anker, um uns Wasser zu verschaffen. Ich landete unter dem Schutze von fünf Marinesoldaten und fand auf dem Ufer eine zahlreiche Versammlung, deren Benehmen im Anfang ein friedliches war. Sobald wir aber unsere Wasserfässer gelandet hatten,

*) Morokai, nordwestlich von Maui und nördlich von Ranai, etwa von derselben Größe wie die Insel Wight.

wurden diese Leute sehr unbequem. Sie forderten für jedes gefüllte Faß ein großes Beil und wollten uns kein Wasser verabfolgen lassen, wenn wir diese Forderung nicht erfüllten.

Es wurde uns schwer gemacht, die Mäßigung zu bewahren, die unsere Lage uns vorschrieb. Die Eingebornen neckten uns auf jede Weise, indem sie den Matrosen die Hüte vom Kopf schlugen, sie an den Jacken zurückrissen, ihnen auf die Fersen traten u. s. w. Jede dieser Unverschämtheiten rief unter den Zuschauern ein höhnisches Gelächter hervor. Es kamen einige Diebstähle vor, aber am meisten erregten die Gewehre der Marinesoldaten die Begierde der Wilden, und diesen gefürchteten Waffen hatten wir es jedenfalls zu danken, daß die Feindseligkeit sich nicht zu einem allgemeinen Angriff steigerte.

Die Abfahrt war der gefährlichste Moment. Ich ließ die Marinesoldaten zuerst das Boot besteigen, theils weil dort ihre Waffen in Sicherheit waren, theils weil sie uns in dieser Stellung wirksamer vertheidigen konnten. Als ich nur noch mit drei Leuten am Ufer war, drangen die Wilden auf uns ein und folgten uns sogar mit ihren Keulen und Lanzen bis ins Wasser, so daß ich gezwungen war, einem der Seesoldaten den Befehl zum Feuern zu geben. Statt des einen feuerten zwei, worauf die Wilden die Flucht ergriffen. Auf dem Ufer blieb blos ein Mann zurück, der neben einer Frau am Boden saß. Er wollte sich mehrere Male erheben, fiel aber immer zurück, und ich sah mit Bedauern, daß er in der Weiche verwundet war. Seine Gefährten kehrten bald darauf zurück und bildeten einen Kreis um ihn. Sie schwangen mit drohenden, herausfordernden Geberden ihre Lanzen und Dolche, bis sie von mehreren Insulanern, die wir für Häuptlinge hielten, vom Ufer vertrieben wurden.

Das nächste Mal ließ ich mich von vierzig Bewaffneten begleiten. Das hätte ich nicht nöthig gehabt, denn am Ufer zeigte sich kein Mensch, und der Raum zwischen dem Meer und dem Wasserplatze war von kleinen weißen Flaggen eingehegt, d. h. tabu gemacht. Auf der anderen Seite des Flusses wurden mehrere mit Lanzen bewaffnete Wilde sichtbar, die uns aber nicht störten. Ihre Frauen schwammen durch den Fluß und setzten sich auf dem diesseitigen Ufer ganz in unserer Nähe

wurden diese Leute sehr unbequem. Sie forderten für jedes gefüllte Faß ein großes Beil und wollten uns kein Wasser verabfolgen lassen, wenn wir diese Forderung nicht erfüllten.

Es wurde uns schwer gemacht, die Mäßigung zu bewahren, die unsere Lage uns vorschrieb. Die Eingebornen neckten uns auf jede Weise, indem sie den Matrosen die Hüte vom Kopf schlugen, sie an den Jacken zurückrissen, ihnen auf die Fersen traten u. s. w. Jede dieser Unverschämtheiten rief unter den Zuschauern ein höhnisches Gelächter hervor. Es kamen einige Diebstähle vor, aber am meisten erregten die Gewehre der Marinesoldaten die Begierde der Wilden, und diesen gefürchteten Waffen hatten wir es jedenfalls zu danken, daß die Feindseligkeit sich nicht zu einem allgemeinen Angriff steigerte.

Die Abfahrt war der gefährlichste Moment. Ich ließ die Marinesoldaten zuerst das Boot besteigen, theils weil dort ihre Waffen in Sicherheit waren, theils weil sie uns in dieser Stellung wirksamer vertheidigen konnten. Als ich nur noch mit drei Leuten am Ufer war, drangen die Wilden auf uns ein und folgten uns sogar mit ihren Keulen und Lanzen bis ins Wasser, so daß ich gezwungen war, einem der Seesoldaten den Befehl zum Feuern zu geben. Statt des einen feuerten zwei, worauf die Wilden die Flucht ergriffen. Auf dem Ufer blieb blos ein Mann zurück, der neben einer Frau am Boden saß. Er wollte sich mehrere Male erheben, fiel aber immer zurück, und ich sah mit Bedauern, daß er in der Weiche verwundet war. Seine Gefährten kehrten bald darauf zurück und bildeten einen Kreis um ihn. Sie schwangen mit drohenden, herausfordernden Geberden ihre Lanzen und Dolche, bis sie von mehreren Insulanern, die wir für Häuptlinge hielten, vom Ufer vertrieben wurden.

Das nächste Mal ließ ich mich von vierzig Bewaffneten begleiten. Das hätte ich nicht nöthig gehabt, denn am Ufer zeigte sich kein Mensch, und der Raum zwischen dem Meer und dem Wasserplatze war von kleinen weißen Flaggen eingehegt, d. h. tabu gemacht. Auf der anderen Seite des Flusses wurden mehrere mit Lanzen bewaffnete Wilde sichtbar, die uns aber nicht störten. Ihre Frauen schwammen durch den Fluß und setzten sich auf dem diesseitigen Ufer ganz in unserer Nähe

nieder. Mittags brachten sie uns Schweine und Wurzeln und kochten für uns.

An einem der nächsten Tage kamen einige Häuptlinge an Bord und entschuldigten das Betragen ihrer Untergebenen. Sie schrieben die vorgefallenen Unruhen den Streitigkeiten zu, die zwischen den Hauptpersonen der Insel ausgebrochen wären und Verwirrung und Ungehorsam hervorriefen. Toneoneo, der im vorigen Jahre die höchste Gewalt besaß, und ein junger Mann Namens Teavi stritten um die Herrschaft. Beide waren Enkel von Perrioranni, König von Woahu, der dem ersten die Verwaltung von Atui, dem zweiten die von Onitheow übertragen hatte. Der Streit war wegen der Ziegen entstanden, die wir bei unserem vorigen Besuch auf Onitheow zurückgelassen hatten. Toneoneo forderte sie unter dem Vorwande, daß die Insel ihm gehöre, Teavi berief sich auf sein Besitzrecht, beide Parteien griffen zu den Waffen, und es kam zu einer Schlacht, in der Toneoneo geschlagen wurde. Diese Niederlage hatte für ihn die schlimmsten Folgen, denn Teavi's Mutter, die einen zweiten Mann, einen sehr mächtigen Häuptling, geheirathet hatte, wollte sie dazu benutzen, um ihrem Sohn die ausschließliche Herrschaft über Atui zu verschaffen. Unsere Ziegen, die inzwischen Junge bekommen hatten, waren bei diesem Streite getödtet worden.

Am 7. März waren wir mit dem Füllen der Wasserfässer, dem Kalfatern der Schiffe und den übrigen Vorbereitungen für unsere zweite Reise gegen Norden fertig. Die Eingebornen hatten uns nicht blos nicht mehr belästigt, sondern uns auch viele Schweine und Gemüse gebracht. Am 8. segelten wir nach Onitheow, wo wir zuerst auf unserer alten Rhede und später in einer bequemeren Bucht, an deren nördlichem Ufer ein Dorf lag, vor Anker gingen.

nieder. Mittags brachten sie uns Schweine und Wurzeln und kochten für uns.

An einem der nächsten Tage kamen einige Häuptlinge an Bord und entschuldigten das Betragen ihrer Untergebenen. Sie schrieben die vorgefallenen Unruhen den Streitigkeiten zu, die zwischen den Hauptpersonen der Insel ausgebrochen wären und Verwirrung und Ungehorsam hervorriefen. Toneoneo, der im vorigen Jahre die höchste Gewalt besaß, und ein junger Mann Namens Teavi stritten um die Herrschaft. Beide waren Enkel von Perrioranni, König von Woahu, der dem ersten die Verwaltung von Atui, dem zweiten die von Onitheow übertragen hatte. Der Streit war wegen der Ziegen entstanden, die wir bei unserem vorigen Besuch auf Onitheow zurückgelassen hatten. Toneoneo forderte sie unter dem Vorwande, daß die Insel ihm gehöre, Teavi berief sich auf sein Besitzrecht, beide Parteien griffen zu den Waffen, und es kam zu einer Schlacht, in der Toneoneo geschlagen wurde. Diese Niederlage hatte für ihn die schlimmsten Folgen, denn Teavi's Mutter, die einen zweiten Mann, einen sehr mächtigen Häuptling, geheirathet hatte, wollte sie dazu benutzen, um ihrem Sohn die ausschließliche Herrschaft über Atui zu verschaffen. Unsere Ziegen, die inzwischen Junge bekommen hatten, waren bei diesem Streite getödtet worden.

Am 7. März waren wir mit dem Füllen der Wasserfässer, dem Kalfatern der Schiffe und den übrigen Vorbereitungen für unsere zweite Reise gegen Norden fertig. Die Eingebornen hatten uns nicht blos nicht mehr belästigt, sondern uns auch viele Schweine und Gemüse gebracht. Am 8. segelten wir nach Onitheow, wo wir zuerst auf unserer alten Rhede und später in einer bequemeren Bucht, an deren nördlichem Ufer ein Dorf lag, vor Anker gingen.

Zweiunddreissigstes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über die Sandwichsinseln. — Eine Reise ins Innere von Owhyhee. — Der Mauna-Kea, Wälder und vulkanische Halden. — Charakter und Intelligenz der Einwohner. — Tättowirungen, Schmuck und Kleidung. — Ihre Spiele. — Ihre Schwimmkünste. — Drei Rangclassen. — Was wir von ihrer Religion wissen. — Gebräuche bei den Begräbnissen.

Bevor ich unsere Abfahrt von den Sandwichsinseln erzähle, will ich hier eine allgemeine Beschreibung der Gruppe einfügen.

Owhyhee (Hawaii), die östlichste und beträchtlichste dieser Inseln, hat eine dreieckige Form. Sie ist in sechs große Bezirke getheilt, deren Namen uns von den Eingebornen mitgetheilt wurden. Amakoa und Ahidu liegen auf der nordöstlichen Küste, Apona und Kau auf der südöstlichen, Akona und Koarra im Westen. Die Bezirke Amakoa und Ahidu trennt ein Gebirge, Mauna-Kea genannt, dessen drei mit ewigem Schnee bedeckte Spitzen in einer Entfernung von vierzig Stunden deutlich zu sehen sind. Die Nordseite dieses Gebirgs besteht aus hohen und steilen Felsen, von denen viele Bäche in schönen Wasserfällen herabstürzen. Gegen die Mitte der Insel zu steigt der Boden an und wird von engen, tiefen Thälern, die eigentlich bloße Schluchten sind, durchzogen. In der Nähe des Meeres ist der Boden angebaut und mit zahlreichen Dörfern besäet. Das Schneegebirge ist außerordentlich steil und in seinem unteren Theile mit Wald bekleidet.

Am 26. Januar faßten einige unserer Officiere den Entschluß, so weit als möglich ins Innere der Insel vorzudringen und namentlich den Versuch zu machen, ob sie jenes Schneegebirge erreichen könnten. Nachdem sie zwei Eingeborne zu Führern gewählt hatten, verließen sie um vier Uhr Nachmittags das Dorf und nahmen eine südöstliche Richtung. Bis auf eine Meile von der Bucht blieb die Landschaft so, wie ich sie geschildert habe, von da an aber mußten sie mehr steigen und gelangten zu den ausgedehnten Pflanzungen, die für uns auf den Schiffen den Gesichtskreis des Vordergrundes schlossen.

Zweiunddreissigstes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über die Sandwichsinseln. — Eine Reise ins Innere von Owhyhee. — Der Mauna-Kea, Wälder und vulkanische Halden. — Charakter und Intelligenz der Einwohner. — Tättowirungen, Schmuck und Kleidung. — Ihre Spiele. — Ihre Schwimmkünste. — Drei Rangclassen. — Was wir von ihrer Religion wissen. — Gebräuche bei den Begräbnissen.

Bevor ich unsere Abfahrt von den Sandwichsinseln erzähle, will ich hier eine allgemeine Beschreibung der Gruppe einfügen.

Owhyhee (Hawaii), die östlichste und beträchtlichste dieser Inseln, hat eine dreieckige Form. Sie ist in sechs große Bezirke getheilt, deren Namen uns von den Eingebornen mitgetheilt wurden. Amakoa und Ahidu liegen auf der nordöstlichen Küste, Apona und Kau auf der südöstlichen, Akona und Koarra im Westen. Die Bezirke Amakoa und Ahidu trennt ein Gebirge, Mauna-Kea genannt, dessen drei mit ewigem Schnee bedeckte Spitzen in einer Entfernung von vierzig Stunden deutlich zu sehen sind. Die Nordseite dieses Gebirgs besteht aus hohen und steilen Felsen, von denen viele Bäche in schönen Wasserfällen herabstürzen. Gegen die Mitte der Insel zu steigt der Boden an und wird von engen, tiefen Thälern, die eigentlich bloße Schluchten sind, durchzogen. In der Nähe des Meeres ist der Boden angebaut und mit zahlreichen Dörfern besäet. Das Schneegebirge ist außerordentlich steil und in seinem unteren Theile mit Wald bekleidet.

Am 26. Januar faßten einige unserer Officiere den Entschluß, so weit als möglich ins Innere der Insel vorzudringen und namentlich den Versuch zu machen, ob sie jenes Schneegebirge erreichen könnten. Nachdem sie zwei Eingeborne zu Führern gewählt hatten, verließen sie um vier Uhr Nachmittags das Dorf und nahmen eine südöstliche Richtung. Bis auf eine Meile von der Bucht blieb die Landschaft so, wie ich sie geschildert habe, von da an aber mußten sie mehr steigen und gelangten zu den ausgedehnten Pflanzungen, die für uns auf den Schiffen den Gesichtskreis des Vordergrundes schlossen.

Diese Pflanzungen liefern Tarrowurzeln, süße Bataten und die Baumrinde, aus der die Eingebornen ihre Kleider verfertigen. Alle diese Erzeugnisse werden in ganz regelmäßigen Linien angepflanzt. Mauern von vulkanischem Gestein trennen die einzelnen Pflanzungen von einander. Wenn die Besitzer ihre Felder reinigen, sammeln sie die Steine und verwenden sie zu den Einhegungen. Vor den Mauern pflanzen sie Zuckerrohr dicht neben einander, so daß man die schönste Hecke zu sehen glaubt.

Etwa anderthalb Meilen von der Bucht entfernt fanden unsere Officiere eine Hütte, in der sie schliefen. Die Aussicht, welche sie von diesem Punkte hatten, war eine reizende. Vor sich hatten sie die Bucht mit den Schiffen, links zog sich eine ununterbrochene Reihe von Dörfern und Cocospalmen-Wäldchen bis zum Meer, rechts erstreckten sich regelmäßige und sehr gut gehaltene Pflanzungen bis zum Horizont, im Hintergrunde war Alles dichter Wald.

Die Eingebornen führten sie zu der einsam liegenden Wohnung eines Einsiedlers, der einst ein mächtiger Häuptling und berühmter Krieger gewesen war, aber seit Jahren den Strand verlassen hatte und nie mehr unter Menschen kam. Die beiden Führer warfen sich vor ihm nieder und boten ihm von ihren Lebensmitteln an. Der Einsiedler hatte ein ungezwungenes, heiteres Benehmen und schien bei dem Anblick von Europäern nicht erstaunt zu sein. Man bat ihn, einige unserer Merkwürdigkeiten anzunehmen, aber er schlug Alles aus und zog sich in seine Hütte zurück. Unsere Officiere versicherten bei ihrer Rückkehr, daß sie nie einen so alten Mann gesehen hätten, und diejenigen, welche sein Alter am niedrigsten schätzten, berechneten es auf mehr als hundert Jahre.

Da unsere Reisenden, durch die Höhe des Gebirgs verleitet, die Entfernung desselben für eine so geringe gehalten hatten, daß der Fuß der drei Gipfel am nächsten Morgen bequem erreicht werden könne, so staunten sie nicht wenig, als sie sahen, daß sie ihrem Ziel anscheinend nicht näher gekommen seien. Diese Wahrnehmung und die Öde der Landschaft, in die sie nun eintraten, nöthigten sie, sich mit Lebensmitteln zu versehen und zu diesem Behufe einen der Führer nach dem nächsten Dorfe zu schicken. Während sie auf seine Rückkehr warteten,

Diese Pflanzungen liefern Tarrowurzeln, süße Bataten und die Baumrinde, aus der die Eingebornen ihre Kleider verfertigen. Alle diese Erzeugnisse werden in ganz regelmäßigen Linien angepflanzt. Mauern von vulkanischem Gestein trennen die einzelnen Pflanzungen von einander. Wenn die Besitzer ihre Felder reinigen, sammeln sie die Steine und verwenden sie zu den Einhegungen. Vor den Mauern pflanzen sie Zuckerrohr dicht neben einander, so daß man die schönste Hecke zu sehen glaubt.

Etwa anderthalb Meilen von der Bucht entfernt fanden unsere Officiere eine Hütte, in der sie schliefen. Die Aussicht, welche sie von diesem Punkte hatten, war eine reizende. Vor sich hatten sie die Bucht mit den Schiffen, links zog sich eine ununterbrochene Reihe von Dörfern und Cocospalmen-Wäldchen bis zum Meer, rechts erstreckten sich regelmäßige und sehr gut gehaltene Pflanzungen bis zum Horizont, im Hintergrunde war Alles dichter Wald.

Die Eingebornen führten sie zu der einsam liegenden Wohnung eines Einsiedlers, der einst ein mächtiger Häuptling und berühmter Krieger gewesen war, aber seit Jahren den Strand verlassen hatte und nie mehr unter Menschen kam. Die beiden Führer warfen sich vor ihm nieder und boten ihm von ihren Lebensmitteln an. Der Einsiedler hatte ein ungezwungenes, heiteres Benehmen und schien bei dem Anblick von Europäern nicht erstaunt zu sein. Man bat ihn, einige unserer Merkwürdigkeiten anzunehmen, aber er schlug Alles aus und zog sich in seine Hütte zurück. Unsere Officiere versicherten bei ihrer Rückkehr, daß sie nie einen so alten Mann gesehen hätten, und diejenigen, welche sein Alter am niedrigsten schätzten, berechneten es auf mehr als hundert Jahre.

Da unsere Reisenden, durch die Höhe des Gebirgs verleitet, die Entfernung desselben für eine so geringe gehalten hatten, daß der Fuß der drei Gipfel am nächsten Morgen bequem erreicht werden könne, so staunten sie nicht wenig, als sie sahen, daß sie ihrem Ziel anscheinend nicht näher gekommen seien. Diese Wahrnehmung und die Öde der Landschaft, in die sie nun eintraten, nöthigten sie, sich mit Lebensmitteln zu versehen und zu diesem Behufe einen der Führer nach dem nächsten Dorfe zu schicken. Während sie auf seine Rückkehr warteten,

stellten sich einige mit Lebensmittel beladene Diener Kau's ein. Der edle Greis hatte sie nachgeschickt und ihnen den Befehl gegeben, in den Dörfern Alles, dessen unsere Freunde bedürfen würden, in seinem Namen zu fordern.

Zu ihrem Erstaunen herrschte in diesem Theile der Insel eine ziemlich lebhafte Kälte. Sie empfanden einen solchen Frost, daß sie in der Nacht wenig schliefen, und ihre Führer schliefen gar nicht. Beide Theile wurden durch einen immerwährenden Husten in der Ruhe gestört. Auf einer beträchtlichen Höhe konnten sie sich nicht befinden, weil sie blos anderthalb Meilen vom Ufer entfernt waren und nicht viel zu steigen gehabt hatten. Wahrscheinlich ist diese bedeutende Kälte dem Ostwind zuzuschreiben, der mit Heftigkeit von den Schneegebirgen her wehte.

Am frühen Morgen des 27. machten sie sich auf den Weg und füllten an einer Quelle mit ausgezeichnetem Wasser ihre Calebassen. Nachdem sie die Pflanzungen hinter sich gelassen hatten, traten sie in einen dichten Wald und benutzten einen Weg, der von den Eingebornen, die wilde Bananen sammelten und Vögel fingen, gebildet worden war. Sie kamen langsam und mit Mühe vorwärts. Bald war der Boden sumpfig, bald mit Felsstücken bedeckt, und an vielen Stellen waren Bäume auf den Weg gefallen, über die sie klettern mußten, da das dichte Unterholz zu beiden Seiten kein Umgehen dieser Hindernisse gestattete. Im Walde waren hier und da weiße Lappen an Ruthen ausgesteckt, ohne Zweifel zur Bezeichnung von Grenzlinien, wie aus dem Umstande zu schließen ist, daß sie blos an den Stellen vorkamen, wo wilde Bananen wuchsen. Die meisten Bäume waren Akazien, die hoch und gerade wuchsen und einen Umfang von zwei bis vier Fuß hatten.

Als die Wanderer im Walde fünf Stunden etwa zurückgelegt hatten, sahen sie zu ihrem großen Mißvergnügen mit einem Male das Meer dicht vor sich liegen. Der Weg hatte sich unmerklich gegen Süden gewendet und sie rechts bei dem Gebirge, das sie ersteigen wollten, vorbeigeführt. Sie sahen dasselbe von den Gipfeln der höchsten Bäume nicht, und die Unmöglichkeit, sich zurecht zu finden, vermehrte ihre Verlegenheit nicht wenig. Sie mußten drei Stunden weit bis zu einer

stellten sich einige mit Lebensmittel beladene Diener Kau's ein. Der edle Greis hatte sie nachgeschickt und ihnen den Befehl gegeben, in den Dörfern Alles, dessen unsere Freunde bedürfen würden, in seinem Namen zu fordern.

Zu ihrem Erstaunen herrschte in diesem Theile der Insel eine ziemlich lebhafte Kälte. Sie empfanden einen solchen Frost, daß sie in der Nacht wenig schliefen, und ihre Führer schliefen gar nicht. Beide Theile wurden durch einen immerwährenden Husten in der Ruhe gestört. Auf einer beträchtlichen Höhe konnten sie sich nicht befinden, weil sie blos anderthalb Meilen vom Ufer entfernt waren und nicht viel zu steigen gehabt hatten. Wahrscheinlich ist diese bedeutende Kälte dem Ostwind zuzuschreiben, der mit Heftigkeit von den Schneegebirgen her wehte.

Am frühen Morgen des 27. machten sie sich auf den Weg und füllten an einer Quelle mit ausgezeichnetem Wasser ihre Calebassen. Nachdem sie die Pflanzungen hinter sich gelassen hatten, traten sie in einen dichten Wald und benutzten einen Weg, der von den Eingebornen, die wilde Bananen sammelten und Vögel fingen, gebildet worden war. Sie kamen langsam und mit Mühe vorwärts. Bald war der Boden sumpfig, bald mit Felsstücken bedeckt, und an vielen Stellen waren Bäume auf den Weg gefallen, über die sie klettern mußten, da das dichte Unterholz zu beiden Seiten kein Umgehen dieser Hindernisse gestattete. Im Walde waren hier und da weiße Lappen an Ruthen ausgesteckt, ohne Zweifel zur Bezeichnung von Grenzlinien, wie aus dem Umstande zu schließen ist, daß sie blos an den Stellen vorkamen, wo wilde Bananen wuchsen. Die meisten Bäume waren Akazien, die hoch und gerade wuchsen und einen Umfang von zwei bis vier Fuß hatten.

Als die Wanderer im Walde fünf Stunden etwa zurückgelegt hatten, sahen sie zu ihrem großen Mißvergnügen mit einem Male das Meer dicht vor sich liegen. Der Weg hatte sich unmerklich gegen Süden gewendet und sie rechts bei dem Gebirge, das sie ersteigen wollten, vorbeigeführt. Sie sahen dasselbe von den Gipfeln der höchsten Bäume nicht, und die Unmöglichkeit, sich zurecht zu finden, vermehrte ihre Verlegenheit nicht wenig. Sie mußten drei Stunden weit bis zu einer

verlassenen Hütte zurückgehen, wo zwei von ihnen und drei Eingeborne mit dem kleinen Ueberrest von Lebensmitteln zurückgeblieben waren. Sie verbrachten dort die zweite Nacht, in der die Kälte den Wilden so lästig wurde, daß sie mit Tagesanbruch alle davongingen.

Der Mangel an Lebensmitteln zwang unsere Freunde, die bebauten Theile der Insel aufzusuchen, wozu sie den Weg benutzten, der sie in den Wald geführt hatte. Als sie bei den ersten Pflanzungen ankamen, erhielten sie nicht blos Lebensmittel in Menge, sondern auch zwei neue Führer. Sie wählten eine neue Richtung, die sie drei Stunden weit am Saume des Waldes hinführte, und drangen dann zum zweiten Male auf einem engen, gegen Osten laufenden Pfade in diesen selbst ein. Auf den Wald, der drei Viertelmeilen breit war und dessen Bäume aus einem sehr festen und fruchtbaren Boden kräftig hervorschossen, folgte ein Hügel von derselben Ausdehnung, blos mit niedrigem Gesträuch, das auf Schlacken und Lava wuchs, bekleidet. Dann folgte wieder ein Wald und auf diesen abermals unfruchtbarer vulkanischer Boden. Dieser regelmäßige Wechsel von schönem Hochwald und öden Halden bietet den Naturforschern vielleicht Stoff zu interessanten Bemerkungen. Ich habe über diesen Gegenstand weiter nichts erfahren können, als daß die Halden, so weit man sie mit dem Auge verfolgen konnte, mit dem Meer in gleicher Linie zu laufen und den Mauna Rea zum Mittelpunkt zu haben schienen.

In den Wäldern sahen unsere Reisenden mehrere halb vollendete Pirogen und einige Hütten, aber keine Menschen. In dem zweiten Walde trafen sie auf zwei Hütten, in denen sie ausruhten. Sie hatten nach ihren Berechnungen seit dem Morgen fünf Meilen zurückgelegt und waren im höchsten Grade ermüdet. Jenseit der Pflanzungen hatten sie weder Quellen noch Bäche gefunden und begannen sehr durch Durst zu leiden. Sie waren gezwungen, sich vor Einbruch der Nacht zu trennen und Wasser zu suchen. Endlich fanden sie eine kleine Menge, die sich in einer Piroge gesammelt hatte. Das Wasser hatte die Farbe dunkelrothen Weins, und dennoch waren sie über ihren Fund entzückt. Die Kälte war stärker denn je, und obgleich sie sich in Matten und andere Landesstoffe hüllten und zwischen den beiden Hütten

verlassenen Hütte zurückgehen, wo zwei von ihnen und drei Eingeborne mit dem kleinen Ueberrest von Lebensmitteln zurückgeblieben waren. Sie verbrachten dort die zweite Nacht, in der die Kälte den Wilden so lästig wurde, daß sie mit Tagesanbruch alle davongingen.

Der Mangel an Lebensmitteln zwang unsere Freunde, die bebauten Theile der Insel aufzusuchen, wozu sie den Weg benutzten, der sie in den Wald geführt hatte. Als sie bei den ersten Pflanzungen ankamen, erhielten sie nicht blos Lebensmittel in Menge, sondern auch zwei neue Führer. Sie wählten eine neue Richtung, die sie drei Stunden weit am Saume des Waldes hinführte, und drangen dann zum zweiten Male auf einem engen, gegen Osten laufenden Pfade in diesen selbst ein. Auf den Wald, der drei Viertelmeilen breit war und dessen Bäume aus einem sehr festen und fruchtbaren Boden kräftig hervorschossen, folgte ein Hügel von derselben Ausdehnung, blos mit niedrigem Gesträuch, das auf Schlacken und Lava wuchs, bekleidet. Dann folgte wieder ein Wald und auf diesen abermals unfruchtbarer vulkanischer Boden. Dieser regelmäßige Wechsel von schönem Hochwald und öden Halden bietet den Naturforschern vielleicht Stoff zu interessanten Bemerkungen. Ich habe über diesen Gegenstand weiter nichts erfahren können, als daß die Halden, so weit man sie mit dem Auge verfolgen konnte, mit dem Meer in gleicher Linie zu laufen und den Mauna Rea zum Mittelpunkt zu haben schienen.

In den Wäldern sahen unsere Reisenden mehrere halb vollendete Pirogen und einige Hütten, aber keine Menschen. In dem zweiten Walde trafen sie auf zwei Hütten, in denen sie ausruhten. Sie hatten nach ihren Berechnungen seit dem Morgen fünf Meilen zurückgelegt und waren im höchsten Grade ermüdet. Jenseit der Pflanzungen hatten sie weder Quellen noch Bäche gefunden und begannen sehr durch Durst zu leiden. Sie waren gezwungen, sich vor Einbruch der Nacht zu trennen und Wasser zu suchen. Endlich fanden sie eine kleine Menge, die sich in einer Piroge gesammelt hatte. Das Wasser hatte die Farbe dunkelrothen Weins, und dennoch waren sie über ihren Fund entzückt. Die Kälte war stärker denn je, und obgleich sie sich in Matten und andere Landesstoffe hüllten und zwischen den beiden Hütten

ein starkes Feuer unterhielten, schliefen sie wenig und gingen während des größten Theils der Nacht umher, um sich durch Bewegung zu erwärmen. Wahrscheinlich befanden sie sich auf einer sehr beträchtlichen Höhe, denn fast der ganze Weg, den sie zurückgelegt hatten, war aufwärts gegangen.

Der nächste Morgen war zu einem neuen Versuch, den Berg zu ersteigen, bestimmt. Die Gesellschaft folgte einem Wege, den die Pirogenmacher gebildet hatten, und der bald ein Ende nahm, so daß man sich von nun an Bahn brechen mußte. Von Zeit zu Zeit stieg Einer auf einen Baum, um die Umgegend zu untersuchen. Der kleine Wasservorrath war bald erschöpft, und bei Allen stellte sich Ermüdung ein. Gegen Mittag erstiegen sie eine Halde, von deren Gipfel das Schneegebirge in einer scheinbaren Entfernung von drei bis vierthalb Meilen sichtbar wurde.

Sie beriethen dort, ob sie noch weiter gehen oder sich mit der Aussicht auf den Mauna Rea begnügen sollten. Der Weg war sehr ermüdend geworden und wurde es mit jedem Schritte mehr. Der Boden bestand aus verbranntem Gestein, das, wie alte Töpferwaare, unter den Füßen zerbrach und von tiefen Spalten durchzogen war. Wurden Steine in diese Oeffnungen geworfen, so erreichten sie erst nach einiger Zeit den Boden. Nach dem dumpfen Klang der Schritte zu urtheilen, war die ganze Halde hohl. Diese entmuthigenden Umstände mahnten nicht allein zur Umkehr. Die Führer wollten nicht weiter, und es war vorauszusehen, daß sie nicht noch eine Nacht im Freien verleben wollen würden. Ehe unsere Freunde umkehrten, erkundeten sie von den Spitzen der höchsten Bäume die Gegend. Nach der Seite des Meeres zu, das selbst am äußersten Horizont nicht sichtbar wurde, war nichts als Wald. Zwischen ihrem Standpunkte und dem Schneegebirge lag ein Thal von höchstens zwei Meilen Breite. Jenseit desselben schien der Gletscher blos noch die Höhe eines mäßigen Berges zu haben.

In einer Hütte des zweiten Waldes wurde übernachtet und am 30. um elf Uhr Morgens die erste Pflanzung erreicht. Auf einer Wiese wurde Heu gemacht, um nach der Aussage der Eingebornen zum Schutz der Tarrofelder gegen die heißen Strahlen der Sonne benutzt

ein starkes Feuer unterhielten, schliefen sie wenig und gingen während des größten Theils der Nacht umher, um sich durch Bewegung zu erwärmen. Wahrscheinlich befanden sie sich auf einer sehr beträchtlichen Höhe, denn fast der ganze Weg, den sie zurückgelegt hatten, war aufwärts gegangen.

Der nächste Morgen war zu einem neuen Versuch, den Berg zu ersteigen, bestimmt. Die Gesellschaft folgte einem Wege, den die Pirogenmacher gebildet hatten, und der bald ein Ende nahm, so daß man sich von nun an Bahn brechen mußte. Von Zeit zu Zeit stieg Einer auf einen Baum, um die Umgegend zu untersuchen. Der kleine Wasservorrath war bald erschöpft, und bei Allen stellte sich Ermüdung ein. Gegen Mittag erstiegen sie eine Halde, von deren Gipfel das Schneegebirge in einer scheinbaren Entfernung von drei bis vierthalb Meilen sichtbar wurde.

Sie beriethen dort, ob sie noch weiter gehen oder sich mit der Aussicht auf den Mauna Rea begnügen sollten. Der Weg war sehr ermüdend geworden und wurde es mit jedem Schritte mehr. Der Boden bestand aus verbranntem Gestein, das, wie alte Töpferwaare, unter den Füßen zerbrach und von tiefen Spalten durchzogen war. Wurden Steine in diese Oeffnungen geworfen, so erreichten sie erst nach einiger Zeit den Boden. Nach dem dumpfen Klang der Schritte zu urtheilen, war die ganze Halde hohl. Diese entmuthigenden Umstände mahnten nicht allein zur Umkehr. Die Führer wollten nicht weiter, und es war vorauszusehen, daß sie nicht noch eine Nacht im Freien verleben wollen würden. Ehe unsere Freunde umkehrten, erkundeten sie von den Spitzen der höchsten Bäume die Gegend. Nach der Seite des Meeres zu, das selbst am äußersten Horizont nicht sichtbar wurde, war nichts als Wald. Zwischen ihrem Standpunkte und dem Schneegebirge lag ein Thal von höchstens zwei Meilen Breite. Jenseit desselben schien der Gletscher blos noch die Höhe eines mäßigen Berges zu haben.

In einer Hütte des zweiten Waldes wurde übernachtet und am 30. um elf Uhr Morgens die erste Pflanzung erreicht. Auf einer Wiese wurde Heu gemacht, um nach der Aussage der Eingebornen zum Schutz der Tarrofelder gegen die heißen Strahlen der Sonne benutzt

zu werden. In den Pflanzungen standen einige wenige Hütten, die weiter keinen Zweck hatten, als den Arbeitern einen vorübergehenden Aufenthalt zu gewähren. In einer Entfernung von einer Meile vom Strande zeigte sich nicht ein einziges Dorf. Der merkwürdigste Gegenstand von allen war eine Höhle von vierzig Klaftern Länge und achtzehn Fuß Höhe und Breite. Sie war an beiden Enden offen, an den Seiten liefen Hohlkehlen, die mit dem Meißel gearbeitet zu sein schienen, und die Oberfläche glänzte, als wäre sie im Feuer geschmolzen.

Der Erzählung dieser Reise ins Innere will ich einige allgemeine Bemerkungen anschließen. Die Einwohner der Sandwichsinseln gehören ohne Frage zu demselben Stamm, der die Freundschafts- und Gesellschaftsinseln, Neuseeland, die Osterinsel und die Marquesas bevölkert hat. Dieser Stamm bewohnt ohne alle fremdartige Beimischung alle Eilande zwischen dem 47 Grad südl. Br. und dem 20 Grad nördl. Br. und zwischen dem 184 und 26 Grad östl. Länge. So außerordentlich diese Thatsache ist, wird sie doch durch die auffallende Aehnlichkeit der Sitten, Gebräuche und Gesichtszüge und durch die vollständige Uebereinstimmung der Sprachen dieser Völker zweifellos gemacht.

Die Größe der Insulaner bleibt gewöhnlich hinter dem mittleren Wuchs zurück. Sie sind wohl gebaut, bewegen sich mit Anmuth, laufen schnell und können die größten Anstrengungen ertragen. Die Männer stehen den Bewohnern der Freundschaftsinseln an Kraft und Gewandtheit nach, und die Frauen haben nicht so zarte Glieder wie die Tahiterinnen. Ihre Hautfarbe ist etwas brauner, als auf Tahiti, und ihr Gesicht nicht so schön. Viele von beiden Geschlechtern haben gleichwohl offene und angenehme Züge, und namentlich die Frauen gefallen durch schöne Augen, weiße Zähne und einen sanften gefühlvollen Blick, der sehr zu ihren Gunsten einnimmt. Ihr Haar ist dunkelbraun und weder durchgängig glatt, wie bei den amerikanischen Wilden, noch durchgängig kraus, wie bei den afrikanischen Negern. In dieser Beziehung findet dieselbe Mannigfaltigkeit statt, die wir in Europa wahrnehmen.

Die Häuptlinge sind dem niedern Volk in Gestalt und Wuchs

zu werden. In den Pflanzungen standen einige wenige Hütten, die weiter keinen Zweck hatten, als den Arbeitern einen vorübergehenden Aufenthalt zu gewähren. In einer Entfernung von einer Meile vom Strande zeigte sich nicht ein einziges Dorf. Der merkwürdigste Gegenstand von allen war eine Höhle von vierzig Klaftern Länge und achtzehn Fuß Höhe und Breite. Sie war an beiden Enden offen, an den Seiten liefen Hohlkehlen, die mit dem Meißel gearbeitet zu sein schienen, und die Oberfläche glänzte, als wäre sie im Feuer geschmolzen.

Der Erzählung dieser Reise ins Innere will ich einige allgemeine Bemerkungen anschließen. Die Einwohner der Sandwichsinseln gehören ohne Frage zu demselben Stamm, der die Freundschafts- und Gesellschaftsinseln, Neuseeland, die Osterinsel und die Marquesas bevölkert hat. Dieser Stamm bewohnt ohne alle fremdartige Beimischung alle Eilande zwischen dem 47 Grad südl. Br. und dem 20 Grad nördl. Br. und zwischen dem 184 und 26 Grad östl. Länge. So außerordentlich diese Thatsache ist, wird sie doch durch die auffallende Aehnlichkeit der Sitten, Gebräuche und Gesichtszüge und durch die vollständige Uebereinstimmung der Sprachen dieser Völker zweifellos gemacht.

Die Größe der Insulaner bleibt gewöhnlich hinter dem mittleren Wuchs zurück. Sie sind wohl gebaut, bewegen sich mit Anmuth, laufen schnell und können die größten Anstrengungen ertragen. Die Männer stehen den Bewohnern der Freundschaftsinseln an Kraft und Gewandtheit nach, und die Frauen haben nicht so zarte Glieder wie die Tahiterinnen. Ihre Hautfarbe ist etwas brauner, als auf Tahiti, und ihr Gesicht nicht so schön. Viele von beiden Geschlechtern haben gleichwohl offene und angenehme Züge, und namentlich die Frauen gefallen durch schöne Augen, weiße Zähne und einen sanften gefühlvollen Blick, der sehr zu ihren Gunsten einnimmt. Ihr Haar ist dunkelbraun und weder durchgängig glatt, wie bei den amerikanischen Wilden, noch durchgängig kraus, wie bei den afrikanischen Negern. In dieser Beziehung findet dieselbe Mannigfaltigkeit statt, die wir in Europa wahrnehmen.

Die Häuptlinge sind dem niedern Volk in Gestalt und Wuchs

eben so überlegen, wie auf allen andern Südseeinseln. Alle, die wir sahen, waren ohne Ausnahme wohlgebaut, während die untern Classen, die eine weit weniger hübsche Gestalt hatten, dieselbe Verschiedenheit in Wuchs und Gesicht wie unser europäischer Pöbel aufwiesen. Mißgestaltete Personen sahen wir mehr, als auf irgend einer andern Insel der Südsee. Die Geschwüre, die häufig vorkommen, schrieben wir der Masse Salz zu, mit der sie ihr Fleisch und ihre Fische einsalzen. Die Häuptlinge, die von diesem Uebel frei sind, leiden durch den unmäßigen Genuß des Ava's. Dieser Trank verkürzt das Leben nicht, führt aber vorzeitige Alterschwäche herbei.

Trotz des unersetzlichen Verlustes, den wir hier erlitten haben, muß ich den Bewohnern doch das Zeugniß geben, daß ihr Charakter im allgemeinen sanft und zum Wohlwollen geneigt ist. Sie sind sowohl von dem Leichtsinn und der Flatterhaftigkeit der Tahitier, als von der Düsterheit und der Zurückhaltung der Bewohner der Freundschaftsinseln weit entfernt. Sie scheinen unter einander im besten Einvernehmen zu stehen. Die Zärtlichkeit und die außerordentliche Sorgsamkeit der Frauen für ihre Kinder überraschte uns. Die Männer halfen ihnen oft bei ihren häuslichen Arbeiten, und zwar mit einer Zuvorkommenheit, die ihrem Herzen Ehre macht.

Dennoch sind diese Wilden in der Civilisation, wenn man diese nach dem Benehmen der Männer gegen die Frauen beurtheilt, nicht weit vorgeschritten. Nicht nur daß die Frauen nicht mit den Männern essen dürfen, versagt man ihnen auch die besseren Speisen. Sie scheinen in der Regel allein zu leben, und wenn man sie auch nicht mißhandelt, so achtet man sie doch nicht.

Die Intelligenz der Einwohner scheint es mit dem geistigen Zustande der gewöhnlichen Classen in Europa aufnehmen zu können. Ihre Fortschritte im Ackerbau und in den Handwerken stehen mit ihrer Lage und ihren Bedürfnissen im Einklang. Die Aufmerksamkeit, welche sie den Arbeiten unserer Schmiede bewiesen, und die Erfindungen, ihr Eisen in die nützlichsten Formen zu bringen, die sie bis zu unserer Abreise machten, waren sichere Anzeichen von Fleiß und Geschick.

Unser unglücklicher Freund Kanina hatte einen Wissensdrang,

eben so überlegen, wie auf allen andern Südseeinseln. Alle, die wir sahen, waren ohne Ausnahme wohlgebaut, während die untern Classen, die eine weit weniger hübsche Gestalt hatten, dieselbe Verschiedenheit in Wuchs und Gesicht wie unser europäischer Pöbel aufwiesen. Mißgestaltete Personen sahen wir mehr, als auf irgend einer andern Insel der Südsee. Die Geschwüre, die häufig vorkommen, schrieben wir der Masse Salz zu, mit der sie ihr Fleisch und ihre Fische einsalzen. Die Häuptlinge, die von diesem Uebel frei sind, leiden durch den unmäßigen Genuß des Ava's. Dieser Trank verkürzt das Leben nicht, führt aber vorzeitige Alterschwäche herbei.

Trotz des unersetzlichen Verlustes, den wir hier erlitten haben, muß ich den Bewohnern doch das Zeugniß geben, daß ihr Charakter im allgemeinen sanft und zum Wohlwollen geneigt ist. Sie sind sowohl von dem Leichtsinn und der Flatterhaftigkeit der Tahitier, als von der Düsterheit und der Zurückhaltung der Bewohner der Freundschaftsinseln weit entfernt. Sie scheinen unter einander im besten Einvernehmen zu stehen. Die Zärtlichkeit und die außerordentliche Sorgsamkeit der Frauen für ihre Kinder überraschte uns. Die Männer halfen ihnen oft bei ihren häuslichen Arbeiten, und zwar mit einer Zuvorkommenheit, die ihrem Herzen Ehre macht.

Dennoch sind diese Wilden in der Civilisation, wenn man diese nach dem Benehmen der Männer gegen die Frauen beurtheilt, nicht weit vorgeschritten. Nicht nur daß die Frauen nicht mit den Männern essen dürfen, versagt man ihnen auch die besseren Speisen. Sie scheinen in der Regel allein zu leben, und wenn man sie auch nicht mißhandelt, so achtet man sie doch nicht.

Die Intelligenz der Einwohner scheint es mit dem geistigen Zustande der gewöhnlichen Classen in Europa aufnehmen zu können. Ihre Fortschritte im Ackerbau und in den Handwerken stehen mit ihrer Lage und ihren Bedürfnissen im Einklang. Die Aufmerksamkeit, welche sie den Arbeiten unserer Schmiede bewiesen, und die Erfindungen, ihr Eisen in die nützlichsten Formen zu bringen, die sie bis zu unserer Abreise machten, waren sichere Anzeichen von Fleiß und Geschick.

Unser unglücklicher Freund Kanina hatte einen Wissensdrang,

einen gesunden Verstand, eine Auffassungsgabe, wie man sie unter Völkerschaften in dieser Lage niemals trifft. Er stellte unzählige Fragen über unsere Gebräuche, unsern König, unsere Regierungsart, die Bevölkerung und die Erzeugnisse unsers Landes. Er wollte wissen, wie wir unsere Häuser und Schiffe bauten, ob wir Krieg führten, mit wem, bei welchen Gelegenheiten und wie. Er erkundigte sich nach unserm Gott und fragte nach so vielen Punkten, daß sein Gesichtskreis ein sehr weiter sein mußte.

Wahnsinnige sahen wir zwei, auf Owhyhee einen Mann und auf Ontheaw eine Frau. Man behandelte sie mit vieler Aufmerksamkeit und Rücksicht und schien die Meinung der orientalischen Völker, daß Geisteskranke von Gott erleuchtet seien, zu theilen.

Die hiesigen Einwohner unterscheiden sich dadurch von jenen auf den Freundschaftsinseln, daß sie den Bart stehen lassen. Höchst Wenige, zu denen der König gehörte, hatten den Bart geschoren oder ihn blos auf der Oberlippe stehen lassen. Ihr Haupthaar tragen sie auf verschiedene Weisen, unter denen aber eine ist, die wir blos hier bemerkt haben. Diese Mode besteht darin, daß der ganze Kopf geschoren aber das Haar auf dem Scheitel von der Stirn bis zum Nacken eine Hand breit verschont wird. Sind die Haare stark und gelockt, so gleicht diese Stelle dem Kamm unserer alten Helme. Einige schmücken sich mit einer großen Masse falscher Haare, die in langen Locken über die Schultern herabfallen.

Männer und Frauen tragen Schnüre von kleinen gefleckten Muscheln um den Hals. Ein anderer Schmuck sieht wie der Fuß eines Bechers aus, wird aus Stein oder Holz gefertigt und sorgfältig geglättet. Er hängt an hübschen Haargeflechten, die nicht selten aus mehr als hundert Strängen bestehen, vom Halse herab. Einige tragen statt dieses Schmucks eine kleine menschliche Figur.

Beide Geschlechter machen von Fliegenwedeln Gebrauch. Die gewöhnlichsten verfertigt man aus den Fasern der Cocosnuß und giebt ihnen einen schlichten geglätteten Griff. Zu andern verwendet man Federn vom Hahn oder vom Tropenvogel, aber die kostbarsten sind die, deren Griff aus dem Arm- oder Beinknochen eines getödteten Feindes gefertigt worden ist. Fliegenwedel dieser Art werden sorgfäl-

einen gesunden Verstand, eine Auffassungsgabe, wie man sie unter Völkerschaften in dieser Lage niemals trifft. Er stellte unzählige Fragen über unsere Gebräuche, unsern König, unsere Regierungsart, die Bevölkerung und die Erzeugnisse unsers Landes. Er wollte wissen, wie wir unsere Häuser und Schiffe bauten, ob wir Krieg führten, mit wem, bei welchen Gelegenheiten und wie. Er erkundigte sich nach unserm Gott und fragte nach so vielen Punkten, daß sein Gesichtskreis ein sehr weiter sein mußte.

Wahnsinnige sahen wir zwei, auf Owhyhee einen Mann und auf Ontheaw eine Frau. Man behandelte sie mit vieler Aufmerksamkeit und Rücksicht und schien die Meinung der orientalischen Völker, daß Geisteskranke von Gott erleuchtet seien, zu theilen.

Die hiesigen Einwohner unterscheiden sich dadurch von jenen auf den Freundschaftsinseln, daß sie den Bart stehen lassen. Höchst Wenige, zu denen der König gehörte, hatten den Bart geschoren oder ihn blos auf der Oberlippe stehen lassen. Ihr Haupthaar tragen sie auf verschiedene Weisen, unter denen aber eine ist, die wir blos hier bemerkt haben. Diese Mode besteht darin, daß der ganze Kopf geschoren aber das Haar auf dem Scheitel von der Stirn bis zum Nacken eine Hand breit verschont wird. Sind die Haare stark und gelockt, so gleicht diese Stelle dem Kamm unserer alten Helme. Einige schmücken sich mit einer großen Masse falscher Haare, die in langen Locken über die Schultern herabfallen.

Männer und Frauen tragen Schnüre von kleinen gefleckten Muscheln um den Hals. Ein anderer Schmuck sieht wie der Fuß eines Bechers aus, wird aus Stein oder Holz gefertigt und sorgfältig geglättet. Er hängt an hübschen Haargeflechten, die nicht selten aus mehr als hundert Strängen bestehen, vom Halse herab. Einige tragen statt dieses Schmucks eine kleine menschliche Figur.

Beide Geschlechter machen von Fliegenwedeln Gebrauch. Die gewöhnlichsten verfertigt man aus den Fasern der Cocosnuß und giebt ihnen einen schlichten geglätteten Griff. Zu andern verwendet man Federn vom Hahn oder vom Tropenvogel, aber die kostbarsten sind die, deren Griff aus dem Arm- oder Beinknochen eines getödteten Feindes gefertigt worden ist. Fliegenwedel dieser Art werden sorgfäl-

tigst aufbewahrt und vererben als Trophäen von unschätzbarem Werth vom Vater auf den Sohn.

Der Gebrauch des Tättowirens ist auf der ganzen Südsee verbreitet. Tättowirte Gesichter sieht man blos auf Neuseeland und auf den Sandwichsinseln. Die Neuseeländer ziehen in ihrem Gesicht Spirallinien, die dem Auge angenehm sind, die hiesigen Einwohner gerade Linien, die sich in rechten Winkeln durchschneiden. Auch die Hände und Arme der Frauen sind mit hübschen Zeichnungen bedeckt, ja selbst die Zungenspitze wird tättowirt. Was der letztere mehr als sonderbare Gebrauch bedeutet, habe ich nie errathen können.

Nach dem, was wir von ihnen gehört haben, werden gewisse Tättowirungen nach dem Tode eines Häuptlings oder nach irgend einem unangenehmen Vorfall vorgenommen. Ein bleibendes Zeichen soll von ihrem Schmerz Zeugniß ablegen. Wir haben sie oft sagen hören, diese oder jene Zeichnung sei dazu bestimmt, das Gedächtniß eines Häuptlings zu feiern. Bei den Leuten der geringeren Stände sieht man eine Tättowirung, welche ihre Abhängigkeit andeutet.

Ein dichter Stoff, der um die Hüften geschlungen wird und den obern Theil der Schenkel bedeckt, bildet die gewöhnliche Kleidung der Männer. Die Insulaner jeden Ranges tragen dieselbe. Die Größe der Matten, unter denen man sehr schöne sieht, wechselt. Fünf Fuß Länge und vier Fuß Breite ist das gewöhnliche Maß. Sie werden über die Schultern geworfen und nach vorn gezogen. Man bedient sich ihrer selten, ausgenommen wenn man in den Kampf geht. Da sie so dicht und schwer sind, daß sie einen Steinwurf und einen Stoß mit einer stumpfen Waffe aushalten, sind sie zu dem Gebrauch, den man von ihnen macht, ganz geeignet. In der Regel gehen alle mit nackten Füßen, und nur, wenn Jemand vulkanisches Gestein beschreiten muß, legt er Sandalen an, die aus geflochtenen Cocosfasern bestehen. Die Häuptlinge tragen außerdem bei festlichen Gelegenheiten Helme und Federmäntel. Die Länge der letztern richtet sich nach dem Range des Trägers; es giebt welche, die bis zu den Hüften reichen, und andere, die auf der Erde nachschleppen.

Die auffallende Form dieser Häuptlingstracht, die jener der spanischen Mäntel und Helme gleicht, ist für mich ein hinreichender Be-

tigst aufbewahrt und vererben als Trophäen von unschätzbarem Werth vom Vater auf den Sohn.

Der Gebrauch des Tättowirens ist auf der ganzen Südsee verbreitet. Tättowirte Gesichter sieht man blos auf Neuseeland und auf den Sandwichsinseln. Die Neuseeländer ziehen in ihrem Gesicht Spirallinien, die dem Auge angenehm sind, die hiesigen Einwohner gerade Linien, die sich in rechten Winkeln durchschneiden. Auch die Hände und Arme der Frauen sind mit hübschen Zeichnungen bedeckt, ja selbst die Zungenspitze wird tättowirt. Was der letztere mehr als sonderbare Gebrauch bedeutet, habe ich nie errathen können.

Nach dem, was wir von ihnen gehört haben, werden gewisse Tättowirungen nach dem Tode eines Häuptlings oder nach irgend einem unangenehmen Vorfall vorgenommen. Ein bleibendes Zeichen soll von ihrem Schmerz Zeugniß ablegen. Wir haben sie oft sagen hören, diese oder jene Zeichnung sei dazu bestimmt, das Gedächtniß eines Häuptlings zu feiern. Bei den Leuten der geringeren Stände sieht man eine Tättowirung, welche ihre Abhängigkeit andeutet.

Ein dichter Stoff, der um die Hüften geschlungen wird und den obern Theil der Schenkel bedeckt, bildet die gewöhnliche Kleidung der Männer. Die Insulaner jeden Ranges tragen dieselbe. Die Größe der Matten, unter denen man sehr schöne sieht, wechselt. Fünf Fuß Länge und vier Fuß Breite ist das gewöhnliche Maß. Sie werden über die Schultern geworfen und nach vorn gezogen. Man bedient sich ihrer selten, ausgenommen wenn man in den Kampf geht. Da sie so dicht und schwer sind, daß sie einen Steinwurf und einen Stoß mit einer stumpfen Waffe aushalten, sind sie zu dem Gebrauch, den man von ihnen macht, ganz geeignet. In der Regel gehen alle mit nackten Füßen, und nur, wenn Jemand vulkanisches Gestein beschreiten muß, legt er Sandalen an, die aus geflochtenen Cocosfasern bestehen. Die Häuptlinge tragen außerdem bei festlichen Gelegenheiten Helme und Federmäntel. Die Länge der letztern richtet sich nach dem Range des Trägers; es giebt welche, die bis zu den Hüften reichen, und andere, die auf der Erde nachschleppen.

Die auffallende Form dieser Häuptlingstracht, die jener der spanischen Mäntel und Helme gleicht, ist für mich ein hinreichender Be-

weis, daß sie aus Europa stammt. Ich denke mir, daß ein Schiff der Spanier oder der Flibustier in der Umgegend dieser Inseln gescheitert ist. Erinnert man sich, daß die spanischen Schiffe, welche die Verbindung zwischen Acapulco und Manilla unterhalten, auf der Hinfahrt wenige Grade südlich und auf der Rückfahrt wenige Grade nördlich von den Sandwichsinseln vorbeikommen, so wird meine Annahme ihre Unwahrscheinlichkeit verlieren.

Die gewöhnliche Kleidung der Frauen gleicht jener der Männer auf ein Haar. Sie besteht in einem Stück Stoff, das von den Hüften bis zur Mitte der Schenkel reicht, also ein ganz kurzer Unterrock ist. An frischen Abenden zeigten sich die Frauen zuweilen mit schönen Stoffen, die von ihren Schultern wehten. Junge Mädchen trugen zuweilen den Pau, einen Unterrock von feinstem und leichtestem Zeuge. Die Haare werden hinten kurz abgeschnitten.

Außer den Muschelhalsbändern tragen die Frauen noch andere von einer rothen, harten und glänzenden Beere. Wir sahen bei ihnen auch Kronen von den trockenen Blumen der indischen Malve und einen andern hübschen Schmuck, eine Art Palatine*) von der Dicke eines Fingers, die aus kleinen und so dicht neben einander gesteckten Federn besteht, daß eine glatte, sammetartige Oberfläche gebildet wird. Diese eraie wird in der Regel um den Hals, zuweilen um den Kopf getragen. Gewöhnlich ist der Untergrund roth und abwechselnd mit gelben und schwarzen Kreisen umzogen.

Durch ihre Gewohnheit, in kleinen Dörfern mit hundert bis zweihundert Hütten, die unregelmäßig dicht neben einander liegen, zu wohnen, nähern sich die Einwohner den Neuseeländern. Gegen das Meer zu werden diese Dörfer von steinernen Mauern umzogen, welche die Vertheidigung erleichtern.

Die Menschen der geringeren Classen leben hauptsächlich von Fischen und Gemüsen, namentlich von Yams, süßen Bataten, Tarrowurzeln, Bananen, Zuckerrohr und Brotfrucht. Die Insulaner von höherem Range fügen zu diesen Speisen noch Hunde- und Schweine-

*) Die „Boa", die in den dreißiger Jahren Mode war.

weis, daß sie aus Europa stammt. Ich denke mir, daß ein Schiff der Spanier oder der Flibustier in der Umgegend dieser Inseln gescheitert ist. Erinnert man sich, daß die spanischen Schiffe, welche die Verbindung zwischen Acapulco und Manilla unterhalten, auf der Hinfahrt wenige Grade südlich und auf der Rückfahrt wenige Grade nördlich von den Sandwichsinseln vorbeikommen, so wird meine Annahme ihre Unwahrscheinlichkeit verlieren.

Die gewöhnliche Kleidung der Frauen gleicht jener der Männer auf ein Haar. Sie besteht in einem Stück Stoff, das von den Hüften bis zur Mitte der Schenkel reicht, also ein ganz kurzer Unterrock ist. An frischen Abenden zeigten sich die Frauen zuweilen mit schönen Stoffen, die von ihren Schultern wehten. Junge Mädchen trugen zuweilen den Pau, einen Unterrock von feinstem und leichtestem Zeuge. Die Haare werden hinten kurz abgeschnitten.

Außer den Muschelhalsbändern tragen die Frauen noch andere von einer rothen, harten und glänzenden Beere. Wir sahen bei ihnen auch Kronen von den trockenen Blumen der indischen Malve und einen andern hübschen Schmuck, eine Art Palatine*) von der Dicke eines Fingers, die aus kleinen und so dicht neben einander gesteckten Federn besteht, daß eine glatte, sammetartige Oberfläche gebildet wird. Diese eraie wird in der Regel um den Hals, zuweilen um den Kopf getragen. Gewöhnlich ist der Untergrund roth und abwechselnd mit gelben und schwarzen Kreisen umzogen.

Durch ihre Gewohnheit, in kleinen Dörfern mit hundert bis zweihundert Hütten, die unregelmäßig dicht neben einander liegen, zu wohnen, nähern sich die Einwohner den Neuseeländern. Gegen das Meer zu werden diese Dörfer von steinernen Mauern umzogen, welche die Vertheidigung erleichtern.

Die Menschen der geringeren Classen leben hauptsächlich von Fischen und Gemüsen, namentlich von Yams, süßen Bataten, Tarrowurzeln, Bananen, Zuckerrohr und Brotfrucht. Die Insulaner von höherem Range fügen zu diesen Speisen noch Hunde- und Schweine-

*) Die „Boa", die in den dreißiger Jahren Mode war.

fleisch, das auf tahitische Art bereitet wird, wie ferner Geflügel, das aber weder zahlreich ist, noch besonders geachtet wird.

Ihre Küche ist genau dieselbe, welche wir auf Tahiti gefunden haben. Merkwürdigerweise war die tahitische Kunst, die Brotfrucht aufzubewahren und von ihr ein Gericht (Mahi) zu bereiten, ihnen unbekannt. Es gereichte uns zur großen Befriedigung, ihnen dieses nützliche Geheimniß mittheilen und auf diese Weise ihnen durch Vermehrung ihrer Nahrungsmittel für ihre Gastfreundschaft danken zu können. Sie sind bei ihren Mahlzeiten sehr reinlich, und wir mußten Alle zugeben, daß sie uns in der Kunst, Speisen aus dem Thier- und Pflanzenreich zu bereiten, übertreffen. Die Häuptlinge pflegen vor dem Beginn ihrer Mahlzeiten Ava zu trinken.

Ihre Zeit verbringen sie auf eine einfache und eintönige Weise. Sie stehen mit der Sonne auf, genießen die Frische des Morgens und ruhen wieder einige Stunden. Die Vornehmeren beschäftigen sich mit dem Bau von Pirogen und der Verfertigung von Matten, die Frauen weben Zeug und die untern Classen besorgen den Ackerbau und den Fischfang. Ihre Mußestunden werden von verschiedenen Belustigungen ausgefüllt. Die jungen Männer und die Mädchen lieben den Tanz leidenschaftlich; an Festtagen finden Ringspiele und Faustkämpfe statt.

Die Tänze erinnern mehr an Neuseeland, als an Tahiti und die Freundschaftsinseln. Den Anfang macht ein langsamer, ernster Gesang, an dem die ganze Truppe Theil nimmt, indem sie die Beine bewegt und sich sanft auf die Brust schlägt. Nachdem dieses Vorspiel zehn Minuten gedauert hat, nehmen Gesang und Tanz eine lebhafte Bewegung an, die sich so lange steigert, bis die Tänzer von der Ermüdung überwältigt werden. Dieser Theil des Schauspiels ist in Neuseeland ganz derselbe, und hier wie dort gilt die, welche am längsten aushält, für die beste Tänzerin. Bei diesem Tanze figuriren nämlich blos Frauen, und die Thätigkeit der Männer besteht allein darin, daß sie die Musik mit Bewegungen begleiten. Wahrscheinlich giebt es auch Festtänze, bei denen sich beide Geschlechter in großer Anzahl betheiligen.

Die Instrumentalmusik ist sehr plumper Art, und die einzigen

fleisch, das auf tahitische Art bereitet wird, wie ferner Geflügel, das aber weder zahlreich ist, noch besonders geachtet wird.

Ihre Küche ist genau dieselbe, welche wir auf Tahiti gefunden haben. Merkwürdigerweise war die tahitische Kunst, die Brotfrucht aufzubewahren und von ihr ein Gericht (Mahi) zu bereiten, ihnen unbekannt. Es gereichte uns zur großen Befriedigung, ihnen dieses nützliche Geheimniß mittheilen und auf diese Weise ihnen durch Vermehrung ihrer Nahrungsmittel für ihre Gastfreundschaft danken zu können. Sie sind bei ihren Mahlzeiten sehr reinlich, und wir mußten Alle zugeben, daß sie uns in der Kunst, Speisen aus dem Thier- und Pflanzenreich zu bereiten, übertreffen. Die Häuptlinge pflegen vor dem Beginn ihrer Mahlzeiten Ava zu trinken.

Ihre Zeit verbringen sie auf eine einfache und eintönige Weise. Sie stehen mit der Sonne auf, genießen die Frische des Morgens und ruhen wieder einige Stunden. Die Vornehmeren beschäftigen sich mit dem Bau von Pirogen und der Verfertigung von Matten, die Frauen weben Zeug und die untern Classen besorgen den Ackerbau und den Fischfang. Ihre Mußestunden werden von verschiedenen Belustigungen ausgefüllt. Die jungen Männer und die Mädchen lieben den Tanz leidenschaftlich; an Festtagen finden Ringspiele und Faustkämpfe statt.

Die Tänze erinnern mehr an Neuseeland, als an Tahiti und die Freundschaftsinseln. Den Anfang macht ein langsamer, ernster Gesang, an dem die ganze Truppe Theil nimmt, indem sie die Beine bewegt und sich sanft auf die Brust schlägt. Nachdem dieses Vorspiel zehn Minuten gedauert hat, nehmen Gesang und Tanz eine lebhafte Bewegung an, die sich so lange steigert, bis die Tänzer von der Ermüdung überwältigt werden. Dieser Theil des Schauspiels ist in Neuseeland ganz derselbe, und hier wie dort gilt die, welche am längsten aushält, für die beste Tänzerin. Bei diesem Tanze figuriren nämlich blos Frauen, und die Thätigkeit der Männer besteht allein darin, daß sie die Musik mit Bewegungen begleiten. Wahrscheinlich giebt es auch Festtänze, bei denen sich beide Geschlechter in großer Anzahl betheiligen.

Die Instrumentalmusik ist sehr plumper Art, und die einzigen

Instrumente sind Trompeten von verschiedener Größe. Dagegen machen die Lieder, welche mehrstimmig gesungen und mit einer sanften Bewegung der Arme begleitet werden, einen angenehmen Eindruck.

Die Bewohner dieser Insel spielen viel. Sie haben ein Spiel, das unserm Brettspiel außerordentlich gleicht, aber nach der Anzahl der Felder zu urtheilen, verwickelter ist. Das Brett hat zwei Fuß Länge und enthält in siebzehn Reihen zweihundertachtunddreißig Felder. Gespielt wird mit weißen und schwarzen Kieseln, die man von einem Felde zum andern schiebt.

Ein anderes Spiel besteht darin, daß man einen Stein unter ein großes Stück Zeug versteckt und dieses so ordnet, daß es höchst schwierig ist, die Stelle, wo der Stein liegt, zu erkennen. Der Suchende schlägt mit einem Stock auf die Stelle, wo er den Stein vermuthet. Da es wahrscheinlich ist, daß er sich irren wird, so wettet man gegen ihn, und setzt drei gegen eins, vier gegen eins u. s. w., je nachdem man von seiner Geschicklichkeit eine höhere oder eine geringere Meinung hat. Auch bei den Wettläufen, die bei den jungen Leuten beider Geschlechter sehr beliebt sind, wetten die Zuschauer auf diesen oder jenen Läufer.

So geschickte Schwimmer, wie wir auf diesen Inseln fanden, haben wir nirgend gesehen. Sie schwimmen nicht blos, wenn es nothwendig ist, sondern auch zum Vergnügen. Wir haben in der Karakakoabai ein Schwimmspiel beobachtet, das eben so gefährlich als interessant war und eine nähere Beschreibung verdient.

Die Brandung, die gegen die Küste anstürmt, beginnt bereits hundertundfunfzig Ellen vom Ufer entfernt. Die heranrauschenden Wellen steigen in Folge der geringen Tiefe des Wassers hoch auf und brechen sich am Strande mit furchtbarer Gewalt. Wenn nun bei Sturm oder hohem Wellengang die Brandung den höchsten Grad erreicht hat, dann beginnen die Wilden ihr Spiel. Zwanzig oder dreißig Männer nehmen jeder ein langes und schmales Brett, das an den Enden abgerundet ist, und verlassen gleichzeitig das Ufer. Sie tauchen unter die erste Welle, der sie begegnen, lassen sich von dem Zurückströmen derselben weiter tragen, erheben sich wieder zur Oberfläche und schwimmen, um mehr Raum zu gewinnen eilig weiter. Auch unter die

Instrumente sind Trompeten von verschiedener Größe. Dagegen machen die Lieder, welche mehrstimmig gesungen und mit einer sanften Bewegung der Arme begleitet werden, einen angenehmen Eindruck.

Die Bewohner dieser Insel spielen viel. Sie haben ein Spiel, das unserm Brettspiel außerordentlich gleicht, aber nach der Anzahl der Felder zu urtheilen, verwickelter ist. Das Brett hat zwei Fuß Länge und enthält in siebzehn Reihen zweihundertachtunddreißig Felder. Gespielt wird mit weißen und schwarzen Kieseln, die man von einem Felde zum andern schiebt.

Ein anderes Spiel besteht darin, daß man einen Stein unter ein großes Stück Zeug versteckt und dieses so ordnet, daß es höchst schwierig ist, die Stelle, wo der Stein liegt, zu erkennen. Der Suchende schlägt mit einem Stock auf die Stelle, wo er den Stein vermuthet. Da es wahrscheinlich ist, daß er sich irren wird, so wettet man gegen ihn, und setzt drei gegen eins, vier gegen eins u. s. w., je nachdem man von seiner Geschicklichkeit eine höhere oder eine geringere Meinung hat. Auch bei den Wettläufen, die bei den jungen Leuten beider Geschlechter sehr beliebt sind, wetten die Zuschauer auf diesen oder jenen Läufer.

So geschickte Schwimmer, wie wir auf diesen Inseln fanden, haben wir nirgend gesehen. Sie schwimmen nicht blos, wenn es nothwendig ist, sondern auch zum Vergnügen. Wir haben in der Karakakoabai ein Schwimmspiel beobachtet, das eben so gefährlich als interessant war und eine nähere Beschreibung verdient.

Die Brandung, die gegen die Küste anstürmt, beginnt bereits hundertundfunfzig Ellen vom Ufer entfernt. Die heranrauschenden Wellen steigen in Folge der geringen Tiefe des Wassers hoch auf und brechen sich am Strande mit furchtbarer Gewalt. Wenn nun bei Sturm oder hohem Wellengang die Brandung den höchsten Grad erreicht hat, dann beginnen die Wilden ihr Spiel. Zwanzig oder dreißig Männer nehmen jeder ein langes und schmales Brett, das an den Enden abgerundet ist, und verlassen gleichzeitig das Ufer. Sie tauchen unter die erste Welle, der sie begegnen, lassen sich von dem Zurückströmen derselben weiter tragen, erheben sich wieder zur Oberfläche und schwimmen, um mehr Raum zu gewinnen eilig weiter. Auch unter die

zweite Welle tauchen sie und werden von ihr abermals weiter getragen. Die Schwierigkeit — und sie ist groß — besteht darin, den richtigen Augenblick zum Untertauchen wahrzunehmen, denn wenn sie ihn verfehlen, so werden sie von der Brandung ergriffen und heftig zurückgeschleudert. In diesem Falle bedürfen sie ihrer ganzen Geschicklichkeit, um nicht an den Felsen zerschmettert zu werden. Wenn die Schwimmer nach wiederholten Anstrengungen über die Brandung hinausgekommen sind, wo sie ein ruhigeres Meer finden, legen sie sich auf ihr Brett und schwimmen ans Ufer zurück. Bekanntlich ist jede dritte Welle der Brandung höher als die beiden ersten und wogt auch weiter, während die beiden andern sich früher brechen. Auf die Spitze dieser dritten Welle suchen die Schwimmer zu kommen und lassen sich von ihr mit erstaunlicher Geschwindigkeit zum Ufer tragen. Begegnet es ihnen, daß sie ungeschickterweise auf die Spitze einer kleineren Welle kommen, welche, da sie sich bereits früher bricht, sie nicht zum Ufer tragen kann, so sehen sie sich der Wuth der folgenden Welle ausgesetzt und müssen, um diese zu vermeiden, aufs Neue tauchen, um aus der Brandung hinaus zu gelangen. Diejenigen, welche die Küste erreichen, haben dort eine neue Gefahr, die größte von allen, zu bestehen. Das Ufer wird von Felsen eingefaßt, zwischen denen hier und da eine kleine Oeffnung ist, und es handelt sich für die Schwimmer darum, ihr Brett zu einer dieser Oeffnungen zu steuern. Erreichen sie diesen Zweck nicht, so müssen sie ihr Brett fahren lassen, wieder unter die Welle tauchen und ins offene Meer zurückkehren, um das nächste Mal ihren Weg besser zu wählen. Eine solche Ungeschicklichkeit gilt für schimpflich und führt außerdem zum Verlust des Brettes, das im nächsten Augenblicke nachdem der Wilde es verlassen hat, in tausend Stücke zerschmettert wird. Die Kühnheit und Gewandtheit, welche die Insulaner bei diesen Spielen entwickeln, sind so außerordentlicher Natur, daß man Augenzeuge gewesen sein muß, um daran zu glauben.

Ein Unfall, der vor unsern Augen vorkam, bewies uns, daß die Eingebornen von frühester Jugend an mit den Gefahren des Meeres vertraut werden, sie nicht fürchten und sie ohne große Mühe zu besiegen wissen. Eine Piroge, in der sich eine Frau mit ihren Kindern befand, scheiterte. Eines der Kinder, das kaum vier Jahre alt sein konnte, war

zweite Welle tauchen sie und werden von ihr abermals weiter getragen. Die Schwierigkeit — und sie ist groß — besteht darin, den richtigen Augenblick zum Untertauchen wahrzunehmen, denn wenn sie ihn verfehlen, so werden sie von der Brandung ergriffen und heftig zurückgeschleudert. In diesem Falle bedürfen sie ihrer ganzen Geschicklichkeit, um nicht an den Felsen zerschmettert zu werden. Wenn die Schwimmer nach wiederholten Anstrengungen über die Brandung hinausgekommen sind, wo sie ein ruhigeres Meer finden, legen sie sich auf ihr Brett und schwimmen ans Ufer zurück. Bekanntlich ist jede dritte Welle der Brandung höher als die beiden ersten und wogt auch weiter, während die beiden andern sich früher brechen. Auf die Spitze dieser dritten Welle suchen die Schwimmer zu kommen und lassen sich von ihr mit erstaunlicher Geschwindigkeit zum Ufer tragen. Begegnet es ihnen, daß sie ungeschickterweise auf die Spitze einer kleineren Welle kommen, welche, da sie sich bereits früher bricht, sie nicht zum Ufer tragen kann, so sehen sie sich der Wuth der folgenden Welle ausgesetzt und müssen, um diese zu vermeiden, aufs Neue tauchen, um aus der Brandung hinaus zu gelangen. Diejenigen, welche die Küste erreichen, haben dort eine neue Gefahr, die größte von allen, zu bestehen. Das Ufer wird von Felsen eingefaßt, zwischen denen hier und da eine kleine Oeffnung ist, und es handelt sich für die Schwimmer darum, ihr Brett zu einer dieser Oeffnungen zu steuern. Erreichen sie diesen Zweck nicht, so müssen sie ihr Brett fahren lassen, wieder unter die Welle tauchen und ins offene Meer zurückkehren, um das nächste Mal ihren Weg besser zu wählen. Eine solche Ungeschicklichkeit gilt für schimpflich und führt außerdem zum Verlust des Brettes, das im nächsten Augenblicke nachdem der Wilde es verlassen hat, in tausend Stücke zerschmettert wird. Die Kühnheit und Gewandtheit, welche die Insulaner bei diesen Spielen entwickeln, sind so außerordentlicher Natur, daß man Augenzeuge gewesen sein muß, um daran zu glauben.

Ein Unfall, der vor unsern Augen vorkam, bewies uns, daß die Eingebornen von frühester Jugend an mit den Gefahren des Meeres vertraut werden, sie nicht fürchten und sie ohne große Mühe zu besiegen wissen. Eine Piroge, in der sich eine Frau mit ihren Kindern befand, scheiterte. Eines der Kinder, das kaum vier Jahre alt sein konnte, war

davon entzückt und schwamm wohl hundertmal um das wieder aufgerichtete Fahrzeug, ehe es sich hereinnehmen ließ.

Die Schiffe der Insulaner bieten keine Abweichungen von den Pirogen der andern Südseeinseln dar. Die Fortschritte der hiesigen Insulaner in der Bildhauerei verdienen eine gewisse Achtung. Die Näpfe, aus denen die Häuptlinge Ava trinken, sind sehr hübsche Arbeiten. Sie halten in der Regel acht bis zehn Zoll im Durchmesser, haben eine ganz runde Form und sind vortrefflich geglättet. Die Stützen werden von drei, zuweilen von vier menschlichen Figuren in verschiedenen Stellungen gebildet. Bald ruht der Napf auf den erhobenen Händen dieser Figuren, bald ruht er auf den Köpfen und Händen, bald auf den Schultern. Die Verhältnisse der einzelnen Glieder sind richtig dargestellt, und selbst die Bewegung der Muskeln wird nicht vernachlässigt.

Sie verfertigen ihre Zeuge aus demselben Stoffe, der auf den Freundschafts- und Gesellschaftsinseln benutzt wird, und haben dieselbe Zubereitungsmethode. Wollen sie Malereien auftragen, so wählen sie ein dichtes und starkes Gewebe, das zu Streifen von zwei bis drei Fuß Breite zerschnitten wird. Diese Malereien, die in Sauberkeit und Regelmäßigkeit der Zeichnung nichts zu wünschen übrig lassen, und zum Geschäftskreis der Frauen gehören, heißen Kippari. Denselben Namen legten die Wilden unseren geschriebenen Sachen bei. Oft nahmen uns die jungen Frauen die Feder aus der Hand und zeigten uns, daß sie dieselbe so gut wie wir zu führen verständen. Sie behaupteten, daß ihre Federn besser als die unsrigen seien. Ein beschriebenes Blatt Papier galt ihnen für einen Stoff, der auf ihre Weise bemalt worden sei, und wir hatten unendliche Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß unsere Schrift eine andere Bedeutung als ihre Malerei habe.

Ihre Matten bestehen aus Pandanusblättern und werden mit verschiedenen Farben in hübschen Mustern bemalt. Nirgend hat man diese Matten stärker, feiner und schöner. Die Angelhaken werden von Perlmutter, Knochen oder Holz gefertigt. Die Spitze und die Widerhaken werden von kleineren Knochen oder von Schildkrotstücken gebildet. Größe und Form wechseln, die Stärke und die Schönheit hat

davon entzückt und schwamm wohl hundertmal um das wieder aufgerichtete Fahrzeug, ehe es sich hereinnehmen ließ.

Die Schiffe der Insulaner bieten keine Abweichungen von den Pirogen der andern Südseeinseln dar. Die Fortschritte der hiesigen Insulaner in der Bildhauerei verdienen eine gewisse Achtung. Die Näpfe, aus denen die Häuptlinge Ava trinken, sind sehr hübsche Arbeiten. Sie halten in der Regel acht bis zehn Zoll im Durchmesser, haben eine ganz runde Form und sind vortrefflich geglättet. Die Stützen werden von drei, zuweilen von vier menschlichen Figuren in verschiedenen Stellungen gebildet. Bald ruht der Napf auf den erhobenen Händen dieser Figuren, bald ruht er auf den Köpfen und Händen, bald auf den Schultern. Die Verhältnisse der einzelnen Glieder sind richtig dargestellt, und selbst die Bewegung der Muskeln wird nicht vernachlässigt.

Sie verfertigen ihre Zeuge aus demselben Stoffe, der auf den Freundschafts- und Gesellschaftsinseln benutzt wird, und haben dieselbe Zubereitungsmethode. Wollen sie Malereien auftragen, so wählen sie ein dichtes und starkes Gewebe, das zu Streifen von zwei bis drei Fuß Breite zerschnitten wird. Diese Malereien, die in Sauberkeit und Regelmäßigkeit der Zeichnung nichts zu wünschen übrig lassen, und zum Geschäftskreis der Frauen gehören, heißen Kippari. Denselben Namen legten die Wilden unseren geschriebenen Sachen bei. Oft nahmen uns die jungen Frauen die Feder aus der Hand und zeigten uns, daß sie dieselbe so gut wie wir zu führen verständen. Sie behaupteten, daß ihre Federn besser als die unsrigen seien. Ein beschriebenes Blatt Papier galt ihnen für einen Stoff, der auf ihre Weise bemalt worden sei, und wir hatten unendliche Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß unsere Schrift eine andere Bedeutung als ihre Malerei habe.

Ihre Matten bestehen aus Pandanusblättern und werden mit verschiedenen Farben in hübschen Mustern bemalt. Nirgend hat man diese Matten stärker, feiner und schöner. Die Angelhaken werden von Perlmutter, Knochen oder Holz gefertigt. Die Spitze und die Widerhaken werden von kleineren Knochen oder von Schildkrotstücken gebildet. Größe und Form wechseln, die Stärke und die Schönheit hat

etwas Ueberraschendes, wenn man an die unvollkommenen Stoffe denkt, aus denen diese Angelhaken bestehen. Als wir mit ihnen fischten, mußten wir gestehen, daß sie besser als die unsrigen sind.

Ihre Angelschnüre und die Bindfaden, aus denen sie Netze und ähnliche Sachen bereiten, haben verschiedene Grade von Feinheit. Sie gewinnen sie aus der Rinde des Tutabaumes, drehen sie nach Art unserer Seile und geben ihnen jede beliebige Länge. Ein noch feinerer Faden wird aus der Rinde eines Strauchs, der Arimah heißt, gedreht. Zu den stärkeren Stricken wird die fasrige Hülle der Cocosnuß benutzt. Eine Art dieser Stricke ist flach und wird mit den Fingern geflochten. Sie dient zum Festhalten der Bedachungen und anderer Gegenstände, welche eine starke Befestigung erfordern.

Von den Kürbissen, die eine wunderbare Größe erreichen und vierzig bis achtundvierzig Maß Wasser halten, wird der ausgedehnteste Gebrauch gemacht. Um ihnen die verschiedenen Formen zu geben, welche den Zwecken, zu denen sie bestimmt sind, entsprechen, umwickelt man sie auf dem Stiele mit Bändern. Die, welche das Fischergeräth aufnehmen sollen, erhalten eine längliche Cylinderform, andere, in denen Salz, eingesalzene Fische und Gemüse aufbewahrt werden, sehen wie Schüsseln aus. Diejenigen, die für das Trinkwasser bestimmt sind, haben genau die Gestalt einer Flasche mit langem Halse. Die Oberfläche wird mit einem glühenden Eisen geritzt, und es entstehen dadurch elegante Muster, die man für gemalt halten sollte.

Unter den Kenntnissen dieser Insulaner dürfen wir die Kunst der Salzbereitung nicht unerwähnt lassen. Ihr Salz ist sehr gut, und wir versahen uns während unsres Aufenthalts reichlich damit. Ihre Salinen sind viereckige Vertiefungen, die gewöhnlich sechs bis acht Fuß breit und lang sind, acht Zoll tief in die Erde gehen und mit Thon ausgelegt werden. Man gräbt in der Nähe der Hochwassergrenze, führt das Meerwasser durch kleine Gräben ein und läßt es verdunsten.

Die Kriegswerkzeuge der Eingebornen sind Lanzen, Dolche oder Pahuas, Keulen und Schleudern. Der Dolch, dessen Länge zwei Fuß beträgt, besteht in der Regel aus einem schwarzen und harten Holze. Zu den Keulen benutzt man jedes beliebige Holz, und die Arbeit ist

etwas Ueberraschendes, wenn man an die unvollkommenen Stoffe denkt, aus denen diese Angelhaken bestehen. Als wir mit ihnen fischten, mußten wir gestehen, daß sie besser als die unsrigen sind.

Ihre Angelschnüre und die Bindfaden, aus denen sie Netze und ähnliche Sachen bereiten, haben verschiedene Grade von Feinheit. Sie gewinnen sie aus der Rinde des Tutabaumes, drehen sie nach Art unserer Seile und geben ihnen jede beliebige Länge. Ein noch feinerer Faden wird aus der Rinde eines Strauchs, der Arimah heißt, gedreht. Zu den stärkeren Stricken wird die fasrige Hülle der Cocosnuß benutzt. Eine Art dieser Stricke ist flach und wird mit den Fingern geflochten. Sie dient zum Festhalten der Bedachungen und anderer Gegenstände, welche eine starke Befestigung erfordern.

Von den Kürbissen, die eine wunderbare Größe erreichen und vierzig bis achtundvierzig Maß Wasser halten, wird der ausgedehnteste Gebrauch gemacht. Um ihnen die verschiedenen Formen zu geben, welche den Zwecken, zu denen sie bestimmt sind, entsprechen, umwickelt man sie auf dem Stiele mit Bändern. Die, welche das Fischergeräth aufnehmen sollen, erhalten eine längliche Cylinderform, andere, in denen Salz, eingesalzene Fische und Gemüse aufbewahrt werden, sehen wie Schüsseln aus. Diejenigen, die für das Trinkwasser bestimmt sind, haben genau die Gestalt einer Flasche mit langem Halse. Die Oberfläche wird mit einem glühenden Eisen geritzt, und es entstehen dadurch elegante Muster, die man für gemalt halten sollte.

Unter den Kenntnissen dieser Insulaner dürfen wir die Kunst der Salzbereitung nicht unerwähnt lassen. Ihr Salz ist sehr gut, und wir versahen uns während unsres Aufenthalts reichlich damit. Ihre Salinen sind viereckige Vertiefungen, die gewöhnlich sechs bis acht Fuß breit und lang sind, acht Zoll tief in die Erde gehen und mit Thon ausgelegt werden. Man gräbt in der Nähe der Hochwassergrenze, führt das Meerwasser durch kleine Gräben ein und läßt es verdunsten.

Die Kriegswerkzeuge der Eingebornen sind Lanzen, Dolche oder Pahuas, Keulen und Schleudern. Der Dolch, dessen Länge zwei Fuß beträgt, besteht in der Regel aus einem schwarzen und harten Holze. Zu den Keulen benutzt man jedes beliebige Holz, und die Arbeit ist

eine plumpe. Die Schleudern haben nichts Besonderes und würden sich von den unsrigen durch nichts unterscheiden, wenn man nicht den Stein statt auf ein Stück Leder auf ein Stück Matte legte.

Wir haben genau drei verschiedene Rangclassen unterscheiden können. Die erste wird von den Eris, den Häuptlingen der einzelnen Bezirke gebildet. Einer von ihnen ist vornehmer als die übrigen und heißt auf Owhyhee eri-tabu oder eri-noi. Der erste dieser Namen bezeichnet seine unumschränkte Herrschaft, durch den zweiten wird angedeutet, daß Jedermann verpflichtet ist, vor ihm zur Erde zu fallen. Zu der zweiten Classe gehören die Besitzenden ohne Macht, und die dritte umfaßt die taulau's oder Diener, die weder Rang noch Eigenthum haben.

Die geschichtlichen Mittheilungen, welche ich bei unserm Aufenthalt am Morai der Karakakoabucht von den Priestern über die Genealogie der Könige von Owhyhee und Mowee erhielt, lassen mir keinen Zweifel, daß die Regierung erblich ist. Auch die geringeren Titel und Ländereien scheinen vom Vater auf den Sohn überzugehen.

Die Eris beherrschen die untern Classen mit unumschränkter Gewalt, und die Unterwürfigkeit der letztern ist eine vollständige. Dies wurde uns durch Thatsachen, welche die Leser zum Theil kennen, an jedem Tage unsers Aufenthalts bewiesen. Der sclavische Zustand, in dem das Volk lebt, trägt viel dazu bei Geist und Körper der Unterthanen zu entnerven. Eine Grausamkeit oder Ungerechtigkeit machten sich die Häuptlinge in unserer Gegenwart nie schuldig, wohl aber behandelten sie ihre Unterthanen auf die anmaßendste und drückendste Weise.

Ich weiß nicht, in wiefern die untern Classen des Volks in ihrem Eigenthum gegen die Raubsucht und den Despotismus der großen Häuptlinge geschützt sind. Von gewöhnlichen Dieben scheinen sie nichts zu fürchten zu haben, denn sie lassen nicht blos ihre Pflanzungen, die längs der ganzen Küste zerstreut sind, sondern auch ihre Häuser, ihre Schweine und ihre Stoffe unbewacht.

Ueber die Rechtspflege verschafften wir uns blos unvollkommene und sehr beschränkte Nachrichten. Wenn Angehörige der untersten Classe mit einander hadern, so verweist man sie an einen der Häupt-

eine plumpe. Die Schleudern haben nichts Besonderes und würden sich von den unsrigen durch nichts unterscheiden, wenn man nicht den Stein statt auf ein Stück Leder auf ein Stück Matte legte.

Wir haben genau drei verschiedene Rangclassen unterscheiden können. Die erste wird von den Eris, den Häuptlingen der einzelnen Bezirke gebildet. Einer von ihnen ist vornehmer als die übrigen und heißt auf Owhyhee eri-tabu oder eri-noi. Der erste dieser Namen bezeichnet seine unumschränkte Herrschaft, durch den zweiten wird angedeutet, daß Jedermann verpflichtet ist, vor ihm zur Erde zu fallen. Zu der zweiten Classe gehören die Besitzenden ohne Macht, und die dritte umfaßt die taulau's oder Diener, die weder Rang noch Eigenthum haben.

Die geschichtlichen Mittheilungen, welche ich bei unserm Aufenthalt am Morai der Karakakoabucht von den Priestern über die Genealogie der Könige von Owhyhee und Mowee erhielt, lassen mir keinen Zweifel, daß die Regierung erblich ist. Auch die geringeren Titel und Ländereien scheinen vom Vater auf den Sohn überzugehen.

Die Eris beherrschen die untern Classen mit unumschränkter Gewalt, und die Unterwürfigkeit der letztern ist eine vollständige. Dies wurde uns durch Thatsachen, welche die Leser zum Theil kennen, an jedem Tage unsers Aufenthalts bewiesen. Der sclavische Zustand, in dem das Volk lebt, trägt viel dazu bei Geist und Körper der Unterthanen zu entnerven. Eine Grausamkeit oder Ungerechtigkeit machten sich die Häuptlinge in unserer Gegenwart nie schuldig, wohl aber behandelten sie ihre Unterthanen auf die anmaßendste und drückendste Weise.

Ich weiß nicht, in wiefern die untern Classen des Volks in ihrem Eigenthum gegen die Raubsucht und den Despotismus der großen Häuptlinge geschützt sind. Von gewöhnlichen Dieben scheinen sie nichts zu fürchten zu haben, denn sie lassen nicht blos ihre Pflanzungen, die längs der ganzen Küste zerstreut sind, sondern auch ihre Häuser, ihre Schweine und ihre Stoffe unbewacht.

Ueber die Rechtspflege verschafften wir uns blos unvollkommene und sehr beschränkte Nachrichten. Wenn Angehörige der untersten Classe mit einander hadern, so verweist man sie an einen der Häupt-

linge, wahrscheinlich an den Vorsteher des Bezirks oder an ihren unmittelbaren Vorgesetzten. Wenn ein untergeordneter Häuptling einen vornehmeren beleidigt hat, so nimmt der letztere die Größe seiner Entrüstung zum Maßstabe der Bestrafung. Ist der Schuldige so glücklich, der ersten Hitze seines Gegners zu entgehen, so läßt er die Sache durch einen Dritten vermitteln und kommt mit der Abtretung eines Theils seiner Güter davon. Weiter habe ich über diesen Punkt nichts erfahren können.

Die Religion der Sandwichsinseln ist jener der Gesellschafts- und der Freundschaftsinseln sehr ähnlich. Die Morais, die Whattas, die Götzenbilder, die Opfer und die heiligen Gesänge sind auf allen drei Gruppen dieselben, und es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß alle drei Stämme ihre Religionsansichten aus derselben Quelle geschöpft haben. Nur sind die Ceremonien auf den Sandwichsinseln länger und verwickelter, und wenn wir auch auf jeder der Südseeinseln eine gewisse Menschenclasse gefunden haben, die mit den gottesdienstlichen Gebräuchen beauftragt war, so ist doch die Karakakoabai der einzige Punkt, wo wir auf eine förmliche Genossenschaft von Priestern und auf eine Art von Kloster gestoßen sind. Das Oberhaupt dieses Mönchsordens führte den Titel Orono, der etwas sehr Heiliges bedeuten muß, da er der Person Omeah's Ehrfurchtsbezeigungen verschaffte, die fast bis zur Anbetung stiegen. Wahrscheinlich besitzen blos gewisse Familien das Vorrecht, in den Priesterstand eintreten zu dürfen oder die Hauptfunctionen desselben auszuüben. Omeah war Kau's Sohn und Kairikia's Oheim. Er war einige Zeit abwesend, und Kairikia führte bei allen religiösen Ceremonien im Morai den Vorsitz. Wir bemerkten ferner, das man Omeah's einzigen Sohn, einen Knaben von ungefähr fünf Jahren, nie öffentlich auftreten ließ, ohne ihn mit einem zahlreichen Gefolge zu umgeben und ihm eine Sorgfalt zu beweisen, die ich als unerhört bezeichnen muß. Da man augenscheinlich den höchsten Werth darauf legte, ihn am Leben zu erhalten, so war er gewiß zum Nachfolger seines Vaters bestimmt.

Sowohl die Morais, als die innern und äußern Wände der Häuser trugen eine große Menge von Figuren, denen man verschiedene Namen gab. Wir bemerkten jedoch, daß die Eingebornen auf diese

linge, wahrscheinlich an den Vorsteher des Bezirks oder an ihren unmittelbaren Vorgesetzten. Wenn ein untergeordneter Häuptling einen vornehmeren beleidigt hat, so nimmt der letztere die Größe seiner Entrüstung zum Maßstabe der Bestrafung. Ist der Schuldige so glücklich, der ersten Hitze seines Gegners zu entgehen, so läßt er die Sache durch einen Dritten vermitteln und kommt mit der Abtretung eines Theils seiner Güter davon. Weiter habe ich über diesen Punkt nichts erfahren können.

Die Religion der Sandwichsinseln ist jener der Gesellschafts- und der Freundschaftsinseln sehr ähnlich. Die Morais, die Whattas, die Götzenbilder, die Opfer und die heiligen Gesänge sind auf allen drei Gruppen dieselben, und es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß alle drei Stämme ihre Religionsansichten aus derselben Quelle geschöpft haben. Nur sind die Ceremonien auf den Sandwichsinseln länger und verwickelter, und wenn wir auch auf jeder der Südseeinseln eine gewisse Menschenclasse gefunden haben, die mit den gottesdienstlichen Gebräuchen beauftragt war, so ist doch die Karakakoabai der einzige Punkt, wo wir auf eine förmliche Genossenschaft von Priestern und auf eine Art von Kloster gestoßen sind. Das Oberhaupt dieses Mönchsordens führte den Titel Orono, der etwas sehr Heiliges bedeuten muß, da er der Person Omeah's Ehrfurchtsbezeigungen verschaffte, die fast bis zur Anbetung stiegen. Wahrscheinlich besitzen blos gewisse Familien das Vorrecht, in den Priesterstand eintreten zu dürfen oder die Hauptfunctionen desselben auszuüben. Omeah war Kau's Sohn und Kairikia's Oheim. Er war einige Zeit abwesend, und Kairikia führte bei allen religiösen Ceremonien im Morai den Vorsitz. Wir bemerkten ferner, das man Omeah's einzigen Sohn, einen Knaben von ungefähr fünf Jahren, nie öffentlich auftreten ließ, ohne ihn mit einem zahlreichen Gefolge zu umgeben und ihm eine Sorgfalt zu beweisen, die ich als unerhört bezeichnen muß. Da man augenscheinlich den höchsten Werth darauf legte, ihn am Leben zu erhalten, so war er gewiß zum Nachfolger seines Vaters bestimmt.

Sowohl die Morais, als die innern und äußern Wände der Häuser trugen eine große Menge von Figuren, denen man verschiedene Namen gab. Wir bemerkten jedoch, daß die Eingebornen auf diese

Figuren wenig Gewicht legten, denn sie sprachen von ihnen mit Verachtung und vertauschten sie gegen Kleinigkeiten.

Es ist von uns oft vermuthet worden, daß man auf den Freundschafts- und Gesellschaftsinseln Vögel anbete, und von den hiesigen Einwohnern glaube ich dasselbe. Die Raben scheinen zu diesen heiligen Vögeln zu gehören. Ich sah im Dorfe Kakoa mehrere, die mir als Eatuas bezeichnet wurden. Ich wollte diese Thiere kaufen, aber die Wilden wiesen Alles zurück, was ich ihnen bot, und baten mich, daß ich den Vögeln kein Leid zufügen möge.

Nach den eigenen Mittheilungen der Eingebornen sind Menschenopfer hier gebräuchlicher, als auf allen anderen Inseln, die wir besucht haben. Nicht nur wird dieser abscheuliche Gebrauch beim Beginn eines Krieges, vor einer großen Schlacht oder einer wichtigen Unternehmung beobachtet, sondern man opfert auch bei dem Tode eines Häuptlings je nach seinem Range mehr oder weniger seiner Diener. Wie man uns sagte, werden zehn Menschen geschlachtet werden, wenn Terriobu sein Leben ausgeathmet hat.

Die Vorstellungen der Wilden von einem künftigen Leben sind uns wenig bekannt. Wenn wir sie fragten, was aus ihren Todten werde, antworteten sie regelmäßig, daß der Hauch, den sie für die Seele oder den unsterblichen Theil des Menschen halten, zum Eatua zurückkehre. Als wir unsere Frage über diesen Punkt vervielfältigten, beschrieben sie, wie wir zu verstehen glaubten, einen Ort, den sie für den Wohnsitz der Todten halten. Ob sie an Strafen und Belohnungen im künftigen Leben glauben, ließ sich nicht ermitteln.

Von den Ehen weiß ich nichts mitzutheilen. Terriobu hatte seine Gattin Rora-Rora auf einer anderen Insel zurückgelassen und war von einer anderen Frau begleitet, die ihm Kinder geboren hatte und an der er sehr hing. Ob dies eigentliche Vielweiberei war, oder ob man den Häuptlingen, vielleicht auch dem niederen Volk, das Concubinat verstattet, wage ich nicht zu entscheiden. Ich muß noch erwähnen, daß wir mit Ausnahme von fünf Frauen keine von hohem Rang gesehen haben. Nach dem, was ich bei den unteren Classen von Kinderzucht wahrgenommen habe, steht die Haushaltung, wie in gebildeten Ländern, unter der Aufsicht einer einzigen Frau, welcher die Kinder gehorchen.

Figuren wenig Gewicht legten, denn sie sprachen von ihnen mit Verachtung und vertauschten sie gegen Kleinigkeiten.

Es ist von uns oft vermuthet worden, daß man auf den Freundschafts- und Gesellschaftsinseln Vögel anbete, und von den hiesigen Einwohnern glaube ich dasselbe. Die Raben scheinen zu diesen heiligen Vögeln zu gehören. Ich sah im Dorfe Kakoa mehrere, die mir als Eatuas bezeichnet wurden. Ich wollte diese Thiere kaufen, aber die Wilden wiesen Alles zurück, was ich ihnen bot, und baten mich, daß ich den Vögeln kein Leid zufügen möge.

Nach den eigenen Mittheilungen der Eingebornen sind Menschenopfer hier gebräuchlicher, als auf allen anderen Inseln, die wir besucht haben. Nicht nur wird dieser abscheuliche Gebrauch beim Beginn eines Krieges, vor einer großen Schlacht oder einer wichtigen Unternehmung beobachtet, sondern man opfert auch bei dem Tode eines Häuptlings je nach seinem Range mehr oder weniger seiner Diener. Wie man uns sagte, werden zehn Menschen geschlachtet werden, wenn Terriobu sein Leben ausgeathmet hat.

Die Vorstellungen der Wilden von einem künftigen Leben sind uns wenig bekannt. Wenn wir sie fragten, was aus ihren Todten werde, antworteten sie regelmäßig, daß der Hauch, den sie für die Seele oder den unsterblichen Theil des Menschen halten, zum Eatua zurückkehre. Als wir unsere Frage über diesen Punkt vervielfältigten, beschrieben sie, wie wir zu verstehen glaubten, einen Ort, den sie für den Wohnsitz der Todten halten. Ob sie an Strafen und Belohnungen im künftigen Leben glauben, ließ sich nicht ermitteln.

Von den Ehen weiß ich nichts mitzutheilen. Terriobu hatte seine Gattin Rora-Rora auf einer anderen Insel zurückgelassen und war von einer anderen Frau begleitet, die ihm Kinder geboren hatte und an der er sehr hing. Ob dies eigentliche Vielweiberei war, oder ob man den Häuptlingen, vielleicht auch dem niederen Volk, das Concubinat verstattet, wage ich nicht zu entscheiden. Ich muß noch erwähnen, daß wir mit Ausnahme von fünf Frauen keine von hohem Rang gesehen haben. Nach dem, was ich bei den unteren Classen von Kinderzucht wahrgenommen habe, steht die Haushaltung, wie in gebildeten Ländern, unter der Aufsicht einer einzigen Frau, welcher die Kinder gehorchen.

Eine Thatsache, von der wir Augenzeugen waren, ließ uns schließen, daß die Eingebornen eifersüchtig seien. Sie beweist zugleich, daß die vornehmeren Häuptlinge von ihren Frauen nicht blos Treue, sondern auch eine gewisse Zurückhaltung verlangen. Bei einem der Faustkämpfe, denen wir beiwohnten, verließ Omeah seinen Platz zwei oder drei Mal. Er ging mit unzufriedenen Mienen zu seiner Frau, und wir vermutheten nach seinen Geberden, daß er ihr befehle, sich zurückzuziehen. Da sie sehr schön war, so glaubte er vielleicht, daß sie unsere Aufmerksamkeit zu sehr auf sich ziehe. Ich muß übrigens sagen, daß wir ihm keinen Grund zur Eifersucht gegeben hatten. Die Frau entfernte sich nicht, vielmehr kam sie, als das Schauspiel beendet war, zu uns und bat uns um einige Kleinigkeiten. Wir sagten ihr, daß wir nichts bei uns hätten, sie aber beschenken würden, wenn sie uns in unser Zelt begleite. Sie willigte ein, als Omeah sie bemerkte, ihr nachfolgte, sie bei den Haaren ergriff und mit sehr heftigen Faustschlägen züchtigte. Wir waren die unschuldige Ursache ihrer Leiden, und die Rohheit ihres Mannes empörte uns. Man belehrte uns aber, daß Omeah von sehr hohem Range sei, und daß es sich für uns nicht schicke, uns in den Streit zu mischen. Schließlich stifteten die Umstehenden Frieden, und am anderen Morgen hatten wir das Vergnügen, die beiden Gatten einträchtig mit einander gehen zu sehen. Das Auffallendste war, daß die Frau uns nicht gestattete, dem Mann über den Vorfall des vorigen Tages Vorwürfe zu machen, wozu wir große Lust hatten. Sie sagte uns mit deutlichen Worten, Omeahs Benehmen sei in der Ordnung.

Während meines Verweilens im Observatorium hatte ich zweimal Gelegenheit einen beträchtlichen Theil ihrer Begräbnißfeierlichkeiten zu sehen. Eines Tages benachrichtigte man mich, daß in der Nachbarschaft ein Häuptling gestorben sei. Ich begab mich in sein Haus und fand eine zahlreiche Versammlung, die rings um den Hof vor der Wohnung des Verstorbenen auf dem Boden saß. Ein Mann mit einem rothen Federhute kam aus dem Innern an die Thür, steckte den Kopf hinaus und stieß in kurzen Zwischenräumen ein langes klägliches Geheul aus, das er mit den sonderbarsten Grimassen und Körperverrenkungen begleitete. Er hatte diese Art von Posse eine Zeit lang gespielt, als man mitten im Hofe eine Matte ausbreitete. Zwei Männer und drei-

Eine Thatsache, von der wir Augenzeugen waren, ließ uns schließen, daß die Eingebornen eifersüchtig seien. Sie beweist zugleich, daß die vornehmeren Häuptlinge von ihren Frauen nicht blos Treue, sondern auch eine gewisse Zurückhaltung verlangen. Bei einem der Faustkämpfe, denen wir beiwohnten, verließ Omeah seinen Platz zwei oder drei Mal. Er ging mit unzufriedenen Mienen zu seiner Frau, und wir vermutheten nach seinen Geberden, daß er ihr befehle, sich zurückzuziehen. Da sie sehr schön war, so glaubte er vielleicht, daß sie unsere Aufmerksamkeit zu sehr auf sich ziehe. Ich muß übrigens sagen, daß wir ihm keinen Grund zur Eifersucht gegeben hatten. Die Frau entfernte sich nicht, vielmehr kam sie, als das Schauspiel beendet war, zu uns und bat uns um einige Kleinigkeiten. Wir sagten ihr, daß wir nichts bei uns hätten, sie aber beschenken würden, wenn sie uns in unser Zelt begleite. Sie willigte ein, als Omeah sie bemerkte, ihr nachfolgte, sie bei den Haaren ergriff und mit sehr heftigen Faustschlägen züchtigte. Wir waren die unschuldige Ursache ihrer Leiden, und die Rohheit ihres Mannes empörte uns. Man belehrte uns aber, daß Omeah von sehr hohem Range sei, und daß es sich für uns nicht schicke, uns in den Streit zu mischen. Schließlich stifteten die Umstehenden Frieden, und am anderen Morgen hatten wir das Vergnügen, die beiden Gatten einträchtig mit einander gehen zu sehen. Das Auffallendste war, daß die Frau uns nicht gestattete, dem Mann über den Vorfall des vorigen Tages Vorwürfe zu machen, wozu wir große Lust hatten. Sie sagte uns mit deutlichen Worten, Omeahs Benehmen sei in der Ordnung.

Während meines Verweilens im Observatorium hatte ich zweimal Gelegenheit einen beträchtlichen Theil ihrer Begräbnißfeierlichkeiten zu sehen. Eines Tages benachrichtigte man mich, daß in der Nachbarschaft ein Häuptling gestorben sei. Ich begab mich in sein Haus und fand eine zahlreiche Versammlung, die rings um den Hof vor der Wohnung des Verstorbenen auf dem Boden saß. Ein Mann mit einem rothen Federhute kam aus dem Innern an die Thür, steckte den Kopf hinaus und stieß in kurzen Zwischenräumen ein langes klägliches Geheul aus, das er mit den sonderbarsten Grimassen und Körperverrenkungen begleitete. Er hatte diese Art von Posse eine Zeit lang gespielt, als man mitten im Hofe eine Matte ausbreitete. Zwei Männer und drei-

zehn Frauen schritten aus dem Hause und setzten sich in drei gleichen Reihen, die beiden Männer und drei Frauen vorn, auf die Erde. Der Hals und die Hände der Frauen waren mit Federpalatinen geschmückt, auf den Schultern lagen breite grüne Blätter. In einem Winkel des Hofes, in der Nähe einer kleinen Hütte, standen sechs junge Männer, welche kleine weiße Fahnen und Stöcke mit Federbüscheln schwenkten. Sie gestatteten mir nicht, näher zu treten. Ich vermuthete deshalb, daß die Leiche in der Hütte liege, doch später erfuhr ich, daß sie in dem Hause gewesen sei, aus dessen Thür heraus der Mann mit dem rothen Federhute Gesichter schnitt. Die fünfzehn Personen, welche auf der Matte saßen, begannen eine düstere Melodie zu singen und begleiteten sie mit langsamen Bewegungen des Körpers und der Arme. Als dies einige Zeit gedauert hatte, nahmen sie eine hockende Stellung an und steigerten ihre Bewegungen nach und nach zu einem Grade äußerster Schnelligkeit, den kein Mensch lange auszuhalten im Stande ist. In der That wurden sie bald ruhiger und mäßigten in demselben Verhältniß den Tact ihres Gesanges. Gegen das Ende dieses Theils der Ceremonie, die eine Stunde dauerte, brachte man neue Matten und breitete sie ebenfalls im Hofe aus. Vier oder fünf alte Frauen, unter denen mir die Wittwe des gestorbenen Häuptlings gezeigt wurde, verließen gemessenen Schrittes das Haus, setzten sich vor die erste Truppe und beklagten ihren Verlust mit lautem Geschrei. Die Frauen der ersten Abtheilung schlossen sich ihnen an, während die Männer mit dem Ausdruck der Trauer den Kopf senkten. In diesem Augenblick war ich genöthigt, ins Observatorium zurückzukehren. Eine halbe Stunde später ging ich wieder hin und fand die Trauernden noch immer in derselben Stellung. Ich blieb fast den ganzen Abend anwesend, und als ich sie endlich verließ, hatten die Ceremonien, die ich eben beschrieb, noch kein Ende genommen. Ich beschloß anderen Tags bei guter Zeit wieder zu kommen und den Schluß mit anzusehen. Sobald es Tag war, stand ich vor dem Trauerhause, doch zu meinem Misvergnügen hatte die Gesellschaft sich zerstreut. In der Umgegend herrschte tiefe Stille, und die Leiche war fortgetragen worden. Wie man über sie verfügt habe, sagte mir Niemand. Drei Frauen von Rang, die in der Zwischenzeit herbeikamen, unterbrachen meine Erkundigungen. Sie

zehn Frauen schritten aus dem Hause und setzten sich in drei gleichen Reihen, die beiden Männer und drei Frauen vorn, auf die Erde. Der Hals und die Hände der Frauen waren mit Federpalatinen geschmückt, auf den Schultern lagen breite grüne Blätter. In einem Winkel des Hofes, in der Nähe einer kleinen Hütte, standen sechs junge Männer, welche kleine weiße Fahnen und Stöcke mit Federbüscheln schwenkten. Sie gestatteten mir nicht, näher zu treten. Ich vermuthete deshalb, daß die Leiche in der Hütte liege, doch später erfuhr ich, daß sie in dem Hause gewesen sei, aus dessen Thür heraus der Mann mit dem rothen Federhute Gesichter schnitt. Die fünfzehn Personen, welche auf der Matte saßen, begannen eine düstere Melodie zu singen und begleiteten sie mit langsamen Bewegungen des Körpers und der Arme. Als dies einige Zeit gedauert hatte, nahmen sie eine hockende Stellung an und steigerten ihre Bewegungen nach und nach zu einem Grade äußerster Schnelligkeit, den kein Mensch lange auszuhalten im Stande ist. In der That wurden sie bald ruhiger und mäßigten in demselben Verhältniß den Tact ihres Gesanges. Gegen das Ende dieses Theils der Ceremonie, die eine Stunde dauerte, brachte man neue Matten und breitete sie ebenfalls im Hofe aus. Vier oder fünf alte Frauen, unter denen mir die Wittwe des gestorbenen Häuptlings gezeigt wurde, verließen gemessenen Schrittes das Haus, setzten sich vor die erste Truppe und beklagten ihren Verlust mit lautem Geschrei. Die Frauen der ersten Abtheilung schlossen sich ihnen an, während die Männer mit dem Ausdruck der Trauer den Kopf senkten. In diesem Augenblick war ich genöthigt, ins Observatorium zurückzukehren. Eine halbe Stunde später ging ich wieder hin und fand die Trauernden noch immer in derselben Stellung. Ich blieb fast den ganzen Abend anwesend, und als ich sie endlich verließ, hatten die Ceremonien, die ich eben beschrieb, noch kein Ende genommen. Ich beschloß anderen Tags bei guter Zeit wieder zu kommen und den Schluß mit anzusehen. Sobald es Tag war, stand ich vor dem Trauerhause, doch zu meinem Misvergnügen hatte die Gesellschaft sich zerstreut. In der Umgegend herrschte tiefe Stille, und die Leiche war fortgetragen worden. Wie man über sie verfügt habe, sagte mir Niemand. Drei Frauen von Rang, die in der Zwischenzeit herbeikamen, unterbrachen meine Erkundigungen. Sie

hatten Leute mit Fliegenwedeln im Gefolge und setzten sich zu mir. Ich glaubte nun Näheres zu erfahren, allein nach den ersten Worten sagten sie mir, daß meine Anwesenheit gewisse religiöse Gebräuche stören werde. Ich entfernte mich, und kaum hatte ich sie aus dem Gesicht verloren, so hörte ich wieder ihr Geschrei und ihr Wehklagen. Als ich die drei Frauen einige Stunden später wieder sah, hatten sie sich den unteren Theil des Gesichts mit schwarzer Farbe bemalt.

Bei dem Tode eines Mannes aus dem Volke sah ich zum zweiten Male einen Theil der Begräbnißfeierlichkeiten. Dem kläglichen Geschrei folgend, das aus einer elenden Hütte drang, trat ich ein und fand eine ältere Frau, die mit ihrer Tochter über der Leiche eines Greises weinte. Der Mann mußte eben gestorben sein, denn der Körper war noch warm. Das Erste, was sie thaten, bestand darin, daß sie Zeugstoffe über den Todten warfen. Sie legten sich dann an seiner Seite nieder, zogen die Stoffe über sich und wiederholten oft in singendem Tone: „O mein Mann! O mein Vater!“ Eine jüngere Tochter lag in einem Winkel der Wohnung, mit schwarzem Zeuge bedeckt, auf dem Gesicht und wiederholte dieselben Worte. Als ich ging, hatten sich die Nachbarn vor der Thür versammelt und hörten den jammernden Weibern im tiefsten Schweigen zu. Bei dieser Gelegenheit wollte ich ermitteln, wie man über die Todten verfügt. Ich überzeugte mich vor dem Schlafengehen, daß die Leiche noch nicht fortgetragen sei, und befahl den beiden Schildwachen vor dem Hause auf und ab zu gehen und mich sogleich zu benachrichtigen, wenn das Begräbniß beginne. Meine Vorsicht half mir nichts, denn am anderen Morgen war die Leiche nicht mehr in der Hütte. Ich fragte die Insulaner, was sie mit ihr gemacht hätten, und sie zeigten mit den Fingern aufs Meer. Wahrscheinlich wollten sie damit sagen, daß man den Todten in den Fluthen begraben habe, doch wäre auch möglich, daß er auf einen der Kirchhöfe auf der entgegengesetzten Seite der Bucht geschafft worden wäre. Die Häuptlinge begräbt man auf den Morais und legt die Leichen der Leute, die man ihnen geopfert hat, neben sie.

hatten Leute mit Fliegenwedeln im Gefolge und setzten sich zu mir. Ich glaubte nun Näheres zu erfahren, allein nach den ersten Worten sagten sie mir, daß meine Anwesenheit gewisse religiöse Gebräuche stören werde. Ich entfernte mich, und kaum hatte ich sie aus dem Gesicht verloren, so hörte ich wieder ihr Geschrei und ihr Wehklagen. Als ich die drei Frauen einige Stunden später wieder sah, hatten sie sich den unteren Theil des Gesichts mit schwarzer Farbe bemalt.

Bei dem Tode eines Mannes aus dem Volke sah ich zum zweiten Male einen Theil der Begräbnißfeierlichkeiten. Dem kläglichen Geschrei folgend, das aus einer elenden Hütte drang, trat ich ein und fand eine ältere Frau, die mit ihrer Tochter über der Leiche eines Greises weinte. Der Mann mußte eben gestorben sein, denn der Körper war noch warm. Das Erste, was sie thaten, bestand darin, daß sie Zeugstoffe über den Todten warfen. Sie legten sich dann an seiner Seite nieder, zogen die Stoffe über sich und wiederholten oft in singendem Tone: „O mein Mann! O mein Vater!“ Eine jüngere Tochter lag in einem Winkel der Wohnung, mit schwarzem Zeuge bedeckt, auf dem Gesicht und wiederholte dieselben Worte. Als ich ging, hatten sich die Nachbarn vor der Thür versammelt und hörten den jammernden Weibern im tiefsten Schweigen zu. Bei dieser Gelegenheit wollte ich ermitteln, wie man über die Todten verfügt. Ich überzeugte mich vor dem Schlafengehen, daß die Leiche noch nicht fortgetragen sei, und befahl den beiden Schildwachen vor dem Hause auf und ab zu gehen und mich sogleich zu benachrichtigen, wenn das Begräbniß beginne. Meine Vorsicht half mir nichts, denn am anderen Morgen war die Leiche nicht mehr in der Hütte. Ich fragte die Insulaner, was sie mit ihr gemacht hätten, und sie zeigten mit den Fingern aufs Meer. Wahrscheinlich wollten sie damit sagen, daß man den Todten in den Fluthen begraben habe, doch wäre auch möglich, daß er auf einen der Kirchhöfe auf der entgegengesetzten Seite der Bucht geschafft worden wäre. Die Häuptlinge begräbt man auf den Morais und legt die Leichen der Leute, die man ihnen geopfert hat, neben sie.

Dreiunddreissigstes Kapitel.

Zweite Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt. — Petropaulowsk. — Gastfreundschaft der Russen. — Benjowsky. — Das Polareis zwingt uns zur Rückkehr. — Wird man eine benutzbare Durchfahrt finden? — Capitain Clerke stirbt. — Fahrt an der japanischen Küste. — Macao und Canton. — Pulo Condore. — Ein cochinchinesischer Christ. — Krankheiten im Meer von Java. — Ankunft in Stromueß. — Rückblick auf die Reise.

Die Befehle der Regierung schrieben uns vor, noch einmal gegen Norden zu steuern und die nordwestliche, für uns nordöstliche Durchfahrt aufzusuchen. Am 15. März verließen wir die Bucht, in der wir unseren geliebten Befehlshaber verloren hatten, und steuerten südwestlich. In dieser Richtung lag nach den Beschreibungen der Eingebornen eine kleinere Insel, Modupapappa, aber wir verfehlten sie.

Unsere weitere Fahrt gegen Norden war keine glückliche, und namentlich bekam die Resolution ein Leck, das uns besorgt machte. Um unser Schiff auszubessern, suchten wir die Awatschabai auf, in die wir am 28. April einliefen. In der Mitte der Bucht schwamm loses Eis umher, und die Ufer waren mit festem Eise belegt, das sich eine Viertelstunde weit in das Meer erstreckte. Lange suchten wir mit unseren Fernröhren vergebens nach dem Orte Petropaulowsk. Endlich entdeckten wir auf einer nordöstlichen Landzunge einige erbärmliche Blockhäuser mit etwa dreißig kegelförmigen Hütten vermischt und mußten uns trotz der Achtung, die wir für einen russischen Ostrog zu hegen wünschten, gestehen, daß es der Lage nach kein anderer Ort als Petropaulowsk sein könne.

Ich fuhr mit dem kleinen Boot an den festen Eisgürtel hinan. Offenbar hatte man weder die Schiffe noch uns gesehen, denn es zeigte sich kein einziger Mensch. Erst als wir auf dem Eise eine Strecke weit vorwärts gegangen waren, erschienen mehrere Leute, die sogleich umkehrten. Ein von Hunden gezogener Schlitten, von dem wir annahmen, daß er uns aufnehmen solle, fuhr uns entgegen, um ebenfalls zu verschwinden. Unsere Lage war weder angenehm noch sicher. Das Eis

Dreiunddreissigstes Kapitel.

Zweite Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt. — Petropaulowsk. — Gastfreundschaft der Russen. — Benjowsky. — Das Polareis zwingt uns zur Rückkehr. — Wird man eine benutzbare Durchfahrt finden? — Capitain Clerke stirbt. — Fahrt an der japanischen Küste. — Macao und Canton. — Pulo Condore. — Ein cochinchinesischer Christ. — Krankheiten im Meer von Java. — Ankunft in Stromueß. — Rückblick auf die Reise.

Die Befehle der Regierung schrieben uns vor, noch einmal gegen Norden zu steuern und die nordwestliche, für uns nordöstliche Durchfahrt aufzusuchen. Am 15. März verließen wir die Bucht, in der wir unseren geliebten Befehlshaber verloren hatten, und steuerten südwestlich. In dieser Richtung lag nach den Beschreibungen der Eingebornen eine kleinere Insel, Modupapappa, aber wir verfehlten sie.

Unsere weitere Fahrt gegen Norden war keine glückliche, und namentlich bekam die Resolution ein Leck, das uns besorgt machte. Um unser Schiff auszubessern, suchten wir die Awatschabai auf, in die wir am 28. April einliefen. In der Mitte der Bucht schwamm loses Eis umher, und die Ufer waren mit festem Eise belegt, das sich eine Viertelstunde weit in das Meer erstreckte. Lange suchten wir mit unseren Fernröhren vergebens nach dem Orte Petropaulowsk. Endlich entdeckten wir auf einer nordöstlichen Landzunge einige erbärmliche Blockhäuser mit etwa dreißig kegelförmigen Hütten vermischt und mußten uns trotz der Achtung, die wir für einen russischen Ostrog zu hegen wünschten, gestehen, daß es der Lage nach kein anderer Ort als Petropaulowsk sein könne.

Ich fuhr mit dem kleinen Boot an den festen Eisgürtel hinan. Offenbar hatte man weder die Schiffe noch uns gesehen, denn es zeigte sich kein einziger Mensch. Erst als wir auf dem Eise eine Strecke weit vorwärts gegangen waren, erschienen mehrere Leute, die sogleich umkehrten. Ein von Hunden gezogener Schlitten, von dem wir annahmen, daß er uns aufnehmen solle, fuhr uns entgegen, um ebenfalls zu verschwinden. Unsere Lage war weder angenehm noch sicher. Das Eis

war mit Schnee bedeckt, in den wir bei jedem Schritte bis an die Knie einsanken, und wurde gegen das Land zu immer mürber. Wir befürchteten, durchzubrechen, und mir begegnete dies wirklich. Hätten mir die Matrosen nicht einen Bootshaken zugeworfen, mit dem ich mich auf festes Eis arbeitete, so würde ich verloren gewesen sein. In diesem Augenblick zeigte sich wieder ein Hundeschlitten, dessen Lenker Halt machte und uns Fragen zurief, die wir nicht verstanden. Er machte darauf Kehrt, und die Flüche und Verwünschungen der Matrosen folgten ihm.

Endlich erreichten wir das feste Land und bemerkten einen Haufen bewaffneter Menschen, die uns entgegen kamen. Um ihnen jeden Argwohn zu benehmen, ließ ich meine beiden Matrosen, welche Bootshaken trugen, zurück bleiben, und ging mit Herrn Webber allein vor. Es waren etwa dreißig russische Soldaten, die sich in geringer Entfernung von uns in Schlachtordnung aufstellten. Ich suchte ihrem Führer begreiflich zu machen, daß wir Engländer seien, doch der Mann verstand mich nicht. Nachdem er uns lange aufmerksam gemustert hatte, führte er uns zum Ostrog, wobei er seine Leute mehrmals Halt machen und kriegerische Bewegungen ausführen ließ. Er hielt uns für verdächtig und wollte uns zeigen, daß seine Soldaten ihr Handwerk verständen.

Im Ostrog waren zwei Kanonen aufgefahren und gegen die Bai gerichtet. Der Officier, dem wir folgten, kam von seinem Argwohn bald zurück und machte den liebenswürdigen Wirth. In seinem Hause herrschte eine unerträgliche Hitze, aber die musterhafteste Reinlichkeit. Nachdem er mir einen vollständigen Anzug gegeben hatte, setzten wir uns zu Tisch. Man trug Schnitten kalten Rindfleisches auf, die mit heißem Wasser begossen wurden. Das zweite Gericht war ein großer gebratener Vogel von einer unbekannten Art, der vortrefflich schmeckte. Als wir einen Theil davon gegessen hatten, nahm man ihn von der Tafel, um den Rest als Zwischengericht zubereitet nochmals aufzutragen. Dann folgte Fisch, auf zwei verschiedene Arten zubereitet. Unser Getränk war Quaß, und dieser Theil der Bewirthung gefiel uns am wenigsten. Die Frau des Officiers trug mehrere Gerichte selbst auf, aß aber nicht mit uns. Die Unterhaltung beschränkte sich auf Verbeu-

war mit Schnee bedeckt, in den wir bei jedem Schritte bis an die Knie einsanken, und wurde gegen das Land zu immer mürber. Wir befürchteten, durchzubrechen, und mir begegnete dies wirklich. Hätten mir die Matrosen nicht einen Bootshaken zugeworfen, mit dem ich mich auf festes Eis arbeitete, so würde ich verloren gewesen sein. In diesem Augenblick zeigte sich wieder ein Hundeschlitten, dessen Lenker Halt machte und uns Fragen zurief, die wir nicht verstanden. Er machte darauf Kehrt, und die Flüche und Verwünschungen der Matrosen folgten ihm.

Endlich erreichten wir das feste Land und bemerkten einen Haufen bewaffneter Menschen, die uns entgegen kamen. Um ihnen jeden Argwohn zu benehmen, ließ ich meine beiden Matrosen, welche Bootshaken trugen, zurück bleiben, und ging mit Herrn Webber allein vor. Es waren etwa dreißig russische Soldaten, die sich in geringer Entfernung von uns in Schlachtordnung aufstellten. Ich suchte ihrem Führer begreiflich zu machen, daß wir Engländer seien, doch der Mann verstand mich nicht. Nachdem er uns lange aufmerksam gemustert hatte, führte er uns zum Ostrog, wobei er seine Leute mehrmals Halt machen und kriegerische Bewegungen ausführen ließ. Er hielt uns für verdächtig und wollte uns zeigen, daß seine Soldaten ihr Handwerk verständen.

Im Ostrog waren zwei Kanonen aufgefahren und gegen die Bai gerichtet. Der Officier, dem wir folgten, kam von seinem Argwohn bald zurück und machte den liebenswürdigen Wirth. In seinem Hause herrschte eine unerträgliche Hitze, aber die musterhafteste Reinlichkeit. Nachdem er mir einen vollständigen Anzug gegeben hatte, setzten wir uns zu Tisch. Man trug Schnitten kalten Rindfleisches auf, die mit heißem Wasser begossen wurden. Das zweite Gericht war ein großer gebratener Vogel von einer unbekannten Art, der vortrefflich schmeckte. Als wir einen Theil davon gegessen hatten, nahm man ihn von der Tafel, um den Rest als Zwischengericht zubereitet nochmals aufzutragen. Dann folgte Fisch, auf zwei verschiedene Arten zubereitet. Unser Getränk war Quaß, und dieser Theil der Bewirthung gefiel uns am wenigsten. Die Frau des Officiers trug mehrere Gerichte selbst auf, aß aber nicht mit uns. Die Unterhaltung beschränkte sich auf Verbeu-

gungen und auf Zeichen, in denen jeder Theil die Bedeutung aufsuchte, welche der andere Theil ihnen geben wollte.

Am 4. Mai kamen ein russischer Kaufmann aus Bolscherezk und ein Deutscher Namens Port an Bord. Da Herr Webber ein geborner Deutscher ist, so kam eine lebhafte Unterredung in Gang. Wir erfuhren nun den Grund der kriegerischen Vorbereitungen, die uns in so hohem Grade aufgefallen waren. Einige hatten uns für Seeräuber, Andere für Franzosen gehalten, und es war die ganze Energie des Statthalters erforderlich gewesen, um die Bevölkerung abzuhalten, ins Innere zu fliehen.

Die Furcht, die der französische Name erregte, erklärte sich durch einen Aufstand, der wenige Jahre zuvor ausgebrochen war und bei dem der Oberbefehlshaber von Kamtschatka sein Leben verloren hatte. Man erzählte uns, daß ein polnischer Officier Namens Benjowsky, der in dieses Land verbannt worden war, die in Bolscherezk herrschende Unordnung und Verwirrung benutzt und eine in der Mündung des Flusses ankernde Galiote weggenommen habe. Er nahm so viele russische Matrosen mit, als er zur Lenkung des Schiffes brauchte, und steuerte nach den Kurilen, wo er einen Theil der Mannschaft aussetzte. Von den Kurilen fuhr er nach Japan, besuchte die Philippinen und erkundigte sich dort, wie er steuern müsse, um Canton zu erreichen. In dieser Stadt wendete er sich an die Franzosen, die ihm auf einem nach Europa zurückkehrenden Ostindienfahrer Aufnahme gewährten. Auch die meisten russischen Matrosen kehrten auf französischen Schiffen nach Europa zurück. Wir trafen in Petropaulowsk drei Matrosen, welche die Reise Benjowsky's mitgemacht hatten. Als wir in Canton waren, wurde uns von den Supercargos unserer Factoreien die Wahrheit dieser Erzählung bestätigt.

Wenn wir uns hinsichtlich der Schönheit von Petropaulowsk arg getäuscht hatten, so fanden wir dagegen eine Gastfreundschaft, die wir nie für möglich gehalten haben würden. In diesem Ende der Welt, das rauher und ärmlicher war, als irgend ein Land, das wir bisher gesehen hatten, wo der Civilisation jedes Mittel fehlte, sich geltend zu machen, in diesem von ewigem Eise umlagerten und selbst im Sommer mit Schnee bedeckten Gebiet, in diesem erbärmlichen Hafen, der von

gungen und auf Zeichen, in denen jeder Theil die Bedeutung aufsuchte, welche der andere Theil ihnen geben wollte.

Am 4. Mai kamen ein russischer Kaufmann aus Bolscherezk und ein Deutscher Namens Port an Bord. Da Herr Webber ein geborner Deutscher ist, so kam eine lebhafte Unterredung in Gang. Wir erfuhren nun den Grund der kriegerischen Vorbereitungen, die uns in so hohem Grade aufgefallen waren. Einige hatten uns für Seeräuber, Andere für Franzosen gehalten, und es war die ganze Energie des Statthalters erforderlich gewesen, um die Bevölkerung abzuhalten, ins Innere zu fliehen.

Die Furcht, die der französische Name erregte, erklärte sich durch einen Aufstand, der wenige Jahre zuvor ausgebrochen war und bei dem der Oberbefehlshaber von Kamtschatka sein Leben verloren hatte. Man erzählte uns, daß ein polnischer Officier Namens Benjowsky, der in dieses Land verbannt worden war, die in Bolscherezk herrschende Unordnung und Verwirrung benutzt und eine in der Mündung des Flusses ankernde Galiote weggenommen habe. Er nahm so viele russische Matrosen mit, als er zur Lenkung des Schiffes brauchte, und steuerte nach den Kurilen, wo er einen Theil der Mannschaft aussetzte. Von den Kurilen fuhr er nach Japan, besuchte die Philippinen und erkundigte sich dort, wie er steuern müsse, um Canton zu erreichen. In dieser Stadt wendete er sich an die Franzosen, die ihm auf einem nach Europa zurückkehrenden Ostindienfahrer Aufnahme gewährten. Auch die meisten russischen Matrosen kehrten auf französischen Schiffen nach Europa zurück. Wir trafen in Petropaulowsk drei Matrosen, welche die Reise Benjowsky's mitgemacht hatten. Als wir in Canton waren, wurde uns von den Supercargos unserer Factoreien die Wahrheit dieser Erzählung bestätigt.

Wenn wir uns hinsichtlich der Schönheit von Petropaulowsk arg getäuscht hatten, so fanden wir dagegen eine Gastfreundschaft, die wir nie für möglich gehalten haben würden. In diesem Ende der Welt, das rauher und ärmlicher war, als irgend ein Land, das wir bisher gesehen hatten, wo der Civilisation jedes Mittel fehlte, sich geltend zu machen, in diesem von ewigem Eise umlagerten und selbst im Sommer mit Schnee bedeckten Gebiet, in diesem erbärmlichen Hafen, der von

dem schlechtesten unserer Fischerdörfer weit übertroffen wird, fanden wir eine Gutmüthigkeit und eine Erhabenheit der Gesinnung, die dem gebildetsten, im glücklichsten Klima lebenden Volke Ehre gemacht haben würde.

Major Behm, der Statthalter der Provinz, wohnte in Bolscheretzk. Die Entfernung dieses Ortes von Petropaulowsk beträgt auf dem gewöhnlichen Wege vierunddreißig Meilen. Wir schrieben dem Statthalter am 29. April und hatten am 3. Mai früh Antwort, so daß unser Bote, der einen von Hunden gezogenen Schlitten benutzte, in drei und einem halben Tage achtundsechzig Meilen zurückgelegt hatte. Der Statthalter lud uns nach Bolscheretzk ein, wo wir mehr Lebensmittel finden würden, als in Petropaulowsk. Hier war der Mangel daran in der That so groß, daß man uns nichts als zwei junge Kühe anbieten konnte.

Mit mehreren Begleitern begab ich mich in die Hauptstadt von Kamtschatka und legte den Weg halb in einem Boote, halb in einem Schlitten zurück. Die Jahreszeit war für unsern Zweck die ungünstigste, da die Schiffe, welche alljährlich Lebensmittel zu bringen pflegen, noch nicht angekommen waren. Um so rühmlicher erscheint die Bereitwilligkeit, mit der Herr Behm sich erbot, die vorhandenen Vorräthe mit uns zu theilen. Ich ließ dem großmüthigen Manne durch Herrn Webber meine Zweifel aussprechen, ob es gelingen werde, schwere Gegenstände in dieser Jahreszeit von einer Seite der Halbinsel auf die andere zu transportiren. Er meinte aber, wir wüßten nicht, was er für uns zu thun im Stande sei. Wir möchten ihm nur die Gegenstände, deren wir bedürften, und die Zeit, in der wir sie zu haben wünschten, bezeichnen und alles Andere ihm überlassen. In der That wurden wir mit dem Nöthigen rechtzeitig versorgt. Unsere Wechsel auf London, mit denen wir bezahlen wollten, wies Herr Behm zurück. „Ich bin überzeugt," sagte er, „daß meine Kaiserin das größte Vergnügen empfindet, wenn sie hört, daß ich ihren Verbündeten die Hilfe geleistet habe, die in meiner Macht steht. Sie wird entzückt sein, wenn sie erfährt, daß ihre Besitzungen hier am Ende der Welt Schiffen, die mit einem so wichtigen Unternehmen beauftragt sind, einigen Nutzen gewährt haben. Die anerkannte Großmuth der Kaiserin aller Reußen gestattet mir nicht,

dem schlechtesten unserer Fischerdörfer weit übertroffen wird, fanden wir eine Gutmüthigkeit und eine Erhabenheit der Gesinnung, die dem gebildetsten, im glücklichsten Klima lebenden Volke Ehre gemacht haben würde.

Major Behm, der Statthalter der Provinz, wohnte in Bolscheretzk. Die Entfernung dieses Ortes von Petropaulowsk beträgt auf dem gewöhnlichen Wege vierunddreißig Meilen. Wir schrieben dem Statthalter am 29. April und hatten am 3. Mai früh Antwort, so daß unser Bote, der einen von Hunden gezogenen Schlitten benutzte, in drei und einem halben Tage achtundsechzig Meilen zurückgelegt hatte. Der Statthalter lud uns nach Bolscheretzk ein, wo wir mehr Lebensmittel finden würden, als in Petropaulowsk. Hier war der Mangel daran in der That so groß, daß man uns nichts als zwei junge Kühe anbieten konnte.

Mit mehreren Begleitern begab ich mich in die Hauptstadt von Kamtschatka und legte den Weg halb in einem Boote, halb in einem Schlitten zurück. Die Jahreszeit war für unsern Zweck die ungünstigste, da die Schiffe, welche alljährlich Lebensmittel zu bringen pflegen, noch nicht angekommen waren. Um so rühmlicher erscheint die Bereitwilligkeit, mit der Herr Behm sich erbot, die vorhandenen Vorräthe mit uns zu theilen. Ich ließ dem großmüthigen Manne durch Herrn Webber meine Zweifel aussprechen, ob es gelingen werde, schwere Gegenstände in dieser Jahreszeit von einer Seite der Halbinsel auf die andere zu transportiren. Er meinte aber, wir wüßten nicht, was er für uns zu thun im Stande sei. Wir möchten ihm nur die Gegenstände, deren wir bedürften, und die Zeit, in der wir sie zu haben wünschten, bezeichnen und alles Andere ihm überlassen. In der That wurden wir mit dem Nöthigen rechtzeitig versorgt. Unsere Wechsel auf London, mit denen wir bezahlen wollten, wies Herr Behm zurück. „Ich bin überzeugt," sagte er, „daß meine Kaiserin das größte Vergnügen empfindet, wenn sie hört, daß ich ihren Verbündeten die Hilfe geleistet habe, die in meiner Macht steht. Sie wird entzückt sein, wenn sie erfährt, daß ihre Besitzungen hier am Ende der Welt Schiffen, die mit einem so wichtigen Unternehmen beauftragt sind, einigen Nutzen gewährt haben. Die anerkannte Großmuth der Kaiserin aller Reußen gestattet mir nicht,

Ihre Wechsel anzunehmen. Alles, was ich von Ihnen annehmen kann, ist eine Bescheinigung über die Sachen, die ich Ihnen geliefert habe. Ich werde diese Bescheinigung nach Petersburg schicken, um zu beweisen, daß ich meine Pflicht erfüllt habe."

Das edle, freigebige Benehmen des Statthalters machte nicht blos auf uns, sondern auch auf unsere Matrosen den lebhaftesten Eindruck. Sie hatten im Namen der Besatzung von Bolscherezk vierhundert Pfund Tabak erhalten und wollten ein Gegengeschenk machen. Da sie wußten, daß der Branntwein sehr selten sei — man hatte ihnen in Petropaulowsk vier Silberrubel für die Flasche gegeben, so entsagten sie ihrem Grog und baten uns, den Rum der Besatzung zu schicken. Wer bedenkt, daß Matrosen selbst in heißen Climaten höchst ungern ihren Grog aufgeben, und daß unsere Leute eine Fahrt in den arktischen Meeren vor sich hatten, der wird dieses Opfer zu würdigen wissen. Wir nahmen dasselbe übrigens nicht an und schickten der Besatzung von unserem eigenen Rum.

Am Tage vor unserer Abfahrt hörten wir ein dumpfes Geräusch, das wie ferner Donner klang, und fanden das Verdeck einen Zoll hoch mit Asche bedeckt. Die Luft, die ganz mit dieser Asche erfüllt war, blieb dunkel, und war gegen Norden, woher das Geräusch kam, ganz schwarz. Um Mittag wurden die vulkanischen Entladungen heftiger und waren stets von einem Aschenregen begleitet, mit dem zugleich kleine Steine fielen, bei denen keine Einwirkung des Feuers bemerklich war. Am Abend hatten wir ein heftiges Gewitter, das in dieser dunkeln, nach Schwefel riechenden Luft ein furchtbares Schauspiel gewährte.

Unsere Fahrt gegen Norden dauerte vom 16. Juni bis zum 27. Juli. Dieses Jahr war minder günstig als das vorige. Theile des amerikanischen Festlandes, die uns bei unserem ersten Besuche ein grünes Kleid gezeigt hatten, waren jetzt mit Schnee bedeckt, und längs der ganzen Küste zog sich ein fester Eisrand. Unsere höchste Breite war dieses Mal 70 Grad 33 Min. Hier mußten wir umkehren, da ein unabsehbares Eisfeld, in dem es keine Durchfahrt gab, uns den Weg versperrte. Auf der amerikanischen Seite zurückgewiesen, versuchten wir es mit der asiatischen. Es war hier wie gegenüber. Auf

Ihre Wechsel anzunehmen. Alles, was ich von Ihnen annehmen kann, ist eine Bescheinigung über die Sachen, die ich Ihnen geliefert habe. Ich werde diese Bescheinigung nach Petersburg schicken, um zu beweisen, daß ich meine Pflicht erfüllt habe."

Das edle, freigebige Benehmen des Statthalters machte nicht blos auf uns, sondern auch auf unsere Matrosen den lebhaftesten Eindruck. Sie hatten im Namen der Besatzung von Bolscherezk vierhundert Pfund Tabak erhalten und wollten ein Gegengeschenk machen. Da sie wußten, daß der Branntwein sehr selten sei — man hatte ihnen in Petropaulowsk vier Silberrubel für die Flasche gegeben, so entsagten sie ihrem Grog und baten uns, den Rum der Besatzung zu schicken. Wer bedenkt, daß Matrosen selbst in heißen Climaten höchst ungern ihren Grog aufgeben, und daß unsere Leute eine Fahrt in den arktischen Meeren vor sich hatten, der wird dieses Opfer zu würdigen wissen. Wir nahmen dasselbe übrigens nicht an und schickten der Besatzung von unserem eigenen Rum.

Am Tage vor unserer Abfahrt hörten wir ein dumpfes Geräusch, das wie ferner Donner klang, und fanden das Verdeck einen Zoll hoch mit Asche bedeckt. Die Luft, die ganz mit dieser Asche erfüllt war, blieb dunkel, und war gegen Norden, woher das Geräusch kam, ganz schwarz. Um Mittag wurden die vulkanischen Entladungen heftiger und waren stets von einem Aschenregen begleitet, mit dem zugleich kleine Steine fielen, bei denen keine Einwirkung des Feuers bemerklich war. Am Abend hatten wir ein heftiges Gewitter, das in dieser dunkeln, nach Schwefel riechenden Luft ein furchtbares Schauspiel gewährte.

Unsere Fahrt gegen Norden dauerte vom 16. Juni bis zum 27. Juli. Dieses Jahr war minder günstig als das vorige. Theile des amerikanischen Festlandes, die uns bei unserem ersten Besuche ein grünes Kleid gezeigt hatten, waren jetzt mit Schnee bedeckt, und längs der ganzen Küste zog sich ein fester Eisrand. Unsere höchste Breite war dieses Mal 70 Grad 33 Min. Hier mußten wir umkehren, da ein unabsehbares Eisfeld, in dem es keine Durchfahrt gab, uns den Weg versperrte. Auf der amerikanischen Seite zurückgewiesen, versuchten wir es mit der asiatischen. Es war hier wie gegenüber. Auf

lose Eisfelder folgten große zusammenhängende Flächen, die wir weder durchbrechen noch umsegeln konnten. Allerdings waren diese Flächen in Bewegung, aber sie verschlossen uns stets den Weg. Unsere Fahrt wurde nun im höchsten Grade gefährlich, und namentlich wurde die Discovery einmal so von hohen Eisbergen eingeschlossen, daß sie ohne einen günstigen Windstoß, der sie befreite, verloren gewesen sein würde. In diesem geschlossenen Meere vorwärts zu kommen, war nicht möglich, und so gab Capitain Clerke am 27. Juli den Befehl, gegen Süden zu steuern. Ich gestehe offen, daß wir uns alle darüber freuten. Wir waren nun drei Jahre von unserem Vaterlande entfernt, und einen so ungeheuren Raum wir noch zu durchmessen hatten, betrachteten wir uns doch als auf der Rückkehr begriffen.

Unsere Reisen und Untersuchungen haben es so gut wie gewiß gemacht, daß südlich vom 65. Breitengrade keine Durchfahrt vorhanden ist. Existirt sie überhaupt, so muß der Schiffer, mag er sich nun längs der sibirischen Küste westlich, oder längs der amerikanischen Küste östlich wenden, so wie so die Behringstraße benutzen. Nun beweist das Ergebniß unserer beiden Fahrten, daß das Meer im Norden der Behringstraße im August eisfreier als im Juli ist, und im Monat September entsteht vielleicht eine noch größere Wasserfläche. Nach der Tag- und Nachtgleiche nehmen die Tage so rasch ab, daß sich dann auf kein Thauen mehr rechnen läßt, und man kann vernünftiger Weise nicht annehmen, daß die Wärme der ersten vierzehn Tage des Septembers das Eis des Meeres nördlich von der amerikanischen Küste zerstören wird. Angenommen, dies sei dennoch der Fall, so ist die zur Fahrt brauchbare Zeit viel zu kurz, als daß man hoffen dürfte, die vierhundertundzwanzig Stunden zwischen der Behringstraße und der Baffinsbai in der eisfreien Zeit zurücklegen zu können.

Noch weniger Aussicht auf Erfolg bietet die asiatische Seite. Man wird sich davon überzeugen, wenn man die Berichte der Gefährten Behrings und das Tagebuch Schalauroffs mit unseren Wahrnehmungen vergleicht. Ist die Reise Deschneffs authentisch, so wird durch sie allerdings bewiesen, daß die Nordostspitze Asiens umschifft werden kann. Sagt man sich aber, daß seit der Fahrt dieses Seemannes anderthalb Jahrhunderte verflossen sind und daß in dieser ganzen Zeit, die so viele

lose Eisfelder folgten große zusammenhängende Flächen, die wir weder durchbrechen noch umsegeln konnten. Allerdings waren diese Flächen in Bewegung, aber sie verschlossen uns stets den Weg. Unsere Fahrt wurde nun im höchsten Grade gefährlich, und namentlich wurde die Discovery einmal so von hohen Eisbergen eingeschlossen, daß sie ohne einen günstigen Windstoß, der sie befreite, verloren gewesen sein würde. In diesem geschlossenen Meere vorwärts zu kommen, war nicht möglich, und so gab Capitain Clerke am 27. Juli den Befehl, gegen Süden zu steuern. Ich gestehe offen, daß wir uns alle darüber freuten. Wir waren nun drei Jahre von unserem Vaterlande entfernt, und einen so ungeheuren Raum wir noch zu durchmessen hatten, betrachteten wir uns doch als auf der Rückkehr begriffen.

Unsere Reisen und Untersuchungen haben es so gut wie gewiß gemacht, daß südlich vom 65. Breitengrade keine Durchfahrt vorhanden ist. Existirt sie überhaupt, so muß der Schiffer, mag er sich nun längs der sibirischen Küste westlich, oder längs der amerikanischen Küste östlich wenden, so wie so die Behringstraße benutzen. Nun beweist das Ergebniß unserer beiden Fahrten, daß das Meer im Norden der Behringstraße im August eisfreier als im Juli ist, und im Monat September entsteht vielleicht eine noch größere Wasserfläche. Nach der Tag- und Nachtgleiche nehmen die Tage so rasch ab, daß sich dann auf kein Thauen mehr rechnen läßt, und man kann vernünftiger Weise nicht annehmen, daß die Wärme der ersten vierzehn Tage des Septembers das Eis des Meeres nördlich von der amerikanischen Küste zerstören wird. Angenommen, dies sei dennoch der Fall, so ist die zur Fahrt brauchbare Zeit viel zu kurz, als daß man hoffen dürfte, die vierhundertundzwanzig Stunden zwischen der Behringstraße und der Baffinsbai in der eisfreien Zeit zurücklegen zu können.

Noch weniger Aussicht auf Erfolg bietet die asiatische Seite. Man wird sich davon überzeugen, wenn man die Berichte der Gefährten Behrings und das Tagebuch Schalauroffs mit unseren Wahrnehmungen vergleicht. Ist die Reise Deschneffs authentisch, so wird durch sie allerdings bewiesen, daß die Nordostspitze Asiens umschifft werden kann. Sagt man sich aber, daß seit der Fahrt dieses Seemannes anderthalb Jahrhunderte verflossen sind und daß in dieser ganzen Zeit, die so viele

Entdeckungen sah und sich durch einen allgemeinen Trieb, zu den entlegensten Winkeln der Erde vorzudringen, auszeichnete, Niemand dieselbe Reise hat machen können, so wird man wenig Hoffnung hegen. Nimmt man selbst an, daß ein Schiff in einem ausnehmend günstigen Sommer rings um die sibirische Küste freies Wasser finde und unversehrt die Mündung der Lena erreiche, so würde dieses Schiff noch das Cap Taimura*) umschiffen müssen, das bis zum 78. Breitengrade vorspringt und bis jetzt noch nie umschifft worden ist.

Manche Leute behaupten, starke Gründe sprächen dafür, daß man, je näher man dem Pol komme, um so weniger Eis finden werde. Nach ihrer Ansicht wird alles Eis, das man in den höheren Breiten findet, von den großen Flüssen Amerika's und Sibiriens gebildet. Angenommen, daß die Sache sich wirklich so verhalte, hat man doch immer, ehe man in das jenseitige freie Meer gelangt, den Raum zu durchbrechen, in dem die ungeheuren Eismassen lagern. Ich halte die Annahme aber nicht für richtig. Daß auch das Meer Eis bildet, sahen wir in Kamtschatka, wo wir auch hörten, daß man im Winter auf diesem Meereise weitere Strecken, als der Raum zwischen Asien und Amerika einnimmt, zurücklege**).

---

*) Cap Taimura ist das Cap östlich von der Taimurbai, das auf unseren Karten als Nordostcap oder als Siwero Woststotschny Noß bezeichnet wird. Seine Breite ist 77 Grad 40 Min.

**) Die Theorie von dem offenen Meere und dem Nordpol findet in unseren Tagen wieder tüchtige Verfechter. Irre ich nicht, so hat unser berühmter Petermann sie zuerst wieder angeregt. Man läßt Erfahrungen und wissenschaftliche Gründe für sie sprechen. Es ist Thatsache, daß verschiedene Nordpolfahrer im höchsten Norden ein eisfreieres Meer gefunden haben, als in dem Gewirr von Straßen, in dem man so lange nach der nordwestlichen Durchfahrt gesucht hat. Zwei dieser Wahrnehmungen sind besonders wichtig. Im Winter von 1850 zu 1851 überwinterte Capitain Penny in der Assistancebai in der Nähe der südwestlichen Spitze des Wellingtoncanals. Auf Schlitteneisen gegen Norden gelangte er an dem Punkte, wo der Canal sich westlich wendet, zu einem offenen Meer, das fünf Meilen gegen Westen zog und im Norden von einem Wasserhimmel, d. h. einer dunkeln Stelle am Himmel, die ein Anzeichen von offenem Wasser ist, überwölbt wurde. An Thieren war Ueberfluß, namentlich an Walrossen, die ohne offenes Wasser nicht

Entdeckungen sah und sich durch einen allgemeinen Trieb, zu den entlegensten Winkeln der Erde vorzudringen, auszeichnete, Niemand dieselbe Reise hat machen können, so wird man wenig Hoffnung hegen. Nimmt man selbst an, daß ein Schiff in einem ausnehmend günstigen Sommer rings um die sibirische Küste freies Wasser finde und unversehrt die Mündung der Lena erreiche, so würde dieses Schiff noch das Cap Taimura*) umschiffen müssen, das bis zum 78. Breitengrade vorspringt und bis jetzt noch nie umschifft worden ist.

Manche Leute behaupten, starke Gründe sprächen dafür, daß man, je näher man dem Pol komme, um so weniger Eis finden werde. Nach ihrer Ansicht wird alles Eis, das man in den höheren Breiten findet, von den großen Flüssen Amerika's und Sibiriens gebildet. Angenommen, daß die Sache sich wirklich so verhalte, hat man doch immer, ehe man in das jenseitige freie Meer gelangt, den Raum zu durchbrechen, in dem die ungeheuren Eismassen lagern. Ich halte die Annahme aber nicht für richtig. Daß auch das Meer Eis bildet, sahen wir in Kamtschatka, wo wir auch hörten, daß man im Winter auf diesem Meereise weitere Strecken, als der Raum zwischen Asien und Amerika einnimmt, zurücklege**).

---

*) Cap Taimura ist das Cap östlich von der Taimurbai, das auf unseren Karten als Nordostcap oder als Siwero Woststotschny Noß bezeichnet wird. Seine Breite ist 77 Grad 40 Min.

**) Die Theorie von dem offenen Meere und dem Nordpol findet in unseren Tagen wieder tüchtige Verfechter. Irre ich nicht, so hat unser berühmter Petermann sie zuerst wieder angeregt. Man läßt Erfahrungen und wissenschaftliche Gründe für sie sprechen. Es ist Thatsache, daß verschiedene Nordpolfahrer im höchsten Norden ein eisfreieres Meer gefunden haben, als in dem Gewirr von Straßen, in dem man so lange nach der nordwestlichen Durchfahrt gesucht hat. Zwei dieser Wahrnehmungen sind besonders wichtig. Im Winter von 1850 zu 1851 überwinterte Capitain Penny in der Assistancebai in der Nähe der südwestlichen Spitze des Wellingtoncanals. Auf Schlitteneisen gegen Norden gelangte er an dem Punkte, wo der Canal sich westlich wendet, zu einem offenen Meer, das fünf Meilen gegen Westen zog und im Norden von einem Wasserhimmel, d. h. einer dunkeln Stelle am Himmel, die ein Anzeichen von offenem Wasser ist, überwölbt wurde. An Thieren war Ueberfluß, namentlich an Walrossen, die ohne offenes Wasser nicht

Ehe wir Petropaulowsk erreichten, am 22. August um neun Uhr Morgens, hatten wir das Unglück, unsern Capitain Clerke zu verlieren. Er litt seit unserer Abfahrt von England an der Schwindsucht, und sein langsames Dahinschwinden betrübte uns schon lange. Sein Muth, seine Seelenruhe, die Heiterkeit, die er bis zum letzten Augenblicke bewahrte, und die ruhige Ergebung, mit der er sein Schicksal trug, waren uns ein gewisser Trost. Während der kurzen Zeit seines Oberbefehls verrieth er den größten Eifer und versäumte nichts, was zum Gelingen unseres Unternehmens beitragen konnte. Die Fortschritte seiner Krankheit wurden in dieser Periode so rasch, daß er nicht im Stande war, das rauhe Clima höherer Breiten zu ertragen, aber die Hinfälligkeit seines Körpers verminderte die Kraft und die Thätigkeit seines Geistes

---

existiren können. Penny sah auch Polarhasen, Wölfe, Füchse, Heerden von Rennthieren, große Schwärme von Enten, Gänse und anderem Wassergeflügel. Ueber die zweite noch wichtigere Wahrnehmung berichtet Dr. Kane (Arctic explorations in the years 1853, 1854, 1855). Er lag in der Rensselaerbucht des Smithsundes und rings um ihn und im Süden zog sich eine ununterbrochene Eisschranke hin. Aber weiter im Norden war offenes Meer. Als sein Gefährte Morton der Küste in dieser nördlichen Richtung folgte, war es ihm, als ob niedrigere Breiten vor ihm sich öffneten. Ganze Schwärme von Vögeln, von Rothgänsen, Eidergänsen, arktischen Sturmvögeln, die alle ohne offenes Wasser nicht leben können, zogen hoch oben in der Luft gegen Norden. Die Wasserstraße, der Morton am Ufer folgte, war von Vögeln schwarz, und alle Felsen waren von diesen Thieren bedeckt. Das Eis verschwand gegen Norden immer mehr und hörte an einem Vorgebirge unter 81 Grad 22 Min. nördl. Br. ganz auf. Morton stand auf diesem Vorgebirge vierhundertundachtzig Fuß hoch und konnte das Meer bis zum Parryberge unter 82 Grad 30 Min. überblicken. „In diesem ganzen Raume schwamm nicht ein Stückchen Eis."

Die wissenschaftlichen Gründe für ein offenes Meer am Pol stützen sich vorzüglich auf das Vorhandensein von Strömungen und Winden mit höherer Temperatur. In der Davisstraße sieht man häufig Eisberge gegen den Wind und gegen Norden treiben. Es ist klar, daß ihr tiefgehender Fuß von einer unteren Strömung erfaßt sein und daß diese Strömung irgendwo im Polarmeer zu Tage treten und ihre größere Wärme der Oberfläche mittheilen muß. Diese Strömung fließt durch die Behringstraße ab. Commodore Roggers hat sie dort als die unterste,

Ehe wir Petropaulowsk erreichten, am 22. August um neun Uhr Morgens, hatten wir das Unglück, unsern Capitain Clerke zu verlieren. Er litt seit unserer Abfahrt von England an der Schwindsucht, und sein langsames Dahinschwinden betrübte uns schon lange. Sein Muth, seine Seelenruhe, die Heiterkeit, die er bis zum letzten Augenblicke bewahrte, und die ruhige Ergebung, mit der er sein Schicksal trug, waren uns ein gewisser Trost. Während der kurzen Zeit seines Oberbefehls verrieth er den größten Eifer und versäumte nichts, was zum Gelingen unseres Unternehmens beitragen konnte. Die Fortschritte seiner Krankheit wurden in dieser Periode so rasch, daß er nicht im Stande war, das rauhe Clima höherer Breiten zu ertragen, aber die Hinfälligkeit seines Körpers verminderte die Kraft und die Thätigkeit seines Geistes

---

existiren können. Penny sah auch Polarhasen, Wölfe, Füchse, Heerden von Rennthieren, große Schwärme von Enten, Gänse und anderem Wassergeflügel. Ueber die zweite noch wichtigere Wahrnehmung berichtet Dr. Kane (Arctic explorations in the years 1853, 1854, 1855). Er lag in der Rensselaerbucht des Smithsundes und rings um ihn und im Süden zog sich eine ununterbrochene Eisschranke hin. Aber weiter im Norden war offenes Meer. Als sein Gefährte Morton der Küste in dieser nördlichen Richtung folgte, war es ihm, als ob niedrigere Breiten vor ihm sich öffneten. Ganze Schwärme von Vögeln, von Rothgänsen, Eidergänsen, arktischen Sturmvögeln, die alle ohne offenes Wasser nicht leben können, zogen hoch oben in der Luft gegen Norden. Die Wasserstraße, der Morton am Ufer folgte, war von Vögeln schwarz, und alle Felsen waren von diesen Thieren bedeckt. Das Eis verschwand gegen Norden immer mehr und hörte an einem Vorgebirge unter 81 Grad 22 Min. nördl. Br. ganz auf. Morton stand auf diesem Vorgebirge vierhundertundachtzig Fuß hoch und konnte das Meer bis zum Parryberge unter 82 Grad 30 Min. überblicken. „In diesem ganzen Raume schwamm nicht ein Stückchen Eis."

Die wissenschaftlichen Gründe für ein offenes Meer am Pol stützen sich vorzüglich auf das Vorhandensein von Strömungen und Winden mit höherer Temperatur. In der Davisstraße sieht man häufig Eisberge gegen den Wind und gegen Norden treiben. Es ist klar, daß ihr tiefgehender Fuß von einer unteren Strömung erfaßt sein und daß diese Strömung irgendwo im Polarmeer zu Tage treten und ihre größere Wärme der Oberfläche mittheilen muß. Diese Strömung fließt durch die Behringstraße ab. Commodore Roggers hat sie dort als die unterste,

nicht im geringsten. Obgleich er wußte, daß er durch das Aufschieben seiner Rückkehr unter mildere Breiten die einzige Hoffnung auf Heilung, die ihm noch blieb, aufgab, beharrte er doch bei dem Aufsuchen der Durchfahrt, bis die anderen Officiere erklärten, daß sie unmöglich sei und daß jeder fernere Versuch nicht blos unnütz, sondern auch gefährlich sein werde.

Am 24. landeten wir im Hafen von Petropaulowsk und am 29. bestatteten wir unsern wackern Capitain. Wir erfüllten damit seinen Wunsch zu Lande begraben zu werden. Er ruht unter einem Baume auf einer Höhe, die das Krankenhaus und die Magazine der Russen trägt. Herr Gore übernahm den Oberbefehl über beide Schiffe, und ich trat als Capitain der Discovery ein. Unsere Beziehungen zu den Russen

---

wärmste und salzhaltigste von drei Wasserschichten wahrgenommen und untersucht. Mit diesem warmen Golfstrom verbindet sich ein warmer Wind. Kane und andere Nordpolfahrer sprechen von einem Winde, der in Nordgrönland als Ost oder Südost eintritt und die Kälte plötzlich um 15, ja um 20 Grad R. mildert. Da dieser merkwürdige Wind in allen Fällen hoch oben in der Luft beginnt und erst nach und nach zu den Bergen, endlich zu den Ebenen niedersinkt, so vermuthet man in ihm den rückkehrenden Passat.

Die Eisbildung in den Polargegenden kennen wir besser, als Lieutenant King, aber noch immer nicht genau genug. Nicht die lebendigen Flüsse Sibiriens und Nordamerika's, sondern die erstarrten Eisströme des Landes sind die eigentlichen Eisbildner. Weniger Kane's mit manchen Irrthümern vermischte Mittheilungen über den Humboldtgletscher, einen Riesen, der als dreihundert Fuß hohe glitzernde Glasmauer von Cap Agassiz bis zu Cap Forbes einen Raum von einem Breitengrade einnimmt, als die Arbeiten dänischer Gelehrten (Rink und Petersen) machen es ziemlich gewiß, daß Nordgrönland auf unserer Seite fast alle großen Eismassen der arktischen Meere erzeugt. Das ganze Innere dieses Landes ist ein einziger Gletscher. Forbes und Studer haben die Aehnlichkeiten, die zwischen den Gletschern und den Flüssen bestehen, nachgewiesen. Die nordgrönländischen Gletscher rücken gleich einem Eisstrom vorwärts, suchen in jedem Thale und Fjord Ausgänge und rollen eisige Katarakten ins Meer. Die Masse von Eisbergen und Eisfeldern, die allein von den fünf Fjorden, die Rink am genauesten untersucht hat, alljährlich ausgehen, ist ganz ungeheuer. Der Eisgürtel, der sich an den Küsten bildet, verschwindet dagegen.

nicht im geringsten. Obgleich er wußte, daß er durch das Aufschieben seiner Rückkehr unter mildere Breiten die einzige Hoffnung auf Heilung, die ihm noch blieb, aufgab, beharrte er doch bei dem Aufsuchen der Durchfahrt, bis die anderen Officiere erklärten, daß sie unmöglich sei und daß jeder fernere Versuch nicht blos unnütz, sondern auch gefährlich sein werde.

Am 24. landeten wir im Hafen von Petropaulowsk und am 29. bestatteten wir unsern wackern Capitain. Wir erfüllten damit seinen Wunsch zu Lande begraben zu werden. Er ruht unter einem Baume auf einer Höhe, die das Krankenhaus und die Magazine der Russen trägt. Herr Gore übernahm den Oberbefehl über beide Schiffe, und ich trat als Capitain der Discovery ein. Unsere Beziehungen zu den Russen

---

wärmste und salzhaltigste von drei Wasserschichten wahrgenommen und untersucht. Mit diesem warmen Golfstrom verbindet sich ein warmer Wind. Kane und andere Nordpolfahrer sprechen von einem Winde, der in Nordgrönland als Ost oder Südost eintritt und die Kälte plötzlich um 15, ja um 20 Grad R. mildert. Da dieser merkwürdige Wind in allen Fällen hoch oben in der Luft beginnt und erst nach und nach zu den Bergen, endlich zu den Ebenen niedersinkt, so vermuthet man in ihm den rückkehrenden Passat.

Die Eisbildung in den Polargegenden kennen wir besser, als Lieutenant King, aber noch immer nicht genau genug. Nicht die lebendigen Flüsse Sibiriens und Nordamerika's, sondern die erstarrten Eisströme des Landes sind die eigentlichen Eisbildner. Weniger Kane's mit manchen Irrthümern vermischte Mittheilungen über den Humboldtgletscher, einen Riesen, der als dreihundert Fuß hohe glitzernde Glasmauer von Cap Agassiz bis zu Cap Forbes einen Raum von einem Breitengrade einnimmt, als die Arbeiten dänischer Gelehrten (Rink und Petersen) machen es ziemlich gewiß, daß Nordgrönland auf unserer Seite fast alle großen Eismassen der arktischen Meere erzeugt. Das ganze Innere dieses Landes ist ein einziger Gletscher. Forbes und Studer haben die Aehnlichkeiten, die zwischen den Gletschern und den Flüssen bestehen, nachgewiesen. Die nordgrönländischen Gletscher rücken gleich einem Eisstrom vorwärts, suchen in jedem Thale und Fjord Ausgänge und rollen eisige Katarakten ins Meer. Die Masse von Eisbergen und Eisfeldern, die allein von den fünf Fjorden, die Rink am genauesten untersucht hat, alljährlich ausgehen, ist ganz ungeheuer. Der Eisgürtel, der sich an den Küsten bildet, verschwindet dagegen.

gestalteten sich so freundlich wie zuvor. Es wollte uns scheinen, als ob unsere Freunde minder wohl seien, als im Frühling, und sie behaupteten von uns dasselbe. Ich denke mir, daß die grünbekleidete Farbe die bleiche Farbe der Russen und unserer selbst mehr hervortreten ließ. An uns wenigstens bemerkten wir keine Abnahme der Kräfte und der Gesundheit.

Zum zweiten Male mit Lebensmitteln und Schiffsvorräthen, auch mit Tabak, Thee und Zucker reichlich ausgestattet, verließen wir den Hafen am 9. October. Nach den Befehlen der Admiralität sollten wir, falls wir die nordwestliche Durchfahrt nicht erreichten, zur Rückkehr den Weg wählen, auf dem wir den geographischen Kenntnissen den meisten Nutzen bringen zu können hofften. Capitain Gore ließ die Officiere schriftlich erklären, wie diesen Befehlen am besten nachzukommen sei. Alle sprachen sich einstimmig dahin aus, daß der schlechte Zustand der Schiffskörper, der Taue und des Segelwerks uns nicht gestatte, das Meer zwischen Japan und Asien zu durchsegeln. Wir mußten uns daher östlich halten und uns damit begnügen, die Inseln nördlich von Japan, die eine beträchtliche Größe haben, und weder den Russen noch den Japanesen gehorchen sollen, zu untersuchen. Es war von Wichtigkeit, wenn wir dort sichere und bequeme Häfen entdeckten, in denen nahe an zwei großen Reichen ein lebhafter Handelsverkehr entstehen konnte.

Verschiedene Hindernisse nöthigten uns, auch diesen Plan aufzugeben. Am 25. October ließen sich Schwärme wilder Enten und eine Taube auf unser Takelwerk nieder. Viele Vögel, die unsern Hänflingen glichen, flatterten um uns her, und ihr kräftiger Flug bewies, daß sie das Land noch nicht lange verlassen haben konnten. Auch langes Gras und ein Stück Holz schwammen vorbei. Am 26. hatten wir das Vergnügen, im Nordwesten ein hohes Ufer zu sehen, in dem wir die Küste von Japan erkannten. Um neun Uhr waren wir dem Lande, das hier steil und felsig war, bis drei Stunden nahe. Unsere Breite war 40 Grad 5 Min., unsere Länge 142 Grad 28 Min.

Wir folgten dieser Küste bis zum 3. November und bis zu 35 Grad 20 Min. nördl. Breite. Sollte der Leser glauben, daß wir sie zu früh verlassen hätten, so möge er meine Rechtfertigung hören. Kämpfer

gestalteten sich so freundlich wie zuvor. Es wollte uns scheinen, als ob unsere Freunde minder wohl seien, als im Frühling, und sie behaupteten von uns dasselbe. Ich denke mir, daß die grünbekleidete Farbe die bleiche Farbe der Russen und unserer selbst mehr hervortreten ließ. An uns wenigstens bemerkten wir keine Abnahme der Kräfte und der Gesundheit.

Zum zweiten Male mit Lebensmitteln und Schiffsvorräthen, auch mit Tabak, Thee und Zucker reichlich ausgestattet, verließen wir den Hafen am 9. October. Nach den Befehlen der Admiralität sollten wir, falls wir die nordwestliche Durchfahrt nicht erreichten, zur Rückkehr den Weg wählen, auf dem wir den geographischen Kenntnissen den meisten Nutzen bringen zu können hofften. Capitain Gore ließ die Officiere schriftlich erklären, wie diesen Befehlen am besten nachzukommen sei. Alle sprachen sich einstimmig dahin aus, daß der schlechte Zustand der Schiffskörper, der Taue und des Segelwerks uns nicht gestatte, das Meer zwischen Japan und Asien zu durchsegeln. Wir mußten uns daher östlich halten und uns damit begnügen, die Inseln nördlich von Japan, die eine beträchtliche Größe haben, und weder den Russen noch den Japanesen gehorchen sollen, zu untersuchen. Es war von Wichtigkeit, wenn wir dort sichere und bequeme Häfen entdeckten, in denen nahe an zwei großen Reichen ein lebhafter Handelsverkehr entstehen konnte.

Verschiedene Hindernisse nöthigten uns, auch diesen Plan aufzugeben. Am 25. October ließen sich Schwärme wilder Enten und eine Taube auf unser Takelwerk nieder. Viele Vögel, die unsern Hänflingen glichen, flatterten um uns her, und ihr kräftiger Flug bewies, daß sie das Land noch nicht lange verlassen haben konnten. Auch langes Gras und ein Stück Holz schwammen vorbei. Am 26. hatten wir das Vergnügen, im Nordwesten ein hohes Ufer zu sehen, in dem wir die Küste von Japan erkannten. Um neun Uhr waren wir dem Lande, das hier steil und felsig war, bis drei Stunden nahe. Unsere Breite war 40 Grad 5 Min., unsere Länge 142 Grad 28 Min.

Wir folgten dieser Küste bis zum 3. November und bis zu 35 Grad 20 Min. nördl. Breite. Sollte der Leser glauben, daß wir sie zu früh verlassen hätten, so möge er meine Rechtfertigung hören. Kämpfer

beschreibt sie als die gefährlichste Küste der Welt, und im Fall eines Unglücks würden wir in keinem Hafen Aufnahme gefunden haben. Wir wissen aus den besten und zuverlässigsten Quellen, daß die Japanesen gegen alle Fremden hart und grausam verfahren. Nun waren unsere Schiffe in einem so schlechten Zustande, daß es Vermessenheit gewesen sein würde, einer solchen Küste zu folgen. Unsere Segel waren so abgenutzt, daß sie keinem Windstoße Widerstand leisten konnten, und unser Takelwerk hatte so durch Fäulniß gelitten, daß wir es in jedem Augenblicke ausbessern mußten.

Wir nahmen unseren Curs so, daß wir in die Nähe des Meridians der Ladronen und der Straße, welche die Schiffe von Manilla wählen, gelangten. Der Zustand des Schiffes machte es lange zweifelhaft, ob wir Macao erreichen würden, oder nach Batavia steuern müßten. Endlich wurde der Wind uns günstig und wir gelangten mit unsern beiden schlechten Seglern glücklich nach Macao.

Kaum hatten wir auf der Rhede geankert, als einer der chinesischen Händler, die man compradors nennt, an Bord kam. Er verkaufte jedem Schiffe zweihundert Pfund Rindfleisch und eine beträchtliche Menge Eier, Gemüse und Orangen. Er verpflichtete sich, uns alle Tage mit Lebensmitteln zu versorgen, verlangte aber Vorausbezahlung. Im Auftrage des Capitains ging ich ans Land, um den portugiesischen Statthalter um die Gemüse zu bitten, welche wir brauchten. Ich fand den besten Willen, doch spannte ich meine Erwartungen darum nicht zu hoch, weil ich wußte, daß die Portugiesen hinsichtlich der Lebensmittel in jeder Beziehung von den Chinesen abhingen. Ich erhielt hier einen Beweis, wie tief die Macht der Portugiesen gesunken sei. Als ich nämlich um ein Boot nach Canton bat, erhielt ich zur Antwort, daß man mir keines zu geben wage, wenn nicht der chinesische Zollbeamte zuvor seine Erlaubniß ertheile.

Als ich zum Schiff zurückkehrte, hatte der Comprador die Flucht ergriffen und eine Geldsumme, die ihm vorausbezahlt worden war, mitgenommen. Wir fanden einen anderen, der aber blos Nachts Vorräthe schicken wollte. Er that dies entweder, um uns höhere Preise ansetzen zu können, oder um die Mandarinen um den Ausfuhrzoll zu betrügen. In dieser Zeit herrschte gerade ein Streit zwischen den

beschreibt sie als die gefährlichste Küste der Welt, und im Fall eines Unglücks würden wir in keinem Hafen Aufnahme gefunden haben. Wir wissen aus den besten und zuverlässigsten Quellen, daß die Japanesen gegen alle Fremden hart und grausam verfahren. Nun waren unsere Schiffe in einem so schlechten Zustande, daß es Vermessenheit gewesen sein würde, einer solchen Küste zu folgen. Unsere Segel waren so abgenutzt, daß sie keinem Windstoße Widerstand leisten konnten, und unser Takelwerk hatte so durch Fäulniß gelitten, daß wir es in jedem Augenblicke ausbessern mußten.

Wir nahmen unseren Curs so, daß wir in die Nähe des Meridians der Ladronen und der Straße, welche die Schiffe von Manilla wählen, gelangten. Der Zustand des Schiffes machte es lange zweifelhaft, ob wir Macao erreichen würden, oder nach Batavia steuern müßten. Endlich wurde der Wind uns günstig und wir gelangten mit unsern beiden schlechten Seglern glücklich nach Macao.

Kaum hatten wir auf der Rhede geankert, als einer der chinesischen Händler, die man compradors nennt, an Bord kam. Er verkaufte jedem Schiffe zweihundert Pfund Rindfleisch und eine beträchtliche Menge Eier, Gemüse und Orangen. Er verpflichtete sich, uns alle Tage mit Lebensmitteln zu versorgen, verlangte aber Vorausbezahlung. Im Auftrage des Capitains ging ich ans Land, um den portugiesischen Statthalter um die Gemüse zu bitten, welche wir brauchten. Ich fand den besten Willen, doch spannte ich meine Erwartungen darum nicht zu hoch, weil ich wußte, daß die Portugiesen hinsichtlich der Lebensmittel in jeder Beziehung von den Chinesen abhingen. Ich erhielt hier einen Beweis, wie tief die Macht der Portugiesen gesunken sei. Als ich nämlich um ein Boot nach Canton bat, erhielt ich zur Antwort, daß man mir keines zu geben wage, wenn nicht der chinesische Zollbeamte zuvor seine Erlaubniß ertheile.

Als ich zum Schiff zurückkehrte, hatte der Comprador die Flucht ergriffen und eine Geldsumme, die ihm vorausbezahlt worden war, mitgenommen. Wir fanden einen anderen, der aber blos Nachts Vorräthe schicken wollte. Er that dies entweder, um uns höhere Preise ansetzen zu können, oder um die Mandarinen um den Ausfuhrzoll zu betrügen. In dieser Zeit herrschte gerade ein Streit zwischen den

englischen Factoreien und den chinesischen Behörden. Die chinesischen Kaufleute schuldeten der ostindischen Gesellschaft etwa eine Million Pfund, und es war eine unserer Fregatten hieher geschickt worden, um die Bezahlung zu beschleunigen. Die Vexationen der Behörden nahmen von Tage zu Tage zu, so daß unsere Kaufleute fürchteten, sie müßten den chinesischen Handel bald ganz aufgeben, oder dieselben Beschimpfungen ertragen, denen man in Japan die Holländer unterwirft.

Ein englischer Kaufmann aus einer unserer indischen Niederlassungen brauchte einige Leute, um ein Schiff, das er in Macao gekauft hatte, nach Canton zu führen. Diese Art, in jene Stadt zu gelangen, war mir nicht gerade die liebste, aber ich benutzte sie, weil ich persönlich in den englischen Factoreien die Absendung der Vorräthe, deren wir bedurften, betreiben wollte. In Canton erhielt ich Alles, was ich wünschte, aber leider weder Seile noch Segel, die uns am nöthigsten waren. Ich war während meines dortigen Aufenthalts so unwohl, daß ich die Unannehmlichkeit, in der nächsten Nähe einer volkreichen und höchst interessanten Stadt zu sein, und sie nicht betreten zu dürfen, wenig empfand.

Auf der Rhede von Macao setzten wir unsere Schiffe in einen vertheidigungsfähigen Zustand, so unwahrscheinlich es auch war, daß wir angegriffen werden würden. Wir erfuhren nämlich, daß der französische Hof allen Schiffen seiner Kriegsflotte den Befehl hatte zugehen lassen, uns unbehelligt zu lassen, und daß der amerikanische Congreß diesem Beispiel gefolgt war. In gerechter Anerkennung dieser rücksichtsvollen Politik beschloß Capitain Gore, unterwegs kein Schiff feindlich zu behandeln und bis zu unserer Ankunft in England die strengste Neutralität zu bewahren.

Nachdem wir vor Macclesfieldbank vorbeigesegelt waren, wo wir erst mit fünfzig Faden Grund fanden, war Pulo Sapata das erste Land, das wir sahen. Diese Insel hat den Namen Sapata bekommen, weil sie wie ein Schuh geformt ist. Sie liegt nach unseren Beobachtungen unter 10 Grad 4 Min. nördl. Breite. Zwei Tage später sahen wir Pulo Condore im Westen. Beide Namen sind malayisch: pulo heißt Insel und condore Calebasse. In der That giebt es auf dieser

englischen Factoreien und den chinesischen Behörden. Die chinesischen Kaufleute schuldeten der ostindischen Gesellschaft etwa eine Million Pfund, und es war eine unserer Fregatten hieher geschickt worden, um die Bezahlung zu beschleunigen. Die Vexationen der Behörden nahmen von Tage zu Tage zu, so daß unsere Kaufleute fürchteten, sie müßten den chinesischen Handel bald ganz aufgeben, oder dieselben Beschimpfungen ertragen, denen man in Japan die Holländer unterwirft.

Ein englischer Kaufmann aus einer unserer indischen Niederlassungen brauchte einige Leute, um ein Schiff, das er in Macao gekauft hatte, nach Canton zu führen. Diese Art, in jene Stadt zu gelangen, war mir nicht gerade die liebste, aber ich benutzte sie, weil ich persönlich in den englischen Factoreien die Absendung der Vorräthe, deren wir bedurften, betreiben wollte. In Canton erhielt ich Alles, was ich wünschte, aber leider weder Seile noch Segel, die uns am nöthigsten waren. Ich war während meines dortigen Aufenthalts so unwohl, daß ich die Unannehmlichkeit, in der nächsten Nähe einer volkreichen und höchst interessanten Stadt zu sein, und sie nicht betreten zu dürfen, wenig empfand.

Auf der Rhede von Macao setzten wir unsere Schiffe in einen vertheidigungsfähigen Zustand, so unwahrscheinlich es auch war, daß wir angegriffen werden würden. Wir erfuhren nämlich, daß der französische Hof allen Schiffen seiner Kriegsflotte den Befehl hatte zugehen lassen, uns unbehelligt zu lassen, und daß der amerikanische Congreß diesem Beispiel gefolgt war. In gerechter Anerkennung dieser rücksichtsvollen Politik beschloß Capitain Gore, unterwegs kein Schiff feindlich zu behandeln und bis zu unserer Ankunft in England die strengste Neutralität zu bewahren.

Nachdem wir vor Macclesfieldbank vorbeigesegelt waren, wo wir erst mit fünfzig Faden Grund fanden, war Pulo Sapata das erste Land, das wir sahen. Diese Insel hat den Namen Sapata bekommen, weil sie wie ein Schuh geformt ist. Sie liegt nach unseren Beobachtungen unter 10 Grad 4 Min. nördl. Breite. Zwei Tage später sahen wir Pulo Condore im Westen. Beide Namen sind malayisch: pulo heißt Insel und condore Calebasse. In der That giebt es auf dieser

Insel viele Calebassen. Sie ist von Flüchtlingen aus Cambodscha und Cochinchina bewohnt und bietet weit mehr Hilfsmittel dar, als zu Dampierre's Zeit. Namentlich hat sie viele wilde Hühner, deren Hähne wie die unsrigen krähen. Die hiesigen Büffel sind außerordentlich wilde und starke Thiere, aber merkwürdiger Weise lassen sie sich, während sie auf Erwachsene wüthend losgehen, von kleinen Kindern leiten. Man überreichte uns hier eine Art französischer Bescheinigung, welche die Unterschrift „Peter Joseph Georg, Bischof von Adran und apostolischer Vicar von Cochinchina" trug und dahin lautete, daß der Träger derselben vom Hofe nach Pulo Condore geschickt sei, um jedes europäische Schiff, das hieher komme, nach einem Hafen zu geleiten oder es mit zuverlässigen Nachrichten zu versehen. Der Ueberbringer dieser Bescheinigung war ein Cochinchinese aus der Hauptstadt des Reichs, der sich nach seiner Taufe durch die französische Mission Lucas nannte. Ein an die „Capitaine aller europäischen Schiffe, die in Condore ankern werden," gerichteter Brief, den er uns einhändigte, verschaffte uns weitere Aufklärung. Lucas war ein Lootse und sollte etwa ankommende europäische Schiffe zu einem Hafen des Festlandes führen, der in einem Tage zu erreichen sei. Allerdings erwartete man zunächst ein französisches Schiff, aber sein Auftrag lautete für alle europäischen Schiffe überhaupt, und selbst als wir ihm erklärten, daß wir Engländer und mit den Franzosen im Kriege seien, erklärte er sich bereit, uns als Lootse zu dienen. Er erbat sich eine Empfehlung an die Capitaine der Schiffe, welche hier ankern würden. Er war uns von wesentlichem Nutzen gewesen und wir gaben ihm daher nicht blos die Empfehlung, sondern auch ein beträchtliches Geschenk nebst einem Fernrohr für den Bischof von Adran.

Wir segelten bei Pulo Timoan vorbei und sahen am 3. Februar 1780 die Insel Banca, in deren Straße wir einliefen. Man pflegt sich näher an die Küste von Sumatra als an die von Banca zu halten. Die erstere ist bis zum Ufer des Meeres mit Wald bekleidet und zugleich so niedrig, daß sie von der Fluth überströmt wird. Das Verdampfen des Wassers erzeugt die Dünste und Nebel, die an jedem Morgen auf der Insel lagen, bis die höher steigende Sonne sie auflöste.

Insel viele Calebassen. Sie ist von Flüchtlingen aus Cambodscha und Cochinchina bewohnt und bietet weit mehr Hilfsmittel dar, als zu Dampierre's Zeit. Namentlich hat sie viele wilde Hühner, deren Hähne wie die unsrigen krähen. Die hiesigen Büffel sind außerordentlich wilde und starke Thiere, aber merkwürdiger Weise lassen sie sich, während sie auf Erwachsene wüthend losgehen, von kleinen Kindern leiten. Man überreichte uns hier eine Art französischer Bescheinigung, welche die Unterschrift „Peter Joseph Georg, Bischof von Adran und apostolischer Vicar von Cochinchina" trug und dahin lautete, daß der Träger derselben vom Hofe nach Pulo Condore geschickt sei, um jedes europäische Schiff, das hieher komme, nach einem Hafen zu geleiten oder es mit zuverlässigen Nachrichten zu versehen. Der Ueberbringer dieser Bescheinigung war ein Cochinchinese aus der Hauptstadt des Reichs, der sich nach seiner Taufe durch die französische Mission Lucas nannte. Ein an die „Capitaine aller europäischen Schiffe, die in Condore ankern werden," gerichteter Brief, den er uns einhändigte, verschaffte uns weitere Aufklärung. Lucas war ein Lootse und sollte etwa ankommende europäische Schiffe zu einem Hafen des Festlandes führen, der in einem Tage zu erreichen sei. Allerdings erwartete man zunächst ein französisches Schiff, aber sein Auftrag lautete für alle europäischen Schiffe überhaupt, und selbst als wir ihm erklärten, daß wir Engländer und mit den Franzosen im Kriege seien, erklärte er sich bereit, uns als Lootse zu dienen. Er erbat sich eine Empfehlung an die Capitaine der Schiffe, welche hier ankern würden. Er war uns von wesentlichem Nutzen gewesen und wir gaben ihm daher nicht blos die Empfehlung, sondern auch ein beträchtliches Geschenk nebst einem Fernrohr für den Bischof von Adran.

Wir segelten bei Pulo Timoan vorbei und sahen am 3. Februar 1780 die Insel Banca, in deren Straße wir einliefen. Man pflegt sich näher an die Küste von Sumatra als an die von Banca zu halten. Die erstere ist bis zum Ufer des Meeres mit Wald bekleidet und zugleich so niedrig, daß sie von der Fluth überströmt wird. Das Verdampfen des Wassers erzeugt die Dünste und Nebel, die an jedem Morgen auf der Insel lagen, bis die höher steigende Sonne sie auflöste.

In der Sunda-Straße lagen zwei holländische Schiffe. Wenn diese Fahrzeuge ihre Ladung ziemlich eingenommen haben, verlassen sie Batavia, um der entsetzlich ungesunden Luft zu entgehen, und begeben sich zu einer der kleineren und gesünderen Inseln, wo sie auf den Rest ihrer Waaren und auf ihre Depeschen warten. Trotz dieser Vorsicht hatte das größere der beiden Schiffe, das seit vierzehn Tagen an dieser Stelle lag, nach seiner Abfahrt von Batavia bereits vier Matrosen verloren und noch vier Kranke, an deren Aufkommen man verzweifelte. Auch wir erfuhren die Wirkungen dieses verpesteten Climas von dem Augenblicke an, als wir in die Banca-Straße segelten. Zwei unserer Leute bekamen das Fieber, starke Rheumatismen herrschten im ganzen Schiffe, Viele klagten über unerträgliche Kopfschmerzen, und diejenigen, welche sich am besten befanden, litten an einer erstickenden Hitze, mit der eine große Mattigkeit und ein gänzlicher Mangel an Appetit verbunden waren. Unsere Lage war längere Zeit eine eben so unangenehme wie beunruhigende, doch endlich verließen wir diese verhängnißvollen Gewässer, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben. Wahrscheinlich verdankten wir dieses glückliche Resultat der kräftigen Gesundheit, deren wir uns alle bei unserer Ankunft erfreuten, und der Beobachtung der von Herrn Cook eingeführten Gesundheitsregeln, die uns zur zweiten Natur geworden war.

Im offenen Meere stießen wir auf ein Kriegsschiff, das gegen uns heransegelte, und bereiteten uns zum Kampfe vor. Von der Höhe der Masten bemerkten wir bald darauf fünf andere Schiffe, welche sämmtlich denselben Curs hielten. Es trat nun Nebel ein, und wir verloren die fremde Flotille aus Sicht. Einige Tage später begegnete uns ein Packetboot unserer englisch-ostindischen Gesellschaft, das kurz vorher aus der Tafelbai ausgelaufen war und mit Befehlen für unsere China- und Ostindienfahrer kreuzte. Wir erfuhren nun, daß das Geschwader des Herrn von Tronjolly vor drei Wochen das Cap sechs Schiffe stark verlassen habe, um unserer Handelsflotte aufzulauern. Die sechs Schiffe, die wir gesehen hatten, waren vermuthlich dieses Geschwader, das seinen Zweck verfehlt hatte und nach Ile de France zurückkehrte.

Zum Cap war uns die Nachricht vorausgegangen, daß unsere Schiffe im bedauernswürdigsten Zustande seien. Ein holländisches

In der Sunda-Straße lagen zwei holländische Schiffe. Wenn diese Fahrzeuge ihre Ladung ziemlich eingenommen haben, verlassen sie Batavia, um der entsetzlich ungesunden Luft zu entgehen, und begeben sich zu einer der kleineren und gesünderen Inseln, wo sie auf den Rest ihrer Waaren und auf ihre Depeschen warten. Trotz dieser Vorsicht hatte das größere der beiden Schiffe, das seit vierzehn Tagen an dieser Stelle lag, nach seiner Abfahrt von Batavia bereits vier Matrosen verloren und noch vier Kranke, an deren Aufkommen man verzweifelte. Auch wir erfuhren die Wirkungen dieses verpesteten Climas von dem Augenblicke an, als wir in die Banca-Straße segelten. Zwei unserer Leute bekamen das Fieber, starke Rheumatismen herrschten im ganzen Schiffe, Viele klagten über unerträgliche Kopfschmerzen, und diejenigen, welche sich am besten befanden, litten an einer erstickenden Hitze, mit der eine große Mattigkeit und ein gänzlicher Mangel an Appetit verbunden waren. Unsere Lage war längere Zeit eine eben so unangenehme wie beunruhigende, doch endlich verließen wir diese verhängnißvollen Gewässer, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben. Wahrscheinlich verdankten wir dieses glückliche Resultat der kräftigen Gesundheit, deren wir uns alle bei unserer Ankunft erfreuten, und der Beobachtung der von Herrn Cook eingeführten Gesundheitsregeln, die uns zur zweiten Natur geworden war.

Im offenen Meere stießen wir auf ein Kriegsschiff, das gegen uns heransegelte, und bereiteten uns zum Kampfe vor. Von der Höhe der Masten bemerkten wir bald darauf fünf andere Schiffe, welche sämmtlich denselben Curs hielten. Es trat nun Nebel ein, und wir verloren die fremde Flotille aus Sicht. Einige Tage später begegnete uns ein Packetboot unserer englisch-ostindischen Gesellschaft, das kurz vorher aus der Tafelbai ausgelaufen war und mit Befehlen für unsere China- und Ostindienfahrer kreuzte. Wir erfuhren nun, daß das Geschwader des Herrn von Tronjolly vor drei Wochen das Cap sechs Schiffe stark verlassen habe, um unserer Handelsflotte aufzulauern. Die sechs Schiffe, die wir gesehen hatten, waren vermuthlich dieses Geschwader, das seinen Zweck verfehlt hatte und nach Ile de France zurückkehrte.

Zum Cap war uns die Nachricht vorausgegangen, daß unsere Schiffe im bedauernswürdigsten Zustande seien. Ein holländisches

Schiff, das vor uns von Macao abgesegelt war, hatte ausgesprengt, daß auf der Resolution noch vierzehn und auf der Discovery sieben Menschen lebten. Welchen Zweck man bei dieser frechen und boshaften Lüge hatte, ist schwer einzusehen. Der Tod Herrn Cooks war bekannt und rief die lebhafteste Trauer hervor. Man bestätigte uns hier, daß sowohl die französischen und spanischen, als die amerikanischen Schiffe Befehl hätten, uns nicht anzugreifen.

Am 9. Mai hatten wir alle unsere Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse eingeschifft und gingen unter Segel. Am 14. erreichten wir das Gebiet des Südost-Passats, von dem wir uns westlich von den Inseln St. Helena und Ascension vorbeiführen ließen. Am 31. befanden wir uns unter 12 Grad 18 Min. südl. Breite und 15 Grad 14 Min. westl. Länge.

Am 12. Juni durchschnitten wir unter 26 Grad 16 Min. westl. L. den Aequator. Es war dies das vierte Mal, daß wir auf dieser Reise die Linie passirten. Wir kamen nun in eine Strömung, die mit einer Geschwindigkeit von einem halben Knoten in der Stunde gegen Nordnordosten lief. Mit ihr segelten wir bis zur Mitte des Juli zu dem Punkte, wo sie eine südwestliche Richtung annimmt.

Die irische Westküste sahen wir am 12. August. Von ungünstigen Winden aufgehalten, warfen wir erst am 22. in Stromneß Anker, von wo ich auf der Stelle mit Depeschen für die Admiralität nach London ging. Am 4. October kamen unsere Schiffe nach einer Abwesenheit von vier Jahren, zwei Monaten und zweiundzwanzig Tagen glücklich in Nore an.

Als ich die Discovery verließ, war die ganze Mannschaft gesund. Die Resolution hatte drei Kranke im Stadium der Genesung, und nur einer derselben war nicht im Stande, Dienst zu thun. Das Flaggenschiff hatte während der ganzen Reise an Krankheiten blos fünf Menschen verloren, von denen drei bereits bei der Abfahrt von England eine schwankende Gesundheit hatten. Auf der Discovery war nicht ein einziger Mann gestorben. Die gewissenhafte Befolgung der Vorschriften über Lebensweise und Reinlichkeit, die Herr Cook erlassen hatte, war die Hauptursache dieser höchst erfreulichen Erscheinung. Allerdings würden auch wir zuletzt die üblen Folgen, die der lange und ausschließ-

Schiff, das vor uns von Macao abgesegelt war, hatte ausgesprengt, daß auf der Resolution noch vierzehn und auf der Discovery sieben Menschen lebten. Welchen Zweck man bei dieser frechen und boshaften Lüge hatte, ist schwer einzusehen. Der Tod Herrn Cooks war bekannt und rief die lebhafteste Trauer hervor. Man bestätigte uns hier, daß sowohl die französischen und spanischen, als die amerikanischen Schiffe Befehl hätten, uns nicht anzugreifen.

Am 9. Mai hatten wir alle unsere Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse eingeschifft und gingen unter Segel. Am 14. erreichten wir das Gebiet des Südost-Passats, von dem wir uns westlich von den Inseln St. Helena und Ascension vorbeiführen ließen. Am 31. befanden wir uns unter 12 Grad 18 Min. südl. Breite und 15 Grad 14 Min. westl. Länge.

Am 12. Juni durchschnitten wir unter 26 Grad 16 Min. westl. L. den Aequator. Es war dies das vierte Mal, daß wir auf dieser Reise die Linie passirten. Wir kamen nun in eine Strömung, die mit einer Geschwindigkeit von einem halben Knoten in der Stunde gegen Nordnordosten lief. Mit ihr segelten wir bis zur Mitte des Juli zu dem Punkte, wo sie eine südwestliche Richtung annimmt.

Die irische Westküste sahen wir am 12. August. Von ungünstigen Winden aufgehalten, warfen wir erst am 22. in Stromneß Anker, von wo ich auf der Stelle mit Depeschen für die Admiralität nach London ging. Am 4. October kamen unsere Schiffe nach einer Abwesenheit von vier Jahren, zwei Monaten und zweiundzwanzig Tagen glücklich in Nore an.

Als ich die Discovery verließ, war die ganze Mannschaft gesund. Die Resolution hatte drei Kranke im Stadium der Genesung, und nur einer derselben war nicht im Stande, Dienst zu thun. Das Flaggenschiff hatte während der ganzen Reise an Krankheiten blos fünf Menschen verloren, von denen drei bereits bei der Abfahrt von England eine schwankende Gesundheit hatten. Auf der Discovery war nicht ein einziger Mann gestorben. Die gewissenhafte Befolgung der Vorschriften über Lebensweise und Reinlichkeit, die Herr Cook erlassen hatte, war die Hauptursache dieser höchst erfreulichen Erscheinung. Allerdings würden auch wir zuletzt die üblen Folgen, die der lange und ausschließ-

liche Genuß von gesalzenen Lebensmitteln nach sich zieht, empfunden haben, wenn wir nicht, so oft sich die Gelegenheit dazu darbot, frische Lebensmittel eingenommen hätten. Vom Sauerkraut und von Bouillontafeln machten wir sehr häufig Gebrauch. Was die antiscorbutischen Mittel betrifft, mit denen wir reichlich versehen waren, so hatten wir keine Veranlassung zu ihnen unsere Zuflucht zu nehmen. Während unserer ganzen Reise zeigte sich an beiden Schiffen nicht die leiseste Spur von Scorbut.

Noch erstaunlicher, als dieser vortreffliche Gesundheitszustand, ist die Thatsache, daß die beiden Schiffe auf dieser langen Fahrt in unbekannten Meeren nur zweimal auf längere Zeit als auf vierundzwanzig Stunden getrennt waren. Die erste dieser beiden Trennungen wurde durch einen Unfall veranlaßt, der die Discovery an der Küste von Owhyhee traf, und die zweite durch Nebel vor dem Hafen Petropaulowsk.

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

liche Genuß von gesalzenen Lebensmitteln nach sich zieht, empfunden haben, wenn wir nicht, so oft sich die Gelegenheit dazu darbot, frische Lebensmittel eingenommen hätten. Vom Sauerkraut und von Bouillontafeln machten wir sehr häufig Gebrauch. Was die antiscorbutischen Mittel betrifft, mit denen wir reichlich versehen waren, so hatten wir keine Veranlassung zu ihnen unsere Zuflucht zu nehmen. Während unserer ganzen Reise zeigte sich an beiden Schiffen nicht die leiseste Spur von Scorbut.

Noch erstaunlicher, als dieser vortreffliche Gesundheitszustand, ist die Thatsache, daß die beiden Schiffe auf dieser langen Fahrt in unbekannten Meeren nur zweimal auf längere Zeit als auf vierundzwanzig Stunden getrennt waren. Die erste dieser beiden Trennungen wurde durch einen Unfall veranlaßt, der die Discovery an der Küste von Owhyhee traf, und die zweite durch Nebel vor dem Hafen Petropaulowsk.

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.